HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Brigham Young University

https://archive.org/details/quellenundforsch86tbin

39

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN

86/2006

Herausgegeben vom
Deutschen Historischen Institut
in Rom

Niemeyer

INHALTSVERZEICHNIS

Jahresbericht 2005 . . . . . IX–LV

Karsten Jedlitschka, Das Archiv des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Geschichte und Bestände 1–40

Dieter Geuenich, Germanico = tedesco? Come gli antichi Germani sono diventati gli antenati dei Tedeschi di oggi 41–63

Christoph Dartmann, Adventus ohne Stadtherr. ‚Herrschereinzüge' in den italienischen Stadtkommunen 64–94

Jochen Johrendt, Die Statuten des regulierten Laterankapitels im 13. Jahrhundert. Mit einer Edition der Statuten Gregors IX. (1228) und Nikolaus' IV. (1290) 95–143

Lucas Burkart, Das Verzeichnis als Schatz. Überlegungen zu einem *Inventarium Thesauri Romane Ecclesie* der Biblioteca Apostolica Vaticana (Cod. Ottob. lat. 2516, fol. 126r–132r) 144–207

Kerstin Hitzbleck, Veri et legitimi vicarii et procuratores. Beobachtungen zu Provisionswesen und Stellvertretung an der päpstlichen Kurie von Avignon . . . 208–251

Manuel Vaquero Piñeiro, Die Rentenkaufverträge im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Italien 252–293

Francesco Guidi Bruscoli, San Giovanni dei Fiorentini a Roma. Due secoli di finanziamenti tra pontefici e granduchi, prelati e *mercatanti* 294–320

Almut Bues, Die Italienreise des Dominikaners Martin Gruneweg im Jahre 1602 321–347

Andreas Froese, Die Nation schreiben. Zur Ansiedelung der deutschsprachigen historischen Institute in Rom (1881–1903) 348–400

Innocenzo Cervelli, Die Rezeption Max Webers in Italien (1906–1948). Einige Randbemerkungen 401–433

Ruth Nattermann, Die Tagebücher des Diplomaten Luca Pietromarchi (1938–1940) 434–464

Amedeo Osti Guerrazzi, Un organo della repressione durante la Repubblica sociale italiana. Gli Uffici politici investigativi della Guardia nazionale repubblicana 465–490

Jürgen Klöckler, Verhinderter Archivalienraub in Italien. Theodor Mayer und die Abteilung „Archivschutz" bei der Militärverwaltung in Verona 1943–1945 . . 491–537

Miszellen

Michele Ansani/Valeria Leoni, Experiment einer digitalen Edition urkundlicher Quellen. Der *Codice diplomatico della Lombardia medievale* (8.–12. Jahrhundert) 538–561

Andreas Rehberg, Päpstliche Caritas auf dem Prüfstand. Anmerkungen zu einer neuen Studie zum Heilig-Geist-Orden 562–581

Gabriella Erdélyi, Neue Forschungen zur Apostolischen Pönitentiarie 582–589

Silvia Puteo, Le Domus di S. Maria dell'Anima a Roma. Un primo censimento delle fonti archivistiche 590–596

Dieter Girgensohn, Schriften Paul Fridolin Kehrs in einer neuen Sammlung . . 597–626

Tagungen des Instituts

Eigenbild im Konflikt. Zur Selbstdeutung von Päpsten in Mittelalter und Neuzeit 627–630

Römische Zentrale und kirchliche Peripherie. Das universale Papsttum als Bezugspunkt der Kirchen von den Reformpäpsten bis zu Innozenz III. 631–636

S. Maria dell'Anima. Zur Geschichte einer ‚deutschen' Stiftung in Rom 637–644

Kaiserliches und päpstliches Lehnswesen in der Frühen Neuzeit 645–647

Faschismus und Nationalsozialismus in Italien und Deutschland. Geschichtspolitische Debatten und Inszenierungen seit den Achtziger Jahren 648–655

Die „Achse" im Krieg. Protokoll einer Podiumsdiskussion zur Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in Italien und Deutschland 656–695

Circolo Medievistico Romano 696–698

Anzeigen und Besprechungen 699–978

QUELLEN UND FORSCHUNGEN
AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN
BAND 86

D
5
.Q3
Bd. 86

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN

HERAUSGEGEBEN VOM

DEUTSCHEN

HISTORISCHEN INSTITUT IN ROM

BAND 86

5/10/07
LT

MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

2006

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Redaktion: Alexander Koller

Deutsches Historisches Institut in Rom
Via Aurelia Antica 391
00165 Roma
Italien

http://www.dhi-roma.it

ISBN 13: 978-3-484-83086-8
ISBN 10: 3-484-83086-7 ISSN 0079-9068

© Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2006
Ein Imprint der Walter de Gruyter GmbH & Co. KG
http://www.niemeyer.de
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Gesamtherstellung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten/Allgäu

INHALTSVERZEICHNIS

Jahresbericht 2005 . . . . . IX–LV

Karsten Jedlitschka, Das Archiv des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Geschichte und Bestände 1-40

Dieter Geuenich, Germanico = tedesco? Come gli antichi Germani sono diventati gli antenati dei Tedeschi di oggi 41–63

Christoph Dartmann, Adventus ohne Stadtherr. ‚Herrschereinzüge' in den italienischen Stadtkommunen 64–94

Jochen Johrendt, Die Statuten des regulierten Laterankapitels im 13. Jahrhundert. Mit einer Edition der Statuten Gregors IX. (1228) und Nikolaus' IV. (1290) 95–143

Lucas Burkart, Das Verzeichnis als Schatz. Überlegungen zu einem *Inventarium Thesauri Romane Ecclesie* der Biblioteca Apostolica Vaticana (Cod. Ottob. lat. 2516, fol. 126r–132r) 144–207

Kerstin Hitzbleck, Veri et legitimi vicarii et procuratores. Beobachtungen zu Provisionswesen und Stellvertretung an der päpstlichen Kurie von Avignon 208–251

Manuel Vaquero Piñeiro, Die Rentenkaufverträge im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Italien 252–293

Francesco Guidi Bruscoli, San Giovanni dei Fiorentini a Roma. Due secoli di finanziamenti tra pontefici e granduchi, prelati e *mercatanti* 294–320

Almut Bues, Die Italienreise des Dominikaners Martin Gruneweg im Jahre 1602 321–347

Andreas Froese, Die Nation schreiben. Zur Ansiedelung der deutschsprachigen historischen Institute in Rom (1881–1903) 348–400

Innocenzo Cervelli, Die Rezeption Max Webers in Italien (1906–1948). Einige Randbemerkungen . . . 401–433

Ruth Nattermann, Die Tagebücher des Diplomaten Luca Pietromarchi (1938–1940) 434–464

Amedeo Osti Guerrazzi, Un organo della repressione durante la Repubblica sociale italiana. Gli Uffici politici investigativi della Guardia nazionale repubblicana 465–490

Jürgen Klöckler, Verhinderter Archivalienraub in Italien. Theodor Mayer und die Abteilung „Archivschutz" bei der Militärverwaltung in Verona 1943–1945 491–537

Miszellen

Michele Ansani/Valeria Leoni, Experiment einer digitalen Edition urkundlicher Quellen. Der *Codice diplomatico della Lombardia medievale* (8.–12. Jahrhundert) 538–561

Andreas Rehberg, Päpstliche Caritas auf dem Prüfstand. Anmerkungen zu einer neuen Studie zum Heilig-Geist-Orden 562–581

Gabriella Erdélyi, Neue Forschungen zur Apostolischen Pönitentiarie 582–589

Silvia Puteo, Le Domus di S. Maria dell'Anima a Roma. Un primo censimento delle fonti archivistiche 590–596

Dieter Girgensohn, Schriften Paul Fridolin Kehrs in einer neuen Sammlung 597–626

Tagungen des Instituts

Eigenbild im Konflikt. Zur Selbstdeutung von Päpsten in Mittelalter und Neuzeit 627–630

Römische Zentrale und kirchliche Peripherie. Das universale Papsttum als Bezugspunkt der Kirchen von den Reformpäpsten bis zu Innozenz III. 631–636

S. Maria dell'Anima. Zur Geschichte einer ‚deutschen' Stiftung in Rom 637–644

Kaiserliches und päpstliches Lehnswesen in der Frühen Neuzeit 645–647

Faschismus und Nationalsozialismus in Italien und Deutschland. Geschichtspolitische Debatten und Inszenierungen seit den Achtziger Jahren 648–655

Die „Achse" im Krieg. Protokoll einer Podiumsdiskussion zur Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in Italien und Deutschland 656–695

Circolo Medievistico Romano 696–698

Anzeigen und Besprechungen 699–978

DEUTSCHES HISTORISCHES INSTITUT IN ROM

Jahresbericht 2005

Die Außendarstellung der wissenschaftlichen Arbeit des DHI konnte, auch aufgrund von Kooperationen und Vernetzungen in Italien und Deutschland sowie mit Instituten der Stiftung D.G.I.A., verbessert werden. Die Neugestaltung der Homepage des Instituts wurde abgeschlossen, in die auch eine neue graphische Oberfläche des Bibliothekkatalogs eingebunden wurde. Erstmalig wurde zudem eine Gesamttektonik des Institutsarchivs erstellt. Der Einsatz einer Archivsoftware gestattet jetzt auch Online-Recherchen. Das Angebot an Online-Publikationen wurde ausgeweitet (vgl. S. XXXIV). Dies alles ging nicht auf Kosten der Printpublikationen des Instituts, deren Umfang auch in diesem Jahr beachtlich ist (vgl. S. XXXIX ff.).

Zum 1. Juli wurde der Max Niemeyer Verlag verkauft und dem Münchener K. G. Saur Verlag unterstellt. Im Verlag kam es zu erheblichem personellen Wechsel. Bisher haben sich für den Bereich der Printpublikationen des DHI Rom, soweit sie beim Max Niemeyer Verlag verlegt werden, noch keine grundlegenden Änderungen ergeben. Es bleibt aber abzuwarten, welche Auswirkungen eine in Umrissen schon festzustellende, neue Verlagspolitik für die Publikationen des Instituts haben wird.

Zur Verbesserung der wissenschaftlichen Kommunikation im Gastland wurde eine neue Publikationsreihe des DHI Rom beim römischen Verlag Viella begründet: „Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma." Die dort erscheinenden Bände werden vorwiegend in italienischer Sprache publiziert. Im Juli 2005 wurde ein Rahmenvertrag abgeschlossen, der u. a. Möglichkeiten für Online-Publikationen vorsieht.

Die laufenden, teilweise 2003 und 2004 neu in Angriff genommenen wissenschaftlichen Projekte des Instituts wurden weiter vorangetrieben (vgl. S. XXXI ff.). Die Deutsche Forschungsgemeinschaft ge-

nehmigte im Juli ein in Zusammenarbeit mit dem Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte der Georg-August-Universität in Göttingen (Prof. Frank Rexroth) und dem Unterzeichneten beantragtes Projekt zum Thema „Der mittelalterliche Zweikampf als agonale Praktik zwischen Recht, Ritual und Leibesübung", für das der Fondo Duello des Barons Giorgio Enrico Levi in der Biblioteca Nazionale di Roma eine wichtige Grundlage darstellt. Konzipiert wurde es von PD Dr. Uwe Israel. Am 14. 9. schied PD Dr. Israel vorzeitig aus, um die Stelle des Direktors des Deutschen Studienzentrums in Venedig anzutreten. Die Realisierung des Projektes muß daher zurückgestellt werden.

Am Vorabend der diesjährigen Beiratssitzung hielt das Beiratsmitglied Prof. Silke Leopold einen gut besuchten Vortrag, der auf eine für fachübergreifend orientierte Institutsprojekte geeignete Quellengattung aufmerksam machte („Io son Lindoro und andere Lügen. Über den Umgang mit klassischer Musik im Film").

Zur Beiratssitzung am 5. März 2005 traten zusammen die Mitglieder Proff. Ludwig Schmugge (Vorsitz), Peter Hertner, Silke Leopold, Claudia Märtl, Volker Sellin, Stefan Weinfurter, Hubert Wolf, der Institutsdirektor Prof. Michael Matheus sowie sein Stellvertreter, Dr. Alexander Koller, die stellvertretende Vorsitzende des Stiftungsrates der Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland (D.G.I.A.), Prof. Hanna Vollrath, und der Leiter der Geschäftsstelle, Dr. Harald Rosenbach, als Vertreter der wissenschaftlichen Mitarbeiter Dr. Lutz Klinkhammer und Dr. Thomas Schlemmer, für den Personalrat Dr. Thomas Bardelle sowie als Gäste die Direktoren der Institute in London, Paris und Warschau, Proff. Hagen Schulze, Werner Paravicini und Klaus Ziemer.

Wie üblich wurden während der Beiratssitzung einzelne Forschungsprojekte vorgestellt und diskutiert. Auch weil in diesem Jahr im Vorfeld der Beiratssitzung keine Tagung stattfand, bestand für die Beiratsmitglieder ausreichend Gelegenheit, mit den wissenschaftlichen Mitgliedern des Instituts deren Projekte zu besprechen.

Erneut hat die Zahl der durchgeführten Veranstaltungen die Grenze der organisatorischen Möglichkeiten erreicht. Auch aufgrund der schon Ende August begonnenen Bauarbeiten konnte dieser Umfang nur dank zahlreicher, das Institut entlastender Kooperationen erreicht werden.

Welche weltweit einzigartigen Möglichkeiten internationaler Kooperation in Rom bestehen, wurde besonders deutlich im Rahmen einer vom DHI initiierten Tagung über den X. Internationalen Historikerkongreß, der im Jahre 1955 in Rom veranstaltet worden war. An ihm war die deutsche Geschichtswissenschaft nach Kriegsende zum ersten Mal wieder offiziell beteiligt („X Congresso Internazionale di Scienze Storiche, Roma, settembre 1955. Un bilancio storiografico"). Mit dieser vom 21. bis 24. September 2005 im Palazzo Barberini durchgeführten Veranstaltung wurde erstmals unter dem Dach der römischen Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte in Roma, in der 34 römische Institute der Archäologie, Geschichte und Kunstgeschichte zusammengeschlossen sind, ein Kongreß veranstaltet. Für die Konzeption und Organisation waren neben dem federführenden DHI das Koninklijk Nederlands Instituut te Rome, die Escuela Española de Historia y Arqueología en Roma, die École française de Rome, das Comité Español de Ciencias Históricas und das Istituto Storico Italiano per il Medio Evo verantwortlich. Zusammen mit dem Palazzo Barberini standen dem DHI Rom in diesem Jahr mit der Galleria Borghese (vgl. S. XXXV) zwei besonders attraktive Veranstaltungsorte zur Verfügung.

Der Unterzeichnete wurde zum Vertrauensdozent der Studienstiftung des Deutschen Volkes für die Studienstiftler in Rom ernannt. Dr. Thomas Schlemmer wurde Mitglied des Comitato di Redazione del Centro per gli Studi storici italo-germanici in Trient. Zum *socio effettivo* der Società Romana di Storia Patria wurde Dr. Andreas Rehberg gewählt.

In jedem Jahr finden sich am DHI zahlreiche Gäste ein, die sich über die Institutsarbeit informieren wollen. Unter den Besuchern des Jahres 2005 seien genannt: am 19. 1. Dr. Sergio Daniotti von der Mailänder Zentrale der Boehringer Ingelheim Italia, am 24. 1. eine Gruppe von Studierenden des Musikwissenschaftlichen Instituts der Universität Zürich unter Leitung von Prof. Laurenz Lütteken und Prof. Hans-Joachim Hinrichsen, am 3. 2. Prof. Andrea Zanotti, Präsident des Istituto Trentino di Cultura in Trento (ITC), und Prof. Antonio Autiero, Leiter des Istituto di Scienze Religiose am ITC, am 7. 2. Studenten des Historischen Seminars der Ludwig-Maximilians-Universität München unter der Leitung von Proff. Claudia Märtl und Knut Görich, am 2. 3.

Ernst Schlögel, Chefredakteur der deutschsprachigen Ausgabe des Osservatore Romano, am 14. 3. Studenten des Musikwissenschaftlichen Seminars der Universität Heidelberg unter Leitung von Prof. Silke Leopold und Dr. Joachim Steinheuer, am 24. 3. Prof. Silvana Seidel-Menchi, Vorsitzende des Beirats des Archivs der Glaubenskongregation, am 31. 7. Dr. Arnim Heinemann vom Orient-Institut in Beirut, am 18. 10. Frau Nadia Taleb, Referentin für Presse, Kultur und Protokoll der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland beim Heiligen Stuhl, am 16. 11. Herr Peter Harnisch, Referent für Protokoll und Fördernde Mitglieder der Max-Planck-Gesellschaft, am 18. 11. Prof. Martin Wallraff, Studienleiter des Centro Melantone, am 6. 12. Dr. Sergjei Yakovenko, Mitarbeiter der Russischen Akademie der Wissenschaften in Moskau, am 13. 12. Wolf-Michael Catenhusen, Parlamentarischer Sekretär bei der Bundesministerin für Bildung und Forschung aus Berlin, und schließlich am 14. 12. Dr. Guntram Freiherr von Schenck, Leiter der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland bei der F.A.O. und anderen Internationalen Organisationen in Rom.

PERSONALSTAND (Stand: 31. 12. 2005)

Prof. Dr. Michael Matheus (Z)

Dr. Alexander Koller (Stellv. Direktor)

Wissenschaftlicher Dienst

Mittelalter
Dr. Thomas Bardelle (Z)
Dr. Gritje Hartmann
Dr. Jochen Johrendt (Z)
Dr. Andreas Rehberg

Neuzeit
Dr. Stefan Bauer (Z)
Dr. Patrick Bernhard (Z)
PD Dr. Almut Bues (Z)
Dr. Lutz Klinkhammer
Dr. Ruth Nattermann (Z)
PD Dr. Matthias Schnettger (Doz) (Z)

Sekretariat
Dott.ssa Monika Kruse
Susanne Wesely

Musikgeschichtl. Abteilung
Dr. Markus Engelhardt (Leiter)
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort
Dr. Sabine Meine (Z)

Stipendiaten:
siehe Rubrik „Personalveränderungen“

Bibliothek

Historische Bibliothek
Dr. Thomas Hofmann (Leiter)
Elisabeth Dunkl
Antonio La Bernarda
Cornelia Schulz (TZ)
Liane Soppa (TZ)(Z)
Roberto Versaci (1/2)

Musikgeschichtl. Bibliothek
Christina Grahe
Dott.ssa Christine Streubühr (TZ)
Roberto Versaci (1/2)

Verwaltung

Petra Nikolay (Leiterin)(Z)
Paola Fiorini (TZ)
Jan-Peter Grünewälder (EDV)
Zarah Marcone
Elisa Ritzmann
Remo Tozzi

Innerer Dienst
Giuliana Angelelli
Alessandra Costantini
Pasquale Mazzei
Alessandro Silvestri
Pino Tosi

(TZ = Teilzeit)
(Z = Zeitvertrag)
(Doz. = Gastdozent)

Personalveränderungen

Das befristete Arbeitsverhältnis des wissenschaftlichen Angestellten Dr. Thomas Schlemmer endete am 30. 6. 2005. Seine Nachfolge übernahm ab 1. 9. 2005 Dr. Patrick Bernhard. An die Stelle des Gastdozenten PD Dr. Uwe Israel, der das Institut am 15. 9. 2005 verließ, trat ab 16. 9. 2005 PD Dr. Matthias Schnettger. Das befristete Arbeitsverhältnis von Dott.ssa Christine Streubühr wurde ab dem 1. 1. 2005 in ein unbefristetes Arbeitsverhältnis umgewandelt.

Dr. Sara Menzinger di Preussenthal, Mitarbeiterin des DHI im Rahmen eines Drittmittelprojekts, hat an der Universität Roma Tre eine Dauerstelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin antreten können. Das von ihr am DHI bearbeitete Projekt wird weitergeführt und zum Abschluß gebracht (vgl. S. XXXI). Über diesen Einzelfall hinaus fanden schon in der Vergangenheit und nicht zuletzt in den letzten zwei Jahren mehrere ehemalige italienische Stipendiaten und Mitarbeiter des DHI an Universitäten und Forschungseinrichtungen Italiens dauerhafte Anstellungen: Dr. Filippo Focardi an der Universität Padua, Dr. Nicoletta Bazzano und Dr. Massimo Giannini an der Universität Teramo, Dr. Kristjan Toomaspoeg an der Universität Lecce, Dr. Massimiliano Valente im Pontificio Comitato di Scienze Storiche.

Als Stipendiatinnen und Stipendiaten waren (bzw. sind noch) am Institut:

Historische Abteilung: Henrike Bolte (1. 10.–30. 11. 05), Antje Dechert (1. 11. 05–28. 2. 06), Dr. Nicola D'Elia (1. 1.–30. 6. 05), Duane Henderson (1. 3.–31. 3. 05), Patrik Hof (1. 5.–31. 5. und 1. 9.–30. 9. 05), Devrim Karahasan (1. 5.–31. 5. 05), Matthias Klipsch (1. 4.–31. 7. und 1. 10.–30. 11. 05), Thomas Krämer (1. 11.–31. 12. 05), Valentina Leonhard (1. 12. 04–31. 5. 05), Jan Andreas May (1. 11. 05–31. 1. 06), Wenke Nitz (1. 9.–30. 11. 05), Dr. Alba Pagani (1. 7.–15. 11. 05), Ute Pfeiffer (1. 2.–31. 7. 05), Dr. Kazimierz Pospieszny (1. 1.–28. 2. 05), Dr. Alexander Schilling (1. 9.–30. 11. 05), Maria Stuiber (1. 11. 04–30. 4. 05), Moritz Trebeljahr (1. 10. 04–31. 3. 05), Christian Uebach (1. 10.–31. 12. 05), Dott. Marco Veronesi (1. 10. 05–31. 3. 06), Jörg Voigt (1. 9.–30. 11. 05).

Musikhistorische Abteilung: Diana Blichmann (1. 6.–31. 10. 05), Bert Klein (1. 11. 04–31. 5. 05), Stefanie Strigl (1. 11. 05–30. 4. 06).

Von den 75,5 Stipendienmonaten des Jahres 2005 entfielen somit auf das Mittelalter 35,5, auf die Neuzeit 28 und 12 auf die Musikgeschichte.

Auch in diesem Jahr war die Nachfrage nach dem Praktikantenprogramm des DHI groß. Die zusätzliche Belastung, welche die betreuenden Mitarbeiter auf sich nehmen, wird wettgemacht durch das große Engagement, mit dem fast alle jungen Studierenden von verschiedenen deutschen Universitäten die gebotenen Möglichkeiten nutzen. Wiederholt sind unterdessen ehemalige Praktikanten bzw. Teilnehmer des Rom-Seminars als Stipendiaten an das DHI zurückgekehrt. Die Peters-Beer Stiftung im Stifterverband für die deutsche Wissenschaft hat zugesagt, das Praktikantenprogramm auch in den Jahren 2006 und 2007 zu fördern.

Im Jahr 2005 wurde wie in den Vorjahren das Ziel der Gleichstellung von Frauen und Männern berücksichtigt. Insgesamt läßt sich am Stichtag (31. 12. 2005) mit 17 weiblichen zu 18 männlichen Beschäftigten eine nahezu ausgeglichene Beschäftigungsstruktur feststellen. Besonders im wissenschaftlichen Bereich ist eine positive Tendenz erkennbar: So wurden 2005 erstmals in der Geschichte des DHI Rom die Arbeitsverträge von zwei Wissenschaftlerinnen entfristet. Insgesamt waren am Stichtag 13 Personen im wissenschaftlichen Bereich beschäftigt, davon 4 weiblich und 9 männlich. Auch bei den Stipendiat/-innen und Praktikant/-innen zeichnete sich in den letzten 3 Jahren ein mehr als ausgeglichenes Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchskräften ab. So lag in diesem Zeitraum der Anteil der weiblichen Praktikanten sogar bei 57%.

Als Praktikanten und Praktikantinnen waren am Institut:

Historische Abteilung:

Christine Beese (5. 9.–14. 10. 05), Maria Böhmer (5. 9.–14. 10. 05), Jakob Maximilian Buchetmann (21. 11.–16. 12. 05), Moritz Herrmann (21. 2.–1. 4. 05), Bastian Koch (17. 10.–18. 11. 05), Martin Klüners (17. 5.–24. 6. 05), Andreas Kuhn (21. 2.–1. 4. 05), Gregor Metzig (29. 3.–22. 4. 05), Kathrin Nieder (21. 11.–16. 12. 05), Sophie Ratschow (17. 5.–24. 6. 05), Christine Schauerte (10. 1.–18. 2. 05), Kerstin Schnabel (4. 4.–13. 5. 05), Gabriele Scriba (17. 10.–18. 11. 05), Lorenz Wesemann (17. 5.–24. 6. 05), Jana Wolf (31. 1.–19. 3. 05).

Musikhistorische Abteilung:
Marko Deisinger (10. 1.–18. 2. 05), Sarah Höhne (11. 4.–13. 5. 05), Christoph Sielczak (5. 9.–14. 10. 05).

Haushalt, Verwaltung, EDV

Der Haushalt 2005 des DHI Rom lag mit 3.873.000 € etwa auf dem Niveau des Vorjahres (2004: 3.991.000 €). Zusätzlich konnten aus dem Gesamtetat der Stiftung D.G.I.A. noch Sondermittel in Höhe von 392.000 € zur Unterstützung des DHI-Haushalts gewonnen werden, die in erster Linie im Bereich der Bauunterhaltung benötigt wurden. Beispielsweise wurden im Jahr 2005 weitere kostenintensive Auflagen der italienischen Brandschutzbehörde mit der Installierung neuer Notausgänge sowie Brandschutztüren am Aufzug, im Magazinbereich sowie im Treppenhaus von Haus I erfüllt. Daneben konnten Sicherheitsrolläden für das gesamte Erdgeschoß geordert sowie die Finanzierung der allgemeinen Bauunterhaltungsmaßnahmen in den Häusern I bis III gesichert werden.

Schon das Jahr 2005 war von Baumaßnahmen geprägt, deren Umfang am DHI bisher erlebte Dimensionen übersteigt. Dies wird auch im folgenden Jahr so sein, in eingeschränktem Maße voraussichtlich auch noch 2007. Immer wieder müssen die Beschäftigten, Stipendiaten und Gäste Lärm und Schmutz ertragen, zeitweise auch provisorisch untergebracht werden. Diese Beeinträchtigungen des Arbeitsalltags wurden bisher von allen mit großer Geduld und Bereitschaft zur Improvisation ertragen, was die Organisation der zahlreichen Maßnahmen besonders im Hinblick auf deren Fortsetzung im kommenden Jahr erheblich erleichtert.

Für die Gesamtmaßnahme „Sanierung der Häuser I bis III sowie Umbau und Sanierung von Haus IV“ wurde dem DHI Rom eine projektgebundene Zuwendung des BMBF in Höhe von 2.600.000 € bewilligt. Davon wurde bis zum Jahresende 2005 ein Betrag von 900.000 € verausgabt, der Rest in 2006.

Die langwierigen Vertragsverhandlungen mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche Italiens (ELKI) über den Verkauf der beiden oberen Geschosse des Hauses IV und zahlreiche damit verknüpfte Fragen

führten im April zum Abschluß einer Vereinbarung, Ende Juli 2005 zum definitiven Vertragsabschluß. Herr Hans-Werner Pohler stand dem DHI erneut zeitweilig zur Verfügung und trieb die zeitweise recht zähen Verhandlungen dankenswerterweise stetig voran. Auch die ELKI hat ihr Umbau- und Sanierungsprojekt der beiden Geschosse bereits begonnen.

Die zweite verwaltungsintensive Maßnahme des Jahres 2005 war die Umstellung vom BAT auf den neuen Tarifvertrag des öffentlichen Dienstes (TVöD), wovon am DHI Rom 14 Beschäftigte betroffen waren. Die Zukunft wird zeigen, inwieweit mit dem neuen Regelwerk und den damit verbundenen Gehaltseinbußen die Gewinnung von hoch qualifiziertem Personal möglich sein wird.

Das Institut hat im Jahr 2005 Drittmittel in Höhe von insgesamt 96 100 € eingeworben. Neben der DFG seien hier der Stifterverband für die deutsche Wissenschaft, die Peters-Beer-Stiftung, die Johannes Gutenberg-Universität Mainz und Boehringer-Ingelheim genannt.

Im Arbeitsbereich EDV konnte über vielfältige administrative Aufgaben hinaus die Neugestaltung der Internetpräsenz des DHI Rom abgeschlossen werden. Die zentralen Ziele waren eine redaktionell-inhaltliche Erweiterung des Angebots, die Verbesserung der Benutzerfreundlichkeit, eine klar strukturierte Neugliederung und eine komplette graphische Überarbeitung. Die Durchführung fand in enger Zusammenarbeit mit der Berliner Multimedia-Agentur blu°fish21 statt. Bei der Einführung des Content Management Systems (CMS) TYPO3 wurden Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit dem Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz (IGL) genutzt.

Als interne Informationsplattform wurde ein erweitertes Intranet installiert, das laufend aktualisierte Mitteilungen der Verwaltung, Informationsangebote der EDV-Abteilung, den Zugang zu Fachinformationssystemen und elektronischen Zeitschriften, die Bibliothekskataloge, Informationen des Personalrats und vieles mehr bereitstellt.

Über die Einrichtung der neuen Homepage hinaus konnten auch andere digitale Projekte technisch realisiert und z. T. bereits publiziert werden. Dazu zählen: die Installation und Konfiguration der vorliegenden bzw. erarbeiteten Archiv-Beständeübersichten und Findbücher, verschiedene Online-Publikationen (vgl. S. XXXIV) sowie die Fertigstellung der ersten DENQ-Version, d. h. des in Kooperation mit dem

DHI London entwickelten prototypischen Systems zur Erstellung, Veröffentlichung und Pflege digitaler Editionsvorhaben.

Für die Programmierung der DENQ-Software haben das DHI Rom und das DHI London dank der Vermittlung von Prof. Manfred Thaller (Historisch-Kulturwissenschaftliche Informationsverarbeitung, Universität Köln) in Jörg Hörnschemeyer einen ausgezeichneten Programmierer gefunden. Entgegen der ursprünglichen Planung wurde DENQ nicht als relationale Datenbank, sondern als XML-Datenbank realisiert. Dies geschah unter Berücksichtigung gängiger geisteswissenschaftlicher Datenstandarts und in Anlehnung an andere digitale Editionsprojekte wie z. B. dem Codice Diplomatico della Lombardia Medioevale (CDLM, Università di Pavia).

Als neues IT-Projekt konnte im November 2005 die Digitalisierung der Bibliographischen Informationen (B.I.) in Angriff genommen werden. Der Abschluß des Projekts ist für 2006 geplant.

In der bibliothekarischen Informationsverarbeitung wurde wie in den Vorjahren die Retrokonvertierung der Katalogbestände beider Bibliotheken technisch betreut. Dank Christoph Schönberger (DHI London) war es möglich, eine gegenüber der Vorgängerversion erheblich verbesserte Web-Schnittstelle für den allegro-C-Katalog der Historischen Bibliothek in Betrieb zu nehmen.

Parallel zu dem neuen Online-Angebot wurde die PC-Ausstattung für Benutzer in der Historischen Bibliothek modernisiert. Entsprechende Maßnahmen stehen in 2006 für die Bibliothek der musikgeschichtlichen Abteilung an.

Mit dem Umbau des Hauses IV sind weitreichende IT-Verkabelungsarbeiten verbunden, die konzeptionell vorbereitet wurden und in 2006 realisiert werden. Durch ein neues Gerätemagazin und einen erweiterten Serverraum werden im nächsten Jahr erfreulicherweise die akuten Raumprobleme im EDV-Bereich gelöst und eine technische Grundlage für zukünftige IT-Projekte geschaffen.

Die umfangreichen Maßnahmen konnten nur realisiert werden, weil Jan-Peter Grünewälder von Dr. Gritje Hartmann sowie im Rahmen von Werkverträgen von Julia Becker und Jörg Hörnschemeyer tatkräftige Unterstützung erfuhr. Das DHI Rom ist zudem Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Geschichte und EDV e.V. (AGE).

Zusammenarbeit innerhalb der D.G.I.A.

Die gut vorbereiteten Sitzungen des Stiftungsrates verliefen auch in diesem Jahr reibungslos. Überrascht wurden die Institute der Stiftung durch den Inhalt zweier Teilberichte des Bundesrechnungshofes über die Prüfung der Ausgaben des Bundes für die Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland, die im Juli dieses Jahres im BMBF eingingen. Die Direktoren der betroffenen sieben Institute haben Kritik, die sich auf die wissenschaftliche Arbeit und insbesondere auf die wissenschaftliche Zusammenarbeit bezog, in einer gemeinsamen Stellungnahme als unbegründet zurückgewiesen. Im administrativen Bereich beschloß der Stiftungsrat unterdessen mit Blick auf die Äußerungen des Bundesrechnungshofes erste Maßnahmen. Eine Arbeitsgruppe soll im Jahre 2006 ergebnisoffen mögliche Verbesserungen prüfen. Diese Prüfung soll auch einen vom BMBF angedachten Pakt für Forschung und Innovation mit der Stiftung D.G.I.A. ermöglichen.

Unter den vom DHI Rom durchgeführten und geplanten Veranstaltungen wächst die Zahl jener, bei denen mehrere Institute der Stiftung D.G.I.A. zusammenarbeiten. Deutlich wurde und wird dabei aus römischer Sicht, daß diese Form der Zusammenarbeit nicht zum Selbstzweck werden und jedenfalls nicht auf Kosten des Engagements im Gastland gehen darf.

Die zeitlich befristet vom DHI Warschau an das DHI Rom entsandte Mitarbeiterin PD Dr. Almut Bues hat ihr „Gruneweg-Projekt" zum Abschluß bringen können und das Manuskript dem Verlag vorgelegt. Sie kehrt Anfang des Jahres 2006 an das DHI Warschau zurück. Wenn dies, wie im vorliegenden Fall, wissenschaftlich sinnvoll, ja geboten erscheint, sollte der in dieser Form praktizierte personelle Austausch zwischen den Instituten der Stiftung Schule machen.

Vom 25. 7. bis zum 12. 8. 05 absolvierte Dr. Mareike König vom DHI Paris im Rahmen ihres Fernstudiums Bibliothekswesen an der HU Berlin ein dreiwöchiges Praktikum am DHI Rom. Dieses Praktikum wurde auch zu intensiven Beratungen und für Abstimmungen zwischen den Bibliotheken in Paris und Rom genutzt.

Die im Zusammenhang mit der umfangreichen Modifizierung und Weiterentwicklung des Katalogprogramms allegro-C von Frau Eli-

sabeth Dunkl unter Mitwirkung von Dr. Thomas Hofmann erstellte ausführliche Dokumentation und Katalogisierungsanleitung wurde dem DHI Paris zur Verfügung gestellt und kann auch dort nun als Nachschlagewerk für den täglichen Katalogisierungsbetrieb und für die Einarbeitung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Bibliothek dienen.

Das im Jahre 2004 am römischen Institut erarbeitete Merkblatt „DHI von A bis Z" soll neuen Mitarbeitern bei der Lösung praktischer Fragen weiterhelfen. Es wurde dem DHI Paris für die Erarbeitung vergleichbarer Informationen zur Verfügung gestellt.

Die bewährte Zusammenarbeit mit dem DHI Paris wurde im Bereich der EDV auch in diesem Jahr fortgesetzt und schloß neben dem Datenbank-Hosting auch die Einführung eines neuen Verfahrens zur elektronischen Inventarisierung der IT-Ausstattung ein. Dank der Zusammenarbeit mit Christoph Schönberger vom DHI London wurden Verbesserungen für den allegro-C-Katalog der Historischen Bibliothek in Rom erreicht.

Gute Fortschritte erzielte das 2004 eingerichtete Projekt Digitale Editionen neuzeitlicher Quellen (vgl. S. XVIIf.), eine Kooperation zwischen dem DHI Rom und dem DHI London.

Bibliotheken und Archiv

Die Personallage in der Historischen Bibliothek ist weiterhin sehr angespannt; nur dank der Flexibilität des Bibliothekspersonals und zeitlich befristeter Werkverträge können die Anforderungen einigermaßen bewältigt werden, eine personelle Verstärkung muß aber weiterhin angestrebt werden.

Im Berichtszeitraum nahmen die Bauplanungen, die Koordination der Bauarbeiten (soweit sie die Historische Bibliothek direkt betrafen) und die Umsetzung notwendiger Brandschutzmaßnahmen viel Zeit in Anspruch. Der Ausbau von Haus IV schreitet zwar gut voran, die unklare Rechtslage der Brandschutzbestimmungen machte aber bisher Planungen zum Umzug in die neuen Magazinräume nahezu unmöglich. Auch über die zur Verfügung stehende Stellfläche müssen neue Überlegungen angestellt werden.

Im Bereich der Bibliothek wurde die Modifizierung des Katalogsystems fortgeführt, den Schwerpunkt der Projekte der Historischen Bibliothek bildeten im Jahr 2005 jedoch die neue Konzeption der Rechercheoberfläche des Internet-OPAC, die grundlegende Überarbeitung der Bibliotheksseiten der Homepage und ein verbessertes Intranetangebot. Es konnte ein komfortabler und technisch hoch stehender Internet-OPAC entwickelt werden. Das netzbasierte Informationsangebot der Historischen Bibliothek wurde damit deutlich verbessert.

Die Retrokonversion des Bibliotheksbestands wurde auch im Jahr 2005 dank zusätzlicher Mittel intensiv weiter betrieben. Insgesamt konnten im Rahmen dieses Projekts im Berichtszeitraum mehr als 13 000 Datensätze in den EDV-Katalog eingegeben werden. Zur Beschleunigung der Retrokonversion ist die Programmierung einer Schnittstelle für die Übernahme von Normdaten („Fremddatenübernahme") vorgesehen. Die exakte statistische Auswertung der retrospektiv katalogisierten Medieneinheiten und die zahlenmäßige Erfassung der noch ausstehenden Bestände soll im Zusammenhang mit der Vorbereitung der Magazinerweiterung im Jahr 2006 erfolgen. Auf diese Weise soll eine verläßliche Planungsbasis für die Weiterführung und Beendigung des Projekts geschaffen werden.

Auch in diesem Jahr nahmen drei Institutsmitglieder vom 15.–18. März am Deutschen Bibliothekartag in Düsseldorf teil. Die Veranstaltung wurde besonders für Gespräche mit Firmen des Bibliotheksausstattungssektors genutzt.

Im Berichtszeitraum wuchs der Bestand der historischen Bibliothek um 2074 (Vorjahr: 2209) Einheiten (darunter 27 [Vorjahr: 15] CD-ROM, 46 Microfiches und 121 Einzelkarten) auf insgesamt 159 519 Bände an. Weiterhin gingen ca. 120 Bände als Geschenk von Dr. Jens Petersen ein. Da leider noch keine Dublettenprüfung durchgeführt werden konnte, sind Einarbeitung und statistische Erfassung frühestens im Jahr 2006 möglich. Die Zahl der laufenden Zeitschriften beträgt 653 (davon 340 italienische, 187 deutsche und 126 „ausländische") Zeitschriften; sie ist gegenüber dem Vorjahr um 7 neue abonnierte Zeitschriften gestiegen. Erfreulich ist auch in diesem Jahr die Zahl der Buchgeschenke (insgesamt 401 [Vorjahr: 433]).

Die musikwissenschaftliche Abteilung wuchs um 1374 auf 51 185 Einheiten, der Zeitschriftenbestand auf insgesamt 401, davon 227

laufende (im Vorjahr 395, davon 222 laufende). Insgesamt konnten 130 Bände als Geschenk entgegengenommen werden.

Im Jahre 2005 mußten die Bibliotheken wegen Bauarbeiten phasenweise geschlossen werden. Dennoch wurden sie im Zeitraum vom 10. 1. bis 23. 12. 05 von 3464 Leserinnen und Lesern besucht (Vorjahr 3609). Davon entfielen über 1500 auf die musikgeschichtliche Bibliothek.

Von Mai bis Dezember wurde das Archiv des DHI Rom von Dr. Karsten Jedlitschka grundlegend neu strukturiert. Das Archiv sichert das Schriftgut des Instituts und seiner Vorgängereinrichtungen von der Gründung im Jahr 1888 bis zur Gegenwart mit derzeit ca. 180 m Archivgut. Im Rahmen dieses Projektes wurde eine Gesamttektonik und ein einheitliches Ordnungs- und Signatursystem für alle Bestände erarbeitet, vorliegende Findmittel auf ihre Brauchbarkeit überprüft, ggf. überarbeitet und gescannt sowie ausgewählte Bestände neu verzeichnet. Die Erschließung erfolgte mit einer neuen Archivsoftware (*MidosaXML*), die neben der Ausgabe in herkömmlicher Weise (Printversion) auch die Generierung von modernen Online-Findbüchern ermöglicht. Verschiedene Navigations- und Verknüpfungsfunktionen erlauben eine komfortable Online-Recherche sowohl in der Bestandeübersicht als auch in einzelnen Beständen. Die Benutzung zu wissenschaftlichen Zwecken ist nach Maßgabe der Archivbenutzungsordnung des DHI Rom und in Anlehnung an die Regelungen des Bundesarchivgesetzes nach vorheriger Absprache möglich. Das Projekt wird ab Januar 2006 von Dr. Andreas Göller fortgeführt.

Dem Archiv eingegliedert wurde der „Schedario Reinhard". Dabei handelt es sich um ein Verzeichnis, das von Prof. Wolfgang Reinhard in den Jahren 1966–1971 erstellt wurde. Es enthält für den Pontifikat Pauls V. 1605–1621 weitgehend vollständig die mikropolitische Korrespondenz des Kardinalnepoten Scipione Caffarelli Borghese, dazu in breitem Umfang weiteres, mikropolitisch einschlägiges Material aus dem Vatikan und Rom.

Im Rahmen der Tagung „Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit" (Oktober 2003) waren Gespräche mit Sabine Holtzmann und Peter Holtzmann geführt worden über den noch im Familienbesitz befindlichen Teilnachlaß von Walther Holtzmann (1891–1963), Direktor des DHI von 1953 bis 1961. Dieses

Material konnte nun im DHI Rom deponiert werden und stellt eine willkommene Bereicherung des Institutsarchivs dar, das bereits eine ganze Reihe von interessanten Nachlässen beherbergt.

Dem Unterzeichneten wurde aus römischem Privatbesitz eine bisher unbekannte Komposition von Amilcare Ponchielli („Kyrie" a tre voci) sowie das Autograph eines Briefes dieses Komponisten zur Prüfung und schließlich zum Kauf angeboten. Die wichtigen Stücke stehen der musikgeschichtlichen Abteilung zur wissenschaftlichen Bearbeitung zur Verfügung.

Arbeiten der Institutsmitglieder

a) Mittelalter und Renaissance

Dr. Gritje Hartmann hat die „Bibliothek des DHI" weiter redaktionell betreut (7 Bände in verschiedenen Produktionsphasen), zudem eine Einzelpublikation, und sich finanziellen und juristischen Aspekten der DHI-Publikationen gewidmet. In erheblichem Umfang engagierte sie sich in notwendig gewordenen Verlagsverhandlungen. Gemeinsam mit Herrn Jan-Peter Grünewälder hat sie den Relaunch der Homepage betreut. Hinsichtlich ihres Forschungsprojekts über innerrömische Reliquientranslationen stand die Auswertung des Liber Pontificalis im Mittelpunkt. – Dr. Jochen Johrendt konnte im Rahmen seines Projekts „Das Kapitel von St. Peter im Vatikan (11.–13. Jh.)" die Urkundenaufbereitung des Kapitelarchivs sowie die prosopographische Erfassung der ca. 250 Kanoniker maßgeblich voranbringen. Er konzentrierte sich daneben auf eine Analyse der Verfassung des Peterskapitels, führte seine Lehrtätigkeit an der LMU München fort und war an der Vorbereitung von drei Veranstaltungen des DHI im Jahr 2006 beteiligt. – Für seine Dissertation („Fremdherrschaft und ihre historiographische Darstellung. Die Ratgeber Friedrich Barbarossas in Italien") untersuchte Christian Uebach (Stip., hier und im folgenden für Stipendiat bzw. Stipendiatin) Bestände der Biblioteca Apostolica Vaticana. Er nutzte intensiv die Bibliothek des DHI und konnte die Niederschrift seiner Ergebnisse wesentlich vorantreiben. – Während eines Forschungsaufenthaltes trieb Dr. Kazimierz Pospieszny (Stip.) seine Untersuchungen zu den „Turmkastellen

Friedrichs II. in Süditalien als architektonisches Muster für den Konventshaustyp der Deutschordensburgen in Preußen" voran und nutzte hierzu insbesondere die Historische Bibliothek des DHI sowie die Bibliothek der Bibliotheca Hertziana. An der Universität Lecce stellte er Forschungsergebnisse zur Diskussion. – Für ihr Dissertationsprojekt über die Anfänge der päpstlichen Delegationsgerichtsbarkeit in der ersten Hälfte des 13. Jh. arbeitete Ute Pfeiffer (Stip.) vor allem in der Bibliothek des DHI, in der Biblioteca Apostolica Vaticana sowie im Archivio Segreto Vaticano. Aufgrund der Arbeit mit den zentralen Handschriften kam es zu einer neuen Disposition des Arbeitsvorhabens. – Seinen Forschungsaufenthalt nutzte Dr. Alexander Schilling für Studien in der Bibliothek des DHI, in der Biblioteca Apostolica Vaticana sowie in der Bibliothek des Istituto Pontificio Orientale. Für den Komplex der römisch-byzantinischen Kaisergeschichte konnten die Arbeiten an den Handschriften Vat. arab. 168, 169 und Borg. arab. 232 der Weltchronik des koptischen Christen Georg ibn al-Makîn für eine geplante kritische Edition abgeschlossen und weitere Texte aus dem Umfeld der Chronik untersucht werden. – Auf der Grundlage ihrer Tesi di dottorato („La proprietà fondaria di un'abbazia benedettina umbra: S. Maria di Val di Ponte negli anni 1265–1347", Università degli Studi di Perugia) untersuchte Alba Pagani (Stip.) insbesondere die im Archivio di Stato di Perugia erhaltene Rechungsüberlieferung der umbrischen Abtei und deren sich im 13. und 14. Jh. wandelnde Wirtschaftsführung. – Der Gastdozent des Instituts, PD Dr. Uwe Israel, organisierte am 26. 1. einen im Zusammenhang mit seinem Forschungsprojekt zu Subiaco stehenden internationalen Studientag zum Thema „Vita communis und ethnische Vielfalt. Multinational zusammengesetzte Klöster im Mittelalter". Nach abschließenden Korrekturen konnte im Frühjahr seine Habilitationsschrift „Fremde aus dem Norden. Transalpine Zuwanderer im spätmittelalterlichen Italien" in der Institutsreihe erscheinen. Herr Israel hat ferner die Exkursion der wissenschaftlichen Mitarbeiter konzipiert und geleitet (vgl. S. XXXVII). – Bei seinen Untersuchungen zu den „Handelsbeziehungen zwischen Oberdeutschland und Genua im 15. Jahrhundert" konzentrierte Marco Veronesi (Stip.) sich auf die schriftliche Fixierung der aus den Notariatsregistern gewonnenen Erkenntnisse für eine prosopographische Untersuchung des oberdeutschen Genua-Handels

im 15. Jh. Er nutzte dabei die für sein Thema sehr ergiebige römische Bibliothekslandschaft. – Die zahlreichen zusätzlichen Belastungen, welche der Leiter der Historischen Bibliothek, Dr. Thomas Hofmann, u. a. im Zusammenhang mit der Retrokonversion sowie der Bibliotheksplanung für Haus IV, bewältigen mußte, ließen für wissenschaftliches Arbeiten wenig Raum. Die Arbeiten zu den griechischen Klöstern Süditaliens im 15. Jh. und die Untersuchung der Rolle Bessarions als Kommendatarabt und *protector* der griechischen Klöster Italiens, die im momentanen Forschungsstadium umfangreiche Archivstudien notwendig machen, konnten daher nicht in nennenswerter Form fortgeführt werden. – Über den Forschungsbereich der stadtrömischen Quellen (vgl. S. XXXIII) hinaus war Dr. Andreas Rehberg als Mitherausgeber mit der Fertigstellung der Festschrift für Prof. Brigide Schwarz befaßt und hat zusammen mit Prof. Anna Esposito und dem Unterzeichneten die Giornata di studio „Zentrum und Peripherie in den Hospitalsorden im Spätmittelalter" am 16. Juni vorbereitet und durchgeführt. Zu den von ihm übernommenen Serviceleistungen zählte auch die Mitorganisation des Circolo Medievistico Romano. – Neben seiner Arbeit am RG (vgl. S. XXXII) bearbeitete Dr. Thomas Bardelle eine wachsende Zahl von Anfragen und bereitete auch seine Nachfolge im kommenden Jahr intensiv vor. Die Studie zum Verhältnis zwischen Kurie und aschkenasischen Juden konnte jedoch wegen mangelnder Zeit für nötige Archivstudien in Deutschland nicht nennenswert fortgesetzt werden. – Während der abschließenden Phase seiner Dissertation („Beginenwesen in Thüringen") wertete Jörg Voigt (Stip.) insbesondere kuriale Quellen aus und arbeitete vornehmlich in der Biblioteca Apostolica Vaticana sowie im Archivio Segreto Vaticano. Die Bestände des RG waren insbesondere für seine Untersuchungen zum 15. Jh. wichtig. – Matthias Klipsch (Stip.) betrieb in verschiedenen vatikanischen Archiven umfangreiche Quellenrecherchen für sein Promotionsprojekt „Fasten und päpstliche Fastendispense im abendländischen Europa des 15. Jahrhunderts." Er ermittelte dabei bisher über 230 Fastendispense unterschiedlicher europäischer Provenienz. – Für das Dissertationsprojekt („Ösel–Dorpat–Kurland. Bistumsbesetzungen zwischen Deutschem Orden, päpstlicher Kurie und lokalen Gewalten im ausgehenden Mittelalter") sichtete Henrike Bolte (Stip.) unedierte Quellen im Archivio Segreto Vaticano und nutzte die Biblio-

theksbestände des DHI. – Im Rahmen der Edition und Kommentierung des (sogenannten) *Dialogus de donatione Constantini* des Enea Silvio Piccolomini prüfte Duane Reginald Henderson (Stip.) die römischen Textzeugen, untersuchte Provenienz und Überlieferung des Werkes sowie dessen geschichtliche Einordnung und arbeitete hierzu vornehmlich in der vatikanischen Bibliothek sowie in der Historischen Bibliothek des DHI. – Thomas Krämer (Stip.) setzte seine Arbeit an seiner Dissertation „Ritterorden und Weltklerus in ‚Südfrankreich' und ‚Süddeutschland'. Fallstudien zu Konflikten und Konfliktbewältigung in Provence/Languedoc und Bayern/Baden-Württemberg" fort. Er sichtete insbesondere Bestände im Archivio Segreto Vaticano und profitierte von den digitalen Fassungen vatikanischer Registerserien, die im DHI konsultiert werden können.

b) Neuere und Neueste Geschichte

Die Untersuchungen zum Werk des römischen Gelehrten Onofrio Panvinio (1530–1568) trieb Dr. Stefan Bauer weiter voran, und konzentrierte sich dabei auf dessen Biographien von Päpsten des 16. Jh. Zugleich arbeitete er an Manuskripten, auf deren Grundlage 2006 im Rahmen von drei Konferenzen Ergebnisse seiner Studien vorgestellt werden. Diese Texte dienen anschließend als Grundlagen für Kapitel der geplanten Monographie. – Einen kurzen Romaufenthalt nutzte Devrim Karahasan (Stip.) im Rahmen ihrer Promotion („Métissage in New France: Canadian Race Relations as Shaped by Political Actors and Institutions 1508–1885") für Recherchen im Archivio della Propaganda Fide, im Archivium Romanum Societatis Iesu und im Archivio Segreto Vaticano. Wie schon im Vorfeld erwartet, waren die für die Fragestellungen dieser Studie zu bearbeitenden Quellen nicht umfangreich. – Die zeitlich befristet an das DHI Rom entsandte PD Dr. Almut Bues konnte dank der guten Arbeitsbedingungen in Rom die Endredaktion des „Gruneweg-Projektes" für das DHI Warschau zum Abschluß und das Manuskript zum Druck bringen. Zusätzlich wurden vier Bände der Warschauer Institutsreihe „Quellen und Studien" (QuS 15–18) redaktionell betreut, was im Fall von QuS 16 auch die Herausgeberschaft mit einschloß. Darüber hinaus hat sie ein

mögliches neues Forschungsprojekt „Religion und Politik in Mitteleuropa. Polen-Litauen und die römische Kurie in der Frühen Neuzeit" angedacht und hierzu erste Archivstudien betrieben. – Neben vielfältigen Aufgaben im Rahmen der Institutsleitung und des Forschungsbereichs Frühe Neuzeit (u. a. Betreuung von Stipendiaten und Praktikanten, Beantwortung zahlreicher Anfragen, Erstellung von Gutachten für Publikationsvorhaben der École française) trieb Dr. Alexander Koller die Arbeiten für Band III/10 der Nuntiaturberichte aus Deutschland (Nuntius Orazio Malaspina; 1578–1581) weiter voran und suchte hierzu neben dem für ihn zentralen Archivio Segreto Vaticano auch Archive und Bibliotheken auf Malta und in Wien auf. Der von ihm redaktionell bearbeitete Band 84 der QFIAB ist erschienen. Vom 18. bis 20. Mai fand das von ihm organisierte und von der DFG geförderte internationale Kolloquium zu den auswärtigen Beziehungen des Hl. Stuhls unter Paul V. (1605–1621) statt (vgl. S. XXXV). – Für sein Promotionsvorhaben („Die mikropolitischen Beziehungen der römischen Kurie unter Paul V. zum Johanniterorden auf Malta, 1605–1621") konnte Moritz Trebeljahr (Stip.) seine Recherchen im Archivio Segreto Vaticano sowie in der Biblioteca Apostolica Vaticana weitgehend abschließen. Zudem sichtete er Quellen im Archivio Magistrale am römischen Ordenssitz des Malteserordens sowie im Archivio dell'Ufficio delle Celebrazioni Liturgiche del Sommo Pontefice. Zwei Vorträge nutzte er zur Präsentation von Einzelergebnissen und setzte seine Studien zwischenzeitlich im Ordensarchiv auf Malta fort. – Der neue Gastdozent des Instituts (ab 16. 9. 05), PD Dr. Matthias Schnettger, nahm die Arbeit an seinem Institutsprojekt über den Papst als Lehnsherrn in der Frühen Neuzeit auf und widmete sich der Vorbereitung einer Giornata di Studio im Februar 2006. Ferner arbeitete er an der Drucklegung seiner Habilitationsschrift und verfaßte eine Reihe von Aufsätzen und Vortragstexten. – Maria Stuiber (Stip.) konnte die Forschungen zu ihrer Dissertation („Stefano Borgia und seine Korrespondenten. Ein europäisches Gelehrtennetzwerk im 18. Jahrhundert") wesentlich vorantreiben. Sie sichtete einschlägige Quellen im Archivio Storico der Propaganda Fide, dem Archivio Segreto Vaticano, dem Archivio Capitolino und dem Archivio di Stato di Roma. – Für sein Forschungsprojekt („Il modello tedesco nella cultura politica italiana, 1870–1945") betrieb Dr. Nicola D'Elia (Stip.)

umfangreiche Literaturrecherchen und beschäftigte sich dabei besonders mit dem römischen Gelehrten Delio Cantimori. Über seine Ergebnisse berichtete er im Rahmen eines Mittwochvortrags. – Neben seinen Institutsaufgaben hat Dr. Lutz Klinkhammer im Rahmen der wissenschaftlichen Betreuung des Forschungsbereichs der neuesten Geschichte Anfragen bearbeitet, Tagungen vorbereitet (darunter „Die Achse im Krieg"), Interviews für Medien gegeben, in Beiräten von Institutionen und Zeitschriften mitgewirkt sowie bei akademischen Qualifikationsarbeiten beraten. Eigene Forschungen betrieb er überwiegend zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs, aber auch zu Themen der Nachkriegszeit (Entschädigung für NS-Opfer). Außerhalb der Dienstzeit war er als Sachverständiger einer Untersuchungskommission des italienischen Parlaments und Senats tätig und hat dabei einen Einblick in die Situation der Zwischenarchive italienischer Ministerien seit 1947 gewinnen können. – Im Berichtszeitraum brachte Dr. Thomas Schlemmer die Arbeiten an seinem Projekt zur Geschichte der italienischen Armee im Krieg gegen die Sowjetunion zum Abschluß. Als erstes Resümee seiner Studien wurde das Buch „Die Italiener an der Ostfront 1942/43. Dokumente zu Mussolinis Krieg gegen die Sowjetunion" als Gemeinschaftspublikation des DHI Rom und des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin veröffentlicht. Eine italienische Fassung dieser Arbeit wird 2006 im Verlag Laterza erscheinen. Zudem organisierte Thomas Schlemmer gemeinsam mit Lutz Klinkhammer die Tagung „Die Achse im Krieg". – Die kritische Edition der Tagebücher 1938 bis 1940 von Luca Pietromarchi hat Dr. Ruth Nattermann weitergeführt. Die zusätzlich transkribierte und ausgewertete Agenda des Jahres 1938 erwies sich inhaltlich als brisant, so daß entschieden wurde, auch die Agenden der Jahre 1939 und 1940 in die Edition zu integrieren. In verschiedenen Vorträgen stellte Frau Nattermann die Zwischenergebnisse des Editionsprojektes vor. Der Abschluß der Manuskriptfassung ist für 2006 vorgesehen. – Im Rahmen seines Dissertationsprojektes („Die Börse als gesellschaftliche und ökonomische Institution während der nationalsozialistischen (1933–1945) und faschistischen Diktatur (1922–1945) – Deutschland und Italien im Vergleich") suchte Patrik Hof (Stip.) zu abschließenden Konsultationen Archive in Venedig, Triest, Mailand, Parma und Rom auf. Ein Abschluß der Dissertation ist für 2006 ge-

plant. – Für ihre Promotion („Transformation von politischen Bildprogrammen in Diktatur und Demokratie. Ein Vergleich der Machtinszenierungen in Italien und Deutschland 1922/33 bis zum Ende der 60er Jahre") sichtete Wenke Nitz (Stip.) insbesondere Akten im Archivio Centrale dello Stato, deren Bearbeitung sich für die Zeit nach 1945 freilich schwierig gestaltete. Ihren Forschungsaufenthalt nutzte sie ferner zu Recherchen in der Biblioteca Nazionale sowie in der Institutsbibliothek (hier besonders im Bestand Susmel). – Valentina Leonhard (Stip.) konnte für ihr Dissertationsvorhaben („Populäre Spielfilme im faschistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland: Vergleich, Transfer, Internationale Perspektive") ihre Archivrecherchen u. a. im Archivio Centrale dello Stato, im Archivio Storico del Ministero degli Affari Esteri sowie in den Sammlungen der Scuola Nazionale del Cinema zu erheblichen Teilen abschließen und berichtete über Ergebnisse ihrer Untersuchungen im Rahmen von zwei Vorträgen. – Ein neues Forschungsprojekt hat Dr. Patrick Bernhard in Angriff genommen, in dem die Beziehungen zwischen der NSDAP und der Faschistischen Partei Italiens (1922–1945) untersucht werden. Im Kern geht es dabei um die Frage, ob die äußerst engen Kontakte zwischen beiden Parteien und ihren jeweiligen Massenorganisationen das eigentliche Rückgrat der „Achse Rom–Berlin" darstellten. Er hat bereits in Deutschland mit ersten Archivforschungen begonnen (Staatsarchiv München, Bundesarchiv Berlin), die in den kommenden Monaten in italienischen Archiven fortgesetzt werden sollen. – Im Rahmen ihrer Promotion („Gender-Konstruktionen im italienischen Film 1930–1965. Eine Analyse des italienischen Startums") verknüpft Antje Dechert (Stip.) geschlechter- und körpergeschichtliche Fragen sowie Aspekte der italienischen Zeit- und Filmgeschichte anhand von italienischen Filmen und zeitgenössischen Presseerzeugnissen miteinander. In Rom und Florenz sichtete sie Literatur und Quellen besonders in der Biblioteca Nazionale. – Nach intensiven Quellenrecherchen in Venedig wertet Jan Andreas May (Stip.) für seine an der Schnittstelle zwischen Kunst- und Stadtgeschichtsforschung angesiedelte Dissertation („La Biennale di Venezia und ihre Auswirkungen auf Stadtentwicklung, Tourismus und kulturelles Leben, 1895 bis 1945") nun Bestände in verschiedenen römischen Archiven aus (u. a. Soprintendenza speciale alla Galleria nazionale d'arte

moderna, Archivio storico della Repubblica, Archivio della Scuola Romana, Archivio dell'Istituto LUCE).

c) Musikgeschichte

Im Rahmen ihres Forschungsprojektes (*Le Frottole*: Hofmusik in der Entwicklung des kulturellen Diskurses in Italien 1500–1530) bestritt Dr. Sabine Meine mehrere Vorträge, zudem ein öffentliches Kolloquium mit Prof. Francesco Luisi. Aspekte ihres Themas behandelte sie in Aufsätzen; einzelne Kapitel der Habilitationsschrift wurden bereits schriftlich fixiert. Die Planung für ein weiteres Projekt, an dem mehrere Kooperationspartner beteiligt sind, soll 2006 konkrete Formen annehmen (Cosimos Hochzeit: Liebe, Macht, Musik im Florenz der Medici 1539). – Der Leiter der musikwissenschaftlichen Abteilung und ihrer Bibliothek, Dr. Markus Engelhardt, war in diesem Jahr in besonderer Weise mit administrativen Aufgaben belastet (Baumaßnahmen, Relaunch der Homepage). Über seine vielfältigen Serviceaufgaben sowie seine Forschungs- und Publikationstätigkeit hinaus betrieb er zudem die Herausgabe von Bänden der Analecta musicologica und war mit der Organisation mehrerer Veranstaltungen befaßt. – Als stellvertretende Leiterin der Abteilung übernahm Dr. Sabine Ehrmann-Herfort ebenfalls administrative, organisatorische und redaktionelle Aufgaben. Im Rahmen ihres Forschungsprojektes „Italienische Vokalmusik im terminologischen Diskurs" brachte sie u. a. ihre Monographie „Madrigal" zum Abschluß. Sie war zudem an der Durchführung und Vorbereitung verschiedener Institutsveranstaltungen beteiligt. – Für die Arbeit an ihrer Dissertation („Die Parallelaufführungen der Dramen Metastasios in Rom und Venedig (1725–1730). Eine musikdramatische, stilistische und politische Untersuchung") untersuchte Diana Blichmann (Stip.) vor allem die sukzessiven Aufführungen der *Drammi per musica* Pietro Metastasios. Die in verschiedenen Archiven aufgespürten Dokumente führten zu einer neuen Gliederung der Arbeit, für die etliche Kapitel verfaßt wurden. Über einzelne Aspekte der Arbeit wurde in Vorträgen berichtet. Da ein Unfall eine längere Unterbrechung erzwang, soll die dadurch verlorene Zeit im Jahr 2006 durch ein erneutes Stipendium zur Verfügung

gestellt werden. – Während seines Romaufenthalts untersuchte Bert Klein (Stip.) für sein Dissertationsvorhaben („Mozarts konzertierende Arien und ihre Tradition im 18. Jahrhundert") zahlreiche Opern- und Oratorienpartituren des 18. Jh. Dank der reichen Bestände der Bibliothek der musikgeschichtlichen Abteilung des DHI sowie der dortigen Sammlungen mußten keine anderen Bibliotheken und Archive aufgesucht werden. – In ihrem Dissertationsprojekt („Das Böse zwischen Romantik und Verismo. Eine Untersuchung böser Figuren in italienischen Opern zur Zeit der Scapigliatura") untersucht Stefanie Strigl (Stip.) jene Opern, die im Zusammenhang mit der Gruppe der *Scapigliati* in den 60er und 70er Jahren des 19. Jh. entstanden, in einem losen Zirkel der künstlerischen Avantgarde in der Lombardei. Sie sichtete bisher in Deutschland nicht greifbares Material, das nicht zuletzt in der Institutsbibliothek vorhanden ist.

Unternehmungen und Veranstaltungen

Im Rahmen eines von der DFG finanzierten Drittmittelprojektes hat Dr. Sara Menzinger di Preussenthal die Bearbeitung der Textüberlieferung der *Summa Trium Librorum* des Rolandus De Luca weit vorantreiben können. Die Transkription des Textes soll im Jahr 2006 abgeschlossen werden.

Für das von der Gerda Henkel Stiftung unterstützte Forschungsprojekt Kirchenfinanzen und Politik im Königreich Sizilien im 13. Jahrhundert hat Dr. Kristjan Toomaspoeg die Ausarbeitung der Quellenregesten fortgesetzt und größtenteils zum Abschluß gebracht. Eine Publikation der Ergebnisse ist für 2006/07 in der neuen Institutsreihe vorgesehen.

Wie geplant konnten die Arbeiten am Institutsprojekt der staufischen und angiovinischen Kastellbauten Süditaliens anhand des Nachlasses von Eduard Sthamer (3. Bd. der Dokumente) von Prof. Hubert Houben abgeschlossen werden. Der Band ist derzeit im Druck.

Die für 2005 geplanten Sondierungen für ein mögliches Grabungsprojekt (Kastell in Lucera) wurden auf Reisen des Unterzeichneten nach Lucera im Februar und Dezember vorgenommen. Hilfreich waren mehrere Gespräche vor Ort, u. a. mit Kooperationspartnern.

Ein Kooperationsabkommen zwischen dem DHI Rom, dem Dipartimento di Scienze Umane der Universität Foggia und dem CNR – Centro di Studi Federiciani di Lagopesole wird vorbereitet. Auf Vorschlag des Unterzeichneten sollen im Jahr 2006 zunächst geophysikalische Messungen innerhalb und außerhalb des Kastells stattfinden. Beim geplanten interdisziplinären Projekt geht es weniger um traditionelle kastellgeschichtliche Fragestellungen, sondern um die Untersuchung von Kulturkontakten und kulturellen Transfers zwischen arabisch-muslimischer, lateinischer und griechischer Welt. Infolge der Umsiedlung der Sarazenen von Sizilien nach Apulien unter Friedrich II. ist die Region von Lucera dafür von besonderem Interesse.

Die Überlegungen über mögliche Datenbanklösungen für das Repertorium Germanicum (RG) wurden intensiviert. Auf Initiative des Unterzeichneten wurde eine Arbeitsgruppe gebildet, die im Rahmen eines Arbeitsgesprächs am 7. 9. eine Bilanz der bisherigen Diskussionen zog und weitere Vorgehensweisen erörterte. Um elektronische Versionen von RG und RPG zu ermöglichen, sind freilich komplexe juristische Aspekte – hinsichtlich Urheber- und Verlagsrechte – zu klären. Zu diesem Zweck wurden Anschreiben an die bisherigen Bearbeiter von RG und RPG versandt, um sie über das Projekt zu informieren bzw. dem Institut bei den bis 1995 erschienenen Bänden die entsprechenden Rechte zu sichern. Dr. Thomas Bardelle setzte die Arbeit am RG Bd. 10 (Sixtus IV., 1471 – 1484) fort, schloß das neunte Pontifikatsjahr bis August 1480 ab und begann mit der Aufarbeitung von Beständen des zehnten Pontifikatsjahres. Er arbeitete eng mit Dr. Kirsi Salonen zusammen, die im Rahmen eines Werkvertrags Lücken in der Bearbeitung früherer Pontifikatsjahre und zudem im Bereich der Überlieferung der Camera Apostolica etliche Bände bearbeitete.

Besonders erfreuliche Fortschritte sind beim „Tochterunternehmen“ des RG, dem aus Drittmitteln und vom DHI Rom finanzierten Repertorium Poenitentiariae Germanicum (RPG) zu verzeichnen. Die Arbeit an den beiden Bänden für den Pontifikat Sixtus' IV. wurde abgeschlossen und sind als RPG VI zum Jahresende erschienen. Die Kontrolle der für den Band VII (Innozenz VIII., 1484 – 1492) aufgenommenen Suppliken wurde durch Prof. Ludwig Schmugge und Dr. Alessandra Mosciatti abgeschlossen. Im kommenden Jahr wird mit der technischen Bearbeitung begonnen; eine Publikation könnte 2008 erfolgen.

Im Berichtsjahr erschien unter dem Titel „Kurie und Region" die von Dr. Brigitte Flug, Dr. Andreas Rehberg und dem Unterzeichneten herausgegebene Festschrift für Prof. Brigide Schwarz zum 65. Geburtstag. Von den 24 Beiträgen schöpfen 17 direkt oder indirekt aus dem Material des RG sowie des RPG und belegen auf diese Weise die vielseitigen Möglichkeiten der Nutzung kurialer Überlieferung. Auch andere jüngst erschienene Publikationen (zahlreiche Beiträge in der 2004 publizierten Festschrift für Prof. Ludwig Schmugge, in dem 2005 publizierten Sammelband „Stagnation oder Fortbildung?" sowie in der Monographie von Dr. Thomas Willich) basieren auf dem im DHI erschlossenen Material und unterstreichen die Notwendigkeit historischer Grundlagenforschung.

Im Bereich der Stadtrömischen Quellen hat Dr. Andreas Rehberg mehrere Studien zum Abschluß gebracht und Vorträge zu stadtrömischen Themen gehalten. Bei der Aufnahme neuer Archivmaterialien konzentrierte er sich auf die Sichtung von Protokollen der Notare des Hospitals von S. Spirito in Sassia. Die von der Fondazione Besso getragene italienische Übersetzung von Regesten der römischen Stadtratsbeschlüsse für den Zeitraum von 1515 bis 1526 wurde aufgrund eines Mutterschaftsurlaubs unterbrochen.

Die Arbeiten an den Nuntiaturberichten aus Deutschland (NBD) werden zügig vorangetrieben. Neben den Arbeiten von Dr. Alexander Koller im Rahmen der III. Abteilung (vgl. S. XXVII) hat Frau Dr. Rotraud Becker die von Georg Lutz hinterlassenen Transkriptionen für das Jahr 1630 in den Computer eingegeben und wissenschaftlich bearbeitet. Die Textfassung für den geplanten Bd. 4 der IV. Abteilung der Nuntiaturberichte aus Deutschland (Januar 1630 bis Juli 1631) soll 2006 abgeschlossen werden.

Für die Reihe Instructiones Pontificum Romanorum begann Dr. Silvano Giordano nach der Erstellung einer Übersicht über die unter Urban VIII. tätigen Nuntien im Archivio Segreto Vaticano mit einer systematischen Recherche in den einschlägigen Fondi und fertigte bereits umfangreiche Transkriptionen an.

Der mit der Bearbeitung der Akten zum Deutschen Kulturkampf aus dem Archivio Segreto Vaticano beauftragte Dr. Massimiliano Valente hat im Rahmen eines Werkvertrages begonnen, die Transkription ausgewählter Quellen zu überprüfen und nahm die Kommentierung für die Jahre 1881 bis 1884 in Angriff.

Folgende Online-Publikationen können über die Homepage des Instituts genutzt werden: Martin Bertram, Signaturen der Handschriften der Dekretalen Gregors IX. (Liber Extra). Die von Carlo Gentile erarbeitete Online-Datenbank Die Präsenz Deutscher Militärischer Verbände in Italien 1943–1945 wurde 2005 in einer erweiterten Fassung zur Verfügung gestellt.

Die Arbeit an dem Kooperationsprojekt Digitale Editionen Neuzeitlicher Quellen (DENQ) wurde zügig weitergeführt (vgl. S. XVII f.). Im Jahre 2006 soll eine erste Online-Publikation zugänglich sein.

Die Arbeit am Editionsprojekt des DHI Rom Berichte des Apostolischen Nuntius Cesare Orsenigo aus Deutschland (1930–1939), das in Kooperation mit der Kommission für Zeitgeschichte und dem Archivio Segreto Vaticano durchgeführt wird, setzte PD Dr. Thomas Brechenmacher unterstützt durch einen Werkvertrag des DHI fort. Im Jahr 2006 soll der erste Jahrgang 1933 auf der Homepage des Instituts zur Verfügung stehen.

In der Reihe der Bibliographischen Informationen (B. I.) wurden im Berichtszeitraum erneut drei Hefte vorgelegt (Nr. 113, 114 u. 115).

Folgende Veranstaltungen führte das Institut im Jahre 2005 durch:

„Faschistische Urbanistik am Beispiel der Stadt Rom", gemeinsames Seminar der Universität Kiel (Prof. K. H. Pohl), in Verbindung mit dem DHI Washington, der Universität Dresden (PD Dr. S. Lässig) und dem DHI Rom, Rom, 25. 1.

„Vita communis und ethnische Vielfalt. Multinational zusammengesetzte Klöster im Mittelalter", Studientag am DHI Rom, 16. 1. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

15. Herausgeberkonferenz der Kritischen Gesamtausgabe der Werke Joachims von Fiore „Der fragmentarische Traktat über Leben und Regel des Heiligen Benedikt", organisiert von Prof. Dr. Kurt-Victor Selge, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, und Prof. Dr. Alexander Patschowsky, Universität Konstanz, DHI Rom, 7.–10. 3.

Buchpräsentation „La repubblica dei suoni. Estetica e filosofia del linguaggio musicale nel Settecento" (Napoli: Liguori, 2004) von C.

Campa, Musikgeschichtliche Abteilung des DHI in Rom (Veranstaltungsreihe *Musicologia oggi*) in Zusammenarbeit mit dem Ministero per i beni e le attività culturali, Salone Vanvitelliano der Biblioteca Angelica, Rom, 12. 4.

„Die ‚Achse' im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegsführung 1939–1945 – L'asse in guerra. Politica, ideologia e condotta bellica 1939–1945". Internationale Tagung des DHI Rom in Zusammenarbeit mit dem Institut für Zeitgeschichte in München/Berlin und dem Istituto nazionale per la storia del movimento di liberazione in Italia in Mailand, DHI Rom, 13.–15. 4. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

„Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. (1605–1621)". Internationales Kolloquium des DHI Rom, 18.–20. 5. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts). Den Abschluß bildete ein Konzert des Ensemble Seicentonovecento, Capella Musicale di San Giacomo, unter der Leitung von Flavio Colusso in der Galleria Borghese mit Kompositionen aus der Epoche des Borghese-Pontifikats, Rom, 20. 5.

Forschungskolloquium der Università degli Studi della Tuscia in Viterbo und des DHI Rom mit Doktoranden des Studiengangs „Società, istituzioni e sistemi politici europei (XIX–XX secolo)", sowie Stipendiaten und Mitarbeitern des Instituts, DHI Rom, 6. 6.

„Zentrum und Peripherie bei den Hospitalsorden im Spätmittelalter", Studientag am DHI Rom, 16. 6. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

8° Laboratorio Internazionale di Storia Agraria „I cereali e il pane nell'Europa medievale", organisiert von dem Centro di Studi per la Storia delle Campagne e del Lavoro Contadino in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Institut in Rom, Montalcino, 29. 8.–2. 9.

„X Congresso Internazionale di Scienze Storiche. Roma, settembre 1955. Un bilancio storiografico". Internationaler Kongress des DHI Rom in Kooperation mit der Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte in Rome, der École française de

Rome, der Escuela Española de Historia y Arqueología en Roma, dem Istituto Storico Italiano per il Medio Evo, dem Koninklijk Nederlands Instituut te Rome und des Comité Español de Ciencias Históricas, Palazzo Barberini, Rom, 21.–24. 9. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

„Solo frottole?" Prof. Francesco Luisi (Università degli Studi di Parma) im Gespräch über die Hofmusik des frühen 16. Jahrhunderts in Italien mit Dr. Sabine Meine der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom (Veranstaltungsreihe *Musicologia oggi*), DHI Rom, 13. 10.

„La cultura cattolica in Italia e in Germania dopo il 1945". Seminar des DHI Rom in Verbindung mit dem Dottorato ‚Storia politica dell'età contemporanea' der Facoltà di Scienze Politiche der Universitäten Bologna, Perugia, Sant'Orsola Benincasa und LUISS, Rom, Villa Massimo, 27. 10.

Konzert des *Ensemble Officium* unter der Leitung von Wilfried Rombach in Zusammenarbeit mit der Fondazione Giovanni Pierluigi da Palestrina und dem DHI Rom (Veranstaltungsreihe *Musicologia oggi*), Rom, Santa Maria dell'Anima, 4. 11.

„50 Jahre Berichterstattung aus Italien". Symposium zu Ehren von Erich Kusch in Verbindung mit dem Istituto Svizzero di Roma, DHI Rom, 14. 11.

Klavierabend mit Rudi Spring (Veranstaltungsreihe *Musicologia oggi*), DHI Rom, 21. 11.

„Institutionalisierung als Prozess. Organisationsformen musikalischer Eliten im Europa des 15. und 16. Jahrhunderts", Tagung des Istituto Svizzero di Roma in Verbindung mit dem DHI Rom, Rom, 9.–11. 12.

„Il fascino della spiritualità", Kolloquium des Centro di Studi Carlo della Giacoma (Todi) in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom, Terni, 16.–17. 12.

Am Rom-Seminar vom 12. bis zum 21. 9. nahmen deutsche Studierende der Geschichte im fortgeschrittenen Semester von 15 verschiedenen deutschen Universitäten teil.

Die diesjährige Exkursion der wissenschaftlichen Mitarbeiter wurde von PD Dr. Uwe Israel geleitet und führte am 9. 6. zu den Resten der Nerovilla sowie den Benediktinerklöstern von Subiaco, wo Don Romano Di Cosmo der Gruppe Schätze des Colonna-Archivs und der Bibliothek sowie die sonst der Öffentlichkeit nicht zugängliche Engelskapelle zeigte.

Den Teilnehmern des Studientages „Zentrum und Peripherie bei den Hospitalsorden im Spätmittelalter" wurde dank einer Initiative von Dr. Andreas Rehberg die Besichtigung von S. Spirito in Sassia ermöglicht.

Im Rahmen des Kooperationsvertrags zwischen dem Deutschen Historischen Institut in Rom und der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz arbeiteten am römischen Institut erneut mehrere Gastwissenschaftler aus Mainz und eine Praktikantin. Auch im Jahre 2005 hat der Unterzeichnete Verpflichtungen in Mainz wahrgenommen, u. a. die Betreuung von Dissertationen, das Abhalten von Sprechstunden, so als Partnerschaftsbeauftragter der Universität Mainz mit dem Collegio Ghislieri und dem Collegio Nuovo in Pavia. Er nahm an Sitzungen des Verwaltungsausschusses der Stiftung Mainzer Universitätsfond teil. Am 22. 11. präsentierte das Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz (IGL) die Publikationen des Jahres 2005. Aus diesem Anlaß hielt der Unterzeichnete einen Vortrag. Für 2006 plant die Abt. III des Historischen Seminars der Universität Mainz eine Exkursion nach Rom, an deren Vorbereitung das DHI beteiligt ist.

Ein besonderes erfreuliches Beispiel der Kooperation stellt die Publikation der Festschrift für Frau Schwarz in der Reihe Geschichtliche Landeskunde des IGL dar. Der Band wurde anlässlich der Beiratssitzung des DHI in Rom vorgestellt. Zahlreiche Beiträge der Festschrift unterstreichen die Bedeutung kurialer Quellen für die landesgeschichtliche Forschung. Zur Zusammenarbeit zwischen DHI Rom sowie IGL in Mainz kam es auch im Bereich der EDV (vgl. S. XVII).

Das Sommerfest sowie die vorweihnachtliche Feier sind unterdessen traditionelle Veranstaltungen, bei denen sich im Institutspark und in der Casa Rossa alle aktiven und ehemaligen Institutsmitglieder zusammenfinden.

Die öffentlichen Vorträge dieses Jahres (mit Besucherzahlen zwischen 50 und 150) hielten:

am 13. 1. Prof. Silvana Seidel Menchi, Erasmo e la sua cerchia: Pluralità di linguaggi e comunicazione umanistica.

am 4. 3. Prof. Silke Leopold, Io son Lindoro und andere Lügen. Über den Umgang mit klassischer Musik im Film (im Anschluß Überreichung der Festschrift „Kurie und Region" an Prof. Brigide Schwarz anläßlich der Vollendung des 65. Lebensjahres, Prof. Ludwig Schmugge, Laudatio).

am 18. 5. Kristina Herrmann Fiore (Direttore storico dell'arte der Galleria Borghese), Aspetti della politica culturale di Paolo V.

am 31. 5. Prof. Dieter Geuenich, Germanisch = deutsch? Wie wurden aus den antiken Germanen die Vorfahren der modernen Deutschen?

am 21. 9. Prof. Paolo Prodi, X Congresso Internazionale di Scienze Storiche, Roma 1955. Cinquant'anni di distanza (im Palazzo Barberini).

Die monatlichen Zusammenkünfte der wissenschaftlichen Mitarbeiter zu gegenseitigem Austausch über wissenschaftliche Veranstaltungen, Angelegenheiten des Instituts u. ä. fanden statt am 19. 1., 16. 2., 16. 3., 21. 4., 25. 5., 22. 6., 7. 9., 12. 10., 16. 11., 14. 12.

Die institutsinternen (aber Gästen jederzeit zugänglichen) Mittwochsvorträge hielten:

am 19. 1. M. Trebeljahr, Zwischen *obligo perpetuo* und *rovina totale*: Malta und Rom (1605–1621),

am 16. 2. J. Johrendt, Die Diener des Apostelfürsten – Das Kapitel von St. Peter im Vatikan,

am 16. 3. V. Leonhard, Filmpolitische und filmästhetische Strategien im faschistischen Italien im Kontext der deutsch-italienischen Filmachse,

am 21. 4. A. Bues, Rom in vier Tagen. Eine Romreise AD MDCII,

am 25. 5. Th. Schlemmer, Das italienische Heer im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion 1941–1943,

am 22. 6. N. D'Elia, La riflessione di Delio Cantimori sulla cultura politica tedesca,
am 7. 9. R. Matheus, *Abbracciar' la Santa Fede.* Konversionen im Rom des 17. und 18. Jahrhunderts,
am 12. 10. D. Blichmann, Parallelvertonungen der Dramen Metastasios für Rom und Venedig (1728–30): Verständnisformen von Freiheit und Herrschaft im *Catone in Utica* und *Artaserse*,
am 16. 11. R. Nattermann, Die Tagebücher 1938–1940 von Luca Pietromarchi,
am 14. 12. K. Wolf, „Wie ein Phönix aus der Asche ...". Der Trojamythos im Italien des 12. Jahrhunderts.

PUBLIKATIONEN DES INSTITUTS

2005 sind erschienen:

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Band 84, Tübingen (Niemeyer) 2004, LIV u. 742 S.

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom
Band 102: Th. Willich, Wege zur Pfründe. Die Besetzung der Magdeburger Domkanonikate zwischen ordentlicher Kollatur und päpstlicher Provision 1295–1464, XII u. 683 S.
Band 108: M. Bertram (Hg.), Stagnation oder Fortbildung? Aspekte des allgemeinen Kirchenrechts im 14. und 15. Jahrhundert, XVI u. 425 S.
Band 109: Th. Schulze, Dante Alighieri als nationales Symbol Italiens (1793–1915), VIII u. 275 S.
Band 110: A. Schlichte, Der „gute" König. Wilhelm II. von Sizilien (1166–1189), X u. 395 S.
Band 111: U. Israel, Fremde aus dem Norden. Transalpine Zuwanderer im spätmittelalterlichen Italien, VIII u. 380 S.

Der in der Reihe Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom publizierte Band von Thomas Kroll (Bd. 90) erschien in italienischer Übersetzung beim Florentiner Verlag Olschki: Th. Kroll, La rivolta del patriziato: il liberalismo della nobiltà nella Toscana del Risorgimento, Biblioteca storica toscana, Serie I/47, Firenze 2005, XXV u. 548 S.

Repertorium Poenitentiariae Germanicum VI. Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Sixtus' IV. vorkommenden Personen, Kirchen

und Orte des Deutschen Reiches 1471–1484, 1. Teil: Text bearb. von L. Schmugge unter Mitarbeit von M. Marsch und A. Mosciatti, XXXVII u. 948 S.; 2. Teil: Indices bearb. von H. Schneider-Schmugge und L. Schmugge, Tübingen (Niemeyer) 2005, VII u. 468 S.

Bibliographische Informationen zur italienischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Begründet von J. Petersen, hg. von Lutz Klinkhammer, Redaktion: G. Kuck und S. Wesely, Nr. 113 (November 2003), 81 S.; Nr. 114 (März 2004), 81 S., Nr. 115 (Juli 2004), 76 S., Darmstadt (Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens), Rom (DHI) 2005.

Analecta musicologia
Band 35/I–II: H. Geyer, Das venezianische Oratorium 1750–1820, Erster Teil: Abhandlung; Zweiter Teil: Archivdokumente, Notenbeispiele, Literaturverzeichnis, Register, Laaber 2005, XV u. 769 S.
Band 36: „Vanitatis fuga, aeternitatis amor". Wolfgang Witzenmann zum 65. Geburtstag, hg. von S. Ehrmann-Herfort und M. Engelhardt, Laaber 2005, XI u. 753 S.
Band 37: Studien zur italienischen Musikgeschichte XVI, hg. von M. Engelhardt, Laaber 2005, VIII u. 399 S.

Als Gemeinschaftspublikation des DHI Rom und des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin erschien im Oldenbourg-Verlag: Die Italiener an der Ostfront 1942/43. Dokumente zu Mussolinis Krieg gegen die Sowjetunion, hg. und eingeleitet von Th. Schlemmer, München 2005, 291 S.

In Bearbeitung befinden sich:
Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Band 85, Tübingen (Niemeyer) 2005.

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom
Band 112: M. Matheus (Hg.), Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit.
Band 113: J. Erdmann, „Quod est in actis, non est in mundo": Päpstliche Benefizialpolitik im *sacrum imperium* des 14. Jahrhunderts.
Band 114: H. Berwinkel, Verwüsten und Belagern. Friedrich Barbarossas Krieg gegen Mailand (1158–1162).
sowie (noch ohne Bandzählung):
A. Koller (Hg.), Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. Borghese (1605–1621).
J. Becker, Graf Roger I. von Sizilien – Wegbereiter des normannischen Königreichs.

Dokumente zur Geschichte der Kastellbauten Kaiser Friedrichs II. und Karls I. von Anjou. Band III: Abruzzen, Kampanien, Kalabrien und Sizilien, auf der Grundlage des von E. Sthamer gesammelten Materials bearbeitet von H. Houben.

Bibliographische Informationen zur italienischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Begründet von Jens Petersen, hg. von Lutz Klinkhammer, Redaktion: Gerhard Kuck und Susanne Wesely, Nr. 116 (November 2004) und Nr. 117 (März 2005).

Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma
Vol. 1: B. Bombi, Il registro di Andrea Sapiti, procuratore alla curia avignonese.

Analecta musicologia
Band 38: Athanasius Kircher: Ars magna musices, Akten des deutsch-italienischen Symposiums aus Anlaß des 400. Geburtstages von Athanasius Kircher (1602–1680), Rom, 16.–18. Oktober 2002, hg. von M. Engelhardt und M. Heinemann.
Band 39: Chr. Siegert, Cherubini in Florenz: Zur Funktion der Oper in der italienischen Gesellschaft des späten 18. Jahrhunderts.
Band 40: W. Witzenmann, Die Laterankapelle von 1599 bis 1650.
Band 41: Rom – Die Ewige Stadt im Zentrum der musikwissenschaftlichen Forschung, Kongressakten Rom 2004, hg. von M. Engelhardt.

Concentus musicus
Band XII: Nicolò Jomelli »Attilio Regolo«, hg. von H.-Chr. Mahling.

VERÖFFENTLICHUNGEN DER INSTITUTSMITGLIEDER
(ohne Besprechungen und Anzeigen)

St. Bauer, Platina non vitas, sed vitia scripsit: le censure sulle Vite dei papi, in: Massimo Firpo (Hg.), *Nunc alia tempora, alii mores.* Storici e storia in età postridentina. Atti del Convegno internazionale (Torino, 24–27 settembre 2003), Florenz 2005, S. 279–289.
St. Bauer, Tagungsbericht: Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. (1605–1621), QFIAB 85 (2005) S. 537–545. Bereits erschienen bei H-Soz-u-Kult, http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=814.
Th. Bardelle, ‚Papageno' im (W)Elfenland? Vincent Magno Cavallo als ‚mediales' Ereignis seiner Zeit, in: Campana pulsante convocati. Festschrift anläß-

lich der Emeritierung von Prof. Dr. Alfred Haverkamp, hg. von F. G. Hirschmann u. G. Mentgen, Trier 2005, S. 13–19.
P. Bernhard, Zivildienst zwischen Reform und Revolte. Eine bundesdeutsche Institution im gesellschaftlichen Wandel, 1961–1982, München 2005.
P. Bernhard, Kriegsdienstverweigerung per Postkarte. Ein gescheitertes Reformprojekt der sozialliberalen Koalition, 1969–1978, Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 53 (2005) S. 109–139.
P. Bernhard, Die Pizza am Rhein: Zur Italienisierung der deutschen Küche und Gastronomie im 20. Jahrhundert, Forum Loccum 24 (2005) S. 6–11.
P. Bernhard, Lieber „Zivi" als zum „Bund". Zum Wertewandel unter jungen Wehrpflichtigen seit den 1960er Jahren, in: Perspektiven der Inneren Führung. Zur gesellschaftlichen Integration der Bundeswehr, hg. von U. vom Hagen u. B. Kilian, Berlin 2005, S. 12–26.
A. Bues (Hg.), Zones of Fracture in Modern Europe: the Baltic Countries, the Balkans and Northern Italy – Zone di frattura in epoca moderna: Il Baltico, i Balcani e l'Italia settentrionale, Deutsches Historisches Institut in Warschau. Quellen und Studien 16, Wiesbaden 2005.
A. Bues, Introduction, in: ebd., S. 1–24.
A. Bues, *Die letst gegent und provintz der cristen* Or: Where is the Baltic?, in: ebd., S. 27–43.
A. Bues, Politinė ceremonialo paskirtis elekcineje monarchijoje: Lenkija – Lietuva XVI–XVIII a. [Der politische Nutzen des Zeremoniells in einer Wahlmonarchie: Polen-Litauen vom 16. bis 18. Jahrhundert], in: Lietuvos Istorijos Metraštis [Jahrbuch für litauische Geschichte] (2003/2), Vilnius 2005, S. 5–20.
A. Bues, *die umschnupferten unsere wagen* – Alltagskontakte des Handelsgesellen Martin Gruneweg im Spannungsfeld zwischen Orient und Okzident, in: Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie in der Neuzeit, hg. von M. Kurz, M. Scheutz, K. Vocelka u. a. Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Ergänzungsband 48, Wien 2005, S. 427–447.
A. Bues, Patronage fremder Höfe und die Königswahlen in Polen-Litauen, in: Nähe in der Ferne. Personale Verflechtungen in den Außenbeziehungen der Frühen Neuzeit, hg. von H. von Thiessen u. Chr. Windler, Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 36, Berlin 2005, S. 69–85.
S. Ehrmann-Herfort (Hg. mit M. Engelhardt), „Vanitatis fuga, aeternitatis amor". Wolfgang Witzenmann zum 65. Geburtstag, Analecta musicologica 36, Laaber 2005.
S. Ehrmann-Herfort, Teatro per gli orecchi. Luciano Berios Experimente zum musikalischen Theater, in: Luciano Berio. Musik-Konzepte, Neue Folge 128, München 2005, S. 67–93.
S. Ehrmann-Herfort, Verwischung von Gattungsgrenzen, „Erfindung" neuer Gattungen; Henri Pousseur Votre Faust (1969); Happening, Fluxus, Perfor-

mance; in: Geschichte der Musik im 20. Jahrhundert: 1945–1975, hg. von H.-W. Heister, Handbuch der Musik im 20. Jahrhundert, Bd. 3, Laaber 2005, S. 232–245; S. 256–262.

M. Engelhardt, Donizetti classicista: »Il Pimmalione«, in: Il teatro di Donizetti. Atti dei Convegni delle Celebrazioni 1797/1997 – 1848/1998, II: Percorsi e proposte di ricerca, Venezia 22–24 maggio 1997, hg. von P. Cecchi u. L. Zoppelli, Bergamo 2004, S. 103–125.

M. Engelhardt, Caldara operista, in: Bühnenklänge. Festschrift für Sieghart Döhring zum 65. Geburtstag, hg. von Th. Betzwieser, D. Brandenburg, R. Franke, A. Jacobshagen, M. Linhardt, St. Schroedter u. Th. Steiert, München 2005, S. 471–476.

M. Engelhardt (Hg. mit S. Ehrmann-Herfort), »Vanitatis fuga, aeternitatis amor«. Wolfgang Witzenmann zum 65. Geburtstag, Analecta musicologica 36, Laaber 2005.

M. Engelhardt (Hg.), Studien zur italienischen Musikgeschichte XVI, Analecta musicologica 37, Laaber 2005.

M. Engelhardt, Programmheftbeitrag Konzert des Ensemble Seicentonovecento, Capella Musicale di San Giacomo, Ltg. Flavio Colusso, Rom, Galleria Borghese, 20. Mai 2005.

Th. Hofmann, Monaci italo-greci, in: Federico II: Enciclopedia Fridericiana. Vol. II: I – Z: Istituto della Enciclopedia Italiana, Roma 2005, S. 348f.

U. Israel, Fremde aus dem Norden. Transalpine Zuwanderer im spätmittelalterlichen Italien, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 111, Tübingen 2005; zugl. Göttingen, Habil.-Schr., 2003 (Zusammenfassung in italienischer Sprache auch in Reti Medievali: http://centri.univr.it/RM/biblioteca/scaffale/i.htm#Uwe Israel).

U. Israel, Leben vom Lebendigen Gott. Hostienesser im Mittelalter, Mediaevistik. Internationale Zeitschrift für interdisziplinäre Mittelalterforschung (2005).

J. Johrendt, Der Empfängereinfluß auf die Gestaltung der Arenga und Sanctio in den päpstlichen Privilegien (896–1046), Archiv für Diplomatik 50 (2004), S. 1–11.

J. Johrendt, *Cum universo clero ac populo eis subiecto, id ipsum eodem modo fecerunt.* Die Anerkennung Alexanders III. in Italien aus der Perspektive der Papsturkundenempfänger, QFIAB 84 (2004), S. 38–68.

J. Johrendt, La protezione apostolica alla luce dei documenti pontifici (896–1046), Bullettino dell'Istituto storico italiano per il Medio Evo 107 (2005), S. 135–68.

L. Klinkhammer (Hg. mit C. Natoli, L. Rapone), Dittature, Opposizioni, Resistenze. Italia fascista, Germania nazionalsocialista, Spagna franchista: storiografie a confronto, Milano 2005.

L. Klinkhammer, Resistenza o renitenza giovanile contro il regime nazista?, in: ebd. S. 249–272.
L. Klinkhammer, Arte in guerra: tutela e distruzione delle opere d'arte italiane durante l'occupazione tedesca 1943–45, in: Parola d'ordine Teodora, hg. von G. Masetti u. A. Panaino, Ravenna 2005, S. 61–76.
L. Klinkhammer, La punizione dei crimini di guerra tedeschi in Italia dopo il 1945, in: Italia e Germania 1945–2000. La costruzione dell'Europa, hg. von G. E. Rusconi u. H. Woller, Bologna 2005, S. 75–90.
L. Klinkhammer, Staatliche Repression als politisches Instrument. Deutschland und Italien zwischen Monarchie, Diktatur und Republik, in: Chr. Dipper (Hg.), Deutschland und Italien 1860–1960 (Schriften des Historischen Kollegs 52), München 2005, S. 133–157.
L. Klinkhammer, La guerra nazionalsocialista nella storiografia della Repubblica federale tedesca, Mondo Contemporaneo 2 (2005), S. 119–139.
L. Klinkhammer, Alcune considerazioni sulla prigionia di guerra, in: Rimini Enklave 1945–1947. Un sistema di campi alleati per prigionieri dell'esercito germanico, hg. von P. Dogliani, Bologna 2005, S. 181–190.
L. Klinkhammer, Artikel ‚E i Banditen diventarono un esercito', in: Il Sole 24 ore, 25. 4. 2005.
A. Koller, Pio III papa toscano, Bullettino Senese di Storia Patria 111 (2004), S. 319–328.
A. Koller, La politique pontificale dans l'Empire entre l'Intérim et la Paix d'Augsbourg (1548–1555), in: Charles Quint face aux Réformes, hg. von G. Le Thiec u. A. Tallon, Colloques, Congrès et Conférences sur la Renaissance 49, Paris 2005, S. 119–133.
A. Koller, Nuntienalltag. Überlegungen zur Lebenswelt eines kirchlichen Diplomatenhaushalts im 16. und 17. Jahrhundert, in: Impulse für eine religiöse Alltagsgeschichte des Donau-Alpen-Adria-Raumes, hg. von R. Klieber u. H. Hold, Wien-Köln-Weimar 2005, S. 95–108.
A. Koller, Fabio Chigi, Päpstlicher Nuntius, in: Als Frieden möglich war. 450 Jahre Augsburger Religionsfrieden, hg. von C. A. Hoffmann, M. Johanns, A. Kranz, Chr. Trepesch, O. Zeidler, Regensburg 2005, S. 372f.
A. Koller, Einige Bemerkungen zum Karriereverlauf der päpstlichen Nuntien am Kaiserhof (1559–1655), in: A. Jamme u. O. Poncet (Hg.), Offices et papauté (XIVe – XVIIe siècle). Charges, hommes, destins (Collection de l'École française de Rome 334), Rome (École française de Rome) 2005, S. 841–858.
A. Koller, «... ut infirma confirmaret, disrupta consolidaret, depravata converteret». Grundlinien der Deutschlandpolitik Gregors XIII., Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento / Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient 30 (2004), S. 391–404.

A. Koller, Lippomano, Luigi, in: Dizionario biografico degli Italiani, Bd. 65, Roma 2005, S. 243–246.
A. Koller, Giovan Francesco Gambara (1533–1587). Profilo di un cardinale, in: Villa Lante a Bagnaia, hg. von S. Frommel, Milano 2005, S. 23–30.
A. Koller, In memoriam Georg Lutz (1935–2004), Roma moderna e contemporanea 13 (2005), S. 201–203.
M. Matheus, Deutsches Historisches Institut in Rom. Jahresbericht 2004, QFIAB 85 (2005), S. IX–LIII.
M. Matheus, Ernst H. Kantorowicz (1895–1963) und das Deutsche Historische Institut in Rom, in: Campana pulsante convocati. Festschrift anläßlich der Emeritierung von Prof. Dr. Alfred Haverkamp, hg. von F. G. Hirschmann und G. Mentgen, Trier 2005, S. 291–323.
M. Matheus (Hg. mit S. Schmitt), Kriminalität und Gesellschaft in Spätmittelalter und Neuzeit, Mainzer Vorträge 8, Stuttgart 2005.
M. Matheus, Magonza, in: Federico II: Enciclopedia Fridericiana, Vol. II: I – Z, Istituto della Enciclopedia Italiana, Roma 2005, S. 251–254.
M. Matheus (Hg. mit B. Flug u. A. Rehberg), Kurie und Region. Festschrift für Brigide Schwarz zum 65. Geburtstag, Geschichtliche Landeskunde 59, Stuttgart 2005.
M. Matheus, „Alle Wege führen über Rom". Zum Tode Graf Heinrichs II. von Nassau-Dillenburg im Jahre 1451 an der Via Francigena, in: ebd., S. 243–253.
M. Matheus (Hg.), Lebenswelten Johannes Gutenbergs, Mainzer Vorträge 10, Stuttgart 2005.
M. Matheus, Mainz zur Zeit Gutenbergs, in: ebd., S. 9–37.
M. Matheus (Hg.), Funktions- und Strukturwandel spätmittelalterlicher Hospitäler im europäischen Vergleich, Geschichtliche Landeskunde 56, Stuttgart 2005.
M. Matheus, Einleitung: Funktions- und Strukturwandel spätmittelalterlicher Hospitäler im europäischen Vergleich, in: ebd., S. VII–XII.
M. Matheus, Vorbemerkung, in: Repertorium Poenitentiariae Germanicum VI. Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Sixtus' IV. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches 1471–1484, 1. Teil: Text bearb. von L. Schmugge unter Mitarbeit von M. Marsch und A. Mosciatti, S. VII.
S. Meine (Hg. mit K. Hottmann), Puppen, Huren, Roboter. Körper der Moderne in der Musik 1900–1930, Schliengen 2005 (Interdisziplinäre Gender- und Kulturgeschichtsstudien der Hochschule für Musik und Theater Hannover).
S. Meine, Einführende Bemerkungen, in: ebd., S. 11–33.
S. Meine, Selbstinszenierung und Distinktion – Zur Funktion der höfischen Musik bei Isabella d'Este Gonzaga, in: Frauen und Musik im Europa des

16. Jahrhunderts: Infrastrukturen – Aktivitäten – Motivationen. Trossinger Jahrbuch zur Renaissanceforschung 4, hg. von N. Schwindt, Kassel 2005, S. 51–75.

S. Meine, Cecilia without a halo: The changing musical virtus, in: Music in art. International Journal for Music Iconography XXIX (2004), 1–2, CUNY 2005 (= Proceedings of the ninth conference of the research center for Music Iconography, cosponsored by the Metropolitan Museum of Art, commemorating the 20th anniversary of death of Emanuel Winternitz (1898–1983), New York City, 5–8 November 2003, Vol. 1), S. 104–113.

S. Menzinger, Roma communis patria. Unità giurisdizionale e autonomia dei poteri locali nel diritto comune medievale, in: Processo costituente europeo e diritti fondamentali. Atti del Convegno organizzato dal Centro di eccellenza in diritto europeo (Roma, 13 febbraio 2004), hg. von A. Celotto, Torino 2005, S. 151–160.

S. Menzinger, Fisco, giurisdizione e cittadinanza nel pensiero dei giuristi comunali italiani tra la fine del XII e l'inizio del XIII secolo, QFIAB 85 (2005) S. 36–73.

R. Nattermann, Diversity within Unity. The LBI's Community of Founders, in: C. Hoffmann (Hg.), Preserving the Legacy of German Jewry: A History of the Leo Baeck Institute, 1955–2005, Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 70, Tübingen 2005, S. 59–100.

R. Nattermann, Jews in Italy from Antiquity to Present Days: Between Ghetto and Integration. Conference Report, European Association for Jewish Studies Newsletter 17 (2005).

A. Rehberg, La *portio canonica*, le Clarisse, il legato papale, il vicario di Roma e un arbitro: spigolature intorno ad un documento inedito, QFIAB 85 (2005), S. 467–489.

A. Rehberg, Anna Maria Corbo e il suo volume su Pio II: contributo ad una migliore conoscenza della figura e dell'opera di una nota studiosa romana, Lazio ieri e oggi 41 (2005), S. 210–213.

A. Rehberg, Artikel ‚Liebesdienst an den armen und kranken Menschen. Mittelalterliche Fürsorge in neuer Perspektive', L'Osservatore Romano. Wochenausgabe in deutscher Sprache, Nr. 38, 23. September 2005, S. 5.

A. Rehberg, Scambi e contrasti fra gli apparati amministrativi della Curia e del comune di Roma. Alcune osservazioni intorno ai decreti comunali dal 1515 al 1526, in: Offices et Papauté (XIVe–XVIIe siècle): charges, hommes, destins, hg. von A. Jamme u. O. Poncet, Collection de l'École française de Rome 334, Rome 2005, S. 501–564.

A. Rehberg (Hg. mit B. Flug und M. Matheus), Kurie und Region. Festschrift für Brigide Schwarz zum 65. Geburtstag, Geschichtliche Landeskunde 59, Stuttgart 2005.

A. Rehberg, Deutsche Weihekandidaten in Rom am Vorabend der Reformation, in: ebd. S. 289–318.
Th. Schlemmer (gemeinsam mit H. Woller), Der italienische Faschismus und die Juden 1922–1945, Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 53 (2005), S. 164–201.
Th. Schlemmer (Hg.), Die Italiener an der Ostfront 1942/43. Dokumente zu Mussolinis Krieg gegen die Sowjetunion, München 2005.
Th. Schlemmer, Das königlich-italienische Heer im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion. Kriegführung und Besatzungspraxis einer vergessenen Armee 1941–1943, in: A. Nolzen u. S. Reichardt (Hg.), Faschismus in Italien und Deutschland. Studien zu Transfer und Vergleich, Göttingen 2005, S. 148–175.
Th. Schlemmer, Tra Weimar e Bonn. Il sistema partitico tedesco-occedentale dal 1945 al 1961, in: Italia e Germania 1945–2000. La costruzione dell'Europa, hg. von G. E. Rusconi u. H. Woller, Bologna 2005, S. 209–231.
M. Schnettger, Der Mainzer Erzkanzler und Italien in der Frühen Neuzeit, in: Neueste Forschungen zu Kurmainz und dem Reichserzkanzler, hg. von P. C. Hartmann u. L. Pelizaeus, Mainzer Studien zur Neueren Geschichte 17, Frankfurt a. M. [u. a.] 2005, S. 52–70.
M. Schnettger (Hg.), sehepunkte 5 (2005) Nr. 10–12.

VORTRÄGE UND SEMINARE DER INSTITUTSMITGLIEDER

St. Bauer, Platina's Rhetorical Revenge on Paul II: Renaissance Society of America, Cambridge 8. 4.
St. Bauer, La vendetta retorica del Platina su Paolo II: Circolo Medievistico Romano, Rom 7. 6.
St. Bauer, Platina e le „res gestae" di Pio II: Konferenz „Pius Secundus, Aeneas Silvius Piccolomini: Poeta Laureatus, Pontifex Maximus", San Salvatore in Lauro, Rom 29. 9.
Th. Bardelle, Leitung eines Workshops zur technischen Umsetzung einer elektronischen Version des Repertorium Germanicum, DHI Rom 7. 9.
Th. Bardelle (mit A. Rehberg), Einführung in das Repertorium Germanicum: Rom-Kurs DHI 19. 9.
P. Bernhard, Discussant der Sektion „Esportare i consumi: imprenditori italiani e immagine nazionale dal fascismo ad oggi": Historikertag der Società Italiana per lo Studio della Storia Contemporanea (SISCCO), Bologna 24. 9.
P. Bernhard, La pizza sul Reno. Per la storia della cucina e gastronomia italiane in Germania: Tagung „Storia dei consumi e identità collective nel secondo dopoguerra" des Dipartimento di Studi storici dell'Università Venezia,

European Doctorate in the Social History of Europe and the Mediterranean der Venice International University und ESRC/AHRC Cultures of Consumption Programme (UK), Venedig 7. 10.

P. Bernhard, Una domanda di guerra e pace. Le chiese e l'obiezione di coscienza nella Repubblica Federale di Germania, 1945–1978: Seminartag „La cultura cattolica dopo il 1945" veranstaltet vom DHI, den Universitäten Bologna, Perugia und Roma LUISS, Villa Massimo, Rom 27. 10.

A. Bues, Frauen in Polen im 20. Jahrhundert: Ringvorlesung, Universität Wien 6. 12.

S. Ehrmann-Herfort, „La Resurrezione". Ein römischer Event zu Ostern 1708: Internationale Händel-Akademie Karlsruhe, Symposium Händels Oster-Oratorium La Resurrezione (Rom 1708), Karlsruhe 27. 2.

S. Ehrmann-Herfort, Jüdische Szenen in der italienischen Musik um 1600 – Spiel und Spott: Internationales Symposion „Die drei Kulturen in Europa zwischen Mittelalter und Neuzeit. Transkulturalität in der Ausgrenzung", Universität für Musik und darstellende Kunst Wien, Institut für Musikalische Stilforschung, Wien 9. 6.

S. Ehrmann-Herfort, ‚Kapelle' im Spiegel der Begriffsgeschichte: Arbeitsgespräch „Institutionalisierung als Prozess. Organisationsformen musikalischer Eliten im Europa des 15. und 16. Jahrhunderts" des Istituto Svizzero di Roma in Verbindung mit dem DHI Rom, Rom 9. 12.

M. Engelhardt, Präsentation der Musikgeschichtlichen Abteilung des Deutschen Historischen Institut anläßlich der Rom-Exkursion einer Gruppe von Studierenden des Musikwissenschaftlichen Instituts der Universität Zürich unter Leitung von Prof. Laurenz Lütteken und Prof. Hans-Joachim Hinrichsen, DHI Rom 24. 1.

M. Engelhardt, Präsentation der Musikgeschichtlichen Abteilung des Deutschen Historischen Institut anläßlich der Rom-Exkursion einer Gruppe von Studierenden des Musikwissenschaftlichen Seminars der Universität Heidelberg unter Leitung von Prof. Silke Leopold und Dr. Joachim Steinheuer, DHI Rom 14. 3.

M. Engelhardt, Gli altri »Ernani«: Giornata di studi „Ernani", Festival Verdi 2005, Casa della Musica, Parma 7. 5.

M. Engelhardt, Meyerbeer in Mailand – »Margherita d'Anjou« im Kontext des Repertoires am Teatro alla Scala in den 1810er und 1820er Jahren: Internationaler Meyerbeer-Kongress „Giacomo Meyerbeer in Italien", Oper Leipzig in Zusammenarbeit mit dem Musikwissenschaftlichen Seminar der Freien Universität Berlin, Leipzig 25. 5.

M. Engelhardt, Verdi e la Germania: XXXIII Corso di Canto da Camera „Il lied tedesco", Scuola superiore per cantanti e oianisti collaboratori »Hugo Wolf«, Aquasparta (Terni) 13. 8.

M. Engelhardt, Spiritualità tra fede ed esperienza traumatica. I casi di Hugo Distler e Carlo Della Giacoma: Tagung „Il fascino della spiritualità" des Centro di Studi Carlo della Giacoma (Todi) in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom, Terni, 16. 12.

M. Engelhardt, Buchpräsentation „La repubblica dei suoni: Estetica e filosofia del linguaggio musicale nel Settecento" von C. Campa in der Veranstaltungsreihe ‚Musicologia oggi', Biblioteca Angelica, Rom 12. 4.

M. Engelhardt, Buchpräsentation „»Vanitatis fuga, aeternitatis amor«, Wolfgang Witzenmann zum 65. Geburtstag", hg. von S. Ehrmann-Herfort u. M. Engelhardt, Faleria 28. 5.

M. Engelhardt, Buchpräsentation „Die Wiener Klassik im Land der Oper (1800–1830)" von L. Aversano, Ravello Festival 2005, Ravello 3. 9.

U. Israel, Einführung; Reform durch Mönche aus der Ferne. Das Beispiel der Benediktinerabtei Subiaco: Studientag „Vita communis und ethnische Vielfalt. Multinational zusammengesetzte Klöster im Mittelalter", DHI Rom 26. 1.

U. Israel, Aspetti della molteplicità etnica nelle comunità religiose medievali: Circolo Medievistico Romano, Rom 9. 5.

U. Israel, Aspetti della molteplicità etnica nelle comunità religiose medievali: Vortrag vor dem Doktorandenseminar der Università della Basilicata, Matera 26. 5.

U. Israel, Romnähe und Klosterreform. Oder: Warum die erste Druckerpresse Italiens in der Benediktinerabtei Subiaco stand: Fakultät für Geschichtswissenschaft, Universität Bochum 13. 6.

U. Israel, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari. Revolten im Rom des 14. und 15. Jahrhunderts: Colloque international organisé par la Mission historique française en Allemagne „Révolte et statut social, de l'Antiquité tardive aux Temps modernes", DHI Paris 25. 10.

U. Israel, Der Zweikampf als Form symbolischer Kommunikation am Beispiel des Traktats des Herolds Jean Courtois, genannt Sicile, aus Mons († 1437): Interdisziplinäres Kolloquium zur Mittelalterforschung der Proff. Ingrid Bennewitz und Klaus van Eickels, Bamberg 19. 12.

J. Johrendt, Papsttum und Kirche vor der Wende von Sutri (896–1046): Gastvortrag an der Universität Bayreuth 21. 1.

J. Johrendt, Die Kapitelstatuten von St. Peter im Vatikan – ein römischer Vergleich: Gastvortrag an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 31. 5.

J. Johrendt, SS. Quattro Coronati, S. Giovanni in Laterano und Sancta Sanctorum: Rom-Kurs DHI 15. 9.

J. Johrendt, Rechtsfindung vor Ort – Unterschiede in der regionalen Deutung päpstlicher Rechtsverleihungen (896–1046): Gastvortrag an der Universität Wien 20. 10.

J. Johrendt, Urkunden als Kommunikationszeugnisse von Institutionen – Möglichkeiten und Grenzen einer Institutionsbeschreibung am Beispiel von König- und Papsttum im 10. und frühen 11. Jahrhundert: Gastvortrag an der Technischen Universität Dresden 8. 11.

L. Klinkhammer, Gli internati militari italiani provenienti da Cefalonia: im Rahmen der Tagung zum 62. Jahrestag der Ereignisse von Kephalonia, organisiert von der Associazione Storia e Memoria, Palazzo Barberini, Rom 20. 1.

L. Klinkhammer, Die urbanistische Entwicklung Roms während der faschistischen Herrschaft: Giornata di studi der Universitäten Kiel und Dresden in Verbindung mit dem DHI Rom, DHI Rom 25. 1.

L. Klinkhammer, La presenza militare tedesca in Italia e il problema dell'internamento militare: giornata della Memoria „Il quaderno nero: settembre 1943-aprile 1945", Istituto storico della Resistenza–Banca Popolare di Novara, Novara 27. 1.

L. Klinkhammer, La morte della famiglia Einstein: Palazzo Comunale, Rignano sull'Arno 28. 1.

L. Klinkhammer, La violenza dei soldati in guerra. Il caso tedesco in una prospettiva comparata: Giornata di studi, organisiert von der Fondazione Ferramonti, Cosenza 29. 1.

L. Klinkhammer, Teilnahme an der Podiumsdiskussion „A 15 anni dalla caduta del muro di Berlino. Un bilancio su chiesa e società oggi": Facoltà Valdese di Teologia, Rom 22. 2.

L. Klinkhammer, Discussant bei der Tagung „Violenza, tragedia e memoria della RSI": Istituto storico della Resistenza, Fermo 3. 3.

L. Klinkhammer, Buchpräsentation „L'uomo che nacque morendo" von L. Faccini, Università della Tuscia, Viterbo 8. 3.

L. Klinkhammer, La deportazione al lavoro coatto. Il caso di Kahla: Giornata di studi „Storia e memoria della deportazione civile" organisiert vom Istituto della Resistenza in Versilia, Viareggio 12. 3.

L. Klinkhammer, L'occupante tedesco di fronte all'8 settembre: Giornata di studio „La Resistenza dei militari" in occasione del sessantesimo anniversario della Guerra di liberazione, sotto l'Alto Patronato del Presidente della Repubblica, Università Tor Vergata, Rom 17. 3.

L. Klinkhammer, L'occupante tedesco: Tagung „Resistenza e guerra totale" organisiert von der Fondazione Micheletti, Brescia 8. 4.

L. Klinkhammer, Zu den historischen Grundlagen des italienischen Deutschlandbilds: Workshop in der Deutschen Botschaft Rom „Das Deutschlandbild in Italien", Rom 12. 4.

L. Klinkhammer, Das Dritte Reich und die Repubblica Sociale Italiana. Aspekte polizeilicher Kollaboration: Tagung „Die Achse im Krieg", DHI Rom 15. 4.

L. Klinkhammer, Thematische Einleitung zur Tavola Rotonda „Die Achse im Krieg. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in Italien und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg": Tagung „Die Achse im Krieg", DHI Rom 15. 4.
L. Klinkhammer, L'amministrazione tedesca in Italia, la polizia economica ed il controllo dell'economia: Tagung „La Guardia di Finanza nella Resistenza e nella Liberazione di Milano, Palazzo Marino, Mailand 26. 4.
L. Klinkhammer, In Search for „Reconciliation" with the Past: The Memory of World War II in Italian Political Culture: Tagung „Changing Memories of War 1945 + 60", Hebrew University, Jerusalem 9. 5.
L. Klinkhammer, Conclusioni: Tagung „Università e accademie negli anni del fascismo e del nazionalsocialismo", XII Giornata Luigi Firpo, Fondazione Firpo, Palazzo d'Azeglio, Turin 13. 5.
L. Klinkhammer, Sulle stragi nazifasciste impunite: Lavori della Commissione parlamentare d'inchiesta „Stragi nazifasciste impunite", Palazzo Comunale, Sora 26. 5.
L. Klinkhammer, Sulle stragi nazifasciste impunite: Tagung „1943–1945. Stragi nazifasciste impunite. Lavori della Commissione parlamentare d'inchiesta", Università degli Studi, Aula Prodi, San Giovanni in Monte, Bologna 30. 5.
L. Klinkhammer, Teilnahme an der Podiumsdiskussion zum Thema „60 Jahre Kriegsende – Kriegserinnerung in Italien": München, Gasteig 7. 6.
L. Klinkhammer (mit F. Focardi), La difficile transizione: Tagung „Le relazioni internazionali dell'Italia (1917–1989)", Università degli Studi, Padua 9. 6.
L. Klinkhammer, Teilnahme an der Podiumsdiskussion zum Thema „Der Krieg ist aus – Erinnern in Europa": München, Gasteig 14. 6.
L. Klinkhammer, Sektionsleitung: Tagung „Jews in Italy from Antiquity to Present Days: Between Ghetto and Integration", Ludwig-Maximilians-Universität, München 17. 6.
L. Klinkhammer, Urbanistische Aspekte der Entwicklung Roms zwischen 1870 und 1945: Vortrag im Rahmen des Studienkurses der Biblioteca Hertziana, Rom 8. 9.
L. Klinkhammer, Die Stadtentwicklung Roms seit 1870: Rom-Kurs DHI 20. 9.
L. Klinkhammer, Die Ahndung von Kriegsverbrechen in Italien: Tagung „Historische Dimensionen von Internationalen Kriegsverbrecherprozessen", Universität Marburg 1. 10.
L. Klinkhammer, La Rosa bianca ieri e oggi: Beitrag zum Film ‚Sophie Scholl', Università La Sapienza, Rom 26. 10.
L. Klinkhammer, Commento: Tagung: „Memoria e ingiustizia. Le stragi nazifasciste impunite in Emilia-Romagna nei fascicoli dell'Armadio della Vergogna", Istituto storico Parri, Bologna 11. 11.

L. Klinkhammer, Archäologie und Politik im östlichen Mittelmeerraum zwischen 1870 und 1940: Tagung „Archéologie et Nation", Musée National de l'Art et d'Histoire, Luxembourg 17. 11.
L. Klinkhammer, La Germania nella seconda guerra mondiale. Sulle nuove prospettive della ricerca: Università della Tuscia, Viterbo 24. 11.
L. Klinkhammer, Il ruolo dell'occupante tedesco: Tagung „Le biblioteche italiane durante la Seconda Guerra Mondiale", Fondazione Ranieri di Sorbello, Perugia 1. 12.
A. Koller, Kulturtransfer zum Glaubensfeind. Italien und Sachsen um 1600: Internationaler Studientag der Biblioteca Hertziana in Zusammenarbeit mit den Staatl. Kunstsammlungen Dresden und TU Dresden, Leitung der Sektion „Vermittler", Fotothek der Bibliotheca Hertziana, Rom 4. 4.
A. Koller, Präsentation des Tagungsbandes „Francesco Tedeschini Piccolomini. Papa Pio III", hg. von V. Novembri u. C. Prezzolino, Sarteano 16. 4.
A. Koller, La costruzione storica dell'Europa. L'apporto dell'età moderna: Conferenza della Società Italiana per la Storia dell'Età Moderna, Leitung der Sektion II, Accademia dei Lincei, Rom 10. 5.
A. Koller, Wissenschaftliche Einführung: Internationales Kolloquium „Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. (1605–1621)", DHI Rom 19. 5.
A. Koller, Papst, Kaiser und Reich am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges (1612–1621): Internationales Kolloquium „Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. (1605–1621)", DHI Rom 19. 5.
A. Koller, War der Papst ein militanter, kriegstreibender katholischer Monarch? Der Hl. Stuhl und die protestantischen „Häresien" um 1600: Kolloquium des Historischen Kollegs „Konfessionsfundamentalismus in Europa um 1600. Was waren seine Ursachen, was die Bedingungen seiner Überwindung?", München 7. 6.
A. Koller, Stadtentwicklung Roms vom Spätmittelalter bis zum 19. Jh. am Beispiel des Rione Parione und der angrenzenden Zonen (mit Besuch von S. Maria dell'Anima, Sapienza und S. Andrea della Valle): Rom-Kurs DHI 17. 9.
A. Koller, Wozu Geschichte?: Lehrveranstaltung an der Fachhochschule des BFI, Wien 27. 9.
M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut in Rom. Zur Geschichte und zu aktuellen Forschungsperspektiven: Studenten des Musikwissenschaftlichen Instituts der Universität Zürich unter Leitung von Prof. Laurenz Lütteken und Prof. Hans-Joachim Hinrichsen, DHI Rom 24. 1.
M. Matheus, Grußwort: Studientag „Vita communis und ethnische Vielfalt. Multinational zusammengesetzte Klöster im Mittelalter", DHI Rom 26. 1.
M. Matheus, Rheinische Fernpilger im späten Mittelalter: Collegio Teutonico, Campo Santo, Rom 29. 1.

M. Matheus, Römische Kurie, Reichskirche und das Ende des Mittelalters: Tagung des Pontificio Comitato di Scienze Storiche „Ricerche e questioni aperte di storia del cristianesimo nella seconda metà del Novecento", Città del Vaticano 8. 4.
M. Matheus, Grußwort: Tagung „Die Achse im Krieg", DHI Rom 13. 4.
M. Matheus, Grußwort: Internationales Kolloquium „Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. (1605–1621)", DHI Rom 19. 5.
M. Matheus, Grußwort: Giornata di studi „Zentrum und Peripherie in den Hospitalsorden im Spätmittelalter", DHI Rom 16. 6.
M. Matheus, Indirizzo di saluto und Sektionsleitung: Tagung des Comitato Nazionale VII centenario della morte di Bonifacio VIII u. a. „Bonifacio VIII nello Stato della Chiesa", Università degli Studi di Perugia 17. 6.
M. Matheus, Sektionsleitung während des 8° Laboratorio Internazionale di Storia Agraria „I cereali e il pane nell'Europa medievale", Montalcino 30. 8.
M. Matheus, Leitung des Romkurses: DHI Rom 12.–20. 9.
M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut in Rom. Zur Geschichte und zu aktuellen Forschungsperspektiven: Rom-Kurs DHI 13. 9.
M. Matheus, Rione Trastevere und seine Kirchen: Rom-Kurs DHI 17. 9.
M. Matheus, Indirizzo di saluto: Tagung „X. Congresso Internazionale di Scienze Storiche, Roma 1955. Un bilancio storiografico", Palazzo Barberini, Rom, 21. 9.
M. Matheus, Leitung der Sektion I „Konzepte und Methoden": Tagung „Landesgeschichte im 21. Jahrhundert", Johannes Gutenberg-Universität, Mainz 29. 9.
M. Matheus, Zeugnisse der Weinkultur in Rom: Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Johannes Gutenberg-Universität, Mainz 22. 11.
M. Matheus, Pomponius Letus e gli Ultramontani: Giornata di Studi „Pomponio Leto e la prima Accademia romana" des Istituto Storico Italiano per il Medio Evo, Rom 2. 12.
M. Matheus, Menzione speciale della Giuria a Francesco Pirani: Premio Internazionale „Cecco d'Ascoli", Ascoli Piceno 3. 12.
S. Meine, La questione della lingua e la musica profana. Rapporti tra cultura ‚alta' e ‚bassa': nel Ciclo di „Pro-Memoria. Organizzazione conferenze di Facoltà per le celebrazioni del IV centenario della morte di Orazio Vecchi", Università di Modena 28. 2.
S. Meine, Buchpräsentationen „Puppen, Huren, Roboter. Körper der Moderne in der Musik 1900–1930", hg. gemeinsam mit K. Hottmann, Hochschule für Musik und Theater Hannover und Hochschule für Musik, Hamburg 11.–12. 5.
S. Meine, Forse che si, forse che no. Zur Funktion von musica cortigiana im kulturellen Diskurs in Italien 1500–1530: die Frottola: 2. Sommerkurs des DHI

Paris „Frühneuzeitforschung als Kulturgeschichte/Histoire des Temps modernes et paradigme culturaliste", Paris 27. 6.
S. Meine, Solo frottole?, Prof. Francesco Luisi (Università degli studi di Parma) im Studiengespräch über die Hofmusik des frühen 16. Jahrhunderts in Italien mit derselben, DHI Rom 13. 10.
S. Meine, „Vergine bella" – Vergine sacra": Weltliche Modelle für die Marienverehrung in der italienischen Renaissancemusik: Ringvorlesung zur Marienverehrung in der Musikgeschichte, Hochschule für Musik Hamburg 1. 11.
R. Nattermann, Humanitäres Prinzip oder politisches Kalkül? Die italienische Politik gegenüber den Juden im besetzten Kroatien: Internationale Tagung „Die ‚Achse' im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945", Rom 14. 4.
R. Nattermann, La Crisi dei Sudeti e l'accordo quadripartito di Monaco nei diari del 1938 di Luca Pietromarchi: Seminario didattico riservato ai dottorandi dell'Istituto Storico Germanico e del Dottorato di Ricerca in Storia ed in Scienze Politiche dell'Università della Tuscia, DHI Rom 6. 6.
A. Rehberg, Die *fratres* von jenseits der Alpen im römischen Hospital S. Spirito in Sassia – ein Zusammenleben mit Konflikten: Giornata di studi „*Vita communis* und ethnische Vielfalt. Multinational zusammengesetzte Klöster im Mittelalter", DHI Rom 26. 1.
A. Rehberg, Einführung in das Familienarchiv der Colonna in der Biblioteca Statale S. Scolastica in Subiaco, im Rahmen der Exkursion von Uwe Israel, Subiaco 9. 6.
A. Rehberg, Le ragioni dell'incontro: Giornata di studi „Zentrum und Peripherie in den Hospitalsorden im Spätmittelalter", DHI Rom 16. 6.
A. Rehberg, Führung durch den Hospitalskomplex von S. Spirito in Sassia, anläßlich der Giornata di studi „Zentrum und Peripherie in den Hospitalsorden im Spätmittelalter", Rom 17. 6.
A. Rehberg, Buchpräsentation „Cola di Rienzo e il comune di Roma" von A. Rehberg und A. Modigliani, Istituto Storico Italiano per il Medio Evo, Rom 22. 6.
A. Rehberg (mit Th. Bardelle), Einführung in das Repertorium Germanicum: Rom-Kurs DHI 19. 9.
A. Rehberg, Leitung des Circolo Medievistico Romano, Rom 25. 11.
Th. Schlemmer, Das italienische Heer und der deutsche Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion: Tagung: „Die ‚Achse' im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945", DHI Rom 14. 4.
Th. Schlemmer, Teilnahme an der Podiumsdiskussion zum Thema: „Italia e Germania 1945–2000. La costruzione dell'Europa": Goethe-Institut, Rom 2. 5.
Th. Schlemmer, Politica della memoria, discorso sulla storia, revisionismo nella Repubblica Federale di Germania a partire dagli anni ottanta. Tre casi

esemplicativi: Giornata di studio „Revisioni e Revisionismi", Universität Modena 13. 5.
Th. Schlemmer, Teilnahme an der Podiumsdiskussion „Italia e Germania 1945–2000. La costruzione dell'Europa", Istituto Storico Italo-Germanico, Trient 1. 6.
Th. Schlemmer, I soldati italiani della campagna di Russia tra esperienza e memoria: „Seminario didattico", DHI Rom 6. 6.
Th. Schlemmer, Zwischen Nationalismus und Koalition. Giovanni Messe und der Krieg der „Achse": Jahrestagung des Deutschen Komitees für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges zum Thema „Zwischen Anpassung, Kollaboration und Widerstand. Loyalitäts- und Legitimitätskonflikte im Zweiten Weltkrieg", Hamburg 18. 6.
M. Schnettger, Zwischen Wetterau, Reich und Europa. Handlungs- und Beziehungsräume der Reichsstadt Frankfurt in der Frühen Neuzeit: Kolloquium „Espaces de pouvoir, espaces d'autonomie en Allemagne", Lyon 1. 12.

Michael Matheus

DAS ARCHIV DES DEUTSCHEN HISTORISCHEN INSTITUTS IN ROM

Geschichte und Bestände

von

KARSTEN JEDLITSCHKA

1. Allgemeines. – 2. Geschichte des Archivs. – 3. Rechtliche Stellung und Benutzung. – 4. Tektonik und Beständegliederung. – 5. Archivsoftware, Internet-Auftritt und Erschließungsarbeiten.

1. Das Archiv des DHI in Rom ist ein aus den Altregistraturen des Instituts und seiner Vorgängereinrichtungen erwachsenes Ressortarchiv.[1] Dort sind sowohl die interne Verwaltungstätigkeit als auch die wissenschaftliche Forschungsarbeit des Instituts seit der Gründung 1888 bis zur Gegenwart vollständig dokumentiert. Das Schriftgut wird durch zurzeit 26 Nachlässe und Nachlasssplitter ergänzt. Sammlungsbestände, darunter wertvolle Photographiensammlungen, runden die Überlieferung ab. Von Mai bis Dezember 2005 wurde das Archiv vom Autor dieses Beitrags grundlegend neu strukturiert, bereits vorliegende Findbücher überarbeitet, eine Archivsoftware eingeführt und ausgewählte Bestände erstmals verzeichnet. Zudem wurde für das Archiv eine Internetpräsenz konzipiert und umgesetzt. Seit Dezember 2005 sind so die Bestände des Archivs online

[1] Als Ressortarchiv werden Archive bezeichnet, in denen nur das Schriftgut eines einzigen Registraturbildners aufbewahrt wird. Ein besonders prominentes Beispiel eines solchen Archivs ist dasjenige des Auswärtigen Amtes. Dazu jüngst L. Biewer, Das Politische Archiv des Auswärtigen Amtes. Plädoyer für ein Ressortarchiv, Archivalische Zeitschrift 87 (2005) S. 137–164.

recherchierbar.[2] Von Januar bis Juni 2006 wurden die Arbeiten von Andreas Göller weitergeführt. Im Folgenden wird das Projekt in Aufgabenstellung, Konzeption und Umsetzung kurz dargestellt. Im Anhang folgt eine kommentierte Übersicht über die reichen Bestände dieses bislang der interessierten Forschung größtenteils verborgenen und mit einem derzeitigen Umfang von ca. 180 lfm durchaus bedeutenden Institutsarchivs.[3]

2. Für die Betreuung des Archivs ist keine eigene Mitarbeiterstelle vorgesehen. Ordnungs- und Verzeichnungsarbeiten konnten und können daher immer nur über zeitlich befristete Projekte realisiert werden. Dabei lassen sich verschiedene Wellen der Bearbeitungsintensität beobachten, abhängig jeweils von den Interessenlagen des Instituts, aber auch von der Verfügbarkeit an geeigneten Bearbeitern. Es sind dies die Zeiträume 1974–1979, 1986–1989 und von 1997 bis zur Gegenwart.[4]

---

[2] Zugang über http://www.dhi-roma.it/archiv.html, unter Bestände > Bestandeübersicht und Recherche.

[3] Aus den Beständen des Archivs sind zahlreiche Beiträge erarbeitet worden, so die Aufsätze des Sammelbandes R. Elze/A. Esch (Hg.), Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 70, Tübingen 1990. Weiter u.a. L. Buchardt, Gründung und Aufbau des Preußischen Historischen Instituts, QFIAB 59 (1979) S. 334–391; A. Esch, L'Istituto Storico Germanico e le ricerche sull'età sueva in Italia, Bulletino dell'Istituto Storico Italiano per il Medio Evo 96 (1990) S. 11–17; A. Esch, Die Lage der deutschen wissenschaftlichen Institute in Italien nach dem Ersten Weltkrieg und die Kontroverse über ihre Organisation. Kehrs „römische Mission" 1919/1920, QFIAB 72 (1992) S. 314–373; M. Schubert, Auseinandersetzungen über Aufgaben und Gestalt des Preußischen Historischen Instituts in den Jahren 1900 bis 1903, QFIAB 76 (1996) S. 383–454; A. Esch, Die Gründung deutscher Institute in Italien 1870–1914. Ansätze zu einer Institutionalisierung geisteswissenschaftlicher Forschung im Ausland, in: Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften in Göttingen 1997, S. 159–188; Il registro della cancelleria di Federico II del 1239–40, a cura di C. C. Venditelli, 2 Bde., Roma 2002. Siehe zuletzt die Beiträge der im Oktober 2003 am Institut veranstalteten Tagung (M. Matheus [Hg.], Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit, Tübingen 2007).

[4] Als Grundlage dieser Rekonstruktion dienen die Jahresberichte des Instituts, Einleitungen von Findbüchern, verschiedene im Archiv verwahrte Korrespondenzen und Akten der Dienstregistratur. Schließlich erhielt ich wertvolle Aus-

Die Geschichte des Archivs als eigenständige Einrichtung beginnt im Jahr 1974 mit dem Umzug des Instituts vom Corso Vittorio Emanuele in die Gebäude an der Via Aurelia Antica.[5] Bis dahin war offenbar nicht zwischen kurrenter Registratur, Altregistratur und Archiv unterschieden worden. Jedenfalls sind die Altunterlagen nicht in institutionalisierter Weise als eigenes Archiv verwahrt worden. Mit dem Umzug wurde nun ein eigener geräumiger Kellerraum für das Archivgut eingerichtet. Damit war die Basis für weitere Zuwächse bzw. auch gezielte Akquisitionen geschaffen. Zwei Jahre später, Anfang 1976, wurde dem Institut beispielsweise der Nachlass des deutschen Diplomaten Heinz Holldack (1905–1971) übergeben. Ende des Jahres kam zusammen mit den umfangreichen Buchbeständen des Journalisten und Zeithistorikers Duilio Susmel (1919–1984), die für die Bibliothek erworben worden waren, auch dessen wertvolle Zeitungsausschnitts- und Zeitschriftensammlung ins Archiv. Eine Ordnung der bis dahin nicht inventarisierten Bestände des Archivs, damals immerhin ca. 80 m Archivgut, wurde immer drängender.[6] Dass diese in den folgenden Jahren energisch vorangetrieben wurde, ist vor allem dem Direktor Reinhard Elze zu verdanken, der dabei in besonderer Weise von Hermann Diener, dem langjährigen Mitarbeiter des *Repertorium Germanicum* und zwischen 1976 und 1988 stellvertretenden Direktor, unterstützt wurde.[7] Elze gelang es, den Düsseldorfer Archivar Hans Hofmann zu gewinnen, der sich von 1976–1978 am Institut aufhielt und von diesem mit der Ordnung und Verzeichnung des *Archivio della Nunziatura di Colonia* im Vatikanischen Archiv beauftragt war.[8] Hofmann ordnete nun auch die Bestände des Institutsarchivs erstmalig und verzeichnete ausgewählte Bestände wie die Altakten des Preußischen Historischen Instituts (PrHI) aus den Jahren zwischen 1888–1915, den aus den wissenschaftlichen Apparaten

künfte vom früheren Direktor des DHI Rom, Arnold Esch, wofür ich mich an dieser Stelle ganz herzlich bedanken möchte.

[5] Vgl. R. Elze, Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988, in: Elze/Esch (wie Anm. 3) S. 1–32, hier S. 24.

[6] Jahresbericht 1976, QFIAB 57 (1977) S. X.

[7] Siehe R. Elze, Nachruf Hermann Diener 1925–1988, QFIAB 68 (1988) S. XXV–XXXI, hier S. XXVIII.

[8] Jahresbericht 1977, QFIAB 58 (1978) S. XII.

der verschiedenen Mitarbeiter am Editionsprojekt der *Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken* erwachsenen Bestand und zwei Nachlässe.[9] Zudem recherchierte er korrespondierende Überlieferungen in Archiven in Berlin, Kiel, Mainz und München. Die von ihm in Auftrag gegebenen Kopien entsprechender Unterlagen bilden den Grundstein des wichtigen Sammelbestandes zur Institutsgeschichte.[10] 1976 wurden dem Institut schließlich von den MGH Teile des wissenschaftlichen Nachlasses von Gottfried Opitz (1904–1976), zwischen 1937 und 1943 in Rom tätig und nach dem Krieg Geschäftsführer der MGH, übergeben, die als eigener Bestand archiviert wurden.[11]

Das Interesse Elzes am Archiv und der Schriftgutverwaltung im Allgemeinen führte auch zu einer Überarbeitung des Aktenplans und der Registraturrichtlinie des Instituts, die ebenfalls von Hofmann in Zusammenarbeit mit Diener erarbeitet und dann 1978 in Kraft gesetzt wurden.[12] Der Einbau einer modernen Kompaktus-Rollregalanlage mit Raum für bis zu 350 m Archivgut im Jahr 1979, die Installation einer Klimaanlage und die Einlagerung der zuvor nur provisorisch aufgestellten Bestände in das neue Regalsystem bildet den Abschluss der ersten Phase des Archivauf- und ausbaus.[13] Das Institutsarchiv hatte nun einen festen Platz in der Institutsorganisation gefunden. Das fand auch seinen Niederschlag in den Jahresberichten, in denen es nun explizit aufgeführt wurde, zusammen mit den Bibliotheken, unter die es zuvor stillschweigend subsumiert worden war.[14]

Das bevorstehende 100jährige Gründungsjubiläum im Jahr 1988 läutete die zweite Phase der Erschließungsarbeiten von 1986 bis 1989 ein. So verzeichnete Hubert Höing, 1984–1987 aus der Niedersächsischen Archivverwaltung als Mitarbeiter zum *Repertorium Germanicum* abgeordneter Archivar, den Nachlass von Friedrich Bock (1890–

---

[9] N 7 Wolfgang Hagemann (1911–1978) und N 10 Heinz Holldack (1910–1971).
[10] Bestand S 1 Institutsgeschichte.
[11] N 23 Gottfried Opitz (1904–1976); Jahresbericht 1976, QFIAB 57 (1977) S. XIII.
[12] Vgl. Jahresbericht 1977, QFIAB 58 (1978) S. IX; Aktenpläne in der Dienstregistratur des DHI Rom.
[13] Jahresbericht 1979, QFIAB 60 (1980) S. X.
[14] Zuerst Jahresbericht 1978, QFIAB 59 (1979) S. Xf.

1963), der zwischen 1933 und 1945 Sekretär des DHI gewesen war.[15] Zudem konnte die Erschließung des Nachlasses des früheren Assistenten des PrHI Philipp Hiltebrandt (1879–1958), bereits von Hofmann 1977 begonnen, 1986 von Susanne Herrnleben abgeschlossen werden.[16] In Vorbereitung für die Jubiläumsausstellung und den damit verbundenen Publikationen zur Institutsgeschichte wurden von Roger Engelmann und Lutz Klinkhammer weitere Bestände, erstmals auch Unterlagen aus der Zeit nach der Wiedereröffnung nach dem Krieg im Jahr 1953, gesichtet, allerdings nicht durch Findmittel erschlossen.[17] Bedeutenden Anteil an den Verzeichnungsarbeiten jener Jahre hatte Elke Weiberg, die zwischen 1988 und 1989 für das Verwaltungsschriftgut des PrHI 1888–1916 ein detailliertes Findbuch vorlegte und eine erste Gesamtübersicht der Bestände des Archivs ausarbeitete.[18] Zudem verzeichnete sie die Nachlässe von Hans Kiewning (1864–1939), 1891–94 Mitarbeiter des Instituts, und den wissenschaftlichen Teilnachlass von Hermann Diener, der 1988 überraschend verstorben war.[19] Einen weiteren Teil, Dieners Sammlung zur päpstlichen Kapelle im späten Mittelalter, hat Christine Ickstadt inventarisiert.[20]

Nach diesen Arbeiten war das Archiv gut gerüstet für eine wichtige Bewährungsprobe. Denn als nachgeordnete Behörde des Bundesforschungsministeriums unterlag das Institut der Anbietungspflicht an das Bundesarchiv. Im November 1989 besuchte daher ein Mitarbeiter des Bundesarchivs das Institut, um sich ein Bild vom Ordnungszustand und den Lagerungsbedingungen der Archivalien zu verschaffen. Er zeigte sich hochzufrieden und so billigte das Bundesarchiv den gewünschten Verbleib des Archivgutes in Rom. Damit hatte das bis dahin „wilde" Hausarchiv seine offiziellen Weihen erhalten.[21] Obgleich

[15] N 6 Friedrich Bock (1890–1963).

[16] N 2 Philipp Hiltebrandt (1879–1958).

[17] Siehe dazu die Beiträge im Jubiläumsband Elze/Esch (wie Anm. 3). Besonders G. Lutz, Die Nuntiaturberichte und ihre Edition, in: Elze/Esch (wie Anm. 3) S. 87–121, hier die Bemerkungen zum Archiv des DHI Rom S. 120f.

[18] R 1 Ältere Registratur 1888–1918.

[19] N 3 Hans Kiewning (1864–1939).

[20] Vgl. Jahresbericht 1987, QFIAB 68 (1988) S. X; Jahresbericht 1988, QFIAB 69 (1989) S. XI; Einleitungen der Findbücher zu den Beständen R 1 Ältere Registratur, N 3 Hans Kiewning und N 11 Hermann Diener.

[21] Vgl. dazu den Schriftverkehr zwischen dem DHI Rom und Archivoberrat Rit-

das Archiv nun zunehmend auf das Interesse von Wissenschaftlern stieß – hier insbesondere der Nachlass Dieners, aber auch Unterlagen aus dem Bestand der Nuntiaturberichte –, flaute die Erschließungstätigkeit wieder deutlich ab.[22] Dies lag allerdings nicht am fehlenden Willen der Institutsleitung, vielmehr ließ sich in diesen Jahren kein geeigneter Bearbeiter finden.[23] Eine wichtige Ausnahme stellt der bis dahin unbekannt gebliebene Teil des Nachlasses Eduard Sthamers (1883–1938) dar, der zwischen 1907 und 1915 am PrHI für die Sammlung und Bearbeitung der Schriftquellen zum staufischen Süditalien beauftragt war. Die Unterlagen fanden sich in den Beständen, die 1992 von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (vormals Preußische Akademie der Wissenschaften, dann Akademie der Wissenschaften der DDR) an die MGH zurückgegeben worden waren. Sie wurden dem DHI, wo bereits seit vielen Jahren ein erster Teil von Sthamers hinterlassenen Unterlagen archiviert war, als Dauerleihgabe übergeben. Andreas Kiesewetter hat sie umgehend erschlossen. Dabei zeigte sich, dass auch dieser Teil – wie der erste – Abschriften zahlreicher Stücke enthielt, die im Krieg 1943 verbrannt waren.[24] Schließlich sind noch zwei kleinere Nachlasssplitter zu nennen. Im Jahr 1994 konnten ein Teilnachlass des Kieler Kunsthistorikers Arthur Haseloff (1872–1952) und der nur aus wenigen Unterlagen bestehende Nachlass des Stauferforschers Wilhelm Heupel (1914–1943) von Hubert Houben bearbeitet werden.[25]

Mit der Übergabe des wertvollen Nachlasses des deutschen Diplomaten und ehemaligen Konsuls von Florenz Gerhard Wolf (1896–1971), den dessen Witwe im Herbst 1997 dem Institut schenkte, kam dann die dritte Bearbeitungswelle in Gang, die cum grano salis bis

---

ter, Bundesarchiv, April 1988 – Dezember 1989 (Dienstregistratur DHI Rom). Weiter Jahresbericht 1989, QFIAB 70 (1990) S. X.

[22] Vgl. Jahresbericht 1989, QFIAB 70 (1990) S. X.

[23] So die bedauernden Bemerkungen in Jahresbericht 1991, QFIAB 72 (1992) S. X und Jahresbericht 1992, QFIAB 73 (1993) S. X.

[24] Dazu A. Esch/A. Kiesewetter, Süditalien unter den ersten Angiovinen: Abschriften aus den verlorenen Anjou-Registern im Nachlass Eduard Sthamers, QFIAB 74 (1994) S. 646–672, S. 646–655; Jahresbericht 1994, QFIAB 75 (1995) S. XI; Findbuch zu N 14 Eduard Sthamer.

[25] N 1 Arthur Haseloff (1872–1952) und N 8 Wilhelm Heupel (1914–1943).

zur Gegenwart andauert.[26] Die nach einer erneuten Sichtung der Bestände von Martin Bertram 1998 formulierten Erschließungs- und Strukturierungsdesiderata – sowohl Neuverzeichnungen als auch Überarbeitungsbedarf an älteren Findmitteln – wurden zügig angegangen.[27] Zwischen 1998 und 2002 verzeichnete Swen Holger Brunsch den umfangreichen Bestand *Nachrichten und Notizen aus italienischen Archiven und Bibliotheken*, in dem geordnet nach Regionen und Städten neben Abschriften und Regesten eine große Zahl an Fotos, Fotokopien, Negativen und Mikrofilmen von Urkunden und anderen Dokumenten gesammelt sind.[28] Ein Teil der *Älteren Registratur* wurde von Robert Gramsch zwischen 2000 und 2001, aufbauend auf den Arbeiten Weibergs, vertieft erschlossen. Zudem legte Gramsch ein Verzeichnis der Überlieferung zum *Repertorium Germanicum* vor.[29] Ebenfalls 2001 lieferte Helen Zimmermann ein Inventar der Unterlagen der für das DHI zuständigen „Akademischen Kommission", des späteren „Kuratoriums".[30] Schließlich erarbeitete Stephan Reinke im gleichen Jahr ein Findmittel zum umfangreichen Nachlass Norbert Kamps (1927–1999), der kurz zuvor an das Institut abgegeben worden war.[31] Das Gedenken an die Wiedereröffnung des Instituts nach dem Zweiten Weltkrieg, die sich 2003 zum 50. Mal jährte, lenkte das Interesse nun auch auf die jüngeren Bestände. Im Zuge der Vorarbeiten für die vom Institut organisierte Tagung „Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit" im Oktober 2003 wurde dieses teilweise in arge Unordnung geratene Schriftgut – Direktoren-

---

[26] N 9 Gerhard Wolf, erschlossen von Cornelia Regin 1997. Vgl. auch Jahresbericht 1997, QFIAB 78 (1998) S. XIf.

[27] Vgl. zum Folgenden die Jahresberichte für die Jahre 1998, QFIAB 79 (1999) S. XII; 1999, QFIAB 80 (2000) S. XII; 2000, QFIAB 81 (2001) S. XIV; 2001, QFIAB 82 (2002) S. XIII; und 2002, QFIAB 83 (2003) S. XVII.

[28] W 5 Nachrichten und Notizen aus italienischen Archiven und Bibliotheken.

[29] Dazu R. Gramsch, Der Bestand *Repertorium Germanicum* im Archiv des Deutschen Historischen Instituts in Rom: Archivalien zu einem über hundertjährigen Editionswerk, QFIAB 81 (2001) S. 562–569.

[30] Wie der Bestand an das PrHI gelangt ist, war nicht zu ermitteln. Vgl. dazu die Einleitung in S 4 Akademische Kommission und Kuratorium, S. 2. Helen Zimmermann konnte bei ihrer Arbeit auf Vorarbeiten von Elke Weiberg aus dem Jahr 1987 zurückgreifen.

[31] N 13 Norbert Kamp (1927–1999).

korrespondenz wie wissenschaftliche Registratur – von Holger Stunz gesichtet und grob geordnet.[32] Auch konnte Stunz für den im Jahr 2004 dem Archiv übergebenen Nachlass des ehemaligen Direktors Walther Holtzmann (1891–1963) ein vorläufiges Inventar vorlegen.[33]

Das hier zu beschreibende Projekt konnte also im Frühjahr 2005 auf vorbereiteten, wenn auch unregelmäßig bestelltem Grund aufbauen. Es waren drei Aufgaben zu bewältigen: Zum einen stellten sich grundsätzliche Fragen der (verwaltungs)rechtlichen Stellung des Archivs sowie damit verbunden des Zugangs und der Benutzung. Zum zweiten waren die im engeren Sinne archivfachlichen Aufgaben der Beständegliederung, Ordnung und Verzeichnung sowie der Bestandserhaltung anzugehen. Hierfür musste schließlich eine Archivsoftware eingeführt werden, mit der auch der gewünschte online-Auftritt des Archivs realisiert werden konnte.

3. Um die rechtliche Stellung des Archivs zu bestimmen, sind zuvor die archivischen Zuständigkeiten und die damit verknüpften Anbietungs- und Abgabepflichten des Instituts zu klären. Grundlage der Abgabepflichten von Behörden ist die Lage in einem bestimmten Archivsprengel bzw. bei nachgeordneten Behörden die archivische Zuordnung der jeweils zuständigen Zentralbehörde. An dieser Stelle muss also kurz ein Blick auf die verwickelte Verwaltungsgeschichte des Instituts geworfen werden.

Seit seiner Gründung im Jahr 1888 stand das Römische Historische Institut mit wechselnden Bezeichnungen in unterschiedlichen Zuständigkeitsbereichen.[34] Zuerst ressortierte es beim preußischen *Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.* Später unterstand es dem *Direktorium der Staatsarchive*, das wiederum beim Präsidium des *Staatsministeriums* angesiedelt war (1913).[35] Auch nach dem ersten Weltkrieg blieb das Institut der preußischen Kultusverwaltung unterstellt, bis es im Mai 1935 dem aus den *Monumenta Germaniae Historica* hervorgegangenen *Reichsinstitut*

[32] Jahresbericht 2003, QFIAB 84 (2004) S. VIII, XVIIf. Zur Tagung (29.–31. 10. 2003) Matheus (wie Anm. 3).
[33] N 12 Walther Holtzmann (1891–1963).
[34] Dazu detailliert Elze (wie Anm. 5).
[35] W. Hubatsch (Hg.), Grundriss zur deutschen Verwaltungsgeschichte 1815–1945, Bd. 12: Preußens Zentralbehörden, Kassel 1978, S. 31.

für ältere deutsche Geschichtskunde eingegliedert wurde, dessen Präsident jeweils in Personalunion Direktor des Instituts in Rom war.[36] Bei Wiedereröffnung im Jahr 1953 wurde es zuerst dem *Bundesministerium des Innern* (BMI) zugeordnet.[37] 1966 folgte die Überführung in den Geschäftsbereich des *Bundesministers für Wissenschaftliche Forschung (BMWF)*,[38] bei dem es, über verschiedene Umbildungen und Umbenennungen des Ministeriums – zuletzt als *Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie* –, bis zum Jahr 2002 ressortierte. Seit Juli 2002 schließlich ist das DHI Rom Teil der bundesunmittelbaren *Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland* (DGIA).[39]

Was lässt sich daraus für die rechtliche Stellung des Institutsarchivs folgern?[40] Zunächst einmal ist festzuhalten, dass bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges keine Unterlagen an Archive angeboten oder abgegeben worden sind. Die wechselnden archivischen Zuständigkeiten für diesen Zeitraum können mithin dahingestellt bleiben. Seit der Wiedereröffnung 1953 fiel das Institut als nachgeordnete Behörde des BMI bzw. später des BMWF in die Zuständigkeit des Bundesarchivs.[41] Mit der Gründung der Stiftung DGIA im Juli 2002 stellt sich die rechtliche Lage nun neu dar. Zwar können auch bundesunmittelbare Stiftungen wie die Stiftung DGIA der Anbietungspflicht an das Bundesarchiv unterliegen.[42] Diese gilt aber nur, insofern nicht durch Rechtsvorschriften des Bundes anderen Stellen diese Aufgabe zugewiesen worden ist.[43] Die Satzung der DGIA ermöglicht ausdrücklich die Einrich-

---

[36] Elze (wie Anm. 5) S. 16–21.

[37] Ebd., S. 23. Vgl. ferner Verträge der Bundesrepublik Deutschland, hg. v. Auswärtigen Amt. Serie A: Multilaterale Verträge Nr. 12–22, Bonn–Köln–Berlin 1956, A21, S. 468–473.

[38] Siehe Jahresbericht des DHI Rom 1966, QFIAB 47 (1967) S. VII.

[39] Vgl. Gesetz zur Errichtung einer Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland („Errichtungsgesetz") vom 20. 6. 2002.

[40] Für Rat und Austausch in archivrechtlichen Fragen danke ich ganz herzlich Herrn Archivdirektor Prof. Rainer Polley, Archivschule Marburg.

[41] Vgl. § 2 Abs. 1 Satz 1 i.V.m. § 3 Bundesarchivgesetz (BArchG) vom 6. 1. 1988 (BGBl. I S. 62), zuletzt geändert durch Gesetz zur Änderung des Bundesarchivgesetzes vom 5. 6. 2002 (BGBl. I S. 1782).

[42] Vgl. § 2 Satz 1 BArchG.

[43] § 2 Satz 3 BArchG.

tung und Verwaltung eigener Archive.[44] Satzungen juristischer Personen des öffentlichen Rechts sind, wie Gesetze, als Rechtsvorschriften i. S. d. G. zu verstehen.[45] Die Stiftung DGIA hat also eine Eigenarchivierungskompetenz. In diese Kompetenz ist auch die Archivierung des Schriftgutes der Vorgängerinstitute mit einzubeziehen, da mit der Gründung der Stiftung dieser alle beweglichen Vermögensgegenstände überschrieben wurden.[46] Zusammen mit den Bibliotheken ist hierunter zweifellos auch das Registratur- und Archivgut zu verstehen.

Wie diese Archivierungsaufgabe der Stiftung DGIA im Einzelnen zu regeln ist, bedarf noch einer abschließenden Klärung, am besten durch Beschluss des Stiftungsrates. Falls ein Archiv am Sitz der Stiftungszentrale in Bonn geschaffen werden sollte, ist das Verhältnis zu den Archiven der Auslandsinstitute zu präzisieren. Der Grundsatzdiskussion darüber sei hier nicht vorgegriffen. Jedenfalls ermöglicht die Pluralterminologie „Archive" der DGIA-Satzung[47] eine Organisationsform, die mit oder ohne Zentrale der Eigenverantwortlichkeit der Institute bei der Archivierung ihrer Überlieferung besonders Rechnung trägt. Für das DHI Rom sind dabei folgende zwei Gesichtspunkte – ein fachlicher und ein politischer – zu berücksichtigen. Schon die Vereinbarung mit dem Bundesarchiv aus dem Jahr 1989[48], das Archivgut in Rom zu verwahren, war aus dem Bedürfnis heraus entstanden,

---

[44] Vgl. § 1 Abs. 4 Satzung der Stiftung DGIA, auf der Grundlage des Gesetzes zur Errichtung einer Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland („Errichtungsgesetz") vom 20. 6. 2002, Beschluss des Stiftungsrats vom 10. 2. 2003, genehmigt vom Bundesministerium für Bildung und Forschung am 11. 4. 2003.

[45] Obgleich diese Regelung in erster Linie für diejenigen Rechtsnormen gedacht ist, die bereits vor dem Inkrafttreten des BArchG Sonderregelungen enthielten (z. B. *Stiftung Preußischer Kulturbesitz*, *Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus*), so gilt diese auch sinngemäß für spätere Regelungen. So wurde beispielsweise durch das Stasi-Unterlagen-Gesetz vom 20. 12. 1991 ein eigenes Archiv für die Aufarbeitung der DDR-Diktatur bei der *Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik* geschaffen.

[46] Vgl. § 3 Abs. 1 Errichtungsgesetz Stiftung DGIA.

[47] Vgl. § 1 Abs. 4 Satzung Stiftung DGIA.

[48] Vgl. dazu den Schriftverkehr zwischen dem DHI Rom und Archivoberrat Ritter, Bundesarchiv, April 1988 – Dezember 1989 (Dienstregistratur DHI Rom); Jahresbericht 1989, QFIAB 70 (1990) S. X.

die Bestände unmittelbar vor Ort und rasch zur Verfügung zu haben. In erster Linie für die wissenschaftliche und wissenschaftshistorische Auswertung (intern wie extern), aber auch für den verwaltungsinternen Rückgriff, zur Rechtssicherung und für die Klärung von Grundstücks- und Baufragen.[49] Gerade wissenschaftshistorische Fragestellungen haben in den letzten Jahren einen deutlichen Aufschwung erfahren und zu einer vermehrten Nutzung der Bestände geführt. Die umfassende Neustrukturierung und Erschließung des Archivmaterials sowie die online-Recherchemöglichkeiten haben zu einem weiteren Anstieg der Benutzerzahlen geführt.

Ein gewichtiges politisches Argument tritt hinzu. Im Jahr 1953 endete die Debatte um die deutschen wissenschaftlichen Institute in Italien mit der Rückgabe an die Bundesrepublik. Im „deutsch-italienischen Kulturabkommen" vom 27. 2. 1953 verpflichtete sich die Bundesrepublik im Gegenzug, die Institute zu unterhalten und garantierte diesen die für die wissenschaftliche Arbeit unentbehrliche Unabhängigkeit.[50] Ein wesentliches Anliegen der italienischen Seite war zudem der dauerhafte Zugang zu den wissenschaftlich bedeutsamen Bibliotheks- und Sammlungsbeständen der deutschen wissenschaftlichen Institute für italienische Wissenschaftler vor Ort.[51] Darunter sind sinngemäß auch die Archivbestände zu verstehen. Eine mögliche Verlagerung der Unterlagen würde daher zweifelsfrei zu Konflikten führen.

---

[49] Jüngstes Beispiel sind die im Sommer 2005 begonnenen Umbau- und Renovierungsarbeiten, für die alte Grundrisse und Pläne von großer Bedeutung waren. Ähnlich auch die Argumente Biewers für das selbständige Ressortarchiv des Auswärtigen Amtes, vgl. Biewer (wie Anm. 1) S. 163f.

[50] Diese weitgehend unabhängige Stellung ist von den Direktoren immer nachdrücklich eingefordert und vom zuständigen BMI auch anerkannt worden. Vgl. z. B. das Schreiben des ersten Nachkriegsdirektors Walter Holtzmann an das Bundesministerium des Innern vom 31. 8. 1956 (DHI Rom – Archiv, Bestand D 1 Direktor – Registratur, 21).

[51] Vgl. den Notenwechsel zwischen De Gasperi und Adenauer vom 27. 2. 1953. Dazu Elze (wie Anm. 5) S. 23; Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung vom 13. 3. 1953, Nr. 49, S. 419f. Dazu M. Matheus, *Gestione autonoma.* Zur Wiedereröffnung und Konsolidierung des Deutschen Historischen Instituts in Rom (1953 bis 1962), in: Matheus (wie Anm. 3) S. 99–126.

Eng verknüpft mit der rechtlichen Stellung des Archivs sind die Fragen von Zugang und Benutzung. Hierfür bietet die Satzung der Stiftung DGIA keine Regelungen.[52] Da die Archivbestände bis zum Jahr 2002 nach den Bestimmungen des BArchG eingesehen werden konnten und die Stiftung DGIA eine bundesunmittelbare Stiftung öffentlichen Rechts ist, hat sich der Autor bei der Ausarbeitung der Benutzungsordnung daher an den Bestimmungen des BArchG orientiert.[53] Eine wissenschaftliche Benutzung ist demnach wie bisher auf Antrag kostenlos möglich. Den neuen Entwicklungen der Rechtsprechung folgend wird zudem durch entsprechende Bestimmungen des Benutzungsantrages dem Schutz der Persönlichkeitsrechte Betroffener und Dritter in besonderer Weise Rechnung getragen.[54] Eine eigene Verpflichtungserklärung bietet zudem die Gewähr für die Einhaltung der einschlägigen Bestimmungen des Gesetzes über Urheberrecht und verwandte Schutzrechte (Urheberrechtsgesetz).[55]

4. Die Vielzahl der Bearbeiter hatte zu einem sehr heterogenen Erscheinungsbild der Findmittel geführt, eine aktuelle Beständeübersicht lag nicht vor. Daher war eine grundlegende Neustrukturierung durch die Entwicklung einer aktuellen archivtheoretischen Maßstäben gerecht werdenden Archivtektonik, also der übergreifenden Gliederung aller Bestandsgruppen und Bestände des Archivs,[56] zu leisten sowie ein einheitliches Signatursystem zu schaffen.

Wie erwähnt hat sich das Archiv sukzessive aus den Altregistraturen des DHI Rom und seiner Vorgängereinrichtungen entwickelt.

[52] Vgl. § 1 Abs. 4 Satzung Stiftung DGIA.

[53] Das gebietet im Übrigen auch die grundgesetzlich geforderte Einheitlichkeit der Rechtsordnung. Ähnlich lehnt sich auch das *Archiv des Deutschen Bundesrates* für die Benutzung seiner Archivbestände an die Regelungen des BArchG an. Dazu K. Hachenberg, Archiv und Dokumentation des Bundesrates. Beschreibung einer Symbiose, Verband deutscher Archivare. Mitteilungen der Fachgruppe 6 28 (2003) S. 69–79.

[54] Entsprechend den Forderungen in § 5 BArchG.

[55] Vgl. Gesetz über Urheberrecht und verwandte Schutzrechte vom 9. 9. 1965 (BGBl. I 1965, S. 1273) in der Fassung vom 8. 5. 1998 (BGBl. I 1998, S. 902) i. V. m. Gesetz zur Regelung des Urheberrechts in der Informationsgesellschaft vom 10.9. 2003 (BGBl. Teil I/2003, S. 1774ff., berichtigt I/2004, S. 312).

[56] Dazu für vieles G. Enders, Archivverwaltungslehre. Nachdruck der 3., durchgesehenen Auflage, mit einem bio-bibliographischen Vorwort hg. von E. Henning und G. Wiemers, Leipzig 2004, S. 126–128.

Bis zur kriegsbedingten Schließung im Jahr 1943 waren sämtliche Akten in einer Gesamtregistratur verwaltet und abgelegt worden. Mit der Wiedereröffnung 1953 erfolgte die Trennung in Teilregistraturen. Unterlagen der Inneren Verwaltung, Direktoratsakten und die Vorgänge des wissenschaftlichen Dienstes wurden gesondert abgelegt. Bereits seit 1903 hatte auch die Bibliothek ihre Unterlagen in einer eigenen Registratur geführt, die 1960 gegründete Musikgeschichtliche Abteilung verwaltete ihr Schriftgut ebenfalls separat.

Entsprechend dem Prinzip einer provenienzgerechten Ordnung[57] folgt die Tektonik des Archivs in ihrer Struktur der oben skizzierten Entwicklung der Registraturen. Die großzügig bemessenen Magazin- und Regalflächen erlauben zudem auch die Lagerung getrennt nach Provenienzen. Obgleich archivfachlich nicht zwingend notwendig, erleichtert dies doch die Benutzung erheblich.[58] Die Tektonik des Archivs teilt sich in drei Abteilungen. Die diesen zugeordneten Bestandsgruppen sind durch ein alphanumerisches Signatursystem strukturiert. In einer ersten Abteilung sind die Unterlagen der Gesamtregistratur von 1888–1945 zusammengefasst. Diese *Bestandsgruppe R* teilt sich wiederum, entsprechend der kriegsbedingten Zäsuren in der Institutsgeschichte, in zwei Registraturbestände[59] und einen Personalaktenbestand[60].

---

[57] Die Provenienz (Herkunft) von Archivgut ist die zentrale Kategorie archivwissenschaftlicher Ordnungs- und Erschließungsarbeit, vgl. Enders (wie Anm. 54) S. 99–108; B. Uhl, Die Bedeutung des Provenienzprinzips für Archivwissenschaft und Geschichtsforschung, Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 61 (1998) S. 97–121; B. Uhl, Aufgabenänderungen und Bestandsbildung. Erhaltung von Abgabegemeinschaften oder Provenienzbereinigung?, in: A. Menne-Haritz (Hg.), Archivische Erschließung. Methodische Aspekte einer Fachkompetenz, Marburg 1999, S. 197–213.

[58] Dies ist gerade für ein nicht hauptamtlich verwaltetes Archiv vorteilhaft. Siehe dazu auch J. Papritz, Archivwissenschaft, 4 Bde., Marburg ^{2}1986, Bd. 3, S. 8. Vgl. weiter die Überlegungen bei F.-J. Ziwes, Provenienzgerechte Bestandsbildung und akzessorische Lagerung: Möglichkeiten einer rechnergestützten Erschließung und Magazinverwaltung, in: H. Bannasch (Hg.), Magazin- und Bestandsmanagement bei knappen Ressourcen, Dresden 1999, S. 27–41.

[59] R 1 Ältere Registratur und R 2 Registratur.

[60] R 3 Personal.

Die nach 1953 geschaffenen Teilregistraturen finden ihren Niederschlag in entsprechenden Bestandsgruppen der zweiten Abteilung. Direktoratsakten bilden die *Bestandsgruppe D*, in der die Registratur des Direktors[61] und Besucher- und Adressbücher sowie die Brieftagebücher des Instituts archiviert sind[62]. In der *Bestandsgruppe W* sind die Registratur des wissenschaftlichen Dienstes[63], Schriftgut der vom Institut organisierten Tagungen und Kongresse[64] und die Unterlagen zu den verschiedenen wissenschaftlichen Institutsprojekten[65] archiviert. Das Schriftgut der Inneren Verwaltung (*Bestandsgruppe V*), in der die verschiedenen fachneutralen Verwaltungsaufgaben dokumentiert sind, teilt sich in drei Bestände auf.[66] In der Musikgeschichtlichen Abteilung (*Bestandsgruppe M)* bilden Korrespondenzen und Rechercheanfragen einen eigenen Bestand.[67] Wie erwähnt, hat die Bibliothek bereits seit 1903 eine eigene Registratur geführt, so dass diese Bestände die Zäsur von 1945 übergreifen (*Bestandsgruppe B*).[68]

In der dritten Abteilung schließlich ist das Nachlass- und Sammlungsschriftgut abgelegt. Die Mehrzahl der Nachlässe (*Bestandsgruppe N*) stammt von ehemaligen Angehörigen des Instituts – von Direktoren, Mitarbeitern, Stipendiaten. Dabei handelt es sich größtenteils um Unterlagen aus der wissenschaftlichen Tätigkeit für das Institut, also Material- und Regestensammlungen, Transkriptionen usw. Daneben findet sich aber auch klassisches Nachlassschriftgut wie Briefwechsel, Tagebücher oder Photoalben. Wie erwähnt, haben zudem Nachlässe anderer Persönlichkeiten wie der Diplomaten Gerhard Wolf und Heinz Holldack ihren Weg ins Archiv des DHI gefunden.[69]

Verschiedene Sammlungen runden die Überlieferung ab (*Bestandsgruppe S*). Im Mischbestand zur Institutsgeschichte ist sehr he-

[61] D 1 Direktor – Registratur.
[62] D 2 Direktor – Sammelbestand.
[63] W 1 Wissenschaft – Registratur.
[64] W 8 Kongresse.
[65] Beispielsweise die Unterlagen der beiden traditionsreichen Editionsunternehmen W 2 *Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken* und W 3 *Repertorium Germanicum.*
[66] V 1 Innere Verwaltung, V 2 Personal und V 3 Personalrat.
[67] M 1 Musik – Korrespondenz.
[68] B 1 Bibliothek – Registratur und B 2 Bibliothek – Sammelbestand.
[69] N 9 Gerhard Wolf und N 10 Heinz Holldack.

terogenes Material (Archivalien, Abschriften, Kopien, Exzerpte) zur Geschichte des Instituts abgelegt.[70] Wertvolles Photomaterial, u. a. eine umfangreiche Sammlung von Negativen und großformatigen Positiven normannisch-italienischer Urkunden, die von Prof. Richard Salomon (Kenyon College, Ohio) 1905 aufgenommen worden waren, aber auch Aufnahmen zur Geschichte des Instituts, enthält der Photo- und Filmbestand.[71] Bedeutend ist zudem die bereits erwähnte umfangreiche Zeitungs- und Zeitschriftensammlung Duilio Susmels.[72]

5. Für die Umsetzung der neu entwickelten Tektonik und die anstehenden Ordnungs- und Verzeichnungsarbeiten wurde eine Archivsoftware eingeführt. Bislang lagen Findbücher weitgehend nur maschinenschriftlich, ein kleiner Teil als Word-Dokumente vor. Als Software wurde das von der Entwicklungsgemeinschaft PARSIFAL (Archivschule Marburg, Bundesarchiv und Landesarchiv Baden-Württemberg) entwickelte und gepflegte Verzeichnungsprogramm *MidosaXML* eingesetzt. Ausschlaggebend für die Wahl war zum einen die Verwendung eines nicht-proprietären, plattformunabhängigen und damit flexiblen wie zukunftssicheren Datenstandards (XML-Technologie). Zum andern ermöglicht *MidosaXML* sowohl die Ausgabe von Findbüchern in klassischer Druckversion als auch die Generierung dynamischer online-Findbücher für den Zugriff über das *world wide web*. Gerade für das Archiv eines Auslandsinstituts ist ein möglichst benutzerfreundlicher Zugang zu Bestände- und Erschließungsinformationen von zentraler Bedeutung.[73] Zudem bedient sich *MidosaXML* der aus den Internetbrowsern bekannten Baumstruktur als Präsentationsform, die eine komfortable Nutzung durch verschiedene Navigations- und Verknüpfungsfunktionen und Recherchen auf verschiedenen Hierarchieebenen erlaubt. Archivalien sind sowohl über die Bestandsgliederung als auch mittels gezielter Sucheingaben zu ermitteln.[74] Schließlich spricht noch ein weiteres Argument für diese Software.

---

[70] S 1 Institutsgeschichte.

[71] S 4 Photos, Filme und Neue Medien.

[72] S 7 Sammlung Susmel.

[73] So hat man sich auch am DHI in Paris dazu entschlossen, das dortige Institutsarchiv mit *MidosaXML* zu erschließen.

[74] Ausführliche Informationen und technische Details unter http: //www.archivschule.de/content/108.html.

Da neben einer immer größeren Zahl kleinerer Archive auch das Bundesarchiv, Abteilung Stiftung Parteien und Massenorganisationen der DDR, *MidosaXML* für die Erschließung verwendet und die Software von der Archivschule Marburg betreut wird, ist von einer steten Weiterentwicklung auszugehen.[75]

Da eine Überführung der oft sehr umfangreichen maschinenschriftlich oder als Word-Dateien vorliegenden Findmittel in *MidosaXML* nicht möglich und eine Neuverzeichung aller Bestände weder sinnvoll noch realisierbar war, wurde folgender Weg beschritten: Alle maschinenschriftlich vorliegenden Findmittel wurden eingescannt, ggf. korrigiert, im Layout angepasst und als PDF-Dateien gespeichert. Die meist nur in einem Exemplar vorhandenen Findmittel wurden so gesichert und zugleich für die Internetpräsentation verfügbar gemacht. Sie sind nun zudem durch die Verwendung des *Optical Character Recognition (OCR)* – Verfahrens deutlich komfortabler über Volltextrecherche benutzbar. Unverzeichnete Bestände wurden mit *MidosaXML* erschlossen, das die Ausgabe sowohl herkömmlicher Findbücher in Print-Version als auch moderner online-Findmittel ermöglicht.

Für die Internetpräsenz des Archivs wurde auf der Homepage des DHI eine eigene Rubrik eingerichtet. Sie gliedert sich in drei Abschnitte, die knapp Aufgaben, Bestände und Benutzungsbedingungen des Archivs erläutern. Ein Link führt zu der mit *MidosaXML* generierten Beständeübersicht. Aus dieser sind wiederum über Links die einzelnen Bestandsfindbücher (dynamische *MidosaXML*-Findbücher für die neu erschlossenen Bestände, PDF-Dateien für die älteren) aufrufbar. Mit Hilfe von *MidosaXSearch* kann findbuchübergreifend, in den einzelnen Findbüchern über die jeweilige Suchfunktion findbuchintern recherchiert werden. Damit sind sämtliche (bislang erschlossenen) Bestände online verfügbar. Alle Findbücher, neu erstellte wie alte gescannte, und eine kommentierte Beständeübersicht liegen im Archiv zudem in herkömmlicher Print-Version vor.

---

[75] So sind bspw. italienische, portugiesische und polnische Versionen in Vorbereitung. *MidosaXML* ist von der Archivschule Marburg unter Mitwirkung des Bundesarchivs entwickelt und durch die Firma startext GmbH in Bonn realisiert worden.

Die Erschließung des Archivgutes beinhaltete schließlich auch begleitende Entmetallisierungs- und Foliierungsarbeiten sowie die Umlagerung in archivgerechte, alkalisch gepufferte Mappen und Archivboxen. Insbesondere die wertvollen Bestände an historischen Photographien, bei denen zum Teil bereits Schäden zu diagnostizieren waren, wurden in geeignete Spezialverpackungen (Pergaminschutzhüllen, Spezialboxen) umgebettet.

DIE BESTÄNDE DES ARCHIVS DES DHI ROM

Die Übersicht führt durch die in drei Abteilungen gegliederten Bestandsgruppen und erläutert die Bestände. Zu allen Beständen sind Findbücher oder Kurzbeschreibungen ausgearbeitet worden. Diese bieten detaillierte Beschreibungen von Bestandsgeschichte, Inhalt und Laufzeit des jeweiligen Bestandes. Die folgende Übersicht beschränkt sich daher auf eine knappe Vorstellung der Bestandsgruppen und Bestände. Beständeübersicht und Findbücher liegen sowohl gedruckt als auch in elektronischer Form vor. Diese sind unter *http://www.dhi-roma.it/archiv.html* abrufbar.

I. Abteilung 1888–1945

1. Registratur

R 1 Ältere Registratur 1888–1915

Dieser Bestand umfasst die Registratur der Historischen Station bzw. des PrHI in Rom von der Gründung 1888 bis zur kriegsbedingten Schließung 1915. Für die Zeit zwischen 1915 und der Wiedereröffnung 1919 sind nur wenige Unterlagen überliefert. Bei der Aktenablage wurde nicht zwischen im engeren Sinne wissenschaftlichen Betreffen und reinen Verwaltungsangelegenheiten unterschieden. Durch die kriegsbedingten Verlagerungen im Ersten und Zweiten Weltkrieg sind offenbar Unterlagen verloren gegangen. Splitter sind später wieder aufgetaucht, wobei eine zweifelsfreie Zuordnung oft nicht zu leisten war. Diese wurden daher in den Sammelbestand *S 1 Institutsgeschichte* eingeordnet.

Die Beschaffenheit der einzelnen Verzeichnungseinheiten stand einer durchgehenden und konsistenten Ordnung entgegen. Die einzelnen Faszikel wurden nach zeitgenössischen, offenbar oftmals wechselnden und nicht überlieferten Aktenplänen abgelegt und sind wie üblich durch Fadenbindung fixiert. Oft kommt es dabei zu sachlichen wie chronologischen Überlappungen. Zudem wird der Zugriff über die überlieferten, sorgfältig geführten und chronologisch angelegten Briefjournale (im Bestand *D 2 Direktor – Sammelbestand*) sehr erschwert, wenn nicht sogar verunmöglicht. Da eine nachträgliche Neuordnung aber aus archivtheoretischen Gründen grundsätzlich abzulehnen ist (Provenienzprinzip), wurde diese zeitgenössische Ordnung dennoch beibehalten, um den Überlieferungszusammenhang nicht zu zerstören.

Laufzeit: 1888–1915 (1916–1918)

Umfang: 5,5 lfm

R 2 Registratur 1924–1943

Es handelt sich um Reste einer vermutlich umfangreicheren Registratur des PrHI bzw. DHI in Rom. Wie für den Bestand *R 1 Ältere Registratur* gilt auch

hier, dass nicht zwischen wissenschaftlicher Registratur im engeren Sinne und reiner Verwaltungsregistratur unterschieden wurde. Unterlagen aus beiden Bereichen sind hier folglich vereint. Durch die kriegsbedingte Verlagerung der Akten Ende 1943, aber auch durch gezielte Vernichtungsaktionen[76] und als Folge der Zwischenlagerung an verschiedenen Orten ist ein Großteil der Unterlagen verloren gegangen.

Die Beschaffenheit der einzelnen Verzeichnungseinheiten (meist Fadenbindung) stand einer durchgehenden und konsistenten Ordnung entgegen. Es kommt daher oftmals zu chronologischen Überlappungen. Da in manchen Fällen zudem auch die Frage der Provenienz nicht zweifelsfrei zu klären war, wurde der ursprüngliche Zustand aufrechterhalten, um zumindest diese Überlieferungszusammenhänge nicht zu zerstören.

Der Hauptteil der Unterlagen stammt aus dem Zeitraum 1924–1943. Allerdings sind auch vereinzelte Materialsplitter aus früheren und späteren Jahren enthalten. Auch hier wurde im Sinne der Erhaltung des Überlieferungszusammenhangs auf eine Ausgliederung verzichtet.
Umfang: 2,7 lfm
Laufzeit: (1919–1923) 1924–1943 (1944–1945)

2. Personal
R 3 Personal 1888–1936
Dieser Bestand ist aus zwei Provenienzstellen zusammengetragen worden. Die Mehrzahl der Unterlagen stammt aus der Registratur des PrHI in Rom. Ein kleinerer Teil ist jedoch den Registraturen der jeweils zuständigen vorgesetzten Stellen entnommen worden, also des *Preußischen Ministeriums für geistliche, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten* bzw. ab 1898 des *Direktoriums der Staatsarchive*, das wiederum beim *Präsidium des Staatsministeriums* ressortierte. Warum die Unterlagen zusammengeführt wurden und wann das geschehen ist, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Es ist zu vermuten, dass dies – ähnlich wie beim Bestand *S 2 Akademische Kommission und Kuratorium* – im Zuge der Schließung und Wiedereröffnung des Instituts nach dem Ersten Weltkrieg und den damit verbundenen Verlagerungen von Bibliotheks- und Registraturbeständen geschehen ist.

Der Großteil der Unterlagen sind keine Personalakten im eigentlichen Sinne. Vielmehr handelt es sich um Dossiers, in denen zu einzelnen Mitarbeitern vornehmlich Korrespondenzen abgelegt wurden, teilweise auch Personal-

[76] So die Einschätzung des ersten Nachkriegsdirektors Walther Holtzmann gegenüber dem Bundesministerium des Innern vom 31. 8. 1956 (DHI Rom – Archiv, D1 Direktor-Registratur, 21).

bögen, Lebensläufe, Empfehlungsschreiben oder Beurteilungen. Es ist unklar, ob es sich um eine zeitgenössische oder erst nachträgliche, also archivische Formierung handelt. Auch sind die Umfänge sehr unterschiedlich. Während es sich bei der Mehrzahl der Verzeichnungseinheiten um sehr schmale Mappen handelt, liegen zu wenigen Mitarbeitern umfangreiche Korrespondenzsammlungen und/oder auch komplette Personalakten vor. Schließlich finden sich auch Schriftwechsel über Bewerbungen und Auswahlverfahren.
Laufzeit: 1888–1936
Umfang: 2,2 lfm

II. Abteilung seit 1945

Während das Schriftgut des DHI in Rom und seiner Vorgängerinstitutionen in der Zeit zwischen 1888 und 1945 in einer Gesamtregistratur verwaltet wurde, sind mit der Wiedereröffnung 1953 verschiedene Teilregistraturen geschaffen worden. Unterlagen der Inneren Verwaltung, des Direktors und des wissenschaftlichen Dienstes wurden in eigenen Registraturen abgelegt. Diese bilden in der Tektonik des Archivs des DHI jeweils eigene Bestände bzw. Bestandsgruppen.

1. Direktor

D 1 Direktor – Registratur

Hier sind diejenigen Unterlagen archiviert, die im weiteren Sinne aus Leitungsaufgaben im Institut erwachsen sind. Den größten Teil stellen Korrespondenzserien. Dort sind bspw. die Korrespondenz mit dem vorgeordneten Bundesministerium des Innern und der mit der Buchführung und Rechnungsanweisung beauftragten Zentraldirektion des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin abgelegt. Auch der Kontakt zu deutschen (Deutsche Botschaften in Rom, Monumenta Germaniae Historica) und italienischen Stellen (Ministerien, wissenschaftliche Institutionen, Bibliotheken, Archive, usw.) ist hier dokumentiert. Daneben enthält der vorliegende Bestand aber auch die interne Kommunikation des Direktors mit den Institutsmitarbeitern, wie auch Vorgänge zu allgemeinen Institutsangelegenheiten (Organisation, Urlaubsplanung, usw.). Weiter finden sich wichtige Dokumente zur Vorgeschichte der Wiedereröffnung des Instituts aus den Jahren 1946–1953, die v. a. vom auch nach 1945 in Rom verbliebenen Institutsmitarbeiter Wolfgang Hagemann (1911–1978) – vgl. zu dieser wichtigen Figur der Institutsgeschichte auch seinen Nachlass (*N 7 Wolfgang Hagemann*) – zusammengetragen worden sind. Schließlich sind in den Direktoratsakten auch Unterlagen zu den am Institut tätigen Stipendiaten abgelegt (Bewerbungen, Gutachten, Personallisten, Korrespondenz).

In besonderer Weise bedeutsam sind die einzelnen Direktorenkorrespondenzen, die jeweils gesondert abgelegt wurden (Walther Holtzmann (1953–1961), Gerd Tellenbach (1962–1972), Reinhard Elze (1972–1988)). Wie den Briefwechseln im Bestand *W1 Wissenschaft – Registratur* eignet auch diesen ein ganz besonderer Charakter. Als wichtiges Medium der Kontakt- und Netzwerkpflege, der insbesondere in Italien große Bedeutung zukam und zukommt, bergen sie vielfältige und oft unerwartete Informationen. Sie dienten u. a. dem Austausch zu tages-, personal- und wissenschaftspolitischen Fragen, der Übersendung vertraulicher Gutachten und der Beratung interner Universitäts- und Akademieangelegenheiten. Auch die Korrespondenz mit dem wissenschaftlichen Beirat, der seit 1961 die Eigenständigkeit des Instituts sicherte, ist in diesen Akten überliefert.

Der Hauptteil der Überlieferung liegt im Zeitraum 1953–1977, die Jahre zwischen 1946 und 1953 sind verständlicherweise nur dünn dokumentiert. Da bei der Wiedereröffnung offenbar noch keine Aktenpläne vorlagen, wurden insbesondere in den Anfangsjahren Vorgänge uneinheitlich zugeordnet. Für Recherchen empfiehlt es sich daher, auch den Bestand *W 1 Wissenschaft – Registratur* mit einzubeziehen.
Laufzeit: (1947–1952) 1953–1979
Umfang: 4 lfm

D 2 Direktor – Sammelbestand
Dieser Bestand umfasst v. a. übergreifende Registraturhilfsmittel, die für Archivrecherchen als zusätzliches Findhilfsmittel hinzugezogen werden können. Die hier archivierten Brieftagebücher enthalten die Aufstellung der Briefein- und ausgänge des Direktors wie auch des wissenschaftlichen Dienstes. Neben Datum und Absender bzw. Empfänger sind meist auch Kurzbetreffe angegeben. Die genannten Ein- und Ausgänge sind in den Beständen *D 1 Direktor – Registratur* und *W 1 Wissenschaft – Registratur* abgelegt. Daneben sind dem Bestand auch die Besucherbücher und Adressenverzeichnisse des Instituts zugeordnet.
Laufzeit: 1953–1974
Umfang: 1,2 lfm

2. Wissenschaft
2.1 Registratur
W 1 Wissenschaft – Registratur
Der Bestand umfasst die Unterlagen, die bei der Wahrnehmung der dem Institut aufgetragenen wissenschaftlichen Aufgaben entstanden sind. Als Forschungs- und Serviceeinrichtung unterstützt das DHI Rom deutsche und italie-

nische Wissenschaftler/innen und Institutionen bei einschlägigen Forschungen, bearbeitet wissenschaftliche Anfragen und pflegt die Beziehungen zur italienischen Fachwissenschaft. Einen großen Teil der Archivalien stellen daher Korrespondenzserien. Daneben findet in den Akten natürlich die Forschungstätigkeit der Institutsmitglieder ihren Niederschlag (Forschungs- und Archivreisen, wissenschaftliche Korrespondenz). Einen großen Stellenwert nehmen weiter die großen Publikations- und Editionsprojekte des Instituts ein (*Repertorium Germanicum*, *Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken*). Die hierbei entstandenen Dienstakten sind im vorliegenden Bestand enthalten, während die umfangreichen Materialsammlungen dieser Projekte jeweils als eigene Teilbestände geführt werden (vgl. die entsprechenden Bestände der Bestandsgruppe *W Wissenschaft*).

Breite Auswertungsmöglichkeiten bieten insbesondere die Korrespondenzakten. Deren Aussagekraft geht weit über die Ergebnisse der jeweiligen Anfragebeantwortung hinaus. Als Gelehrtenkorrespondenz – die überwiegende Mehrzahl der Korrespondenzpartner waren Universitätsangehörige, die oft in einem engen persönlichen Verhältnis zu den Institutsmitarbeitern standen – enthalten diese Schriftwechsel vielfältige zusätzliche Informationen. Sie dienten dem Austausch zu tages-, personal- und wissenschaftspolitischen Fragen, der Anforderung und Übersendung vertraulicher gutachtlicher Einschätzungen von Dissertationen und Nachwuchswissenschaftlern, der Behandlung von Stipendienbewerbungen und der Beratung interner Universitäts- und Akademie-Angelegenheiten. Reiche biographische Informationen bieten Geburts-, Hochzeits- und Todesanzeigen, die zudem für historiographiegeschichtliche Fragestellungen (Analyse von wissenschaftlichen Netzwerken) von großem Wert sind.

Der Hauptteil der Überlieferung stammt aus dem Zeitraum 1953–1977. Es liegen auch Unterlagen für die Zeit zwischen 1947 und 1953 vor, in der die Institutsangelegenheiten von dem in Italien verbliebenen Mitarbeiter Wolfgang Hagemann weitergeführt worden waren. Vereinzelte Materialsplitter reichen bis ins Jahr 1921 zurück. Zu den Laufzeiten der Korrespondenzakten ist zu bemerken, dass es oft zu Nebenlaufzeiten kommt, die auch deutlich zurückreichen können, da es üblich war, bei erneuter Bearbeitung ganze Vorgänge aus älteren Akten zu entnehmen und nach Abschluss in den neuen Akten zu belassen. Allgemein ist bei diesen hier archivierten Korrespondenzserien das Anschwellen der Schriftgutmengen besonders augenfällig. Zu diesem in abgeschwächter Form in allen Verwaltungen auftretenden Phänomen, das in der Tendenz zu einer immer umfangreicheren Verschriftlichung begründet liegt, kommt hier noch ein anderer Faktor hinzu. Zwischen 1953 und 1971 verdoppelte sich die Anzahl des wissenschaftlichen Personals des DHI in Rom. Dem wurde im Jahr 1978 dann durch die Erarbeitung eines neuen Ak-

tenplanes Rechnung getragen, mit dessen Einführung es zunehmend zu Mitarbeiterablagen kam, die im Bestand auch als solche belassen wurden. Da bei Wiederöffnung des Instituts 1953 anfangs keine Aktenpläne vorlagen bzw. nicht konsequent eingesetzt wurden, kam es in den Anfangsjahren zu uneinheitlicher Aktenablage. Für Recherchen empfiehlt es sich daher, immer auch den Bestand *D 1 Direktor – Registratur* mit einzubeziehen.
Laufzeit: (1946–1952) 1953–1977
Umfang: 6 lfm

W 8 Kongresse
Als Forschungs- und Serviceeinrichtung fördert das DHI Rom den (internationalen) wissenschaftlichen Austausch einerseits durch die Organisation und Durchführung eigener Tagungen, andererseits durch die Teilnahme von Institutsmitgliedern an Kongressen und Tagungen. Die dabei entstandenen Unterlagen sind im vorliegenden Bestand archiviert. Er teilt sich in drei Gruppen auf: 1. Institutstagungen, 2. Italienische Tagungen und 3. Internationale Kongresse. In den einzelnen Aktenfaszikeln sind neben den Korrespondenzen auch Einladungen, Tagungsprogramme, Protokolle, Presseinformationen usw. enthalten. Institutstagungen sind am dichtesten überliefert, dort finden sich neben den Tagungsprogrammen auch Protokolle, Teilnehmerlisten, z. T. auch Vortragsmanuskripte. Aber auch die italienischen und internationalen Kongresse sind gut dokumentiert, da alle Einladungen (meist mit Tagungsprogramm) abgelegt wurden, auch wenn kein Institutsmitglied teilnehmen konnte oder wollte.

Bei Recherchen ist zu beachten, dass die Trennung zwischen den Gruppen 2 und 3 nicht immer einheitlich gehandhabt wurde, hier also gelegentlich Inkohärenzen auftreten. Zudem sollten in die Recherche ggf. auch die korrespondierenden Überlieferungen in den Beständen *D 1 Direktor – Registratur* und *W 1 Wissenschaft – Registratur* miteinbezogen werden.

Bei den Laufzeiten kommt es oft zu deutlichen Überlappungen zwischen einzelnen Verzeichnungseinheiten. Diese rühren daher, dass die Akten nach Sachbetreffen formiert wurden, also sämtliche vorbereitende Korrespondenz wie auch Nachgänge zusammen abgelegt wurden, was zu entsprechenden Überschneidungen führt.
Laufzeit: 1953–1977
Umfang: 3 lfm

2.2 Institutsprojekte
W 2 Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken
In den wichtigsten Residenzen des katholischen Europa errichteten die Päpste im Laufe des 16. Jahrhunderts ständige diplomatische Vertretungen,

sog. Nuntiaturen. Im Gegensatz zu anderen Botschaftern hatten die päpstlichen Nuntien, meist ranghohe Prälaten, gegen Ende des 16. Jahrhunderts in der Regel im Bischofsrang, neben politischen auch religiös-kirchliche Themen für den Hl. Stuhl zu behandeln. Der Handlungsspielraum war durch die Instruktionen und Fakultäten genauestens definiert. Um 1600 bestanden 13 ordentliche Nuntiaturen, drei davon auf dem Boden des Reichs: beim Kaiser, der damals nicht wie gewöhnlich in Wien, sondern meist in Prag residierte, in Köln und in Graz. Mit der Öffnung des Vatikanischen Archivs durch Leo XIII. 1880/1881 setzte eine rege Editionstätigkeit ein, wobei man nach anfänglich erbitterter Konkurrenz mit den übrigen mit diesen Akten arbeitenden Institutionen, der Österreichischen Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und der Görres-Gesellschaft, hinsichtlich der Arbeitsbereiche Absprachen vornahm (in der Zwischenkriegszeit auch mit dem Tschechoslowakischen Historischen Institut in Rom).

Die vom PrHI, später DHI, herausgegebene Reihe ediert die Akten der eigentlichen „deutschen" Nuntiatur (*Nunziatura di Germania*), d. h. der Vertretung des Hl. Stuhls am Kaiserhof. Sie gliedert sich in drei Abteilungen:

I. 1533–1559 (19 Bde. erschienen; abgeschlossen)
III. 1572–1585 (9 Bde. erschienen; Abschluß mittelfristig vorgesehen)
IV. 17. Jahrhundert (4 Bde. erschienen; Einzelbde. in Vorbereitung bzw. geplant)

[Hinweis: Abt. II (1560–1572), 8 Bde., abgeschlossen, von österreichischen Historikern bearbeitet]

Die einzelnen Bände enthalten die komplette Nuntiaturkorrespondenz zwischen den Nuntien und dem für die Außenbeziehungen der Kurie zuständigen päpstlichen Sekretariat (Berichte und Weisungen). In den älteren Bänden wurden zusätzliche Dokumente im Anhang (die sog. ergänzenden Aktenstücke) veröffentlicht, z. B. weitere Korrespondenz der Nuntien, Papstbriefe, Briefe der Kardinäle und der kaiserlichen Familie etc. und diverse Beilagen (Abschriften von Verträgen, kaiserlichen Mandaten etc. und *Avvisi*) publiziert, auf die heute lediglich in den Fußnoten verwiesen wird.

Der Bestand besteht aus Autorenkorrespondenzen, Abschriften aus italienischen, aber auch aus deutschen Archiven, und Vorstufen zu den bereits erschienenen Bänden.

Laufzeit: 1892–1981
Umfang: 14 lfm

W 3 Repertorium Germanicum

Das *Repertorium Germanicum*, das im Jahr 1893 ins Leben gerufen wurde, ist eine Regestensammlung, mit der sämtliche deutsche Betreffe aus allen

vatikanischen Registerserien erfaßt werden. Auf ihrem Weg vom großen Schisma bis zur Reformation (1378–1517) ist die Bearbeitung inzwischen bis 1478 vorgedrungen und umfasst damit nun ein volles Jahrhundert. Das Werk dient nicht nur der deutschen Orts- und Territorialgeschichte, sondern ist über die anfängliche Zielsetzung hinaus zu einer Quelle ersten Ranges für die kirchliche Prosopographie sowie die allgemeine Sozial-, Wirtschafts- und Bildungsgeschichte geworden, für die es mit seinem seriellen Charakter eine Fülle von modernen Fragestellungen erlaubt.

Der Bestand enthält v. a. Abschriften aus den vatikanischen Registern und Exzerpte der verschiedenen Mitarbeiter des *Repertorium Germanicum*. Im Wesentlichen handelt es sich um Karteien. Die Bearbeiter sind Arnold, Abert, Deeters, Brosius, Pitz und Scheschkewitz.
Laufzeit: 1893–1990
Umfang: 8 lfm

W 4 Diplomata-Kartei
Die chronologisch nach Herrschern geordnete Kartei, für die eine Findmittelkartei vorliegt, umfasst die Archivgebiete Mittel- und Norditaliens und bietet Angaben zur (meist kopialen) Überlieferung der Urkunden. Im Vordergrund stehen dabei die lombardischen und piemontesischen Archive:
- Lombardei: Bergamo, Brescia, Cremona, Lodi, Mantova, Milano, Pavia, Voghera
- Piemont: Acqui, Asti, Casale, Chieri, Moncalieri, Novara, Torino, Tortona, Vercelli
- Emilia-Romagna: Ferrara, Modena, Parma, Piacenza, Reggio
- Ligurien: Sarzana
- Marche: Ascoli-Piceno, Sant' Elpidio
- Toscana: Pisa
- Venetien: Cà del Lago, Padova, Treviso, Venezia, Verona
- Rom: Archivio di Stato, Biblioteca Vaticana, Biblioteca Vallicelliana, Collegio Germanico

Nur selten sind weiter südlich gelegene Archive und Bibliotheken berücksichtigt (Montevergine, Napoli). Die genannten Städte stellen zwar den Großteil der Überlieferung, vereinzelt sind jedoch auch noch weitere Orte zu finden.
Laufzeit: o.D.
Umfang: 5 lfm

W 5 Nachrichten und Notizen aus italienischen Archiven und Bibliotheken
Der Pertinenzbestand „Nachrichten und Notizen aus italienischen Archiven und Bibliotheken" besteht aus Materialien, die vor allem von Institutsmitglie-

dern, aber auch von auswärtigen Historikern in italienischen Archiven und Bibliotheken erstellt und gesammelt worden sind. Er umfaßt 467 Archivmappen und ist nach Regionen und Städten alphabetisch geordnet. Unter den Materialien befindet sich neben Abschriften und Regesten eine große Zahl an Fotos, Fotokopien, Negativen und Mikrofilmen von Urkunden und anderen Dokumenten.

Diese Fotomaterialien sind verschieden großen Formats und sehr unterschiedlicher Qualität; das Spektrum reicht von sehr guten Aufnahmen bis hin zu kaum oder nicht lesbaren Stücken. Insgesamt handelt es sich um rund 6000 Fotos, die sich auf mehr als 2300 Dokumente beziehen. Häufig sind großformatige Urkunden in mehreren Auszügen abgelichtet worden. Von vielen Dokumenten wurden darüber hinaus mehrere Abzüge erstellt. Außerdem liegen Aufnahmen von Kartularen und Registern vor, die jeweils eine große Zahl von Dokumenten enthalten.
Laufzeit: 5.–15. Jhd.
Umfang: 10 lfm

W 6 Repertorium Poenitentiariae Germanicum
Bislang noch keine Abgaben an das Archiv

W 7 Bibliographische Informationen zur Geschichte Italiens im 19. und 20. Jahrhundert
Die *Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens* veröffentlicht diese Zeitschrift dreimal jährlich, die von Lutz Klinkhammer herausgegeben und von Gerhard Kuck und Susanne Wesely bearbeitet wird. Seit 1974 sind in diesem Organ, vielfach mit weiterführenden Angaben, über 60 000 geschichtswissenschaftliche Neuerscheinungen vorgestellt worden.
Laufzeit: 1974–2002
Umfang: 2,5 lfm

W 9 Storia e Critica. Die italienische Zeitgeschichte im Spiegel der Tages- und Wochenpresse
Storia e Critica erschien von 1979 bis 1999. Die Hefte enthalten in photokopierter Form Rezensionen und andere forschungsrelevante Texte (Tagungsberichte, Grundsatzdebatten, Polemiken), die aktuelle Trends und Themen der italienischen Forschung zur Neuesten Geschichte behandeln. Die Artikel wurden vom Mitarbeiter des Instituts Jens Petersen als Herausgeber aus einer Vielzahl von Presseorganen ausgewählt. Ziel der Reihe war die umfassende Information über aktuelle Debatten insbesondere für die außerhalb Italiens lebenden Wissenschaftler.

Laufzeit: 1979–1999
Umfang: 3,5 lfm

3. Verwaltung
V 1 Innere Verwaltung
Während das Schriftgut des DHI in Rom und seiner Vorgängerinstitutionen in der Zeit zwischen 1888 und 1945 in einer Gesamtregistratur verwaltet wurde, sind mit der Wiedereröffnung 1953 verschiedene Teilregistraturen geschaffen worden. Unterlagen der Inneren Verwaltung, des Direktors und des wissenschaftlichen Dienstes wurden in eigenen Registraturen abgelegt. Diese bilden in der Tektonik des Archivs des DHI jeweils eigene Bestände bzw. Bestandsgruppen.

Im Bestand *V 1 Innere Verwaltung* sind alle Unterlagen archiviert, die bei der Wahrnehmung fachneutraler Aufgaben entstanden sind. Im Wesentlichen handelt es sich dabei um Personalsachen – die eigentlichen Personalakten werden allerdings separat geführt und bilden einen eigenen Bestand (*V 2 Personal*, bislang noch keine Abgaben ans Archiv) – und Miet- und Gebäudeangelegenheiten (Grundrisse, Raumbelegungspläne, Übergabeprotokolle und Mietverträge). Darüber hinaus bietet der Bestand Informationen zur Allgemeinen Organisation und Arbeitsweise des Instituts (Geschäftsverteilungspläne, Musterarbeitsverträge, Mitglieder- und Einladungslisten, etc.).

Das Schriftgut zur Personalverwaltung besteht zum größten Teil aus Korrespondenzen zu Eingruppierungs- und Bezügefragen, Beihilfesachen, Mietzuschüssen, Auslandszulagen, Trennungsgeld, etc. Vereinzelt finden sich auch Lebensläufe, Beurteilungen und Empfehlungen sowie Arbeitsberichte, die hier im Zusammenhang mit Neueinstellungen bzw. Vertragsverlängerungen abgelegt wurden. Die regelmäßig für das Finanzamt erstellten Berichte geben sehr detailliert Auskunft über Aufenthalte, Tätigkeiten und Bezahlung von Mitarbeitern, Stipendiaten und Gastreferenten.
Laufzeit: 1953–1977
Umfang: 4 lfm

V 2 Personal
Bislang noch keine Abgaben an das Archiv

V 3 Personalrat
Bislang noch keine Abgaben an das Archiv

4. Musikgeschichtliche Abteilung
Die Musikwissenschaftliche Abteilung wurde 1960 unter dem Direktorat Walther Holtzmanns institutionalisiert, nachdem bereits seit 1958 der Musikwis-

senschaftler Paul Kast zunächst als Stipendiat und schließlich als Assistent am DHI seine Wirkungsstätte gefunden hatte. Ihre Aufgabe ist die „Erforschung der musikgeschichtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien und ihrer historischen Voraussetzungen". Innerhalb des Instituts erhielt die Abteilung eine organisatorische Sonderstellung, indem die fachliche Betreuung der Gesellschaft für Musikforschung übertragen wurde. Die positive Entwicklung des Personalbestandes sowohl im wissenschaftlichen wie im bibliothekarischen Bereich schaffte die Voraussetzung für eine verstetigte und erfolgreiche Forschungsarbeit, die u. a. in der regelmäßigen Durchführung fachwissenschaftlicher Kongresse und der Herausgabe einschlägiger Publikationen ihren Niederschlag findet. Seit 1963 wird die Schriftenreihe *Analecta musicologica* herausgegeben, zehn Jahre später folgte mit *Concentus musicus* ein Organ für die Edition kritischer Werkausgaben. Aus der Grundausstattung von 700 Bänden aus der Bibliotheca Hertziana erwuchs, nicht zuletzt dank tatkräftiger Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, eine international renommierte Fachbibliothek mit heute mehr als 56 000 Medieneinheiten, darunter einer wertvollen Sammlung seltener venezianischer Librettodrucke des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Gliederung der musikgeschichtlichen Registraturen in zwei Teile wurde bei der Bestandsbildung übernommen.

M 1 Musik – Korrespondenz
Ordnung und Verzeichnung bis 1981 abgeschlossen.
Laufzeit: 1958–1981
Umfang: 1,5 lfm

5. Bibliothek
B 1 Bibliothek – Registratur
Die Überlieferungslage der Bibliothek des PrHI bzw. DHI in Rom ist für die Zeit vor 1945 deutlich schlechter als für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Durch die kriegsbedingte Verlagerung der Akten Ende 1943, der Zwischenlagerung an verschiedenen Orten und schließlich der Rückführung 1953 ist offenbar ein Teil der Unterlagen verloren gegangen. Der Teilbestand 1903–1945 ermöglicht daher nur einen oftmals ergänzungsbedürftigen Einblick in die Tätigkeit der Bibliothek. Für Recherchen sollten in jedem Fall die Bestände *R 1 Ältere Registratur*, hier insbesondere Nr. 76, 77 und 90, *R 2 Registratur 1924–1943* sowie einzelne Nachlässe hinzugezogen werden. Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ist dagegen deutlich besser dokumentiert.
Laufzeit: 1888–1953
Umfang: 4 lfm

B 2 Bibliothek – Sammelbestand
Bislang noch keine Abgaben an das Archiv

III. Abteilung Nachlässe und Sammlungen
1. Nachlässe
N 1 Arthur Haseloff (1872–1952)
Der bedeutende Kunsthistoriker Arthur Haseloff war zwischen 1905–1915 Sekretär der neu gegründeten kunstgeschichtlichen Abteilung des PrHI. Nach Stationen in Halle und Berlin wurde er schließlich 1920 als o. Prof. an die Universität Kiel berufen.
Enthält:
Größtenteils Kopien von Briefen, Materialsammlungen und Exzerpten.
Laufzeit: 1904–1939
Umfang: 0,2 lfm

N 2 Philipp Hiltebrandt (1879–1958)
Philipp Hiltebrandt gehörte dem PrHI in Rom von 1905–1919 an, zuerst als Stipendiat, ab Oktober 1910 als Assistent. Während des Weltkrieges arbeitete er in der Propagandaabteilung des Auswärtigen Amtes. 1919 kehrte er als Korrespondent der „Kölnischen Zeitung", der er bis 1945 angehörte, nach Rom zurück. Von 1934 bis 1938 schrieb er für die „Deutsche Allgemeine Zeitung", später auch für den „Völkischen Beobachter". Seit 1946 lebte er als freier Schriftsteller in Rom.
Enthält:
Werkmanuskripte, Materialsammlungen und Notizen.
Laufzeit: 1921–1958
Umfang: 2,5 lfm

N 3 Hans Kiewning (1864–1939)
Hans Kiewning war vom Herbst 1891 bis Ende 1894 Mitglied des PrHI, ab Oktober 1893 als Hilfsarbeiter. Seine Aufgabe war die Bearbeitung der Nuntiaturberichte aus dem Dreißigjährigen Krieg 1628–1635. Ab 1895 trat er in den preußischen Archivdienst über. Nach verschiedenen Stationen u. a. in Königsberg übernahm er schließlich die Leitung des Lippischen Staatsarchivs in Detmold.
Enthält:
Abschriften aus dem Vatikanischen Archiv und anderen Archiven.
Laufzeit: 1891–1894
Umfang: 3 lfm

N 4 Karl Schellhass (1862–1942)
Karl Schellhass war von 1889 bis 1923 als zweiter Sekretär am PrHI tätig und zuständig für die Bearbeitung der Nuntiaturberichte. Er arbeitete v. a. im Bereich der III. Abteilung (Pontifikat Gregors XIII.). Den Schwerpunkt seiner Arbeiten bildete dabei die sog. „süddeutsche" Nuntiatur und deren Vorgeschichte mit ihren Protagonisten Bartolomeo Portia und Feliciano Ninguarda.
Enthält:
Abschriften aus dem Vatikanischen Archiv und anderen (v. a. deutschen) Archiven.
Laufzeit: 1889–1923
Umfang: 6,4 lfm

N 5 Helmut Goetz (geb. 1920)
Helmut Goetz, Sohn des Historikers Walter Goetz, war von 1956–1980, zuerst als Stipendiat, dann als Assistent, am DHI Rom tätig, wo er für den Bereich der Nuntiaturberichte zuständig war. Er konnte insgesamt drei Editionsbände vorlegen (I. Abt. Bd. 16 und 17; III. Abt. Bd. 6).
Enthält:
Materialsammlungen, Exzerpte, Zettelkästen und Regesten.
Laufzeit: 1956–1980
Umfang: 0,3 lfm

N 6 Friedrich Bock (1890–1963)
Friedrich Bock, Mitarbeiter an den *Constitutiones et acta imperii* und *Acta Publica* der MGH, war 1933–1945 Sekretär des DHI Rom. Sein wissenschaftliches Interesse galt insbesondere dem spätmittelalterlichen Papstregisterwesen.
Enthält:
Materialsammlungen, Urkundenphotokopien, Regesten und Textabschriften zur Papstgeschichte im 14. Jh.; Materialsammlungen und Vorarbeiten für das „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums" (1937–1938).
Laufzeit: 1927–1938
Umfang: 1,2 lfm

N 7 Wolfgang Hagemann (1911–1978)
Wolfgang Hagemann war seit 1936 Mitarbeiter des PrHI, wo ihm die Sammlung von Kaiserurkunden und Reichssachen oblag. Wegen seiner guten Sprachkenntnisse diente er im Zweiten Weltkrieg General Erwin Rommel als Dolmetscher und Verbindungsmann zu den italienischen Einheiten. Später beriet er General Albert Kesselring, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd,

als Sonderführer der „Kunstschutzstelle“. Hagemann spielte eine zentrale Rolle bei der Wiedereröffnung des Instituts 1953, dessen stellvertretender Direktor er bis zu seiner Pensionierung 1976 war.
Enthält:
Materialsammlungen und Notizen zur staufischen Geschichte in den Marken, Umbrien und Verona; Materialsammlungen und Vortragsmanuskripte; Korrespondenzen.
Laufzeit: 1938–1974
Umfang: 7,5 lfm

N 8 Wilhelm Heupel (1914–1943)
Wilhelm Heupel, zuvor Mitarbeiter der MGH, kam 1939 als Stipendiat an das DHI Rom, wo er die Ausgabe der Register Friedrichs II. vorbereitete. Zugleich bearbeitete er im Auftrag der Berliner Akademie den Nachlass Eduard Sthamers und führte dessen Arbeiten u. a. durch Archivaufenthalte in Neapel fort. Heupel galt als Experte für die Verwaltung der Staufer und Normannen in Unteritalien. Am 5. 6. 1943 kehrte der seit 1941 in der Wehrmacht Dienende von einem Flug nach England nicht zurück.
Enthält:
Materialsammlungen, Urkundenphotokopien und Abschriften zur staufischen Verwaltung in Unteritalien und Sizilien.
Laufzeit: 1939–1941
Umfang: 0,7 lfm

N 9 Gerhard Wolf (1876–1971)
Gerhard Wolf, von 1927–1928 Sekretär von Außenminister Stresemann, war Mitbegründer und Mitglied des demokratischen Clubs „Quiriten”. 1930 legte Wolf die diplomatisch-konsularische Prüfung ab und wurde an die Gesandtschaft in Warschau versetzt, 1933 an die Botschaft beim Heiligen Stuhl. 1934 in die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes in Berlin einberufen, wurde er 1936 an die Wirtschaftsabteilung der Deutschen Botschaft in Paris versetzt. Von 1938 bis 1940 war er Leiter des Auslandsschulreferates in der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes in Berlin, von November 1940 bis Juli 1944 Konsul in Florenz, von November 1944 bis April 1945 Leiter der Dienststelle Mailand des Bevollmächtigten des Großdeutschen Reiches. Nach Kriegsende interniert, konnte er 1950 in den diplomatischen Dienst zurückkehren, wo er u. a. das Deutsche Konsulat in Porto Allegre leitete.
Enthält:
Korrespondenzen, Materialsammlungen (Lebensläufe, Notizen, Photographien, u. a.), Unterlagen zum Entnazifizierungsverfahren, Zeitungsausschnitte.

Laufzeit: 1941–1972
Umfang: 0,7 lfm

N 10 Heinz Holldack (1905–1971)
Heinz Holldack war im Zweiten Weltkrieg Leiter des deutschen Konsulats in Neapel gewesen. Auch nach Kriegsende arbeitete er im diplomatischen Dienst, zuletzt als Kulturattaché der Deutschen Botschaft in Rom und hatte in dieser Eigenschaft enge Kontakte zum DHI Rom. Als Korrespondent für verschiedene Zeitungen, v. a. der „Süddeutschen Zeitung", kommentierte er das italienische Tagesgeschehen und verfasste historische Essays.
Enthält:
Zeitungsartikel, Vorträge, Manuskripte; Pressesausschnitte, Materialsammlungen; Photos.
Laufzeit: 1946–1971
Umfang: 4 lfm

N 11 Hermann Diener (1925–1988)
Teilbestand Wissenschaftlicher Nachlass
Hermann Diener kam 1958 ans DHI Rom, wo ihm die Bearbeitung des *Repertorium Germanicum* (insbesondere für das Pontifikat Eugens IV. 1431–1447) übertragen wurde. 1976–1988 war er Stellvertreter des Direktors. Ausgehend von seinen Arbeiten für das *Repertorium Germanicum* beschäftigte sich Diener mit einer Vielzahl verwandter Themen, besonders zur Geschichte der einschlägigen Archivbestände und des Vatikanischen Archivs. Zudem verfolgte er Einzelfragen zur Überlieferungsgeschichte der Register oder auch zu bestimmten Personengruppen der päpstlichen Kanzlei. Sein umfangreicher wissenschaftlicher Nachlass enthält v. a. Quellen- und Literatursammlungen, Exzerpte und Regesten.
Laufzeit: 14.–16. Jh.
Umfang: 11 lfm

Teilbestand *Eugen IV. – Quellenbelege zu Kurialen*
Hermann Diener hat ein umfassendes und lückenloses Verzeichnis der Mitglieder der Kurie Eugens IV. – genauer der Offizialen und die Familiaren des Papstes und der Kardinäle (jedoch nicht sonstiger kurialer Großer) – angelegt, die sich in den Registern des Vatikanischen Archivs und des Archivio di Stato in Rom finden und ausdrücklich als solche genannt sind. Die Sammlung ist auf Vollständigkeit angelegt. Nach Dieners Tod wurde sie von Frau Brigide Schwarz fortgeführt und abgeschlossen (ca. ein Sechstel des Materials).

Die Notizen sind bei der Durchsicht der Register dieses Papstes für das *Repertorium Germanicum* gesammelt und in 36 Heften fortlaufend aufge-

schrieben worden. Die einzelnen Einträge sind recht knapp gehalten, sie bestehen aus Fundstelle, Namen, Amtsbezeichnung bzw. Familiarenstatus und Datum. Das Material ist aber dennoch von großem Wert, da eine ähnliche Sammlung für das 15. Jahrhundert nicht vorliegt.
Laufzeit: 15. Jh.
Umfang: 2 lfm

Teilbestand *Cantores*
Dieser Teilbestand besteht aus Dieners Sammlung zur päpstlichen Kapelle im späten Mittelalter. Es handelt sich hauptsächlich um handschriftliche Quellenexzerpte, die nach Pontifikaten geordnet abgelegt wurden. Daneben hat Diener mehrere Quellenhinweise zu einzelnen Sängern unter verschiedenen Gesichtspunkten zusammengestellt, eine Bibliographie zur Geschichte der päpstlichen Kapelle erarbeitet, wichtige Quellen als Photokopie erworben und versucht, eine Gesamtkartei aller nachgewiesenen Sänger anzulegen.
Laufzeit: 14.–16. Jh.
Umfang: 5 lfm

N 12 Walther Holtzmann (1891–1963)
Walther Holtzmann war zwischen 1922 und 1926 Assistent am PrHI. Nach seiner Habilitation 1926 an der Universität Berlin erhielt er 1931 einen Ruf als o. Prof. an die Universität Halle, 1936 wechselte er nach Bonn. Von 1953 bis 1961 kehrte er als Direktor des DHI wieder nach Rom zurück.
Enthält:
Vorlesungsskripte, Korrespondenzen, Materialsammlungen, Rezensionen, Manuskripte für Vorträge und Publikationen.
Laufzeit: 1916–1961
Umfang: 1,5 lfm

N 13 Norbert Kamp (1927–1999)
Norbert Kamp, o. Prof. an den Universitäten Braunschweig und zuletzt Göttingen, war dem Institut eng verbunden. In seinen Forschungen beschäftigte er sich u. a. intensiv mit dem Aufbau und der Verwaltung des staufischen Königreichs Sizilien.
Enthält:
Kopien- und Exzerptsammlungen, Karteikästen, Mikrofilme; Regesten und Abschriften.
Laufzeit: ca. 1950–1999
Umfang: ca. 60 lfm

N 14 Eduard Sthamer (1883–1938)
Eduard Sthamer war von 1907–1914 am PrHI mit der Sammlung und Bearbeitung der Schriftquellen zum staufischen Süditalien beauftragt. 1919 ging er als Bibliothekar und Archivar an die Preußische Akademie der Wissenschaften nach Berlin, wo ihm weiterhin die Möglichkeit eingeräumt wurde, seine italienischen Forschungen fortzuführen.
Enthält:
Umfangreiche Abschriften und Regesten, insbesondere aus den durch Kriegseinwirkung 1943 verbrannten Anjou-Registern des 13./14. Jh. des Staatsarchivs in Neapel.
Laufzeit: 1908–1933
Umfang: 2,2 lfm

N 15 Ferruccio Serafini (1872–1966)
Ferruccio Serafini war der Kustode des PrHI bzw. DHI Rom, der auch in der Zeit der kriegsbedingten Schließung 1915–1924 für die Erhaltung von Bibliothek und Mobiliar Sorge trug.
Enthält:
Korrespondenzen, Photographien, Notizen.
Laufzeit: 1915–1966
Umfang: 0,4 lfm

N 16 Ludwig Bertalot (1884–1960)
Ludwig Bertalot, 1908 in Berlin promoviert, durch einen schweren Sprachfehler an einer normalen Universitätskarriere gehindert, verbrachte sein ganzes Leben als Privatgelehrter. Er galt als die graue Eminenz der Humanismusforschung, nur den Eingeweihten bekannt und von ihnen wegen seiner profunden Kenntnisse der lateinischen Texte des späten Mittelalters und der Renaissance, der Handschriften und Frühdrucke, der Bibliothek und ihrer Geschichte sowie der entlegenen Studien und Editionen des 18. und 19. Jahrhunderts geschätzt. Bertalot bereiste die einschlägigen Bibliotheken – Berlin, München, Rom, Paris, London, aber auch spanische oder tschechoslowakische Bibliotheken – und verfertigte vor Ort zahllose detaillierte Handschriftenbeschreibungen.

Der Nachlass teilt sich im Wesentlichen in drei Teile: Abschriften und Photographien von Texten; Beschreibungen von Handschriften; Sammlungen von Notizen über bestimmte Autoren und Themen. Es sind keine Manuskripte oder Entwürfe von Aufsätzen oder anderer Studien enthalten. Der Inhalt ergibt sich aus Bertalots wissenschaftlichen Interessen: italienischer und deutscher Humanismus, sowie Handschriftenkunde und Bibliographie. Daneben

finden sich Unterlagen zu Themen der mittelalterlichen Literatur- und Geistesgeschichte (Dante, mittelalterliche Medizin, Universitätsgeschichte).

In den Jahren 1985 bis 2004 wurden auf der Grundlage der Vorarbeiten Bertalots vom DHI ein Initienverzeichnis lateinischer Prosa und Poesie für die Zeit des 14. bis 16. Jahrhunderts herausgegeben.
Laufzeit: ca. 1920–1960
Umfang: 9 lfm

N 17 Georg Lutz (1935–2004)
Georg Lutz kam 1966 als wissenschaftlicher Mitarbeiter an das DHI Rom und blieb dort bis zu seiner Pensionierung. Hier war er für den Bereich Frühe Neuzeit und Nuntiaturberichte (4. Abteilung) zuständig und beschäftigte sich auch sonst mit verwandten Forschungsgebieten.
Enthält:
Materialsammlung Nuntiaturberichte; Vorarbeiten Biographie Urban VIII.; Abschriften, Kopien und Mikrofilme.
Laufzeit: 1960–2004
Umfang: 1,8 lfm

N 18 Ferdinand Siebert (1904–1985)
Ferdinand Siebert arbeitete am DHI Rom 1930–44, war zudem Mitarbeiter beim Befehlshaber Sicherheitspolizei und SD in Italien (Verona) und Leiter des Deutschen Kulturinstituts in Padua. 1950–1951 Dozent für mittelalterliche Geschichte in München war er seit 1956 Prof. für Neuere Geschichte an der Universität Mainz.
Enthält:
Material für den 2., nicht mehr zustande gekommenen Teil der Lebenserinnerungen Sieberts für die Jahre 1932–1943, das dem Institut im Jahr 1990 von seiner Witwe übergeben wurde.
Laufzeit: 1940–1943
Umfang: 0,3 lfm

N 19 Fritz Weigle (1899–1966)
Fritz Weigle, seit 1934 Mitarbeiter der MGH, war zwischen 1939 und 1943 Assistent am DHI Rom. Auf Anregung von Friedrich Bock begann er mit der Erstellung eines Katalogs aller Deutschen, die von 1200–1800 an italienischen Hochschulen studiert haben. Während des Zweiten Weltkriegs war er beim Befehlshaber Sicherheitspolizei und SD in Italien (Verona) tätig.
Enthält:
Dienstkorrespondenz und Materialsammlung „Deutsche Gräber in Italien“ o. J.

Laufzeit: 1933–1943, 1963–1966
Umfang: 0,2 lfm

N 20 Karl Robert Wenk (1854–1927)
Teilnachlass des Marburger o. Prof. für Geschichte, dessen Hauptnachlass im Archiv der Universität Marburg verwahrt wird.
Enthält:
Notizen und Briefe.
Laufzeit: 1909–1911
Umfang: 0,2 lfm

N 21 Helene Wieruszowski (1893–1978)
Jüdische Historikerin und Bibliothekarin, nach Studium in Freiburg, Heidelberg, Bonn und Berlin 1918 Promotion in mittelalterlicher Geschichte. 1933 verlor sie ihre Anstellung als wissenschaftliche Bibliothekarin und emigrierte über Aufenthalte in Spanien und Italien schließlich 1940 in die USA. Nach Stationen an der Johns-Hopkins-University Baltimore und am Brooklyn College erhielt sie eine Professur am City College in New York, wo sie bis zu ihrer Emeritierung 1961 lehrte. 1948 erhielt sie eine Gastprofessur in Heidelberg, kehrte aber später wieder in die USA zurück. Seit 1971 lebte sie in Lugano, wo sie am 9. 11. 1978 starb.
Enthält:
Korrespondenzen, Materialsammlungen, Exzerpte und Manuskripte.
Laufzeit: 1938–1966, 1970–1971
Umfang: 0,4 lfm

N 22 Fedor Schneider (1879–1932)
Fedor Schneider war von 1904–1914 am DHI, ab 1914 Privatdozent, 1918 ao. und seit 1920 o. Prof. an der Universität Frankfurt a. M. Er arbeitete v. a. zur italienischen und toskanischen Geschichte im Mittelalter.
Enthält:
Notizen, Materialsammlungen und Regesten zur Stadt- und Reichsgeschichte, insbesondere zu den Städten Lucca und Pisa.
Laufzeit: 1904–1914
Umfang: 0,2 lfm

N 23 Gottfried Opitz (1904–1976)
Gottfried Opitz war zwischen 1937 und 1943 am Institut tätig, wo er sich v. a. mit den Registern Clemens VI. beschäftigte. Die Unterlagen sind eine Dauerleihgabe der MGH (vgl. QFIAB 58 (1978), S. IX).

Enthält:
Materialsammlungen, Regesten, Exzerpte, Karteikarten betr. deutscher Betreffe in den Registern Clemens VI.
Laufzeit: 1937–1951
Umfang: 2,1 lfm

N 24 Rolf Goldfriedrich (1902–1934)
Rolf Goldfriedrich, Historiker und Archivar, war zwischen 1932 und 1934 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am PrHI. Wegen einer schweren Erkrankung kehrte er 1934 nach Deutschland zurück, wo er wenig später verstarb.
Enthält:
Materialsammlungen, Exzerpte, Zettelkästen und Regesten.
Laufzeit: 1937–1951
Umfang: 0,3 lfm

N 25 Wilhelm Küster
Wilhelm Küster, Oberlehrer am Gymnasium in Hanau, war von 1908–1909 als Stipendiat am PrHI. Er beschäftige sich v. a. mit der päpstlichen Verwaltung im 13. u. 14. Jh.
Enthält:
Materialsammlungen, Exzerpte und Regesten.
Laufzeit: 1908–1909
Umfang: 0,8 lfm

N 26 Leo Just (1901–1964)
Leo Just, Professor für mittlere und neuere Geschichte an den Universitäten Bonn und Mainz, hielt sich zwischen 1929 und 1934 am DHI in Rom auf, wo er insbesondere zur Kölner Nuntiatur forschte. Der Bestand enthält Kopien aus dem Nachlass Justs, der im Archiv der Universität Mainz verwahrt wird.
Enthält:
Materialien zur Nuntiaturforschung, v. a. zur Geschichte der Nuntiatur Köln.
Laufzeit: 1952–1956
Umfang: 0,2 lfm

2. Sammlungen
S 1 Institutsgeschichte
In diesem Bestand ist sehr heterogenes Material zusammengefasst. Neben Archivalien im eigentlichen Sinne finden sich in größerem Umfange Kopien, Abschriften und Materialsammlungen. Da sich die Unterlagen bei Beginn der Ordnungs- und Verzeichnungsarbeiten in bereits irreversibel vermischtem Zu-

stand befanden, war eine provenienzgerechte Zuordnung der enthaltenen Archivalien nicht mehr zu leisten. Es wurde daher ein Mischbestand gebildet.

Ein Großteil des Schriftgutes ist im Vorfeld des 100-Jahr-Jubiläums des DHI Rom im Jahr 1988 zusammengetragen worden. Zudem wurden auch Kopienkonvolute, die im Zuge der Jubiläumsrecherchen aus anderen Archiven angefordert worden waren, in den Bestand integriert. Schließlich wurden Exzerpte und Vorarbeiten der beteiligten Mitarbeiter für die Jubiläumsausstellung und die in diesem Zusammenhang entstandenen Publikationen aufgenommen.
Laufzeit: 1873–1948, 1987–1988
Umfang: 7 lfm

S 2 Akademische Kommission und Kuratorium
Die akademische Kommission bzw. später das Kuratorium war das Gremium, das die Aufsicht über die historische Station und ihre Nachfolgeinstitute führte. Der Bestand enthält neben Korrespondenzen u. a. Arbeits- und Jahresberichte sowie Miet- und Verlagsverträge.
Laufzeit: 1891–1915 (1919)
Umfang: 1,2 lfm

S 3 Presseausschnittsammlung 1979–1999
Die Sammlung von Zeitungs- und Zeitschriftenausschnitten dokumentiert in unterschiedlicher Dichte die Berichterstattung der italienischen Presse zur deutschen Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart.
Laufzeit: 1979–1999
Umfang: 4 lfm

S 4 Photographien, Filme und neue Medien
Der Sammelbestand umfasst Photographien, Filme und Neue Medien. Es handelt sich sowohl um Material aus der Provenienz des DHI Rom als auch um provenienzfremde Teile, die dem Archiv übergeben wurden.
Laufzeit: 1890–1990
Umfang: 2 lfm

S 5 Sammlung Petersen
Der Bestand umfasst das nach Sachbetreffen geordnete wissenschaftliche Material (Kopien, Konzepte, Exzerpte, usw.) von Jens Petersen, ehemaliger Referent für deutsche und italienische Zeitgeschichte und von 1988–1999 stellvertretender Direktor am DHI Rom.
Laufzeit: ca. 1970–1999
Umfang: 4,1 lfm

S 6 Schedario Reinhard
Dieses Verzeichnis wurde von Prof. em. Wolfgang Reinhard in den Jahren 1966–1971 erstellt. Es enthält für den Pontifikat Pauls V. 1605–1621 weitgehend vollständig die mikropolitische Korrespondenz des Kardinalnepoten Scipione Caffarelli Borghese, hauptsächlich aus dem Fondo Borghese (ASV), die mikropolitischen Informationen aus den Avvisi BAV Urb. lat. 1073–1088 sowie Inhaltsangabe und Fundstelle mikropolitisch relevanter Gratialbreven aus ASV Sec. Brev. 396–644 nach ASV Sec. Brev. Indici 27 und 29, dazu in breitem Umfang weiteres mikropolitisch einschlägiges Material aus dem Vatikan und Rom, darunter AS Roma, Camerale und ASV Archivio Borghese, außerdem Literatur zur Kurien-, Kirchen- und italienischen Geschichte.

Die Ordnung richtet sich alphabetisch nach Familiennamen, dann Vornamen der Empfänger und Absender von Briefen von und an Kardinal Borghese bzw. der betreffenden Personen bei *Avvisi*, Empfehlungen und Breven sowie nach Orten, Institutionen und Sachen, darunter dann chronologisch.
Laufzeit: 1966–1971
Umfang: 20 Karteikästen

S 7 Sammlung Susmel
Im Oktober 1976 erwarb das DHI Rom die historisch-politische Bibliothek von Duilio Susmel. Es handelt sich dabei um einen Bestand von ca. 10000 bibliographischen Einheiten und somit um eine der besten privaten Spezialbibliotheken zur Geschichte des italienischen Faschismus. Der als Herausgeber der Werke Mussolinis sowie als Verfasser zahlreicher Untersuchungen zum Faschismus bekannte Journalist und Zeithistoriker Susmel (1919–1984) hatte sie in jahrzehntelanger Sammlertätigkeit aufgebaut. Zu den Vorzügen der Bibliothek gehört u. a., dass in ihr so gut wie alle Bereiche des „Ventennio Fascista“ repräsentiert sind, obschon die Gestalt Mussolinis und die Zeit des Zweiten Weltkriegs unverkennbar Schwerpunkte bilden. Die Bibliotheksbestände sind als geschlossener Bestand in die Bibliothek des DHI integriert worden (die Monographien sind durch den Bibliothekskatalog erschlossen; für Sonderdrucke, „graue Literatur“ und Periodika existieren gedruckte Kataloge).

Im Zusammenhang mit dem Kauf der Bibliothek kam auch die umfangreiche Zeitungs- und Zeitschriftenausschnittsammlung Susmels in den Besitz des DHI Rom. Sie wurde dem Archiv zugeordnet. Der Bestand ist von Susmel nach Autoren bzw. Personen- und Sachbetreffen erschlossen worden (Zettelkataloge) und grundsätzlich ohne Einschränkungen benutzbar. Ein kleiner Restbestand (ca. 0,8 lfm, ungeordnet) aus Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren ist unter *Varia 1–5* abgelegt.

Laufzeit: 1920–1978
Umfang: 15 lfm

S 8 Sammlung Villa Montesano
Dieser Bestand enthält Unterlagen zur Vernichtung der Bestände des Staatsarchivs Neapel, die in die Villa Montesano bei S. Paolo Belsito (Provinz Neapel) ausgelagert waren, am 30. 11. 1943 durch deutsche Truppen. Die Materialien wurden von den Mitarbeitern des DHI Rom Martin Bertram und Lutz Klinkhammer in den Jahren 1998–2003 zusammengetragen.
Laufzeit: 1943–1945, 1995–2003
Umfang: 0,6 lfm

RIASSUNTO

L'archivio dell'Istituto Storico Germanico di Roma documenta tanto l'attività amministrativa interna quanto il lavoro di ricerca scientifica dell'Istituto. Il complesso archivistico si è accresciuto grazie a 26 (ad oggi) lasciti e preziose raccolte. Il contributo traccia la storia della struttura e dello sviluppo dell'archivio e descrive, seppure per cenni, il ricco ma poco valorizzato fondo, che nel 2005, nell'ambito di un progetto, è stato completamente ristrutturato. Inoltre è stato introdotto l'uso di un moderno software per la descrizione archivistica, sono stati approntati strumenti di ricerca fondamentali e sono stati inventariati nuovamente alcuni nuclei scelti. Infine, è stata messa a punto una possibilità di consultazione tramite Internet che, dal dicembre 2005, consente di effettuare una ricerca on-line nel complesso archivistico.

GERMANICO = TEDESCO?

Come gli antichi Germani sono diventati gli antenati dei Tedeschi di oggi*

von

DIETER GEUENICH

1. Germani/germanico/Germania. – 2. Tedesco/tedeschi/*Deutschland*. – 3. Considerazioni sull'equazione „germanico" = „tedesco". – 4. Ludovico „il Tedesco" e passaggio delle lingue volgari alla scritturalità. – 4.1. La politica „interna" ed „estera" di Ludovico II, re franco orientale. – 4.2. I motivi per il passaggio della poesia in lingua volgare alla scritturalità.

1. Il nome dei *Germani* risale notoriamente alla storiografia degli antichi. A prescindere da alcune testimonianze controverse del terzo secolo precristiano,[1] lo si riscontra per la prima volta intorno all'anno 80 a. C. nelle *Storie* di Poseidonio di Apameia che distinse i germani dai celti e dagli sciti,[2] e poi soprattutto in Giulio Cesare che si riferì a un gruppo di stirpi minori, abitanti nel territorio dell'odierno Belgio, cioè ai cosidetti *Germani Cisrhenani*.[3] Tacito, il nostro ga-

* Traduzione di Gerhard Kuck.

[1] Cfr. D. Timpe, Articolo „Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde", in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, vol. 11, Berlin–New York ^{2}1998, pp. 182–187.

[2] J. Malitz, Die Historien des Poseidonios, 1980, pp. 198sgg. Nel libro XXX delle sue Storie, Poseidonio utilizzò „già il nome ‚Germani' per una stirpe insediatasi probabilmente nella regione dell'alto Reno" (J. Malitz, Articolo „Poseidonios", in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, vol. 23, Berlin–New York ^{2}2003, p. 301). Secondo Timpe (come n. 1, p. 184) questa localizzazione da parte di Malitz è „infondata".

[3] Cfr. H. von Petrikovits, Germani Cisrhenani, in: Germanenprobleme in heutiger Sicht, a cura di H. Beck, Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, vol. 1, Berlin–New York ^{2}1999, pp. 88–106; Timpe (come n. 1) pp. 184 e 211 (con indicazione di fonti e letteratura).

rante più importante a proposito dei „germani", suppose un'origine recente del nome che solo poco prima sarebbe stato abbinato al paese. Secondo lo storico antico i *Germani* avevano attraversato il Reno, provenendo da Est, e cacciato i galli; ora, ai tempi suoi, cioè sullo spegnersi del primo secolo dopo Cristo, venivano chiamati tungri.[4]

In seguito i galli e i romani chiamarono *Germani* indistintamente tutti i popoli insediati sulla riva destra del Reno che, da parte loro, non disponevano evidentemente di nessun concetto complessivo per autodefinirsi, e a cui mancava ogni sentimento di appartenenza nazionale. Infine i romani utilizzarono la parola *Germania* per denominare la provincia, chiamando la zona del basso Reno *Germania inferior* e quella dell'alto Reno *Germania superior*. Per *Germania libera* s'intendeva invece la parte non controllata dai romani.[5]

Quanto fosse problematico il concetto di germano, lo rivela già il fatto che ormai la scienza non annnovera più tra i „germani" i menzionati *Germani Cisrhenani*, anche se il nome trae proprio da essi la sua origine.[6] I problemi terminologici si complicano infine ulteriormente quando vediamo che fino ad oggi i linguisti, gli archeologi e gli storici non sono riusciti, con tutta la buona volontà, a trovare un „concetto generale e interdisciplinare di germano".[7]

---

[4] Tacitus, Germania 2,3: *ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quondam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint.* Cfr. Timpe (come n. 1) p. 185; H.-W. Goetz/K.-W. Welwei, Altes Germanien. Auszüge aus antiken Quellen über die Germanen und ihre Beziehungen zum römischen Reich, prima parte, Darmstadt 1995, p. 5 (edizione parziale di Tacito, p. 128).

[5] Cfr. Goetz/Welwei (come n. 4) p. 6; B. Scardigli, Articolo „Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde" (come n. 1) p. 253.

[6] Cfr. R. Wenskus, Über die Möglichkeit eines allgemeinen interdisziplinären Germanenbegriffs, in: Germanenprobleme (come n. 3) pp. 1sg., con riferimento a: H. Birkhahn, Germanen und Kelten bis zum Ausgang der Römerzeit. Der Aussagewert von Wörtern und Sachen für die frühesten keltisch-germanischen Kulturbeziehungen, Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-histor. Klasse, Band 272, 1970, p. 233; R. Hachmann, Der Begriff des Germanischen, Jahrbuch für Internationale Germanistik 7/1 (1977) pp. 128 e 136.

[7] Cfr. le considerazioni in proposito di Wenskus (come n. 6) pp. 1–21, e gli altri contributi nel volume collettaneo „Germanenprobleme in heutiger Sicht"

I linguisti furono probabilmente i primi a pensare di poter circoscrivere e definire i „germani". Perché a partire da Johann Gottfried Herder e il romanticismo, che a lui si riferiva, si considerava la lingua l'„espressione più importante dello spirito di popolo che penetra e riempie tutte le manifestazioni vitali di una comunità."[8] Di conseguenza il campo di ricerca della cosidetta „Archeologia germanica" è stato in seguito largamente dominato dai filologi, come si desume ad esempio dagli articoli pubblicati nel *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*.[9] Johannes Hoops, il primo direttore di questa enciclopedia, la cui seconda edizione sta per essere ultimata, fu appunto un filologo (anglista).[10] Tuttavia, nella nuova edizione in 35 volumi – la prima edizione di Johannes Hoops consta di solo quattro volumi! – i maggiori spazi vengono occupati, accanto alla filologia, in misura crescente anche dall'archeologia, in quanto le fonti di questa disciplina, cioè i reperti e i siti archeologici, si moltiplicano rapidamente, per così dire a ritmo quotidiano. La storiografia è la terza disciplina rappresentata nel comitato direttivo per la riedizione del *Reallexikon*.

Agli inizi non fu però, come appena sopra sostenuto, l'archeologia, all'epoca ancora assai giovane, ma la linguistica a offrire, o a pretendere di poter offrire, sulla base dei suoi metodi di comparazione linguistica, i criteri per la classificazione dei resti tramandati da parte dei germani.[11] I linguisti oppure „germanisti"[12] attribuivano ai discendenti dei popoli chiamati „germanici", sulla base di alcuni tratti

---

(come n. 3) e ultimamente i contributi in proposito in: Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch". Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen, a cura di H. Beck/D. Geuenich/H. Steuer/D. Hakelberg, Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, vol. 34, Berlin–New York 2004.

[8] Wenskus (come n. 6) p. 2.

[9] Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, con la collaborazione di molti studiosi a cura di J. Hoops, vol. 1–4, Straßburg 1911–1919; 2ª ed. a cura di H. Beck et al., vol. 1, Berlin–New York 1993 – vol. 35 (in preparazione per la stampa).

[10] Cfr. H. Beck, articolo „Hoops, Johannes", in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, vol. 15, Berlin–New York 2000, pp. 109–111.

[11] Wenskus (come n. 6) p. 3.

[12] A proposito di questa denominazione professionale assai problematica vedi infra.

distintivi, un determinato genere linguistico – ad esempio se la lingua del popolo in questione aveva partecipato al cosidetto „primo spostamento consonantico"; questi popoli venivano poi in seguito raggruppati nella categoria generale dei „germani".[13] Sulla base dello spostamento delle consonanti gutturali e labiali (come ad esempio: da *pater* a ***f**ater* – da ***c**entum* a ***h**undert) si distingueva la lingua germanica dalle altre lingue indoeuropee, come il greco, il latino, il sanscritto, lo slavo e il celtico. In questa maniera si costituisce uno spazio „germanico" dalla foce del Reno a Ovest fino alla Oder a Est, e dalle Prealpi a Sud fino alla Scandinavia centrale nel profondo Nord.[14]

In un primo momento si pensava di poter identificare nella zona tra la Scandinavia meridionale e l'Elba centrale la patria originaria dei germani, ma nel frattempo le ricerche archeologiche hanno messo in dubbio questa ipotesi. Ormai non si cerca più, come facevano ad esempio Gustaf Kossinna e i suoi discepoli, di proiettare l'esistenza dei germani indietro nei tempi fin oltre la prima apparizione del nome stesso, e di trovare i cosidetti „germani delle origini".[15]

Molti archeologi credono oggi di poter identificare la patria originaria dei germani in uno spazio geografico caratterizzato dalla cultura detta di Jastorf, e sviluppatasi durante l'Età del ferro, cioè grosso modo la regione tra Hannover, Schleswig-Holstein e Mecklemburgo. La stessa località di Jastorf, che dà il nome alla cultura distinta da un certo tipo di tombe a urna, è situata al margine orientale della Brughiera di Lüneburg, a 40 km scarsi a Sud della città, cioè più o meno là dove si ipotizza anche il centro di irradiazione dello „spostamento

---

[13] Wenskus (come n. 6) p. 2.

[14] H. Wolfram, Die Germanen, München 1995, p. 53.

[15] Sulla conferenza di Kossinna del 1895, diventata famosa, „Über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland", cfr. H Steuer, Das „völkisch" Germanische in der deutschen Ur- und Frühgeschichtsforschung. Zeitgeist und Kontinuitäten, in: Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch" (come n. 7) pp. 357–502, in particolare pp. 377sgg. A proposito della critica a Kossinna e ai suoi discepoli cfr. pure la prefazione, p. XVI, e H. Steuer (a cura di; in collaborazione con D. Hakelberg), Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995, Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 31, Berlin–New York 2001.

delle consonanti".[16] Lo storico ben poco può contribuire a queste teorie, perché difetta di fonti scritte dalle quali trarre valide informazioni. Pertanto gli mancano dei criteri attendibili per suddividere le stirpi germaniche, come usano fare i linguisti e anche gli archeologi, in germani settentrionali, occidentali e orientali, oppure in germani dell' Elba e della Weser.

2. Ora, cosa c'entrano i germani di Cesare e di Tacito con i tedeschi? E cosa c'entra la provincia romana *Germania* con *Deutschland*? Sembra che al lettore italiano risulterà più facile, rispetto a quello tedesco, rispondere almeno alla seconda domanda, in quanto la traduzione italiana di *Deutschland* è „Germania"; in ogni caso, gli appartenenti al paese d'oltralpe sono, per gli italiani, „i tedeschi" e non già „i germani". Ciononostante l'Istituto, che pubblica la presente rivista e che si chiama in tedesco „l'Istituto Storico Tedesco di Roma", diventa in italiano „l'Istituto Storico Germanico di Roma".

Il tedesco invece dovrebbe rispondere a tutt'e due le domande: „Non c'entrano un bel nulla!" Perché „tedesco" mai fu identico a „germanico",[17] e „Deutschland" mai fu sinonimo di *Germania*. Del resto, la parola „tedesco" è apparsa soltanto tra l'VIII e il X secolo, e cioè come concetto linguistico: nel 786 i legati apostolici scrissero dall'Inghilterra a papa Adriano I che le decisioni conciliari di un sinodo anglosassone erano state lette sia in latino che in *theodisce*, cioè: „nella lingua del popolo".[18] *theod-*, al quale si unisce in questo caso il suffisso *(i)sc* che si trasformerà in *(i)sch*, significa „popolo", e *theodisc* che diventerà *diutisk* e poi „deutsch", cioè „tedesco", significa „popolare" o „appartenente al popolo", riferendosi in un primo momento soltanto alla lingua. *Theodisca lingua* è la lingua del popolo che viene contrapposta prevalentemente al latino oppure alla lingua romanza (*romana lingua*).

---

[16] Wolfram (come n. 14) p. 53. Cfr. R. Müller, articolo „Jastorf-Kultur", in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 2ª ed., vol. 16, Berlin–New York 1998, pp. 43–55.

[17] J. Fried, Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands. Bis 1024, Propyläen Geschichte Deutschlands, vol. 1, Berlin 1994, p. 13.

[18] Ibid., p. 17.

Non occorre qui approfondire la discussione tra gli studiosi, pressoché interminabile,[19] sul „quando, dove e come il nome di genere linguistico" si è trasformato in nome proprio di una etnia, sul quando i „parlanti tedesco" sono diventati i „tedeschi".[20] È già abbastanza singolare che i tedeschi siano l'unico popolo in Europa, il cui nome „Deutsch-land" („paese tedesco") deriva dalla lingua che parlano, e non da un nome più antico di una stirpe o di uno spazio geografico, come è invece successo per le altre nazioni.

Il territorio della provincia *Germania* non fu mai – neanche lontanamente – identico con „Deutschland" – come pure i tedeschi non possono essere ricondotti ai *Germani* (qualunque cosa voglia dire). Un problema analogo a quello degli italiani, che hanno applicato il nome antico di *Germania* alla Germania attuale, esiste anche per i francesi o gli spagnoli che hanno utilizzato la regione d'insediamento degli *Alamannia*, nel Sudovest della Germania, per riferirsi a tutta la Germania, parlando di „Allemagne" e di „les Allemands". Del resto, anche i tedeschi attribuiscono il nome della provincia „Olanda" a tutti i Paesi Bassi; altri esempi potrebbero essere citati.

Dunque, soltanto a partire del X secolo, e non prima, si può parlare di un popolo di „tedeschi", di una storia dei tedeschi e tanto più di un „Impero tedesco"; soltanto in quell'epoca il nome dei „parlanti tedesco" cominciò gradualmente a fungere come denominazione dei „tedeschi". Nella *Canzone di Annone* (intorno al 1080) il nome appare per la prima volta in modo univoco per i portatori della lingua: gente tedesca, *diutischi liuti*, *diutschi man*.[21] Come già detto: soltanto gradualmente il nome di una lingua si era trasformato in nome di un popolo, perché notoriamente non esiste nessuna „ora di nascita" dei tedeschi, nessuna data di „fondazione" precisa del primo Impero dei tedeschi, paragonabile ad esempio alla fondazione del (secondo) Impero tedesco, avvenuta il 18 gennaio 1871.[22] Molti storici suppon-

---

[19] Cfr. per ultimo Wolfgang Haubrichs e Herwig Wolfram, articolo „Theodiscus", in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, vol. 30, Berlin–New York ^{2}2005, pp. 421–433 (con indicazioni delle fonti e della letteratura precedente).

[20] Fried (come n. 17) p. 17.

[21] Annolied, a cura di Erich Nellmann, Stuttgart ^{3}1986; cfr. pure verso 112: *in diutischimi lande*, cfr. Haubrichs (come n. 20) p. 427.

[22] Dalla vasta letteratura sulla nascita del (primo) Impero tedesco si menzio-

gono oggi che il nome collettivo di „tedeschi" sia stato assegnato dall'esterno ai sassoni, bavaresi, svevi ecc. Johannes Fried ad esempio scrive in modo marcato: „I tedeschi si sono ritrovati nella loro realtà nazionale senza accorgersene e senza mirarvi. All'improvviso essi o, più precisamente, i loro ‚portavoci' si scoprirono nazione, cioè ‚gens' oppure ‚natio'. Si è loro attestato di essere tedeschi prima che essi stessi se ne rendessero conto"[23].

3. Quando e perché avvenne dunque quell'equiparazione erronea tra tedeschi e germani che ha fatto sì che fino a oggi i futuri insegnanti di tedesco studino all'università la „Germanistica",[24] che i monumenti storici tedeschi si chiamino *Monumenta Germaniae Historica*,[25] e altro ancora?

Correvano i tempi dell'umanesimo in Germania, non molto dopo il ritrovamento della *Germania* di Tacito nella biblioteca del monastero di Hersfeld, avvenuto nel 1455. Umanisti come Conrad Celtis, Jakob Wimpfeling, Beatus Rhenanus, Melantone e Ulrich von Hutten fecero allora risalire la storia tedesca all'epoca dei germani descritta da Tacito.[26] Prima si era sofferto a lungo del nome barbaro, con il

nano soltanto: C. Brühl, Deutschland – Frankreich. Die Geburt zweier Völker, Köln 1990; J. Ehlers, Die Entstehung des deutschen Reiches, Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 31, München 1994; J. Jarnut, Die Entstehung des mittelalterlichen deutschen Reiches als Forschungsproblem, in: Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch" (come n. 7) pp. 255–263 (rispettivamente con la discussione della letteratura precedente).

[23] Fried (come n. 17) p. 15. Voci critiche a questo proposito: B. Schneidmüller, Reich – Volk – Nation: Die Entstehung des deutschen Reiches und der deutschen Nation im Mittelalter, in: Mittelalterliche nationes – neuzeitliche Nationen. Probleme der Nationenbildung in Europa, Deutsches Historisches Institut Warschau, Quellen und Studien 2, Wiesbaden 1995, p. 79; Jarnut (come n. 22) p. 261.

[24] Cfr. Kl. Düwel, Zur Benennung der Universitäts-Institute: „Germanistisches Seminar" oder „Seminar für Deutsche Sprache und Literatur", in: Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch" (come n. 7) pp. 649–694.

[25] Cfr. G. Schmitz, Zur Entstehungsgeschichte der *Monumenta Germaniae Historica*, in Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch" (come n. 7) pp. 503–522.

[26] Cfr. D. Mertens, Die Instrumentalisierung der „Germania" des Tacitus durch die deutschen Humanisten, in: Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch" (come n. 7) pp. 37–101.

quale venivano etichettati con disprezzo gli antenati dei tedeschi, mentre gli italiani ed i francesi si vantavano del loro passato romano oppure gallo-romano; ora si poteva leggere nella *Germania* che addirittura un romano come Tacito aveva ammirato la natura nobile e le virtù innate dei germani. „Conrad Celtis individuò senza remore negli antichi germani gli antenati dei suoi connazionali contemporanei ... Ora finalmente poté essere appagato il desiderio dei tedeschi di aver un proprio mito d'origine; ora salivano sullo stesso gradino delle più antiche nazioni d'Europa, superandole in età e in rango."[27] Finalmente anche i tedeschi disponevano di una propria età antica; essi facevano della *Germania* di Tacito il „libro di famiglia nazionale dei tedeschi"![28]

L'entusiasmo per il passato germanico-tedesco colse anche altri umanisti: secondo Ulrich von Hutten già Arminio, che nell'anno 9 d. C. aveva annientato le legioni romane nel bosco di Teutoburg, fu un „tedesco", anzi fu *liberrimus, invictissimus et Germanissimus*.[29] Il visigoto Alarico, conquistatore di Roma nel 410, l'ostrogoto Teodorico – identificato con Dietrich di Berna –, Siegfried di Xanten, Hagen di Tronje e i Nibelunghi: tutti quanti erano ora antenati dei tedeschi!

Fu lo stesso Jacob Grimm, fondatore della „Scienza di antichità germaniche" e della „Linguistica germanica", a pubblicare nel 1835 un'edizione della *Germania* e ad avvalersene acriticamente per la sua „Mitologia tedesca", apparsa nello stesso anno: „Con l'immortale scritto di un romano fu posta un'aurora nella storia della Germania della quale altri popoli ci invidieranno".[30] Egli ricusò veementemente le critiche espresse già dai suoi contemporanei che volevano gettare nel fango le notizie di Tacito „nate dal nobile amore per la verità", e

[27] Fried (come n. 17) p. 13.

[28] Ibid.

[29] H.-G. Roloff, Der *Arminius* des Ulrich von Hutten, in: Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur, a cura di R. Wiegels e W. Woesler, Paderborn et al. ²1999, pp. 211–238. Cfr. Mertens (come n. 26) p. 98; Fried (come n. 17) p. 13.

[30] J. Grimm, Deutsche Mythologie, vol. 1, Göttingen ²1844, pp. VIsg. Cfr. Fried (come n. 17) p. 9. Per il concetto di „Germani" in Grimm cfr. pure H. Beck, „Germanische Altertumskunde" – Annäherung an eine schwierige Disziplin, in: Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch" (come n. 7) pp. 633sgg.

far derivare gli Dei, attribuiti dallo storico antico ai nostri antenati, „dalle idee romane imposte."[31]

Il linguista e archeologo Grimm e, dopo, il romanticismo tedesco, l'entusiasmo nazionale del XIX secolo, e ancora molti storici del XX secolo hanno visto nei *Germani* di Tacito i diretti antenati dei tedeschi. „Il grande Tacito veniva invocato come testimone chiave di una tedeschità presente attraverso i millenni. Il mito era fatto. Studiosi e letterati lo tessevano, lo continuavano e lo ritenevano sempre vero."[32] Finalmente anche i tedeschi avevano la loro leggenda delle origini che affonda le sue radici nella notte dei tempi: secondo Jacob Grimm, Tacito aveva messo il *Tuisto* „come capostipite al vertice del nostro popolo."[33]

Infatti, nel secondo paragrafo del secondo capitolo della *Germania* di Tacito si legge: „Celebrano nei carmi antichi, unico loro modo di ricordare e fare la storia, il Dio Tuistone, nato dalla Terra e suo figlio, capostipite e fondatore di quella gente: Assegnano a Manno tre figli dai cui nomi i prossimi all'Oceano sono chiamati Ingevoni, i centrali Erminoni e gli altri Istevoni."[34] Soprattutto nella scienza della lingua tedesca, che si chiama significativamente „Germanistica", si discute ancora oggi dell'importanza di queste genealogie, testimoniate in forma simile anche da Plinio il Vecchio. Pure i manuali e le enciclopedie più recenti affermano che le particolarità linguistiche degli ingaevoni (come ad esempio il plurale unitario) si sono mantenute presso i frisoni. I franchi vengono ricondotti agli istaevoni insediatisi lungo il Reno e la Weser, mentre gli erminoni avrebbero trovato la loro continuazione nei germani dell'Elba. Storicamente, „formazioni di tali nomi non sono documentabili."[35]

Tuttavia, non solo i linguisti, ma anche gli archeologi ricondussero la storia dei tedeschi – e delle stirpi „tedesche"! – fino ai tempi

---

[31] Ibid.

[32] Fried (come n. 17) p. 13.

[33] Grimm (come n. 30); cfr. Fried (come n. 17) p. 10.

[34] Tacitus, Germania, 2,2. Traduzione di F. T. Marinetti (Milano 1928, 2ª ed. Genova 1990) p. 29.

[35] Timpe (come n. 1) p. 196. Cfr. pure Id., Die Söhne des Mannus, Chiron 21 (1991) pp. 69–125; G. Neumann, articolo „Ingwäonen", in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, vol. 15, Berlin–New York ²2000, pp. 431sg.

dei Germani descritti da Tacito: „Anche il concetto arch(eologico) dei Germ(ani) si basa su quello romantico-ling(uistico): nella misura in cui lo spirito del popolo si esprime nelle creazioni materiali di una civilizzazione, si attribuivano dati spazi di forme arch(eologiche) a determinati e stabili gruppi etnici, purché potesse essere dimostrata la continuità dell'insediamento."[36] E non mancano degli archeologi che prolungano una tale continuità fino ai tempi presenti: nel 1979 ad esempio è apparso in seconda edizione il libro dell'archeologo Rainer Christlein su „Die Alemannen" che presenta l'emblematico sottotitolo „Archeologia di un popolo vivo" e vuol dare una mano agli abitanti del Land Baden-Württemberg nella „ricerca delle origini dell'odierna unità statale."[37] Anche gli storici non sono da meno quando il vincitore della battaglia di Teutoburgo viene presentato come tedesco; ancora nel primo volume del „Wattenbach-Levison" del 1952 si può leggere: „della Germania (!), sottratta all'influenza romana da Arminio e la sua lotta eroica, soltanto le opere dei romani e greci ci portano alcune scarne notizie ...".[38]

4. Se Arminio non fu tedesco, ma cherusco; se Clodovico e Carlo Magno non furono tedeschi, ma re franconi; se Bonifacio non fu „apostolo dei tedeschi", ma al massimo dei frisoni, sassoni e bavaresi, allora si pone il problema da quale momento si possa veramente parlare di „tedeschi".

Secondo i risultati della ricerca più recente soltanto a partire dal X secolo aumentano gli indizi che i „tedeschi" si siano lentamente resi conto di una loro diversità – ad esempio nei confronti degli abitanti del *regnum Italiae* – e di una certa loro affinità all'interno del regno orientale, ormai non più diviso.[39] Tra la parte ovest ed est del

[36] Timpe (come n. 1) p. 190.

[37] R. Christlein, Die Alamannen. Archäologie eines lebendigen Volkes, 1ª ed. Stuttgart 1978, Stuttgart e Aalen ²1979, p. 7.

[38] Wattenbach-Levison, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Vorzeit und Karolinger. 1° fascicolo redatto da W. Levison, Weimar 1952, p. 37; il testo continua: „Ma anche a ovest del Reno... abitavano... sotto il dominio romano diverse stirpi tedesche (!) ...". Cfr. D. Mertens, Die Instrumentalisierung der „Germania" des Tacitus (come n. 26) p. 39.

[39] Cfr. in proposito Jarnut (come n. 22) pp. 257sgg. (con ulteriori rinvii bibliografici).

regno franco di allora si era sciolto ormai anche il legame unificante rappresentato dal dominio carolingio; nell'occidente infatti salirono sul trono i Capetingi a partire dal 987, mentre nel Regno Franco orientale si affermò con Enrico I la successione individuale che costituì il presupposto più importante per l'indivisibilità del regno e per la graduale nascita di un „sentimento del noi".[40]

Secondo molti filologi e linguisti, ma anche numerosi storici, già durante il regno di Ludovico „il Tedesco" (843–876), che non a caso porta questo appellativo, si era svegliato un „sentimento del noi" tra i tedeschi.[41] Alcuni storici indentificano un „nascente regno tedesco" già sotto questo re dei franchi orientali,[42] mentre per diversi filologi si formò „durante il governo di Ludovico il Tedesco" addirittura una „coscienza di Stato nel regno orientale".[43] Soprattutto i germanisti credono di poter individuare nell'epoca di questo nipote di Carlo Magno la presenza di un „approccio programmatico per promuovere la poesia scritta in lingua tedesca".[44] Secondo essi, Ludovico sviluppò ancora durante il governo di suo padre „un programma di letteratura biblica nella lingua del popolo"; il poema *Heliand*, scritto in sassone antico e in versi allitteranti, costituisce pertanto una „testimonianza

---

[40] Ehlers (come n. 22) p. 67sgg. (con ulteriori rinvii bibliografici).

[41] Cfr. su questo e sulle seguenti osservazioni D. Geuenich, Karl der Große, Ludwig „der Deutsche" und die Entstehung eines „deutschen" Gemeinschaftsbewußtseins, in: Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch" (come n. 7) pp. 185–197; Id., Ludwig „der Deutsche" und die Entstehung des ostfränkischen Reiches, in: Theodisca. Beiträge zur althochdeutschen und altniederdeutschen Sprache und Literatur in der Kultur des frühen Mittelalters (volumi supplementari al Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, vol. 22) Berlin–New York 2000, pp. 313–329.

[42] W. Eggert, Das ostfränkisch-deutsche Reich in der Auffassung seiner Zeitgenossen, Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte 21, Berlin 1973, p. 342 (per il periodo dopo il 887). Cfr. pure W. Eggert/B. Pätzold, Wir-Gefühl und *Regnum Saxonum* bei frühmittelalterlichen Geschichtsschreibern, Forschungen zu mittelalterlichen Geschichte 31, Weimar 1984, pp. 38sgg.

[43] G. Vollmann-Profe, Kommentar zu Otfrieds Evangelienbuch, 1ª parte, Bonn 1976, p. 5; cfr. i relativi commenti critici in Geuenich, Ludwig „der Deutsche" (come n. 41) p. 325 (con ulteriori indicazioni bibliografiche).

[44] Così W. Haug, Das ‚Muspilli' oder über das Glück literaturwissenschaftlicher Verzweiflung, in: Zweimal ‚Muspilli', a cura di W. Mohr e W. Haug, Tübingen 1977, p. 74.

della politica religiosa e educativa (!) di Ludovico il Tedesco".[45] Proprio in questo senso Eric J. Goldberg ha sostenuto di recente che il sinodo di Magonza del 847 decise ufficialmente di attuare „un programma per la poesia religiosa non-biblica scritta nella lingua del popolo".[46] Il linguista Walter Haug vi ha visto la conseguenza di „una particolare politica culturale" del re franco orientale, „interessata a concretare la nuova coscienza imperiale dei franchi con una poesia tedesca (!) di alta qualità, adeguata alla letteratura latina."[47]

Ormai è stato ripetuto diverse volte che sulla base dei monumenti letterari in lingua volgare, pervenuti dal periodo di Ludovico, re dei franchi orientali, non si può ricostruire nessuna „politica culturale particolare" del sovrano.[48] Questi poemi, scritti in sassone antico, in francone meridionale, in bavarese, non sono stati mai chiamati „tedeschi", e un'iniziativa – oppure soltanto un certo interessamento – da parte del sovrano per farli nascere, non è riscontrabile, e neppure plausibile, se si analizzano e s'interpretano correttamente la politica e la concezione di governo portate avanti da Ludovico il Tedesco. Perché Ludovico – nato e cresciuto in Aquitania e in grado di parlare il francese antico, come aveva dimostrato con grande effetto in occasione dei cosidetti *Giuramenti di Strasburgo* – rimase per tutta la sua vita in stretti rapporti con le persone autorevoli del regno occidentale governato da suo fratello Carlo il Calvo. In quanto carolingio, non coltivava tendenze particolaristiche o separatistiche, e non mirava a circoscrivere i confini della parte orientale dell'Impero, e a renderla per sempre indipendente. „Egli guardava fisso a ovest, come aveva fatto già da ragazzo. Sosteneva i più grandi sforzi per avere successo da quelle parti. Le sue imprese più dispendiose erano dirette verso il regno centrale e occidentale";[49] a costituire, rafforzare o addi-

[45] Così W. Haubrichs, Die Praefatio des Heliand. Ein Zeugnis der Religions- und Bildungspolitik Ludwigs des Deutschen, Niederdeutsches Jahrbuch 89 (1969) pp. 7–32, p. 11 e nel titolo del suo saggio.

[46] Cfr. E. J. Goldberg nel suo dottorato di ricerca (Ann Arbor, Michigan, 2000). Osservazioni critiche in W. Hartmann, Ludwig der Deutsche, Gestalten des Mittelalters und der Renaissance, Darmstadt 2002, p. 227.

[47] Haug (come n. 44) p. 76, cfr. anche p. 74 („politica culturale di Ludovico il Tedesco").

[48] Cfr. i contributi menzionati in n. 41.

[49] Fried (come n. 17) p. 396; Geuenich, Karl der Große (come n. 41) p. 187.

rittura a „continuare l'unità del regno franco orientale, egli non ci pensava proprio".[50] Del resto neppure il „sentimento del noi", di cui è stata spesso supposta la presenza nelle „stirpi" franco orientali, non si riscontra affatto nelle fonti.[51]

È stato senz'altro l'appellativo „il Tedesco" ad aver contribuito in modo suggestivo alla convinzione di poter individuare nel periodo di governo relativamente lungo di Ludovico, iniziato nell'843 con il trattato di spartizione di Verdun, la nascita dell'Impero tedesco sulla base della costituzione di un regno orientale autonomo. Nel XIX secolo si considerava Ludovico il Tedesco „il ‚fondatore' della Germania" per eccellenza, „l'incarnazione dell'unità e del potere nazionale, il simbolo nazionale vivente".[52] Nella maggior parte degli studi e dei manuali si adotta spontaneamente questo suo appellativo „il Tedesco", tanto più perché esso è diventato di uso comune, e si è affermato per distinguere il re da altri carolingi dallo stesso nome.

Ciò è lecito purché non si dimentichi la provenienza di questo appellativo; in nessun caso però lo si può considerare „dell'epoca", riferendosi al titolo tramandato di *rex Germaniae*.[53] Effettivamente, nelle fonti provenienti dal regno occidentale, ma significativamente solo in quelle, il re franco orientale viene chiamato *rex Germaniae* oppure *rex Germanorum*, e la sua parte dell'Impero *Germania*.[54] Nelle fonti pervenute dal regno orientale stesso, il proprio territorio

[50] Fried (come n. 17) p. 411; Geuenich, Ludwig „der Deutsche" (come n. 41) p. 320sg.; Id., Karl der Große (come n. 41) p. 187.

[51] Cfr. Hartmann (come n. 46) p. 103.

[52] P. Bührer, Studien zu den Beinamen mittelalterlicher Herrscher, Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 22 (1972) pp. 205–206, p. 232. Cfr. Brühl (come n. 22) p. 141; Geuenich, Ludwig „der Deutsche" (come n. 41) p. 314 e n. 6.

[53] Cfr. W. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit. König Ludwig der Deutsche, in: Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, a cura di K. R. Schnith, Graz–Wien–Köln 1990, p. 67; più critico invece lo stesso (come n. 46) p. 3 n. 11. Cfr. Geuenich, Karl der Große (come n. 41) p. 186 e n. 9.

[54] Annales Bertiniani ed. Georg Waitz, MGH Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum, 1883*: rex Germaniae, rex Germanorum*. Singole testimonianze in M. Lugge, „Gallia" und „Francia" im Mittelalter. Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen geographisch-historischer Terminologie und politischem Denken von 6.–15. Jahrhundert, Bonner Historische For-

viene denominato *Francia*, e il loro re semplicemente: *Hludowicus rex*, *rex orientalis*, oppure *rex in orientali Francia*; il regno occidentale invece porta il nome *Gallia*, il re *rex Galliae*, *Galliae tyrannus* ecc.[55] Le fonti utilizzano i due concetti – *Germania* e *Gallia* – come espressioni geografiche, basandosi in questo contesto consapevolmente sulla terminologia antica, e in particolare su quella utilizzata da Cesare. A proposito dell'argomento, secondo cui l'appellativo „il Tedesco" risale all'epoca di Ludovico stesso, si constata dunque:[56]

1. Quando il regno di Ludovico dall'esterno viene chiamato *Germania*, si tratta di un termine geografico, e non politico, derivato dalla terminologia antica. Esso si riferisce al territorio orientale, collocato a destra del Reno, del grande regno franco che continua a essere sentito come unità e viene suddivisa, al massimo, in *Francia orientalis* e *Francia occidentalis* quando si tratta di identificare le singole parti. Vi si aggiunge il concetto di *Francia media* per l'area centrale che più tardi prenderà il nome di „Lotaringia", derivato da Lotario II.[57]

2. Il termine *Germania* non può essere tradotto con „Deutschland", come non è possibile identificare la *Gallia* con „Francia". Il contenuto dei concetti „germani" e „tedeschi" non era mai identico, e

---

schungen 15, Bonn 1960. Cfr. Geuenich, Ludwig „der Deutsche" (come n. 41) pp. 316sg.

[55] Annales Xantenses, ed. Bernhard Simson, MGH Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum, 1909, p. 29: *Karolus rex Galliae – Ludewicus rex Orientalis.* Ulteriori indicazioni: Geuenich, Ludwig „der Deutsche" (come n. 41) p. 316. con n. 12.

[56] Quanto segue è già stato publicato in tedesco: Geuenich, Ludwig „der Deutsche" (come n. 41) pp. 316sgg. Su desiderio del direttore dell'Istituto Storico Germanico, il collega Michael Matheus, il testo viene qui riproposto (lievemente accorciato) in italiano.

[57] Cfr. B. Schneidmüller, Regnum und Ducatus. Identität und Integration in der lothringischen Geschichte des 9. bis 11. Jahrhunderts, Rheinische Vierteljahrsblätter 51 (1987) pp. 81–114; W. Haubrichs, Volkssprache und volkssprachige Literaturen im lotharingischen Zwischenreich (9.–11. Jh.), in: Lotharingia – eine europäische Kernlandschaft um das Jahr 1000, Veröffentlichungen der Kommission für saarländische Geschichte 26, Saarbrücken 1995, pp. 181–244.

notoriamente non tutti i germani, ma solo una parte di essi sono diventati tedeschi. Come il cherusco Arminio non fu tedesco, anche il re franco orientale Ludovico non può essere chiamato „il Tedesco".

Che nel IX secolo non si potesse tradurre *Germania* con „Deutschland" e, di conseguenza, *rex Germaniae* con „il Tedesco", che dunque l'appellativo del re franco orientale Ludovico non potesse essere „contemporaneo" a quell'epoca, è già stato riconosciuto e ripetutamente sottolineato, ma la denominazione, ormai affermata, è rimasta in uso lo stesso.[58] Soltanto Joachim Ehlers lo chiama costantemente Ludovico II nel suo manuale „Nascita dell'Impero tedesco", rinunciando in ogni caso a far ricorso all'appellativo. Carlrichard Brühl vi ha visto un „grosso errore di traduzione", constatando però con quell'ironia mordace, che gli fu propria, di star tranquilli perché „questo appellativo si manterrà ancora per alcuni secoli nella storiografia che si sente di essere tanto critica."[59]

Effettivamente si potrebbe obiettare di poter e di dover accettare l'appellativo, diventato ormai consueto, tanto più che anche altri re carolingi come „Carlo il Calvo", „Carlo il Grasso", „Ludovico il Balbo", „Ludovico il Cieco", „Ludovico il Fanciullo", non portano proprio nomi di buon gusto, ma che sono utili per distinguere i sovrani omonimi. Tuttavia, questi *cognomina*, che si riferiscono a difetti o particolarietà fisici, provengono almeno dal Medioevo[60] e non sono dovuti a un errore di traduzione. Che l'appellativo di Ludovico, cioè „il Tedesco", sia sorto solo nel XVIII secolo, per diventare poi popolare nel XIX e nella prima metà del XX secolo, deve invece destare i nostri sospetti e le nostre diffidenze.[61] Nel 1943, in occasione del 1100° anniversario del trattato di Verdun, Heinz Zatscheck ha definito

---

[58] Ehlers (come n. 22) sembra essere l'unico autore di un manuale a chiamare il re franco orientale costantemente Ludovico II, rinunciando all'appellativo „il Tedesco".

[59] Brühl (come n. 22) pp. 140sg.

[60] R. Lebe, War Karl der Kahle wirklich kahl? Historische Beinamen – und was dahinter steckt, München [3]1993.

[61] L'appellativo appare per la prima volta in Heinrich Reichsgraf von Bünau (Leipzig 1739). Questa e altre occorrenze cfr. in Bührer (come n. 52) pp. 231sg.; Brühl (come n. 22) p. 141; Fried (come n. 17) p. 417.

Ludovico il „battistrada ... nella serie degli artefici del destino e del futuro tedesco", respingendo voci critiche con la testarda osservazione che si continuerà a chiamare „Ludovico con piena consapevolezza ‚il Tedesco'";[62] risulta evidente il sentimento tedesco-nazionale sulla cui base nacque e fu motivato la scelta dell'appellativo. Avendo ormai da tempo abbandonato l'idea, secondo cui l'Impero tedesco ebbe origine con il trattato di Verdun, e supponendo invece un lungo processo di „nascita" della Germania e della Francia, sarebbe consigliabile accantonare definitivamente l'ingannevole appellativo in questione.

Tuttavia, nel presente contesto non si tratta soltanto di criticare superficialmente l'appellativo di Ludovico, e neppure di riconoscere o rivalutare il carattere del re o, addirittura, il suo proprio ruolo nel processo del divenire „tedesco", checché ne sia il significato in riferimento al IX secolo. Di sicuro avvenne durante il suo governo, almeno di fatto, la dissoluzione del grande Impero carolingio e la formazione del regno franco orientale il quale raggiunse allora una certa autonomia; Wolfgang Eggert delimita questo periodo con gli anni 833 e 887, mentre per il tempo successivo, cioè dopo la deposizione di Carlo III, egli parla dell'„Impero tedesco in fieri".[63]

In seguito sarà invece brevemente evidenziato come né a Ludovico stesso né agli ambienti decisivi intorno al re franco orientale possano essere attribuite delle attività dirette intenzionalmente alla creazione di una „coscienza particolaristica" nel regno orientale. In questo senso va respinta la tesi di Wolfgang Eggert secondo cui la denominazione *Francia orientalis* sarebbe da intendere come „attributo programmatico di scissione" o addirittura come „sfida al *regnum Francorum* unitario".[64] Queste e simili asserzioni da parte di storici, che vorrebbero scorgere già nel IX secolo l'esistenza di una „coscienza imperiale" franco orientale, sviluppatasi a partire dall'epoca

[62] H. Zatschek, Ludwig der Deutsche, in: Der Vertrag von Verdun 843, a cura di Th. Mayer, Leipzig 1943, p. 65.

[63] Eggert (come n. 42) p. 342. Cfr. anche Eggert/Pätzold (come n. 42) pp. 38sgg.; W. Eggert, Ostfränkisch – fränkisch – sächsisch – römisch – deutsch. Zur Benennung des rechtsrheinisch-nordalpinen Reiches bis zum Investiturstreit, Frühmittelalterliche Studien 26 (1992) pp. 239–273.

[64] Eggert (come n. 42) pp. 329, 339, 342 e passim.

del nostro re Ludovico „a Magonza e a Fulda“,[65] vanno verificate e criticamente valutate nella loro fondatezza. Lo stesso discorso vale per l'affermazione dei germanisti, menzionata in precedenza, secondo cui questa intenzione politica, attribuita a Ludovico, trovò già nelle opere, scritte in quell'epoca in lingua volgare, „la sua corrispondenza nell'ambito della teoria letteraria“, o per la posizione secondo cui Ludovico il Tedesco elaborò un programma di letteratura biblica nella lingua del popolo già ai tempi in cui governava suo padre“.[66]

Una discussione approfondita di queste tesi, e della valutazione del ruolo che Ludovico ebbe nel presunto processo di presa di coscienza, sarebbe senz'altro necessaria e sensata, ma esula dal nostro compito. Pertanto va delimitato il campo d'esame nella misura in cui

1. saranno delineati i tratti essenziali della politica di Ludovico nei confronti dell'intero Impero da una parte e nel suo regno orientale dall'altra, e
2. saranno esaminati i motivi perché è stata messa per iscritto la poesia in lingua volgare; un processo che si era effettivamente verificato durante il *regnum* di Ludovico in una qualità e quantità mai raggiunte prima, e dopo non più per un ulteriore secolo e mezzo.

4.1. Che Ludovico, chiamato dalla storiografia nazionale „il Tedesco“, fosse nato da qualche parte fra la Loira, i Pirenei e la costa atlantica, e che fosse cresciuto ed educato in quella regione che oggi porta il nome di „Francia“, giungendo soltanto intorno ai vent'anni in Baviera, è già stato detto. Il suo antagonista e fratellastro invece, chiamato analogamente da parte francese qualche volta „le premier roi de France“[67], nacque a Francoforte! Ciò getta una luce significativa sulla casualità e arbitrarietà con le quali avvenivano, almeno all'inizio, le suddivisioni dell'Impero e gli spostamenti dei confini in seguito ai molteplici trattati di spartizione stipulati tra Ludovico e i suoi fratelli.

[65] J. Ehlers, Schriftkultur, Ethnogenese und Nationsbildung in ottonischer Zeit, Frühmittelalterliche Studien 23 (1989) pp. 302–317, in part. p. 314 (mantenendo una certa distanza critica).

[66] Haubrichs (come n. 45) p. 11.

[67] F. Lot, Naissance de la France, Paris 1948. Cfr. P. Classen, Die Verträge von Coulaines 843 als politische Grundlagen des westfränkischen Reiches, Historische Zeitschrift 196 (1963) pp. 1–35, pp. 2sg. con n. 3.

In nessun caso furono decisivi gli aspetti etnici o linguistici, ma piuttosto il comportamento delle famiglie nobili più potenti nelle singole parti dell'Impero. Perché senza il loro sostegno, e di fronte alla loro opposizione, nessun trattato di spartizione valeva la pergamena sulla quale era stato scritto. Ludovico aveva capito questo ruolo fondamentale della nobiltà, e ne teneva conto da quando, a partire dal 833, non volle più accontentarsi del sottoregno bavarese che gli era stato assegnato.

Due esempi evidenziano questo aspetto della politica del re franco orientale. Il primo riguarda la politica interna, cioè in concreto la politica matrimoniale con la quale Ludovico tentò, con successo, di ancorare i suoi tre figli nella nobiltà regionale delle diverse parti del suo regno orientale: Carlomanno, il più grande, designato a diventare re della Baviera, sposò la figlia del margravio bavarese Ernst; il secondogenito Ludovico, a cui era assegnato la Sassonia, si unì in matrimonio con la figlia del conte sassone Liudolfo, e Carlo, il più giovane, destinato a diventare re degli alemanni dopo la morte del padre, sposò Riccarda, la figlia del conte alsaziano Erchangar. Dopo la morte del padre, avvenuto nell'876, e dovutamente preparati, tutt'e tre poterono effettivamente prendere possesso del loro regno come previsto, e senza trovare grandi resistenze. L'obiettivo della politica „interna" di Ludovico era dunque l'equa spartizione, e non quello di conservare e rafforzare l'unità del regno orientale.[68] Se i figli Carlomanno e Ludovico non fossero morti pochi anni dopo il decesso del padre, lasciando la successione di fatto nelle sole mani del figlio più giovane Carlo III, se dunque la suddivisione prevista dal padre avesse conosciuto maggiore durata, sarebbe stato Ludovico stesso a impedire quello che i posteri gli attribuiranno, cioè l'unificazione e l'amalgama delle stirpi presenti nei terrritori a est del Reno; tanto più che – in contrasto con l'*Ordinatio imperii* di suo padre – egli evidentemente non aveva accordato a nessuno dei suoi figli la supremazia nel regno orientale.[69] Per il tempo dopo la sua morte Ludovico non

[68] Rinvii alle fonti in E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches, Band 1, Jahrbücher der deutschen Geschichte, Leipzig [2]1887, rist. Darmstadt 1960.

[69] A proposito dell'ipotesi secondo cui Ludovico fosse intenzionato – almeno temporaneamente – ad attribuire una posizione egemoniale al suo figlio Car-

prevedeva dunque l'unità, ma la spartizione del regno orientale che sotto il suo governo era stato unito per la prima volta.

Dal secondo esempio, riguardante stavolta la politica „estera", si evince nuovamente l'importanza della nobiltà, quella di primo livello dopo i sovrani carolingi, quale ceto determinante nelle due parti dell'Impero. Col tempo la nobiltà del regno occidentale, e in particolare quella aquitana, non fu più contenta del proprio re Carlo, il cui prestigio era stato fortemente danneggiato a causa delle continue incursioni dei vichinghi di cui non riusciva a venire a capo. Anziché promuovere la resistenza militare, egli aveva accettato di pagare i tributi impostigli che doveva a sua volta riscuotere presso la nobiltà del suo regno occidentale. Pertanto si considerava Carlo un tiranno ingiusto e prevaricatore, e dal punto di vista militare un fallito del cui carisma (*Königsheil*) si dubitava. Di conseguenza, la nobiltà franco occidentale chiese nell'858 a Ludovico, re franco orientale, di intervenire, mettendo in risalto la sua responsabilità per il bene di tutta la *Francia*: altrimenti l'occidente avrebbe corso il pericolo di perire completamente a causa della debolezza del re.[70] Ludovico accolse l'invito, tanto più che era stato espresso ripetutamente, invadendo il regno del suo fratellastro. Subito dopo i primi successi cominciò a datare i suoi diplomi „nel 26° anno di governo *in orientali Francia*" e „nel primo anno *in occidentali Francia*".[71] Che il dominio di Ludo-

---

lomanno, cfr. M. Borgolte, Karl III. und Neudingen. Zum Problem der Nachfolgeregelung Ludwigs des Deutschen, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 125/N. F. 86 (1977) pp. 53sg.; B. Kasten, Königssöhne und Königsherrschaft. Untersuchungen zur Teilhabe am Reich in der Merowinger- und Karolingerzeit, MGH Schriften, Bd. 44, Hannover 1997, pp. 498sgg.

[70] J. Fr. Böhmer/E. Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern, Regesta Imperii 1, Innsbruck ^{2}1908, rist. Hildesheim 1966, nr. 1435a, pp. 602sg. Cfr. Fried (come n. 17) p. 396. Circa il numero e la valutazione degli „inviti" cfr. G. Tellenbach, Die geistigen und politischen Grundlagen der karolingischen Thronfolge. Zugleich eine Studie über kollektive Willensbildung und kollektives Handeln im neunten Jahrhundert, Frühmittelalterliche Studien 13 (1979) pp. 184–302, pp. 274sg., ora anche in: Id., Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze, Bd. 2, Stuttgart 1988, pp. 503–621, in part. pp. 593sg.

[71] Diploma di Ludovico il Tedesco nr. 94 del 7 dicembre 858: Die Urkunden Ludwigs des deutschen, Karlsmanns und Ludwigs des Jüngeren, a cura di P.

vico sulle due parti non durasse a lungo,[72] importa poco. Decisivo è nel dato contesto che le disposizioni di spartizione, contenute nel trattato di Verdun, non erano affatto definitive né per il re franco orientale né per i grandi del regno occidentale, e che l'interesse e le ambizioni di Ludovico non si limitavano assolutamente al suo regno orientale.

L'intero regno della *Francia* costituiva dunque fino alla morte di Ludovico – e anche oltre, sotto il governo di suo figlio Carlo III cui venne nuovamente offerto, come si sa, il regno occidentale – il palcoscenico politico dei carolingi. A proposito del nostro Ludovico va in ogni caso sottolineato che la sua politica non si limitò al regno orientale, e tanto meno mirò al suo consolidamento, alla sua omogeneizzazione oppure unificazione, come si deduce chiaramente dalle menzionate disposizioni ereditarie.

4.2. Ma come va valutato, su questo sfondo, la tendenza ben percepibile verso la scritturalità delle lingue volgari nel regno orientale? La poesia in volgare di alta qualità, che durante il governo di Ludovico fu messa su pergamena in diversi centri culturali del regno orientale, non è stata interpretata, giustamente, come indizio di una coscienza „germanica comune" delle stirpi abitanti sulla riva destra del Reno, voluta dalla corte reale?[73] Non dedicò il monaco Otfrid di Weißenburg il suo *Liber evangeliorum*, poetato in francone meridionale, a Ludovico, *Francono kuning* dell'*ostarrichi*, esprimendo nello stesso momento in versi la speranza *thaz er thiz buah lesan heizi* (che Ludovico avrebbe ordinato che il libro fosse letto dappertutto)?[74] Otfrid stesso giustificò il suo tentativo di cantare la vita di

---

Kehr, MGH. Die Urkunden der deutschen Karolinger 1, Berlin 1934, rist. 1980, p. 136. Cfr. Eggert, Ostfränkisch (come n. 63) pp. 249sg.

[72] Dümmler (come n. 68) p. 460.

[73] L. Weisgerber, Der Sinn des Wortes Deutsch, Göttingen 1949, pp. 141sg. afferma ad esempio, „che la molteplicità delle stirpi riconobbe nella comunità della lingua l'emblema della loro unità di popolo", e cio già „prima della realizzazione materiale dell'Impero tedesco". Per la critica di questa e simili „costruzioni insostenibili di un'unità della comunità linguistica non dimostrabile in nessun altro modo" cfr. Ehlers (come n. 65) p. 310 e n. 35, e lo stesso (come n. 22) p. 99.

[74] Otfrids Evangelienbuch, a cura di O. Erdmann/E. Schröder/L. Wolff, Altdeutsche Textbibliothek 49, Tübingen [5]1965, p. 3, righe 86–88.

Cristo *in frenkisga zungun* („in lingua francone") con l'argomento „che anche coloro, ai quali riesce troppo difficile a praticare il latino, devono essere partecipi della verità della salvezza e della regola di una vita devota".[75]

Analogamente l'autore della *Praefatio* al cosidetto *Heliand* mise i circa 6.000 versi allitteranti del poema religioso, scritto in sassone antico, sotto la *benevolentia* di un *Ludowicus piissimus Augustus* che la ricerca non identifica più con Ludovico il Pio, ma con il nostro re franco orientale Ludovico II.[76] Nuovamente si giustifica la scelta della lingua volgare, stavolta quella sassone, „affinché tutto il popolo, nella misura in cui parla la lingua volgare, possa raggiungere la conoscenza del testo divino."[77]

Inoltre va menzionata *l'Armonia evangelica* di Taziano,[78] il cosiddetto *Muspilli*, scritto a Fulda in dialetto francone orientale; si tratta di un poema in versi allitteranti sul destino dell'anima dopo la morte, messo per iscritto presso la corte reale di Ratisbona.[79] Aggiungendo i *Giuramenti di Strasburgo*,[80] tramandati nelle versioni francone renana e francese antica, sembra effettivamente palesarsi un imponente programma culturale del re franco orientale che gli è valso fino ad oggi l'onorevole appellativo „il Tedesco".

---

[75] Otfrids Evangelienbuch (come n. 74) p. 4. Traduzione di D. Kartschoke, Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter, München 1990, p. 157.

[76] W. Haug, Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, Darmstadt 1985, pp. 29sgg.; W. Haubrichs, Die Anfänge. Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter, Geschichte der deutschen Sprache von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit I,1, Frankfurt a. M. ^{2}1995, pp. 277sg.

[77] Heliand und Genesis, a cura di O. Behaghel und B. Taeger, Altdeutsche Textbibliothek 4, Tübingen ^{10}1996, p. 1.

[78] Su Taziano cfr. E. Meineke, Fulda und der althochdeutsche Tatian, in: Kloster Fulda in der Welt der Karolinger und Ottonen, a cura di G. Schrimpf, Fuldaer Studien 7, Frankfurt a. M. 1996, pp. 403–426.

[79] H. D. Schlosser, Die literarischen Anfänge der deutschen Sprache, Berlin 1977, pp. 109sg. Cfr. Geuenich (come n. 41) p. 325 (con ulteriori indicazioni bibliografiche).

[80] Cfr. L. Kolmer, Promissorische Eide im Mittelalter, Regensburger Historische Forschungen 12, Kallmünz 1989, pp. 171sg., 266sg. e passim (con ulteriori indicazioni bibliografiche).

Tuttavia, già per il solo fatto che non si intravede da nessuna parte il pur minimo tentativo di trovare una mediazione tra i diversi dialetti, o di elevare uno di essi al rango di lingua standard, non si può parlare della costituzione di una nuova coscienza franco orientale – o addirittura tedesca – mediante un programma linguistico, letterario e culturale centralizzato, e promosso dal re. Lo *Heliand*, scritto in sassone antico, sarà stato capito a Weißenburg altrettanto poco quanto il *Liber Evangeliorum*, poetato da Otfrid, a Essen.

Che le diverse etnie del regno franco, nella misura in cui non conoscevano il latino, non s'intendessero facilmente tra di loro, fu un'esperienza non limitata al regno orientale di Ludovico II. Già il suo nonno Carlo Magno aveva permesso espressamente, nei suoi capitolari, di predicare nelle Chiese *secundum proprietatem linguae, ut omnes intellegere possent.*[81] E proprio a queste disposizioni fece ricorso un sinodo di Magonza, convocato per l'847 *iubente Hludowico rege*, ripetendo ad esempio, in parte letteralmente, che ogni vescovo *aperte* (in modo comprensibile!) *transferre studeat in rusticam Romanam linguam aut Teotiscam* le sue prediche.[82] Non si evince da nessuna parte se la *teotisca lingua* si riferisca al bavarese, parlato a Ratisbona, all'alemanno di San Gallo, al francone orientale di Fulda, al francone renano di Weißenburg o al sassone antico di Essen.

I capitulari di Carlo Magno e le decisioni sinodali di Ludovico II non miravano a elevare il „tedesco al rango di lingua della cultura cristiana";[83] essi si basavano piuttosto sulla linea formulata già ai tempi di Carlo Magno: *Qui vero aliter non potuerit, vel in sua lingua hoc discat.*[84] Saranno in conclusione ancora una volta le parole del

[81] Concilium Remense a. 813, cap. 15, MGH Concilia 1, a cura di A. Werminghoff, 1906, p. 255. Su questo punto, e sulle seguenti disposizioni, cfr. in dettaglio D. Geuenich, Die volkssprachige Überlieferung der Karolingerzeit aus der Sicht des Historikers, Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 39 (1983) pp. 104–130.

[82] Capitularia regum Francorum 1, a cura di A. Boretius e V. Krause, MGH Capitularia, 1887, nuova stampa 1980–1984, p. 176.

[83] Come scrive H. Eggers, Deutsche Sprachgeschichte 1: Das Althochdeutsche, Hamburg 1963, p. 174. Cfr. in questo proposito Geuenich (come n. 81) p. 111.

[84] Concilium Moguntinense a. 813, cap. 45, MGH Concilia 1, a cura di A. Werminghoff, 1906, p. 271. Cfr. Geuenich (come n. 81) p. 121 con n. 80.

monaco Otfrid, l'autore del poema religioso di Weißenburg, a rendere l'idea: nella dedica all'arcivescovo Liutbert di Magonza, scritta in latino, egli sottolinea di aver osato a presentare la sua opera in lingua francone perché colui, che teme le difficoltà di una lingua straniera, *hic propria lingua cognoscat sanctissima verba.*[85] Non è dunque proprio possibile parlare della creazione di una nuova coscienza comune franco orientale, o addirittura tedesca, promossa da Ludovico, che pure viene chiamato „il Tedesco", mediante un programma linguistico, letterario e culturale centralizzato.

ZUSAMMENFASSUNG

Der Name „Germanen" entwickelte sich bei den römischen Autoren zum Sammelbegriff für zahlreiche, vornehmlich rechtsrheinisch siedelnde Völker, die sich selbst niemals als Einheit gesehen und auch kein Zusammengehörigkeitsgefühl empfunden haben. Über die Bezeichnung der Provinzen *Germania inferior* und *Germania superior* wurde *Germania* zum geographischen Namen, der zunächst im Gegensatz stand zu *Gallia* und später bei einigen Nationen – wie etwa bei den Italienern – als Name für „Deutschland" in Gebrauch kam. Über das Alter, die Gliederung und die ursprüngliche räumliche Ausdehnung der Germanen gibt es in der Sprachwissenschaft, in der Archäologie und in der Geschichtswissenschaft keine einheitliche Auffassung. Von den Deutschen kann erst seit etwa dem 10. Jahrhundert gesprochen werden. „Deutsch" entwickelte sich von einer Bezeichnung der (Volks-)Sprachen zum Namen für die Sprecher dieser Sprache(n). Die Entstehung des Reiches der Deutschen verlief in etwa zeitgleich mit der Entstehung Frankreichs; denn beide Nationen sind aus dem Frankenreich hervorgegangen. Für die Auffassung, die Bewohner des Ostfränkischen Reiches hätten bereits im 9. Jahrhundert unter König Ludwig „dem Deutschen" (843–876) ein Zusammengehörigkeits-Bewußtsein („Wir-Gefühl") empfunden, das vom Ostfrankenkönig zielgerichtet und bewusst durch eine Sprach-, Literatur- und Kultur-Politik gefördert worden sei, gibt es keine hinreichenden Zeugnisse; vielmehr erklärt sich das Aufkommen von volkssprachiger Literatur aus dem Bedürfnis nach Verständlichkeit für breitere Kreise der Bevölkerung, die des Lateinischen nicht mächtig waren.

[85] Evangelienbuch di Otfried (come n. 74) p. 6.

ADVENTUS OHNE STADTHERR

‚Herrschereinzüge' in den italienischen Stadtkommunen

von

CHRISTOPH DARTMANN

Auf den ersten Blick scheint es paradox, den Einzug des *dominus* in die italienische Stadtkommune zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen, zeichnen sie sich doch gerade dadurch aus, keinem Stadtherrn zu unterstehen.[1] Früher als in anderen Regionen Europas vermochten die Bewohner der ober- und mittelitalienischen Städte sich bereits im 12. Jahrhundert von traditionellen Herrschaftsformen weitgehend zu befreien. Auf kommunaler Basis organisierten sie das Justizwesen, die ‚Besteuerung', das Heeresaufgebot und andere Gemeinschaftsaufgaben neu und eigneten sich zugleich in zunehmendem Maße ältere Herrschaftsrechte in ihrem Umland, dem sogenannten Contado, an. Zur Bewältigung dieser Aufgaben ernannten die Kommunen bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts Amtsträger aus den Reihen der Bürger, die für eine begrenzte Zeit mit einer genau umrissenen Vollmacht ausgestattet waren, um anschließend wieder in die Reihe der Stadtbewohner zurückzutreten.

Wie spätmittelalterliche Reichsstädte im *Regnum teutonicum* unterstanden auch die Stadtkommunen der Poebene und der Toskana nominell den Königen und Kaisern des deutschen und italienischen

[1] Zur italienischen Geschichte der Zeit der Kommunen siehe W. Goez, Geschichte Italiens in Mittelalter und Renaissance, Grundzüge 27, Darmstadt [3]1988; zur Geschichte der italienischen Kommunen D. Waley, The Italian City-Republics, London [3]1988; Ph. Jones, The Italian City-State. From Commune to Signoria, Oxford 1997.

Königreichs. Die Versuche Friedrich Barbarossas und Friedrichs II., ihre Oberherrschaft dauerhaft zur Geltung zu bringen und zur Grundlage für eine intensivierte Kontrolle und Ausnutzung kommunaler Ressourcen zu machen, konnten die Kommunen nach langwierigen Konflikten abwehren. Im weiteren Verlauf des Mittelalters blieb die königliche Präsenz in Italien Episode, wenn auch die Züge Heinrichs VII. (1310–1313) und Karls IV. (1354–1355) zur Erlangung der Kaiserkrone in Rom kurzfristig die politische Landschaft veränderten. Zu einer kontinuierlichen Herrschaftsausübung der deutschen Könige und Kaiser, die ein entsprechendes Zeremoniell hätte ausprägen können, kam es während der kommunalen Phase Italiens nicht.[2]

Daß mit dieser Feststellung die Untersuchung nicht abgebrochen werden muß, verdankt sich dem Umstand, daß die Kommunen dennoch das *Adventus*-Zeremoniell nutzten.[3] In jährlichem oder halb-

[2] Zu den Auseinandersetzungen der staufischen Herrscher mit den italienischen Städten vgl. als Zusammenschau H. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung und universalem Horizont. Deutschland im Imperium der Salier und Staufer 1024 bis 1250, Propyläen Geschichte Deutschlands 2, Berlin 1986; Zugang zum Gang der Ereignisse und zu weiterer Literatur bieten die aktuellen Biographien von F. Opll, Friedrich Barbarossa, Gestalten des Mittelalters und der Renaissance, Darmstadt [3]1998; P. Csendes, Heinrich VI., Gestalten des Mittelalters und der Renaissance, Darmstadt 1993; W. Stürner, Friedrich II., Gestalten des Mittelalters und der Renaissance, Darmstadt 1992–2000. Wichtige Fallstudien stellen dar K. Görich, Die Ehre Friedrich Barbarossas. Kommunikation, Konflikt und politisches Handeln im 12. Jahrhundert, Darmstadt 2001; R. Hermes, Totius libertatis patrona. Die Kommune Mailand in Reich und Region während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, Europäische Hochschulschriften III 858, Frankfurt am Main u. a. 1999. Zu den späteren Initiativen deutscher Könige und Kaiser in Italien siehe W. M. Bowsky, Henry VII in Italy. The Conflict of Empire and City-State, 1310–1313, Lincoln (Nebraska) 1960; R. Pauler, Die deutschen Könige und Italien im 14. Jahrhundert. Von Heinrich VII. bis Karl IV., Darmstadt 1997; Ders., La Signoria dell'Imperatore. Pisa e l'Impero al tempo di Carlo IV (1354–1369), Biblioteca del „Bollettino Storico Pisano". Collana storica 39, Pisa 1995; E. Widder, Itinerar und Politik. Studien zur Reiseherrschaft Karls IV. südlich der Alpen, Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 10, Köln–Weimar–Wien 1993.

[3] Die Forschungen zum Adventus des Herrschers erschließt G. J. Schenk, Zeremoniell und Politik. Herrschereinzüge im spätmittelalterlichen Reich, Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F.

jährlichem Rhythmus zogen künftige Podestà unter feierlichen Formen in die Stadt ein. Es handelte sich um von außerhalb der Stadt berufene ‚Verwaltungsfachleute', denen für eine beschränkte Amtsfrist die Leitung der Kommune in Krieg und Frieden übertragen wurden, deren Befugnisse jedoch genau definiert waren.[4] Diese ambivalente ‚Stadtherrschaft' auf Zeit und unter den Bedingungen einer peniblen Kontrolle durch die Regierten fand nicht zuletzt in dem Einzugs-

---

Böhmer, Regesta Imperii 21, Köln–Weimar–Wien 2003. Zur Geschichte des Adventus im italienischen Spätmittelalter liegen bezeichnenderweise vor allem Arbeiten vor, die sich mit monarchisch strukturierten Staaten befassen: S. Bertelli, Il corpo del re. Sacralità del potere nell'Europa medievale e moderna, Firenze 1990, S. 55–86; Ph. Helas, Lebende Bilder in der italienischen Festkultur des 15. Jahrhunderts, Berlin 1999, besonders S. 59–102 und S. 109–115; A. Colombo, L'ingresso di Francesco Sforza in Milano e l'inizio di un nuovo principato, Archivio storico lombardo 32 (= 4. Ser. 3) (1905) S. 297–344 und ebd. 4. Ser. 4 (1905) S. 33–101; dazu jetzt: Ch. Dartmann, Die Ritualdynamik nichtlegitimer Herrschaft – Investituren in den italienischen Stadtstaaten des ausgehenden Mittelalters, in: M. Steinicke/St. Weinfurter (Hg.), Investitur- und Krönungsrituale. Herrschaftseinsetzungen im kulturellen Vergleich, Köln–Weimar–Wien 2005, S. 125–136. Die Florentiner Verhältnisse sind vor allem für die Phase des Übergangs zur Dominanz der Medici aus verschiedener Perspektive untersucht worden: R. Trexler, Public Life in Renaissance Florence, New York 1980, S. 297–330; I. Ciseri, L'ingresso trionfale di Leone X in Firenze nel 1515, Biblioteca storica toscana 26, Firenze 1990; S. Mantini, Lo spazio sacro della Firenze Medicea. Trasformazioni urbane e cerimoniali pubblici tra Quattrocento e Cinquecento, Firenze 1995; die venezianischen Verhältnisse nehmen in den Blick E. Muir, Civic Ritual in Renaissance Venice, Princeton 1981; Ch. Lutter, Politische Kommunikation an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Die diplomatischen Beziehungen zwischen der Republik Venedig und Maximilian I. (1495–1508), Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 34, Wien–München 1998; eine fleißige Zusammenstellung der Überlieferung zum Einzug Karls IV. in Siena bietet die publizierte Magisterarbeit von G. J. Schenk, Der Einzug des Herrschers. ‚Idealschema' und Fallstudie zum Adventuszeremoniell für römisch-deutsche Herrscher im [!] spätmittelalterlichen italienischen Städten zwischen Zeremoniell, Diplomatie und Politik, Edition Wissenschaft. Reihe Geschichte 13, Marburg 1996.

[4] Den Stand der Forschung über das italienische Podestariat dokumentiert J.-C. Maire Vigueur (Hg.), I podestà dell'Italia comunale 1. Reclutamento e circolazione degli ufficiali forestieri (fine XII sec.–metà XIV sec.), Collection de l'École française de Rome 268 = Nuovi studi storici 51, Roma 2000.

zeremoniell ihren Ausdruck. Neben dieser routiniert vollzogenen Einholung eines ‚Herrschers' bedienten sich die Kommunen auch dann des *Adventus*-Zeremoniells, wenn sie sich in Ausnahmesituationen einem Auswärtigen unterstellten, der als Friedensstifter die Stadt wieder zur Ruhe bringen sollte. Drei Beispiele dafür stellen die Einführung des Podestariats in der dalmatinischen Hafenstadt Split, die Vermittlungsbemühungen diverser Pazifikatoren in Florenz um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert sowie die erste Phase des Italienzuges Heinrichs VII. dar, in der er versuchte, die Kommunen des Piemonts und der Lombardei zu reformieren.

Die folgenden Ausführungen widmen sich diesen Abläufen, um den Beitrag zu verdeutlichen, den italienische Stadtkommunen zur Geschichte des *Adventus* in der europäischen Vormoderne geleistet haben. Der besondere Charakter kommunaler Machtausübung auf der Grundlage zeitlich befristeter Delegation soll zum Ausgangspunkt einer Interpretation gemacht werden, die den Zusammenhang zwischen der politischen Struktur und ihrer symbolischen Vergegenwärtigung nachweisen will. Im zweifachen Zugriff auf Einzüge in der rituellen Routine des regelmäßig wiederkehrenden *Adventus potestatis* und in Ausnahmesituationen des kommunalen Lebens wird also nachgezeichnet, wie die italienischen Städte sich der Elemente des *Adventus domini* bedienten, um ihr prekäres Verhältnis zu nicht aus der Stadt stammenden Herrschaftsträgern zu gestalten.

Die Feierlichkeiten, mit denen ein Podestà den Ort seiner künftigen Tätigkeit betrat, lassen sich nur unter Rückgriff auf seine Stellung in der kommunalen Verfassung erklären.[5] Der Podestà sollte als neutraler Auswärtiger die Regierung der Gemeinde leiten, ohne durch verwandtschaftliche Bindungen oder andere Loyalitäten zu Parteilichkeit verleitet zu werden. Als neutrale Instanz oberhalb der sich immer wieder bekämpfenden innerstädtischen Fraktionen wurde ihm eine große Machtfülle zugestanden, zugleich wurde seine Amtsführung durch detaillierte Vorgaben normiert und penibel kontrolliert. Die Verdichtung staatlicher Strukturen während des 13. Jahrhunderts mach-

[5] Ch. Dartmann, Schrift im Ritual. Der Amtseid des Podestà auf den geschlossenen Statutencodex der italienischen Stadtkommune, Zeitschrift für Historische Forschung 31 (2004) S. 169–204.

ten aus den Podestà machtvolle Figuren, denen in Krieg und Frieden die Leitung der Bürger anvertraut waren. Folgerichtig etablierte sich eine eigene Gruppe von reisenden Berufspodestà, die mit einem festen Mitarbeiterstab von einer Stadt zur nächsten zogen, um sie für sechs oder zwölf Monate zu regieren.[6] Mit der Einführung des Podestariats verband sich die konsequente Nutzung schriftlich fixierter Normen, zunächst als chronologische Sammlung jährlich neu redigierter Amtseide, dann ab den 1220er Jahren in der Form des thematisch geordneten Statutencodex.[7] Vor dem Amtsantritt mußte ein künftiger Podestà in der Öffentlichkeit einen Eid auf ein geschlossenes und versiegeltes Exemplar der Kommunalstatuten ablegen, mit dem er sich der lokalen Rechtsordnung unterwarf. Dieser Akt stellte zugleich das Kernstück einer auf gegenseitigen Eiden ruhenden Verfassung dar: Einerseits verpflichtete sich der Podestà im Eid auf den Statutencodex gegenüber der Gemeinde, das kommunale Satzungsrecht zu befolgen. Andererseits nahm er einen Eid der Bürger entgegen, die ihre aktive Beteiligung an den Gemeinschaftsaufgaben versprachen und dem Podestà Gehorsam zusicherten, sofern er nicht gegen seine

[6] Zum Reisepodestariat neben Maire Vigueur (wie Anm. 4) und Artifoni (wie Anm. 10) auch M. Vallerani, La politica degli schieramenti: reti podestarili e alleanze intercittadine nella prima metà del Duecento, in: G. Andenna u. a. (Hg.), Comuni e signorie nell'Italia settentrionale: La Lombardia, Storia d'Italia, Bd. 6, Torino 1998, S. 427–453; demnächst auch Cl. Becker, ‚Peritissimus laicorum'. Podestà Guilielmus de Pusterla und die Fortschritte in der kommunalen Administration, in: H. Keller/M. Blattmann (Hg.), Formen der Verschriftlichung und Strukturen der Überlieferung in Oberitalien. Studien über Gestalt, Funktion und Tradierung von kommunalem Schriftgut des 12. und 13. Jahrhunderts, Münstersche Mittelalter-Schriften, München (im Druck).

[7] Die Genese des thematisch geordneten Statutencodex stellte einen Arbeitsschwerpunkt des ehemaligen Projektes A „Der Verschriftlichungsprozeß und seine Träger in Oberitalien, 11.–13. Jh." im SFB 231 unter der Leitung von Hagen Keller dar. Die Ergebnisse zusammenfassend: H. Keller, Tradizione normativa e diritto statutario in ‚Lombardia' nell'età comunale, in: G. Rossetti (Hg.), Legislazione e prassi istituzionale nell'Europa medievale. Tradizioni normative, ordinamenti, circolazione mercantile (secoli XI–XV), Europa mediterranea. Quaderni 15, Napoli 2001, S. 159–173; Ders., Zur Quellengattung der italienischen Stadtstatuten, in: M. Stolleis/R. Wolff (Hg.), La bellezza della città. Stadtrecht und Stadtgestaltung im Italien des Mittelalters und der Renaissance, Reihe der Villa Vigoni 16, Tübingen 2004, S. 29–46.

Pflichten verstieß. Zugleich stellte der Podestà den Adressaten für Sondereide anderer kommunaler Amtsträger, Zunftvertreter oder weiterer Sondergruppen innerhalb der Bürgergemeinde und des von ihr beherrschten Contado dar, so daß sein Eid auf den geschlossenen Statutencodex zum Angelpunkt der Kommunalverfassung wurde.[8] Die Stellung eines Mannes, dem umfangreiche Machtbefugnisse übertragen wurden, dessen Amtswaltung jedoch zugleich einer peniblen Normierung und Kontrolle ausgesetzt war, macht den eigentümlichen Charakter der Rolle aus, die der Podestà in der italienischen Kommunalverfassung spielte.

Will man genau das Procedere nachvollziehen, mit dem die Podestà ihren Wirkungsort betraten und in ihr Amt eingeführt wurden, steht als Quellen neben den Kommunalstatuten selbst vor allem die sogenannte Podestà-Literatur zur Verfügung.[9] Diese Podestà-Handbücher, allen voran der *Liber de regimine civitatum* aus der Feder des Johannes von Viterbo, bieten umfangreiche Musterreden und Anweisungen, was während der Wahl, der Amtsübernahme und der Amts-

[8] Zur Bürgergemeinde als Eidgenossenschaft jetzt zusammenfassend K. S. Bader/G. Dilcher, Deutsche Rechtsgeschichte. Land und Stadt – Bürger und Bauern im Alten Europa, Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaft, Abteilung Rechtswissenschaft, Berlin u. a. 1999; zu den italienischen Kommunen G. Dilcher, Die Entstehung der lombardischen Stadtkommune, Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte NF 7, Aalen 1967; H. Keller, Die soziale und politische Verfassung Mailands in den Anfängen des kommunalen Lebens. Zu einem neuen Buch über die Entstehung der lombardischen Stadtkommune, Historische Zeitschrift 211 (1970) S. 34–64; Ders., La società comunale, in: G. Cracco (Hg.), L'età medievale, L'Europa e il mondo 1, Torino 1992, S. 275–290; Ders., Mailand im 11. Jahrhundert: Das Exemplarische an einem Sonderfall, in: J. Jarnut/P. Johanek (Hg.), Die europäische Stadt im 11. Jahrhundert, Städteforschung A. Darstellungen 43, Köln – Weimar – Wien 1998, S. 81–104; zu den Folgen für die kommunale Legislation vgl. M. Blattmann, Die Statutenbücher von Bergamo bis 1343. Eine Kommune ‚erlernt' den Umgang mit geschriebenem Recht, Habilitationsschrift (masch.) Münster 1995; G. Husmann, Sviluppo istituzionale e tecniche elettive negli uffici comunali a Treviso: dai ‚giuramenti d'ufficio' agli statuti, in: D. Rando/G. M. Varanini (Hg.), Storia di Treviso 2, Il Medioevo, Venezia 1991, S. 103–134; P. Schulte, ‚Omnis homo sciat et audiat'. Die Kontrolle kommunalen Handelns in Como im späten 12. und 13. Jahrhundert, MEFRM 110 (1998) S. 501–547.

[9] Vgl. die Arbeiten von Artifoni (wie Anm. 10).

waltung des Leiters der Kommunalregierung zu beachten ist. Das Ineinander von beschreibenden Passagen, moralisierenden Ausführungen und Beispielen kommunaler Rhetorik zeichnet ein lebendiges Bild der Akte symbolischer Kommunikation, die das politische Leben der Kommunen prägten. Zugleich ermöglichen diese Schriften Einblicke in diskursiv entwickelte Wertesysteme, die im städtischen Zeremoniell Ausdruck fanden, so daß sich von ihnen ausgehend sowohl Abläufe als auch Bedeutungen des *Adventus* eines Podestà rekonstruieren lassen.[10]

---

[10] Diese Literatur stellt vor F. Hertter, Die Podestàliteratur Italiens im 12. und 13. Jahrhundert, Diss. Phil., Leipzig 1910. Im einzelnen handelt es sich um folgende Texte: Johannes von Viterbo, Liber de regimine civitatum, hg. von G. Salvemini, in: A. Gaudenzi (Hg.), Scripta anecdota glossatorum (= Bibliotheca iuridica medii aevi) 3, Bologna 1901, S. 215–280. Von Johannes von Viterbo bis in die Formulierungen hinein abhängig ist Brunetto Latini, Li Livres dou Tresor, hg. von F. J. Carmody, Berkeley–Los Angeles 1948 [ND Genève 1975], hier Buch 3; zu diesem Werk Ch. Meier, Cosmos politicus. Der Funktionswandel der Enzyklopädie bei Brunetto Latini, Frühmittelalterliche Studien 22 (1988) S. 315–356. Neben diesen Texten bieten auch folgende Werke moralisierende Ausführungen zur Amtswaltung der Podestà und Musterreden zu verschiedenen Anlässen: Orfino da Lodi, De regimine et sapientia potestatis, hg. von L. Castelnuovo, Archivio storico lodigiano 16 (1968) S. 3–125; Oculus pastoralis pascens officia et continens radium dulcibus pomis suis, hg. von D. Franceschi, Memorie dell'Accademia delle Scienze di Torino. Classe di Scienze Morali, Storiche e Filologiche ser. 4ª 11, Torino 1966. Zu diesen rhetorischen Texten aus der Umgebung der Podestà vgl. die Studien von E. Artifoni, I podestà professionali e la fondazione retorica della politica comunale, Quaderni storici 63 (1986) S. 687–719; Ders., Sull'eloquenza politica nel Duecento italiano, Quaderni medievali 35 (1993) S. 57–78; Ders., Retorica e organizzazione del linguaggio politico nel Duecento italiano, in: P. Cammarosano (Hg.), Le forme della propaganda politica nel Due e nel Trecento. Relazioni tenute al convegno internazionale organizzato dal Comitato di studi storici di Trieste, dall'École française de Rome e dal Dipartimento di storia dell'Università degli studi di Trieste (Trieste, 2–5 marzo 1993), Collection de l'École française de Rome 201, Roma 1994, S. 157–182; Ders., Gli uomini dell'assemblea. L'oratoria civile, i concionatori e i predicatori nella società comunale, in: La predicazione dei frati dalla metà del '200 alla fine del '300. Atti del XXII Convegno internazionale (Assisi, 13–15 ottobre 1994), Atti dei Convegni della Società internazionale di studi francescani e del Centro interuniversitario di studi francescani, n.s. 5, Spoleto 1995, S. 141–188; Ders., ‚Sapientia Salomonis'. Une forme de présentation

Dem eigentlichen *Adventus* eines Podestà gingen umfangreiche Vorverhandlungen voraus. Nach ausführlichen Wahlverfahren benannte die Kommune drei Kandidaten, denen der Reihe nach das Amt angetragen wurde.[11] Neben dem Gewählten mußte sich auch die Kommune, aus der er stammte oder in deren Diensten er sich zu diesem Zeitpunkt befand, mit einer Annahme der Wahl einverstanden erklären.[12] Um die Zustimmung beider Seiten einzuholen, schickte man zunächst keine hochrangige Gesandtschaft aus, um das Risiko eines Gesichtsverlusts zu vermeiden, den es für angesehene Vertreter ihrer Heimatstadt bedeutet hätte, eine ablehnende Antwort zu erhalten.[13] Nahm der Gewählte die Wahl an, mußte er binnen einer kurzen

---

du savoir rhétorique chez les ‚dictatores' italiens (première moitié du XIIIe siècle), in: R. M. Dessi/M. Lauwers (Hg.), La parole du prédicateur. V^e–XVe siècle, Collection du Centre d'Études Médiévales de Nice 1, Nice 1997, S. 291–310.

[11] Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 11, S. 222, übergeht die konkreten Wahlverfahren, weil sie in jeder Stadt gemäß den lokalen Gewohnheiten geregelt seien: *Pretermissa siquidem origine et creatione presidum, cum ex consuetudine cuiusque loci hodie eligantur sive a consiliariis civitatis, vel ab hiis quos consiliarii elegerunt, per breves vel alio modo, sive a populo in contione congregato, vel aliter faciendo secundum diversas consuetudines diversorum locorum.* Vgl. Brunetto Latini (wie Anm. 10) 3,76,1, S. 395. Zu kommunalen Wahlverfahren vgl. H. Keller, ‚Kommune': Städtische Selbstregierung und mittelalterliche ‚Volksherrschaft' im Spiegel italienischer Wahlverfahren des 12.–14. Jahrhunderts, in: G. Althoff u.a. (Hg.), Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Karl Schmid zum 65. Geburtstag, Sigmaringen 1988, S. 573–616; M. Blattmann, Wahlen und Schrifteinsatz in Bergamo im 13. Jahrhundert, in: H. Keller/Th. Behrmann (Hg.), Kommunales Schriftgut in Oberitalien. Formen, Funktionen, Überlieferung, Münstersche Mittelalter-Schriften 68, München 1995, S. 217–264.

[12] Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 16, S. 223, bietet ein Musterschreiben an den Podestà und den Rat der Stadt, aus der der Kandidat stammt.

[13] Ebd. Kap. 15, S. 223. Vgl. Brunetto Latini (wie Anm. 10) 3,78,4, S. 398. Ein Beispiel dafür aus Siena hat sich aus dem Jahr 1243 erhalten: Breve degli officiali del comune di Siena compilato nell'anno MCCL al tempo del podestà Ubertino da Lando di Piacenza. Documenti, hg. von L. Banchi, in: Archivio storico italiano 3. Ser. 4,2 (1866) S. 3–57, hier Teil 2 Nr. 6, S. 51. Zur Begründung: Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 12, S. 222: *In primis, ante quam ambasciatores electo destinentur, consueverunt eidem lictere destinari, ne forte, si ipse ellectus non veniret vel venire non posset, per ambaxiatores eidem civitati vel loco non modicum detrahatur, et ipsius honori*

Frist einen ersten Eid leisten, mit dem er sein Einverständnis mit wesentlichen Konditionen seiner künftigen Amtsführung bekundete. Hierzu zählten die Dauer seiner Anwesenheit in der Kommune, die Zahl der Mitarbeiter, die er selbst zu stellen hatte, sein Gehalt und nicht zuletzt seine Bereitschaft, sich in einem Amtseid den lokalen Rechtssatzungen zu unterwerfen und sich einem Amtsprüfungsverfahren zu unterziehen.[14]

Hatten er selbst und die für ihn zuständigen kommunalen Gremien ihre Zustimmung bekundet, begann die eigentliche Einholung des neuen Podestà. Er selbst mußte sich um geeignete Mitarbeiter bemühen, vor allem um fachlich und moralisch qualifizierte Richter und Notare, einen *miles* sowie einen Seneschall.[15] Dieser Stab – so schlägt Johannes von Viterbo vor – sei neu mit einheitlichem Stoff einzukleiden. Der Podestà selbst sowie sein *miles* hätten darüber hinaus Wappen und Banner zu erneuern. Außerdem habe sich ersterer darum zu kümmern, Adlige und Freunde oder Verwandte dazu einzuladen, ihn auf dem Zug an seine Wirkungsstätte zu begleiten.[16] Zu

plurifariam derogetur et gravetur laboribus et expensis. Vgl. Brunetto Latini (wie Anm. 10) 3,76,4, S. 396.

[14] Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 13, S. 222, bietet ein Musterschreiben, das adressiert ist *Magne probitatis et discretionis nobili et magnifico viro domino I. civi Tudertino.* Der Empfänger erhält neben der Wahlbenachrichtigung folgende Konditionen genannt: Sein Gehalt betrage 1000 Pfund Seneser Münze, die Amtsfrist betrage ein Jahr mit einer anschließenden Frist von zehn Tagen, in denen das Amtsprüfungsverfahren stattfinde, und der Stab, für den der Elekt zu sorgen habe, bestehe aus zwei geeigneten Richtern, zwei Notaren und einem *miles*. Außerdem wird er auf die Pflicht hingewiesen, die Statuten und ihre ausnahmslose Befolgung beeiden zu müssen. Vgl. Brunetto Latini (wie Anm. 10) 3,76,1, S. 395.

[15] Vgl. Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 25–28, S. 226f., mit moralisierenden Ausführungen über die persönlichen Eigenschaften geeigneter Kandidaten. Vgl. Brunetto Latini (wie Anm. 10) 3,75, S. 393ff.

[16] Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 29, S. 227: *Hiis sic peractis, consueverunt electi sibi et militi seu socio novos pannos facere et arma renovare et vexilla, et induere scutiferos et familiam de uno panno et una intalgia, ut ita vulgariter loquar, et invitare quosdam nobiles et amicos seu consanguineos, ut eosdem electos debeant associare.* Vgl. Brunetto Latini (wie Anm. 10) 3,79,9, S. 400. Den Wappengebrauch der kommunalen Gesellschaft untersucht die vor dem Abschluss stehende Dissertation von Ch. F. Weber, Heraldische Symbolik in italienischen Stadtkommunen des Mittelal-

diesem Geleit aus dem Kreis der Vertrauten konnten sich weitere Vertreter der Gemeinde gesellen, sofern jemand gewählt wurde, der zu diesem Zeitpunkt in seiner Heimatstadt weilte.[17] Die angesehene Gesandtschaft aus der Kommune, deren Regierung er übernahm, empfing der künftige Podestà ehrenvoll unter Austausch von Geschenken.[18] Anschließend baten die Gesandten darum, der Rat möge einberufen werden, damit sie ihn bitten, dem künftigen Podestà eine Übernahme der ihm angetragenen Position zu gestatten.[19] Mit dieser Genehmigung hatte der Erwählte seine Vorbereitungen abgeschlossen und konnte nach dem Besuch eines Gottesdiensts die Stadt mit würdigem Geleit verlassen. An einem geeigneten Ort vor den Toren der Stadt entließ er diejenigen, die ihn nicht bis zu seinem Amtsort begleiten sollten.[20]

ters; vgl. Ders., Exempla im Schilde führen. Zur Funktionalität ‚redender Wappen' in der kommunalen Geschichtsschreibung des Trecento, in: W. Achnitz (Hg.), Wappen als Zeichen. Moderne Heraldik aus kommunikations- und zeichentheoretischer Perspektive, Das Mittelalter 11, Berlin 2006 (im Druck); Ders., Heraldische Symbolik in italienischen Stadtkommunen des Mittelalters: eine eigene Sprache der Politik, in: Zeitschrift für Historische Forschung (im Druck). Eine Problemskizze bei P. Seiler, Kommunale Heraldik und die Visibilität politischer Ordnung – Beobachtungen zu einem wenig beachteten Phänomen der Stadtästhetik von Florenz, in: Stolleis/Wolff (wie Anm. 7) S. 205–240.

[17] Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 31, S. 227; der Anfang des Kapitels ist unvollständig: [...] *vero ad potestatem sue civitatis accedat, si est civis, et petat ab eo et a consilio sibi ambaxiatores, cum quibus comitatus honorifice vadat.* Vgl. Brunetto Latini (wie Anm. 10) 3,80,1, S. 400.

[18] Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 30, S. 227: *Advenientibus autem ambaxiatoribus et eisdem benigne receptis, honorem exhibeat, ensenia quam plura et diversa secundum dignitatem et facultatem transmittat, et annonam pro equis.*

[19] Ebd. Kap. 31, S. 227: *Verumtamen consequens est et dignum, ut prius ambaxiatores, qui pro eo* [= der Einholung des gewählten Podestà] *venerunt, ad potestatem seu consules illius civitatis accedentes, petant sibi consilium fieri; in quo congregato ex parte sue potestatis et sui consilii, potestati et consilio salutes deferant more solito gratiosas.* Anschließend folgt Kap. 32 mit einer Musterrede.

[20] Ebd. Kap. 32, S. 227: *Omnibus vero sic dispositis ac preparatis, et habitis ambaxiatoribus, recepta licentia potestatis pariter et consilii, invitatis etiam militibus, consanguineis et amicis, et negotiis sue domus discrete ordinatis, die statuta, audita missa in nomine domini, iter arripiat et*

Nachdem also bereits der Auszug eines künftigen Podestà zu einem feierlichen Schauspiel gemacht worden war, stellte der Einzug in die Stadt, in der er in den kommenden Monaten wirken sollte, den festlichen Höhepunkt der Reise dar. Eine Tagesreise vor seinem Ziel schickte er einen Boten voraus, um dem dortigen Podestà, dem Rat und der Kommune seine Ankunft anzukündigen, damit sie ihm entgegen zogen und ihn ehrenvoll empfingen. Zugleich sollten der Seneschall und der Koch den Aufenthalt in der Stadt vorbereiten.[21] Am Tag des Einzugs selbst hörte der künftige Podestà zunächst die Messe, ehe er die letzte Wegstrecke antrat.[22] Bereits am Vortag hatte sein Amtsvorgänger die Nachricht des anstehenden *Adventus* verkündet, um am kommenden Morgen in Begleitung des Bischofs, weiterer *milites* sowie Ratsleute dem Zuziehenden entgegenzureiten. Nach einer ehrenvollen gegenseitigen Begrüßung und spielerischen Waffenübungen nahmen der alte Podestà und der Bischof den Elekt in die Mitte.[23]

---

extra civitatem loco congruo, retentis hiis quos secum ducturus est, alios licentiet condecenter.

[21] Ebd. Kap. 33, S. 227: *Eo autem appropinquante, per dietam saltim, loco ad quem iturus est, mittat numptium, faciens notum adventum suum potestati, consilio et communi ipsius civitatis, ut sic certificati veniant obviam ei ipsumque honorifice recipiant. Nichilominus tamen camerario suo futuro notum faciat, ut senescalco suo assignet hospitium, si fieri potest, in aliqua ecclesia, vel palatio episcopali, et det ei necessaria secundum consuetudinem loci, vel ubi habito hospitio senescalcus et etiam cocus possint necessaria preparare.* Vgl. Brunetto Latini (wie Anm. 10) 3,80,2, S. 400f.

[22] Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 34, S. 227: *In mane vero tempestive illius diei, qua intraturus est civitatem ad quam vadit, ad aliquam ecclesiam audiat missam, in qua sibi canere faciat seu dici evangelium sancti Johannis.*

[23] Ebd. Kap. 35, S. 227f.: *Potestas vetus, convocato consilio et statuto quid sit faciendum, notum faciat adventum nove potestatis episcopo, si adest, et eum convitet ut in mane obviam ei venire dignetur. Item faciat bandiri per civitatem et precipi, ut milites cum eo exire debeant obviam potestati nove, et pedites precipiat similiter preparari novam honorifice recipere potestatem. Et sic in mane tempestive surgens similiter iri faciat preconem per civitatem; et absumpto sibi domino episcopo, si adest, cum aliis militibus et consiliariis equos habentibus, obviam exeat potestati nove; ipsoque invento et honorifice salutato et recepto, vetus potestas veniat iuxta novam ex una parte, et episcopus, si adest, ex alia.* Vgl. Brunetto Latini (wie Anm. 10) 3,80,3–4, S. 401.

Sie ritten gemeinsam in die Stadt, nicht ohne die Menschen außerhalb und innerhalb der Stadtmauern zu grüßen, die den Weg zu säumen hatten. In der Stadt ließ sich der künftige Podestà zunächst zur Hauptkirche führen, um dort zu beten. Anschließend, so bemerkt Johannes von Viterbo, könne der Elekt sein Übergangsquartier beziehen, in dem er die folgenden Tage verbringen solle, ehe er sein Amt antrete. Allerdings gebe es Städte, in denen der angehende Podestà bereits zu diesem Zeitpunkt gehalten sei, in der Volksversammlung seinen Amtseid abzulegen.[24] Wenn möglich, solle er jedoch zunächst ein Exemplar der Stadtstatuten erbitten, um es gemeinsam mit seinen Richtern und Notaren auf Bestimmungen durchzugehen, die zurückzuweisen seien, weil sie zum Beispiel die *libertas ecclesie* und den *honor* des Podestà oder der Kommune gefährdeten. Außerdem solle sich der künftige Leiter der kommunalen Regierung einen gewissen Handlungsspielraum bei der Ahndung von Straftaten zusichern lassen.[25] Johannes

---

[24] Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 36, S. 228: *Nova vero potestas, si adest episcopus, aliquantulum militet cum veteri potestate, et postea equitet iuxta dominum episcopum ad tollendam omnem suspitionem, semper habendo in memoriam salutare undique homines tam extra civitatem quam intra civitatem, et etiam dominas et alias mulieres. Et sic ante quam alibi de equo descendat, vadat ad episcopatum vel aliquam aliam ecclesiam consuetam, ibique descendat et oret. [...] Hoc facto, si non [est:* Salvemini] *ibi suum hospitium, ascendat equum et veniat ad hospitium, ibique convitans circumstantes, descendat de equo et in dei nomine intret hospitium et pauset et comedat et bibat; nisi forte illius civitatis fuerit consuetudo ut, ante quam descendat, vadat ad plateam in contione illius civitatis iuraturus.* Vgl. hier und im Anschluß Brunetto Latini (wie Anm. 10) 3,81–83, S. 401–406.

[25] Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 37, S. 228: *Sumpta vero comestione et dormitione facta, si tempus ministraverit, faciat sibi apportari, si potest, constitutiones illius civitatis; et eis lectis et consideratis et intellectis, per iudices et notarios suos que fuerint notanda diligenter notentur, ut retineri retinenda, et recusari possint que merito fuerint recusanda, maxime contra libertatem ecclesie et contra honorem communis et potestatis vel etiam domini episcopi, recusanda et penitus non tenenda. Si vero dicte constitutiones non fuerint sibi adsignate sive sic ibidem ostense, vel si eum oportuerit iurare officium, ante comestionem vel postea, seu alio die, vel in contione sive in consilio vel alibi secundum illius loci consuetudinem, petat sibi arbitrium in maleficiis, nisi per suas litteras convenerit non petere, vel constiterit sibi per litteras ad eum primo directas de non conce-*

von Viterbo, dem die ausführlichste Schilderung des Adventuszeremoniells zu verdanken ist, verläßt an dieser Stelle den chronologischen Faden, um das Wechselspiel gegenseitiger Eide des Podestà, der Mitglieder seines Stabes und einiger Mitglieder der Kommune sowie die bei diesen Anlässen angebrachten Reden wiederzugeben. Auch im Anschluß verzichtet er weitgehend auf die Schilderung zeremonieller Aspekte der eigentlichen Amtseinführung eines Podestà, die einige Tage später erfolgte.[26] Erst mit diesem Akt löste er seinen Vorgänger ab und übernahm sofort demonstrativ die Regierungsgeschäfte.[27]

Der *Adventus* des Podestà stellte also nicht die Amtsübernahme selbst dar, sondern den inszenatorischen Höhepunkt der Annäherung zwischen einem Herrn auf Zeit und den ihm Untergebenen, in dessen Mittelpunkt die Ehrung des Ankommenden stand. Allerdings fing dieser ehrenvolle Empfang eine durchaus ambivalente Situation auf, in der sich der Einziehende befand. Einerseits erhielt er die Verantwortung für Militär, Justiz und Verwaltung übertragen, was ihm zusätzlich ein ansehnliches Gehalt einbrachte. Andererseits hatte er bereits vor dem Antritt seiner Reise einen Eid geleistet, der ihn den außerordentlich detaillierten Normen und Kontrollmechanismen der Kommune unterwarf. Endgültig mußte er dies in seinem Amtseid unter Berührung des geschlossenen Statutencodex anerkennen, der in der Regel

---

dendo vel non petendo arbitrio. Es folgt eine Musterrede für die Bitte um Vollmacht. Zu Amts- und Bürgereiden ausführlich Dartmann (wie Anm. 5).

[26] Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 38–53, S. 228–233. Den Einzug in den Kommunalpalast beschreibt ein lapidarer Satz ebd. Kap. 55, S. 233: *Adveniente autem tempore sive die sui regiminis intrandi et cum effectu prosequendi, dominus sive potestas novus, audita missa, in nomine domini palatium communis ascendat et solium glorie teneat.* Vgl. Brunetto Latini (wie Anm. 10) 3,84, S. 406f.

[27] Vgl. Johannes von Viterbo (wie Anm. 10) Kap. 55–58, S. 233ff. Der Podestà sei gehalten, die älteren *banna* zu bestätigen, die auch in seiner Regierungszeit Gültigkeit besitzen sollten, sowie neue zusammenstellen zu lassen. Diese Strafandrohungen habe er während der ersten Volksversammlung, die an einem Sonn- oder Feiertag stattfinde, zu verkünden; stehe ihm nicht die Festlegung derartiger *banna* zu, habe er in der *contio* die Statuten oder zumindest Auszüge aus ihnen verlesen zu lassen, um Übeltätern mit einer rigorosen Strafverfolgung zu drohen. Außerdem erörtert der Text Reden, die der neue und der scheidende Podestà während der ersten Volksversammlung einer neuen Amtszeit halten. Vgl. Brunetto Latini (wie Anm. 10) 3,83–86, S. 406ff.

unmittelbar auf den feierlichen Einritt folgte. Diese Ambivalenz zwischen der Machtposition eines Podestà und dem ihm entgegengebrachten Mißtrauen überdeckte im *Adventus* eine Inszenierung, die die gegenseitige Ehrung ins Zentrum von Reden und Gesten stellte. Insofern brachte der Einzug eines künftigen Podestà zur Geltung, was in einer der Musterreden des ‚Oculus pastoralis' für den scheidenden Podestà formuliert wird: Obwohl er lediglich auf Zeit regiert habe, sei er von den Städtern wie ein *dominus naturalis et perpetuus* geehrt worden.[28] Der ‚Herrschereinzug', den die Kommune dem Leiter ihrer Regierung gewährte, griff also auf geläufige Formen des politischen Zeremoniells zurück, jedoch in einer dem spezifischen Kontext angepaßten Weise. Denn in den italienischen Kommunen beruhte die Ausübung von Macht auf freiwilliger Vereinbarung, Willkür der Stadtgemeinde und der Delegierung von Aufgaben und Zuständigkeiten. Der feierliche Einzug kann als Akt einer interaktiven Selbstvergewisserung dieser Verfassung interpretiert werden, in der sich Machtausübung allein aus dem Amt herleitete, nicht aus einer wie auch immer gearteten in der Person liegenden Legitimation des Regierenden.

Neben der geschilderten rituellen Routine von ‚Herrschereinzügen' kam es in den italienischen Städten immer wieder zu Ausnahmesituationen, in denen einzelne eine in der Kommunalverfassung nicht vorgesehene Machtposition zugestanden bekamen. Schon der Einzug dieser Männer konnte dazu dienen, die besondere Konstellation darzustellen und sich der Tragfähigkeit der Übereinkunft zwischen Bürgern und einem *dominus* zu vergewissern. Insbesondere die prekäre Lage in Zeiten innerstädtischer Konflikte provozierte immer wieder den Ruf nach einer starken Kraft von auswärts, die über den Konfliktparteien stehen und die Gemeinde wieder befrieden sollte.[29] Diese

[28] Oculus pastoralis (wie Anm. 10) 1,8, S. 29: *Convenit circa finem mei regiminis, ut quedam proponere debeam in presentia gentis comunitatis istius, cui laudes et grates possum redere valde dignas, quod me omnifariam honorarunt et non ut temporalem rectorem, sed ut verum et perpetuum dominum reputarunt.*

[29] Nicht zuletzt die Einführung des Podestariats selbst wird als Versuch gewertet, die innerstädtischen Konflikte zu kontrollieren. Vgl. zu innerstädtischen Friedensschlüssen U. Meier, Pax et tranquillitas. Friedensidee, Friedenswahrung und Staatsbildung im spätmittelalterlichen Florenz, in: J. Fried (Hg.), Träger und Instrumentarien des Friedens im hohen und späten Mittelalter,

‚Schiedsrichter', deren Rolle zwischen einer vermittelnden Position und weitreichenden Entscheidungsbefugnissen changierte, bekamen in der Regel mit ihrer Vollmacht zugleich eine befristete Herrschaft über die Kommunen angetragen. Im Anschluß seien einige Beispiele dafür ausgeführt, wie *Adventus* eingesetzt wurden, wenn im Dienste einer Neuordnung der innerstädtischen Verhältnisse die Verfassung zeitweilig außer Kraft gesetzt wurde.

Die dalmatinische Hafenstadt Split erlebte während des ersten Drittels des 13. Jahrhunderts unruhige Zeiten. Nachdem es innerhalb des Klerus bereits zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen war, führten die politischen Verhältnisse endgültig zu einer inneren Zerreißprobe.[30] 1227 wählte die Stadt Gregor von Bribir zu ihrem Grafen, weil seine persönliche Macht zu dieser Zeit in Kroatien nicht ihresgleichen fand.[31] Allerdings zeigte sich bald, daß er lediglich an den Einkünften des Amtes interessiert war, die er von einem Vikar eintreiben ließ. Nach Aussage des Archidiakons Thomas, dem sich ein ausführlicher Bericht über diese Ereignisse verdankt, führte die Abwesenheit jeglicher Regierung und Rechtspflege zu anarchischen Zuständen, so daß sich die Mächtigen auf Kosten der anderen zu bereichern versuchten. Die Stadt zerfiel in einzelne Klientelverbände, denen sich die Schwächeren anschlossen, um Schutz und Beistand zu finden. Nach einem Jahrzehnt innerer Wirren mit umstrittenen Wahlen diverser *co-*

Vorträge und Forschungen 43, Sigmaringen 1996, S. 489–523; Ch. Dartmann, Friedensschlüsse im kommunalen Italien: öffentliche Interaktion und schriftliche Fixierung, Frühmittelalterliche Studien 38 (2004) S. 355–369.

[30] Einer der Protagonisten sowohl der kirchlichen als auch der politischen Auseinandersetzungen verfaßte einen detaillierten Bericht von den Ereignissen, der den folgenden Ausführungen zugrunde liegt: Thomas Archidiaconus, Historia Salonitana, hg. von Fr. Rački, Monumenta spectantia historiam Slavorum meridionalium 26: Scriptores 3, Zagreb 1894, hier Kap. 31, S. 107–113. Zum Verfasser St. Hafner, Art. „Toma von Split", in: Lex. MA 8, München 1997, Sp. 852f. Vgl. L. Steindorff, Die dalmatinischen Städte im 12. Jahrhundert. Studien zu ihrer politischen Stellung und gesellschaftlichen Entwicklung, Städteforschung A. Darstellungen 20, Köln–Wien 1984, zu Thomas von Split S. 27–29, zur Geschichte Splits S. 92–111 und zur Kommunebildung in Dalmatien S. 152–179.

[31] Hier und im Anschluß Thomas Archidiaconus (wie Anm. 30) Kap. 32, S. 113–119.

mites beschloß man auf Anraten der Franziskaner und des Berichterstatters selbst, künftig der Stadt eine Regierung nach italienischem Muster – *regimen Latinorum* – zu geben. Eine allgemeine Versammlung entsandte den Archidiakon Thomas selbst mit einem Gefährten nach Ancona, um einen Podestà aus der adriatischen Hafenstadt zu erbitten. Mit einem Eid erteilten die Versammelten den Gesandten die Vollmacht, in ihrem Namen jede notwendige Entscheidung treffen zu dürfen.[32]

In der Osterzeit des Jahres 1239 erreichten die Vertreter Splits Ancona, wo ihnen ein ehrenvoller Empfang bereitet wurde, weil ihnen die Kunde von ihrer Mission bereits vorausgeeilt war.[33] Auf Anraten des dortigen Podestà vertrauten sie sich einigen Religiosen an, die ihnen Garganus de Arscindis als geeigneten Kandidaten vorschlugen.[34] Nach einigen Beratungen verständigten sich die dalmatinischen

[32] Ebd. S. 117f.: *Tunc ceperunt parentes timere pro filiis, pro rebus, pro uita etiam sua.* [...] *Iste metus causam dedit nostratibus de latino regimine cogitare. Tunc ceperunt religiosi uiri fratres minores in suis predicationibus suadere ciuibus, ut potestatem de gente latina aduocarent. Precipue autem Thomas archidiaconus, conuocato clero, frequenter populum commouebat multis ostendens rationibus, quod non alio modo poterat ciuitas ad bonum statum reduci, nisi per regimen Latinorum. Et tandem acquieuerunt omnes, ut de gente latina potestas eligeretur. Facto autem uniuersali consilio quesitum est: ex qua ciuitate Ytalie potestas aduocari deberet? Et tunc omnium in hoc resedit uoluntas, ut ad ciuitatem Anconitanam pro potestate mitteretur. Tunc elegerunt duos, qui legationis huius perferrent negotium, uidelicet Thomam archidiaconum et Micham filium Madii, dantes eis per publicum instrumentum plenam auctoritatem, ut abeuntes Anconam, quod melius uideretur eis, factum huiusmodi promouerent, obligantes se iuramenti uinculo uniuersa pro rato habere.*

[33] Ebd.: *Itaque Archidiaconus cum suo collega* [...] *tandem prope festum Pasce Anconam applicuerunt. Et cum iam rumor precessisset, quod uenturi essent Spalatensium nuntii pro potestate eligendo, satis honorifice suscepti sunt a nobilibus ciuitatis, alacri animo prebendo eis hospitia et grata seruitia impendendo.*

[34] Ebd. Kap. 32–33, S. 118f.: *Tunc nuntii primitus accesserunt ad potestatem anconitanum* [...]. *Et porrigentes ei salutatoriam Spalatensium, exposuerunt ei causas legationis sue, petentes, ut necessarium eis consilium impendere dignaretur. Ipse uero, ut erat uir legalis et bonus, duxit eos seorsum; cepitque multis suadere loquellis, ut* [...] *religiosorum dumtaxat et fidelium uirorum utentes consiliis, in facti executionem procederent. Nominauit eis expressim personas paucas, quarum debebant consilio adhe-*

Gesandten mit ihm auf eine einjährige Amtszeit und ein Gehalt, und Garganus leistete einen Eid, in dem er die ihm vorgelegten Regelungen akzeptierte.[35] Als die Übereinkunft publik wurde, beriefen die Anconitaner eine Volksversammlung ein, in der zunächst der Archidiakon Thomas den Verlauf der Verhandlungen darlegte und die Versammelten darum bat, Garganus die Genehmigung zu erteilen, die Regierung von Split zu übernehmen. Der Podestà antwortete, die Bürger Anconas dankten für die ihnen erwiesene Ehre, ergriff die Hand des Elekten und legte sie in die Hand der dalmatinischen Gesandten.[36] Gemeinsam mit ihnen, seinem Mitarbeiterstab und einem Geleit aus Ancona erreichte Garganus de Arscindis am 15. Mai 1239 den Hafen Splits.[37] Sobald aber die Nachricht seines Eintreffens in der Stadt die

---

rere [...]. *Sic et factum est. Nam accedentes ad quendam religiosum uirum, qui erat de ordine fratrum minorum, qui fidem et conuersationem omnium perspicue cognoscebat, secumque diutius conferentes, taliter deliberauerunt, ut neminem alium pro potestate eligerent, nisi nobilem uirum Garganum de Arscindis, qui testimonium habebat bonum ab omnibus.*

[35] Ebd.: *Tunc nuntii eundem Garganum adeuntes, ceperunt alloqui ipsum, exponentes ei suum propositum, quod de ipso habebant, et querentes, an uellet ad unum annum uenire pro eorum regimine ciuitatis. Quibus ipse benigne respondit, quod deliberaret primo cum propinquis et amicis, et tunc demum certum quid responderet. Facta autem deliberatione per aliquot dies, reuersus ad eos acquieuit uoluntati eorum. Et facti sunt cum eo in quingentis libris anconitane monete pro salario unius anni. Et in litteris coram positis pactionem firmauerunt; et ipse iuramentum prestitit super quibusdam articulis. Et sic potestatis officium suscepit.*

[36] Ebd. S. 119 f.: *Confectis autem publicis instrumentis, cepit se preparare ad iter. Cum ergo denuntiata fuisset electio Gargani apud potestatem et consilium anconitanum, ualde commendantes factum Spalatinorum pulsu campane, ac preconis uoce populum conuocarunt. Et facto grandi conuentu, iuerunt nuntii cum Gargano ad palatium publicum, et intrantes curiam, perorauit archidiaconus processum legationis et electionis, quam fecerant de Gargano, petens ex parte suorum ciuium, ut cum eorum beniuolentia et fauore dirigant eum ad regimen ciuitatis spalatine. Tunc potestas anconitanus surgens prolixe contionatus est, grates multiplices referens, quod tantum honoris a Spalatensibus eis foret impensum. Et accipiens Garganum per manum, posuit eum ad manus nuntiorum, ipsum multipliciter recommendans.*

[37] Ebd.: *Garganus uero, necessarie sotietatis comitatu parato, nauem ingressus est. Habuit autem militem unum et unum notarium, clientelam bonam, duos dexararios, et armorum non modicum apparatum. Comitati sunt eum*

Runde machte, „eilte die gesamte Bürgerschaft zum Hafen; es gab einen *concursus* von Menschen beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters, die begierig waren, den zu sehen, den sie schon lange sehnsüchtig erwartet hatten [gemeint ist der künftige Podestà]. Nachdem er aber das Schiff verlassen hatte, wurde er von der Gesamtheit des Klerus und des Volkes ehrfurchtsvoll und unter großem Jubel empfangen."[38]

Drei Tage nach diesem augenscheinlich spontanen Empfang berief Garganus eine Volksversammlung ein. Nach Reden, in denen erneut der Verlauf der Gesandtschaft ans andere Ufer der Adria geschildert sowie die herausragenden Eigenschaften des künftigen Podestà gepriesen wurden, legte dieser seinen Amtseid ab, ließ sich von den Bürgern Gehorsam schwören und ließ die circa 2000 Namen derjenigen niederschreiben, die ihm den Treueid geleistet hatten.[39] Anschließend ordnete er sofort die Regierung, das Justizwesen und die Besteuerung in Split nach italienischem Vorbild neu und erreichte es dadurch nach den Ausführungen des Archidiakons Thomas tatsächlich, die Stadt wieder zu befrieden.[40]

Deutlicher noch als an dem routiniert vollzogenen Einzug eines Podestà in den Städten Ober- und Mittelitaliens läßt sich an diesem

---

multi nobiles cognati sui; alios misit communitas pro nuntiis, ob honorificentiam persone ipsius. Nauigantes autem non paucis diebus; tandem quinto decimo die mensis Maii ad Spalati portum leti applicuerunt.

[38] Ebd.: *Ut autem rumor in ciuitate perstrepuit, quod potestas aduenisset, mox tota ciuitas prorupit ad portum; factusque est consursus utriusque sexus et etatis uidere cupientium, quem longo desiderio fuerant prestolati. Egressus autem de naui ab uniuersa cleri populique frequentia in magno tripudio et honoris obsequio susceptus est.*

[39] Ebd.: *Tertia uero die fecit coadunari uniuersum populum ciuitatis; et facta curia primo expediuerunt se nuntii, exponentes sue legationis processum, et exitum ostendentes. Deinde nuntii Anconitanorum Matheus de Girardo et Albertus legationem ciuium suorum, que erat pro Gargano, coram populo multis laudibus perorarunt. Post hec autem surgens Garganus, ut erat eloquens uir, multum lepide contionatus est. Et prestito sui regiminis iuramento, fecit uniuersam multitudinem, tam nobilium quam popularium, uinculo sacramenti astringi, ut essent suis preceptis obedientes per omnia et sequaces. Jussit autem omnes iuratos in scriptis redigi, et inuentus est numerus fere duorum millium uirorum.*

[40] Vgl. Ebd. Kap. 33–34, S. 120–125.

Bericht ablesen, daß das Empfangszeremoniell den Bürgern der Stadt und dem zuziehenden Italiener die Möglichkeit eröffnete, sich ihres gegenseitigen Verhältnisses zu vergewissern. Der ehrenvolle, laut bejubelte Empfang, der Garganus bereitet wurde, signalisierte ihm bereits bei Verlassen des Schiffes, daß er darauf hoffen konnte, die zuvor zerstrittenen Bürger hinter sich zu vereinen. Was der Jubel und die Ehrungen im Hafen ankündigten, konnte drei Tage später in einer Volksversammlung durch gegenseitige Eide rechtskräftig vollzogen werden. Wie Berichte aus Oberitalien derselben Jahrzehnte belegen, hätte ein weniger freundlicher Empfang die Übernahme der kommunalen Regierung verhindern können.[41]

Die Florentiner Geschichte des 13. Jahrhunderts wurde ebenfalls von inneren Auseinandersetzungen geprägt, die dort sogar beträchtliche Teile der Bevölkerung ins Exil zwangen. Standen sich bis 1280 Guelfen und Ghibellinen feindlich gegenüber, zerstritten sich die Guelfen nach ihrem Sieg untereinander und bekriegten sich fortan unter den Parteinamen ‚Schwarze' und ‚Weiße'. Wegen der Bedeutung der Arnostadt in der politischen Landschaft Nord- und Mittelitaliens und nicht zuletzt im Finanzsystem der Kurie sorgten vor allem die Päpste mehrfach für Vermittlungsversuche. Nach dem Zusammenbruch der ghibellinischen Dominanz in der Toskana im September 1266 hatte zunächst Karl I. von Anjou seine Ambitionen in Mittelitalien mit der Funktion begründet, im Auftrag des Papstes Frieden zu stiften.[42] Im Sommer 1273 handelte dann Gregor X. selbst einen Frie-

[41] Vgl. den Prozeß des Mattheus de Correggio aus Parma gegen die Kommune von Brescia: Mattheus war zum Podestà von Brescia gewählt worden, wurde jedoch an einer Übernahme des Amtes gehindert und mußte die Stadt wieder verlassen. Bei Friedrich II. klagte er erfolgreich auf eine finanzielle Entschädigung. Liber potheris communis civitatis Brixiae, hg. von F. Bettoni Cazzago/L. F. Fè d'Ostiani, Historiae Patriae Monumenta 19, Torino 1899, Nr. 134–139, Sp. 598–609. Daß die Bewohner Splits mit den Gewohnheiten eines herrscherlichen Adventus vertraut waren, zeigt ein Bericht über den feierlichen Einzug König Andreas' von Ungarn während seines Kreuzzugs im Jahr 1217, Thomas Archidiaconus (wie Anm. 30) Kap. 25, S. 89f. Vgl. bereits zum 12. Jahrhundert ebd. Kap. 17, S. 59f. (Verhandlungen, Eid und Einzug des ungarisch-kroatischen Königs Koloman); vgl. zur Einordnung Steindorff (wie Anm. 30) S. 49–62.

[42] Die Florentiner Geschichte rekonstruiert in bisher unübertroffener Vollständigkeit R. Davidsohn, Geschichte von Florenz, Berlin 1896–1927, zu

den zwischen Guelfen und Ghibellinen aus, der unmittelbar nach seiner Abreise wieder zerbrach. Der feierliche Einzug des Papstes in Florenz, wo ihn Karl von Anjou gemeinsam mit dem abgesetzten Kaiser Balduin II. von Konstantinopel erwartete, fand am 18. Juni statt.[43] Bereits am 12. Juli konnte die feierliche Verkündung des päpstlichen Friedensschlusses stattfinden; Vertreter der verfeindeten Parteien saßen sich auf Tribünen gegenüber, während große Teile der Bürgerschaft im Flußbett des ausgetrockneten Arno der Zeremonie beiwohnten. In derselben Woche noch mußte jedoch Gregor einsehen, daß sein Versuch gescheitert war, Florenz zu befrieden – bereits am 16. Juli verließ er die Stadt.

Im Winter 1279–1280 schickte Papst Nikolaus III. den Kardinallegaten Latino an den Arno, um erneut die verfeindeten Parteien miteinander auszusöhnen, was gleichfalls scheiterte, ebenso ein ähnliches Unterfangen im Jahr 1300, als der Legat Mattheus de Aquasparta im Auftrag Papst Bonifaz' VIII. die ‚Schwarzen' und ‚Weißen' zu versöhnen versuchte. Zumindest die Feierlichkeiten, unter denen im Jahr 1279 der päpstliche Legat einzog, entsprachen denen, die seinem Auftraggeber zugekommen wären:

> „Am 8. Oktober 1279 hielt [der Kardinallegat Latino, Ch. D.] durch die Porta San Lorenzo seinen feierlichen Einzug in Florenz. [...] Als Tag seines Eintreffens war wie stets, wenn man dem Empfang ein besonders festliches Gepräge geben wollte, ein Sonntag gewählt worden und

---

Karl I. von Anjou als Reichsvikar Band 2: Guelfen und Ghibellinen. Zweiter Teil: Die Guelfenherrschaft und der Sieg des Volkes, Berlin 1908, S. 1–151. Ders., Forschungen zur Geschichte von Florenz, Berlin 1896–1908, hier Band 4, Berlin 1908. Vgl. auch P. Herde, Karl I. von Anjou, Urban-Taschenbücher 305, Stuttgart 1979; A. De Vincentiis, Le signorie angioine a Firenze. Storiografia e prospettive, in: Reti Medievali, Rivista 2,2, 2001 (Internet-Publikation: http://www.storia.unifi.it/_RM/rivista/mater/DeVincentiis.htm; 30. 1. 2006).

[43] Die Details des Einzugs sind nicht belegt. Vgl. die Darstellung bei Davidsohn, Geschichte (wie Anm. 42) 2,2, S. 90f., sowie die Diskussion der einschlägigen Quellen bei Dems., Forschungen (wie Anm. 42) 4, S. 211–225. Vgl. zu den Geschehnissen in Florenz in dieser Zeit auch A. Grossi, L'alleanza del 1273 tra Carlo D'Angiò e i Della Torre di Milano: un documento sconosciuto, Atti della Società Ligure di Storia Patria 117 (= n. s. 43) (2003), S. 483–524.

> der Papst in eigener Person hätte, wie ein Chronist sich ausdrückt, nicht glänzender bewillkommnet werden können. Die verbündeten Städte hatten ihre Gesandten zur Begrüßung des Nepoten nach Florenz abgeordnet; vor der Stadt erwartete ihn die Prozession der Geistlichen und der Bannerwagen der Kommune nebst den einundzwanzig anerkannten Zünften mit den Abzeichen ihrer Genossenschaften [...]. Eine Schar von Jünglingen zu Roß geleitete den einreitenden Kardinal unter Kampfspielen und Proben ritterlicher Künste; über seinem Haupte wurde ein Baldachin getragen, und so bewegte sich der Zug über den Arno nach dem Palast der Mozzi an der Rubacontebrücke, wo vor sechs Jahren Gregor X. residiert hatte [...]."[44]

Über die Formen, unter denen Mattheus de Aquasparta in die Arnostadt einzog, fehlen genauere Informationen.[45] Festzuhalten bleibt an

---

[44] Davidsohn, Geschichte (wie Anm. 42) 2,2, S. 159. Die ausführlichste Schilderung dieses Einzugs findet sich bei Paolino Pieri, Cronica delle cose d'Italia dall'anno 1080 fino all'anno 1305, hg. von A. F. Adami, Roma 1755 [ND Roma o.J.], S. 43: *Nel mille dugento ottanta fu fatto Podestà di Firenze Messer Pietro Stefani di Roma. Questi fu Podestà & non Vicario, perciochè furon compiuti li diece anni del Re Carlo. Al tempo di costui venne in Firenze quello Frate Latino Cardinale Ostiense mandato dal detto Niccolao Papa per suo Legato; & tenne la Legazione Toscana, Romagna, & Bologna. Questi si trattò di far la pace tra'Fiorentini Guelfi & Ghibellini. A costui fecero li Fiorentini grande onore; che li trassero incontro il Carroccio, & le 'nsegne de le ventuna arti, & fecero cinquanta armeggiatori, & andolli quasi tutta Firenze incontro al suo venire, & ebbe sopra capo Palio ad modo d'Imperadore, o di Papa.* Vgl. auch die Bemerkungen von Simone della Tosa, Annali, in: Cronichette antiche di vari scrittori del buon secolo della lingua toscana, hg. von Domenico Maria Manni, Firenze 1733, S. 125–171, hier S. 147: *Venne il Cardinale Latino in Firenze, e fue d'Ottobre, e fece tutte le paci tra'Guelfi e Ghibellini, e tutte le speziali, chiunque le volle addomandare; e andógli incontro il Carroccio, e armeggiatori assai.* Eine detaillierte Debatte der Quellen im Dienste einer präzisen Rekonstruktion der Ereignisse unternimmt Davidsohn, Forschungen (wie Anm. 42) 4, S. 226–258. Zu diesem Frieden jüngst ausführlich Meier (wie Anm. 29); vgl. auch I. Lori Sanfilippo, La pace del cardinale Latino a Firenze 1280. La sentenza e gli atti complementari, Bullettino dell'Istituto Storico Italiano per il Medio Evo e Archivio Muratoriano 89 (1980–1981) S. 193–259; M. Sanfilippo, Guelfi e Ghibellini a Firenze. La ‚pace' del cardinal Latino (1280), Nuova rivista storica 44 (1980) S. 1–24; M. B. Becker, A Study in Political Failure. The Florentine Magnates: 1280–1343, Medieval Studies 27 (1965) S. 246–308.

[45] Zur gescheiterten Gesandtschaft des Kardinallegaten Matteo de Aquasparta

dieser Stelle, daß beiden ein feierlicher Empfang zuteil wurde, der nicht allein eine Ehrung des Einziehenden bedeutete, sondern vor dem Hintergrund der Aufträge verstanden werden muß, mit denen sie an den Arno reisten. Während der Kardinallegat im Winter 1279–1280 tatsächlich weitreichende Vollmachten zugestanden bekam, die ihm eine Neuordnung der Kommunalverfassung gestatteten, scheiterte sein Nachfolger zwei Jahrzehnte später bereits mit der Forderung, ähnliche Befugnisse übertragen zu bekommen.[46]

Die feierlichen Formen des *Adventus* stellten also ein Versprechen dar, das nicht in jedem Fall eingelöst wurde. Dennoch maß man den genauen Formen offensichtlich erhebliche Bedeutung zu, so etwa im Herbst 1301, als Karl von Valois, ein Bruder König Philipps IV. von Frankreich, versuchte, in Florenz die Macht zu übernehmen.[47] Von Siena aus führte er Verhandlungen über seinen Einzug. Seine Gesandten forderten, er solle als *signore e pacificatore*, als Herr und Friedensstifter in päpstlichem Auftrag, empfangen werden.[48] Die Florenti-

---

Davidsohn, Geschichte (wie Anm. 42), hier Band 3: Die letzten Kämpfe gegen die Reichsgewalt, 1912, S. 110ff.; vgl. das Schreiben Bonifaz' VIII. an den Kardinallegaten vom 22. Juli 1300 bei Davidsohn, Forschungen (wie Anm. 42) 3, 1901, S. 281f.

[46] Daß gerade die Rolle als autorisierte Friedensstifter die feierliche Aufnahme dieser prominenten Gäste motivierte, deutet an Trexler (wie Anm. 3) S. 297f. Aus der Perspektive seiner Arbeit werden jedoch die (verfassungs-) politischen Aspekte dieser Adventus nicht recht deutlich.

[47] Ausführlich berichtet der an diesen Ereignissen beteiligte Dino Compagni, Cronica delle cose occorenti ne' tempi suoi, hg. von I. del Lungo, Rerum Italicarum Scriptores[2] 11,2, Città di Castello 1907–1916, hier 2,6–9, S. 93–102. Vgl. Giovanni Villani, Nuova cronica, hg. von G. Porta, Parma 1990–1991, 9,49, Band 2 S. 75–81. Eine detaillierte Rekonstruktion der dramatischen Ereignisse im Herbst 1301 bietet erneut Davidsohn, Geschichte (wie Anm. 42) 3, S. 163–184.

[48] Compagni (wie Anm. 47) 2,6, S. 94, berichtet vom Auftreten der Gesandtschaft: *Giunti in Firenze, visitorono la Signoria con gran reverenzia, e domandarono parlare al gran Consiglio; che fu loro concesso. Nel qual per loro parlò uno advocato da Volterra, che con loro aveano, uomo falso e poco savio: e assai disordinatamente parlò: e disse che il sangue reale di Francia era venuto in Toscana, solamente per metter pace nella parte di santa Chiesa, e per grande amore che alla città portava e a detta parte; e che il Papa li mandava, siccome signore che se ne potea ben fidare, però che il*

ner beschlossen jedoch, ihn wie einen durchreisenden adeligen Herrn zu begrüßen, und sich zuvor schriftlich zusichern zu lassen, er werde kein Recht der Kommune für sich beanspruchen und nicht in die städtische Rechtsordnung eingreifen.[49] Tatsächlich zögerten die Florentiner Prioren ihre Zustimmung zu seiner Anreise hinaus, bis ein gesiegeltes Schriftstück eintraf, in dem Karl die ihm abverlangten Zusagen machte.[50] An dieser Debatte läßt sich also zeigen, daß die Prioren um Dino Compagni sich der Konsequenzen der zeremoniellen Formen bewußt waren, mit denen ein Einzug gestaltet werden konnte. Im Falle Karls sicherten sie sich mit der Verweigerung eines Einzugs im Stile eines Signore dagegen ab, daß er ähnliche Ansprüche stellt wie zuvor die Kardinallegaten.[51] Das Einzugszeremoniell stellte den Gegenstand von Verhandlungen dar, durch die zugleich entschieden wurde, welche Rolle der Einziehende in der Stadt spielen sollte – Performanz und rechtliche Fragen waren offensichtlich untrennbar miteinander verknüpft.

---

sangue della casa di Francia mai non tradì nè amico nè nimico; il perchè dovesse loro piacere, venisse a fare il suo uficio.

[49] Ebd. Kapitel 7, S. 95 f.: *Richiesono* [die Signoren, Ch, D.] *adunque il Consiglio generale della Parte guelfa e delli LXXII mestieri d'Arti, i quali avean tutti consoli, e inposono loro, che ciascuno consigliasse per scrittura, se alla sua arte piacea se messer Carlo di Valos fosse lasciato venire in Firenze come paciaro. Tutti risposono, a voce e per scrittura, fusse lasciato venire, e onorato fusse come signore di nobile sangue: salvo i fornai, che dissono che nè ricevuto nè onorato fusse, perchè venìa per distruggere la città. Mandoronsi gli anbasciadori, e furono gran cittadini di popolo, dicendoli che potea liberamente venire: commettendo loro, che da lui ricevessono lettere bollate, che non acquisterebbe contro a noi niuna giuridizione, nè occuperebbe niuno onore della città, nè per titolo d'Inperio nè per altra cagione, nè le leggi della città muterebbe nè l'uso.*

[50] Vgl. ebd. S. 97 f. Compagni verweist darauf, selbst das Schreiben in der Hand gehalten und Karl von Valois zu seiner Intention befragt zu haben: *In questo tempo la lettera venne, e io la vidi e feci copiare, e tennila fino alla venuta del signore: e quando fu venuto, io lo domandai, se di sua volontà era scritta; rispose: „Sì certamente".*

[51] Ihm wird zwar ein feierlicher Einzug unter festlichem Gepränge gewährt (Ebd. 2,9, S. 101), zunächst jedoch jeder weiterreichende Anspruch verwehrt. Erst der Umschwung der internen Machtverhältnisse zugunsten der Alliierten Karls sowie der Amtsantritt neuer Prioren führte dazu, daß dem Signore die Schlüssel der Stadt ausgehändigt wurden; vgl. ebd. 2,21, S. 130.

Dies zeigte sich auch während des Italienzugs König Heinrichs VII., der im Spätsommer des Jahres 1310 südlich der Alpen erschien mit dem Anspruch, wie ein „Engel des Friedens“[52] die miteinander verfeindeten Bürger der ober- und mittelitalienischen Städte auszusöhnen. Dieses Vorhaben leitete er aus seiner Stellung als *dominus naturalis* der kommunalen Bevölkerung ab und beanspruchte deswegen auch, wie ein solcher Herr empfangen zu werden.[53] Dem Mailänder Johannes de Cermenate, einem Parteigänger der Ghibellinen um Matteo Visconti und erklärten Feind Guidos della Torre, verdankt sich ein farbiger Bericht über das Eintreffen des Luxemburgers in Italien, der sich der Terminologie des Herrschereinzuges bedient.[54] Ausdrücklich bezeichnet er das Erscheinen Heinrichs im Piemont als *Adventus*; in Turin und Asti seien die Großen der westlichen Poebene dem König in einem *occursus* entgegengeeilt. Unter ihnen fehlte aber Guido della Torre, der Signore von Mailand und das Haupt der oberitalienischen Guelfen, obwohl er dem König noch vor der Abreise aus Speyer versprochen hatte, ihm bis Lausanne entgegenzuziehen.[55] Spätestens in Asti stellte sich tatsächlich heraus, daß der Herr von Mailand Heinrich in ernste Schwierigkeiten bringen konnte.

Um den König hatten sich zu dieser Zeit Exponenten sowohl der Guelfen als auch der Ghibellinen geschart. Die politischen Entwicklungen der letzten Jahre hatten dazu geführt, daß sich die meisten

[52] Compagni (wie Anm. 47) 3,24, S. 224.

[53] Zum Italienzug Heinrichs VII. vgl. Bowsky (wie Anm. 2), Pauler, Könige (wie Anm. 2) S. 43–114; eine Untersuchung wichtiger historiographischer Quellen bei M. E. Franke, Kaiser Heinrich VII. im Spiegel der Historiographie. Eine faktenkritische und quellenkundliche Untersuchung ausgewählter Geschichtsschreiber der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 9, Köln–Weimar–Wien 1992.

[54] Johannes de Cermenate, Historia, hg. von L. A. Ferrai, Fonti per la Storia d'Italia 2, Roma 1889, hier Kapitel 16, S. 29–38. Zu Johannes de Cermenate Franke (wie Anm. 53) S. 77–107.

[55] Vgl. neben der Erzählung aus der Feder von Johannes de Cermenate (wie Anm. 54) auch den Bericht des Legaten Nikolaus de Butrinto, Relatio de itinere Italico Henrici VII imperatoris ad Clementem V papam, in: Vitae paparum Avenionensium hoc est historia pontificum Romanorum qui in Gallia sederunt ab anno Christi MCCCV usque ad annum MCCCXCIV, hg. von G. Mollat nach der Edition von S. Baluzius 3, Paris 1921, S. 491–561. Zu Niko-

Ghibellinen gezwungen sahen, ihre Stadt zu verlassen und im Exil zu leben. Das Erscheinen Heinrichs erfüllte sie mit der berechtigten Hoffnung, wieder in ihre Heimat zurückkehren zu können, weil dieser offensichtlich gewillt war, auch gegen den Willen der in den Städten herrschenden Fraktion die Verbannten zurückzuführen. Deswegen konnte auch Matteo Visconti, der in Asti zum Herrscher stieß, darauf vertrauen, mit dem König nach Mailand zurückzukehren. Andererseits bemühten sich die Alliierten des della Torre, Heinrich von der Idee abzubringen, in der lombardischen Metropole Weihnachten zu feiern und sich mit der eisernen Krone des italienischen Reichs krönen zu lassen. Sie verloren aber in diesen Wochen zusehends ihren Einfluß auf den Luxemburger, der nicht zuletzt wegen des Verhaltens Guidos della Torre den Guelfen zunehmend mißtraute, ohne dies in der Öffentlichkeit allzu deutlich zu zeigen. Von Asti zog Heinrich über Vercelli nach Novara. In der Zwischenzeit war ihm das Städtchen Vigevano in die Hände gespielt worden, der dort als Podestà amtierende Verwandte Guidos della Torre wurde vertrieben.

Unter diesen Vorzeichen näherte sich Heinrich VII. Mailand. Erst in Novara trafen die ersten Gesandten Guidos bei ihm ein, was wegen der früheren Versprechungen einem Affront gleichkam, wie der Legat Nikolaus de Butrinto ausdrücklich in seinem Rechenschaftsbericht an Papst Clemens V. vermerkt.[56] Zugleich wurde bekannt, daß Guido in Mailand Vorbereitungen zur Verteidigung traf und mit Guillelmus de Pusterla dem angesehensten Magnaten untersagt hatte, zu Heinrich zu ziehen.[57] Von Novara aus schickte Heinrich seinen Marschall nach

---

laus von Ligny, Titularbischof von Butrinto, vgl. Franke (wie Anm. 53) S. 159–201.

[56] Nikolaus de Butrinto (wie Anm. 55) S. 499: *Domino rege in Novaria existente per aliquos dies, dominus Guido de Turre tunc sibi misit ambassiatores, primo quod veniret; per quos fratres archiepiscopi Mediolanensis, quos antea non miserat, licet de Ast petivisset, liberos remisit. Ille fuit primus locus, qui solum a Mediolano distat per parvam dietam, ad quem misit, licet in civitate Spirensi misisset priorem et suppriorem Predicatorum Mediolanensium quod citra Lausanam sibi occurreret, prout superius est notatum.*

[57] Ebd.: *Mora missionis nuntiorum domini Guidonis de Turre ad regem, secundum ea que mandaverat per fratres, satis in corde regis posuit de suspicione, licet illis diebus parum ostenderet per effectum, cum semper, quan-*

Mailand, um dort ein Quartier vorzubereiten. Der mußte jedoch feststellen, daß Guido della Torre wenig guten Willen zeigte. Weder war er bereit, den Kommunalpalast zu räumen, in dem der König standesgemäß hätte wohnen müssen, noch entließ er eine rund tausend Mann starke Söldnertruppe, so daß der Abgesandte Heinrichs um die Sicherheit seines Herrn bei dessen Einzug in die Stadt fürchtete. Diese Nachricht erhielt der König aber erst, als er sich bereits auf dem Weg nach Mailand befand. Nach kurzer Beratung beschloß er gegen die Empfehlungen einiger Berater, dennoch das Wagnis einzugehen, die Stadt zu betreten. Der Marschall bekam den Auftrag, in der Stadt ausrufen zu lassen, alle sollten ihrem Herrn unbewaffnet entgegenziehen. Zugleich erhöhte der königliche Zug die Reisegeschwindigkeit.[58]

Die Details, die Johannes de Cermentate von diesem Einzug berichtet, spiegeln die dramatische Lage wieder, sind allerdings in ihrer Glaubwürdigkeit umstritten.[59] Dem König seien zunächst der Adel des

---

tumcumque accusaretur per alios dictus Guido, per eum excusaretur, quamvis de multis veris accusaretur: videlicet quod domino Guillermo de Postella, qui major est nobilis de Mediolano, negavit venire ad presentiam regis hiis diebus et pluribus, et quod ipse terram muniverat armatis omnibus quos habere poterat [...].

[58] Ebd. S. 499f.: *Mediolanum precesserat marascalcus regis propter hospitia assignanda. Qui nullam bonam voluntatem videns in domino Guidone suo judicio, satis ingressum domini regis timuit in Mediolanum, specialiter cum pallatium communis dictus Guido nollet dimittere, qui ipsum inhabitabat, nec stipendiarios vellet licentiare, qui erant in equis fere mille. Quando in via litteras recepit marascalci dominus rex de statu civitatis Mediolanensis et voluntate domini Guidonis et suorum, retraxit se aliquantulum extra viam, et predicta in consilio proposuit. Pauci, hiis auditis, fuerunt qui auderent bene ingressum suum consulere propter pericula proditionis, que quasi in promtu videbantur. Sue voluntati acquiescens mandavit festinanter marascalco quod proclamari faceret quod omnes sibi obviarent et sine armis, excepta familia marascalci. Tunc omnibus suis precepit quod arma acciperent. Et sic festinavit quod dominus Guido, qui sibi obviabat sine armis, non bene per unum miliare potuit sibi obviare, ita cito civitati appropinquavit, cum pueris et familia decenti.*

[59] Hier und im Anschluß Johannes de Cermenate (wie Anm. 54) Kap 16–17, S. 29–39. Bowsky (wie Anm. 2) S. 77–78, folgt der Darstellung Johannes de Cermenate, schreibt es jedoch der Unachtsamkeit Guidos della Torre zu, daß er seine Banner nicht vor dem Kaiser senkte. Pauler, Könige (wie Anm. 2) S. 64f., konstatiert die Parteilichkeit dieses Verfassers und spricht seinem

Mailänder Contado und das Volk der Stadt freudig entgegengeeilt. Sie hätten ihre Zeichen vor dem König demütig geneigt und sich ihm gern unterworfen. Nach einer Übernachtung in Magenta sei er auf die Stadt zugezogen, erneut von zahlreichen angesehenen Mailändern aus Adel und Volk empfangen. Noch hinter der Plebs habe sich schließlich auch Guido della Torre selbst blicken lassen. Ihm habe die Kraft gefehlt, den König wie einen Feind zurückzuschlagen oder ihn freundlich zu begrüßen. Statt dessen habe er sich ihm mit einem finsteren Gesicht genähert und seine Banner nicht vor den königlichen Adlern gesenkt. Wütend hätten die *Theutonici* Guidos Banner an sich gerissen und sie schändlich in den Straßenkot geworfen. Darauf sei der Signore von Mailand vom Pferd abgestiegen, habe Heinrichs Füße geküßt und sei auch vom König freundlich in Empfang genommen worden.[60] Wie es sich auch mit der Detailtreue dieses Berichts aus der

---

Bericht jegliche Glaubwürdigkeit ab. Vgl. auch den Bericht des Legaten Nikolaus de Butrinto (wie Anm. 55) S. 499f.

[60] Johannes de Cermenate (wie Anm. 54) Kap. 16, S. 37f.: *deinde traiecto Ticino, multis vadis, sic etenim hyemali frigore contractis aquis cuntca flumina viam dabant regi, continuo laeta signa nobilium comitatus nostri: deinde popularium urbis laeto fremitu venientium in occursum regis apparuere: qui inclinatis signis ante pedes regis sese sibi liberaliter obtulere. rex itaque promissa Mattei* [Vicecomitis, Ch. D] *non vana, quin immo iam certa esse videns, illo die, si tempus sinerit, aut dies spatium daret, properasset ad urbem. sed quia iam propinquantibus vesperis, aër nimium spissus nivis iam coeperat obscurari, in loco Mazenta, qui eo ipso merito factus est burgus, hospitium petit. postero die, qui velut tanti ducis adventum sentiens, clarior praeterito longe fuit, processit ad urbem. cui priusquam medium iter capiat, innumerabiles nobilium nec non antiquae gentis popularium familiae magnis turmis veniunt in occursum. Guido de la Turre ultimus, post omnem plebis turbam, obviam regi, non solum civibus quin immo cunctis mortalibus, iratus venit: heu quam invitus! quamque etiam vitae suae odiosus, iam propinquo urbi domino suo trahitur in occursum, qui impediente superbia pavore mixta, nec regem ut hostem repulit, nec ut dominum naturalem, sicut tenebatur, admisit. verum tamen, quoad potuit, nec superbi fastus morem oblitus est; nam licet a circumstantibus doceretur ac etiam, ut aequum erat, cerneret cuncta procerum signa ante imperiales aquilas humiliter inclinata poni, ausus est, tamen, veniens in occursum regi, super verticem eius pati sua alte signa ferri, quae usque ad faciem principis taliter ferebantur, ni vero minor suo furor Theutonum indignantium ea de manu deferentis dempta turpiter deiecisset in limum stratae.*

Feder des Mailänders Johannes de Cermenate verhalten mag, in jedem Fall belegt er die gespannte Lage nach Heinrichs Erscheinen in Oberitalien. Der weitere Verlauf des Tages scheint ebenfalls von allgemeiner Unsicherheit geprägt gewesen zu sein. Denn in Mailand angekommen befahl der König seinen Begleitern, erst mit ihm zum Bischofspalast zu ziehen. Zunächst sollte er ein sicheres Quartier erreicht haben, bevor sich die anderen um die eigene Unterbringung bemühten. Obwohl dieser Befehl nicht auf Begeisterung stieß, weil der Einzug erst spät am Tage erfolgt war, sah sich Heinrich offensichtlich zu dieser Maßnahme genötigt, um jedes Risiko für seine Sicherheit ausschließen zu können.[61]

Der Einzug Heinrichs VII. in Mailand stellt nur eine Episode der vielen zeremoniellen Akte dar, die seinen Zug durch Ober- und Mittelitalien auf dem Weg zur Kaiserkrönung in Rom prägten. Von der Bedeutung dieser Akte, die von feierlichen Eiden der Stadtbewohner über Lehnshuldigungen diverser Adeliger bis zur vielbeachteten Unterwerfung Cremonas reichen, legt nicht zuletzt die sogenannte Bilderchronik des Balduineum ein eindeutiges Zeugnis ab.[62] Diese Viel-

attamen, iam propinquus regi, ad terram equo desiliens, osculatus est pedem eius. a quo tamen benigno vultu receptus est, cuius temeritati atque superbiae rex satis clementer indulgens: „amodo, inquit, Guido pacificus et fidelis sis, et quem negare nefas est, dominum recognosce."

[61] Nikolaus de Butrinto (wie Anm. 55) S. 500: [...] *in campis fuit ordinatum quod intrando civitatem Mediolanensem nullus iret ad hospitium sub pena gravi, nullus separaret se ab alio, donec dominum regem in suo hospitio posuissent et licentiam haberent recedendi ad hospitia. Et hoc fuit Theutonicis gravissimum, quia tarde erat, et hospitium non habebant plures, nec aliquis erat securus.*

[62] Gut dokumentiert ist etwa die Befriedung Astis durch Heinrich VII. unmittelbar vor dem Zug nach Mailand, dazu Dartmann (wie Anm. 29) S. 362–367. Vgl. zur Unterwerfung und Demütigung Cremonas neben der in Anm. 2 zitierten Literatur C. Garnier, Zeichen und Schrift. Symbolische Handlungen und literale Fixierung am Beispiel von Friedensschlüssen des 13. Jahrhunderts, Frühmittelalterliche Studien 32 (1998) S. 263–287, hier S. 269–272. Eine vollständige Reproduktion der Bilderchronik bietet F.-J. Heyen, Kaiser Heinrichs Romfahrt. Die Bilderchronik von Kaiser Heinrich VII. und Kurfürst Balduin von Luxemburg (1308–1313), Boppard 1965; vgl. dazu W. Schmid/H.-G. Borck (Hg.), Kaiser Heinrichs Romfahrt. Zur Inszenierung von Politik in einer Trierer Bilderhandschrift des 14. Jahrhunderts (Katalog zur Ausstellung

zahl verschiedener Demonstrationen und Inszenierungen des Verhältnisses des Königs zu den lokalen Kräften war deswegen unerläßlich, weil Heinrich seinen Anspruch, als *dominus naturalis* in ‚seinem' Königreich aufzutreten, durchsetzen mußte, ohne auf administrative und rituelle Routine zurückgreifen zu können. Da ja die Kontinuität von Herrschaftsausübung nordalpiner Könige in der Poebene und der Toskana spätestens mit dem Tod Friedrichs II. im Jahr 1250 für zwei Generationen abgerissen war, mußten der Luxemburger und die ihn empfangenden Adeligen und Städte wieder neu ihr Verhältnis definieren, was vor allem in Akten symbolischer Kommunikation geschah.[63] Wie das Mailänder Beispiel zeigt, waren die *Adventus* Heinrichs VII. deutlicher noch als andere durch den Bedarf geprägt, die wechselseitigen Erwartungen und Ansprüche in der jeweiligen Situation selbst zum Ausdruck zu bringen und durchzusetzen.

Dieselbe Bedeutung des *Adventus* wird in den geschilderten Fällen deutlich, in denen die Kommunen sich in Ausnahmesituationen einem auswärtigen Herrn unterstellten, der eine stärkere Machtposition innehaben sollte, als sie üblicherweise einem Stadtregenten zukam. Deswegen erlaubt die Geschichte der italienischen Kommunen, in besonderer Deutlichkeit die wesentliche Funktion des Adventuszeremoniells nachzuvollziehen, nämlich in der Interaktion zwischen einem *dominus* und einer Stadt das Verhältnis zwischen beiden zu definieren und darzustellen. Daß im Zeremoniell Fakten geschaffen wurden, zeigt sich bei den Verhandlungen, die über sein Stattfinden oder seine Ausgestaltung geführt wurden. Zugleich konnte das Einzugszeremoniell dazu beitragen, die politische Lage in der Stadt und sogar die kommunale Verfassung zu verändern.

„Kaiser Heinrichs Romfahrt" der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz, 15. 3.–26. 5. 2000), Mittelrheinische Hefte 21, Koblenz 2000.

[63] Auch die reichhaltigen materiellen Ressourcen der italienischen Stadtgesellschaft stellten für Heinrich VII. einen nicht unwesentlichen Anreiz dar, dort seine Herrschaftsansprüche geltend zu machen. Daß auch der Umgang mit Geld aus der Perspektive der symbolischen Kommunikation betrachtet in neuem Licht erscheint, zeigen K. Görich, Geld und *honor*. Friedrich Barbarossa in Italien, in: G. Althoff (Hg.), Formen und Funktionen öffentlicher Kommunikation im Mittelalter, Vorträge und Forschungen 51, Stuttgart 2001, S. 177–200; H. Kamp, Geld, Politik und Moral im hohen Mittelalter, Frühmittelalterliche Studien 35 (2001) S. 329–347.

Neben diesen Einzügen unter außergewöhnlichen Umständen, die jeweils eigens ausgehandelt werden mußten, gab es die Routine der Einholung eines neuen Podestà, die ebenfalls der besonderen Struktur der italienischen Stadtverfassungen entsprach. Der einziehende *dominus* erhielt zwar eine Ehrung, die sein Ansehen und seine Wertschätzung durch die lokale Bevölkerung vor aller Augen stellte. Sie galt aber einem ‚Stadtherrn', der sich peniblen Regulierungs- und Überwachungsmechanismen gegenüber sah. Gerade in der Abfolge des ihn ehrenden Empfangs und des unmittelbar darauf folgenden Amtseides auf den geschlossenen Statutencodex wurde die ambivalente Stellung dieser Figur deutlich. Eine von adeligen Werten durchdrungene Gesellschaft fand in dieser besonderen Ausprägung des Herrschaftszeremoniells ein Mittel, genossenschaftliche Machtverwaltung mit einer sichtbaren Darstellung von Ehre zu vermitteln. Diese besondere Gemengelage zwischen einer kommunalen Verfassungsstruktur und aristokratischen Wertvorstellungen, die im Ritual ihren Ausdruck und ihr Betätigungsfeld fand, begründet die besondere Stellung, die ‚Herrschereinzüge' in den italienischen Stadtkommunen in der europäischen Geschichte des *Adventus* einnehmen.

RIASSUNTO

L'ingresso solenne arrivo di un nuovo signore nella città era uno dei momenti centrali della vita politica medievale, poichè attraverso di esso non solo emergeva con evidenza il rapporto tra i partecipanti, ma erano pattuiti in modo vincolante i termini stessi della relazione. Nonostante la loro sostanziale autocefalia e la loro particolare struttura costituzionale, anche i comuni cittadini italiani fecero ricorso a elementi propri del cerimoniale di *adventus* per celebrare l'ingresso di un titolare della signoria forestiero. In occasione dell'insediamento, che si ripeteva una volta all'anno o ogni sei mesi, di un nuovo podestà erano rese pubbliche le sue qualità personali, sociali e professionali, che lo rendevano adatto a detenere temporaneamente la signoria della città. Allo stesso tempo, il comune rimarcava il suo controllo nei confronti del forestiero, al quale accordava competenze ampie, ma al tempo stesso ben definite. Quest'ambivalenza era rivestita di un discorso d'onore che trovava la sua espressione nelle parole e nel cerimoniale. Oltre a questi rituali periodici, il comune celebrava anche, in situazioni eccezionali, *adventus* solenni,

quando doveva essere riconosciuta una posizione di rilievo particolare in città al sovrano tedesco-romano, al legato pontificio o a un altro straniero, per esempio per concludere accordi di pace tra i cittadini. Uno sguardo di insieme che considera queste relazioni eccezionali e l'abituale ritualità dell'insediamento di un nuovo podestà permette di cogliere il contributo specifico che i comuni cittadini italiani hanno fornito alla storia dell'*adventus* europeo in epoca premoderna, dal momento che essi si appropriarono delle tradizioni secondo modalità che risentirono delle particolarità delle strutture politiche e delle specifiche situazioni.

DIE STATUTEN DES REGULIERTEN LATERANKAPITELS IM 13. JAHRHUNDERT

Mit einer Edition der Statuten Gregors IX. (1228) und Nikolaus' IV. (1290)

von

JOCHEN JOHRENDT

Bereits vor zwölf Jahren bemerkte Matthias Thumser bei seiner Edition der ältesten Statuten des Kapitels von S. Maria Maggiore, daß die mittelalterlichen Statuten der Kapitel in Italien bisher nur wenig Aufmerksamkeit gefunden haben[1] und ein Vergleich der Statuten der römischen Kapitel immer noch ausstehe.[2] Daß sich eine intensive Beschäftigung mit den Statuten als Quellengattung lohnt, betonen auch jüngste deutsche und italienische Arbeiten.[3] Grundlage weiterer For-

---

[1] M. Thumser, Die ältesten Statuten des Kapitels von Santa Maria Maggiore in Rom (1262/71, 1265), QFIAB 74 (1994) S. 294–334, hier S. 295f. Vgl. auch die Ausgabe unter Berücksichtigung der Edition Thumsers von V. Saxer, Sainte-Marie-Majeure: une basilique de Rome dans l'histoire de la ville et de son église (V^e–XIIe siècle), Collection de l'École Française de Rome 283, Rome 2001, S. 487–505.

[2] Vgl. dazu demnächst meine komparatistisch angelegte Arbeit über das Kapitel von St. Peter im Vatikan.

[3] Vgl. jüngst den Band Regulae – Consuetudines – Statuta. Studi sulle fonti normative degli ordini religiosi nei secoli centrali del Medioevo, a cura di C. Andenna/G. Melville, Vita Regularis 25, Münster 2005, sowie bereits die Bemerkungen von Thumser, Die ältesten Statuten (wie Anm. 1) S. 295f. Zu den bei Thumser S. 295 in Anm. 2 zitierten Statuten wäre aus jüngster Zeit und für das weitere Umfeld Roms zu nennen: P. Montaubin, Entre glorie curiale et vie commune: le chapitre cathédral d'Anagni au XIIIe siècle, MEFRM 109 (1997) S. 303–442. Die Edition der am 28. August 1299 von Papst

schungen muß zunächst die Texterschließung sein, die für das Laterankapitel mit der Edition der Statuten von 1369 durch Louis Duval-Arnould für das 14. Jahrhundert geleistet wurde.[4] Doch im 13. Jahrhundert klafft für dieses Kapitel bei der editorischen Aufarbeitung der Statuten immer noch eine Lücke. Das verwundert um so mehr, als die Existenz der Statuten Nikolaus' IV. bereits seit dem Ende des 19. Jahrhunderts allgemein bekannt ist.[5] Diese Lücke soll der vorliegende Beitrag schließen und dadurch über Rom hinaus einen Beitrag zur Gattungsgeschichte der Statuten leisten.

Wie Statuten genau zu definieren, wie sie typologisch von *Consuetudines*-Texten und Regeln abzugrenzen sind, ist nach wie vor fraglich.[6] Zu einer eindeutigen Klärung dieser Frage wird man durch

Bonifaz VIII. bestätigten und am 1. August 1277 durch Bischof Pietro Gaetani promulgierten Statuten für das Kathedralkapitel findet sich auf den Seiten 395–397.

[4] Vgl. L. Duval-Arnould, Les constitutions de Grégoire XI pour le chapitre du Latran (1369–1373), Rivista di storia della chiesa in Italia 60 (2006) S. 405–450. Bisher war man auf die unvollständigen Editionen bei S. Soresini, De capitibus sanctorum apostolorum Petri et Pauli in sacrosancta Lateranensi ecclesia asservatis, Rom 1673, S. 8–10; oder J. Mabillon, Musei Italici, Bd. 2, Paris 1689, S. 576–584, und anderen angewiesen, vgl. dazu die Vorbemerkungen von Duval-Arnould zu seiner Edition; sowie A. Rehberg, Die Kanoniker von S. Giovanni in Laterano und S. Maria Maggiore im 14. Jahrhundert. Eine Prosopographie, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 89, Tübingen 1999, S. 25.

[5] Vgl. Les Registres de Nicolas IV. Recueil des bulles de ce pape, publ. ou analysées d'après les manuscrits originaux des Archives du Vatican par E. Langlois, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome. Sér. 2, Paris 1886–1893, Nr. 2947; ebenso Ph. Lauer, Le Palais de Latran. Étude historique et archéologique, Paris 1911, S. 636 Nr. 60, mit Bezug auf eine neuzeitliche Abschrift in der Biblioteca Apostolica Vaticana, HS Vat. Lat. 8034 fol. 173–177. Lauer scheint das Original nicht eingesehen zu haben, da er das Stück nach der an dieser Stelle falschen Abschrift in Vat. lat. 8034 auf den 7. Mai 1291 datiert, vgl. auch den Hinweis von Rehberg, Kanoniker (wie Anm. 4) S. 22.

[6] So auch G. Melville, Regeln – *Consuetudines*-Texte – Statuten. Positionen für eine Typologie des normativen Schrifttums religiöser Gemeinschaften im Mittelalter, in: Regulae (wie Anm. 3) S. 5–38, hier S. 35, der zusammenfassend feststellt, daß seine Ausführungen „nur erste Positionen für eine Typologie des normativen Schrifttums religiöser Gemeinschaften im Mittelalter lieferten."

eine Analyse der Terminologie der Quellen nicht gelangen.[7] Zu vielfältig ist die Ausdrucksweise der Quellen. Die Forschung steht zumal im Bereich der Statuten von Kanonikergemeinschaften noch am Anfang. Zunächst müssen hier größere Textkorpora erschlossen werden,[8] bevor man zu vergleichenden Studien mit regionaler Differenzierung wird übergehen können, die den Quellenwert der Statuten als Textgattung ausloten können.[9] Am Beginn muß eine Sammlung und Bereitstellung von Statuten stehen, und dabei darf die Differenzierung des-

---

[7] Vgl. C. D. Fonseca, *Secundum beati Augustini Regulam.* Regole, consuetudini, statuti nella vita canonicale, in: Regulae (wie Anm. 3) S. 39–52, hier S. 39, sowie vorrangig auf das Problem im Bereich der Orden ausgerichtet in demselben Band auch G. Melville, Regeln (wie Anm. 3) S. 9f. mit Anm. 23.

[8] Eine zentrale Sammlung vergleichbarer Texte liegt bisher allein für den Bereich der monastischen Consuetudines vor, vgl. das umfangreiche Editionswerk des Corpus consuetudinum monasticarum, hg. v. K. Hallinger, 14 Bde., Siegburg 1963–2002. Zu den *Consuetudines* als Quellengattung vgl. immer noch grundlegend ders., *Consuetudo.* Begriff, Formen, Forschungsgeschichte, Inhalt, in: Untersuchungen zu Kloster und Stift, hg. v. Max-Planck-Institut für Geschichte, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 68, Studien zur Germania Sacra 14, Göttingen 1980, S. 140–166. Zu einer Abgrenzung von Consuetudines und Statuten mit Hilfe des Kriteriums der Geltung der Texte vgl. jüngst auch G. Melville, Handlung, Text und Geltung. Zu Clunys *Consuetudines* und Statuten, in: Der weite Blick des Historikers. Einsichten in Kultur-, Landes- und Stadtgeschichte. Peter Johanek zum 65. Geburtstag, hg. v. W. Ehbrecht/A. Lampen/F.-J. Post/M. Siekmann, Köln-Weimar-Wien 2002, S. 23–39.

[9] Vgl. in diesem Zusammenhang etwa den Ansatz von J. Schillinger, Die Statuten der Braunschweiger Kollegiatstifte St. Blasius und St. Cyriacus im späten Mittelalter, Quellen und Studien zur Geschichte des Bistums Hildesheim 1, Hannover 1994, S. 13, der versucht, aus den Statuten der Stifte Stiftslandschaften zu rekonstruieren, nach dem Modell von P. Moraw, Über Typologie, Chronologie und Geographie der Stiftskirche im deutschen Mittelalter, in: Untersuchungen zu Kloster und Stift, hg. v. Max-Planck-Institut für Geschichte, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 68, Studien zur Germania Sacra 14, Göttingen 1980, S. 9–37, hier S. 36. Zum Ansatz von Schillinger kritisch die Rezension der Arbeit von E. Bünz, Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 67 (1995), S. 413–416, sowie ders., Stift Haug in Würzburg. Untersuchungen zur Geschichte eines fränkischen Kollegiatstifts im Mittelalter, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 128, Studien zur Germania Sacra 20, 2 Bde., Göttingen 1998, hier Bd. 1 S. 111 Anm. 1.

sen, was Statuten sind, noch nicht zu stark ausfallen, um das Ergebnis der weiteren Forschung nicht zu präjudizieren. In diesem Sinne sind auch die beiden hier in Edition gebotenen Texte, die „die zurückgebliebenen erstarrten Spuren [...] innerstiftischen Zusammenlebens" bewahrt haben,[10] als Statuten aufgefaßt.

Der erste Text, die Statuten Gregors IX. von 1228, ist zwar mehrfach gedruckt worden, doch die starken Abweichungen der Drucke und die teilweise schlechte und verkürzte Wiedergabe des Textes machen eine kritische Neuedition sinnvoll. Diese Statuten stehen in einer textlichen Entwicklungslinie, die bis zu den Anfängen des regulierten Kapitels zurückreicht. Am Beginn der Bestrebungen, die Lebensweise der Kanoniker von S. Giovanni in Laterano schriftlich zu fixieren, steht die Regulierung des Kapitels durch Papst Alexander II.[11] Der vormalige Bischof Anselm I. von Lucca, der 1061 als Alexander II.

---

[10] So G. P. Marchal, Die Statuten des weltlichen Kollegiatstifts St. Peter in Basel. Beiträge zur Geschichte der Kollegiatstifte im Spätmittelalter mit kritischer Edition des Statutenbuchs und der verfassungsgeschichtlichen Quellen, 1219–1529 (1709), Quellen und Forschungen zur Basler Geschichte 4, Basel 1972, S. 107, in seiner Arbeit, die neben der Arbeit von D. Schwarz, Die Statutenbücher der Propstei St. Felix und Regula (Großmünster) zu Zürich, Zürich 1925, am Beginn der modernen Kapitelstatutenforschung steht.

[11] Vgl. dazu T. Schmidt, Die Kanonikerreform in Rom und Papst Alexander II. (1061–1073), in: Studi Gregoriani 9, Roma 1972, S. 199–221; Rehberg, Kanoniker (wie Anm. 4) S. 22. Schmidt S. 220 hat deutlich gemacht, daß die Reform des Kapitels personell durch die Reformkongregation von S. Frediano in Lucca unterstützt wurde, vgl. zu deren Stellung in Rom auch W. Gehrt, Die Verbände der Regularkanonikerstifte S. Frediano in Lucca, S. Maria in Reno bei Bologna, S. Maria in Porto bei Ravenna und die cura animarum im 12. Jahrhundert, Europäische Hochschulschriften 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 3, Bd. 224, Frankfurt a. M. u. a. 1984, S. 69–73; M. Maccarrone, I Papi del secolo XII e la vita comune e regolare del clero, in: La vita comune del clero nei secoli XI e XII, Atti della settimana di studio (Mendola, settembre 1959), Miscellanea del Centro di Studi Medioevali 3, 2 Bde., Milano 1962, S. 349–398, hier S. 361–364. Zur Reformbewegung in Rom vgl. T. di Carpegna Falconieri, Il clero di Roma nel medioevo. Istituzioni e politica cittadina (secoli VIII–XIII), Roma 2002, S. 176–193. Zu den Regularkanonikern Italiens vgl. jüngst C. Andenna, „Kanoniker sind Gott für das ganze Volk verantwortlich". Die Regularkanoniker Italiens und die Kirche im 12. Jahrhundert, Schriftenreihe der Akademie der Augustiner-Chorherren von Windsheim 9, Paring 2004.

die Kathedra Petri bestiegen hatte, verband mit der Umwandlung der Säkularkanoniker in Regularkanoniker zugleich eine Festschreibung ihrer Lebensführung, verpflichtete sie auf die Norm der Augustinusregel.[12] Zwar ist die Urkunde Alexanders II. verloren, doch dürften die beschriebenen Vorgaben bereits in ihr enthalten gewesen sein, da sie die erste Stufe einer kontinuierlichen Weiterentwicklung der Statuten bildete, bei der das Deperditum um Einzelbestimmungen und vor allem um Besitztitel erweitert wurde.[13] Die hier edierten Statuten Gregors IX. von 1228[14] stehen in dieser textlichen Tradition. Die Ausfertigung folgte den bisherigen Bahnen am Laterankapitel bzw. dem allgemeinen Verhalten von Urkundenempfängern, die sich entscheidende Privilegien unter Vorlage der Vorurkunden von Zeit zu Zeit erneuern ließen. In der Form eines feierlichen Privilegs[15] erlassen, setzte die Gregorurkunde inhaltlich die Zwitternatur der Alexanderurkunde

---

[12] Zum Stand der italienischen Regularkanonikerforschung vgl. C. Andenna, Studi recenti sui canonici regolari, in: Dove va la storiografia monastica? Temi e metodi di ricerca per lo studio della vita monastica e regolare in età medievale alle soglie del terzo millennio. Atti del Convegno internazionale (Brescia/Rodengo, 23–25 marzo 2000), a cura di G. Andenna, Milano 2001, pp. 101–129; sowie dies., Kanoniker (wie Anm. 11). Zu den Säkularkanonikern vgl. E. Curzel, Le quinte e il palcoscenico. Appunti storiografici sui capitoli delle cattedrali italiane, in: Canonici delle cattedrali nel medioevo, Quaderni di storia religiosa 10, Verona 2003, S. 39–67; sowie – jüngst erschienen – der Band Dom- und Kollegiatsstifte in der Region Tirol – Südtirol – Trentino in Mittelalter und Neuzeit, Collegialità ecclesiastica nella regione trentino-tirolese dal medioevo all'età moderna, hg. v. H. Obermair/K. Brandstätter/E. Curzel, Schlern-Schriften 329, Innsbruck 2006.

[13] Zum Privileg Alexanders II., vgl. It. Pont. 1 S. 25 Nr. *7 (1061–73); zum Privileg Anastasius' IV., vgl. ebd. S. 28 Nr. 19 vom 30. Dezember 1153; zum Privileg Alexanders III., vgl. ebd. S. 29 Nr. 24 (1159–81); zum Privileg Honorius' III., vgl. Regesta Honorii papae III. ex Vaticanis archetypis aliisque fontibus, ed. P. Pressutti, 2 Bde., Roma 1888–95 (ND Hildesheim–New York 1978) S. 17 Nr. 95 zum 10. November 1216. Danach folgen die hier edierten Statuten Gregors IX. vom 3. Februar 1228 und auf diese folgen die fast unveränderten Statuten durch Innozenz IV. vom 17. April 1244, zu diesen s. u. Anm. 16.

[14] Potthast Nr. 8121. Zu Gregor IX. vgl. O. Capitani, Art. Gregorio IX, in: Enciclopedia dei papi, Bd. 2, Roma 2000, S. 363–380.

[15] Zur Einordnung dieser Papsturkunde vgl. Th. Frenz, Papsturkunden des Mittelalters und der Neuzeit, Historische Grundwissenschaften in Einzeldarstellungen 2, Stuttgart ^{2}2000, S. 21–23.

fort: Einerseits wurden Besitzungen genannt sowie bestätigt und andererseits die Statuten fortgeschrieben. Wirtschaftliche Grundlagen des Kapitels und innere Verfassung wurden damit in demselben Text behandelt und sanktioniert. Die letzte faßbare Stufe dieser Texttradition ist das 16 Jahre später, am 17. April 1244, erteilte feierliche Privileg Innozenz' IV. für das Laterankapitel.[16]

Diese Vermengung beider Bereiche ist in den hier erstmals edierten Statuten Nikolaus' IV. von 1290 nicht mehr gegeben. Sie befassen sich ausschließlich mit den inneren Verhältnissen im Kapitel. Damit bilden sie eine neue Stufe in der Entwicklung der Statuten des Laterankapitels, die sich von der bisherigen Tradition absetzte, indem sie nicht mehr an entsprechende Vorurkunden anschloß. Nikolaus IV. erließ die Statuten als Bulle.[17] Durch sie sollte das seit 200 Jahren regulierte Leben in neuer Form normiert werden. Die genauen Hintergründe, die zur Neufassung der Statuten durch Nikolaus IV. führten, sind unklar. Eine Aufarbeitung des Laterankapitels, die hier wünschenswerte Einblicke ermöglichen könnte, fehlt bis jetzt. Die neue Regelung blieb nicht lange gültig. Neun Jahre später wurden die Regularkanoniker durch Bonifaz VIII. in Säkularkanoniker umgewandelt.[18]

---

[16] Dieses Privileg wurde hier nicht ediert. Die hinzugefügten Passagen wurden jedoch im Sachkommentar vermerkt, s. u. Die Urkunde Innozenz' IV. ist ebenfalls in Form eines feierlichen Privilegs erlassen worden, mit Unterschriften der Kardinäle, Rota, Benevalete und einer Ausschmückung der ersten Zeile in Elongata. Die Signatur des Originals ist Archivio di S. Giovanni in Laterano: Pergamene Q 1 A 4. Abschriftlich ist die Urkunde ebenfalls überliefert in: Archivio di S. Giovanni in Laterano A 75: Inventarium seu Repertorium de Rebus mobilibus et immobilibus, Juris ac Privilegiis et immunitatibus Sacrosanctae Lateranensis Ecclesiae et Ecclesiarum eidem subiectarum, compilata da Nicola Franjapanis, fol. XXVv–XXVIIr, das von Kehr nach dem Wiederentdecker als Bullarium des Lorenzo Crassi bezeichnet worden war, vgl. It. Pont. 1 S. 24 unter der Sigle C sowie Kehrs Bezug darauf bei der Edition der Urkunde Alexanders III. für das Laterankapitel, P. F. Kehr, Römische Analekten, QFIAB 14 (1911) S. 1–37, hier S. 23. Regestriert ist das auf den 17. April 1244 datierte Stück bei Lauer, Palais (wie Anm. 5) S. 635 Nr. 49. Das Incipit lautet: *Vigilanti atque superimminenti.*

[17] Zur Form der Bulle vgl. Frenz, Papsturkunden (wie Anm. 15) S. 28f.

[18] Zu den Ereignissen vgl. A. Rehberg, Bonifacio VIII e il clero di Roma, in: Bonifacio VIII. Ideologia e azione politica. Atti del convegno organizzato nell'ambito delle Celebrazioni per il VII centenario della morte, Città del Vati-

Dies trug sicherlich dazu bei, daß die nunmehr gegenstandslosen Statuen von 1290 rasch in Vergessenheit gerieten. Einige Jahre später, zu Beginn des 14. Jahrhunderts, erachtete man das Stück, in dem nur wenige Besitztitel festgeschrieben sind, als obsolet, und so fand es in keines der mittelalterlichen Kopialbücher des Kapitels Eingang, obwohl der Laterankanoniker Niccolò Frangipane durchaus einiges an Material zusammengetragen hatte.[19] Im Wissen um die weitere Entwicklung nach 1290 könnte man in den Statuten Nikolaus' IV. den letzten Versuch sehen, das Kapitel in seiner regulierten Form aufrechtzuerhalten, sich den Interessen adeliger römischer Familien an einer Umwandlung des Kapitels in ein Säkularkanonikerkapitel mit entsprechenden Pfründen und weniger strengen Lebensvorschriften entgegenzustellen.[20] Es wäre auch daran zu denken, daß Nikolaus, der sich in der Apsis der Lateranbasilika abbilden ließ, sich dieser Kirche eng verbunden fühlte und vor dem Hintergrund seiner franziskanischen Prägung das Kapitel reformieren wollte.[21] Vielleicht wurden die Statuten aber auch auf Veranlassung des Kapitels hin verfaßt, das die Kompetenzen des Priors begrenzt und beschnitten wissen wollte?[22] Oder

---

cano-Roma, 26–28 aprile 2004, Bonfaciana 2, Roma 2006, S. 345–378, hier S. 349–355; ders., Kanoniker (wie Anm. 4) S. 23–25.

[19] Es handelt sich um die Handschrift Archivio di S. Giovanni in Laterano A 75, s. o. Anm. 16. In dieser Handschrift findet sich zwar eine Kopie der Urkunde Gregors IX., doch die Statuten Nikolaus' IV. fehlen. Zu Niccolò Frangipane vgl. Rehberg, Kanoniker (wie Anm. 4) S. 260f. L*66.

[20] Das Laterankapitel war nach seiner Umwandlung in ein Säkularkanonikerkapitel maßgeblich durch die Familien Colonna und Annibaldi geprägt. Zur Situation vgl. Rehberg, Kanoniker (wie Anm. 4) S. 111–125, sowie speziell zum Einfluß der Colonna ders., Kirche und Macht im römischen Trecento. Die Colonna und ihre Klientel auf dem kurialen Pfründenmarkt (1278–1378), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 88, Rom 1999, S. 309–311.

[21] Zu Nikolaus IV. vgl. G. Barone, Art. Niccolò IV, in: Enciclopedia dei papi, Bd. 2, Roma 2000, S. 455–459. Zur franziskanischen Prägung Girolamo Mascis vor seiner Erhebung zum Papst vgl. M. C. de Matteis, Girolamo d'Ascoli: Dall'esperienza francescana alla politica ecclesiastica, in: Niccolò IV: Un pontificato tra oriente ed occidente, Atti del convegno internazionale di studi in occasione del VII centenario del pontificato di Niccolò IV (Ascoli Piceno, 14–17 dicembre 1989), a cura di E. Menestò, Spoleto 1991, S. 91–108.

[22] S. u. S. 108f.

waren die Statuten eine Reaktion auf Kritik am Lebenswandel der Laterankanoniker?[23] Doch wird die Einordnung des Textes erst durch eine substantielle Studie über das Laterankapitel im Hochmittelalter möglich werden, was hier nicht geleistet werden kann. Wenn im folgenden die Statuten Gregors IX. und Nikolaus' IV. ediert und kontrastiv gegenübergestellt werden, so wird dadurch sowohl die inhaltliche Veränderung der Statuten des Laterankapitels von 1228 bis 1290 untersucht als auch an diesem Beispiel die Entwicklung der Statuten als Gattung.

Breiten Raum nehmen in den Statuten Gregors IX. die Besitzbestätigungen ein. Sie sind in den Statuten Nikolaus' IV. bis auf drei bzw. fünf Kirchen,[24] die unter der *oboedientia* des Laterankapitels standen, entfallen. Eine *Enumeratio bonorum* findet allein im Privileg Gregors IX. statt.[25] Das Verzeichnis der Besitzungen in den Statuten von 1228 weicht nur wenig von der Vorgängerurkunde Honorius' III. ab. Zu den bisherigen Besitzungen werden nun, zwölf Jahre nach der Ur-

[23] Zur Kritik an Reformkanonikern vgl. etwa die bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstandene Streitschrift, ediert von F. Fuchs/C. Märtl, Ein neuer Text zur Auseinandersetzung zwischen Säkular- und Regularkanonikern im 12. Jahrhundert, in: Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter. Festschrift für Horst Fuhrmann zum 65. Geburtstag, hg. v. H. Mordek, Tübingen 1991, S. 277–302. In einem Streitgespräch wirft ein Säkularkanoniker einem seinem Anspruch nach streng lebenden Regularkanoniker vor, daß er es sich in seinem Kapitel nicht besonders schlecht ergehen lasse, und beschreibt seinen Speiseplan so: *mella et similaginem et nobilis Falerni exuberantiam transmarinorumque piscium cottidianam contempnis affluentiam*, ebd. S. 298 Z. 23 f.; vgl. dazu ferner J. Laudage, Norm und Geschichte. Mittelalterliche Kanoniker und ihre Lebensregeln, in: Frömmigkeitsformen in Mittelalter und Renaissance, hg. v. dems., Studia Humaniora 37, Brühl 2004, S. 48–95, hier S. 80 f.

[24] Es handelt sich um die Kirchen S. Maria Maggiore in Collescipoli, S. Lucia de confinio und S. Tommaso in Terni, s. u. Art. 8. Genannt werden auch die Kirchen S. Giovanni a porta Latina und S. Andrea in Silice, doch deren Besitz wird nicht explizit bestätigt, s. u. Art. 10.

[25] Zur *Enumeratio bonorum* vgl. grundlegend D. Lohrmann, Formen der Enumeratio bonorum in Bischofs-, Papst- und Herrscherurkunden (9.–12. Jahrhundert), Archiv für Diplomatik 26 (1980) S. 281–311, hier S. 288, der im Hinblick auf die Papsturkunden ausführt, daß sich dort Formen der *Enumeratio bonorum* besonders seit Urban II. nachweisen lassen, die dann „zu einem der erfolgreichsten Produkte der Papstkanzlei" werden.

kunde Honorius' III., Salzgewinnungsanlagen bei Ostia und Porto hinzugefügt. Damit kann man neben der Stadt Rom drei Besitzzentren des Kapitels erkennen: Der nördliche Besitzschwerpunkt erstreckt sich östlich des Bolsena Sees von Montefiascone bis hinter Rieti. Hier sind sowohl ein Komplex von acht Kastellen zu nennen, an denen das Kapitel ein Viertel besitzt, wie der achte Teil von vier weiteren ebenfalls in diesem Raum gelegenen Kastellen, als auch Kirchen im Besitz des Kapitels. Der zweite Schwerpunkt wird durch unterschiedliche Besitzungen südlich von Rom bis hin nach Carpineto Romano gebildet. Den dritten Komplex bilden die Besitzungen im Gebiet von Ostia und Porto. In Rom sind die Besitzungen um die Laterankirche konzentriert. In diesem Bereich unterstehen dem Kapitel ebenso Häuser und Kirchen wie Gärten und Weinberge. Die Besitzungen liegen sowohl innerhalb als auch außerhalb der Aurelianischen Mauer. Innerhalb des klassischen *abitato* von St. Peter bis zum Kapitol[26] werden in der Urkunde kaum Besitzungen aufgeführt, wobei zu berücksichtigen ist, daß sich manche Objekte nicht mehr lokalisieren lassen.

Anders als bei der Besitzstruktur des Laterankapitels bieten beide Statuten Regelungen zum inneren Leben des Kapitels. Gemäß der chronologischen Reihenfolge seien hier zuerst die Statuten Gregors IX. untersucht. Die Normen, die Gregor IX. für das Kapitel verbindlich machte, fußen im wesentlichen auf den Regelungen Alexanders II. und Anastasius' IV., wie es auch das Privileg selbst formulierte.[27] Die Urkunde Alexanders III. hatte in die Urkunde Anastasius' IV. das Procedere bei der Erhebung des Priors eingefügt. Ein neuer Prior sollte demgemäß entweder aus dem eigenen oder aus einem anderen Kapitel stammen. Die Wahl erfolgte durch das Kapitel selbst, aber mit Zustimmung des Papstes.[28] Die Formulierung suggeriert eine

[26] Vgl. dazu immer noch grundlegend R. Krautheimer, Rom. Schicksal einer Stadt, 312–1308, München 1987, S. 297ff. mit einer Karte für das 11. Jh. auf S. 271. Zur Binnendifferenzierung der *rioni* vgl. E. Hubert, Espace urbain et habitat à Rome du Xe siècle à la fin du XIIIe siècle, Nuovi studi storici dell'Istituto storico italiano per il Medio Evo 7, Collection de l'École française de Rome 135, Roma 1990, S. 63–96, für das 13. Jh. besonders S. 89–96.

[27] *Illud vero, quod a memoratis predecessoribus nostris Alexandro secundo et Anastasio statutum est*, s. u. S. 129.

[28] Zur Erhebung des Priors in anderen Regularkanonikerkapiteln Italiens, vgl. Andenna, Kanoniker (wie Anm. 11) S. 34f. u. 38.

Zweiteilung des Erhebungsvorgangs in Wahl und Bestätigung.[29] Doch unter der päpstlichen Zustimmung ist sicherlich eine nicht allein formelle Zustimmung zur Wahl zu verstehen. In dieser Form fanden die Bestimmungen auch Eingang in die Statuten Gregors IX. Weder durch Anastasius noch durch Alexander war das Laterankapitel hingegen explizit eximiert worden. Erst Honorius III. hatte festgelegt, daß niemand die Kanoniker exkommunizieren, das Interdikt über sie verhängen oder sie vor Synoden rufen dürfe.[30] Dasselbe sollte auch für Kleriker und Laien gelten, die als Oblaten in der Laterankirche verweilten.[31] Neben diesen beiden Regelungen enthalten die Statuten Gregors IX. noch weitere Bestimmungen: Sie legen die Verwahrung der Paramente, des Altarschmucks und der Altaropfer fest sowie den gemeinsamen Meßdienst mit den Kardinalbischöfen. Ferner bestimmen sie die Anzahl der Kanoniker bei den liturgischen Diensten an Sonn- und Festtagen, die Unterstellung der Basilika unter den Papst, die Aufrechterhaltung der Disziplin durch die Kontrolle der Kardinalbischöfe, sprechen dem Kapitel ein Anrecht auf Hab und Gut von Pilgern zu, die in einer Parochie verstarben, die unter der Aufsicht des Laterankapitels stand,[32] gestatten die Aufnahme von (Säkular-)Klerikern und Laien unter bestimmten Umständen, untersagen den Kanoni-

---

[29] So spricht die Urkunde vom neuen Prior als dem *electus et confirmatus*.

[30] Die Exemtion ist immer noch schlecht erforscht. Für den italienischen Bereich vgl. V. Pfaff, Die päpstlichen Klosterexemtionen in Italien bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts. Versuch einer Bestandsaufnahme, in: ZRG Kan. Abt. 72 (1986) S. 76–114; sowie den kurzen Überblick von R. Puza, Art. Exemtion, Lex MA 4 (1989) Sp. 165f.

[31] Zur Oblation und ihrer historischen Entwicklung bis zum Ausgang des Mittelalters vgl. die nicht allein auf Nonnenklöster ausgerichtete Darstellung von E. Schlotheuber, Klostereintritt und Bildung. Die Lebenswelt der Nonnen im späten Mittelalter. Mit einer Edition des ‚Konventstagebuchs' einer Zisterzienserin von Heilig-Kreuz bei Braunschweig (1484–1507), Spätmittelalter und Reformation Neue Reihe 24, Tübingen 2004, S. 175–222, zur rechtlichen Regelung des 12. und 13. Jahrhunderts S. 200–206.

[32] Vgl. zur Aufteilung der Parochien im Rom des 12. bis 14. Jahrhunderts S. Passigli, Geografia parrochiale e circoscrizioni territoriali nei secoli XII–XIV: istituzioni e realtà quotidiana, in: Rome aux XIIIe et XIVe siècles, cinq études réunies par É. Hubert, Collection de l'École française de Rome 170, Rome 1993, S. 43–86, für das Laterankapitel besonders S. 56f. sowie die Karten 1 und 2 am Ende des Bandes.

kern, ohne besondere Erlaubnis das *claustrum* zu verlassen, und verboten jegliche Form von besitzrechtlicher Schädigung der Laterankirche und ihres Kapitels.

Über das konkrete innere Leben des Kapitels erfährt man relativ wenig. Die Verfassung des Kapitels und seine innere Struktur werden kaum thematisiert, seine Größe nicht geregelt. Die Stellung des Priors im Kapitel und zum Papst, die Position der Kardinalbischöfe und die Unterstellung des Kapitels direkt unter den Papst werden knapp skizziert. Diesen Regelungen läßt sich für den Prior folgendes entnehmen: Die Aufnahme neuer Kapitelmitglieder sollte durch einen gemeinsamen Beschluß von Prior und Kapitel erfolgen. Auch bei der Abstellung von Mißständen konnte der Prior nicht alleine handeln. Neben dem Kapitel mußte der Prior sich auch mit den Kardinalbischöfen und deren Vorstellungen von einem regulierten Lebenswandel arrangieren. Weisungskompetenzen des Priors lassen sich allein in einem Punkt erkennen: Wenn die Kanoniker das *claustrum* verlassen wollten, waren sie auf die Erlaubnis des Priors angewiesen. Anhand dieser wenigen Punkte läßt sich wenig über die Balance zwischen Prior und Kapitel aussagen.

Außer dem Prior wird kein einziges Amt genannt. Auch die Verwaltung der Einnahmen wird kaum thematisiert. Fokussiert wird damit weniger die innere Ordnung des Kapitels – hier konnte man sich an einer der Augustinusregeln orientieren –, sondern vielmehr das Verhältnis von Kapitel und Außenwelt, namentlich das Verhältnis des Kapitels zum Papsttum und den Kardinalbischöfen. Diese Regelungen nehmen ungefähr die Hälfte des Textes ein. Die Statuten gewähren sowohl den Päpsten als auch den Kardinalbischöfen Eingriffe in die inneren Angelegenheiten des Kapitels. Die Rolle der Kardinalbischöfe, die nicht nur im liturgischen Bereich als *cooperatores et vicarij* des Papstes wirken sollten[33] und an den Opfergaben auf dem Hauptaltar

[33] Zum Hebdomadardienst der Kardinäle in der Laterankirche vgl. H.-W. Klewitz, Die Entstehung des Kardinalkollegiums, ZRG kan. Abt. 25 (1936) S. 115–221, Wiederabdruck in ders., Reformpapsttum und Kardinalkolleg, Darmstadt 1957, S. 11–134, hier S. 24–31; I. S. Robinson, The Papacy 1073–1198. Continuity and Innovation, Cambridge 1990, S. 33f.; K. Ganzer, Der ekklesiologische Standort des Kardinalskollegiums in seinem Wandel – Aufstieg und Niedergang einer kirchlichen Institution, RQ 88 (1993) S. 114–133,

beteiligt wurden,[34] wird sehr deutlich betont. Darüber hinaus sollten sie einmal in der Woche mit dem Kapitel zusammenkommen und Mißstände im Einvernehmen mit dem Prior und den anderen Kanonikern abstellen. Diese Bindung eines Kapitels an die Kardinalbischöfe war in Rom einmalig. Sie werden im Urkundentext als der verlängerte Arm des Bischofs von Rom gezeichnet, dem allein die Lateranbasilika unterstehe. Die enge Bindung an den römischen Bischof kommt nicht nur in dem Bestätigungsrecht des Papstes für den vom Kapitel gewählten Prior und dessen direkte Unterstellung unter den Stellvertreter des Apostelfürsten zum Ausdruck, sondern auch in der Bestimmung, daß die Laterankanoniker allein ihrem Prior und dem Papst gehorchen sollen. Eine Besonderheit der Statuten des Laterankapitels im Vergleich zu den anderen bedeutenden Kapiteln der Stadt liegt in der Integration der Akolyten in den Meßdienst. Sie werden hier scheinbar auf einer Ebene neben den drei klassischen Stufen der Presbyter, Diakone und Subdiakone genannt.

Ein ganz anderes Bild bieten die über 60 Jahre später entstandenen Statuten Nikolaus' IV. Sie enthalten eine Fülle von Regelungen für das innere Leben des Kapitels, allgemeine Verhaltensvorschriften für die Kapitelmitglieder in Hinblick auf das Zusammenleben sowie den Kontakt mit der Außenwelt. Sie sind zu weiten Teilen durch das *Praeceptum* bestimmt, eine der Ausprägungen der Augustinusregel.[35] In-

---

hier S. 115; S. De Blaauw, Cultus et decor. Liturgia e architettura nella Roma tardoantica e medievale (Basilica Salvatoris, Sanctae Mariae, Sancti Petri), Studi e Testi 355/356, 2 Bde., Città del Vaticano 1994, hier Bd. 1 S. 273–278.

[34] Die Hälfte der Gaben stand den Kanonikern zu, die andere Hälfte den Kardinalbischöfen. Die Hälfte der Kardinalbischöfe sollte wiederum in sieben Teile für jeden der sieben Kardinalbischöfe unterteilt werden. Falls eines der Bistümer vakant war, fielen diese Einnahmen an das Kapitel, s. S. 118f.

[35] Zur Entstehung und Verbreitung der Augustinusregel vgl. A. Zumkeller, Art. Augustinusregel, in: Theologische Realenzyklopädie 4 (1979) S. 745–748; sowie K. Elm, Art. Orden I, in: ebd. 25 (1995) S. 315–330, hier S. 318f. Die maßgebliche Edition der beiden Formen der Augustinusregel, des *Ordo Monasticus* und des *Praeceptum*, findet sich bei: La règle de Saint Augustin, ed. L. Verheijen, Études Augustiniennes, Paris 1967, S. 148–152 u. S. 417–437. Zum Problem der Varianz des *Praeceptum* vgl. jüngst für das 12. Jh. am Beispiel des Kapitelbuches des Regularkanonikerverbandes von Mortara C. Andenna, Certa fixaque et sufficiens regula. Considerazioni sullo sviluppo

haltlich lassen sich in den Statuten viele Anklänge an das *Praeceptum* feststellen, wenngleich wörtliche Entsprechungen fehlen. Am Beginn der Statuten von 1290 steht eine Auflistung der Ämter, die es im Kapitel gab, sowie der damit verbundenen Kompetenzen und Pflichten, etwa zur Rechenschaftsablegung.[36] Damit wird der innere Aufbau des Kapitels an den Beginn der Statuten gestellt. Diese im Vergleich zu den Statuten von 1228 stärkere Betonung des inneren Aufbaus führte wohl auch dazu, daß in den Statuten von 1290 die Zahl der Kanoniker am Lateran genau fixiert wurde: Den Prior mit eingerechnet sollten es stets 16 Kanoniker sein.[37] Die zumal aus der Perspektive prosopographischer Forschung entscheidende Frage, wie man Kanoniker an der Laterankirche wurde, durch Kooptation, durch päpstliche Provisionen oder durch den Stifter bzw. Patron,[38] findet sich nicht am Beginn des Textes, sondern erst in der zweiten Hälfte. Die Aufnahme in das Kapitel erfolgte demgemäß durch den Prior – mit Zustimmung des Kapitels. Dasselbe sollte auch für Konversen, Oblaten, Novizen und Mansionare gelten.[39] Der normale Weg der Aufnahme ins Kapitel dürfte über das Noviziat im Laterankapitel geführt haben, aus dem heraus sich die Laterankanoniker rekrutieren sollten.[40]

Der Prior wird in den Statuten als einer der Mitbrüder beschrieben, der zumal in Hinblick auf die Disziplin im Kapitel keine Sonderbehandlung erfahren sollte. So wurde dem Prior eingeschärft, mit seinen Mitbrüdern gemeinsam im Refektorium zu essen[41] und – außer er war von wichtigen Dingen abgehalten – mit den Brüdern zur sel-

---

della dimensione normativa presso i canonici regolari nel corso del XII secolo, in: Regulae (wie Anm. 3) S. 223–259, hier S. 237–240.

[36] So erfolgt in Art. 1 eine Auflistung der Ämter, die in den folgenden Artikeln näher beschrieben werden, s. u. Art. 2–6.

[37] So die Regelung in Art. 10.

[38] Vgl. dazu allgemein G. Marchal, Was war das weltliche Kanonikerinstitut im Mittelalter? Dom- und Kollegiatstifte: Eine Einführung und eine neue Perspektive, Revue d'Histoire Ecclésiastique 94 (1999) S. 761–807 u. 95 (2000) S. 7–53.

[39] S. dazu die Regelung in Art. 23 sowie Anm. 31.

[40] Davon geht auch Art. 27 aus. Aus den Novizen sollten die Kanonikerstellen aufgefüllt werden.

[41] So Art. 13.

ben Zeit zu Bett zu gehen.[42] Auch die anderen allgemeinen Verhaltensmaßregeln für die Kanoniker dürften ebenso für den Prior gegolten haben.[43] Bei der Regelung der gemeinsamen morgendlichen Zusammenkunft der Mitbrüder wird er genannt und somit in den Kreis derer eingeschlossen, die in Ruhe über die häuslichen Angelegenheiten verhandeln und mögliche daraus entstehende Konflikte *pacifice* austragen sollen.[44] Natürlich hatte der Prior aufgrund seines Amtes andere Vollmachten als ein normales Kapitelmitglied. Doch die Beschneidung seiner Strafgewalt gegenüber seinen Konkanonikern verdeutlicht die Intention der Statuten, den Prior nicht zu sehr über seine Mitbrüder hinauszuheben. Die Statuten untersagen dem Prior die Exkommunikation eines Kapitelmitglieds – außer der Prior hatte ihn zuvor kompetent und der Ordnung entsprechend ermahnt.[45] Ebenso kann der Prior einen Kanoniker, der zum Nutzen der Kirche auch etwas gegen seine eigene Person vorbringt, nicht in beliebiger Art und Weise bestrafen, sondern muß den Kanoniker geduldig anhören. Falls der Prior sich anders verhält, steht es den Kapitelmitgliedern jederzeit offen, Mißstände im Kapitel auch direkt und gegen den Willen des Priors dem Papst oder seinem Vikar zu melden. Dieser kann den Prior, falls die Vorwürfe besonders schwer und gerechtfertigt sind, aus dem Amt entfernen.[46] Auch die größeren Strafen *(maiores penas)* kann der Prior nur mit Zustimmung des Kapitels verhängen, die leichteren hingegen *(leniores penas)* nach dem bereits geübten Brauch, und er darf gegen einen verklagten Kanoniker erst nach dessen Geständnis oder einem klaren Beweis seiner Schuld vorgehen.[47] Zwar ist den Statuten nicht zu entnehmen, wie der Prior in sein Amt kam,[48] doch für seine Nachfolge sind Regelungen getroffen worden. Ein Vikar, der zuvor durch den Prior und das Kapitel gemeinsam eingesetzt worden war,

---

[42] S. u. Art. 15.

[43] So die Bestimmung, daß die Kanoniker in der Fastenzeit kein Fleisch essen sollten, s. u. Art. 18, s. auch die Art. 16, 31, 36, 38, 40 und 42.

[44] S. u. Art. 29.

[45] S. u. Art. 22.

[46] S. u. Art. 25.

[47] S. u. Art. 39.

[48] Eine derartige Regelung läßt sich hingegen in den Statuten von 1228 finden, s. auch o. Anm. 28.

sollte dann das Kapitel leiten.[49] Erneut wird die Rolle der Kanonikergemeinschaft für die innere Ordnung betont. Sie untersteht dem Prior nicht in absolutem Gehorsam, sondern lenkt die Geschicke des Kapitels aktiv mit, nimmt beispielsweise auf die Zeit des Übergangs in der Leitung gestalterischen Einfluß. Diese Rolle des Kapitels spiegelt sich auch bei der Besitzwahrung wider, wenn der Prior Besitzungen nicht ohne die Zustimmung des Kapitels oder der *maior et sanior pars* an andere übertragen darf.[50] Ähnliches gilt für die Verwaltung des Besitzes.[51] Die detaillierte Eingrenzung der Kompetenzen des Priors, könnte ein Reflex auf die Situation im Kapitel vor den Statuten von 1290 sein. Die strikte Beschneidung der Strafgewalt des Priors und ihre Rückkopplung an eine kontrollierende Instanz – sei es das Kapitel selbst oder der Papst und sein Vikar – lassen vermuten, daß derartige Festlegungen notwendig wurden, da der Prior bei der Leitung des Kapitels das rechte Augenmaß verloren hatte.

Die liturgischen Pflichten der Kanoniker nehmen mit nur zwei Regelungen in den Statuten Nikolaus' IV. erstaunlich wenig Platz ein, wenn man bedenkt, daß dies der eigentliche Daseinszweck der regulierten Gemeinschaft war. Zum einen wird der Altarschmuck auf dem Hauptaltar der Kirche sowohl für die Festtage *(duo cerei)* und Sonntage *(due facule)* als auch für die restlichen Tage *(una facula)* festgelegt.[52] Zum anderen sollten die Gitter zum Chorraum während der Messe geschlossen werden, um zu verhindern, daß Frauen eintraten, die auch in den Unterkünften der Kanoniker nichts zu suchen hätten.[53] Zum Umgang der Kanoniker mit Frauen halten die Statuten generell fest, daß die Kanoniker auch außerhalb von *claustrum* und Kirche nicht mit Frauen sprechen sollten, außer in Begleitung eines anderen Kanonikers.[54]

---

[49] S. u. Art. 33 und die Reglungen zu den Besitzungen in der Kammer des Priors in Art. 32.

[50] Insgesamt sollte bei diesen Übertragungen die Summe von 20 Pfund nicht überschritten werden, s. u. Art. 19.

[51] S. u. Art. 17 und 20.

[52] S. u. Art. 35.

[53] S. u. Art. 26.

[54] S. u. Art. 31.

Breiten Raum nehmen hingegen die Bestimmungen zur Annahme von Spenden sowie zur Wahrung und Verwaltung des Besitzes ein. So wurde genau festgelegt, wer die Spenden vom Altar nehmen und aufbewahren sollte,[55] daß der Prior (oder ein ernannter Vertreter) einmal im Jahr alle Besitzungen mit zwei Brüdern persönlich inspizieren sollte,[56] daß die Verwaltung der Obliegenschaften allein durch Kanoniker oder Oblaten der Laterankirche zu leisten sei,[57] Urkunden des Kapitels niemandem ohne die Erlaubnis des Priors oder des Kapitels zu zeigen seien[58] und anderes.[59] Geschenke an das Kapitel seien nur dann anzunehmen, wenn sie nach Gewicht, Zahl und Abmessung mit der Bedingung einer eventuellen Rückgabe und den Erben der Güter in ein Verzeichnis eingetragen wurden, offenbar um von der Kirche und ihrem Kapitel Schaden durch Danaergeschenke abzuhalten.[60]

Einen Einblick in den Alltag und mögliche Besonderheiten des Kapitellebens gewähren die Bestimmungen zur Krankenabteilung beziehungsweise zum Hospital des Kapitels. Die Abgaben der drei Kirchen S. Maria Maggiore in Collescipoli, S. Lucia de confinio und S. Tommaso in Terni sollten zur Ausstattung und zum Unterhalt der Station dienen,[61] die von den Kanonikern betrieben wurde und deren gewissenhafte Leitung durch den Prior und das Kapitel erfolgen sollte.[62] Dabei scheint auch die Krankenpflege selbst durch Mitglieder des Kapitels geleistet worden zu sein, was die Ausführungen zur Bekleidung von Kanonikern, die hier tätig waren, nahelegen. Dabei erfährt man en passant, daß das *superpelliceum* scharlachrot sein sollte.[63] Auch die Anzahl der Bekleidungsstücke, die ein Kanoniker

[55] S. u. Art. 7.
[56] S. u. Art. 21.
[57] S. u. Art. 41.
[58] S. u. Art. 34.
[59] S. u. Art. 17, 24, 30 und 32.
[60] S. u. Art. 37.
[61] S. u. Art. 8.
[62] S. u. Art. 11.
[63] So nach dem Hinweis auf die Bekleidung der Kanoniker, einen scharlachroten Überrock, s. u. Art. 43. Zum *superpelliceum*, einem wohl im 10. Jh. sich entwickelnden Obergewand, das wir in den Quellen aber erst in der Mitte des 11. Jh. fassen können und das zunächst außerhalb Roms in Gebrauch war, ab

besitzen durfte, wurde geregelt.[64] Von dem Bemühen, den Bildungsstand im Kapitel zu heben, zeugt die Erwähnung eines *magister in gramaticali scientia*, der die Novizen und die Kanoniker unterrichten sollte. Da dies mit Einschränkung nur für diejenigen unter ihnen gelten sollte, die *docibilis* waren, scheint man nicht bei allen Kapitelmitgliedern von einem gewissen Bildungsstandard ausgehen zu dürfen.[65] Diese scheinbar so marginalen Informationen verdeutlichen den vielfältigen Quellenwert der Textgattung Statuten.[66]

Ein Vergleich mit den Statuten Gregors IX. zeigt, daß die Statuten Nikolaus' IV. inhaltlich fast nichts übernahmen. Allein die Formulierung der Statuten Nikolaus' IV., wie mit den Altargaben umzugehen sei, erinnert noch entfernt an die Urkunde Gregors IX. Auch bei der Erwähnung der fünf Kirchen S. Maria Maggiore in Collescipoli, S. Lucia de confinio, S. Tommaso in Terni, S. Giovanni a Porta Latina und S. Andrea in Silice in den Statuten von 1290 ist keine textliche und inhaltliche Übernahme aus dem Gregorprivileg festzustellen. Dies liegt zum einen daran, daß die neuen Statuten die Kombination von Besitzbestätigung und Regelung der inneren Verhältnisse des Kapitels nicht mehr fortführen. Zum anderen ist die freie Neuformulierung der Statuten auch durch die starke Verlagerung der Schwerpunkte zu erklären, die normiert werden sollten. Die Verwaltung der Güter, die Ämter im Kapitel und die Eingrenzung sowie Kontrolle der Strafgewalt des Priors sind neue Bereiche, die sich in den Statuten Gre-

---

der zweiten Hälfte des 12. Jh. aber auch bei den regulierten Chorherrn in Rom, vgl. J. Braun, Die liturgische Gewandung im Occident und Orient. Nach Ursprung und Entwicklung, Verwendung und Symbolik, Freiburg i. Br. 1907 (ND Darmstadt 1964), S. 136–144. Zur Bedeutung der Kleidung als soziales Distinktionsmerkmal vgl. jüngst J. Keupp, Macht und Mode. Politische Interaktion im Zeichen der Kleidung, AKG 86 (2004) S. 251–281, jedoch fast ausschließlich am Beispiel der Kleidung von Laien; ders., Macht und Reiz der Mode – Kleidung in staufischer Zeit, in: Alltagsleben im Mittelalter, Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst 24, Göppingen 2005, S. 85–104.

[64] Jedes Jahr erhielten die Kanoniker acht Goldflorenen für Bekleidung, s. u. Art. 9.

[65] S. u. Art. 28.

[66] Vgl. zum Quellenwert der *Consuetudines*-Texte für die Alltagsgeschichte Hallinger, *Consuetudo* (wie Anm. 8) S. 154–166, bes. S. 163f.

gors IX. noch nicht finden lassen. Der Fokus der Statuten wurde damit von einer Besitzsicherung und Normierung des innerstiftischen Lebens allein auf den zweiten Punkt beschränkt. Dieser erhielt dadurch eine neue Dimension in der Detailliertheit seiner Beschreibung. Man beschritt neue Wege, bei denen die alten Statuten nicht mehr als Vorlage dienten. Im Zuge dieser Perspektivenveränderung war es konsequent, auch die Bestimmung, daß das Hab und Gut der in der eigenen Parochie verstorbenen Pilger an das Laterankapitel fiel, nicht mehr aufzunehmen.

Um so erstaunlicher wirkt es vor diesem Hintergrund, daß auch die Regelungen zum Gottesdienst mit den Kardinalbischöfen entfielen. Die Kardinalbischöfe, die in den Statuten Gregors IX. noch eine ganz zentrale Rolle einnahmen, werden etwas über 60 Jahre später mit keinem Wort mehr erwähnt. Das Verhältnis zwischen Papst und Kapitel wird nur am Rande berührt, wenn der Stellvertreter Petri sich ein Mitspracherecht bei der Vergabe und Verwaltung von Besitzungen des Laterankapitels vorbehielt.[67] Das Bestätigungsrecht des Papstes für den Prior war gänzlich unter den Tisch gefallen. Nicht mehr die Außenbeziehungen des Kapitels, die Verknüpfung des Kapitels mit dem Papst und den Kardinalbischöfen, sind Kern der Statuten, sondern die inneren Angelegenheiten. Insbesondere die Verteilung der Ämter, ihre Kompetenzen und die Besitzwahrung standen im Vordergrund. Hier sah man die Notwendigkeit einer intensiveren Normierung.[68]

Während des 13. Jahrhunderts hat sich damit innerhalb der Statuten am Laterankapitel eine Verschiebung der zu regelnden Bereiche vollzogen, eine Veränderung dessen, was man in dieser Quellengattung für normierenswert und -notwendig erachtete. Eine von der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bis 1290 reichende Regelungstra-

---

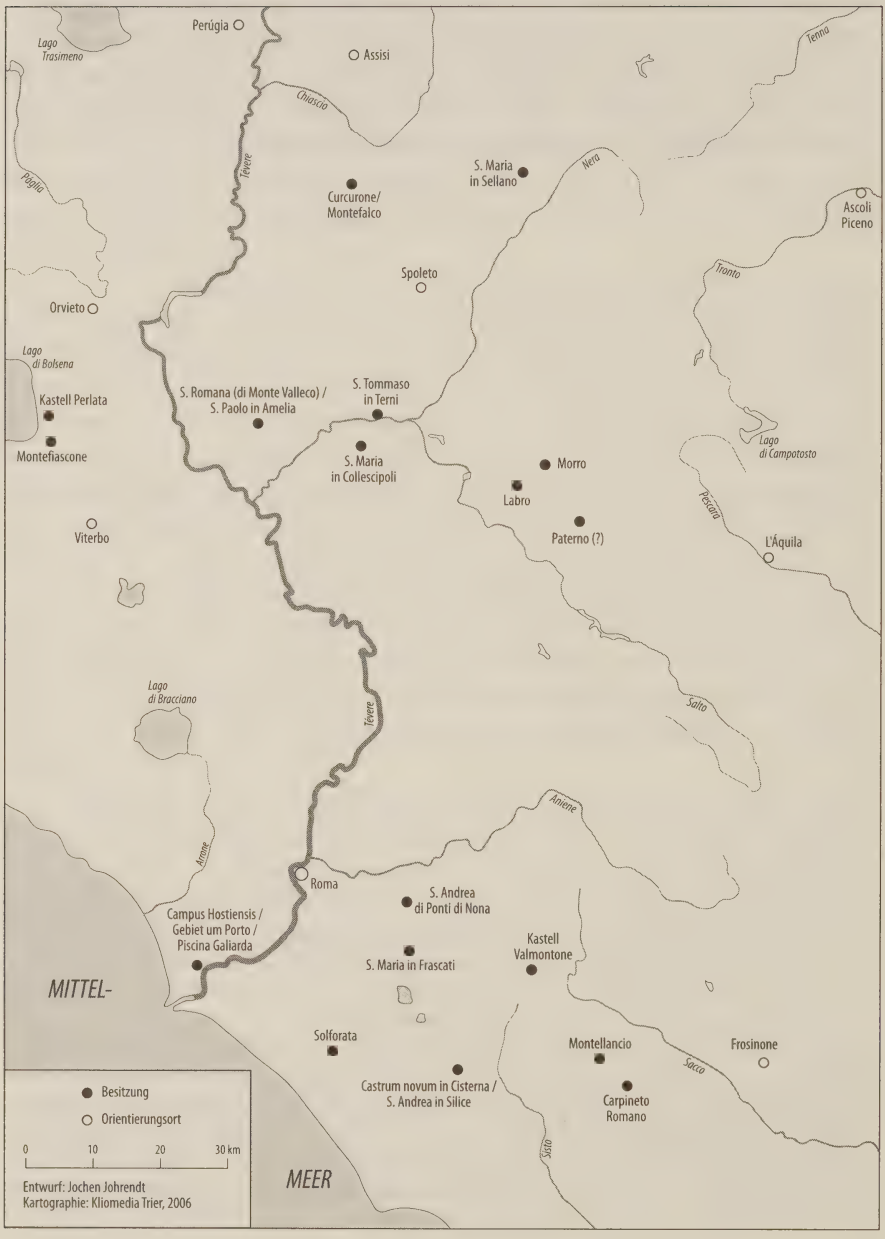
[67] S. u. Art. 41.

[68] Hatte man 1228 nur wenige Worte über allgemeine Verhaltensregeln der Kanoniker verloren, so betonte man nun, daß das Essen gemeinsam und ohne besondere Zuwendungen eingenommen, kein Fleisch in der Fastenzeit verzehrt werden sollten, so Art. 13, 18 und 42. Diese Regelungen sind sicherlich nicht nur durch konkrete Mißstände am Laterankapitel erfolgt, sondern wohl auch als ein Reflex auf allgemeine Vorwürfe, denen sich die Regularkanoniker seit dem Ende des 12. Jh. ausgesetzt sahen.

dition wurde zu diesem Zeitpunkt abgebrochen und durch neue Normen ersetzt, die sich so gut wie nicht mehr an den Vorgaben der bisherigen Handlungsrichtlinien orientierten. Die stärkere Detailliertheit und die Situationsbezogenheit der Statuten Nikolaus' IV. verdeutlicht die immer stärkere Entwicklung der Statuten hin zu Gebrauchstexten des Alltags, zur pragmatischen Schriftlichkeit.[69]

[69] Vgl. dazu grundlegend H. Keller, Vom ‚heiligen Buch' zur ‚Buchführung'. Lebensfunktionen der Schrift im Mittelalter, FmSt 26 (1992), S. 1–31, bes. S. 21–23; ders., Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsformen, in: Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsformen, hg. v. H. Keller/ K. Grubmüller/N. Staubach, Münstersche Mittelalter-Schriften 65, München 1992, S. 1–8; zur Verschriftlichung der Wirtschaftsverwaltung bei Orden vgl. auch K. Schreiner, Verschriftlichung als Faktor monastischer Reform. Funktion von Schriftlichkeit im Ordenswesen des hohen und späten Mittelalters, in: ebd. S. 37–75, hier S. 64–67; sowie dazu auch H.-W. Goetz, Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung, Darmstadt 1999, S. 339–360.

Besitzungen in Mittelitalien



Besitzungen in Rom

EDITION

Beide Editionen folgen dem Original. Auch bei der Orthographie wurde stets das Original berücksichtigt, nicht nur bei den Eigennamen. Eine Normalisierung wurde lediglich bei den Buchstaben u *und* v *vorgenommen. Die Schreibung der Buchstaben* i *und* j *folgt dem Original, ebenso die Groß- oder Kleinschreibung sowie Zusammenschreibungen. Abweichungen in diesen Fällen wurden allein bei Eigennamen vermerkt. Modernes Verständnis liegt hingegen der Interpunktion zugrunde. Zur Lage der Besitzungen siehe auch die Karten Besitzungen in Rom und Besitzungen in Mittelitalien) auf S. 114f.*

1.

Feierliches Privileg Gregors IX. **3. 2. 1228**

Papst Gregor IX. bestätigt dem Prior und Kapitel von S. Giovanni in Laterano Besitzungen sowie Schenkungen seiner Vorgänger und deren Statuten.

Original: *Archivio di S. Giovanni in Laterano: Pergamene Q 1 A 3 (A);* **Kopien:** *Archivio di San Giovanni in Laterano, HS A 31: Index literarum plurimorum Pontificum registratarum in presenti libro, digestus per me Gentilem Delphinum sacerdotem Lateranensem de Collegio Canonicorum et Secretarium Solutii (Ende 15. Jh.), fol. 27r–29v (B);* **Drucke:** *G. M. Crescimbeni, L'istoria della chiesa di S. Giovanni avanti porta Latina, Roma 1716, S. 251–258 (C); B. Serenius, Indulta ac privilegia pontificia apostolici Ordinis Clericorum Canonicorum Salvatoris Lateranensis regularis observantiae divi Augustini, nunc primum in unum collecta, Mediolani 1606, S. 138–143 (D); G. Pennotto, Generalis totius sacri ordinis clericorum canonicorum historia tripartita, Roma 1624, S. 562f. (E1); Bullarium Lateranense sive Collectio privilegiorum apostolicorum a Sancta Sede canonicis Regularibus ordinis sancti Augustini Congregationis Salvatoris Lateranensis concessorum, Roma 1727, S. 71–74 (E2);* **Regestierung:** *Potthast Nr. 8121.*

Die Maße des feierlichen Privilegs sind: Höhe 762–770 mm (dazu kommt noch eine Plika von 31–33 mm) und Breite 609–620 mm. Der Erhaltungszustand des Privilegs ist relativ gut, doch haben Abreibungen bei den Faltungen zu Textverlust geführt, der in der Edition in eckigen Klammern [ ] dargestellt wird. Der Text wurde an diesen Stellen aus den Drucken ergänzt. Ebenso wurden die nicht eindeutigen Auflösungen von Abkürzungen bei Eigennamen in eckige Klammern gesetzt. Am rechten unteren Rand

ist die Urkunde eingerissen, doch führte dies zu keinem Textverlust. Dasselbe gilt für die wenigen Flecken. Die regelmäßige Liniierung in einem Abstand von 13 mm ist noch gut erkennbar, wie auch die dazugehörigen Löcher am Rand der Urkunde. Die Tintenfarbe ist einheitlich, allein bei den Unterschriften sind hier Abweichungen festzustellen. So wurde die Unterschrift von Bartholomäus und Oktavian in anderer Tinte ausgeführt. Insgesamt ist die Urkunde sehr schön gestaltet. Die Initiale G *am Beginn des Privilegs ist deutlich hervorgehoben. Der Rest des Papstnamens ist ebenso ausgestaltet wie die Schlußwendung der ersten Zeile* in perpetuum. *Die davon eingeschlossene Salutatio ist in Elongata ausgeführt. Durch Elongata sind ebenso die im Kontext und Eschatokoll vorkommenden Papstnamen hervorgehoben. Auch die Initialen einiger Satzanfänge sind graphisch besonders gestaltet. Bei der zwischen Rota auf der linken Seite und Benevalete auf der rechten Seite stehenden Unterschrift des Papstes wurden die Schäfte bis auf die Höhe der Rota und des Benevalete ausgeführt. Die Bleibulle ist leider verloren, aber Reste der gelbroten Seidenfäden (filo serico) sind noch zu erkennen. Mittelalterliche Dorsualvermerke sind nicht mehr erhalten. Die Devise in der Rota, deren Durchmesser 63 mm beträgt, lautet:* + fac mecum domine signum in bonum. *Eingeschrieben sind im oberen linken Viertel* Sanctus Petrus, *rechts davon* Sanctus Paulus. *Die untere Hälfte ist ausgefüllt mit dem Namen des Papstes:* Gregorius *und darunter* papa VIIII. *Die auf derselben Höhe folgende Unterschrift des Papstes wird rechts von einem 71 mm hohen und 55 mm breiten Benevalete eingerahmt und ist in verlängerter Schrift ausgeführt. Die Vorurkunde ist das Privileg Honorius' III. vom 10. November 1216*[70]*, das lediglich an einer Stelle geringfügig verändert wurde. Die Vorlage ist durch Petit-Druck kenntlich gemacht. Die Drucke wurden aufgrund der z. T. starken Abweichungen bei der Edition im Variantenapparat berücksichtigt.*

GREGORIUS EPISCOPUS SERVUS SERVORUM DEI. DILECTIS FILIIS PRIORI SACROSANCTI PATRIARCHII BASILICE SALVATORIS DOMINI QUE CONSTANTINIANA VOCATUR EIUSQUE CANONICIS FRATRIBUS TAM PRESENTIBUS QUAM FUTURIS REGULAREM VITAM PROFESSIS IN PERPETUUM. Vigilanti atque supereminenti[a] specula summe et[b] apostolice sedis, qua cunctis deo auctore, licet immeriti, preminemus[c] eccle-

[a] superimminenti *B, C* [b] *fehlt D* [c] praeeminemus *E1*

[70] *Die kritische Edition findet sich bei* Pressutti, *Regesta Honorii III. (wie Anm. 13) S. LVII–LX, sowie eine Zuweisung der im Privileg genannten Besitzungen auf den Seiten LXI–CXXIV.*

sijs, monemur[d] pariter et exhortamur, actus nostros rite componere et omnia pro rerum varietate cum ea cautela et moderatione distinguere, ut de vultu eius iudicium[e] nostrum prodeat[f] et oculi nostri videant equitatem. Congruam enim officij nostri prosequimur actionem, si unicuique apostolica providentia suum honorem et dignitatem servemus et ecclesias, que digniores et sanctiores habentur, in sui status prerogativa vigilanti studio custodire curemus, ut a summo patrefamilias reddendo singulis debita commisse nobis dispensationis sempiterne recipiamus incrementum mercedis. Cum ergo iuxta creditum nobis a domino dispensationis talentum omnibus ecclesijs apostolica sollicitudine invigilare et intendere debeamus, multo amplius circa eius commodum et profectum curam et vigilantiam adhibere compellimur, per[g] quam datur, ut omnibus invigilemus, illud apostoli studiose adimplentes quod[h] dicitur: *operemur bonum ad omnes maxime autem ad domesticos*[i] *fidei.*[71] Quapropter, dilectj in domino filij, ecclesiam ipsam, in qua divino mancipati estis obsequio. Ad exemplar predecessorum nostrorum beate memorie ALEXANDRI secundj, ANASTASI quarti et ALEXANDRI tertij, INNOCENTIJ et HONORIJ Romanorum Pontificum[72] apostolice sedis privilegio communimus. In primis siquidem statuentes, ut ordo canonicus, qui secundum deum et beati Augustini regulam ibi noscitur institutus, perpetuis ibidem temporibus inviolabiliter conservetur[j]. Preterea quascumque possessiones, quecumque bona eadem ecclesia impresentiarum iuste et canonice possidet aut in futurum concessione pontificum, largitione Regum vel principum, oblatione fidelium seu alijs iustis modis deo prop[itio] poterit adipisci, firma vobis vestrisque successoribus et illibata permaneant. In quibus hec proprijs duximus exprimenda vocabulis: Medietatem omnium oblationum principalis Altaris in integrum[73] sine expendio aliquo, Ex alia vero medietate septem videlicet unc[iaru]m, que

---

[d] monemus *C* [e] indicium *D, E2* [f] proderat *D* [g] *fehlt E2*
[h] quo *C* [i] domesticus *D* [j] observetur *C*

---

[71] *Gal. 6, 10. Die Formel findet in päpstlichen Dokumenten erstmals unter Leo IX. Verwendung, vgl. JL 4306.*

[72] *Zum Privileg Alexanders II. vgl. It. Pont. 1 S. 25 Nr. *7 (1061–73); zum Privileg Anastasius' IV. vgl. ebd. S. 28 Nr. 19 vom 30. Dezember 1153; zum Privileg Alexanders III. vgl. ebd. S. 29 Nr. 24 (1159–81); zum Privileg Honorius' III. vgl. Pressutti, Regesta Honorii III. (wie Anm. 13) S. 17 Nr. 95 zum 10. November 1216.*

[73] *Die Hälfte der Altaroblationen bedeutete sicherlich eine beträchtliche Einnahmequelle für das Kapitel. Die Regelung, daß das Kapitel die Hälfte erhält, entspricht den Regelungen an St. Peter im Vatikan zur Zeit Gregors IX. Dort stand dem Kapitel seit den Tagen Leos IX. ein Viertel der Altaroblatio-*

sunt Episcoporum,[74] quotiens[k] Episcopatus vacant, partes[l], que Episcopos contingerent, ex benevolentia sedis apostolice et paterna benignitate vobis vestrisque successoribus in perpetuum concedimus et confirmamus, ita tamen quod, postquam Episcopi fuerint substituti, illas debeant portiones h[abere], salvo tamen in omnibus s[ervitio] ecclesie, quod de ipsis uncijs debetur, Dationem etiam seu redditum, qui Glandaticum dicitur vel erbaticum, ex vostris[m] porcis et pecoribus seu omnem functionem[n] ab eisdem predecessoribus nostris ecclesie ipsi collatam, Ecclesiam sancti Johannis[o] de[p] fonte[75] [cum[q] oblatione ipsius altaris] vel ecclesie[r] [integram][s] cum omnibus oratorijs, que in circuitu eius[t] sunt,[76] Domos quas habetis in Lardario[u77] cum Basi-

[k] quoties *C, E1* [l] parte *B* [m] nostris *D, E1, E2* [n] sanctionem *C*
[o] Joannis *C, E2*, Ioannis *D, E1* [p] ad *B* [q] et *B* [r] ecclesie in *B*
[s] integrum *B* [t] ei *D, E1, E2* [u] Lardatio *D, E1, E2*

nen zu, was Innozenz III. schließlich auf die Hälfte erhöhte, vgl. Potthast 46 vom 13. März 1198. Gregor IX. bestätigte diese Regelung, vgl. Potthast 8213 vom 22. Juni 1228. Erst Innozenz IV. reduzierte die Einnahmen wieder auf das nach kanonischem Recht vorgesehene Viertel, vgl. Potthast 14502 vom 10. Februar 1252.

[74] *Zur Zeit Alexanders II. existierten sieben Kardinalbistümer: Albano, Ostia, Palestrina, Porto, Sabina, Silva Candida und Tusculum. Zu den Anfängen der Kardinalbischöfe vgl. R. Hüls, Kardinäle, Klerus und Kirchen Roms 1049–1130, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 48, Tübingen 1977, S. 3–5. Zum Zeitpunkt der Ausstellung des Privilegs Gregors IX. existierten noch sechs Kardinalbistümer, nachweisen lassen sich damals jedoch lediglich drei Kardinalbischöfe: KBf. Pelagio Galvani von Albano, KBf. Guido Pierleoni von Palestrina und KBf. Giovanni d'Abbeville von Sabina.*

[75] *S. Giovanni in Fonte, bereits von Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXI mit dem Baptisterium identifiziert, vgl. auch W. Buchowiecki, Handbuch der Kirchen Roms. Der römische Sakralbau in der Geschichte der Kunst von der altchristlichen Zeit bis zur Gegenwart, 4 Bde., Wien 1967–1997, hier Bd. 1 S. 89–94.*

[76] *Gemeint sind die fünf Kapellen, die sich im Baptisterium befinden: S. Giovanni Battista, S. Giovanni Evangelista, S. Venanzio und in der ehemaligen Nartex, die im 13. Jh. aber bereits vermauert und zu einem weiteren Raum umfunktioniert war, die beiden Kapellen SS. Rufina e Seconda und SS. Cipriano e Giustina, vgl. Buchowiecki, Handbuch (wie Anm. 75) Bd. 1 S. 90–94.*

[77] *Nach Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXI bezeichnet* Lardarium *die Gegend zwischen dem Lateran und der* porta Metronia. *Nach G. Tomassetti, La Campagna Romana antica, medioevale e moderna, nuova edizione a cura di L. Chiumenti e F. Bilancia, 7 Bde., Firenze*

lica Ulpia,[78] ex dono felicis[v] memorie predecessoris nostri Lucij pape Ecclesiam sancti Johannis[w] ante[x] portam Latinam[79] cum capellis suis, videlicet sancti Stephani in capite Africe,[80] sancti Laurentij iuxta porticum[y] beati Pe-

[v] foelicis *D, E1, E2* [w] Ioannis *D, E1*, Joannis *E2* [x] in *D, E2* [y] portam *B*

1975–1980, hier Bd. 2 S. 589, könnte es sich aber auch um den fundus Lardarius *handeln, der in der Vita des Papstes Symachus erwähnt wurde. Nach dem Liber pontificalis, Le Liber pontificalis. Texte, introduction et commentaire par l'abbé L. Duchesne, Bd. 1, Paris 1981, S. 262 Z. 9, errichtete Papst Symmachus* in fundum Lardarium *an der via Aurelia die Kirche S. Agata, vgl. dazu auch D. de Francesco, La proprietà fondiaria nel Lazio, secoli IV–VIII, storia e topografia, Roma 2004, S. 117–119.*

[78] *Die Basilica Ulpia ist ein Teil des Trajansforums, vgl. J. Packer, in: Lexicon topographicum urbis Romae, a cura di E. M. Steinby, 6 Bde., Roma 1993–2000, hier Bd. 2 S. 348–356, s. v. Forum Traiani, zur Basilica Ulpia dort S. 352f. Die sich anschließende Formel* ex dono felicis memorie predecessoris nostri Lucii pape *bezieht sich nicht auf die Besitzungen* in Lardario *und die* Basilica Ulpia, *wie Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXII meint, sondern auf S. Giovanni a porta Latina. Die Verortung der* Basilica Ulpia *in der Nähe des Lateran bei Pressutti S. LXII ist somit abzulehnen.*

[79] *S. Giovanni a porta Latina. Die frühchristliche Kirche wurde 1145 von Lucius II. an das Laterankapitel übertragen, vgl. It. Pont. 1 S. 27 Nr. 17, sowie die Ausführungen ebd. S. 29 Nr. 5, Edition bei P. Kehr, Römische Analekten (wie Anm. 16) S. 24. Zur Bindung Lucius' II. an das Laterankapitel, an dem er vor seiner Promotion zum Kardinal im Jahre 1123 Kanoniker war, vgl. Gehrt, Verbände (wie Anm. 11) S. 45 u. 71. Vgl. auch die Darstellung in der Descriptio Lateranensis ecclesiae, ed. R. Valentini e G. Zucchetti, in: Codice topografico della città di Roma 3, Fonti per la storia d'Italia 90, Roma 1946, S. 319–373, hier S. 347 Z. 11–S. 348 Z. 3. Zur Kirche selbst vgl. Buchowiecki, Handbuch (wie Anm. 75) Bd. 2 S. 116–125.*

[80] *Die Anfänge der Kirche* S. Stephani in capite Africe *– es handelt sich nicht um S. Stefano Rotondo – scheinen nach Chr. Huelsen, Le chiese di Roma nel medio evo, Firenze 1927, S. 475 Nr. 74, um die Jahrtausendwende zu liegen. An das Laterankapitel sei die Kirche bereits unter Leo IX. im Jahre 1049 oder 1050 gekommen. In der fraglichen Urkunde, It. Pont. 1 S. 25 Nr. 6, Edition bei Acta pontificum Romanorum inedita, ges. und hrsg. von J. v. Pflugk-Harttung, 3 Bde., Tübingen 1881–1888, hier Bd. 2 S. 70 Nr. 105, wird die besagte Kirche entgegen der Behauptung von Huelsen jedoch nicht erwähnt, ebensowenig in der Vorurkunde Anastasius' IV. Zu Ende des 12. Jh. war es offenbar zu einer Auseinandersetzung um den Besitz von S. Stefano mit den Klerikern von S. Clemente gekommen, die Honorius III.*

tri,[81] sancti Anastasij[82] cum Castro novalie,[83] sancte Lucie in Columpna[z84] et[a] cum omnibus ad predictam ecclesiam sancti Johannis[b] ante portam latinam pertinentibus tam[c] intra[d] urbem quam extra urbem[d] nec non Hospitale cum ecclesia sancti Nycolai[e] iuxta portam sancti Johannis[f85] cum omnibus suis pertinentijs, Ecclesiam sancte Marie de Spazzellaria[g86] cum pertinentijs suis,

[z] Colupna *C*, Columna *D*, *E1*, *E2* [a] *fehlt D*, *E1*, *E2* [b] Ioannis *D*, *E1*, Joannis *E2* [c] *fehlt C* [d-d] intra et extra urbem *D*, *E1*, *E2* [e] Nicolai *B*, *D*, *E1*, *E2* [f] Ioannis *D*, *E1*, Joannis *E2* [g] Spazzelaria *C*, Spazzalaria *D*, *E1*, *E2*

zugunsten der Laterankanoniker entschied, vgl. Huelsen S. 475. Zum Stadtviertel caput Africae *vgl. auch C. Pavolini, in: Lexicon topographicum urbis Romae (wie Anm. 78) Bd.. 1 S. 235, s. v. caput Africae.*

[81] *S. Lorenzo in Piscibus. Die Kirche liegt in der Nähe der heutigen Piazza S. Pietro und wurde auch* S. Laurentii in porticu maiore *genannt, vgl. Huelsen, Chiese (wie Anm. 80) S. 294 Nr. 28.*

[82] *Es könnte sich um die Kirche* S. Annastasii de Trivio *handeln, vgl. Huelsen, Chiese (wie Anm. 80) S. 175 Nr. 26. Nach Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXII, ist eine eindeutige Zuordnung nicht möglich.*

[83] *Es könnte sich um den bei Tomassetti, Campagna Romana (wie Anm. 77) Bd. 2 S. 506 angegebenen Turm handeln. Nach einer Beschreibung vom Ende des 15. Jh. gab es unweit der Kirche S. Anastasia auch eine „torre di Santa Anastasia", die wie die Kirche an der via Ardeatina lag. Der Turm scheint immerhin 7 m breit und 10 m hoch gewesen zu sein. Dies sind zumindest die Ausmaße der Überreste. Eine Identifikation des* novum castrum *mit dieser torre di Santa Anastasia scheint gegen die Äußerung von Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXIII, somit durchaus möglich.*

[84] S. Luciae de confinio, *unweit der heutigen Piazza Colonna gelegen, vgl. Huelsen, Chiese (wie Anm. 80) S. 302 Nr. 42. Die Kirche unterstand dem Kapitel bereits unter Alexander III., vgl. dazu die Nennung in der Besitzbestätigung in IP 1 S. 29 Nr. 29, Edition bei Kehr, Römische Analekten (wie Anm. 16) S. 24. In der Besitzbestätigung Anastasius' IV. war sie noch nicht genannt worden.*

[85] S. Nicolai de Hospitale *lag direkt neben der Laterankirche an der heutigen porta S. Giovanni, vgl. Huelsen, Chiese (wie Anm. 80) S. 401 Nr. 16.*

[86] S. Mariae de Spatularia *kam vermutlich unter Honorius III. an das Kapitel von S. Giovanni in Laterano, vgl. ebd. S. 366 Nr. 87. Die Kirche liegt gleich bei S. Croce in Gerusalemme, vgl. auch Passigli, Geografia (wie Anm. 32) S. 56 Anm. 52. Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXVI identifiziert die Kirche mit der nahe gelegenen Kirche S. Maria* de oblatorio, *zu ihr vgl. aber Huelsen, S. 352 Nr. 69.*

Ex dono etiam beate memorie predecessoris nostrj ANASTASIJ pape ecclesiam sancti Gregorij in Mar[ti]o[h] cum palatio,[87] in quo ipsa sita est, et cum omnibus ad eandem pertinentibus nec non molendinum in capite lati[i88] cum tera [sic] vestra, quam vobis restituit, Ecclesiam sancti Bartholomej[89] et sancti Danielis[90] cum earum pertinentijs, Castrum perlate[j91] cum ecclesijs[k] sancte Lucie, sancti Petri, sancti Simeonis et sancti Pancratij cum omnibus earum pertinentijs, Quicquid[l] habetis in Castro Montis[m] flasconis[m92] intus et foris, Molendi-

---

[h] Marcio *B* [i] lari *B*, Laci *C*, lacuum *D*, *E1*, *E2* [j] perlare *B* [k] Ecclesia *D*, *E1*, *E2* [l] Quidquid *C* [m-m] Montisflasconis *D*, *E1*, *E2*

---

[87] *Das Oratorium* S. Gregorii (Nazianzeni) in Campo Martio *ist erstmals unter Leo III. nachzuweisen, vgl. Huelsen, Chiese (wie Anm. 80) S. 260 Nr. 14. Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXVI sieht darin eine abgegangene Kirche in der Nähe des Laterans. Wie Huelsen hält hingegen auch G. Ferrari, Early Roman Monasteries. Notes for the History of the Monasteries and Convents at Rome from the V through the X Century, Studi di antichità cristiana 23, Città del Vaticano 1957, S. 207f., die Kirche für identisch mit* S. Mariae in campo Martis.

[88] *Nach Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXVI, zwischen der Porta S. Giovanni und der Porta Metrovia gelegen. Dort habe sich ein Wasserlauf zu einem See angestaut, an dem man sich eine Mühle vorstellen könne.*

[89] *Die genannte Kirche ist* S. Bartholomei de Merulana *beim Lateran, vgl. Huelsen, Chiese (wie Anm. 80) S. 207 Nr. 9.*

[90] *Es handelt sich vermutlich um die Kirche* S. Danielis de Forma, *die auf der Nordseite der heutigen Piazza S. Giovanni gelegen haben dürfte. Erstmals erwähnt wird die Kirche in einem Privileg Paschalis' II., vgl. Huelsen, Chiese (wie Anm. 80) S. 248 Nr. 1.*

[91] *Das Kastell in* Perlata *(Valle Perlata), unweit von Montefiascone am Bolsener See gelegen, wurde erstmalig im Privileg Anastasius' IV. als Besitz des Laterankapitels genannt, vgl. It. Pont. 2 S. 200 sowie ebd. S. 28 Nr. 20. Die Edition der Anastasiusurkunde findet sich bei bei Pflugk-Harttung, Acta (wie Anm. 80) Bd. 3 Nr. 142 S. 150.*

[92] *Der Besitz des Kastells in Montefiascone war noch während der zweiten Hälfte des 12. Jh. aufgrund seiner strategischen Lage zwischen den Päpsten und dem Reich umstritten. Heinrich VI. residierte hier offenbar mehrfach, vgl. M. Polock, Unbekannte Kaiserdiplome für Montefiascone, QFIAB 65 (1985) S. 105–132, hier S. 114. Innozenz III. machte das Kastell zur Residenz der päpstlichen Rektoren für Tuszien, vgl. A. Iacobini, Innocenzo III e l'architettura. Roma e il nord del patrimonium sancti Petri, in: Innocenzo III urbs et orbis, a cura di A. Sommerlechner, Miscellanea della Società*

num de Rege, Ecclesiam sancte Marie in colle scipij[93] cum omnibus suis pertinentijs, ecclesiam sancti Johannis[n] in paterno[94] cum omnibus suis pertinen-

[n] Ioannis *D*, *E1*, Joannis *E2*

Romana di storia Patria 44, Nuovi studi storici dell'Istituto storico italiano per il Medio Evo 55, 2 Bde., Roma 2003, Bd. 2 S. 1261–1291, hier S. 1268–1272; jüngst A. M. Voci, I palazzi papali del Lazio, in: Itineranza pontificia. La mobilità della Curia papale nel Lazio (secoli XII–XIII), a cura di S. Carocci, Nuovi studi storici dell'Istituto storico italiano per il Medio Evo 61, Roma 2003, S. 211–249, hier S. 222–225. Zur Situation in Montefiascone unter Gregor IX. vgl. auch L. Pieri Buti, Storia di Montefiascone, Montefiascone 1870, S. 91f.

[93] *S. Maria Maggiore in Collescipoli, vgl. dazu auch G. Ceroni, Collescipoli. Il castro e le chiese, Bagnacavallo 1915, S. 119. Der* Presbyter Petrus, *Sohn des* Iohannis Leonis, *geboren in Collescipoli, schenkte die Kirche 1139 an das Kapitel von S. Giovanni in Laterano. Eine Abschrift der Schenkungsurkunde findet sich in der Anfang des 14. Jahrhunderts von Niccolò Frangipane verfertigten Handschrift Archivio di S. Giovanni in Laterano A 75 fol. Lv–LIv, Edition bei Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXXII–LXXIV. Die Schenkung wurde noch im selben Jahr durch Innozenz II. bestätigt, vgl. It. Pont. 1 S. 27 Nr. 14. Zu Niccolò Frangipane vgl. Rehberg, Kanoniker (wie Anm. 4) S. 260f. L* 66. Auch im Zehntverzeichnis der Diözese Narni für die Jahre 1275–1280 erscheint die Kirche* S. Maria de Colle prope castrum Colliscipionis *als Besitz der Laterankirche, da der Laterankanoniker Andreas den Zehnt entrichtet hatte, vgl. Rationibus decimarum Italiae nei secoli XIII e XIV, Umbria, a cura di P. Sella, Studi e testi 161/162, 2 Bde., Città del Vaticano 1952, Bd. 1 S. 497 Nr. 7232.*

[94] *Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXXVf., gibt an, daß mehrere Orte mit dem Namen Paterno in Frage kommen. Auch der Hinweis auf das Kastell Paterno, das bei der heutigen Ostiense Pontina gelegen ist, vgl. dazu S. Carocci/M. Venditelli, L'origine della Campagna Romana. Casali, castelli e viaggi nel XII e XIII secolo, in: L'origine della Campagna Romana. Casali, castelli e viaggi nel XII e XIII secolo, a cura di S. Carocci e M. Venditelli, Miscellanea della società Romana di storia patria 47, Roma 2004, S. 61 mit Bezug auf G. Silvestrelli, Città, castelli e terre della regione romana. Ricerche di storia medioevale e moderna sino all'anno 1800, 2a ed., 2 Bde., Roma 1940, S. 613f., führt nicht weiter. Es könnte sich auch um das unweit von Faleria gelegene Kastell Paterno handeln, in dem sich 1002 Otto III. aufhielt, vgl. dazu Tomassetti, Campagna Romana (wie Anm. 77) Bd. 3 S. 426. Von der Anordnung des Verzeichnisses her möchte man eine Lage zwischen Collescipoli und Terni vermuten. Doch dort läßt sich kein Ort/Kastell namens Paterno nachweisen. Dieser Lage am*

tijs, Ecclesiam sancti Thome in civitate Intaram[nensi][o][95] et[p] omnibus pertinentijs suis, In ducatu Spoletano ecclesiam sancte Marie de Cillan[o][96] cum omnibus ecclesijs et possessionibus suis, Hospitale sancti Johannis[q] de Tataren[...][r] cum omnibus possessionibus suis, Quartam partem de octo castellis[97], scilicet Porregia[s], Grumulj[t], Ballacula, Labru[u], Morru[v], Mellici[w][98], Curcu-

---

[o] Interamen. *C*, Interamniensi *D*, *E1* [p] cum *C*, *D*, *E1*, *E2* [q] Ioannis *D*, *E1*, Joannis *E2* [r] *Die Auflösung der Kürzung über dem* n *ist unklar.* Mataren. *B*, Taren. *D*, *E1*, *E2* [s] Pertegea *D*, *E1*, *E2* [t] *fehlt B*, Grumoli *C* [u] Labra *C*, Labrii *D*, *E1*, *E2* [v] Morum *D*, *E1*, *E2* [w] Mollici *C*, *D*, *E1*, *E2*

---

nächsten kommt wohl das unweit von Castel S. Angelo ca. 15 km von Rieti entfernt an der via Salaria liegende Paterno. Dort ist 1097 ein Kastell belegt, vgl. P. Toubert, Les structures du Latium médiéval. Le Latium méridional et la Sabine du IXe siècle à la fin du XIIe siècle, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, Rome 1973, 2 Bde., hier Bd. 1 S. 397.

[95] *S. Tommaso in Terni. Der genaue Zeitpunkt, ab dem die Kirche dem Kapitel unterstand, ist nicht klar, vgl. It. Pont. 4 S. 18 mit dem Verweis auf P. Kehr, Papsturkunden in Italien 4 S. 196. Dort findet sich wiederum ein Verweis auf JL 13977 (= It. Pont. 1 S. 29 Nr. 25). In dieser Urkunde Alexanders III., Edition bei Kehr, Römische Analekten (wie Anm. 16) S. 24, wird die Kirche bereits als Besitz des Kapitels aufgelistet.*

[96] *S. Maria in Sellano. Das Kapitel von S. Giovanni verzichtete offenbar bereits 1234 wieder auf die Besitzansprüche hinsichtlich S. Maria in Sellano, vgl. dazu Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXXVI. Die Kirche muß nach der Urkunde Alexanders III. und vor der Urkunde Honorius' III. von 1216 in den Besitz des Kapitels gelangt sein.*

[97] *Die acht Kastelle gelangten durch eine Schenkung des Rinaldo di Guittone vom 4. Dezember 1152 an das Laterankapitel, vgl. dazu und zu einer weiteren Urkunde die Besitzungen betreffend Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXXVI–LXXX. Zu Auseinandersetzungen um den vierten Teil der genannten acht Kastelle unter Urban III. vgl. auch IP 1 S. 30 Nr. *29. Die acht Kastelle liegen in den Diözesen von Spoleto und Rieti. Labro und Morro sind noch heute identifizierbar, s. die Karte Mittelitalien. Vgl. auch Rehberg, Kanoniker (wie Anm. 4) S. 212 Urkunde 3 vom 6. Februar 1332.*

[98] *Das in Umbrien gelegene Kastell Melici erwarb 1285 Giovanni Colonna, vgl. dazu S. Carocci, Baroni di Roma. Dominazioni signorili e lignaggi aristocratici nel duecento e nel primo trecento, Nuovi studi storici dell'Istituto storico italiano per il Medio Evo 23, Collection de l'École française de Rome 181, Roma 1993, S. 360 Anm. 36 sowie Rehberg, Kirche (wie Anm. 20) S. 355.*

ron[e][x][99], Movi[y], et octavam partem de alijs quatuor castellis[100] Forca[z], Milon[e], Planet[...][a], Cruce, et Turri cum ecclesijs et pertinentijs eorumdem, Castrum Vallis Montonis[101] cum omnibus ecclesijs intus et foris et cum omnibus ad ipsum Castrum pertinentibus, Castrum Metallancj[aa][102] cum ecclesijs et omnibus ad ipsum pertinentibus, Castrum Carpineti[103] cum ecclesijs et omnibus ad ipsum pertinentibus, Castrum Solferate[b][104] cum omnibus suis pertinentijs, In episcopatu Ameliensi[c][105] ecclesiam sancte Romane iuxta civitatem ipsam, ecclesiam sancti Pauli[106] infra muros civitatis eiusdem cum omnibus

---

[x] Curcoron *E1* [y] Moni *D, E1, E2* [z] Ioarcha *D, E1*, Joarcha *E2* [a] *Die Auflösung des Kürzungsstrichs am Ende ist unklar.* [aa] Mecellanici *B*, Motellanici *C*, Metalantii *D, E1, E2* [b] Solpheratae *D, E1, E2* [c] Amelion *D, E1, E2*

---

[99] *Das sonst auch* Coccoione, Cuccuione, Cuccuzhone *und* Coccorone *geschriebene Kastell ist identisch mit dem Ort Montefalco südwestlich von Foligno, vgl. dazu auch Reg. Imp. V/1/1 Nrr. 450 u. 2801.*

[100] *Die Lage dieser vier Kastelle ist nicht eindeutig zu bestimmen.*

[101] *Das Kastell Valmontone scheint 1152 in den Besitz der Laterankirche gekommen zu sein, vgl. IP 1 S. 28 Nr. 18. Innozenz III. gab das Kastell am 24. Februar 1209 an den Grafen Richard als Lehen (Potthast 3675), später gelangte es in die Hand der Sforza, vgl. It. Pont 2 S. 134; Tomassetti, Campagna Romana (wie Anm. 77) Bd. 3 S. 532f.*

[102] Nach *Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXXXII, handelt es sich um Montellancio in der Diözese von Segni.*

[103] *Carpineto Romano, in der Diözese von Anagni, so Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. LXXXII. Vgl. auch die umfangreichen Besitzungen, die offenbar zu Carpineto Romano gehörten, ebd. S. LXXXII–CX; Toubert, Structures (wie Anm. 94) Bd. 1 S. 192.*

[104] *Solforata, ein unter Hadrian I. errichteter, an der heutigen via Laurentina liegender Komplex, der unter Honorius III. wohl schon zu einer Burg ausgebaut war, vgl. Tomassetti, Campagna Romana (wie Anm. 77) Bd. 2 S. 512f.; Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. CX, das Privileg Honrius' III. ist die erste Nennung des Kastells, vgl. Carocci/Venditelli, Origine (wie Anm. 94) S. 65 Anm. 56.*

[105] *Das Bistum Amelia liegt in Umbrien. Die einzige Nachricht, die wir über die Kontakte zwischen Amelia und der römischen Kurie bis 1198 haben, ist der Kauf von vier Kastellen in diesem Bistum durch Hadrian IV., vgl. It. Pont. 4 S. 35 Nr. *1.*

[106] *Es handelt sich um die beiden in Amelia gelegenen Kirchen S. Romana, auch S. Romana di Monte Cavello genannt, und S. Paolo. Beide Kirchen wurden dem Laterankapitel 1194 von Bischof Iacopo von Amelia geschenkt, vgl. Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. CXII–CXIV.*

earum pertinentijs, Suburbium insuper, quod est cira[d] *[sic]* Constantinianam Basilicam in stabello[e] iuxta sacrum palatium, cum domibus, quas ibi habetis, Domum[f] et vineam quas emistis a Theodora filia Rainonis, In campo Lateranensi Domos quas habetis ibidem[107] iuxta formam[g] Claudiam,[108] In pristin[o][h], in Cancello et via maiorj, Domos quas habetis et terram in Castello novo,[109] Ea[i] que habetis in circuitu vestre[j] ecclesie[j], terras videlicet et ortos cum olivis et diversi[k] generis arboribus A vineali sancti Nicolaj[110] per[l] decenniam[l] usque in terram[m] sancti Thome,[111] Turrim vestram cum fundo et cum vineis in loco, qui dicitur ad quartam[n] fundum[o] tabernule,[112] fundum Campi

---

[d] circa *B, C, D, E1, E2* [e] Scabello *D, E1, E2* [f] et quas *E2* [g] Portam *D, E1, E2* [h] Praestino *D, E1, E2* [i] et *D, E1, E2* [j-j] Ecclesiae vestrae *D, E1, E2* [k] diversis *D, E2* [l-l] prodecema *D, E1*, pro decima *E2* [m] terra *B* [n] quartum *B, C* [o] fundi *D, E1, E2*

---

[107] *Vgl. die Auflistungen bei Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. CXVf.*

[108] *Die* forma Claudia *ist eine andere Bezeichnung für die* Aqua Claudia, *vgl. Z. Mari, in: Lexicon topographicum urbis Romae (wie Anm. 78) Bd. 1, S. 63f., s. v. Aqua Claudia.*

[109] *Vermutlich das* Castrum novum *di Cisterna, an der Via Appia gelegen, das wohl 1150–1200 errichtet wurde und 1201 erstmals urkundlich belegt ist. Vielleicht ist das Kastell sogar durch das Kapitel gegründet worden, so vermuten Carocci/Vendittelli, Origine (wie Anm. 94) S. 62, mit Bezug auf J. Coste, Scritti di topografia medievale. Problemi di metodo e ricerche sul Lazio, a cura di C. Carbonetti/S. Carocci/S. Passigli/M. Vendittelli, Nuovi studi storici dell'Istituto storico italiano per il Medio Evo 30, Roma 1996, S. 494.*

[110] *S. Nicola auf dem Celio, auch als* S. Nicolai de formis *bezeichnet, vgl. Huelsen, Chiese (wie Anm. 80) S. 398 Nr. 13, Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. CXVI.*

[111] *Es handelt sich wohl um das Kloster* S. Thomae de formis, *das unweit der anderen Besitzungen des Kapitels in der Nähe der* Aqua Claudia *lag, vgl. Huelsen, Chiese (wie Anm. 80) S. 491 Nr. 7. Es wurde vermutlich im 11. Jahrhundert gegründet, vgl. Ferrari, Monasteries (wie Anm. 87) S. 331f.; allg. auch Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. CXVI.*

[112] *Nach Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. CXVII, ist die Besitzung mit der heute als Tor Pignattara bezeichneten Besitzung identisch. Nach Tomassetti, Campagna Romana (wie Anm. 77) Bd. 3 S. 476 liegt das als Tabernulo bezeichnete Land zwischen der Via Latina und der Via Labicana.*

varali[p], fundum et ecclesiam sancte Lucie in Renati[113] cum vineis et omnibus pertinentijs suis, fundum[q] favaroli,[r114] fundum maranj,[115] cum Prato et Turri, Vineas quas habetis in Monte Honorij,[116] Vineas in[s] Circo veteri,[s117] Vineas et molendinum in Valle sub Granario[t] vestro,[u118] Ecclesiam sancti Andree in

---

[p] Vatali *B*, Virali *C*, vitali *D*, vituli *E1*, vitalis *E2* [q] *fehlt E2* [r] favo arali *D*, favarali *E1*, *fehlt E2* [s-s] marcoveteri *D*, marco veteri *E1*, Marcoveteri *E2* [t] granatio *D* [u] nostro *D*, *E1*, *E2*

---

[113] *Das bereits in der Zeit Gregors I. belegte Kloster, damals als* SS. Andreae et Luciae *bezeichnet, erscheint erstmals in einer Urkunde Gregors VII. als* S. Luciae de Renati, *vgl. die Edition bei L. Santifaller, Quellen und Forschungen zum Urkunden- und Kanzleiwesen Papst Gregors VII., Studi e Testi 190, Città del Vaticano 1957, Nr. 36 S. 20, in der Gregor die Kirche S. Paolo fuori le Mura bestätigt. An das Laterankapitel kam die Kirche offenbar durch Anastasius IV., vgl. It. Pont. 1 S. 28 Nr. 19. Zur Kirche selbst vgl. Huelsen, Chiese (wie Anm. 80) S. 304 Nr. 45; Ferrari, Monasteries (wie Anm. 87) S. 276–280. Die Lage der Kirche ist nicht zu rekonstruieren.*

[114] Nach *Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. CXVII mit Besitzungen auf dem Aventin zu identifizieren, in der Nähe von SS. Alessio e Bonifacio.*

[115] *Die* Aqua Mariana *entspringt in der Valle di Molara. Der später auch als Marrana di S. Giovanni bezeichnete Besitz lag vor der Porta S. Giovanni, so Tomassetti, Campagna Romana (wie Anm. 77) Bd. 4 S. 151f., und nicht vor der Porta Appia, wie Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. CXVIIf., ausführt.*

[116] *Der* mons Honorii *war offenbar vor der Porta S. Giovanni zur Linken der Via Tusculana gelegen, vgl. Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. CXVIII; in diesem Sinne auch Tomassetti, Campagna Romana (wie Anm. 77) Bd. 4 S. 78f.*

[117] *Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. CXVIII, identifiziert den* circus vetus *mit dem Amphitheater bei S. Croce, das in die Aurelianische Stadtmauer eingemauert worden war. Daß das Laterankapitel direkt vor der Haustür von S. Croce im Amphitheater Weinberge besessen haben soll, ist unwahrscheinlich. Viel eher dürfte es sich um Weinberge innerhalb des* Circus Varianus *gehandelt haben, der Teil der* horti Spei veteris *bzw. der* horti Variani *war. Vgl. dazu C. Paterna, in: Lexicon topographicum (wie Anm. 78) Bd. 5 S. 237f. s. v. circus Varianus.*

[118] *In der Urkunde Innozenz' IV. (s. o. Anm.16) sind an dieser Stelle folgende Besitzungen eingefügt:* Fundum qui [sic] dicitur prata cum aqueductu, molendinis et vineis iuxta eum positis in loco qui dicitur mons pape, in territorio frascatine turrem cum monumento et cum columpna que dicitur selleri cum duobus fundis positis in Corane, irem pedicam que dicitur maceracorum.

Silice[v][119] cum omnibus suis pertinentijs, sicut in concessionis eiusdem predecessoris nostri INNOCENTIJ privilegio continetur, Ecclesiam sancte Marie infrascata[w][120] sitam in fundo Olivan[o] cum Castro et terra que ibj habetis, Apud Osam[x] Casale iuxta Sanctam Dignam et Meritam[121] quatuor filos salinarum in Pedica[y] vetula, In campo Hostiensi[z][122] pedica de furcella ad salem faciendum et tria andita in pedica de Vaccarijs[a] cum alijs salinis ibidem positis et salinas, quas habetis in territorio Portuensi[b][123] in

---

[v] Felice *D, E2* [w] in Frascata *C, D, E1, E2* [x] Osani *C, D, E1, E2*
[y] predicta *D* [z] Ostiensi *E1* [a] vacariis *D, E1, E2* [b] Portien. *D, E2*

---

[119] S. Andrea in Silice *liegt im Territorum von Velletri, an der Via Appia neben einem Ort namens Castel vecchio, vgl. Coste, Scritti (wie Anm. 109) S. 494 mit Karte 10. Zur Zeit Gregors I. war* S. Andrea in Silice *ein Bischofssitz, doch scheint die Erhebung nicht von langer Dauer gewesen zu sein. Innozenz III. übertrug das Kloster am 4. Mai 1201 an das Laterankapitel, das bei Potthast nicht registrierte Stück findet sich ediert bei Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. CXXI–CXXIII; vgl. auch It. Pont. 2 S. 106f.*

[120] *Die Kirche S. Maria in Frascati wird bereits in der Vita Leos IV. im Liber Pontificalis erwähnt, vgl. Liber pontificalis (wie Anm. 77) Bd. 2 S. 121; It. Pont. 2 S. 37f.; K. Herbers, Leo IV. und das Papsttum in der Mitte des 9. Jahrhunderts, Päpste und Papsttum 27, Stuttgart 1996, S. 28. An das Laterankapitel kam die Kirche S. Maria wohl am 25. November 1200 durch Innozenz III., vgl. Potthast Nr. *1168; Tomassetti, Campagna Romana (wie Anm. 77) Bd. 4, S. 392; Pressutti, Registrum Honorii III (wie Anm. 13) S. CXXIIIf.*

[121] *Die Kirche ist besser bekannt unter dem Namen S. Andrea di Ponte di Nona, vgl. Tomassetti, Campagna Romana (wie Anm. 77) Bd. 3 S. 562. Der „ponte di Nona" über den Fluß Osa war noch von Gregor VII. in einer Urkunde für S. Paolo fuori le mura als* pons Sanctarum Digne et Merite *bezeichnet worden, vgl. Santifaller, Quellen (wie Anm. 113) Nr. 36 S. 24. Sie liegt in der Nähe der Ruinen von Gabbio.*

[122] *Zum* campo Hostiensi *vgl. Tomassetti, Campagna Romana (wie Anm. 77) Bd. 6 S. 419.*

[123] *Zu dem Gebiet um Porto und seine Salinen vgl. die auf die Besitzungen des Kapitels von St. Peter im Vatikan bezogenen Ausführungen bei R. Montel, Un casale de la campagne romaine de la fin du XIVe siècle au début du XVIIe: Le Domaine de Porto, d'après les archives du chapitre de Saint Pierre, MEFRM 83 (1971) S. 31–87, bes. S. 41–64.*

campo maiorj videlicet pedica, que dicitur piscina galiarda[c][124] vel si alijs vocabulis vocetur et quinque andita posita ibidem in stannello[d] maiori maledicto. Illud vero, quod[e] a memoratis predecessoribus nostris ALEXANDRO secundo et ANASTASIO statutum est[125] maxime observari precipimus[f]: [Videlicet ut va]sa seu vestis[g] Altare et cuncta [sacri minis]terij [ornamen]ta[h] non tangantur vel proferantur seu reponantur aut etiam qualescumque oblationes desuper Altari a n[on sacra]tis deo [ministris] tollantur. Porro celebrantibus ibidem Episcopis[126] sacra Missarum solemnia cum[i] clericalibus tunicis presentes sitis cantum[j] imponatis et[k] ex [vobis] presbyterum, diaconum et Subdiaconum atque Acolitum[l] semper[m] providere curetis et minus quatuor fratribus assistentibus missa in eadem ecclesia etiam in[n] diebus privatis minime celebretur. Diebus vero dominicis et in[o] sanctorum festivitatibus quamtuscumque[p] fuerit[q], plenarius vester adsit Conventus. Adicientes[r] ad hec decreto eorum[s] predecessorum nostrorum, ut eadem ecclesia tamquam principalis mater et domina omnino libera sit et nulli penitus nisi Romano Pontifici sit subiecta. Atque ijdem Episcopi salubri providentia veluti cooperatores et vicarij nostri ipsius Venerabilis sacrosancte basilice utilitatem et honestatem attente provideant. Ut autem in eadem basilica regularis ordinis et disci

---

[c] gagliarda *D, E1, E2* [d] Stagnello *C*, Stanello *D, E1, E2* [e] *fehlt C* [f] praecipimus *D* [g] vestes *C*, vestimenta *D, E1, E2* [h] ordinamenta *D, E1, E2* [i] *fehlt D, E1, E2* [j] tantum *C, D, E1, E2* [k] *fehlt D, E1, E2* [l] Accolitum *C, D, E2*, Accolytum *E1* [m] insuper *E1* [n] *fehlt C* [o] etiam eorum *D, E1, E2* [p] quantumcunque *D, E1*, quantumcumque *E2* [q] sit *C* [r] Adiicientes *D, E1, E2* [s] eorundem *D, E1, E2*

---

[124] *Die Piscina Gagliarda liegt ebenso wie die zuvor genannten Besitzungen an der Via Portuense. Einem Privileg Benedikts VIII. vom 1. August 1018 zugunsten des Bischofs von Porto, vgl. Papsturkunden 896–1046, bearbeitet von H. Zimmermann, Denkschriften der österreichischen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse 174, 177 u. 198, 3 Bde., Wien ²1988–1989, Bd. 2 Nr. 522 S. 990–995, hier S. 992, ist zu entnehmen, daß die Piscina Gagliarda im bzw. beim Campo di Merlo liegt, vgl. dazu Tomassetti, Campagna Romana (wie Anm. 77) Bd. 3 S. 400. Eine Karte zur Lage der Piscina Gagliarda findet sich bei de Francesco, Proprieta (wie Anm. 77) S. 265, vgl. auch die Ausführungen ebd. S. 266 f.*

[125] *Vgl. It. Pont. 1 S. 25 Nr. *7 (1061–73) und ebd. S. 28 Nr. 19 vom 30. Dezember 1153.*

[126] *Zum Hebdomadardienst der Kardinalbischöfe in der Laterankirche s. o. Anm. 33.*

pline vigor inviolabiliter auxiliante deo[t] custodiatur et servetur unumquemque predictorum Cardinalium episcoporum, qui ad dominici Altaris sunt servitium deputati, semel in edomada[u] de observantia regule cum fratribus Capitulum tenere et, siquid grave corrigendum fuerit, cum communi consilio Prioris et fratrum per ipsos vice nostra emendari statuimus. Sancimus preterea et auctoritate apostolica indulgemus, ut, quotiens aliqui peregrinorum in parochia vestra sine testamento decedunt, eorum bona sine alicuius[v] contradictione vel impedimento, nisi heredem vel heredes habuerint, ad quos debeant[w] de iure devolvi[x], iamdicte ecclesie vestre proveniant[127] nec alicuj abscondere vel alienare eorumdem bona aliqua adsit facultas. Obeunte vero te[y] nunc eiusdem sacrosancte basilice Priore vel tuorum quolibet successorum, nullus ibi qualibet surreptionis astutia seu[z] violentia preponatur, sed fratres in aliqua persona de vestro collegio, si idonea reperta fuerit vel de alio religioso Conventu prius conveniant et postmodum cum consilio, deli[bera]tione et iudicio Romani Pontificis eligant[a]. Electus autem et confirmatus nulli nisi tantum Romano Pontifici de [obe]dientia vel subiectione aliqua teneatur. Precipimus quoque presenti decreto, ut nullus omnino in Priorem et canonicos eiusdem ecclesie, ubicumque morantes, suspension[is] vel excommunicationis sententiam promulgare vel eos ad sinodum vocare presumat, sed neque clericos vel laicos oblatos [in suis] ecclesijs permanentes. Quod si quisquam in eos huiusmodi sententias promulgaret, illas decernimus irritas et inanes. Liceat preterea vobis clericos e seculo vel laicos fugientes, liberos[b] et absolutos, undecumque fuerint, nisi excommunicati vel[c] interdicti sint, absque alicuius contradictione

---

[t] Dei *D* [u] ebdomanda *B*, hebdomanda *D*, *E1*, *E2* [v] cujus *E2* [w] debeatur *B* [x] devolui *C* [y] *fehlt E2* [z] sive *D*, *E1*, *E2* [a] eligatur *B*, *D*, *E1*, *E2* [b] *fehlt C* [c] et *C*

---

[127] *Die Pilger standen zu dieser Zeit nach Ausweis der Senatsurkunden sämtlich unter der Jurisdiktionsgewalt des Peterskapitels, in dessen Zuständigkeit auch die Beerdigung und die Verwaltung des dadurch frei gewordenen Vermögens lag, vgl. Codice diplomatico del senato Romano dal MCXLIX al MCCCXLVII, a cura di F. Bartoloni, Fonti per la storia d'Italia (87), Bd. 1, Roma 1948, Nr. 72 S. 111–115 vom 12. März 1224, sowie ebd., Nr. 86 S. 143–145 vom 15. September 1235. Dem Laterankapitel war der Besitz von Pilgern, die ohne Testament und Erben in einer der Parochien von S. Giovanni in Laterano starben, von Alexander III. zugestanden worden, vgl. It. Pont. 1 S. 29 Nr. 25. Das Recht ist in der undatierten Urkunde erstmals für das Laterankapitel zu fassen, vgl. Kehr, Römische Analekten (wie Anm. 16) S. 6. Zu den Parochien, die dem Laterankapitel unterstanden, vgl. Passigli, Geografia (wie Anm. 32) S. 56f.*

ad conversionem suscipere, et qui suscepti fuerint cum communi consilio prioris et fratrum nulli de obedientia teneatur[d], nisi Romano Pontifici et Priori eiusdem ecclesie. Prohibemus autem, ut nulli fratrum post factam in eadem basilica professionem sine Prioris sui licentia fas sit de Claustro discedere, discedentem vero absque communium litterarum cautione nullus audeat retinere. Decernimus ergo, ut nulli omnino hominum liceat prefatam sacrosanctam Basilicam temere, perturbare aut possessiones eius auferre et ablatas retinere, minuere seu quibuslibet vexationibus perturbare, sed illibata omnia[e] integra conserventur; eorum, pro quorum gubernatione et sustentatione concessa sunt, usibus omnimodis profutura. Siqua igitur in futurum ecclesiastica secularisve persona hanc nostre constitutionis et confirmationis paginam sciens contra eam temere venire temptaverit, secundo tertiove commonita, nisi presumptionem suam digna satisfactione correxerit, potestatis honorisque sui dignitate careat reamque se divino iudicio existere de perpetrata iniquitate cognosc[at] et a sacratissimo corpore ac sanguine dei et domini redemptoris nostri Ihesu[f] Christi aliena fiat atque in extremo examine districte ultionj subiaceat. Cunctis autem eidem loco sua iura servantibus sit pax domini nostri Ihesu[g] Christi. Quatenus et hic fructum bone actionis percipiant et apud districtum iudicem pre[mia] eterne pacis inveniant AMEN. Amen[h]. AMEN.

† Ego Gregorius catholice Ecclesie Episcopus subscripsi
† Ego Pelagius[128] Albanensis Episcopus subscripsi
† Ego Johannes[129] Sabinensis Episcopus subscripsi
† Ego Johannes[130] tituli sancte praxedis presbyter Cardinalis subscripsi

[d] teneantur *D, E1, E2* [e] omnia et *B* [f] Jhesu *C*, Iesu *D, E1* [g] Jhesu *C*, Iesu *D, E1* [h-h] *fehlt D, E1, E2*

[128] *Pelagius wurde 1213 von Innozenz III. zum Kardinalbischof von Albano erhoben, und gehörte seit Honorius III. zu den führenden Kardinälen innerhalb des Kardialkollegs, vgl. W. Maleczek, Papst und Kardinalkolleg von 1191 bis 1216, Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom, 1. Abt. 6, Wien 1984, S. 166–169.*

[129] *Johannes d'Abbeville war 1227 von Gregor IX. zum Kardinalbischof von Sabina erhoben worden, zu ihm vgl. A. Paravicini Bagliani, Cardinali di curia e ‚familiae' cardinalizie dal 1227 al 1254, 2 Bde., Italia sacra 18/19, Padova 1972, hier Bd. 1 S. 21–31.*

[130] *Giovanni Colonna, der erste Colonna-Kardinal, war 1217 von Honorius III. zum Kardinalpriester von S. Prassede erhoben worden, vgl. Maleczek, Papst (wie Anm. 128) S. 154–162.*

† Ego Bartholomeus[131] sancte prudentiane Presbyter Cardinalis tituli Pastoris subscripsi
† Ego Guifredus[i132] tituli sancti Marcj presbyter cardinalis subscripsi
† Ego Sigenbaldus[133] tituli sancti laurentij in lucina Presbyter cardinalis subscripsi
† Ego Octavianus[134] sanctorum Sergij et Bachi diaconus Cardinalis subscripsi
† Ego Romanus[135] sancti Angeli Diaconus Cardinalis subscripsi
† Ego Stephanus[136] sancti Adriani Diaconus Cardinalis subscripsi

---

[i] Gaufredus *B*

---

[131] *Bartholomäus wurde im September 1227 von Gregor IX. zum Kardinaldiakon von S. Pudenziana kreiert, vgl.* Paravicini Bagliani, *Cardinali (wie Anm. 129) S. 72–75.*

[132] *Goffredo Castiglioni, der 1241 als Cölestin IV. die Cathedra Petri bestieg, wurde bei der ersten Kardinalskreation unter Gregor IX. zum Kardinalpresbyter von S. Marco erhoben, vgl.* Paravicini Bagliani, *Cardinali (wie Anm. 129) S. 32–40;* ders., *Art. Celestino IV, in: Enciclopedia (wie Anm. 21) Bd. 2 S. 380–383.*

[133] *Der aus dem mächtigen genuesischen Geschlecht der Fieschi stammende und 1243 als Innozenz IV. zum Papst erhobene Sinibaldo Fieschi wurde im September 1227 von Gregor IX. zum Kardinalpresbyter von S. Lorenzo in Lucina kreiert, vgl.* Paravicini Bagliani, *Cardinali (wie Anm. 129) S. 61–71;* ders., *Art. Innocenzo IV., in: Enciclopedia (wie Anm. 21) Bd. 2 S. 384–393.*

[134] *Ottaviano Conti wurde im Juni 1206 von Innozenz III. zum Kardinaldiakon von SS. Sergio e Bacco kreiert. Über den 1234 verstorbenen Kardinal ist wenig bekannt, vgl.* Maleczek, *Papst (wie Anm 128) S. 163. Oktavian unterzeichnete bereits das Privileg Honorius' III. für das Laterankapitel, vgl.* Pressutti, *Registrum Honorii III. (wie Anm. 13) S. LX.*

[135] *Romano Bonaventura wurde bei der letzten Kardinalskreation unter Innozenz III. zum Kardinaldiakon von S. Angelo erhoben. Später rückte er zum Kardinalbischof von Porto und S. Rufina auf, vgl.* Maleczek, *Papst (wie Anm. 128) S. 189–195.*

[136] *Stefano Conti wurde 1216 von Innozenz III. zum Kardinaldiakon von S. Adriano erhoben. Gregor IX. promovierte ihn 1228 zum Kardinalpresbyter von S. Maria in Trastevere und Innozenz IV. setzte ihn vermutlich 1245 als päpstlichen Vikar in Rom ein, vgl.* Maleczek, *Papst (wie Anm. 128) S. 189–201. Wie Oktavian unterzeichnete auch Stefano Conti bereits das Privileg Honorius' III. für das Laterankapitel, vgl.* Pressutti, *Registrum Honorii III. (wie Anm. 13) S. LX.*

† Ego Egidius[137] sanctorum Cosme et Damianj diaconus Cardinalis subscripsi[h 138]

Datum Laterani per manum Magistri Martinj[139] sacrosancte[j] Romane ecclesie Vicecancellarij III Nonas februarij, Indictione prima, Incarnationis dominice Anno MCCXXVIIJ[k], Pontificatus vero dominj[l] GREGORIJ pape VIIIJ anno primo.

2.

Bulle Nikolaus' IV. **7. Mai 1290**

Papst Nikolaus IV. erläßt Statuten für das Kapitel von S. Giovanni in Laterano.

Original: *Archivio di S. Giovanni in Laterano Pergamene Q 7 A 1 (A);* **Kopien:** *Registrum Vaticanum 45, fol. 53v–55r, Nr. 301 (B); Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat. Lat. 8034 fol. 173–177;* **Regestrierung:** *Les Registres de Nicolas IV. Recueil des bulles de ce pape, publ. ou analysées d'après les manuscrits originaux des Archives du Vatican par E. Langlois, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome. Sér. 2, Paris 1886–1893,*

---

[h] *fehlt D, E1, E2* [j] Sanctae *B, C, D* [k] 1227 *D, E1, E2* [l] *fehlt C, D, E1, E2*

---

[137] *Egidio de Torres wurde 1216 von Honorius III. zum Kardinaldiakon von SS. Cosma e Damiano erhoben, vgl. E. Kartusch, Das Kardinalkollegium in der Zeit von 1181–1227. Ein Beitrag zur Geschichte des Kardinalates im Mittelalter, Diss. masch. Wien 1948, S. 67–73.*

[138] *Die Kardinalsunterschriften unter dem Privileg Innozenz' IV. vom 17. April 1244 lauten:* + Ego Johannes tituli sancte Praxedis presbyter cardinalis / + Ego Stephanus sancte Marie Transtiberim tituli Calixti presbyter cardinalis / + Ego Rain[aldus] Velletrensis Episcopus / + Ego frater Jacobus Penest[rin]us episcopus / + Ego Rainerius sancte Marie in Cosmidin Diaconus Cardinalis / + Ego Odo sancti Nicolai in carcere Tulliano diaconus Cardinalis / + Ego [Ricc]ardus sancti Angeli diaconus Cardinalis. *Es handelt sich somit um Giovanni Colonna, vgl. Paravicini Bagliani, Cardinali (wie Anm. 129) S. 13 Nr. 6; Stefano Conti, vgl. ebd. S. 15f. Nr. 16; Rinaldo da Jenne, vgl. ebd. S. 40–53; Giaccomo da Pecorara, vgl. ebd. S. 114–123; Raniero Capocci, vgl. ebd. S. 15 Nr. 14; Ottone da Tonengo, vgl. ebd. S. 76–91; Riccardo Annibaldi, vgl. ebd. S. 141–149.*

[139] *Ein Auflistung weiterer von ihm verfertigter Urkunden findet sich bei Potthast 1 S. 939.*

Nr. 2947; Ph. Lauer, Le Palais de Latran. Étude historique et archéologique, Paris 1911, S. 636 Nr. 60, mit Bezug auf die neuzeitliche Abschrift in der Handschrift Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat. Lat. 8034 fol. 173–177, und daher falsch auf den 7. Mai 1291 datiert.

Das Original der Bulle befindet sich in einem guten Erhaltungszustand mit lediglich geringen Abreibungen und einigen kleineren Flecken. Die Maße sind: Höhe 380–385 mm (zuzüglich einer Plika von 50–61 mm), Breite 800–810 mm. Der obere Rand wurde durchgehend mit einer Breite von 21–25mm umgefaltet. Die Blindliniierung mit einem regelmäßigen Zeilenabstand von 8 mm ist gut zu erkennen. Die sehr gut erhaltene Bulle an rot-gelben Seidenfäden mit einem Durchmesser von 36 mm trägt auf dem Namensstempel die Aufschrift Nicolaus PP IIII. *Die mittelalterlichen Dorsualvermerke sind so stark abgerieben, daß sie nicht mehr zu entziffern sind. Die erste Zeile des Originals ist Elongate gestaltet. In der Edition ist dieser Bereich zu Beginn und am Ende durch | begrenzt. Das Incipit* Admonet nos suscepti cura *läßt sich in keiner weiteren bei Potthast regestrierten Urkunde Nikolaus IV. nachweisen.*[140] *Die Abschrift Vat. Lat. 8034 wurde für die Edition nicht berücksichtigt, da sie ohne weitere Wirkung blieb.*[141]

| Nicolaus[a] episcopus servus servorum dei, ad perpetuam rei memoriam[a]. | Admonet nos suscepti cura regiminis et auctoritas pontificalis inducit, ut pro statu ecclesiarum simus solliciti et cura illarum observantias et decorem attentis studijs intendamus. Cupientes igitur Lateranensem ecclesiam in suis honorificientijs pro tempore faciendis ac divini cultus observantijs ac vivendi modo, qualiterque prior et eius persone ad illius regimen et curam se gerere debeant et habere, salubriter ordinare, infra scripta statuta diligenti deliberatione fecimus et illa plene ac de verbo ad verbum annotata presentibus districte precipimus a personis ipsius ecclesie in ea regularem vitam et ordinem beati Augustini[142] professis inviolabiliter observari. Que quidem statuta talia sunt: In nomine domini amen.

[a-a] *fehlt B*

---

[140] *Vgl. Initienverzeichnis zu August Potthast, Regesta pontificum Romanorum (1198–1304), bearb. v. H. M. Schaller, MGH Hilfsmittel 2, München 1978, S. 7 s. v. Admonet nos cura.*

[141] *Der Codex Vat. Lat. 8034, P. L. Galetti, Documenta Lateranensia, stellt eine Zusammenstellung des 18. Jahrhunderts aus unterschiedlichen Abschriften von Urkunden aus dem Archiv von S. Giovanni in Laterano dar, vgl. It. Pont. 1 S. 23f.*

[142] *Direkte textliche Entsprechungen zwischen dem Statut und einer der Formen der Augustinusregel lassen sich nicht nachweisen, s. auch o. Anm. 35.*

[1.] In primis Camerarius, Vicecamerarius, Sacrista, Vestiarius, Granaterij, Infirmarius, Thesaurarius et Ordinarius annis singulis in ecclesia ipsa per priorem et Capitulum ordinentur, qui iurent coram dicto priore et Capitulo fideliter commissa eis officia exercere.[143]

[2.] Et quod dictus Camerarius percipiat universam pecuniam provenentem[b] ex pensionibus domorum et terrarum locationibus ipsius ecclesie. Qui tam de ipsa pecunia quam alijs, que receperit et expenderit, quolibet die Octavo in fine quorumlibet Quatuor mensium et demum in fine anni reddat coram priore et fratribus distinctam et plenariam rationem. Et quod idem Camerarius absque prioris licentia ultra Centum solidorum provenientium summam sub mutuo recipere non persumat. Nec etiam prior ipse absque consensu sui Capituli ultra quantitatem viginti librarum mutuum contrahat, et si ipsam contraxerit, teneatur de eo reddere rationem in Capitulo et in quaterno rationum dicti Camerarij facere ipsam scribi.

[3.] Granacterij vero predicti sint duo ex fratribus electis, ut predicitur per priorem et Capitulum, quibus cura granarij ipsius ecclesie committatur, qui teneantur singulis mensibus de introitibus et[c] exitibus[c] reddere plenam et distinctam in Capitulo rationem.

[4.] Alij autem suprascripti Officiales de administratione commissa eis quolibet Quintodecimo die teneantur in ipso Capitulo reddere plenariam rationem. Prior autem de pecunia et alijs, que ad ipsius manus pervenerint, in fine quorumlibet duorum mensium teneatur reddere distinctam et plenam in Capitulo rationem.

---

[b] provenientem *B* [c-c] *fehlt B*

---

[143] *Vergleichende Untersuchungen über die Ämterstrukturen und damit zusammenhängende Wirtschaftsweisen fehlen in Italien sowohl für den Bereich der regulierten als auch der weltlichen Kanoniker. Als Forschungsüberblick vgl. Andenna, Studi recenti (wie Anm. 12); für die Säkularkanoniker vgl. Curzel, Le quinte (wie Anm. 12). Für den Bereich nördlich der Alpen vgl. B. Schneidmüller, Verfassung und Güterordnung weltlicher Kollegiatsstifte im Hochmittelalter, ZRG kan. Abt. 72 (1986) S. 115–151, hier S. 141, der noch für das 12. Jahrhundert ein starkes Eingriffsrecht des Propstes in alle Besitzangelegenheiten konstatiert. G. Marchal, Gibt es eine kollegiatstiftische Wirtschaftsform? St. Peter in Basel, St. Vinzenz in Bern und St. Leodegar in Luzern im Vergleich, in: Erwerbspolitik und Wirtschaftsweise mittelalterlicher Orden und Klöster, hg. v. K. Elm, Berliner Historische Studien 17; Ordensstudien 7, Berlin 1992, S. 9–29, hier S. 28, kommt anhand einiger Schweizer Beispiele für die Frage nach einer stiftsspezifischen Wirtschaftsweise zu dem Ergebnis: „Das Stift als rechtliche Institution hat hier in keiner Weise normierend gewirkt."*

[5.] Et quod omnes et singuli Officiales predicti singula eis commissa officia studeant exequi fideliter et prudenter omni dolo et fraude remotis et quod, si ipsorum aliquis fraudem in commisso ei officio repertus fuerit commisisse, ab officio amoveatur et in choro et mensa ultimus omnium habeatur nec usque ad annum vocem in Capitulo habere possit. Et si prior excesserit in predictis fraudem et dolum quomodolibet committendo, per visitatores, qui pro tempore fuerint, ut qualitas delicti exegerit, puniatur vel domino pape significetur, ut ipsum priorem, si ei videbitur, faciat amoveri.

[6.] Cellararium vero, ut consuevit, faciat solus prior, ad manus cuius omnia comestibilia perveniant, qui, si male officium suum perageret, prior predictus ipsum ad dictum Capituli vel maioris partis ab officio ipso amoveat et alias pena debita castigetur.

[7.] Item quod oblationes maioris altaris per Sacristam et vestiarium in presentia prioris predicti vel alterius deputati ab ipso de altari ipso tollantur et presentibus ipsis tribus sigillo dictorum prioris et Offcialium consignentur et conserventur, donec tam dicto Sacriste quam dicto Vestiario de ipsis sua debita portio assignetur.

[8.] Item quod deputentur annuatim infirmarie pro necessitatibus infirmorum redditus et proventus ecclesiarum sancte Marie de Colliscipione,[144] sancte Lucie de Columpna[145] et sancti Thome de Interamne,[146] obedientiarum dicte Lateranensis ecclesie. Qui redditus in comuni suppedaneo reponantur et de ipsis infirmario per Camerarium seu Vicecamerarium, quotiens opus[d] fuerit, assignentur, qui singulis diebus Lune de receptis et expensis reddant in Capitulo rationem.

[9.] Item quod cuilibet Canonico annuatim pro indumentis Octo floreni aurei assignentur, et cum pannos ipsos renovant, veteres Camere reassignent pauperibus erogandos, ita quod licitum sit cuilibet Canonico habere tres capas et tria paria vestimentorum.[147]

---

[d] *fehlt B*

---

[144] *S. Maria Maggiore in Collescipoli, s. o. Anm. 93.*

[145] S. Luciae de confinio, *s. o. Anm. 84.*

[146] *S. Tommaso in Terni, s. o. Anm. 95.*

[147] *Nicht nur die strenge Form der Regel, der* Ordo monasterii, *Verheijen, Règle (wie Anm. 35) S. 150 Z. 20f., sah vor, daß die Regularkanoniker keine eigenen Kleidungsstücke besitzen sollten, sondern auch das* Praeceptum, *ebd. S. 428 Z. 139f., wo es heißt:* Vestes vestra in unum habete, sub uno custode vel duobus vel quod sufficere potuerint ad eas excutiendas, ne a tinea laedantur. *Zum allgemeinen Gebot, daß die Regularkanoniker kein persönliches Eigentum besitzen sollten vgl. ebd. S. 418 Z. 5–10.*

[10.] Item quod in ipsa Lateranense ecclesia habeantur continue Sexdecim Canonici residentes computato priore, et quod Capelle circumposite dicte Lateranensis ecclesie ordinentur de Capellanis, qui tam in ipsis quam in dicta Lateranense ecclesia debeant divina officia celebrare, et quod in ecclesia sancti Johannis ante portam Latinam[148] debeant esse continue Quatuor et adminus Tres Canonici Archipresbitero computato, et in ecclesia sancti Andree in Sylice[149] debeant esse totidem preposito computato. Alie vero obedientie eiusdem Lateranensis ecclesie[150] per Canonicos gubernentur, sicut fuit hactenus consuetum, ita tamen, quod solus absque socio non moretur, si comode fieri potest.

[11.] Item quod prior et Capitulum hospitale dicte ecclesie faciant cum diligentia gubernari omnes suos redditus et proventus et iura alia, qui et que consueverant olim pervenire ad ipsam, sibi integraliter restituentes et resignantes ita, quod in ipso plena hospitalitas observetur.[151]

[12.] Item quod de decima totius panis et anniversarijs Canonicorum defunctorum per illum, qui adiunctus fuerit Camerario, pauperibus, sicut consuevit, elemosina erogetur, qui etiam hospites suscipiendos suscipiat et eisdem, sicut consuevit, necessaria subministret.

[13.] Item quod prior, cum sanus est nec ex itinere sit laxatus, semper in refectorio comedat, in Camera vero seorsum nec solus nec cum aliquibus ex fratribus comedat. Et cum infirmus vel languidus fuerit vel minutus, in triduo minutionis in una de Cameris domus extra dormitorium sibi liceat commorari.[152]

[14.] Item quod nullus Canonicorum, cum propter infirmitatem medicinam vel minutionem in infirmaria positus fuerit, cum clerico vel laico sine prioris licentia convivetur nec sine Camerarij voluntate carnes vel pisces occasione extraneorum accipere audeat de coquina.[153]

---

[148] *S. Giovanni a porta Latina, s. o. Anm. 79.*

[149] *S. Andrea in Silice, s. o. Anm. 119.*

[150] *Vgl. dazu die bei Niccolò Frangipane in seinem Inventar aufgeführten Kirchen, die dem Laterankapitel unterstellt waren, Edition bei* Lauer, *Palais (wie Anm. 5) S. 503–513. Der größte Teil des Verzeichnisses ist der Auflistung von Häusern und Weinbergen im Besitz des Kapitels gewidmet, doch finden sich an dessen Beginn auch etliche Kirchen, vgl. ebd. S. 504.*

[151] *Vgl. dazu die Regelungen des* Praeceptum, *Verheijen, Règle (wie Anm. 35) S. 432 Z. 182–185.*

[152] *Zu vergleichbaren Regelungen der Isolierung von Kranken vgl.* Hallinger, *Consuetudo (wie Anm. 8) S. 164.*

[153] *S. u. die Bemerkungen in Anm. 155.*

[15.] Item quod[e] eadem hora dormitorium intrent fratres inibi in quiete morantes et prior hora predicta ad Cameram suam vadat, nisi propter manifestam necessariam et honestam causam retardet, interdum et tunc intret sine strepitu lectum suum.

[16.] Item quod idem prior in choro dicte ecclesie nullas elemosinas faciat et in claustro cum clamore seu strepitu non loquatur. Et quod aliquem ex confratribus vel Conversis duris verbis sine rationabili causa exasperare in publico non presumat.[154]

[17.] Item quod idem prior non vendat aut impignoret, infeudet aut locet nisi cum sui Capituli voluntate et consensu et in casu concesso auctoritate sedis apostolice semper salva.

[18.] Item quod nullus Canonicorum carnes comedere audeat in communi refectorio diebus ieiuniorum.[155]

[19.] Item quod idem prior nihil de bonis domus mobilibus donet alicui sine sui Capituli conniventia et consensu vel maioris et sanioris partis, ita quod in toto anno summam viginti librarum provesinorum non excedat.

[20.] Item quod absque consensu dicti Capituli vel maioris partis ad obedientiam nullum mittat vel revocet, nisi id evidens et necessaria causa tam in mittendo quam revocando exposceret et grave dampnum domui immineret.[156]

[21.] Item quod dictus prior semel in anno cum duobus ex fratribus electis a Capitulo debeat omnes obedientias visitare vel mittat aliquem loco sui.

[22.] Item quod prior predictus sine consilio dicti Capituli in aliquem suorum Confratrum, nisi competenti et legitima monitione premissa, sententiam excommunicationis non ferat.

---

[e] quod in *B*

---

[154] *Nach dem* Praeceptum, *Verheijen, Règle (wie Anm. 35) S. 433 Z. 193–195, sollten die Kanoniker generell Streitigkeiten untereinander vermeiden:* Lites aut [sic] nullas habeatis, aut quam celerrime finiatis, ne ira crescat in odium, et trabem faciat de festuca, et animam faciat homicidiam. Sic enim legistis: „Qui odit fratrem suum homicida est".

[155] *Vgl. dazu die Ausführungen des* Praeceptum, *ebd. S. 421 Z. 45–48:* Carnem vestram domate ieiuniis et abstinentia escae et potus, quantum valetudo permittit. Quando autem aliquis non potest ieiunare, non tamen extra horam prandii aliquid alimentorum sumat, nisi cum aegrotate. *Zum Fasten in der mittelalterlichen Kirche vgl. allg. St. G. Hall und J. H. Crehan, Art. Fasten/Fastentage III. Biblische und kirchenhistorisch, in: Theologische Realenzyklopädie 11 (1983) S. 48–59.*

[156] *Vgl. dazu die Ausführungen des* Praeceptum, *Verheijen, Règle (wie Anm. 35) S.434f. Z. 209–216.*

[23.] Item quod idem prior Canonicum, Conversum, oblatum commissum, Novitium, mansionarium sine fratrum consilio recipere non presumat nec susceptum abiciat, excepto quod mansionarium, si malus fuerit, expellendi de domo ipsa absque requisitione dictorum fratrum liberam habet facultatem.[157]

[24.] Item quod nullus Canonicorum occasione depositi in custodiam recipiat arcam vel Scrineum alicuius sine prioris et Capituli licentia speciali, nec etiam dicti Canonici propria scrinea habere debeant nisi illi, quibus ratione sui officij competere dinoscuntur, pro recondendis autem utensilibus deputatis eisdem de prioris licentia possint habere.

[25.] Item quod, siquis Canonicorum dixerit aut dicere voluerit aliquid pro utilitate ecclesie seu personarum sive tangat personam prioris vel cuiuscumque alterius, quod prior eum debeat patienter audire nec ipsum impediat excommunicando, interdicendo vel quomodolibet sibi precipiendo, quominus dicere possit, quod sibi vedebitur fore dicendum, et quod licitum sit cuilibet posse domino Summo pontifici vel suo vicario malum statum domus et gravamina, que videntur ibidem, denuntiare contradictione prioris nequaquam obstante, quod si prior se culpabilem exhibuerit, in predictis pene amotionis vel alij subiaceat, prout visum fuerit expedire.[158]

[26.] Item quod, quando missa Conventualis in dicta ecclesia celebratur, claudatur chorus cancellis ad hoc, ut in chorum ipsum mulieribus aditus intrandi patere non possit. Nec etiam mulier aliqua domum seu officinas prioris et Canonicorum ingrediatur vel quomodolibet admittatur.[159]

[27.] Item quod novitij undecumque oriundi, dummodo ydonei sint et non de alijs ordinibus fugitivi, in Canonicos admittantur, donec debitus Cano-

---

[157] *Die Stellung des Priors wird im* Praeceptum, *Verheijen, Règle (wie Anm. 35) S. 436 Z. 225–232 so beschrieben:* Ipse vero qui vobis praeest, non se extimet potestate dominantem, sed caritate servientem felicem. Honore coram vobis praelatus sit vobis, timore coram deo substractus sit pedibus vestris. Circa omnes seipsum bonorum operum praebeat exemplum, corripiat inquietos, consoletur pusillianimes, suscipiat infirmos, patiens sit ad omnes. Disciplinam libens habeat, metum inponat. Et quamvis utrumque sit necessarium, tamen plus a vobis amari adpetat quam timeri, semper cogitans deo se pro vobis redditurum esse rationem.

[158] *S. o. Anm. 157.*

[159] *Vgl. dazu das* Praeceptum, *Verheijen, Règle (wie Anm. 35) S. 426 Z. 103–105:* Quando ergo simul estis in ecclesia et ubicumque ubi et feminae sunt, invicem vestram pudicitiam custodite; deus enim qui habitat in vobis, etiam isto modo vos custodiet ex vobis.

nicorum numerus sit completus. Qui infra annum sue receptionis nullam vocem in Capitulo habeant.[160]

[28.] Et quod unus magister in gramaticali scientia habeatur in domo ipsa, qui tam dictos Novitios quam alios docibiles in arte ipsa doceat et informet.

[29.] Item, cum dicti prior et Canonici mane conveniunt in Capitulo, sine contentione ac strepitu in humilitatis spiritu de spiritualibus profectibus et disciplina canonica inter eos collatio habeatur. Qua collatione prehabita, si aliqua sunt tractanda de negotijs domesticis et communibus utilitatibus, pacifice studeant pertractare.

[30.] Item quod nullus denuntiet vel accuset aliquibus equos vel bona alia dicte domus vel procuret, quod bona ipsa per aliquem vel aliquos auferantur. Illi autem, qui contrarium attemptare presumpserint, per Triennium voce in Capitulo careant et in mensa, choro et Capitulo per dictum tempus omnium ultimus habeatur, et dicto Triennio penitentialiter vitam ducat.

[31.] Item quod nullus Canonicorum procuret se facere fieri Capellanum alicuius Cardinalis, et quod soli absque socio et absque prioris licentia non incedant per Terram, sed bini et bini vadant,[161] et cum sic mittuntur, cum mulieribus absque presentia socij non loquantur.[162]

[32.] Item quod mortuo priore seu amoto a regimine prioratus, qualiacumque bona inveniuntur in Camera ipsius prioris, inventario a Conventu primo de ipsis facto diligenter custodiantur et conserventur, donec ipsi ecclesie provisum fuerit de priore, cui bona ipsa integre resignentur. Et quod nullus de bonis ipsis aliquid defraudare seu facere defraudari presumat. Illi autem, qui contrarium attemptare presumpserint, voce in Capitulo, donec sic defrau-

---

[160] *Ähnliche Regelungen sind aus dem Bereich der Säkularkanoniker bekannt. Innerhalb des sog. Gnadenjahres, des ersten Jahres nach dem Eintritt eines Kanonikers in ein Säkularkapitel, standen der betreffenden Person keine Einkünfte aus der damit verbundenen Pfründe zu, und sie besaß ebenso kein Stimmrecht im Kapitel, vgl. zur Aufnahme in Säkularkapitel und das damit verbundene Gnadenjahr allg.* Marchal, *Kanonikerinstitut (wie Anm. 38) Teil 2 S. 10–14.*

[161] *Vgl. die Anweisung, den Bereich der Klausur nur mindestens zu zweit zu verlassen, im* Praeceptum, Verheijen, *Règle (wie Anm. 35) S. 432 Z. 179–181:* Nec eant ad balneas, sive quocumque ire necesse fuerit, minus quam duo vel tres. Nec ille qui habet aliquo eundi necessitatem, cum quibus ipse voluerit, sed cum quibus praepositus iusserit, ire debebit.

[162] *Als Verhaltensregel der Regularkanoniker für ihren Umgang mit Frauen vgl.* Praeceptum, *ebd. S. 424f. Z. 84–102.*

data restituant, sint privati. Sigillum vero prioris mortui vel amoti sub clavibus reclaudatur.

[33.] Et quod omnes Canonici obediant Canonico Vicario per priorem et Capitulum ordinato, qui mortuo dicto priore vel translato in ecclesia ipsa locum prioris teneat, cui vicario nullus prestet impedimentum quominus ipse Vicarius suum officium libere[f] valeat exercere, quousque de priore sit provisum.[163]

[34.] Item quod privilegia et omnia instrumenta dicte ecclesie tradantur sub illius custodia, qui Cameram instrumentorum custodit, qui absque mandato prioris et Capituli nulli ea legenda ostendat.

[35.] Item quod in magnis sollempnitatibus, dum divina in ipsa ecclesia officia celebrantur, supra maius altare sancti Johannis[164] duo cerei communis forme seu mensure ardere debeant. In dominicis vero diebus due facule ardeant. Alijs autem diebus in dictis officijs una facula accendatur et ardeat supra altare predictum.

[36.] Item, si priorem contingat aliquo modo discedere de ipsa ecclesia non rediturum ad ipsam, quod de bonis mobilibus ipsius ecclesie preter fratrum conscientiam non defraudet vel secum asportare presumat.

[37.] Item quod, si aliquid eidem Lateranensi ecclesie legari, dari vel donari contigerit, sub sigillo non desigilletur neque aperiatur nisi in presentia prioris et fratrum, ac etiam deposita ipsi domui vel ecclesie non legata nec data recipiant nisi in pondere, numero et mensura, et tunc consignata recipiant et casus secundum legem depositi exprimantur. De quibus depositis fiat liber, in quo scribatur nomen depositarij, conditio et res deposita, et tunc, quando ipsa contingunt restitui, sub debita cautela restituantur, ita quod dampnum aliquod ecclesie advenire non possit. Deposita enim, in quibus non appareret depositarius vel heres, sine domini summi pontificis vel eius Vicarij licentia speciali nullatenus aperire presumant.

[38.] Item quod in choro, nisi pro necessarijs petendis vel iniungendis, et in dormitorio quietis tempore, ne quiescentes aut orantes impediantur, col-

---

[f] *in B über der Zeile nachgetragen*

---

[163] *Derartige Regelungen lassen sich im* Praeceptum *nicht fassen, da hier auch kein* vicarius *vorgesehen ist. Zum Gehorsam gegenüber dem Leiter des Kapitels heißt es dort,* Praeceptum, *ebd. S.435 Z. 217–219:* Praeposito tamquam patri oboediatur, honore servato, ne in illo offendatur deus; multo magis presbytero, qui omnium vestrum curam gerit.

[164] *Zu den Meßpflichten der Kanoniker im 13. Jh. allg. vgl. de Blaauw, Cultus et decor (wie Anm. 33) S. 280–290.*

loquium adinvicem habere presumant, nec in claustro clamose loquantur, sed modeste et temperate studeant de rebus utilibus pertractare. Et dum in refectorio existunt ad comedendum, nisi pro necessarijs petendis et exigendis, et tunc voce submissa, similiter non loquantur.[165]

[39.] Item quod prior maiores penas imponat cum consilio sui Capituli, leniores autem penas infligat iuxta consuetudinem approbatam. Item quod idem prior in nullum confratrum de crimine accusatum condempnationis sententiam ferre audeat, nisi prius vocatum et sponte confessum vel alias legitime convictum.

[40.] Item quod, si aliquis Canonicus ecclesiam ipsam exiverit sine licentia et per aliquod tempus iverit vagando per mundum et ad eandem ipsam redire contigerit et recipiatur ad claustrum, omnium ultimus habeatur et propter culpas notorias commissas in seculo ad aliquod officium in domo ipsa vel extra nullatenus admittatur. Si autem exiverit et extra ecclesiam ipsam brevi tempore fuerit commoratus sine licentia et iusta et necessaria causa, pena prescripta non puniatur, sed alias pena debita corrigatur, prout visum fuerit expedire et prout exegerit temeritas delinquentis.

[41.] Item quod ecclesie et obedientie Lateranensis ecclesie per priorem et Capitulum nemini extra Collegium tenende, regende et custodiende aliquatenus committantur absque licentia sedis apostolice speciali, sed temporibus oportunis, cum ipsis priori et capitulo videbitur expedire, per oblatos dicte ecclesie regi possint et gubernari, quousque eis placuerit, et ad oblatos morantes extra Lateranensem ecclesiam hoc nullatenus se extendat.

[42.] Item quod nullus specialia fercula in refectorio communi comedere audeat et, si exennia aliqua comestibilia alicui Canonico contigerit destinari, coram priore vel tenente locum eius primitus apponantur et dividantur inter ipsos secundum eius discretionem.

[43.] Item quod in dormitorio, refectorio et infirmaria servientes clerici habeantur, qui, cum ipsis obsequijs[g] non fuerint impediti, ind[uti][166] coctis sine superpellicijs divinis intersint officijs.

Datum Rome, apud Sanctam Mariam Maiorem, Nonas Maij, pontificatus[h] nostrj Anno Tertio.

---

[g] obsequis *B* [h] *fehlt B*

---

[165] *Vgl. dazu* Praeceptum, *Verheijen, Règle (wie Anm. 35) S. 421 Z. 49–52:* Cum acceditis ad mensam, donec inde surgatis, quod vobis secundum consuetudinem legitur, sine tumultu et contentionibus audite; nec solae vobis fauces sumant cibum, sed et aures esuriant dei verbum.

[166] *In A durch Wasserfleck nicht mehr leserlich.*

RIASSUNTO

Gli statuti sono come sempre fonti piuttosto trascurate. Non sono ancora stati pubblicati testi in numero sufficiente per poter affrontare ricerche comparative. Intende offrire un contributo in tal senso l'edizione che qui si presenta degli statuti del Capitolo regolare lateranense nel XIII secolo, emanati da Gregorio IX (1228) e Niccolò IV (1290). Gli statuti del 1228 erano finora editi solo in modo insoddisfacente, mentre gli statuti del 1290 erano ancora inediti. Inoltre grazie all'accostamento dei due statuti, partendo dall'esempio del Capitolo lateranense, diviene evidente uno sviluppo all'interno di questo genere di testi. Nel caso considerato la tradizione del testo da ricondurre alle origini del Capitolo regolare sotto Alessandro II viene abbandonata alla fine del XIII secolo. I nuovi statuti del 1290 non presentano riprese testuali dagli statuti precedenti. Il valore delle fonti statutarie emerge chiaramente, se si considera la molteplicità degli oggetti che in esse vengono trattati: oltre alle disposizioni relative agli uffici, alla nomina dei titolari degli stessi, ai provvedimenti volti ad assicurare la stabilità del patrimonio e ad indicazioni per le festività liturgiche, troviamo in esse norme che regolano anche ambiti propri della vita quotidiana dei canonici, come l'abbigliamento, l'impiego di un insegnante di grammatica o il mantenimento di un ricovero per malati.

DAS VERZEICHNIS ALS SCHATZ

Überlegungen zu einem *Inventarium Thesauri Romane Ecclesie* der Biblioteca Apostolica Vaticana (Cod. Ottob. lat. 2516, fol. 126r–132r)*

von

LUCAS BURKART

1. Einleitung. – 2. Woraus besteht der Schatz? – 3. Die Codices Ottoboniani der Vatikanischen Bibliothek. – 4. Quelle? Autor? Datierung? Textstruktur? – 5. Der Papstschatz zwischen Neapel und Avignon (1295–1310). – 6. Verzeichnis, Kredit und päpstliche Ökonomie. – Schatzpraktiken und Schatzsicherung an der Kurie um 1300. – 7. Schluss. – 8. Anhang.

1. Mittelalterliche Schatzverzeichnisse sind eindeutige Quellen. Ihrer Herkunft nach gehören sie größtenteils in den Bereich von Kirchen und Klöstern, und ihre Funktion war es primär, die Bestandskontrolle von Schätzen zu erleichtern; insbesondere beim Ausscheiden eines Kirchenfürsten oder eines Kustos, dem die Verwahrung des Schatzes innerhalb der kirchlichen Administration oblag, ermöglichten solche Listen eine ordnungsgemäße Amtsübergabe. „Solche Verzeichnisse hatten also eine eminent praktische Funktion. Sobald sie nicht mehr dem aktuellen Stand entsprachen, hatten sie ihren Wert verloren."[1] Dieser Einschätzung von Funktion und Bedeutung mittel-

* Für Hinweise, Kommentare, Kritik und Hilfe danke ich: Etienne Anheim, François Bougard, Annalisa Galizia, Valentin Groebner, Jochen Johrendt, Pierre-Yves Le Pogam und Reinhold C. Müller.

[1] M. Groten, Schatzverzeichnisse des Mittelalters, in: Ornamenta Ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik in Köln, A. Legner (Hg.), Köln 1985, 2. Bd., S. 150.

alterlicher Schatzverzeichnisse, die Manfred Groten vor 20 Jahren geäußert hatte, folgt die Forschung im großen und ganzen bis heute. Schatzverzeichnisse werden entweder herangezogen, um erhaltene Objekte in konkreten Schatzbeständen nachzuweisen oder um nicht erhaltene Schätze in ihrem ursprünglichen Bestand zu rekonstruieren. Obwohl sich Verzeichnisse hierfür nur bedingt eignen, da sie auf eine „Beschreibung der einzelnen Gegenstände, die deren individuelle Gestaltung hervortreten ließe und die Identifizierung eines bestimmten Stückes erlauben würde, meist verzichten", hält die Forschung an diesem Blick auf Schatzverzeichnisse fest. „Offensichtlich ging es bei der Abfassung solcher Listen lediglich darum, den Bestand von Schätzen in ihrem Umfang zu erfassen und zu sichern."[2] Auf dieser Überzeugung gründeten bereits die frühen Arbeiten zu Verzeichnissen und Inventaren mittelalterlicher Schätze.[3]

Das heißt mit anderen Worten aber auch, dass das eigentliche Interesse an mittelalterlichen Schatzverzeichnissen nie wirklich auf die Texte selbst, sondern stets auf die in diesen Texten aufgelisteten Objekte und Ensembles gerichtet war. Die Interaktion zwischen Verzeichnis und verzeichnetem Objekt oder Ensemble wurde bisher nicht reflektiert; mit der Interpretation mittelalterlicher Schatzverzeichnisse ging stillschweigend immer die Überzeugung einher, dass ausschließlich letzterem eigene Bedeutung zuzumessen sei. Diese Sichtweise soll im folgenden Beitrag kritisch hinterfragt werden, während an der ihnen zugeschriebenen „eminent praktischen Funktion" bewusst festgehalten werden soll; diese soll, wenn auch in anderer Weise als bisher meist geschehen, sogar ins Zentrum der Betrachtung gerückt werden. Anhand eines spätmittelalterlichen Schatzverzeich-

[2] Groten (wie Anm. 1), S. 151.

[3] F. de Mély/E. Bishop (Hg.), Bibliographie générale des inventaires imprimés, 3 Bde., Paris 1892–95. Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs, Wien 1915. Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz, München 1918. E. Lesne, Histoire de la propriété ecclésiastique en France, 3. Bd., Mémoires et travaux publiés par des professeurs des Facultés Catholique de Lille 44, Lille 1936. O. Lehmann-Brockhaus, Schriftquellen zur Kunstgeschichte des 11. und 12. Jahrhunderts für Deutschland, Lothringen und Italien, 2 Bde., Berlin 1938. B. Bischoff, Mittelalterliche Schatzverzeichnisse. Von der Zeit Karls d. Grossen bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, München 1967, S. 5f.

nisses aus dem Umkreis der päpstlichen Kurie, das zu Beginn des 14. Jahrhunderts entstanden ist und das heute in der Biblioteca Apostolica Vaticana verwahrt wird, sollen Verhältnis und Interaktion zwischen materiellem Schatz, Bestandskontrolle und Verschriftlichung in den Blick genommen werden. Nicht nur, so die These, die materielle Akkumulation an sich, sondern auch die Praxis der Bestandskontrolle sowie der Vorgang der Verschriftlichung eines Schatzes stellten einen Wert dar; die Verschriftlichung als kulturelle Praxis war sogar die eigentliche Funktion des Verzeichnisses. Das Verzeichnis war der Schatz.

Die Eindeutigkeit mittelalterlicher Schatzverzeichnisse scheint sich auch bei der hier untersuchten Quelle (Cod. Ottob. lat. 2516, fol. 126r–132r) aus der vatikanischen Bibliothek zunächst zu bestätigen. Im ersten Abschnitt wird in Anlehnung an das Formular päpstlicher Urkunden unmissverständlich angezeigt, worum es sich bei diesen sieben folgenden Blättern eigentlich handelt.

> [fol. 126r] *In Christi nomine amen. Anno eiusdem a nativitate millesimo trecentesimo quarto tam Rome quam Perusij. hoc inventarium thesauri romane ecclesie fuit factum de tempore dominorum Bonifatii [VIII] et Benedicti [XI] summorum pontificum et cameris eorumdem prout inferius describetur.*

Liest man weiter, beginnt sich die anfängliche Klarheit aber rasch zu verflüchtigen. Die zu Beginn genannte Jahresangabe 1304 kann weder den Zeitpunkt, zu welchem das Verzeichnis angelegt wurde, noch den Moment bezeichnen, für welchen ein konkreter Schatzbestand festgehalten wurde. Das Verzeichnis scheint weder in Rom noch in Perugia angefertigt worden zu sein. Als amtierender Papst wird am Ende des Dokuments [fol. 132r] weder Bonifaz VIII., noch Benedikt XI. genannt, sondern Clemens V. Die sieben Blätter sind mit anderen Worten alles andere als eindeutig, sondern im Gegenteil höchst widersprüchlich.

Auf der einen Seite scheinen sie ganz deutlich zu benennen, worum es in dem Text geht, auf der anderen Seite weisen sie hierin ebenso deutlich zahlreiche Brüche auf. Zudem gibt der Text eine Reihe von Rätseln auf. Jenseits der Frage, welche Gegenstände hier eigentlich verzeichnet werden, gilt es nach Bedeutung und Gebrauch

dieser Gegenstände zu fragen; dient ein Verzeichnis vornehmlich der Erfassung vorhandener Gegenstände? Es gilt also nicht nur nach den zur Erfassung des Schatzes verwendeten Kategorien und Terminologien zu fragen, sondern zugleich auch nach der Funktion des Verzeichnens selbst.

Die Fragen und das Rätsel, welche das Verzeichnis aufgibt, lassen sich aber nur dann auflösen, wenn man das *inventarium thesauri romane ecclesie* im Spannungsfeld von verzeichnetem Schatz, dessen Bedeutungspotentialen und Gebrauchsweisen sowie dem Vorgang seiner Verschriftlichung sieht und deutet. Dementsprechend soll im folgenden Beitrag ein dreifacher Blick auf das Verzeichnis geworfen werden. Zunächst soll der verzeichnete Schatz in seinem Bestand analysiert werden. Dann wird nach einigen Bemerkungen zur Textüberlieferung das Verzeichnis als Text genauer untersucht, bevor schließlich der Kontext von Verschriftlichung sowie Gebrauch des Schatzes genauer in den Blick genommen wird, um die Bedeutung des Dokuments sowie des darin verzeichneten Schatzes angemessen zu deuten. Im Anhang schließlich folgt eine Transkription des Verzeichnisses.[4]

2. Wovon das Verzeichnis materiell eigentlich handelt, was alles im *inventarium thesauri romane ecclesie* erscheint, ist recht eindrücklich, denn es ist viel. In nicht weniger als 426 Einträgen listet der Text über tausend Objekte auf, wobei ganz unterschiedliche Dinge zusammenkommen.[5]

---

[4] Im 18. Jh. hat Pierluigi Galletti bereits eine Transkription des Manuskripts vorgelegt. P. Galletti, Discorso del vestiario della Santa Romana Chiesa, Roma 1758, S. 59–76. Einzelne Ausschnitte hat der bedeutendste Erforscher der vatikanischen Biliotheksgeschichte, Franz Ehrle, publiziert. F. Ehrle, Zur Geschichte des Schatzes, der Bibliothek und des Archivs der Päpste im 14. Jahrhundert, Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters 1, 1885, S. 1–44, S. 228–364. Ders., Historia bibliothecae Romanorum pontificum tum Bonifatianae tum Avenionensis, 1. Bd., Rom 1890. Im Rahmen eines größeren Forschungsprojektes zu päpstlichen Inventaren des Spätmittelalters bereitet Pierre Yves Le Pogam eine kritische Edition des Manuskriptes vor.

[5] Die Nummerierung der Einträge (1 bis 426) stammt vom Verfasser und dient einer besseren Orientierung innerhalb des Inventars und der Möglichkeit, im Text präzis auf ausgewählte Objekte zu verweisen.

Ein Großteil der Objekte machen liturgische Geräte aus Gold und Silber aus, die meist mit Edelsteinen und Perlen verziert sind. Von Altarkreuz, Kelch und Patene, Korporalienlädchen, liturgischer Zange, Altarglöcklein, Wasser- und Weinkännchen bis hin zu liturgischem Fächer, Wasserbecken, Weihrauchbehälter und -fass mit dazugehörigem Löffelchen finden sich in diesem Verzeichnis gesamte Altarausstattungen; die liturgischen Geräten aus Edelmetall, wie sie sich seit dem Hochmittelalter für den Dienst am Altar ausdifferenziert haben, sind verzeichnet. Der zeitgenössische Begriff, unter dem andere Quellen solche Gegenstände subsumierten, war derjenige der *vasa sacra*, beziehungsweise *vasa non sacra*.[6]

Einen zweiten Bereich von Gegenständen bildet ein nicht weniger ausdifferenziertes Set von Textilien, Paramenten und Stoffen, die in der Liturgie verwendet wurden; zum Schmuck der Altäre und der *vasa sacra*, worauf das Verzeichnis stets sorgfältig hinweist.[7] Die Verwendung spezifischer Textilien für bestimmte kirchliche Riten wird im Verzeichnis ebenfalls eigens erwähnt.[8] Schließlich trug der Zelebrant selbst wertvolle Paramente, die ihrerseits wiederum einer ausgefeilten Symbolik folgten, in der sich sowohl der Rang des Priesters als auch die Bedeutung der gefeierten Messe widerspiegelten.[9]

Die in der Quelle verwendeten Begriffe entstammen größtenteils der Terminologie liturgischer Altarausstattung. Dennoch ist deutlich, dass es sich nicht ausschließlich um geweihte Objekte oder Altarausstattungen handelt.[10] Ein Teil bezeichnet sicherlich auch Ausstat-

[6] Vgl. J. Braun, Der christliche Altar in seiner geschichtlichen Entwicklung, München 1924.

[7] Siehe nn. 140, 147–149, 180, 186–187, 203–205, 286–288, 325–327, 330 u. 336. Die Nummern beziehen sich auf die Transkription des Manuskriptes im Anhang.

[8] *manutergia* (nn. 139 u. 256), *guardanappa* (n. 330).

[9] Vgl. J. Braun, Die liturgische Gewandung im Occident und Orient. Nach Ursprung und Entwicklung, Verwendung und Symbolik, Freiburg i. Br. 1907. Ders., Die liturgischen Paramente in Gegenwart und Vergangenheit. Ein Handbuch der Paramentik, Freiburg i. Br. 1924. *tunica* (nn. 332–333), *pluviale* (nn. 184–185), *alba* (n. 198) *amictus* (n. 198) *stola* (nn. 199, 203 u. 222) *manipula* (nn. 199 u. 222) *pluviales, mitra et mantum per consistorio* (n. 403).

[10] Vgl. Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis, 7 Bde., Paris 1840–1850, *passim*.

tungsgegenstände des päpstlichen Haushaltes. So meint etwa *cupa* nicht nur einen Behälter zur Aufbewahrung der heiligen Sakramente, sondern das Wort kann auch einfach irgendeinen Behälter bedeuten; hiervon listet das Verzeichnis denn auch nicht weniger als 54 Exemplare auf. Das gilt auch für einen Teil der aufgelisteten Textilien und Stoffe. Auch sie waren nicht nur Altarausstattung, sondern entstammten der päpstlichen Garderobe oder Haushaltung. Eine mit Hermelin versetzte Decke gehörte wohl weniger zur Ausstattung eines Zelebranten als vielmehr zu derjenigen eines Potentaten.[11]

Auch kunstvoll gearbeiteter Schmuck fehlt im Verzeichnis nicht. Einzelne Exemplare dürften dabei durch ihre besonders reiche Ausstattung aufgefallen sein, wie etwa ein *anulus pontificalis cum topazio in medio cum 4 zafiris 4 smaraldis parvis et perlis in circuitu.*[12] Andere Schmuckstücke sind nicht weniger prächtig, etwa eine *stella aurea cum uno balasso in medio et perlis et smeraldis parvulis* oder vier Mantelschließen (*fibulae*).[13] Schließlich finden sich auch Edelsteine oder Gegenstände aus Edelmetall, die offensichtlich als Zierstücke dienten und die durch ihre kunstvolle Bearbeitung Aufmerksamkeit auf sich ziehen.[14] Auch hier dient der Schatz wohl eher fürstlicher Repräsentation als der Ausstattung von Altar und Zelebrant. Doch nicht nur die Objekte selbst, sondern bereits deren Hüllen sind aufwendig gestaltet und scheinen selbst Kunstwerke gewesen zu sein; so lautet ein Eintrag *1 coffinus bullatus de opere venetico* oder an anderer Stelle *1 cofinettus de cupro dea[u]rato ad arma Gaytan[orum].*[15] Dieses an einer Schatulle angebrachte Wappen der Familie Caetani, dessen Ursprung vom Schatz des Kardinals Benedetto Caetani und späteren Papstes Bonifaz VIII. herrührt, ist im päpstlichen Schatz wiederholt verzeichnet. Für nicht weniger als zehn Objekte sind *arma Gaytan[orum]* erwähnt.[16] Wenn auch die Familie Bonifaz' VIII. weitaus am häufigsten im Schatz repräsentiert ist, bleibt

[11] N. 138.
[12] N. 373.
[13] N. 382, 377, 390, 391 u. 400.
[14] N. 378 *1 lapis camaiolus inclusus in auro cum smeraldis parvulis in circuitu.* N. 194 *duo poma deaurata de argento*
[15] N. 260 u. 290.
[16] N. 54, 56, 65, 81, 104, 106, 119, 124, 138 u. 290.

das Wappen der Caetani nicht die einzige politische Signatur im päpstlichen Schatz; das Verzeichnis nennt auch Objekte, die mit Signaturen weltlicher Herrscher, namentlich der Könige von Frankreich, England und Aragon markiert sind.[17]

Aber nicht nur die Zeichen politischer Koalitionen befanden sich im Schatz, sondern auch konkrete Resultate politischer Bemühungen. Als n. 246 figurieren zwei *littere sigillate sigillo Alberti regis Alamanie super recognitione subiectionis imperii ab ecclesia Romana super quibusdem permissionibus ecclesie factis per eum.* Ein derart wertvolles Dokument – möglicherweise auch in einer besonders wertvollen, mit königlichem Siegel versehenen Prachtsausführung – war eben nicht nur ein wertvoller Gegenstand, sondern bezeugte auch in besonders prägnanter Weise den politischen Anspruch des Papsttums um 1300. Zwei weitere Einträge verweisen auf politisches Schrifttum als eigenständigen Bereich innerhalb des hier verzeichneten Schatzes. Erstens ein Dokument, dessen Inhalt nochmals präzise angegeben wird: *Item 1 lettera bullata domino Bonifatio de reservatione beneficiorum vacantium in Curia* sowie zweitens eine Sammlung nicht spezifizierter Schriftstücke und Korrespondenz, die als *multe lettere bullate bullis aureis et alie diverse scripture.* Auch wenn man über den Inhalt nichts Genaues erfährt, verweist bereits die Ausstattung dieser Dokumente mit Goldsiegel auf deren Status als bedeutende Schriftdokumente.[18] Neben diesen beiden Schreiben findet sich ein Eintrag, der auf die Existenz weiterer vergleichbarer Dokumente hinweist, ohne jedoch derart präzise Angaben zu liefern.[19]

Ein nächstes Segment von Dingen, aus denen der Schatz bestand, war Geld. Es sind im Verzeichnis verschiedene Währungen genannt, die in unterschiedlichen Gegenden Verwendung fanden. Goldflorene, als die in Mittelitalien übliche Goldwährung, dann auch *car-*

[17] *arma regis Franciae* n. 341, *arma regis Angliae* nn. 3, 53 u. 62, *arma regis Aragonum* nn. 61, 67, 89, 101 u. 110.

[18] N. 253 u. 289. Das erstgenannte Dokument scheint auf (‚innenpolitische') Regelungen zwischen Papst und Kardinalskolleg zu verweisen. Dabei geht es um die Administration kirchlicher Einkünfte. Um sich die Einnahmen aus vakanten Pfründen zu sichern, musste sich der Papst diese Benefizien reservieren, was mit dieser *littera* zu erfolgen scheint. Vgl. C. Bauer, Die Epochen der Papstfinanz. Ein Versuch, Historische Zeitschrift 139, 1928, S. 467.

[19] n. 284 *multe littere et carte in eodem coffino*

lini, die in Neapel und Sizilien zirkulierten sowie Doublen, die vor allem im Maghreb und in Sevilla kursierten.[20] Die Summe des im Schatz gehorteten Geldes belief sich auf 6450 Goldflorene, 9000 *carlini* sowie auf 6342 Doublen, was ein außerordentlicher Betrag war.[21]

Ein letzter – zugegebenermaßen kleiner – Bereich des Verzeichnisses besteht aus verstreuten Einzelobjekten. So etwa zwei Astrolabia[22], also astronomische Instrumente, mit deren Hilfe sich die tägliche Drehung des Fixsternhimmels imitieren ließ. Dann einige medizinische Traktate, ohne dass man Näheres über Autor oder Thema erführe, eine Art Brille oder Vergrößerungsglas als Lesehilfe, zwei Bücherschränke und ein Lesepult.[23] Und schließlich zwei große, dreifüßige Kleiderständer sowie ein geeichtes Gewicht aus Kupfer.[24]

Die Sichtung des Bestandes zeigt, dass in dem Verzeichnis Gegenstände gemeinsam erfasst wurden, die weder typologisch noch funktional zwingend zusammengehörten; dadurch ergibt sich ein ausgesprochen heterogenes Ensemble. Griffige Kategorien hierfür fehlten offensichtlich bereits den Zeitgenossen. So umschrieb Papst Clemens V., als er exakt hiervon sprach, den Schatz folgendermaßen: *thesaurum nostrum sive in aurea sive in argentea pecuniis aut auri vel argenti massis aut vasis sive anulis, lapidibus pretiosis ac sericis, scarletis aut linei et tappetis seu quibuscumque aliis pannis et rebus consistant*, mit anderen Worten, einfach alles, woraus der Schatz eben bestand.[25] Das ist zwar für mittelalterliche Schatzverzeichnisse nichts Ungewöhnliches, denn häufig zeichnen sich diese Ensembles gerade durch eine derartige Heterogenität aus.[26] Neben

---

[20] P. Spufford, Handbook of Medieval Exchange, London, 1986. J. Day, The Monetary Circulation in Tuscany in the Age of Dante, in: The Medieval Market Economy, Oxford 1987, S. 129–140. P. Grierson/L. Travaini, Medieval European Coinage, vol. 14, Cambridge 1998, S. 794.

[21] N. 298–302.

[22] N. 283.

[23] N. 291, 293, 424 u. 423.

[24] N. 425 u. 426.

[25] Regesti Clementis papae V ex Vaticanis archetypis ... nunc primum editi cura et studio monorum ordinis S. Benedicti, Appendices, Tomus 1, Romae 1892, N. 6401.

[26] Vgl. die Verzeichnisse, die Bernhard Bischoff zusammengestellt hat. Bischoff (wie Anm. 3).

der Vielfalt der Objekte, die für den rituellen Gebrauch notwendig waren, fanden sich in mittelalterlichen Kirchenschätzen immer wieder auch Objekte, die mit den christlichen Riten im engeren Sinne nichts zu tun hatten: dem modernen Auge besonders auffällig sind in diesen Sammlungen Exotika und Kuriositäten: Krokodile, Walfischzähne, die in der Regel als Hörner des Einhorns bezeichnet wurden, Oliphanten, Strausseneier usw.[27]

Bei dem hier untersuchten Verzeichnis ist diese Heterogenität jedoch nochmals gesondert zu deuten. Es sind hier nicht nur viele Objekte verzeichnet, die mit den kirchlichen Riten nichts zu tun haben, sondern vielmehr scheint entscheidend, dass in diesem *inventarium thesauri ecclesie romane* zwei ganz bedeutsame Bereiche vollständig fehlen, die für jeden Kirchenschatz unverzichtbar waren, und sei dieser auch noch so klein gewesen. Zum einen werden keine Bücher erwähnt, weder die Evangelien, noch liturgische Bücher – doch ohne sie war an keine kirchlichen Feierlichkeiten zu denken, weshalb sie in den noch so ‚unbedeutendsten Kirchenschätzen' stets vorkamen.[28]

Die Abwesenheit eines zweiten Bereichs ist aber noch auffälliger. Es fehlt in diesem *inventarium* das eigentliche Zentrum einer jeden heiligen Sammlung: die Reliquien. Diese bildeten nicht nur das spirituelle Zentrum der Altäre, auf denen die liturgischen Feiern zelebriert wurden, sondern gleichermaßen das Zentrum der Devotion seitens der Gläubigen. Im Verzeichnis sind sie aber weder als *pignora* oder *reliquiae*, noch als *capsae* oder *loculi* aufgelistet, Begriffe, die eigentlich Reliquiare bezeichneten, aber oftmals synonym für die Reli-

[27] L. Daston/K. Park, Wunder und die Ordnung der Natur: 1150–1750, Berlin 2002. Ph. Blom, Sammelwunder, Sammelwahn: Szenen aus der Geschichte einer Leidenschaft, Frankfurt a. M. 2004. P. A. Mariaux, Trésor et collection. Le sort des curiosités naturelles dans les trésors d'église autour de 1200, in: Le trésor au Moyen Âge. Questions et perspectives de recherche – Der Schatz im Mittelalter. Fragestellungen und Forschungsperspektiven, Atelier de Thesis 1, L. Burkart/Ph. Cordez/P. A. Mariaux/Y. Potin (Hg.), Neuchâtel 2005.

[28] E. Palazzo, Le livre dans les trésors du Moyen Age. Contribution à l'histoire de la Memoria médiévale, Annales ESC 52, 1997, S. 93–118. Ders., Iconographie et liturgie dans les études médiévales aujourd'hui: un éclairage méthodologique, Cahiers de Civilisation Médiévale 41, 1998, S. 65–69. Ehrle (wie Anm. 4).

quien selbst verwendet wurden. Der *thesaurus romane ecclesie* soll über keine Reliquien verfügt haben? Bedenkt man die zeitgenössische Reliquienverehrung, ist dies doch eher unwahrscheinlich; zieht man zum Vergleich das große Inventar des Papstschatzes von 1295 heran (*inventarium de omnibus rebus inventis in thesauro Sedis Apostolice*), finden sich hier sehr wohl Reliquien. Hier sind nicht weniger als 59 unterschiedliche Reliquien verzeichnet.[29] Auch in den Inventaren, in denen Teile des Nachlasses Clemens' V. in Avignon verzeichnet wurden, werden Reliquien aufgelistet, so etwa *2 capelli capitis domini* oder *1 crux de auro opere fili cum ligno vere crucis et pede de argento*.[30] Im päpstlichen Schatz gab es demnach sehr wohl Bücher und Reliquien, doch hier fehlen sie beide; offensichtlich wurden sie bewusst nicht ins Verzeichnis aufgenommen.

Um was für einen Schatz, so also die Frage, handelt es sich aber hier? Ein Schatz, der sich einerseits aus den unterschiedlichsten Dingen zusammensetzte, andererseits aber empfindliche Lücken aufwies? Diese Lücken sind ein erstes Indiz dafür, dass es sich bei diesem Text nicht um ein Inventar eines Kirchenschatzes im herkömmlichen Sinn handelt, obwohl er diesen Begriff im eigenen Titel führt. Diese Lücken sind, wie der Blick auf das Inventar von 1295 deutlich zeigt, denn auch kein Charakteristikum päpstlicher Schatzbildung, sondern vielmehr ein spezifisches Merkmal des hier untersuchten Textes über den Schatz. Die Frage lautet demnach nicht, um was für einen Schatz handelt es sich hier, sondern vielmehr um was für einen Text über Schätze handelt es sich hier?

In diesem Sinne möchte ich mit zwei Beobachtungen den Standpunkt wechseln, von welchem aus diese Frage in aller Regel gestellt wird, von dem sie auch hier eingeführt wurde; damit soll das Problem

---

[29] Vgl. E. Molinier, Inventaire du trésor du Saint-Siège sous Bonifac VIII (1295), Bibliothèque de l'Ecole des Chartes 43, 1882; 45, 1884; 46, 1885; 47, 1886; 49, 1888. Die Reliquien sind als cap. 40 mit den Nummern 736–795 aufgelistet. An dieser Stelle wiederum ist bemerkenswert, dass nur die Reliquien genannt werden, während die Reliquiare mit keiner Silbe erwähnt werden. Dennoch ist es sehr unwahrscheinlich, dass die sterblichen Überreste der Heiligen ganz ohne ‚Hülle' im Schatz verwahrt worden sein sollen.

[30] H. Hoberg, Die Inventare des päpstlichen Schatzes in Avignon 1314–1376, Studi e testi 111, Città del Vaticano 1944, S. 4 und 10.

von einer anderen Seite angegangen werden. Erstens: Das entscheidende Element scheint nicht zu sein, dass hier vermeintlich heterogene Dinge als Einheit präsentiert werden, die den typologischen und funktionalen Kategorien nicht entsprechen, mit denen wir solche Texte zu lesen gewohnt sind, weil sie uns aus anderen Inventaren vertraut sind. Das große Inventar Bonifaz' VIII. von 1295 verwendet genau diese typologischen Kategorien in ganz ausgeprägtem Masse; es war mit anderen Worten an der Kurie durchaus üblich, einen Schatz in der Weise zu fassen, in der sich Altarausstattung und liturgische Geräte in typologische und funktionale Kategorien zerlegen lassen und zusätzlich weitere Gegenstände hinzuzufügen.[31] Vergleichbares lässt sich auch an der Serie der Inventare zeigen, die in Avignon angefertigt wurden. Wenn dem aber so ist, drängt sich der Schluss auf, dass wir es hier mit etwas Anderem zu tun haben als mit einem Inventar, wie es davor und danach an der Kurie (auch) verwendet wurde. Das eigentliche Strukturmoment des hier untersuchten Verzeichnisses ist denn auch ein anderes – es liegt nicht in der Erfassung eines Schatzes nach typologischen Kriterien, sondern in der Präsentation der ungeheuren Mengen verschiedener Dinge, es ist ein Dokument der Thesaurierung in unmittelbarer Nähe des Papstes; dabei kommt sowohl dem Prozess der Thesaurierung als auch der Nähe zum Papst besondere Bedeutung zu. Zwei Beispiele zur Veranschaulichung reichen aus, diese These zu unterstreichen. Wertvolle Ringe sind nicht nur ein oder zwei in das Verzeichnis aufgenommen, sondern die unglaubliche Zahl von 120, wovon 13 als *anuli pontificales* bezeichnet werden. Ohne auch nur auf die unterschiedlichen Möglichkeiten der Bearbeitung mit Perlen und Edelsteinen näher einzugehen, erweist sich bereits die Anzahl der Objekte als beeindruckend. Dasselbe gilt auch für die Messkännchen; hiervon (*urcei*, *urceoli* oder *urcheoli*) sind nicht weniger als 80 aufgelistet, wobei meist als Zusatz hinzugefügt wird, ob es sich dabei um Wasser- oder Weinkännchen handelt. Diese Beobachtung gilt nicht nur für die Messkännchen oder Ringe, sondern durchzieht gleichsam als Strukturelement das gesamte Dokument.

Zweitens: Gerade die gängige Annahme, dass in einem Inventar alles erfasst wird, was an einer gewissen Stelle zu einem bestimmten

[31] Molinier (wie Anm. 29).

Zeitpunkt vorgefunden wird, trifft für die hier untersuchte Quelle nicht zu. Im *inventarium thesauri romane ecclesie* wurde nicht schriftlich festgehalten, was in der päpstlichen Schatzkammer physisch aufbewahrt wurde. Es handelt sich vielmehr um einen Vorgang von Verschriftlichung, der in einem weitaus komplexeren Zusammenhang betrachtet werden muss, und dessen Funktionen weit über diejenigen eines einfachen ‚Bestandskataloges' hinausreichen.

Die Sichtung der Objekte, die das *inventarium thesauri romane ecclesie tempore dominorum Bonifatii et Benedicti summorum pontificium* verzeichnet, hat mit Sicherheit einen interessanten und facettenreichen Einblick darauf gewährt, was im päpstlichen Haushalt thesauriert wurde und woraus ein Papstschatz bestand. Die Unterschiedlichkeit der Gegenstände ist dabei gleichermaßen von Interesse wie die Möglichkeit, die symbolische Bedeutungen einzelner Objekte im Sinne einer Sprache ‚politischer Geschenke' zu verstehen. Dennoch lässt sich damit kaum die Frage klären, worum es sich bei diesem Text denn eigentlich handelt; hierfür eignen sich das Inventar von 1295 oder die von Hoberg edierten Inventare des päpstlichen Schatzes in Avignon besser. Für das Verständnis des hier untersuchten Verzeichnisses ist es nämlich nicht ausreichend, sich einen vermeintlichen Bestand an Objekten vor Augen zu führen und diesen gemäß den uns vertrauten Kriterien als einen bestimmten Typus von Schatz zu erfassen. Gleichsam wörtlich gilt es zwischen den Zeilen der Objekte zu lesen, denn hier finden sich immer wieder Zwischenbemerkungen, die Aufschlüsse über den Zusammenhang von Bedeutung, Funktion und Praxis dessen versprechen, was im Titel als *thesaurus romane ecclesie* bezeichnet wird. Kehren wir also nochmals zur Quelle selbst zurück.

3. Bevor der Blick auf die Quelle selbst gerichtet wird, jedoch ein kurzer Exkurs zur Textüberlieferung. Die Signatur des Schatzverzeichnisses (Cod. Ottob. lat. 2516, fol. 126r–132r) macht seine Zugehörigkeit zur Biblioteca Ottoboniana kenntlich. Als erster Besitzer des ursprünglichen Bestandes dieser Bibliothek gilt Papst Marcellus II., dessen Pontifikat im Frühjahr 1555 nur drei Wochen dauerte.[32] Nach

[32] Zur Geschichte der Biblioteca Ottoboniana vgl. C. Ruggieri, Memorie istoriche della Biblioteca Ottoboniana, Roma 1825. G. Mercati, Codici latini Pico

dessen Tod ging die Sammlung an Kardinal Guglielmo Sirleto[33] über, von dessen Erben sie nach dem Tod des Kardinals 1585 zum Verkauf ausgesetzt wurde. Hier begann nun die lange Reise einer (Bücher-) Sammlung, wie sie für die römische Sammlungsgeschichte typischer nicht sein könnte und die ihr Ende in der Vatikanischen Bibliothek fand. Protagonisten waren Päpste, deren Nepoten, Kardinäle, römische Adlige sowie Herrscher aus ganz Europa.[34]

Für das Kaufangebot der Sirleto-Erben, die wohl mit einem Engagement Sixtus' V. gerechnet hatten, interessierte sich König Philipp II. von Spanien; als dessen Agent trat Giovanni Battista Cardona, Kardinal von Tortosa, in der ewigen Stadt auf. Doch in Rom war man der Ansicht, dass diese bedeutende Bibliothek die Stadt nicht verlassen sollte, weshalb Kardinal Antonio Granvela einerseits bei Sixtus V. intervenierte, andererseits den Wegzug der Bibliothek aus Rom zu hintertreiben suchte. Schließlich erwarb Kardinal Ascanio Colonna[35] die Sammlung für den beachtlichen Preis von 14000 scudi. In seinem Palast untergebracht, übertrug er die Leitung Bibliothekaren und ermöglichte die Benutzung der Bibliothek. Nach seinem Tod entbrannte ein Rechtsstreit zwischen den Familienangehörigen und den Kanonikern von San Giovanni in Laterano, da der verstorbene Kardinal diese als Teilerben eingesetzt hatte; erneut wurde die Bibliothek zum Verkauf angeboten. Damals bekundete Kardinal Federico Borromeo lebhaftes Interesse an der Bibliothek, um sie in die ambrosianische Bibliothek in Mailand zu integrieren. Doch erneut erwarb sie ein römischer Adliger und sorgte damit für den Verbleib in Rom. Für 13000

Grimani Pio e di altra biblioteca ignota del secolo XVI esistenti nell'Ottoboniana e i codici greci Pio di Modena con una disgressione per la storia del codici di San Pietro in Vaticano, Città del Vaticano 1938. A. Marucchi, I codici latini datati della Biblioteca Apostolica Vaticana, Città del Vaticano 1997.

[33] G. Denzler, Kardinal Guglielmo Sirleto (1514–1585). Leben und Werk, ein Beitrag zur nachtridentinischen Reform, München 1964.

[34] Vgl. I. Herklotz, Cassiano del Pozzo und die Archäologie des 17. Jahrhunderts, München 1999. A. M. Pedrocchi (Hg.), Le stanze del tesoriere. La Quadreria Patrizi: cultura senese nella storia del collezionismo romano del Seicento, Bergamo 2000. O. Bonfait u. a. (Hg.), Geografia del collezionismo. Italia e Francia tra il XVI e il XVIII secolo. Atti delle giornate di studio dedicate a Giuliano Briganti, Roma 2001.

[35] Vgl. DBI, Bd. 27, Roma 1982, S. 275ff.

scudi kaufte der Graf Giovanni Angelo Altemps[36] im Jahre 1611 die Bibliothek und verbrachte sie in seinen Palast bei Apollinare, wo eigens neue Regale angefertigt und ein Grossteil der Codices frisch gebunden wurde.[37] Auf Wunsch von Papst Paul V. gingen zu dieser Zeit hundert der wertvollsten Manuskripte in die Vaticana über und blieben in der Altempsiana nur als Abschriften zurück.

Nach dem Tod des Grafen Altemps wurde die Bibliothek erneut zum Kauf angeboten, und Christina von Schweden, damals noch Königin, war interessiert sie zu erwerben. Doch auch jetzt verließ die Bibliothek Rom nicht, litt dafür darunter, dass Einzelstücke daraus verkauft wurden. Da sie sich in Rom als komplette Sammlung als unverkäuflich erwies, entschieden sich die Erben Altemps dazu, die Manuskripte von den gedruckten Büchern zu trennen und jeweils gesondert auf dem Markt anzubieten. Einen Teil der Bücher kaufte Mabillon für die königliche Bibliothek in Paris. Den größten Teil aber erwarb Pietro Ottoboni, der spätere Papst Alexander VIII.[38] Ebenso wie er die Bibliothek der nach Rom emigrierten und zum Katholizismus konvertierten Christina von Schweden erwarb, sicherte er durch seinen Kauf auch den Verbleib der Altempsiana in Rom. Während er jedoch die Sammlung der schwedischen Königin in die Vaticana überführte, gab er die Altempsiana in seinen Familienhaushalt, nachdem er sie zusätzlich um hundert wertvolle Manuskripte aus der königlich-schwedischen Sammlung erweitert hatte. Nach seinem Tod im Jahre 1691 verwaltete sein Nepote Kardinal Pietro Ottoboni die Sammlung, die durch Ankäufe des verstorbenen Papstes sowie Schenkungen weiter angewachsen war. 1749 schließlich erfolgte die letzte Etappe. Papst Benedikt XIV. erwarb die Biblioteca Ottoboniana, die mittlerweile 3385 lateinische und 472 griechische Codices umfasste, und führte sie in die Biblioteca Vaticana über, wo sie bis heute verwahrt wird.[39]

---

[36] Vgl. DBI, Bd. 2, Roma 1960, S. 550ff.

[37] Aus dieser Zeit dürften sowohl die Zusammenstellung zu einem Codex heterogener Texte des 14. und 15. Jh., der spätmittelalterliche Originale und Abschriften jüngeren Datums gleichermaßen versammelt, sowie die Anfertigung eines Inhaltsverzeichnisses am Ende des Konvoluts Cod. Ottob. lat. 2516 stammen.

[38] Vgl. DBI, Bd. 2, Roma 1960, S. 215ff.

[39] Zur Beschreibung der Handschrift siehe Marucchi (wie Anm. 32).

4. Das *inventarium* steht in einer Reihe vergleichbarer Verzeichnisse, in denen der Bestand des päpstlichen Schatzes festgehalten wurde. Unmittelbar nach seiner Wahl zum Papst im Dezember 1294 ließ Bonifaz VIII. in Neapel ein großes *inventarium de omnibus rebus inventis in thesauro Sedis Apostolice* anfertigen.[40] Für die Zeit des avignonesischen Papsttums haben sich solche Verzeichnisse geradezu seriell erhalten und wurden in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ediert.[41] Gemeinsam mit diesen Verzeichnissen bildet das vorliegende Verzeichnis die Grundlage zur Erforschung des *thesaurus antiquus*. Die Bezeichnung *antiquus* wurde in den avignonesischen Schatzinventaren stets zur Kennzeichnung des älteren Bestandes verwendet; es markierte hier, was einst in den italienischen Schatzkammern der Päpste lag, während alles, was erst nach 1305 in den Schatz gelangte, als *thesaurus novus* bezeichnet wurde.[42] Die sieben Blätter aus dem Codex Ottobianus latinus 2516 gehören also zu den wenigen Dokumenten, die Aufschluss über den alten Papstschatz geben können.

Die Reihe von Verzeichnissen, in welcher das Dokument sicherlich zu sehen und zu deuten ist[43], kann aber auch verführerisch sein. Die Gefahr besteht darin, das Verzeichnis ausschließlich in dieser (Text-)Tradition zu deuten, obwohl es sich in vielerlei Hinsicht von einem Inventar im herkömmlichen Sinne unterscheidet.[44] Ein erster Schritt, dieser Gefahr zu entkommen besteht in einer genauen Ana-

---

[40] Molinier (wie Anm. 29).

[41] Hoberg, Inventare (wie Anm. 30).

[42] Vgl. Ehrle, Geschichte (wie Anm. 4), S. 2–7. Hoberg, Inventare (wie Anm. 30). E. Göller, Die Einnahmen der apostolischen Kammer unter Johannes XXII., Paderborn 1920. K. Schäfer, Die Ausgaben der apostolischen Kammer unter Johannes XXII., Paderborn 1911. E. Göller, Die Einnahmen der apostolischen Kammer unter Benedikt XII., Paderborn 1910. L. Mohler, Die Einnahmen der apostolischen Kammer unter Clemens VI., Paderborn 1931. H. Hoberg, Die Einnahmen der apostolischen Kammer unter Innozenz VI., 2 Bde., Paderborn 1955–1972. K. Schäfer, Die Ausgaben der apostolischen Kammer unter Urban V. und Gregor XI., Paderborn 1937.

[43] In diese Tradition hatte auch Franz Ehrle, der beste Kenner des spätmittelalterlichen Papstschatzes, seiner Inventare und Bestände, das Verzeichnis eingeordnet. Siehe Ehrle (wie Anm. 4).

[44] Vgl. oben Anm. 1 u. 2.

lyse des Textes selbst, seines Entstehungsortes, seiner Autorenschaft, seiner Datierung sowie seiner inneren Struktur.

Der Ort, an dem das Verzeichnis verfasst wurde, dürfte mit größter Wahrscheinlichkeit die apostolische Kammer gewesen sein. Um 1300 bereits in einer festen Organisation erkennbar, war die Kammer das Zentrum der päpstlichen Finanzverwaltung und zugleich die „eigentliche Zentralbehörde der Kurie, die allen anderen Ämtern übergeordnet war".[45] An ihrer Spitze stand der Kämmerer (*camerarius*), dem zwei Thesaurare (*thesaurarii*) sowie in der Regel drei Kammerkleriker (*clerici camerae*) unterstellt waren. Stefan Weiss hat unlängst auf die Bedeutung der Kammer hingewiesen, die vielfältigen Aufgaben des Kämmerers beleuchtet und die Arbeitsorganisation innerhalb dieses Amtes sowohl nach der Hofordnung als auch nach dem Personal dargestellt. Danach übernahm der Kämmerer gewissermaßen die Oberaufsicht über die Finanzen, die praktisch im Zuständigkeitsbereich der Thesaurare lagen; die Kammerkleriker und Kammernotare, die in der Hofordnung nicht gesondert behandelt werden, übernahmen in erster Linie die Buchführung.[46]

Um der Bedeutung des Textes näher zu kommen, ist eine möglichst genaue Datierung notwendig. In Verbindung hiermit und ausgehend von der Annahme der apostolischen Kammer als Entstehungsort des Verzeichnisses, lässt sich schließlich auch der Kreis möglicher Verfasser auf die Namen einiger weniger päpstlicher Beamten eingrenzen. Doch die Frage nach der Datierung erweist sich deshalb als besonders schwierig, weil der Text selbst in dieser Hinsicht Verwirrung stiftet. Im Titel erscheint ein erstes, wenn auch recht ungenaues Datum: 1304. Unmittelbar im Anschluss daran ist die Rede vom 27. Oktober 1303, demjenigen Tag, an dem Benedikt XI. im Petersdom zum Papst geweiht wurde. Danach erscheinen Zwischentitel, unter denen Objekte subsumiert werden, die während des Pontifikates Bonifaz' VIII. dessen Thesaurar Michael von Encret ausgehändigt wurden, andere, welche Gegenstände verzeichnen, die in Perugia wäh-

[45] St. Weiss, Rechnungswesen und Buchhaltung des Avignoneser Papsttums (1316–1378). Eine Quellenkunde, MGH, Hilfsmittel 20, Hannover 2003, S. 9.

[46] St. Weiss, Die Versorgung des päpstliche Hofes in Avignon mit Lebensmitteln (1316–1378). Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte eines mittelalterlichen Hofes, Berlin 2002, S. 76ff.

rend des Pontifikats sowie nach dem Tod Benedikts XI. in den Schatz kamen und zum Schluss schließlich werden Vergleiche aufgemacht zum Schatzbestand in Avignon. Diese verschiedenen Daten erklären sich aus der Entstehungsgeschichte sowie der Funktion des Verzeichnisses. Aus logischen Gründen kann das Verzeichnis abschließend nicht vor dem 5. Februar 1310 fertig gestellt worden sein, weil dieses Datum auf der letzen Seite (fol. 132r) genannt wird; es bezeichnet somit den Termin der endgültigen Fertigstellung. Weshalb im Verzeichnis aber dennoch eine Reihe weiterer Zeitangaben gemacht werden, wird gleich nochmals erörtert werden.

Was einen Verfasser angeht, liefert die Quelle sowohl inhaltlich wie materiell Anhaltspunkte. Zunächst ergibt eine Analyse der Schrift, dass das ganze Dokument mit Sicherheit von der gleichen Hand stammt. Darüber hinaus werden im Text zwei Beamte der päpstlichen Kammer genannt: Michael von Encret und ein gewisser Johannes, die unter Bonifaz und Benedikt beide das Amt des Kämmerers versahen.[47] Beide waren zudem anwesend, als beim Tod Benedikts XI. (1304) der päpstliche Nachlass gesichtet wurde.[48] Eine Datierung ins Jahr 1310 schließt jedoch ihre direkte Beteiligung bei der Abfassung des Verzeichnisses aus; zu diesem Zeitpunkt waren ihnen bereits andere Beamte in der apostolischen Kammer gefolgt. Mit großer Wahrscheinlichkeit entstand das *inventarium* unter der Aufsicht des Bertrandus de Bordis, der das Amt des apostolischen Kämmerers vom 28. November 1307 bis zu seinem Tod im September 1311 versah.[49]

[47] Michael von Encret als *clericus und familiaris pape* vom 7. April 1297 bis 21. März 1304 belegt. Vgl. Les Registres de Boniface VIII (1294–1401), ed. G. Digard u. a., Paris 1884–1939, n. 1870. Les Registres de Benoît XI (1401–1304), ed. Ch. Grandjean, Paris 1883–1905, n. 544. Johannes von Anagni, wohl schon 1284 in Diensten von Kardinal Benedetto Caetani, von 1300 bis 1306 als Nachfolger Kardinal Theoderichs von Orvieto päpstlicher Kämmerer, am 23. Dezember 1401 von Benedikt XI. zum Bischof von Spoleto ernannt, ohne dadurch sein Kurienamt zu verlieren. Vgl. ebda., n. 218.

[48] Vgl. Ehrle, Historia (wie Anm. 4), S. 101f. Ders., Geschichte (wie Anm. 4), S. 5. Reg. Clemens V. (wie Anm. 25), Appendix I, S. 513.

[49] Reg. Clemens V. (wie Anm. 25), Appendix I, n. 259. Bertrandus war seit 1308 Bischof von Albi. Vgl. Schäfer, Ausgaben Johannes XXII (wie Anm. 42), S. 5. Mit Abklärungen im Vorfeld war möglicherweise auch Bertrandus' Vorgänger Arnaldus de Cantalupo zuständig, der zwischen 1305 und 1307 Kämmerer war.

Geht man von einer Datierung der Quelle vom Februar 1310 aus, ist es wahrscheinlich, dass mindestens einer der beiden Thesaurare Petrus Amalvini und Raymundus Fabri an der Niederschrift beteiligt war[50]; nicht ausgeschlossen ist, dass auch Robert von Malovicino, der entgegen den Angaben bei Schäfer nicht erst 1311, sondern bereits 1310 als Thesaurar genannt wird, zur Abfassung des Verzeichnisses beigetragen hat.[51]

Doch mit der Annahme, dass das Verzeichnis als Teil der ‚Aktenproduktion' der päpstlichen Kammer anzusehen ist, verliert die Frage nach einem Autoren etwas an Bedeutung. Wichtiger ist die Einordnung der Quelle in den Kontext der päpstlichen Verwaltung, genauer gesagt, in den Kontext apostolischer Fiskaladministration und die Benennung der wichtigsten Protagonisten dieses Bereichs päpstlicher Hofführung.[52] Denn die verwirrende Angabe von Daten erklärt sich primär aus der konkreten Funktion des Textes. Wie es oben bereits für eine Deutung des im Text verzeichneten Objektbestandes vorgeschlagen wurde, könnte ein Verständnis dieser Funktion erneut dadurch gelingen, dass man von den Erwartungshaltungen gegenüber der Textgattung des Inventars abrückt. Auch und gerade von seiner Struktur her ist dieser Text nicht, was er seinem Titel nach zu sein vorgibt; oder anders ausgedrückt, es ist zwar ein *inventarium thesauri romane ecclesie*, jedoch nicht im Sinne eines Verzeichnisses eines intakten Schatzensembles, dessen Bestand schriftlich fixiert und somit kontrolliert wurde, sondern im Wortsinn eines Findmittels. Die Quelle ist mit anderen Worten keine Bestandesaufnahme eines physisch bestehenden Schatzensembles, sondern vielmehr der Versuch einer Rekonstruktion unterschiedlicher Schatzbestandteile, die die apostolische Kammer für sich reklamierte. Die Entstehung dieses

---

[50] Vgl. Schäfer, Ausgaben Johannes XXII (wie Anm 42), S. 6.

[51] 1310 Erzbischof von Salerno, 1313 Erzbischof von Aix. Vgl. Reg. Clemens V. (wie Anm. 25), nn. 6082, 7601. Schäfer war nur die zweite Belegstelle aus den Registern bekannt, doch in Reg. n. 6082 (14. Juni 1310) wird Robert bereits als *thesaurarius noster* bezeichnet.

[52] Zu den Kammerklerikern, die das Verzeichnis tatsächlich geschrieben haben dürften, vgl. F. Baix, Notes sur les Clercs de la Chambre apostolique (13.–14. siècles), Bulletin de l'Institut historique Belge de Rome 27, 1952, S. 17–51.

Verzeichnisses darf man sich demnach auf keinen Fall als einen Vorgang denken, bei dem in der päpstlichen Kammer goldene Kelche, Paramente, Ringe, Stoffballen und Geldsäcke gezählt und gestapelt wurden, um im Anschluss als vorliegender Bestand im Verzeichnis schriftlich festgehalten zu werden; dies wären exakt die Bedingungen, die zu einer typologischen Ordnung geführt hätten, wie es für die Aufnahme bestehender Schätze auch an der Kurie ja durchaus üblich war. Die Entstehung muss man sich vielmehr als Arbeit am Schreibtisch denken, bei welcher der Autor versuchte, alle ihm zur Verfügung stehenden Informationen über den Papstschatz zu sichten und in einem neuen Dokument zusammenzufassen; hierzu gehörten Objekte gleichermaßen wie Texte. Damit erklärt sich, weshalb einerseits Informationen aus unterschiedlichen Zeiträumen und den verschiedensten Kontexten in einem Dokument erscheinen, das aber seinerseits ganz offensichtlich von nur einer Hand und in einem Schreibvorgang verfasst wurde.

Die Übernahme der unterschiedlichen Zeitangaben in das neu erstellte Verzeichnis entspräche somit der Notwendigkeit der kritischen Überprüfbarkeit, denn für das Verständnis des Textes als einer Kompilation unterschiedlicher Informationen zum Schatz war es unabdingbar, die ursprünglichen Zeitangaben mitzuliefern. Möglicherweise dienten diese Angaben auch der Überprüfbarkeit der diesem Verzeichnis zugrunde liegenden Dokumente, die damals – eventuell als Abschriften – noch greifbar waren, sich jedoch nicht bis heute erhalten haben. Diese Überprüfbarkeit war von Bedeutung, da schlussendlich der tatsächliche Schatzbestand nicht irrelevant war; es scheint aber auch von Bedeutung gewesen zu sein, über die Relation von materiell vorhandenem Schatz und den verschriftlichten Informationen über denselben unterrichtet zu sein. Als einen solchen ‚Rechercheberichť also, in dem die greifbaren Informationen über den päpstlichen Schatz verzeichnet wurden, können die Seiten 126r–132r des Cod. Ottob. lat. 2516 bezeichnet werden.

Für die Datierung dieses ‚Rechercheberichts' ergäbe sich also der 5. Februar 1310, der auf der letzten Seite vermerkt ist (fol. 132r). Dabei verweisen die zahlreichen früheren Zeitangaben auf Dokumente, die früher angefertigt wurden, die der Verfasser in die vorliegende Quelle eingearbeitet hat, die sich aber nicht erhalten haben. So

etwa – das hatte bereits Ehrle vermutet – rekurriert das Verzeichnis auf eine Liste, die unmittelbar nach dem Tod Benedikts XI. in Perugia (7. Juli 1304) durch Michael von Encret angefertigt worden war.[53] Von einem Text des Johannes von Spoleto ist im Verzeichnis ebenfalls ausdrücklich die Rede (fol. 132r). Die Zeitangabe 1304, diejenige der Wahl Benedikts XI. (27. Oktober 1303), diejenige der Wahl Clemens V. in Perugia (5. Juni 1305), beziehungsweise seiner Weihe in Lyon (14. November 1305) sind also keine Angaben zur Abfassung dieses Verzeichnisses, sondern inhaltliche Rekurse auf frühere Angaben zum päpstlichen Schatz und dessen Gebrauch.

Dasselbe gilt für die im Text gemachten Angaben zu den päpstlichen Beamten und somit den möglichen Verfassern. Die beiden genannten Kämmerer waren verantwortlich für die Erstellung früherer Referenzdokumente, an der Abfassung des vorliegenden Verzeichnisses waren sie aber nicht beteiligt. Dieses wurde basierend auf den von ihnen erstellten Dokumenten der apostolischen Kammer von ihren Nachfolgern im Februar 1310 angefertigt.

Diese Ausführungen erhellen zwar die Entstehung und immanente Struktur der Quelle, geben jedoch noch keine Auskunft darüber, weshalb ein solches Verzeichnis verfasst wurde. Weshalb sollte ein

---

[53] Die Existenz eines solchen Dokumentes ist deshalb sehr wahrscheinlich, weil gerade während der Sedesvakanz die Gefahr besonders groß war, dass der päpstliche Schatz sich verringerte. Aus diesem Grund hatte bereits Gregor X. in seiner Konstitution vom 1. November 1274 folgende Regelung erlassen: *Provisionis quoque hujusmodi pendente negotio, dicti cardinales nichil de camera pape recipiant nec de aliis eidem ecclesie tempore vacationis obvenientibus undecunque, set ea omnia, ipsa vacatione durante, sub ejus cujus fidei et diligentie camera eadem est comissa, custodia maneant, per eum dispositioni futuri pontificis reservanda. Qui autem aliquid receperint, teneantur extunc a perceptione quorumlibet redditum ad ipsos spectantium abstinere, donec de receptis taliter plenariam satisfactionem impendant.* Vgl. Les registres de Grégoire X (1272–1276), ed. J. Guiraud, Paris 1892, n. 576. Dass es im Verlauf der elfmonatigen Peruginer Sedesvakanz, deren Grund in der Zerrissenheit des Kardinalkollegiums lag, zur Entstehung eines Textes kam, in dem Informationen über den Bestand des Schatzes festgehalten wurden, scheint mir deshalb umso wahrscheinlicher. Ich halte es hingegen für sehr unwahrscheinlich, dass die Quelle zwischen den Jahren 1304 und 1310 gewissermaßen fortlaufend aktualisiert wurde. Hiergegen spricht nicht zuletzt auch die Einheitlichkeit in Schriftbild und Schreibduktus.

Interesse an einer erneuten Abschrift oder Erstellung eines Schatzverzeichnisses bestehen, das gar keine Auskunft über einen am päpstlichen Hof gehüteten Schatz erteilte? Unter welchen Umständen konnte ein solcher Bericht für notwendig erachtet werden?

5. Der Prozess der Verschriftlichung des päpstlichen Schatzes erlebte mit der Papstwahl Benedetto Caetanis einen ersten Höhepunkt. Unmittelbar nach seiner Wahl, die am 24. Dezember im Castelnuovo von Neapel stattfand[54], veranlasste Benedetto Caetani nun als Bonifaz VIII. die Anfertigung eines Inventars. Dieses eindrückliche Dokument hat sich in einer Abschrift des 17. Jahrhunderts erhalten und trägt den Titel *inventarium de omnibus rebus inventis in thesauro Sedis Apostolice.*[55]

Über die Fixierung eines Schatzbestandes hinaus nutzte Bonifaz VIII. die Gelegenheit, sich mit persönlichen Geschenken und Stiftungen selbst im Papstschatz einzuschreiben. So stiftete er in einer Versammlung, die er nur wenige Tage nach seiner Wahl einberufen ließ, vor versammeltem Kardinalskollegium vier Objekte in diesen Schatz: *Einen vergoldeten Kelch, mit Emailverzierungen auf der Innen- und auf der Außenseite sowie einem Rubin und einem Saphir besetzt. Einen silberverzierten Kelch mit Deckel aus Nussbaumholz und einem goldverzierten Silberfuß, der mit vier Saphiren und vier gra-*

[54] Der Konstitution Gregors X. zufolge, die der abgetretene Vorgänger Bonifaz', Coelestin V., bestätigt hatte, musste sich das Konsistorium in demselben Palast versammeln, in dem der Papst gestorben war; es musste sich des weiteren spätestens zehn Tage nach dem Tod des Papstes versammeln. In dieser Konstitution spiegelt sich der Versuch Gregors X. wider, eine Sedesvakanz zu verhindern, wie sie zwischen 1268 und 1271 seinem eigenen Pontifikat vorangegangen war. Coelestin hatte sich als Ort für den außergewöhnlichen Akt seiner Papstabdankung Neapel ausgesucht, wo das Konklave am 23. Dezember zu tagen begann. Vgl. A. Paravicini Bagliani, Bonifacio VIII, Torino 2003, S. 67.

[55] Das Dokument wird in der Bibliothèque Nationale in Paris verwahrt (Bibl. Nat. Latin 5180). Unter Auslassung der über 500 darin verzeichneten Manuskripte hat es Molinier im ausgehenden 19. Jh. als Schatzverzeichnis von Edelmetall und Paramenten ediert. Vgl. Molinier (wie Anm. 29). Die Liste der Manuskripte edierte erstmals Ehrle in dem von ihm und Denifle herausgegebenen Archiv für Literatur und Kirchengeschichte des Mittelalters I, 1885, 21–41. Wieder abgedruckt in: Ehrle, Historia (wie Anm. 4), S. 4–24.

natfarbene Edelsteinen besetzt war. Und schließlich zwei perlenverzierte und edelsteinbesetzte Perlmuttergefäße.[56] Wenige Monate später notierte der päpstliche Thesaurar und Verfasser des Dokuments, von Bonifaz viele liturgische Gewänder erhalten zu haben, die der Papst bereits als Kardinal besessen hatte. Und schließlich wiederholte Bonifaz diese Gabengeste zu einem späteren Zeitpunkt und überreichte vor den in Anagni versammelten Kardinälen seinem Schatzmeister erneut Geschenke, die der König von England an ihn geschickt hatte.[57] Der Gestus der Memoria, der in der persönlichen Stiftung einerseits, in der schriftlichen Fixierung dieser Gesten als Schatzinventar andererseits lag[58], war für Bonifaz mit Sicherheit be-

[56] *Item 1294, iij. kalendas januarii in Castronovo recepit Jacobus, thesaurarius, de manu Sanctissimi Patris domini Bonifacii pape VIII, in presentia omnium cardinalium.* Vgl. Molinier (wie Anm. 29), 49, 1888, nn. 1524–1527. Der Eintrag beginnt also mit der präzisen Zeitangabe der Stiftung sowie der Betonung, dass tatsächlich alle Kardinäle anwesend waren.

[57] Molinier (wie Anm. 29), 49, 1888, nn. 1535–1546; nn. 1547–1555. In solchen Geschenken werden mit grosser Wahrscheinlichkeit politische Missionen von Angehörigen der Kurie sichtbar; möglicherweise sogar Legationen Benedetto Caetanis, der etwa im Sommer 1290 nach Frankreich gesandt worden war, um mit dem französischen König Philippe IV. eine Einigung über die Politik in Süditalien zu erzielen. Bereits früher war Kardinal Caetani Mitglied verschiedener päpstlicher Delegationen, unter anderem auch im Jahre 1267, als er einer Gesandtschaft angehörte, die von seinem Mentor Kardinal Ottobone Fieschi angeführt wurde, dem späteren Papst Hadrian V. Es ist demnach nicht auszuschliessen, dass die drei Objekte mit den englischen Königswappen (nn. 3, 53 u. 62) auf diesem Weg in den päpstlichen Schatz gelangt waren. Auf eine erfolgreiche Mission als Vermittler in einem politischen Konflikt verweisen möglicherweise zwei Objekte, die sowohl das französische als auch das englische Königswappen tragen – zwei *urcioli de auro ad arma regis Franciae et regis Angliae ponderis ma. 13 et 4 u.* sowie eine *cupa plana cum uno zaffiro ad arma Franciae et Angliae ma. 4* (nn. 6 u. 39). Auch hierfür scheint eine Beteiligung Benedetto Caetanis, in der Zwischenzeit als Bonifaz VIII. zum Papst gewählt, möglich, schickte er doch unmittelbar nach seiner Wahl 1294 zwei Kardinallegaten nach Frankreich und England, um als Vermittler zwischen den beiden Herrschern aufzutreten. Vgl. Reg. Bonifaz VIII. (wie Anm. 47), nn. 697–698. Zu Benedetto Caetani als kurialem Diplomaten Paravicini Bagliani, Bonifacio VIII (wie Anm. 54), S. 15–20, S. 28–34, S. 119ff.

[58] O. G. Oexle, Memoria und Memorialbild, in: Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter, in: K. Schmid/J. Wollasch (Hg.), München 1984, S. 397ff. D. Geuenich/O. G. Oexle, Memo-

deutsam. In Anbetracht des physisch vorhandenen Schatzes waren sie für den Prozess der Verschriftlichung jedoch nebensächlich; sie waren gewissermaßen nur Epilog zum eigentlichen Schatz. Denn davor listet das Verzeichnis in nicht weniger als 1500 Einträge ca. 2500 Objekte auf. Hinzu kommen noch die über fünfhundert Manuskripte und Bücher, die nicht in die Edition von Molinier aufgenommen sind; alles zusammen ging es also um einen Schatz, der gegen 3000 Objekte versammelte, zu dessen Abtransport von Neapel nicht weniger als dreihundert Lasttiere benötigt wurden.[59]

Der Schatz begleitete seinen Besitzer, wenn dieser sich anderswohin begab. Offensichtlich führte bereits Cölestin V., dessen Pontifikat ja nicht nur wegen der ungewöhnlichen Abdankung, sondern auch durch die eremitische Gesinnung des Papstes erinnert wird, den Papstschatz mit sich nach Neapel. Von hier – das ist zumindest sehr wahrscheinlich – ließ ihn Bonifaz zunächst in seine Vaterstadt Anagni verbringen. Später wurde er weiter nach Rom gebracht. Von hier führte ihn Benedikt XI. nach Perugia, von wo er teilweise nach Lyon verbracht wurde. Andere Teile blieben zunächst in Perugia, bevor sie später nach Lucca und Assisi verlegt wurden. Schätze waren mit anderen Worten in ständiger Bewegung; das gilt auch für den Schatz Bonifaz' VIII. und zwar trotz seiner erstaunlichen Ausmaße.

Diese Bewegung war jedoch nicht nur äußeres Signum von Schätzen; Schätze bewegten sich auch in ihrem Bestand – und zwar sowohl positiv wie negativ. Das Wachstum des Schatzes war kontinuierlich, das zeigt der Cod. Ottob. lat. 2516 paradigmatisch, gerade weil ihm eine diachrone Perspektive innewohnt, die uns innerhalb anderer Verzeichnisse häufig nicht begegnet. Die Objekte 59 bis 75 werden unter einer Rubrik *Assignata per dominum Michaelem de tempore domini Bonifatii pape octavi* zusammengefasst. Solche Rubriken

---

ria in der Gesellschaft des Mittelalters, Göttingen 1994. M. Borgolte, Memoria. Zwischenbilanz eines Mittelalterprojekts, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 46 (1998), S. 197–210. M. Borgolte (Hg.), Stiftungen und Stiftungswirklichkeiten. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Berlin 2000.

[59] Karl II. von Anjou stellte am 15. Februar, d.h. als Bonifaz VIII. längst von Neapel abgereist (2. Januar 1295) und in Rom gekrönt worden war (23. Januar 1295), eine solche Zahl von Lasttieren zu Verfügung. Vgl. Ehrle, Historia (wie Anm. 4), S. 4, Anm. 6.

tauchen mehrfach auf; Gaben seitens des Papstes scheinen immer wieder den Schatz bereichert zu haben.[60] An anderer Stelle informiert das Dokument sogar noch genauer; nach dem Tod Benedikts XI. hat offensichtlich ein gewisser *frater Crescinus* eine silberne Gewürzdose zurückerstattet.[61] Offensichtlich wurde das Objekt früher einmal aus dem Schatz herausgenommen und aus Gründen, die aus der Quelle nicht deutlich werden, an besagten Crescinus oder jemanden Anderen gegeben, in dessen Auftrag jener sie nun restituierte. Solche Angaben informieren jedoch nicht nur über den Bestand des päpstlichen Schatzes, sondern auch über den Umgang mit dem Schatz: Schatzpraktiken.

Die äußere Mobilität der Schätze hing mit dem (meist negativen) Wachstum ihrer Bestände eng zusammen. So ereignete es sich auch, dass Stefano Colonna, Bruder bzw. Neffe der Kardinäle Pietro und Giacomo Colonna sich eines Teils des päpstlichen Schatzes bemächtigte, den Petrus Caetani von Anagni nach Rom überführte. Als sich der Papstnepote bei dem von seiner Familie in eine Wohnburg umgewandelten Grab der Cecilia Metella befand, wurde er angegriffen und beraubt. Der Attentäter brachte den Schatz sofort in Sicherheit, nach Palestrina, wo sich das Zentrum des Territorialbesitzes der Familie Colonna befand.[62] Bereits am darauf folgenden Tag ließ Papst Bonifaz VIII. die beiden Kardinäle der Familie Colonna auf den Abend zu

[60] Bonifaz (fol. 127r, 127v), Benedikt (130r, 130v). Diese Wiederholung lässt sich damit erklären, dass der Verfasser des Dokumentes seinerseits verschiedene Quellen verwandt hat, die er eine nach der anderen in das neue Verzeichnis aufnimmt, ohne dies eigens zu betonen.

[61] *Postmodum fuit reddita Perusii domino michaeli post mortem domini Benedicti una thefania per specibus de argento deaurato intus et extra cum pede perusio quam reddidit sibi frater Crescinus.* Cod. Ottob. lat. 2516, fol. 127r.

[62] Die Episode ist in verschiedenen Quellen überliefert. Die zwei verlässlichsten Texte stammen von den Beteiligten selbst. Einerseits von Bonifaz VIII., der in seinem Urteilsspruch die Ereignisse schildert. Vgl. Gesta Boemundi Archieposcopum Treverensis, in: MGH SS 24, S. 477f. Andererseits von den Colonna Kardinälen, die auf dieses Urteil replizieren. Vgl. J. Coste, Boniface VIII en procès. Articles d'accusation et dépositions des témoins (1401–1311), Roma 1995, S. 45f. Darüber hinaus ist der Überfall auf den Papsttross auch bei einer Reihe von Chronisten überliefert, zu denen auch Giovanni Villani zählt. Vgl. Giovanni Villani, Chronica, lib. VIII, cap. 21. Weitere Angaben bei Coste,

sich bestellen, damit sie sich für den Schatzraub rechtfertigten. In diesem Aufgebot verwendete Bonifaz VIII. die bekannte Formulierung, der zufolge *er wissen möchte, ob er der Papst sei oder nicht.*[63] Der Schatzraub des Colonna bedeutete mit anderen Worten eine eindeutige Attacke gegen die päpstliche Autorität. Auch bei der gewaltsamen Gefangennahme Bonifaz VIII. im September 1303 durch den französischen Generalbevollmächtigten Guillaume de Nogaret dürften Teile des in Anagni verwahrten Papstschatzes verloren gegangen sein, oder besser seinen ‚Besitzer' gewechselt haben.

Doch der Schatz war sicherlich nicht nur bei diesen beiden berühmten Episoden vermindert worden. Die Verlegung des Papstsitzes von Rom nach Perugia unter Bonifaz' Nachfolger Benedikt XI. lässt weiteren Verlust möglich erscheinen. So finden sich in den päpstlichen Registern wiederholt Klagen über die Verminderung des Schatzes. Benedikt XI. beschwerte sich nur wenige Wochen nach seiner Wahl (22. Oktober 1303) in zwei Schreiben über Verluste des Schatzes.[64] Auch sein Nachfolger Clemens V. drohte all denjenigen Prozesse an, die sich am päpstlichen Schatz vergriffen.[65] Negatives Schatzwachstum dürfte mit anderen Worten mindestens so häufig vorgekommen sein, wie neue Objekte den päpstlichen *thesaurus* bereicherten. Schatzwachstum heißt mit anderen Worten Zu- und Abnahme im Bestand gleichermaßen. Nichts verdeutlicht dies so eindrücklich wie ein Blick in Schatzinventare, denn häufig sucht man hier vergebens nach Stücken, die noch in älteren Verzeichnissen zum festen Bestand eines Schatzes gehörten.

Doch die Vorstellung, negatives Wachstum von Schätzen fuße ausschließlich entweder auf widerrechtlichen Zugriffen oder auf der durch intensive Nutzung notwendig gewordenen Erneuerung einzel-

ebda, S. 4, Anm. 3. Paravicini Bagliani, Bonifacio VIII (wie Anm. 54), S. 137, Anm. 1.

[63] Coste (wie Anm. 62), S. 5. A. Rehberg, Kirche und Macht im römischen Trecento. Die Colonna und ihre Klientel auf dem kurialen Pfründenmarkt (1278–1378), Tübingen 1999, S. 52ff. Zur Überlieferung der Formulierung *quod vult scire si papa est vel non* vgl. Paravicini Bagliani, Bonifacio VIII (wie Anm. 54), S. 142, Anm. 18 u. S. 143f.

[64] A. Theiner, Codex diplomaticus dominii temporalis Sancte Sedis, I, Rome 1861, S. 395f.

[65] Theiner (wie Anm. 64), I, S. 453.

ner Objekte, entspringt einem modernen Verständnis sowohl der Schätze als auch der Inventare. Dahinter verbirgt sich nichts weniger als die Vorstellung von Schätzen als den mittelalterlichen Vorläufern der Kunst- und Wunderkammern des 16. Jahrhunderts, bzw. der bürgerlichen Kunstsammlungen; in dieser Sichtweise übernehmen die Inventare gewissermaßen die Funktion von ‚Ur-Katalogen'.[66] Diese Vorstellung ist nicht nur anachronistisch, sondern sie verkennt insbesondere wesentliche Dimensionen der Funktion und Bedeutung mittelalterlicher Schätze im allgemeinen, des *thesaurus romane ecclesie* im speziellen sowie die Möglichkeiten ihrer schriftlichen Fixierungen. Negatives Wachstum von Schätzen gilt es nicht einfach als Verlustgeschichte zu begreifen, welche Ensembles als Kunstsammlungen in ihrem Wert verminderten, sondern als integralen Bestandteil mittelalterlicher Schatzpraktiken zu deuten. Dies gilt gleichermaßen für die Schätze selbst wie für die Form des Verzeichnet-Werdens. So erstaunt es auch nicht, wenn in einer der größten Serien spätmittelalterlicher Schatzverzeichnisse, in den avignonesischen Inventaren, lange Reihen auftauchen, in denen dem Schatz entnommene Gegenstände aufgelistet werden.[67] Herausnehmen und Weggeben von Schatzobjekten waren gleichermaßen Bestandteil mittelalterlicher Schatzpraxis wie Thesaurieren und Verwahren. Beide Aspekte dieser Praxis wurden denn auch entsprechend schriftlich fixiert – und zwar in derselben Textform, in Verzeichnissen. Diese sind also weniger Listen bestehender Schatzensembles als Dokumente, die Schatzpraktiken rekonstruierbar machen.

Mit einem solchen Dokument mittelalterlicher Schatzpraxis, nämlich mit einem Moment negativen Schatzwachstums setzt auch

[66] Zweifelsohne bestehen zwischen mittelalterlichen Schätzen und den Kunst- und Wunderkammern Beziehungen. Lorraine Daston und Katharine Park haben diese in ihrem Buch überzeugend nachgewiesen. Problematisch an dieser Perspektive ist allein, dass darin das Mittelalter ausschließlich als Vor-Epoche erscheint. Die Bedeutung mittelalterlicher Schätze reduziert sich gleichsam darauf, teleologisch in die Kunstsammlungen zunächst der Höfe, dann des Bürgertums überführt zu werden, womit der Funktions- und Wahrnehmungsweise von Schätzen in mittelalterlichen Gesellschaften selbst keine eigenständige Bedeutung beigemessen wird. Vgl. Daston/Park (wie Anm. 27). Le trésor au Moyen Âge (wie Anm. 27).

[67] Hoberg, Inventare (wie Anm. 30), S. 293–358.

das hier untersuchte Verzeichnis ein. Die Einträge 1 bis 58 verzeichnen allesamt Gegenstände aus Edelmetall, die anlässlich der Papstweihe Benedikts XI. (27. Oktober 1303) vom päpstlichen Thesaurar Michael von Encret an die *mercatores de societatibus Spinorum, Clarentum et Bardorum* gegeben wurden.

Das Verzeichnis wirft demnach ein helles Schlaglicht sowohl auf die Bedeutung und Funktion von mittelalterlichen Schätzen sowie zugleich auf die Bedeutung und Funktion ihrer schriftlichen Fixierung. Denn auch wenn ein solches Verzeichnis nicht einfach einen materiellen Bestand eines Schatzes abbildet, so bestanden zwischen Verschriftlichung und Schatzbestand dennoch Zusammenhänge, die sich eben als Gebrauchsweisen rekonstruieren lassen. Gerade die Verbindung von Schatzbestand und Objekten, die seit Jahren nicht mehr zum Schatz gehörten, unterstreicht dies nochmals deutlich. Die Präzision, mit der hier *vasa aurea* in das Verzeichnis aufgenommen sind, die im Herbst 1304 toskanischen Kaufleuten übergeben wurden, verweist auf die Bedeutung dieser ‚fehlenden' Objekte in der schriftlichen Fixierung des Schatzes. Dieser Abschnitt sowie der weiter oben erwähnte Passus, in dem von einem restituierten Objekt die Rede war[68], deuten darauf hin, dass sich die Bedeutung des Schatzes nicht auf seinen materiellen Bestand beschränkte. Nicht die in der *camera papalis* sicher verwahrten Objekte, sondern die mit dem Schatz in seinem jetzigen Bestand sowie gleichermaßen in seinen früheren Beständen verbundenen Gebrauchsweisen machten die eigentliche Bedeutung des Schatzes aus.

Mag diese Beobachtung grundsätzlich für alle Schätze gelten, trifft sie für denjenigen des *thesaurus romane ecclesie* in besonderem Masse zu. Was oben als Lücken im Bestand eines ordentlichen Kirchenschatzes bezeichnet wurde, hat hier gewissermaßen seine produktive Kehrseite. Denn gerade die Unabhängigkeit des Schatzes von einem konkreten Altar, ermöglichte Gebrauch und Verwendung, wie sie für andere Schätze wohl undenkbar gewesen wären. Das beginnt bereits bei der Mobilität; zwischen 1295 und 1310 befinden sich Teile dessen, was als *thesaurus sancte sedis* oder *thesaurus ecclesie romane* bezeichnet wurde, in Neapel, Anagni, Rom, Perugia, Assisi,

[68] Zwischen n. 78 und n. 79.

Lyon und schließlich in Avignon. Als Altarausstattung, welche immer in einen Kontext von Heiligenverehrung und Liturgie gebunden war, der seinerseits wiederum einen topographischen Fixpunkt hatte, war eine solche Mobilität kaum denkbar.

Das *inventarium thesauri romane ecclesie* bildete demnach nicht einfach einen Schatzbestand ab, sondern übernahm eine doppelte Funktion. Einerseits dokumentiert es Schatzgebrauch und Schatzpraktiken, die weit über die Funktionen des reinen Verwahrens, Sammelns und Bestandsverzeichnisses hinausweisen. Andererseits bildete es zugleich selbst einen integralen Bestandteil dieser Praktiken; einen Bestandteil, der der Komplexität von Schatzpraxis und Schatzgebrauch an der Kurie um 1300 gleichermaßen angemessen wie unverzichtbar war.[69]

Die Motivation zur Abfassung des hier diskutierten Verzeichnisses lag im Entscheid Papst Clemens' V., seinen Hof von Frankreich nicht nach Italien zurück zu verlegen.[70] Er erließ zahlreiche Verfügungen, wie mit Schatz, Bibliothek und päpstlichem Archiv zu verfahren sei. Während ihm die Überführung der Bibliothek und eines Grossteil des Archivs nicht lohnenswert schien, verfügte er die umgehende Sendung erstens des Schatzes und zweitens der Register seiner beiden Vorgänger Benedikt XI. und Bonifaz VIII. – nur das Nötigste gewissermaßen. Diese Selektion dürfte ein weiteres Indiz dafür sein, dass der Papstschatz weniger gehüteter Kunstschatz als Teil päpstlicher Politik war.

Nachdem die für die Krönung notwendigen Gegenstände bereits 1305 von Perugia nach Lyon, später nach Avignon gelangt waren, ord-

---

[69] Welche herausragende Rolle dem Papstschatz hierbei zukam, zeigt sich nicht zuletzt an der Dichte von Schatzinventaren. Angefangen beim Inventar Bonifaz' VIII. bis hin zur großen Serie der avignonesischen Schatzinventare ist wohl kein anderer Schatz des Spätmittelalters so intensiv dokumentiert worden. Erstaunlich genug, dass sich die Forschung bisher entweder für paläographische Fragen interessiert hat und dabei den Bezug zu den tatsächlich existierenden Schätzen außer Acht gelassen hat, oder sich primär für die Schatzobjekte interessierte und hierfür die Verzeichnisse nur als Quelle zur Identifizierung genutzt hat; beide Forschungsrichtungen haben sich damit aber nicht um die Frage bemüht, welche Funktionen und Bedeutungen gerade dem Zusammenhang von Schätzen und deren schriftlicher Fixierung zukam.

[70] E. Kraack, Rom oder Avignon? Die römische Frage unter den Päpsten Clemens V. und Johann XXII, Marburg 1929.

nete der Papst im März 1310 an, dass die goldenen und silbernen Wertgegenstände nach Avignon verbracht, von den Akten und Regesten Abschriften angefertigt, sowie das, was minder wertvoll erschien, nach San Francesco in Assisi geschafft werden sollte.[71] Was er also in erster Linie bei sich haben wollte, war dreierlei: die Zeichen seines Amtes und seiner Macht, den materiellen Wert des Schatzes sowie die verschriftlichten Verbindlichkeiten päpstlicher Politik. Für den Rest, insbesondere die umfangreiche Bibliothek, die ja bereits in dem Inventar, das Bonifaz VIII. 1295 hatte anlegen lassen, aus über fünfhundert Manuskripten bestand, reichte Clemens offensichtlich eine Aufbewahrung im hierfür geeigneten, weil als sicher erachteten Franziskanerkonvent in Assisi.[72]

Die Charakterisierung des Schatzes als Teil päpstlicher Politik beinhaltet einen doppelten Verweis. Einerseits auf das politische Schrifttum, also auf Privilegien, Rechtsbriefe, Bullen usw., mit anderen Worten auf die Verschriftlichung der politischen Beziehungen und Koalitionen, die in der päpstlichen Kurie ausgestellt und im Schatz verwahrt wurden.[73] Andererseits auf die ökonomische Bedeutung des Schatzes als Zahlungsmittel. Die Nachforschungen, die Clemens V. anstellen ließ und die zur Abfassung des *inventarium ecclesie romane* von 1310 geführt haben, differenzieren diesen zweiten Aspekt noch weiter. Dieser lässt sich zwar immer noch als ökonomisch bezeichnen, lag aber jenseits des unmittelbar greifbaren, materiellen Wertes des Schatzes und orientierte sich damit an damals modernen Bedingungen ökonomischer Transaktionen. Zugleich blieb diese Bedeutung unmittelbar an die Person des Papstes – oder zumindest an die Ku-

[71] Reg. Clemens V. (wie Anm. 25), nn. 6401–6305. Vgl. F. Ehrle, Die Bibliothek und das Archiv der Päpste in Perugia, Assisi und Avignon bis 1314, in: Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters 1, 1885, S. 44ff.

[72] Bereits im 13. Jh. galt die Abtei Päpsten als sicherer Ort, den sie wiederholt mit der Verwahrung besonders wertvoller Gegenstände betrauten. Vgl. F. Ehrle, Schatz, Bibliothek und Archiv der Päpste im 14. Jh., in: Archiv für Literatur und Kirchengeschichte des Mittelalters 1, 1885, S. 46.

[73] Für die Verhandlungen mit Philipp IV. waren die Regesten Bonifaz' VIII. und Benedikts XI. von zentraler Bedeutung; besonders der vom französischen König angestrebte posthume Prozess gegen den Caetanipapst machte diese Dokumente zur unentbehrlichen Grundlage jeglicher politischer Position der Kurie.

rie – gebunden und ließ sich weder entwenden noch einfach übertragen. Ohne physisch über den Schatz zu verfügen, der ja immer noch in Italien lag, sorgte Clemens mit dem Verzeichnis auf der Ebene des Wissens um den Schatz für Ordnung. Auf dieser Ebene des Wissens um den päpstlichen Schatz liefert das Verzeichnis einen aktuellen Stand der Dinge, gewissermaßen einen Depotauszug.

Vor diesem Hintergrund werden die letzten Zeilen des Dokuments (fol. 132r) verständlich. Hier werden die verwendeten Vorlagen früherer Inventare und Verzeichnisse mit dem tatsächlichen Bestand in Avignon in Beziehung gesetzt. So scheint man zu wissen, dass sich zur Zeit Bonifaz' und Benedikts 115 Ringe im Schatz befanden; im Avignoneser Schatz liegen 17 Ringe, woraus sich ergibt, dass die fehlenden 98 folgerichtig noch in Perugia sein müssen. Der Teil des Schatzes, der sich bereits in Avignon befindet, dürfte im Jahre 1305 für die Krönung Clemens V. von Perugia nach Lyon gebracht worden sein – von besagtem Kämmerer Johannes Spoletanus. Der Text erfasst die verschiedenen Depots, in denen sich Teile des verstreuten Papstschatzes befanden; somit ist er letztlich nichts weniger als eine eigentliche Schatzbuchhaltung. Das gesamte Verzeichnis diente der Fixierung und Sicherung des päpstlichen Schatzes nach den schriftlichen Quellen.

Wozu dieses schriftlich festgehaltene Wissen seinerseits wiederum diente, wozu die Päpste eine solche Schatzbuchhaltung benötigten, soll im folgenden Absatz behandelt werden.

6. Nur einen Monat nach der Abfassung dieser ‚Schatzbuchhaltung' und angesichts der Tatsache, dass eine Rückkehr der Kurie nach Italien in der nächsten Zeit kaum bevorstand, sandte Papst Clemens V. seinen Kaplan, Gregor von Placentia, gemeinsam mit weiterem Personal nach Perugia, um den Schatz nach Avignon zu verbringen. In einem Schreiben vom 15. März 1310 beauftragte er die Gesandtschaft damit, *thesaurum nostrum sive in aurea vel argentea percuniis aut auri vel argenti massis aut vasis sive annulis, lapidibus pretiosis ac sericis scarletis aut lineis tappetis seu quibuscumque aliis pannis et rebus consistant ... ad cameram nostram ... deferre fideliter studeatis.*[74] In einem gleichentags verfassten Brief trug er seinen bei-

[74] Vgl. Ehrle, Bibliothek (wie Anm. 71), S. 44f.

den Höflingen Jacob von Casale und Petrus von Gubbio auf, für Abschriften aller Privilegien, Rechtstitel und Register der päpstlichen Korrespondenz besorgt zu sein und diese so rasch wie möglich nach Avignon zu schicken.[75] An diesem Tag ließ Clemens ein weiteres Schreiben aufsetzen, mit welchem er alle kirchlichen und weltlichen Fürsten darum bat, der Schatztranslation sicheres Geleit durch ihr Hoheitsgebiet zu gewähren.[76] Nachdem also aus den Teilinventaren und verstreuten Nachrichten über den Schatz der päpstlichen Kammer seit der Zeit nach dem Tod Bonifaz' VIII. Bestände gesichtet, miteinander in Beziehung gesetzt und daraus ein aktuelles Verzeichnis angefertigt worden war, veranlasste Papst Clemens V. den Transport der materiell und politisch wertvollen Teile des Schatzes nach Avignon.[77]

Doch der Aspekt der materiellen Schatztranslation von Italien nach Frankreich war nur ein Motiv, das Verzeichnis des Cod. Ottob. lat. 2516 anfertigen zu lassen. Mehrere Passagen haben hiermit nämlich nichts zu tun; so etwa der Beginn des Dokuments, die ersten 58 Einträge, die 64 Objekte verzeichnen. Werfen wir einen genaueren Blick auf die einführenden Zeilen dieses Textabschnittes, wird der Sachverhalt verständlicher.

Aurum de tempore domini Bonifatii pape Octavi. In nomine domini amen. Die sabbati 27 octobris. Ista sunt vasa aurea de camera domini pape que receperunt mercatores de societa-

---

[75] *transumpta omnium privilegiorum, instrumentorum, munimentorum et registrorum in libris de pergameno scriptorum ... fieri faciat illaque nobis quamcitius facta extiterint, studeatis destinare.* Vgl. Ehrle, Geschichte (wie Anm. 71), S. 44f.

[76] Reg. Clemens V. (wie Anm. 25), n. 6401. Abgedruckt bei Ehrle, Bibliothek (wie Anm. 71), S. 44f.

[77] Die Umsetzung dieses Projektes zog sich über mehrere Monate hin; erst im November desselben Jahres beschäftigt sich der Peruginer Rat mit dem Abzug des Schatzes. Nachdem die päpstlichen Gesandten die angeforderten Teile des Schatzes im April 1312 schließlich von Perugia bis nach Lucca verbracht und in San Frediano verwahrt hatten, fiel er dort im Juni 1314 den Ghibellinen in die Hände, welche die Stadt gestürmt hatten. Bis in die 20er Jahre stellte Papst Johannes XXII. Rückerstattungsforderungen, denen jedoch niemals nachgekommen wurde. Vgl. Ehrle, Geschichte (wie Anm. 4), S. 228f.

tibus Spinorum, Clarentum et Bardorum a domino Michaele de Encret pro coronatione domini Benedicti pape undecesimi.

Um Gold aus der Zeit Bonifaz VIII. handelt es sich also; etwas seltsam scheint jedoch, dass diese Goldgefäße Bonifaz' zu einem Zeitpunkt verzeichnet werden, als dieser bereits zwei Wochen gestorben war.[78] Es wurde weiter oben bereits darauf hingewiesen, dass der *thesaurus* gerade während der Sedesvakanz besonders gefährdet war.[79] Die Sicherstellung des Schatzbestandes war jedoch nicht die Absicht dieses ersten Abschnitts, denn das Datum des 27. Oktobers bezeichnet exakt das Ende der Sedesvakanz; eine Bestandesliste von diesem Tag hätte einen allfälligen Schwund während der Vakanz nicht einmal erfasst. Der 27. Oktober war vielmehr der Tag, an dem der Dominikaner Niccolò Bocassini, der aus einem nur zwei Tage dauernden Konklave als neu Erwählter hervorging, als Benedikt XI. zum Papst geweiht wurde.[80] Zu diesem Anlass, so der Text weiter, nahmen Vertreter der Spini, Clarenti und Bardi Gegenstände aus der päpstlichen Kammer entgegen, die ihnen vom Thesaurar Michael von Encret übergeben wurden; darauf folgt die Liste der überreichten Objekte. Diese Aufzählung war mit anderen Worten weniger gegen einen Schwund im Bestand des Schatzes verfasst, als dass sie einen solchen schlicht auswies. Werfen wir nun zunächst einen Blick auf diese Objekte und auf die Art und Weise, in der sie in diesem Abschnitt erfasst werden.

Bei den verzeichneten Objekten handelt es sich ausnahmslos um Gegenstände aus Edelmetall, die meisten sind reich ausgestattet, mit Steinen oder Perlen besetzt und mehrere mit Wappenzeichen versehen. Typologisch und funktional ist die Liste gleichermaßen heterogen wie der Rest des Verzeichnisses. Was hingegen auffällt und worin sich diese ersten Einträge von den folgenden unterscheiden, ist die Präzision, mit der dieser Abschnitt eingeleitet wird und mit der die Objekte geschildert sind – nicht formal, sondern materiell. Mit Ausnahme von sechs Objekten sind alle mit einer Gewichtsangabe versehen. Das ist für ein Schatzverzeichnis zunächst nichts Außergewöhnli-

[78] Bonifaz VIII. starb am 11. Oktober 1401 in Rom.

[79] Vgl. oben Anm. 53.

[80] Dies war nur deshalb in dieser rekordverdächtigen Zeit möglich, da die Colonna-Kardinäle vom Konklave ausgeschlossen waren.

ches, doch fällt es hier besonders auf, weil das Dokument für kein einziges der restlichen gut 900 Objekte eine vergleichbare Angabe macht. Wozu dienten diese präzisen Angaben im Verzeichnis?

Ein Blick auf die Akteure bzw. ihre Rolle an der Kurie um 1300 eröffnet eine Perspektive, in der ein Verzeichnis nicht vorhandener Wertgegenstände Sinn erhält. Die Empfänger der Gegenstände werden im Verzeichnis als Kaufleute der Gesellschaften der Spini, Clarenti und Bardi bezeichnet. Bei diesen Familien handelt es sich um drei bedeutende Geschlechter aus Florenz (Spini, Bardi) sowie aus Pistoia (Clarenti); die Bezeichnung Kaufleute und Gesellschaften entspricht zwar einer wörtlichen Übersetzung, doch lässt sich die Stellung und Bedeutung dieser Familien während der Pontifikate Bonifaz' VIII. und Benedikts XI. noch genauer fassen; sie waren die päpstlichen Bankiers.[81] Seit Martin IV. (1281–1285) war mit dieser Funktion der Titel der *mercatores camerae* verbunden, der meist an Florentiner vergeben wurde; in dieser Weise bezeichnete Bonifaz VIII. die Spini und Clarenti bereits 1296, während die Bardi erst 1303 in den Kreis der päpstlichen Financiers aufgenommen wurden.[82]

Um die Bedeutung des Verzeichnisses noch besser zu fassen, ist hier ein kurzer Exkurs zur Stellung und Aufgabe der *mercatores camerae* notwendig. Die Aktivität dieser Bankiers unterteilte sich in zwei Hauptbereiche, die jedoch kaum voneinander zu trennen waren.[83] Einerseits verwalteten die Banken die verschiedenen Einkünfte und Kollekten, welche der Kirche in ganz Europa zuflossen. Sie boten mit anderen Worten eine Dienstleistung an, für welche sie ihr Netz

---

[81] Selbstverständlich wurde um 1300 nicht so streng zwischen Kerngeschäft und einer diversifizierten Aktivität unterschieden. So waren etwa die Spini auch für die Lieferung von Luxusgütern an die Kurie zuständig, an deren jeweiligen Sitz sie Warenlager führten. Im Oktober 1302 überwies ihnen die päpstliche Kammer einen Betrag von *15 fl. auri et 3 tur. grossi pro samito, scarleto, variis pro cossalibus pro domino [Bonifacio pp VIII]*. ASV, Introiti ed esiti 5, fol. 61. Vgl. Hierzu auch R. Davidsohn, Geschichte von Florenz, III, Berlin 1912, S. 19. Ders., Forschungen zur Geschichte von Florenz, III, Berlin 1901, Reg. S. 424.

[82] Davidsohn, Geschichte (wie Anm. 81), IV, 2, S. 295. Reg. Bonifaz VIII. (wie Anm. 47), n. 1225. Reg. Clemens V. (wie Anm. 25), n. 1151.

[83] G. Schneider, Die finanziellen Beziehungen der florentinischen Bankiers zur Kirche von 1285 bis 1304, Leipzig 1899.

von Geschäftsbeziehungen, Handelsniederlassung und Filialen zur Verfügung stellten. Die Kollektoren der Kirche wurden jeweils vom Papst angewiesen, die eingezogenen Gelder an den Agenten X der Gesellschaft Y in Z zu übergeben. So etwa wies Bonifaz VIII. am 29. Juni 1299 Rogerio und Lapo Spina aus einem italienischen Zehnten zunächst die Summe von 31248, dann eine weitere von 15000 Goldflorenen an. Gleichermaßen trug Benedikt XI. im Mai 1304 seinem Kollektor auf, einem gewissen Magister Gabriel, den gesamten in Deutschland eingezogenen Zehnten den Cerchi zu übertragen, mit welchen er an Stelle der Spini seine Finanzgeschäfte abwickelte.[84]

Als Gegenleistung verpflichteten sich die Banken jeweils, die verwalteten Summen zu jeder Zeit sowie an jedem Ort dem Papst zur Verfügung zu halten. Gleichermaßen wie für eine effiziente Abwicklung der Einnahmen und Verwaltung der Gelder sowie für deren Auszahlung zu Händen der Kurie und des Papstes bedurfte es neben dem bereits angesprochenen Geschäftsnetz zweier weiterer Dinge. Erstens der doppelten Buchhaltung, zweitens des Wechsels – beides brauchte es notwendigerweise, um bei diesen Transaktionen den Überblick zu bewahren sowie diese auch rasch genug zu tätigen, was nur als bargeldloser Zahlungsverkehr möglich war.[85] Doppelte Buchführung, Wechselbrief und ein weitreichendes Netz ökonomischer Beziehungen waren ‚technisch' notwendige Voraussetzungen und Möglichkeiten von Kreditwirtschaft, Voraussetzungen, über welche die Kurie in dieser Weise nicht verfügte; dies hatte aber auch nicht nur Nachteile, denn damit lag etwa das gesamte Risiko des Bargeldbesitzes bei den Finanzinstituten.[86] Im Gegenzug für diese Dienstleistung überließ die

[84] Reg. Bonifaz VIII. (wie Anm. 47), nn. 3219, 3220. Reg. Benedikt XI. (wie Anm. 47), n. 1273. *Magistro Gabrieli, collectori decimae in partibus regni Alemanie infrascriptis, mandat ut totam pecuniam, quam pro Ecclesia Romana colligere potuerit, mercatoribus societatis Circulorum assigneret seu faciat assignari.*

[85] R. de Roover, Aux origines d'une technique intellectuel: la formation et l'expansion de la comptabilité à partie double, Annales d'histoire économique et sociale 9, 3, 1937, S. 270–298.

[86] Bauer (wie Anm. 18). S. 457–503. F. Baethgen, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung unter Bonifaz VIII., QFIAB 20, 1928/29, S. 114–237. F. Baethgen, Neue Beiträge zur Geschichte des päpstlichen Finanzwesens um die Wende des 13. Jahrhunderts,

Kurie den Banken Verwaltung und Bewirtschaftung der eingegangen Depositengelder.

Von der Aktivität als Verwalter von Depositengeldern getrennt zu betrachten, damit letztlich aber eng verbunden, übernahmen die Banken auch die Funktion von Kreditinstituten. Ja oft war die depositarische Tätigkeit der Banken eine Folge gewährter Kredite. So gewährte Bonifaz VIII. mit einem Schreiben vom 17. Juni 1303 den Spini die Einkünfte in Frankreich und Italien, bis die Schulden aus einem ihm gewährten Kredit getilgt waren.[87] Auch Benedikt XI. wies verschiedenen Bankiers im März 1304 die Rückerstattung von Krediten aus Einkünften der Kirche an. *mercatoribus societatum Circulorum et Bardorum de Florentia ac Clarentum de Pistoia concedit ut de pecunia, quam in provinciis infradictis pro Romana Ecclesia receperint, retineant usque ad summas quas olim mutuarunt rectoribus provinciarum earumdem.*[88] Die unterschiedlichen Einkünfte der Kirche dienten beiden Geschäftspartnern mit anderen Worten als Sicherheiten.[89]

Dennoch bestanden in diesem Geschäft für beide Seiten auch beträchtliche Risiken. In den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts fallierten mehrere toskanische Bankhäuser – in der Regel, weil politische Umwälzungen den Debitoren eine vermeintliche Berechtigung lieferten, Schulden nicht zu begleichen. In diesen Fallimenten waren jedoch nicht nur die Bankhäuser betroffen, sondern selbstverständlich auch deren Kreditoren – nicht zuletzt die Kirche. Ein erstes herausragendes Beispiel eines solchen Bankrottes lieferten die Ammanati aus Pistoia, deren Hauptschuldner Karl von Valois die Ansicht

---

QFIAB 24 (1932/33), S. 124–149. R. De Roover, L'évolution de la lettre de change XIVe–XVIIIe siècles, Paris 1953. M. A. Denzel, La Pratica della Cambiatura. Europäischer Zahlungsverkehr vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 58, Stuttgart 1994. T. Schmidt, Libri rationum camerae Bonifatii papae VIII, Città del Vaticano 1984.

[87] Reg. Bonifaz VIII. (wie Anm. 47), n. 5266.

[88] Reg. Benedikt XI. (wie Anm. 47), n. 1238.

[89] Nach demselben Prinzip war ein weiterer, kaum weniger einträglicher Geschäftszweig der Financiers organisiert: die Vergabe von Krediten an die Kardinäle, die als Konsumenten ersten Ranges einen enormen Geldbedarf aufwiesen, zu dessen Deckung sie ihrerseits ihre Pfründen verwendeten.

vertrat, der aus seiner Sicht berechtigte Herrschaftsanspruch auf die Stadt würde es überflüssig machen, seine Ausstände zu bezahlen. Als der Zusammenbruch nicht mehr abzuwenden war, verließen die Familie, ihre Agenten und Prokuratoren die Niederlassungen und Filialen. Papst Benedikt versuchte, die Angelegenheit mit der Hilfe zweier Florentiner Bankhäuser in den Griff zu bekommen.[90]

Dieses Beispiel verweist auf das Hauptrisiko, das die Bankhäuser im Finanzgeschäft trugen: Politik. Denn ihr ökonomisches Engagement bei der Kurie und anderswo bedeutete immer auch ein politisches Engagement – sowohl gegenüber den Debitoren/Kreditoren als auch gegenüber ihren eigenen Städten, deren Politik mit jenen stets verknüpft war. Die politischen Verstrickungen der Päpste und Potentaten mit den italienischen Bankhäusern waren dermaßen intensiv, dass die gewährten Kredite stets auch politische Unternehmungen unterstützten, von denen die Städte der Bankiers politisch selbst tangiert waren. Andererseits verdankten die Bankhäuser mitunter erst den enormen Gewinnen, die sie mit solchen Finanzgeschäften erzielten, ihre politische Position innerhalb ihrer Heimatstädte. Umstürze, wechselnde politische Allianzen oder der Tod eines Papstes waren jedoch kaum kalkulierbar und stellten für die Bankhäuser das größte Risiko in dieser Art von Geschäften dar.

So wandten sich etwa Lanfranco Anselmi, Raynerio Floravantis, Simone Gherardi und Albizzo Martini in ihrer Funktion als Agenten der Chiarenti und der Spini Ende Juli 1297 an Bonifaz VIII. Dieses Schreiben hat sich nicht erhalten, doch kennen wir die Antwort des Papstes. Daraus ergibt sich, dass die Banken um Kredite bangten, die sie den beiden Kardinälen Jacopo und Pietro Colonna gewährt hatten. Die politische Dimension dieses Finanzgeschäftes wird ersichtlich, wenn man sich den Zeitpunkt vergegenwärtigt, zu welchem sich die Bankhäuser an den Papst wandten. Am 10. Mai hielt Bonifaz VIII. seine erste große Rede gegen die beiden Kardinäle der Colonna und verkündete am 23. Mai die berühmte Bulle *Lapis abscissus*, mit der er sie ihrer Ämter enthob und ihre Güter konfiszierte.[91] Bis hier rea-

[90] Hierzu vgl. Reg. Benedikt XI. (wie Anm. 47), nn. 882–887. Allgemein hierzu Davidsohn, Geschichte (wie Anm. 81) III, S. 214f.

[91] Paravicini Bagliani, Bonifacio VIII (wie Anm. 54), S. 157f.

gierten die toskanischen Bankiers noch nicht; offensichtlich wollten sie den definitiven Ausgang des Konfliktes abwarten. Erst nachdem der Papst am 21. Juli die Zerstörung des Kastells der Colonna verkündet hatte[92], begannen sie, sich beim Papst um die ausstehenden Kredite der in Ungnade gefallenen Kardinäle zu bemühen. In seiner Antwort auf das Begehren sicherte Bonifaz VIII. seinen Bankiers, die zugleich auch die Bankiers der Kardinäle waren, die Gültigkeit der Rechtstitel zu; mit Einkünften, welche die Colonna während ihres Kardinalats aus Sizilien und England bezogen, sollten die Kredite der Clarenti und Spini gedeckt werden.[93] Damit tat Bonifaz VIII., was die Colonna auch getan hätten, doch er tat es mit der apostolischen Autorität, die sich im Konflikt gegen die Colonna durchsetzte.

Seit ihrer Einrichtung unter Martin IV. war die Bedeutung der päpstlichen Bankiers niemals größer als unter Papst Bonifaz VIII. Das päpstliche und kuriale Finanzwesen basierte gleichsam exklusiv auf den *mercatores camerae*. Der Umfang der Geschäfte war enorm, die Eigenständigkeit, mit der die Geschäfte betrieben wurden, kaum geringer. Durch den kurzen Pontifikat Benedikt XI. und die Peruginer Sedesvakanz wurde dieser Zustand nach dem Tod Bonifaz' VIII. noch bis zum Amtsantritt Clemens V. verlängert. Bis dahin wirkten die Bankiers gewissermaßen als päpstliche Finanzbeamte, während die Angehörigen der Kammer kaum über die Funktion von Schreibern hinauskamen. Teilweise scheinen die Agenten der Florentiner Banken sogar als Kollektoren der kirchlichen Einkünfte fungiert zu haben.

Die päpstliche Finanzadministration war um 1300 mit anderen Worten, um ihren Geldbedarf zu organisieren, den sie für ihre politischen Projekte benötigte, sowohl auf die Infrastruktur als auch auf das finanzwirtschaftliche Wissen der Bankiers angewiesen. So handelt es sich bei den Rechnungsbüchern Bonifaz' VIII. etwa um ein einfaches Kassenbuch, in dem zwar eine ganze Reihe unterschiedlicher Sorten von Einkünften und Ausgaben verzeichnet wurden, in denen

---

[92] Reg. Bonifaz VIII. (wie Anm. 47), n. 1984.

[93] Dieses Beispiel verweist jenseits der Beziehungen zur apostolischen Kammer auf einen weiteren Geschäftszweig der Banken, der, wenn in den Quellen auch schlechter dokumentiert, vom Umfang her sicherlich ebenbürtig war: Finanzgeschäfte mit Kardinälen. Der Geldbedarf der Kardinäle war enorm, die Mechanismen entsprachen den oben geschilderten.

jedoch ein beträchtlicher Teil der Transaktionen erst gar nicht auftauchte; so zum Beispiel die außerordentlichen Zehnten, mit denen Bonifaz unter anderem den Krieg gegen die Colonna teilfinanzierte. Diese gingen als zweckgebundene Einnahmen direkt an die *mercatores* und fanden im Rechungsbuch der Kammer keine Erwähnung. Von einer kompletten Rechungsführung der kurialen Transaktionen kann demnach keine Rede sein.[94] Erst während des Pontifikats Johannes' XXII. erfolgte eine Neuorganisation der kurialen Finanzverwaltung, womit sofort ein Rückgang der Gewinne der Florentiner Bankiers verbunden war.[95] Es ist somit auch nicht verwunderlich, dass die päpstlichen Rechnungsbücher als systematische Quellen erst aus dieser Zeit erhalten und ediert sind[96]; es gab sie davor in dieser Weise schlicht nicht, weil die Geschäfte von den Banken organisiert wurden. Während der Pontifikate Bonifaz' VIII., Benedikts XI. und auch noch Clemens' V. war die Buchführung der apostolischen Kammer noch weit weniger differenziert ausgebildet, als dies in den Finanzinstituten der *mercatores camerae* der Fall war.

Doch der am 11. Oktober verstorbene Bonifaz VIII. hinterließ seinem Nachfolger nicht nur die Verbindungen zu den toskanischen Bankhäusern, sondern auch einen Berg Schulden. Das ist nicht verwunderlich, denn die finanziellen Beziehungen, welche die Päpste mit

---

[94] Davidsohn, Geschichte (wie Anm. 81) IV, 2, S. 300. Schmidt (wie Anm. 86), S. xxxviii.

[95] Davidsohn, Geschichte (wie Anm. 81) IV, 2, S. 300. Ch. Saraman/G. Mollat, Fiscalité pontificale en France au XIVe siècle, Paris 1905. J. P. Kirsch, L'administration des finances pontificales au XIVe siècle, Revue d'histoire ecclésiastique 1 (1900), S. 274–296. G. Mollat, Contribution à l'histoire de la Chambre Apostolique au XIVe siècle, Revue d'histoire ecclésiastique 45 (1950), p. 82–94. Y. Renouard, Les rélations des Papes d'Avignon et des Compagnies commerciales et bancaires de 1316 – 1378, Paris 1941. F. Piola Caselli, L'espansione delle fonti finanziarie della Chiesa nel XIV secolo, Archivio della Società Romana di Storia Patria 110 (1987), S. 63–97. F. Piola Caselli, L'evoluzione della contabilità camerale nel periodo avignonese, in: Le fonctionnement administratif de la papauté d'Avignon, Collection de l'École française de Rome 138, Roma 1990, S. 411–437.

[96] E. Göller, Einnahmen Johannes XXII. (wie Anm. 42). Schäfer, Ausgaben Johannes XXII. (wie Anm. 42). Göller, Einnahmen Benedikt XII. (wie Anm. 42). Mohler, Einnahmen (wie Anm. 42). Hoberg, Einnahmen (wie Anm. 42). Schäfer, Ausgaben Urban V. (wie Anm. 42).

ihren Bankiers um 1300 pflegten, liefen letztendlich auf eine Ökonomie der Verschuldung hinaus, zu deren wichtigsten Sicherheiten die Einnahmen der Kirche aus Zehnten und Kollekten zählten. Nur in der Erwartung dieser mit ziemlicher Sicherheit eintreffenden Einnahmen sowie mit dem Wissen um die im Depositengeschäft schlummernden Gewinnmöglichkeiten waren die Bankhäuser bereit, Papst und Kurie derart großzügig mit Krediten zu versorgen. Ein ebenso einträgliches wie risikoreiches Geschäft, zugleich aber auch eine moderne Form der Ökonomie.

Die Schulden waren enorm, welche die Päpste auf diese Art und Weise anhäuften. Einem Schreiben vom 6. Mai 1300 zufolge schuldete Bonifaz VIII. den Spini 57900 Goldflorene.[97] Drei Jahre später waren die Schulden weiter gestiegen. In einem Schreiben vom Juni 1303 hielt er die Schulden fest, die auf seinen Namen bei dem von ihm bevorzugten Bankhaus der Spini aufgelaufen waren: *que omnes pecuniam quantitates in unam redacte summam, octuaginta quinque milia octingenti septuaginta tres et dimidius floreni auri et quatuor turonenses grossi de argento fore nōscuntur.*[98] Dies war ein beträchtlicher Schuldschein, überstieg die Summe von 85873,5 Goldflorenen die Summe der im Hauptbuch verzeichneten Jahreseinnahmen der päpstlichen Kammer doch beträchtlich; diese betrugen, nur um einige Vergleichszahlen zu nennen, unter Bonifaz VIII. im Jahre 1299 38818 Florene, im Jahre 1302 noch 27680 Florene und schließlich 1308/1309 unter Clemens V. 71891 Florene.[99] Wie viel von dieser Schuld bei den Spini beim Tod Bonifaz im Herbst 1303 zurückbezahlt bzw. mit Einkünften aus Zehnten und Kollekten gedeckt war, kann nicht abschließend beurteilt werden, doch die Ereignisse im August und September 1303 lassen vermuten, dass sich Bonifaz VIII. in den knapp vier Mona-

---

[97] Reg. Clemens V. (wie Anm. 25), n. 1152. Davidsohn, Geschichte (wie Anm. 81) III, S. 19. u. ebda., IV, 2, S. 299.

[98] Reg. Bonifaz VIII. (wie Anm. 47), n. 5266.

[99] Schmidt (wie Anm. 86), S. XXII. B. Guillemain, Les recettes et les dépenses de la Chambre apostolique pour la quatrième année du pontificat de Clément V (1308–1309), Roma 1978, S. XX. Diese Angaben entsprechen sicherlich nicht den absoluten Beträgen, die in die apostolische Kammer eingegangen waren, sondern nur denjenigen, die im Hauptbuch verzeichnet worden sind.

ten, in denen seine Gefangennahme in Anagni, die Flucht von dort nach Rom sowie sein Tod fielen, kaum vornehmlich um seine Schulden zu kümmern vermochte; zu dieser Zeit kämpfte er um sein politisches, aber auch sein natürliches Überleben. Es ist mit anderen Worten geradezu sicher, dass Benedikt XI. bei der Papstweihe ‚offene Rechnungen' der Spini vorfand.[100]

Damit stellt sich aber auch die Frage, wie die Päpste mit diesen ‚ererbten Schulden' umgingen. Benedikt XI., der Bonifaz auf dem Stuhl Petri gefolgt war, unterhielt zumindest mit zwei von drei Bankinstituten weiterhin Beziehungen. Die Bardi gehörten während seines Pontifikats weiterhin zu den *mercatores camerae*. Im März, April und Juni 1304 wurden ihnen Zahlungen aus Kircheneinkünften angewiesen, mit denen ausstehende Kreditzahlungen beglichen wurden, die einst (*olim*), möglicherweise noch unter Bonifaz VIII. gewährt worden waren.[101] Dasselbe gilt für die Chiarenti. Ihnen erstattete der Papst bereits im Januar 1304 eine erste Schuld von 500 Goldflorenen; ebenfalls im März und April desselben Jahres beauftragte Benedikt seine Kollektoren, dem Pistoieser Bankhaus Einkünfte bis zur Höhe ihres Kredits anzuweisen.[102] Neben diesen beiden Banken bediente sich Benedikt eines dritten, neuen Partners in Finanzangelegenheiten, der Cerchi aus Florenz. Dieser Bank vertraute Benedikt in Finanzangelegenheiten offensichtlich am meisten. Bei ihnen beglich er nicht nur ausstehende Kreditzahlungen, sondern erteilte Kirchenfürsten die Erlaubnis, neue Kredite aufzunehmen.[103] Von Februar bis Mai 1304 unterhielt Benedikt intensive Geschäftskontakte mit den Cerchi, die hauptsächlich aus Überweisungen an das Bankhaus bestanden.[104] Sie sollten sich gemeinsam mit den Chiarenti auch um die päpstlichen Finanzinteressen im Bankrott der Bank der Ammanati kümmern.[105]

[100] Davidsohn geht davon aus, dass Bonifaz bei den beiden anderen von ihm bevorzugten Bankhäusern der Bardi und Chiarenti sowie bei der von seinem Pisaner Neffen Jacopo Caetani geführten, ihm zu Ehren genannten *società Benedetta* ebenfalls hoch verschuldet war. Vgl. Davidsohn, Geschichte (wie Anm. 81) IV, 2, S. 299.

[101] Reg. Benedikt XI. (wie Anm. 47), nn. 1238, 1243 u. 1279.

[102] Reg. Benedikt XI. (wie Anm. 47), nn. 217, 1243 u. 1279.

[103] Reg. Benedikt XI. (wie Anm. 47), nn. 181, 534 u. 811–812.

[104] Reg. Benedikt XI. (wie Anm. 47), nn. 1232–1234, 1237, 1238, 1243 u. 1273.

[105] Reg. Benedikt XI. (wie Anm. 47), nn. 882–887.

Was aber geschah mit den Spini, der von Bonifaz bevorzugten Bank? Benedikt XI. unterhielt mit ihnen keine Geschäftsbeziehungen; in den Registern sind keine Nachweise dafür erhalten, dass er die Schulden seines Vorgängers beim Florentiner Bankhaus beglichen hätte. In den Registern nicht, aber im *inventarium thesauri romane ecclesie tempore dominorum Bonifatii et Benedicti summorum pontificium* könnte sich ein Hinweis zumindest auf eine Teilzahlung dieser ausstehenden Schuld erhalten haben. Die Objekte, die Michael von Encret den *mercatores camerae* aushändigte, könnten einen Teil der ausstehenden Schulden gedeckt haben. Die Verwendung dieser Objekte als ‚Zahlungsmittel' scheint durchaus plausibel, würde sich damit doch auch erklären, weshalb im gesamten Verzeichnis diese und nur diese Objekte mit einer Gewichtsangabe versehen waren. Mit solchen Angaben vermochten Fachleute durchaus einen Geldwert zu errechnen. Auch die gemeinsame Nennung der drei Banken Spini, Bardi und Chiarenti als *mercatores camerae* deutet eher auf die Begleichung von Schulden als auf die Aufnahme neuer Kredite, lassen sich für den Pontifikat Benedikts XI. doch, wie gesagt, zu den Spini keine geschäftlichen Beziehungen nachweisen.[106]

Abgesehen von der Beendigung der Geschäftsbeziehung zu den Spini und der Aufnahme ebensolcher mit den Cerchi führte Benedikt XI. die Finanzgeschäfte der Kurie im Stil seines Vorgängers weiter. Darin unterschied sich sein Nachfolger Clemens V. grundlegend. Nach beinahe einjähriger Sedesvakanz in Perugia gewählt (5. Juni 1305) und nochmals ein halbes Jahr später in Lyon gekrönt (14. November), begann er, die Finanzadministration der apostolischen Kammer grundlegend zu reorganisieren. Insbesondere die Bedeutung der *mercatores camerae* beschnitt er drastisch. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger nahm er die Beziehungen zu den Spini wieder auf, jedoch in erster Linie, um die päpstlichen Schulden abzutragen. Noch in Lyon

[106] Die scheinbar widersprüchliche Bezeichnung als *mercatores camerae* ändert daran nichts, da der seit Martin IV. gebräuchliche Titel nicht zwingend an intakte Geschäftsbeziehungen gebunden war, sondern auch nach deren Beendigung weitergeführt wurde; gerade das Beispiel der Spini unterstreicht, in welcher Weise diese Beziehungen politisch waren, wurden sie doch nach dem kurzen Pontifikat Benedikts unter Clemens V. wieder in den Kreis der päpstlichen Bankiers aufgenommen. Vgl. Schneider (wie Anm. 83), S. 17f.

beglich er am 10. Februar eine Schuld von 6000 englischen Mark.[107] Auch gegenüber den Cerchi deckte er der Kirche gewährte Kredite. Im Dezember 1305 verpflichtete er sich, zwei Kredite aus Einkünften der Kirche zurückzuzahlen, im Januar und März 1306 erfolgten nochmals solche Anweisungen – alles zusammen Zahlungen in der Höhe von 16465 Goldflorenen.[108] Wichtiger noch als die Deckung der Kredite mit Einkünften der Kirche war jedoch, dass Clemens V. bei den italienischen Banken zunächst kaum mehr neue Kredite aufnahm, sie mit anderen Worten aus dem päpstlichen Finanzgeschäft raushielt. Besonders deutlich wird dies im Herbst 1306. Am 25. Oktober ließ Clemens V. die Konti bei den Bardi und den Spini saldieren. Beiden Bankhäusern rechnete er peinlich genau vor, welche Ausstände bei der apostolischen Kammer seit dem Pontifikat *predecessoris nostri Bonifatii octavi* noch ‚gebucht' waren und welche Einkünfte sie aus Kirchengütern bis zu diesem Tag bezogen hatten. Unter dem Strich, so die Rechnung Clemens', schuldeten die Bardi der Kammer 8502 Goldflorene, während die Spini einen Einnahmeüberschuss von 4200 aufwiesen, den sie der Kammer rückerstatten mussten.[109] Neun Monate später (11. Juli 1307) wiederholte er diesen Vorgang schließlich auch noch für das dritte und letzte Bankhaus, deren Agenten bis dahin noch als *mercatores camerae* amteten. Mit den Cerchi waren zu diesem Zeitpunkt die Konten bereits ausgeglichen, so dass keine Ausgleichszahlungen notwendig wurden.[110]

Zwei Jahre nach seiner Wahl, 18 Monate nach seiner Weihe in Lyon hatte Clemens V. die päpstliche Finanzorganisation grundlegend

---

[107] Reg. Clemens V. (wie Anm. 25), n. 1073.

[108] Ebd., nn. 1496, 1497.

[109] Ebd., nn. 1151, 1152.

[110] Ebd., n. 2271. Die These von Schneider, der in seiner Untersuchung davon ausgegangen war, dass beim Tod eines Papstes alle finanziellen Verbindlichkeiten erloschen, lässt sich nach dem Gesagten so nicht aufrecht erhalten. Theoretisch mag dies zutreffen, doch war die Abhängigkeit von den italienischen Banken als künftige Geschäftspartner für alle Päpste so groß, dass sie nicht einfach mit ihnen brechen konnten. Das Beispiel Clemens' V. zeigt deutlich, wie die Schulden Bonifaz' VIII. bis in den Pontifikat Clemens' hinein in den Geschäftsbüchern der Banken und der Kammer verblieben und in die aktuellen Beziehungen mit aufgenommen wurden. Vgl. Schneider (wie Anm. 83), S. 63.

reformiert. Nicht mehr die Agenten der großen toskanischen Banken kontrollierten die Einkünfte der Kirche, sondern die Beamten der apostolischen Kammer. Dennoch blieb die Kirche weiterhin auf die Beziehungsnetze der Kaufleute und Banken angewiesen, doch sollten die apostolischen Finanzgeschäfte niemals mehr gleichsam als Monopol bei ganz wenigen Banken liegen. So nahm bereits Clemens V. selbst sowohl bei den Spini (1308) als auch bei den Bardi (1314) erneut Kredite auf, und seine Nachfolger taten dies ebenfalls, da insbesondere die militärischen Unternehmungen gegen Ludwig d. Bayern sowie gegen die Visconti hohe Summen verschlangen; dabei achteten sie aber sorgfältig darauf, sich bei zahlreichen Instituten zu verschulden, dafür jeweils geringere Beträge aufzunehmen.[111]

Als Clemens V. die Konti mit den *mercatores camerae* saldierte, bedeutete dies eine grundlegende Reform der Organisation der apostolischen Kammer und damit der päpstlichen Finanzadministration. Um diese Reform überhaupt durchführen zu können, bedurfte es nicht zuletzt eines Wissens über die eigenen ‚Vermögensverhältnisse'; die Register, in denen Clemens den Banken die Gesamtrechnung präsentierte, bezeugen dieses Wissen in der apostolischen Kammer eindrücklich. In den Kontext der Aneignung dieses Wissens gehört auch das hier untersuchte Verzeichnis. Zum Schluss des Dokuments wird denn auch eine ‚Gesamtrechnung' aufgemacht. Für die zahlreichen Ringe lautet diese Rechnung: *Item invenitur quod de tempore dominorum Bonifacii et Benedicti erant 115 anuli in thesauro de quibus sunt in thesauro qui est Avinione 17 qui fuerunt portati per electum predictum et sic restant Perusii secundum libros predictos 98 anuli.*[112] Auch für Goldschüsseln und goldene Töpfe wird so ‚abgerechnet'. Das Verzeichnis diente demnach nicht nur als Liste, mit deren Hilfe die Vollständigkeit derjenigen Dinge überprüft werden konnte, die von Italien nach Avignon geschafft werden sollten, sondern zugleich auch dazu, einen Überblick über das Vermögen, die Verbindlichkeiten und geleisteten Zahlungen der apostolischen Kammer herzustellen. Ein solches Wissen war im Kontext päpstlicher Finanzgeschäfte unabdingbar, fußten diese doch auf einer Schuldenökono-

[111] Reg. Clemens V. (wie Anm. 25), nn. 2324, 10330. Vgl. Bauer (wie Anm. 18).
[112] Cod. Ottob. lat. 2516, fol. 132r.

mie, die sich der Tragfähigkeit ihrer eigenen Kredibilität stets bewusst sein musste. Diese lag primär in den kirchlichen Einkünften bzw. auf dem apostolischen Recht sie zu vergeben, dann aber auch im päpstlichen Schatz. Dass dieser konkret für die Finanzgeschäfte des Papstes verwendet wurde, zeigt das Verzeichnis in aller Deutlichkeit. Der Schatz war – möglicherweise kurzfristiges – Zahlungsmittel, mit dem der päpstliche Thesaurar Forderungen der Banken befriedigen konnte. In einer Ökonomie bargeldlosen Zahlungsverkehrs sowie des Handels mit Verbindlichkeiten und Rechtstiteln, aus denen Erträge zu erwarten waren, war das Wissen über die eigenen ökonomischen Möglichkeiten von hoher Bedeutung. Damit kam aber bereits der Form eines verschriftlichten Wissens um den Schatz ökonomische Bedeutung zu und nicht erst dem Schatz in seinem materiellen Bestand. Das Verzeichnis war bereits der Schatz, weil die Verschriftlichung gleichsam die Voraussetzung war, den Schatz ökonomisch zu nutzen. Gerade dadurch, dass Papst und apostolische Kammer keinen Zugriff auf den materiellen Schatz hatten, der größtenteils noch in Perugia lag, kam dem Verzeichnis erhöhte Bedeutung zu; nur durch das *inventarium thesauri romane ecclesie* ließ sich der päpstliche Schatz ökonomisch mobilisieren.

Doch das Verzeichnis war nicht nur eine Voraussetzung zur ökonomischen Nutzung des Schatzes, sondern zugleich auch eine Voraussetzung, diese Nutzung in den Kontrollbereich der apostolischen Kammer zu verlagern. Im Kontext der Reorganisation der päpstlichen Finanzadministration, wie sie Clemens V. in Angriff nahm, und wie sie unter Johannes XXII. fortgeführt und abgeschlossen wurde, galt es, die Kammer aus der Abhängigkeit der toskanischen Bankhäuser zu führen und somit die eigene politische Position zu stärken. Erst als Clemens V. über eine ‚Bilanz' verfügte, konnte er daran gehen, die Konti mit den Bardi, Cerchi und Spini zu saldieren; das Verzeichnis leistete mit anderen Worten einen Beitrag hierzu und war zugleich eine Voraussetzung hierfür. Wie für die ökonomische Nutzung des Schatzes, war der Vorgang der Verschriftlichung auch für die politische Bedeutung dieser Nutzung bereits Voraussetzung.

7. In seiner Untersuchung zur Bedeutung der doppelten Buchführung kommt Franz-Josef Arlinghaus zu einem ganz ähnlichen

Schluss. Die Entwicklung der doppelten Buchhaltung erklärt sich aus ihrer konkreten Bedeutung für und ihre Verwendung in ökonomischen Entscheidungen, also aus ihrer Rolle pragmatischer Schriftlichkeit. Diese Beobachtung gilt auch für die hier untersuchte Quelle, wenn sie auch in ihrer technischen Entwicklung noch weit von einer doppelten Buchführung entfernt ist. Aber gerade der Pontifikat Clemens V. bezeichnete den Beginn einer Reorganisation der päpstlichen Finanzadministration, die der Rechnungsführung einen höheren Stellenwert beimaß, jedoch erst unter Johannes XXII. wirklich abgeschlossen wurde.[113]

Der Schatz, verstreut zwischen Perugia und Avignon, war in diesem Sinne ein Eintrag im *avere* der päpstlichen Buchhaltung, mit dem gerechnet wurde, ohne dass dem Papst oder der Kammer ein Zugriff auf den materiellen Schatz möglich gewesen wären. Der Auftrag, aus vorhandenen Schatzobjekten, mehreren Teilinventaren und weiteren schriftlichen Dokumenten ein neues Verzeichnis zu erstellen und somit gewissermaßen die päpstliche Schatzbuchhaltung zu aktualisieren, war die primäre Funktion des hier untersuchten Verzeichnisses. Dabei ging es nicht um Bestandskontrolle, sondern darum, die Voraussetzung zu schaffen, den päpstlichen Schatz ökonomisch zu mobilisieren.

Diese Funktion war aber nicht für alle Bereiche spätmittelalterlicher Schatzbildung im Schoss der Kirche möglich; Schätze und auch der *thesaurus romane ecclesie* verfügten über Bereiche, die sich kaum oder letztlich gar nicht ökonomisch mobilisieren ließen. Diese werden im Verzeichnis konsequenterweise denn auch nicht aufgelistet: liturgische Bücher und Reliquien.[114]

---

[113] F.-J. Arlinghaus, Zwischen Notiz und Bilanz. Zur Eigendynamik des Schriftgebrauchs in der kaufmännischen Buchführung am Beispiel der Datini/di Berto-Handelsgesellschaften in Avignon (1367–1373), Frankfurt a. M., 2000, S. 353. Weiss, Rechnungswesen (wie Anm. 45), S. 11f.

[114] Selbstverständlich existierte im Spätmittelalter für beide Güter ein Markt, liturgische Bücher und Reliquien waren sogar hoch geschätzte und wertvolle Luxusgüter, für welche hohe Summen bezahlt wurden. Doch für den Kontext päpstlicher Finanzpolitik und für die Geschäftsbeziehungen zwischen apostolischer Kammer und Bank- und Handelshäusern waren sie keine bedeutsame Währung. Im Gegensatz hierzu sind etwa Tuche, Stoffe und Textilien durchaus eine solche Währung, was sich auf die kategorialen Kriterien ihrer Erfas-

Was das Verzeichnis also leistet, ist nicht, was die Forschung sich in der Regel von Inventaren erwartet, nämlich die Verschriftlichung materieller Schatzbestände zu einem gewissen Zeitpunkt an einem Ort, sondern vielmehr die Voraussetzungen, den Schatz ökonomisch produktiv einsetzen zu können. In einer (Finanz-)Ökonomie, die stärker von Schuldenausgleich und Zahlungserwartungen geprägt war als von tatsächlichem Geldtausch, erfüllte das Verzeichnis einen wichtigen Beitrag hierfür, weil es die Kredibilität der päpstlichen Kammer dokumentiert, was mit einem Inventar im ursprünglichen Sinn weit weniger möglich gewesen wäre. Vollständig losgelöst von den realen Werten, auf welche das Verzeichnis verweist, war jedoch auch die Ökonomie um 1300 nicht. Gegenüber den ghibellinischen Plünderungen des Schatzes in Lucca (1314) und in Assisi (1319 und 1320) waren auch die ausdifferenzierten, technisch hoch entwickelten Methoden spätmittelalterlicher Fiskalpolitik, die auf Rechtsverbindlichkeit und Kredibilität basierten, machtlos. Der legitime Anspruch der Päpste am Schatz ließ sich trotz wiederholter Versuche hier nicht durchsetzen; die Schätze verschwanden und dürften größtenteils in städtische Münzstätten gewandert sein. Vom *thesaurus antiquus* dürfte sich von da an wohl nur erhalten haben, was Clemens V. bereits anlässlich seiner Weihe im November 1305 nach Lyon hatte schaffen lassen. Das Verzeichnis wurde dadurch auf die Bedeutung seines eigenen Materialwertes reduziert, denn von nun an verzeichnete es kaum mehr als von der Politik erzwungene ‚Abschreibungen'; für die päpstliche Fiskalpolitik und Bankiers wurde es unbedeutend, für die Geschichtswissenschaft bleibt es ein Dokument, das Einblicke verschafft in die Bedeutung von Schatz und Schatzverschriftlichung an der apostolischen Kammer um 1300.

---

sung im Verzeichnis auswirkt. Auf drei Aspekte wird bei diesen Objekten jeweils besonderer Wert gelegt: Material, Farbe sowie Herkunft. Das ist deshalb nicht erstaunlich, weil mit diesen Kriterien Textilien nicht nur identifiziert und damit wieder auffindbar gemacht werden konnten, sondern damit zugleich eine Wertangabe verbunden waren; unterschiedliche Materialien, Farben und Provenienzen bezeichneten einerseits verschiedene Macharten, bestimmten zugleich aber auch Qualität und Preise von Stoffen.

ANHANG

Varianten einzelner Begriffe (z. B. urcei, urceoli *oder* urcheoli*) wurden belassen. Die Zahlen, die in der Handschrift uneinheitlich mit römischen Ziffern ausgedrückt oder als Worte ausgeschrieben sind, werden hier mit arabischen Ziffern wiedergegeben. Die Abkürzungen der Handschrift wurden stillschweigend aufgelöst. Die Nummerierung der Einträge stammt vom Verfasser und dient einer besseren Orientierung innerhalb des Inventars und der Möglichkeit, im Text präzis auf ausgewählte Einträge zu verweisen. Die verwandten Abkürzungen und Zeichen sind im Folgenden angegeben.*

C. = centum
carl. = carlinus
dim. = dimidius/a
dupl. = duplus
flor. = florenus
L. = quinquaginta
M. = mille/milia
ma. = marca (1 m. = 8 u.)
u. = uncia

** * * = Auslassung in der Handschrift*
[ ] = Zusätze, Ergänzungen

Codex Ottobonianus latinus 2516, fol. 126r–132r

[fol. 126r]
In Christi nomine amen. Anno eiusdem a nativitate millesimo trecentesimo quarto tam Rome quam Perusij. hoc inventarium thesauri romane ecclesie fuit factum de tempore dominorum Bonifatii et Benedicti summorum pontificum et cameris eorumdem prout inferius describetur.

Aurum de tempore domini Bonifatii pape Octavi.

In nomine domini amen. Die sabbati xxvij octobris[1]. Ista sunt vasa aurea de camera domini pape que receperunt mercatores de societatibus Spinorum,

[1] *Zur Chronologie: 6.–7. September 1401 wurde Bonifaz in Anagni gefangen gesetzt; am 10. September konnte er entkommen und gelangte bis nach Rom, wo er am 11. Oktober 1401 verstarb. Am 21. 10. versammelte sich das Konklave, das am 22. den Dominikaner Niccolò Bocassini als Benedikt XI. zum Papst wählte. Am 27. 10. 1401 wurde dieser in Anwesenheit Karls II. v. Anjou in St. Peter gekrönt. Bei dieser Papstwahl waren die Colonna Kardinäle ausgeschlossen, was die rasche Einigung erklärt, hatte Niccolò Bo-*

Clarentum et Bardorum a domino Michaele de Encret pro coronatione domini Benedicti pape undecesimi.

1. Primo elemosinariam ad modum navicelle de auro ponderis ma. 21 et 5 u.
2. Item elemosinariam de auro pro vino cum duabus manicis ponderis ma. 30 et 6 u.
3. Item 1 elemosinariam de auro ad modum conche ad arma regis Anglie ponderis [Gewichtsangabe fehlt]
4. Item 2 bacilia de auro ponderis ma. 11 et 7 u.
5. Item 1 tefaniam pro fructibus de auro ponderis ma. 10 et 2 u.
6. Item 2 urcioli de auro ad arma regis Franciae et regis Angliae ponderis ma. 13 et 4 u.
7. Item 2 urcioli rotundi plani de auro ponderis ma. 18 et 3 u.
8. Item 1 urciolum de auro cum multis lapidibus ponderis ma. 9 et 6 u.
9. Item 1 urchiolum ad smaltos de auro ponderis ma. 8 et 2 u.
10. Item 1 urchiolum cum smaltis et cum uno zaffiro super florectum ma. 8 et dim.
11. Item 1 urchiolum cum smaltis et perlis ponderis ma. 7 et dim.
12. Item 1 urchiolum cum smaltis ma. 6 et 6 u.
13. Item 1 urchiolum cum smaltis cum parva furcella super florectum ma. 8 et dim.
14. Item 1 urchiolum cum smaltis ma. 7 et 6 u.
15. Item 1 urchiolum cum smaltis et pernis ma. 8 et 1 u.
16. Item 1 urchiolum cum smaltis cum uno pomo inpernato supra florem ma. 8 et 2 u.
17. Item 1 urchiolum cum smaltis et pernis sine florecto ma. 7 et 6 u.
18. Item 1 urchiolum cum smaltis ma. 5 et dim.
19. Item 1 urchiolum ad aquam cum smaltis ma. 6 et dim.
20. Item 1 urchiolum ad aquam cum smaltis et pernis ma. 4 et 6 u.
21. Item 1 urchiolum ad aquam cum smaltis et pernis et lapidibus ma. 5 et 7 u.
22. Item 1 urchiolum schittum parvum cum 1 bestiola in floricto ma. 3 et 2 u.
23. Item 1 urchiolum schittum cum capite aquile super floricto ma. 2 et 5 u.
24. Item 1 cupam de auro cum smaltis et pernis ma. 6 et 6 u.
25. Item 1 cupam cum smaltis et pernis et uno zaffiro ma. 7 et 3 u.
26. Item 1 cupam cum smaltis et pernis ma. 7 et dim.

Omnia supradicta sunt de auro puro

27. Item 1 cupam cum smaltis et pernis ma. 7 et dim.
28. Item 1 cupam cum smaltis ma. 7 et 2 u.

---

cassini doch in der Auseinandersetzung zwischen Colonna und Bonifaz VIII. auf Seiten des Papstes gestanden.

29. Item 1 cupam cum smaltis ma. 7 et 1 u.
30. Item 1 cupam cum smaltis ma. 6 et dim.
31. Item 1 cupam cum smaltis et perlis ma. 7 et dim.

[fol. 126v]

32. [Item] 1 cupam cum smaltis ma. 6 et dim. u.
33. Item 1 cupam cum smaltis ma. 7 et dim.
34. Item 1 cupam ad rosas de smaltis ma. 6 et 1 u.
35. Item 1 cupam cum smaltis et pernis ma. 8 et 1 u.
36. Item 1 cupam totam smaltatam cum pernis et lapidibus ma. 8 et 2 u.
37. Item 1 cupam cum smaltis et pernis ma. 7 et dim.
38. Item 1 cupam totam smaltatam cum lapidibus et pernis ma. 9 et 3 u.
39. Item 1 cupam planam cum uno zaffiro ad arma Franciae et Anglia ma. 4
40. Item 1 cupam planam ma. 4 et 7 u. et dim.
41. Item 1 cupam cum smaltis et lapidibus et pernis ma. 7
42. Item 1 cupam cum smaltis lapidibus et pernis ma. 8 et 2 u.
43. Item 1 cupam ad smaltos ma. 7 et 3 u. et dim.
44. Item 1 cupam cum cochillis ma. 3 et u. 6
45. Item 1 cupam ad smaltos ma. 5
46. Item 1 cupam totam smaltatam ma. 7
47. Item 1 cupam totam smaltatam ma. 7 et 7 u.
48. Item 1 cupam totam smaltatam ma. 6
49. Item 1 cupam planam ma. 4 et dim.
50. Item 1 cupam cum smaltis lapidibus et pernis ma. 7 et 3 u.
51. Item 1 saleriam cum cocleari de auro ma. 9 et 3 u.
52. Item 2 nappos planos de auro ad arma ducis Burgundie
53. Item 1 elemosinariam de auro super 4 leones ad scuta cum armis regis Angliae ma. 25 et 3 u. et dim.
54. Item 1 bacile de auro ad radendum ad arma Gaytan[orum] in orlo
55. Item 2 flascones de auro cum smaltis viridibus et perlis in circuitu eorum
56. Item tephaniam 1 de auro ad conculas et smalto magno in medio et arma Gaytan[orum] in fundo et orlo
57. Item 2 bacilia de auro cum smaltis in fundo et cum laqueo albo in ipso smalto
58. Item 1 bacile ad aquam benedictam cum smaltis et aspersorio de auro

[A]ssignata per dominum Michaelem de tempore domini Bonifatij pape octavi

59. In primis 2 urcei magni de argento cum circulis deauratis
60. Item 1 elemosinaria de argento deaurato ex parte exteriori
61. Item 1 bacile de argento ad arma regis Aragonum
62. Item 2 bacilia de argento ad arma regis Angliae cum rostro et alia arma in fundo et 1 sine rostro

63. Item 1 bacile de argento cum babuinis in fundo
64. Item 1 bacile argenteum deauratum intus et extra ad radendum
65. Item 1 sciphum argenteum cum uno smalto in fundo et scutis ad arma Gaytan[orum]
66. Item 1 sciphum argenteum deauratum intus et extra planum
67. Item 2 urcei argentei deaurati ad arma regis Aragonum
68. Item 1 urceus pro aqua deauratus cum bullis per totum

[fol. 127r]

69. Item 1 urceus pro aqua argenteus deauratus cum costis et smaltis per longum
70. Item 1 vasculum cum aspersorio argenteo pro aqua benedicta
71. Item 1 vas de argento deaurato pro aqua rosatia in 1 teca de corio
72. Item 1 lanterna de argento ad legendum
73. Item 5 paria oculorum [?] de argento deaurato
74. Item 2 coclearia 1 videlicet de auro cum licteris et aliud de argento deaurato
75. Item 3 furcelle de argento albo
76. Item 1 spatula de argento albo ad conficiendum
77. Item 8 corrigie munite argentee deaurate diversorum colorum

Omnia ista sunt in quodam cophino magno veteri laborato ad vites

78. Item 1 cassa magna in qua est conca maior de auro

Postmodum fuit reddita Perusii domino Michaeli post mortem domini Benedicti 1 thefania pro specibus de argento deaurato intus et extra cum pede parvulio [für parvulo] quam reddidit sibi frater Crescinus

Assignata per dominum Michelem de tempore domini Bonifatii pape viij

79. Item 2 urcei de argento deaurato cum lapidibus in circulo circa collum et in summitate coperculi
80. Item 2 urcei de argento deaurato in circulis cum equitibus iuxta coperculum et ymaginibus multis
81. Item 2 flascones de argento cum catenula et scutis ad arma Gaytan[orum]
82. Item 1 flasco de argento cum uno equite in medio deauratus [für deaurato]
83. Item 2 flascones de argento cum circulis deauratis et pedibus. Item 2 flascones de argento de eodem opere
84. Item 2 flascones de argento deaurato cum scutis ad diversa arma
85. Item 2 flascones argentei deaurati cum ymaginibus ad nigellum
86. Item 2 flascones magni argentei cum circulis deauratis et scutis ad diversa arma
87. Item 2 urcei 1 pro aqua et alius pro vino laborati ad costas de argento deaurato

88. Item 2 urcei de argento deaurato laborati ad costas cum vitibus et bullectis et smaltis per longum
89. Item 2 urcei 1 pro vino et alius pro aqua de argento deaurato ad arma regis Aragonum
90. Item 2 urcei argentei deaurati laborati ad costas cum vitibus et bullectis et smaltis in summitate coperculi
91. Item 2 urcei argentei cum circulis in collo deaurati ad smalta parvula in circulo
92. Item 2 urcei argentei deaurati plani cum uno circulo in medio et in collo
93. Item 2 urcei de argento plani deaurati in pedibus et in manicis
94. Item 2 urcei de argento plani albi cum glandibus in coperculis
95. Item 2 urcei de argento deaurato ad bullas per totum et 1 eorum cum armis Francie et Navarre
96. Item 1 urceus parvus de argento pro aqua deauratus
97. Item 2 urcei de argento plani. Item 1 bacile de argento albo ad radendum
98. Item 1 coculum de argento ad ponendum igneum in turibulo

Omnia ista sunt in uno cophino viridi magno

Assignata per dominum Michaelem de tempore Bonifatij pape viij. Et sunt in quodam cofino magno viridi

99. Item elemosinaria 1 de argento oblongam
100. Item 1 elemosinaria de argento cum rotis ad modum navicele

[fol. 127v]

101. Item 2 bacilia 1 videlicet missum in aliud ad arma regis Aragonum
102. Item 3 urcei de argento deaurato cum rostris et vitris et cristallis in coperculo
103. Item 1 calderella cum catenella de argento ad auriendum aquam
104. Item 1 sciphum cum coperculo cum smaltis ad arma Gaytan[orum] maximum
105. Item 1 sciphum cum coperculo magno cum scuto in fundo ad listas aureas et virides cum tripode
106. Item 2 urcei de argento deaurato ad arma Gaytan[orum]
107. Item 1 urceolus de argento cum rostro et scutis ad diversa arma et catulo in coperculo
108. Item 1 sciphus de argento deauratus intus laboratus ad vites in fundo cum armis de Collemedio[2]
109. Item 1 sciphus argenteus deauratus intus ad eadem arma laboratus ad bullectos et folia

---

[2] *Dieses Objekt könnte ein Verweis auf die Zeit Coelestins V. sein, der in Collemaggio die Papstweihen empfangen hatte.*

110. Item 1 cupa argentea deaurata cum coperculo ad bulla intus et ad arma regis Aragonum extra
111. Item 1 cupa argentea deaurata cum coperculo ad conculas cum beato Martino intus
112. Item 1 cupa argentea deaurata cum coperculo et smaltis in fundo plana
113. Item 1 cupa argentea plana deaurata cum babuino in fundo et stella in coperculo
114. Item 1 cupa de argento deaurato cum castello in pede et smaltis ad compassus cum coperculo
115. Item 1 cupa argentea deaurata cum coperculo albo intus cum smaltis triangulatis
116. Item 1 cupa argentea deaurata cum coperculo smaltata de foris ad bullas intus cum ymagine unius membris in fundo
117. Item 1 cupa argentea deaurata plana ad faciendum off[ert ?]am
118. Item 1 pes cupe pro scipho vitreo de argento deaurato
119. Item 1 becherium de argento deaurato cum coperculo et uno becherio intus ad arma Gaytan[orum]
120. Item 1 ciothum de argento deaurato laboratum ad lilia et rosas cum uno chioto intus
121. Item 1 sciphum de argento deaurato intus et extra
122. Item 1 sciphum de argento albo de opere turonensi Item 4 salseria de argento albo
123. Item 1 tephania de argento cum conculis cum uno equite in fundo et aliis operibus ad bolinum deauratis
124. Item 2 bacilia de argento deaurato in fundo et samltis ad arma Gaytan[orum]
125. Item 2 bacilia de argento cum babuinis et arboribus deauratis
126. Item 1 bacile de argento deaurato cum uno rege in medio
127. Item 1 bacile de argento deaurato in orlo ad diversa animalia item 49 coclearia de argento albo
128. Item 2 furcelle de argento deaurato. Item 2 furcelle de argento quarum 1 est fracta

De tempore Bonifatij pape Octavi

129. Item in 1 cofino rubeo 21 petie samiti rubei
130. Item in eodem cofino 2 petie samiti viridis

131. Item in 1 cofino rubeo 8 petie samiti rubei
132. Item in eodem cofino 2 petie samiti crocei
133. Item 1 petia samiti coloris crocij ex 1 parte et ab alia rubei
134. Item 3 petie samiti coloris violati

135. Item 1 petia integra et alia fracta de samito coloris albi. Item 2 petie samiti viridis
136. Item 1 pars petie catassamiti rubei item 1 pannus virgatus de serico et lana

[fol. 128r]

137. Item 1 frixium anglicanum Item 1 frixium anglicanum. Item 1 frixium anglicanum in rotulo
138. Item in 1 cofino nigro ad arma Gaytan[orum] 1 copertorium samiti rubei foderatum pelle hermellini
139. Item 12 manutergia simul connexa de opere Remensi
140. Item 2 tephanie de opere venetico. Item mappamundi in tabulis. item 1 petia de cortina Remensi item 3 tobalee de opere de Alamania
141. Item in 1 cophino laborato ad varia 1 cupa de perla munita argento deaurata cum pede et coperculo
142. Item 7 petie et media suriani viridis
143. Item 1 petia suriani violatei et 4 frustra diversorum colorum
144. Item 1 cupa de vitro cum pede argenteo deaurata ad diversa arma
145. Item 2 laquei de serico pretiosi pro capellis
146. Item 12 cintoria et et 2 frixa de serico diversorum colorum
147. Item 1 tobalea de lana virgata pro altari et 1 frustrum de Samita rubea
148. Item 1 tobalea pro altari de Alamania
149. Item 1 tobalea de serico pretiosa pro altari et 3 tobalee pro altari et 1 tobalea cum aurifrixio
150. Item 1 bursa de lana alba cum parvis laqueis et 1 pissis eburnea parva
151. Item 1 petia de tela Remensi pro coverzeriis et 1 petia de tela Remensi et 2 medie integre de eadem tela
152. Item pretiosus et magnus lapis smiraldinus
153. Item in 1 cophino consimili proximo superiori 21 petie de surianis coloris rubei, violacij et arancij
154. Item 1 frustum de tela Remensi
155. Item 1 vetus auriculare
156. Item 2 pectines eburnei in 1 cassa de corio
157. Item in 1 cophino rubeo 4 petie de sendato rubeo
158. Item in quadam cassula in cophino ipso posita 6 petie 3 videlicet de sendato viridi et 3 de croceo
159. Item in quadam cassula alia ibi posita 1 petia de sendato rubeo 1 de violato 1 de croceo 1 de viridi
160. Item in alia cassula 1 petia de sendato viridi 1 de rubeo 1 de croceo et de violaceo

161. Item in quadam alia cassa in eodem cophino posita 48 petie de sendato rubeo

162. Item in quodam cophino rubeo 5 petie de sendato nigro
163. Item 1 petia de sendato viridi et 2 petie de sendato croceo
164. Item 5 petie de sendato viridi et 2 de rubeo
165. Item 5 petie de sendato indico
166. Item 3 petie de sendato rubeo, 1 de viridi 1 de violaceo et 1 de croceo
167. Item 5 petie de sendato rubeo 1 de indico et 1 de violaceo
168. Item 6 petie de sendato rubeo
169. Item 6 petie de sendato rubeo. Item 7 de sendato rubeo
[fol. 128v]
170. Item 6 petie de sendato rubeo
171. Item 1 vetus coffinum de sendato rubeo

172. Item in quodam cofino rubeo et viridi 8 petie integre de tela Remensi
173. Item 3 frustra de eadem tela
174. Item 3 sciphi de mazara sine pede
175. Item 3 pedes pro dictis cupis de argento deaurato
176. Item 1 circulus argenteus deauratus
177. Item 1 sacculus cum licteris
178. Item 1 vetus coffinum de sendato rubeo
179. Item in 1 cophino rubeo et viridi 9 petie de tela Remensi
180. Item 1 tobalea permaxima pro mensa papali de roseto
181. Item 1 flabellum rotundum laboratum ad aurum in quo est rex Salomon et rex David
182. Item 1 flabellum antiqum de opere Pisano
183. Item 1 baculus de ebore albo et osse nigro

184. Item in quodam cofino viridi 1 pluviale pretiosum ad ymaginem de opere Anglicano
185. Item 1 pluviale pretiosum de eodem opere ad ymaginem
186. Item 20 tobalee de serico pretiose pro altari
187. Item 14 alie tobalee sericate pro altari
188. Item 2 pretiose custodie pro altari
189. Item 2 alie custodie nove de opere Venetico
190. Item 2 alie custodie virides
191. Item 1 perfusorium
192. Item 1 frustrum de panno Tartarico et 1 de suriano nigro
193. Item 1 coffinum vetus rubeum

194. Item in quodam cofino viridi 2 poma deaurata de argento

195. Item 1 planetam cum campo indico ad ymagines et arma de opere Anglicano
196. Item 5 frixia nova pro fimbriis ad ymagines
197. Item 1 frixium per collari ad ymaginem
198. Item alba 1 et 1 amictus per totum ut planeta superior
199. Item stola et manipulus de eodem opere
200. Item 4 poma de ambro in argento deaurato
201. Item 1 aurifrixium pro pectorali
202. Item 2 corporalia et 2 ymagines in frustris
203. Item 3 tobale de serico pro altari et 2 succintoria ad ymagines. 1 stola et 3 frixia
204. Item 2 tobale de opere Lombardo
205. Item 1 tentorium de serico

[fol. 129r]

206. Item 2 ampulle de balsamo
207. Item in quadam cassula multi laquei pro signaculis
208. Item 1 thuribulum pretiosum de argento deaurato
209. Item 1 crux pectoralis parvulina cum perlis et 4 smalta rotunda grossa et 24 parva de auro
210. Item 1 baculus de ebore in tribus frustris

211. Item in quodam cofino rubeo 5 petie de diaspro albo Lucano
212. Item 2 petie virgate de serico de opere Lucano
213. Item 3 petie de serico diasprato albo de opere Tartarico
214. Item 2 petie et 1 frustrum de diaspro rubeo de opere Lucano
215. Item 1 petia de serico virgata de opere Lucano
216. Item 1 petie de panno pavonato Lucano
217. Item 2 petie de diaspro viridi de opere Lucano
218. Item 1 petia de diaspro commutato
219. Item 3 petie et dim. de velluto rubeo
220. Item 1 frustrum de velluto violaceo
221. Item 1 petia de serico virgato de opere Tartarico
222. Item 1 stola et manipla et 1 fasciculum de seta rubea

223. Item in 1 cofino viridi 1 petia de velluto cirerutio? et 1 de velluto violaceo virgato
224. Item 2 cortine de zenato dogate
225. Item in 1 cofino rubeo in quadam cassula 2 bacilia de cristallo munita argentea deaurata
226. Item 1 cupa de perla piscis cum pede de auro et perlis et smaltis
227. Item 1 bacile de cristallo cum diversis animalibus

228. Item 1 urceus de diaspro rubeo cum pede de argento deaurato
229. Item 1 crux de cristallo cum crucifixo et pede de auro et lapidibus
230. Item 1 parvus urceus de alabastro cum pede et coperculo de argento
231. Item 1 cupa de cristallo cum pede et coperculo argenteo deaurato
232. Item 1 cupa de cristallo cum pede argenteo deaurato sine coperculo
233. Item 1 furcella de auro cum saphiro in pede grosso et pulcro
234. Item 17 coclearia de cristallo cum juncturis argenteis deauratis
235. Item 5 furcelle de cristallo cum juncturis argenteis deauratis
236. Item quedam alia frustra cristalli

237. Item in 1 cophino rubeo 1 cupa de cristallo cum coperculo posita in argento deaurato
238. Item 1 pelius de diaspro seu calcedonio cum pede argenteo deaurato ornata lapidibus pretiosis
239. Item 2 bacilias [sic] seu flascones de porfiro viridi ornata cum argento deaurato
240. Item 1 urceus de diaspro varii coloris ornatus argento deaurato et lapidibus pretiosis
241. Item 2 coffini veteres de sendato rubeo

[fol. 129v]

242. Item in 1 cofino rubeo 1 gallus de argento deaurato
243. Item 1 cupa de diaspro cum pede argenteo deaurato
244. Item 1 vas cum pede de argento deaurato paratum cum smaltis deauratis pro specibus
245. Item 1 frustum de panno lini pisan
246. Item 2 littere sigillate sigillo Alberti regis Alamanie[3] super recognitione subiectionis imperii ab ecclesia Romana super quibusdam promissionibus ecclesie factis per eum
247. Item in 1 cofino rubeo 1 cupa de mazaro cum pede argenteo deaurato sine coperculo
248. Item 1 cupa similiter cum coperculo
249. Item 1 cupa similiter cum coperculo
250. Item 1 cupa similiter cum coperculo
251. Item 1 cupa de ebore cum pede et coperculo
252. Item 1 cupa de mazaro parva cum pede argenteo deaurato
253. Item 1 lettera bullata domini Bonifatii de reservatione beneficiorum vacantium in Curia
254. Item 1 domus pro corporalibus satis pulcra
255. Item 1 arbor de argento cum linguis serpentium

[3] *Albrecht von Österreich/Habsburg, Sohn Rudolfs v. Habsburg.*

256. Item 1 saccus cum multis manutergiis
257. Item 3 burse de serico in quarum 1 sunt 3 cirothere albe et 1 bursa alba
258. Item 1 cassula in qua sunt perle pretiose grosse et minute et quedam alia modici valoris
259. Item 1 cupa ampla de cristallo cum coperculo de cristallo et pede argenteo deaurato
260. Item in 1 coffino bullato de opere venetico 12 pissides de triaca et 1 de balsamo in 3 vase argenteo
261. Item 1 fiala de triaca in vase argentee
262. Item 8 petie de corallo
263. Item 4 clave de axtallo
264. Item quedam alia modici valoris
265. Item in 1 coffino viridi 1 crux pretiosa de auro ornata 8 zaphiris pretiosis perlis et aliis lapidibus
266. Item 1 arbor de argento deaurata cum linguis serpentinis
267. Item 1 arbor de corallo parata de argento deaurato et linguis serpentis
268. Item quidam fasciculi de auro filato Cyprensi
269. Item in 2 cassulis de ligno multi cultelli magni et parvi pro mensa
270. Item in quadam alia cassula de ligno multi fasciculi de auro et argento filato Cyprensi
271. Item quedam alia cassula lignea plena similibus fasciculis fili
272. Item 1 perfusorium de argento parvum
273. Item * * *
274. Item in 1 coffino viridi 1 cupa de diaspro rubeo cum pede et coperculo argenteo deaurato
275. Item 1 arbor de argento deaurato cum linguis serpentinis et aliis lapidibus
276. Item 1 vipera de lapide piscis parata cum argento deaurato et cum pede argenteo deaurato
277. Item pes crucis de auro cum esmaltis
278. Item pes 1 cupe argentee deaurate

[fol. 130r]

279. Item 1 baculus de ebore et osse nigro
280. Item 1 gombelletus de diaspro
281. Item 1 cassula cum multis rebus minutis parvi valoris
282. Item 2 lingue serpentine
283. Item 2 astrolabia
284. Item multe littere et carte in eodem coffino
285. Item in 1 cofino viridi 13 tobale inter parvas et magnas de Alamania
286. Item in uno cofino viridi 14 tobalee de opere Alamanico

287. Item 1 parva tobalea
288. Item 1 perfusorium et 1 camisia de eodem opere
289. Item in 1 cofino viridi multe lettere bullate bullis aureis et alie diverse scripture
290. Item 1 cofinettus de cupro dea[u]rato ad arma Gaytan[orum] in quo sunt multa smalta nova et vetera de argento et auro et quedam alia minuta
291. Item in 1 cofino viridi quidam libri quorumdam tractatuum medicinarum
292. Item 1 par plactinarum de calibe positarum in veluto rubeo et paratarum de argento
293. Item 1 cristallus ad legendum
294. Item multe et diverse scripture

De tempore domini Benedicti pp xj
295. In primis 2 urcei cristalli ornati de argento deaurato
296. Item 1 ciothus cristallinus cum pede argenteo deaurato
297. Item 1 cupa de mazara cum pede argenteo deaurato cum coperculo mazarino
298. In primis in 1 cofinecto 1 sacchus cum 3 M. flor. aur.
299. Item 1 bursa de serico cum 2 M. flor. aur
300. Item 1 bursa alba cum 2 M. 8 C. carl. aur.
301. Item 1 bursa de serico cum M. dupl. aur.
302. Item in alio cofinecto
In primis 1 sacculus cum 3 M. 2 C. carl. aur.
302. Item 1 sacculus cum 3 M. carl. aur.
Item 1 bursa serica cum M. 4 C. L. flor. aur.
Item 1 sacculus cum 3 M. dupl. aur.
Item 1 bursa de serico cum 2 M. dupl. aur.
Item 1 bursa de serico cum 3 C. 42 dupl. aur. inter parvas et magnas

[fol. 130v]
303. Item 1 cassetta in qua est ymago beate verginis cum filio in brachio de argento deaurato
304. Item 1 sciphus de perla cum pede de argento deaurato et coperculum [sic] ad modum conce
305. Item 2 urcei vitrari de terra ultramarina ornati argento deaurato
306. Item 1 urceus de ovo struzonis

In guardaroba domini Benedicti fuerunt iste res invente
307. In primis 1 calicem de auro cum patera in qua est agnus dei in pede et pomo et in medio sunt smalta, in quorum cofino sigillato domini camerarii
308. Item 1 petiam curtine linee de Renis

309. Item 2 candelabra ad mensam duplias cum duabus tabulis planis argenteis
310. Item 11 petias armelinas pro guarnachiis et mantello
311. Item 1 mantellum foderatum de armelino cum caputio
312. Item 2 mantella de suriano rubeo foderata de sendato cum caputiis
313. Item 1 mantellum de scarleto fine foderatura
314. Item 1 guardacore foderatum de grisiis
315. Item 1 aliam pellitiam de illiis leporis
316. Item 3 capas de scarleto
317. Item 2 bonete
318. Item 3 gonelle de scarleto albo
319. Item 4 gonelle albe subtiles
320. Item 4 gonelle subtiles et 2 grosse albe
321. Item 1 cultram de zendato duplicem ab 1 parte rubeam et ab alia glaucam
322. Item 1 copertorium de scarleto foderatum de zendato rubeo
323. Item 1 petium sargie de Ybernia rubee
324. Item 2 alie bonete de scarleto
325. Item 1 tobaleam de Alamania magnam laboratam ad acum
326. Item 1 tobaleam aliam de Alamania
327. Item 2 tobaleas de Alamania 1 laboratam ad filium [sic] nigrum et aliam ad album
328. Item 8 sucas
329. Item zaffranum in duobus saculis positis simul
330. Item 3 tobaleas et guardanappas
331. Item 1 guardacore de ventribus variorum
332. Item 1 tunicam de scarleto albo
333. Item 1 tunicam subtilem albam
334. Item 1 copertorium de sparveria
335. Item 1 par lentiaminum
336. Item tobaleam crudam subtilem

Assignata de tempore domini Benedicti pape undecesimi

337. In primis 10 ciphi aurei cum coperculis et pedibus smaltatis et aliqui cum perlis et smaltis et aliqui cum smaltis tantum. Item 2 urcei de auro cum smaltis per totum et coperculis

[fol. 131r]

338. Item 2 urcei de auro plani ad costas sine smaltis
339. Item 1 urceolus de auro pro acqua cum smalto in coperculo
340. Item 1 urceus de auro pro aqua bassus rotundus cum rostro
341. Item 1 urceus de auro laboratus ad bolinum ad vites cum smalto in coperculo ad arma regis Franciae

Omnia ista sunt in cophino coperto de corio ad bullas sigillatas tribus sigillis cardinalium

342. Item 1 elemosinaria de auro cum manubrio et smaltis per totum er perlis in circuitu smaltorum
343. Item 1 elemosinaria de argento
344. Item 1 coclear de argento
345. Item 1 urceus parvus de argento pro aqua cum catulo in coperculo
346. Item 1 cupa de argento deaurato cum smaltus intus et extra et cum coperculo
347. Item 1 cupa de argento deaurata cum coperculo et smaltis
348. Item 1 cupa deuarata cum coperculo et smaltis et campanili in coperculo
349. Item 2 bacilia parva de argento deaurato in fundo laborata ad bolinum
350. Item 1 crux cum pede de argento deaurato et est duplex de opere fili cum modico ligno crucis intus cum tribus brachiis
351. Item 1 urceus de auro pro aqua cum rostro aquilino
352. Item 1 pissis de argento deaurato pro ostiis ad ymaginem in 1 teca de corio
353. Item 1 pomum de argento deaurato ad calefaciendum manus in 1 teca de corio
354. Item 1 urceus pro vino de argento
355. Item 1 coperculus urcei de argento
356. Item 1 urceus argenteus pro aqua
357. Item 1 ciothus deauratus intus
358. Item 1 parassis argentea et 1 plactellum argenteum que fuerunt recuperate de dirosbaria
359. Item 2 sciphi plani de argento albo de opere Turonensi
360. Item 1 vasculum ad bibendum argenteum deauratum
361. Item 4 incisoria de argento cum pedibus nova et magna
362. Item 2 bacilia magna de argento cum smaltis in fundis
363. Item 2 cupe de argento deaurato cum pedibus sine coperculo et smaltis in fundis
364. Item 3 urcei magni pro vino de argento deaurato in manicis
365. Item 3 urcei magni pro vino de argento deaurato in manicis
366. Item 1 urceolus de argento ad calefaciendam aquam
367. Item 2 candelabra de argento in aliquibus par[t]ibus deauratis
368. Item 1 cassa in qua est 1 speculum artificiale quod petit quidam mercator de Ianua sibi restitui vel valorem
369. Item 1 elemosinaria de argento ad modum navicele cum manicis deauratis in circuitu

370. Item 1 cocleare de argento
371. Item in uno cofino varii coloris 18 scutelle magne et 12 salseria de argento
372. In primis 1 anulus pontificalis cum zafiro magno in medio 4 balasis et perlis in circuitu
373. Item 1 alius anulus pontificalis cum topazio in medio cum 4 zafiris 4 smaraldis parvis et perlis in circuitu

[fol. 131v]

374. Item 1 alius anulus pontificalis cum uno balasso in medio cum 4 perlis grossis et 4 smeraldis in circuitu
375. Item 1 crux pectoralis cum uno zaffiro in medio 4 balasis et catenula aurea
376. Item alia crux pectoralis cum uno smeraldo 4 balasis 8 perlis grossis ab uno latere et ab alio cum uno balasso et 4 smeraldis et 8 perlis
377. Item 1 fibula cum ymaginibua relevatis cum 2 zafiris et 2 balassis et 15 perlis grossis
378. Item 1 lapis camaiolus inclusus in auro cum smeraldis parvulis in circuitu
379. Item 1 lapis Cumaynus inclusus in auro vel argento
380. Item 1 lapis zafirus suspensus in cordula
381. Item diversi lapides in petia ligati
382. Item 1 stella aurea cum 1 balasso in medio et perlis et smeraldis parvulis

De tempore dominorum Bonifatii et Benedicti

383 In primis in uno digito 8 anuli papales cum smaraldis
384. Item in eodem digito 1 anulus cum robino et 3 cum balasiis et 1 cum zaphiro
385. Item in uno digito 1 anulus cum robino crudo et 3 anuli cum balasiis 1 cum granata et 1 cum rubino arsitio
386. Item 1 pissidem in qua sunt 1 anulus cum robino magno
387. Item 3 anuli cum balaciis quorum 1 est pulcerrimus 1 anulus cum smeraldo magno 1 anulus pontificalis parvus cum balascio 1 anulus cum zaphiro qui dicitur virtuosus cum quinque crucibus 1 anulus cum smaraldo et rubino parvo in medio 1 lapis balacius 1 tobatius magnus in anulo
388. Item 1 anulus pontificalis cum 5 balasis et 4 perlis
389. Item topatius magnus in auro cum diversis lapidibus et perlis in circuitu ad pectus
390. Item 1 fibula pro pluviali cum diversis lapidibus et perlis
391. Item 1 fibula cum 1 smirala in medio et 4 zaphiris cum 4 perlis in circuitu et 4 balaciis

392. Item in 1 digito 8 anuli diversorum lapidum
393. Item in 1 digto 8 anuli diversorum lapidum et 1 anulus sine lapide
394. Item 1 digitus cum 4 anulis 2 smiraldi grossi, 1 zaphirus et 1 balascius
395. Item 1 digitus cum 11 anulis cum diversis lapidibus seu cameis
396. Item 1 digitus cum 9 anulis cum parvis smaraldinis
397. Item 1 digitus cum 6 anulis diversorum lapidum
398. Item 1 digitus cum 10 anulis diversorum lapidum
399. Item 1 digitus cum 6 anulis magnis diversorum lapidum
400. Item 1 digitus cum 25 anulis diversorum lapidum et 1 fibula parva parvi valoris
401. Item 1 crux cum 5 zaffiris et duobus anulis cameynis
402. Item 1 bursa pro parvulia cum 2 anulis qui dicuntur virtuosi
403. Item 2 cofini cubiculariorum rubei cum pluvialibus mitris et mantis pro consistorio
404. Item 1 cofinus novus viridis vacuus
405. Item 1 cofinus varii coloris cum quibusdam confectoribus

[fol. 132r]

406. Item 1 cofinus ad folia vacuus
407. Item 3 cofini virides sigillati cum sigillo domini camerarii cum quibusdam rebus intus
408. In primis 22 petie de scarleto rubeo integre et 3 frustra
409. Item 7 petie de scarleto albo et 2 frustra
410. Item 3 cultre de sendato rubeo intus et extra
411. Item 1 cultra de sendato viridi et rubeo
412. Item 1 cultra sendato croceo et rubeo
413. Item 2 ydrie plene aqua rosaria
414. Item 3 ydrie vacue
415. Item 3 pissides cum ziziberato
416. Item 3 conce de ere magne non tamen equales
417. Item 1 texa de ere ad faciendum pastillos sine copertorio
418. Item 3 bacilia pro facistorio quorum 1 novum est
419. Item 1 concarella parva ultramarina
420. Item 2 bocalia magna
421. Item 1 coperta plena rebus minutis duobus coffinis de corio et uno coffino de samito rubeo
422. Item 1 barile vetus cum fisticis quasi medium plenum
423. Item lectorile 1 pro capella
424. Item 2 armaria pro libris 1 magnum et 1 parvum
425. Item 2 magne bance cum tripedibus 4 pro pannis reponendis
426. Item 1 pondus de cupro ad ponderandum

In nomine domini amen. Anno domini millesimo trecentesimo decimo die nona mensis februarii pontificatus sanctissimi patris domini Clementis pape quinti.
In libro portato per bone memorie Johannem[4] olim Spoletanum electum tunc camerarium invenitur quod de tempore domini Bonifatii erant in camera seu in thesauro 16 poti de auro et de tempore domini Benedicti 7 poti de auro diversarum formarum et sic sunt in universo – 23 poti de auro.
Invenitur in libro thesauri facto Avinione die xv mensis maij anni mcccviiij quod 23 poti de auro fuerunt portati per dictum electum apud Lugdunum[5] et sunt in thesauro quod est in curia.
Item invenitur quod de tempore dominorum Bonifacii et Benedicti erant 115 anuli in thesauro de quibus sunt in thesauro qui est Avinione 17 qui fuerunt portati per electum predictum et sic restant Perusii secundum libros predictos 98 anuli

Item invenitur quod de tempore dominorum Bonifacii et Benedictii erant secundum dictum librum in thesauro seu camera – 37 cupe de auro de quibus invenitur quod sunt portate per dictum electum – 28. Et sunt in thesauro qui est Avinione. Et sic restant Perusii secundum dictum librum 9 cupe de auro.

RIASSUNTO

Nella Biblioteca Vaticana si conserva un *inventarium thesauri Romane Ecclesie*, che solleva numerose questioni. In primo luogo si esamina il contenuto del tesoro descritto in questo testo; in che cosa consisteva, questa la domanda principale, un tesoro papale intorno al 1300? In seguito ad un confronto critico con le attuali prospettive della ricerca, il saggio indaga, quindi, da un lato le funzioni di un tesoro papale, dall'altro il significato della sua descrizione per iscritto in un *inventarium*. Risulta chiaro inoltre, che questo elenco non solo definisce e rappresenta un tesoro nella sua consistenza, ma anche che, nel contesto del trasferimento della curia dall'Italia alla Francia,

[4] *Johannes von Anagni, wohl schon 1284 bei Kardinal Benedetto Caetani, päpstlicher Kämmerer von 1300 bis 1306 als Nachfolger Kardinal Theoderichs von Orvieto, am 23. Dezember 1303 von Benedikt XI. zum Bischof von Spoleto ernannt (Reg. Ben. XI, 218), ohne sein Kurienamt dadurch zu verlieren; wohl identisch mit Johannes von Penestra,* olim domini pape camerarius, *der 1304 die Kisten mit dem Inventar der Zimmer Bonifaz VIII. und Benedikts XI. mitversiegelt hat (Ehrle, Historia Bibliothecae, 101f.).*
[5] *Krönungsort Clemens' V.*

fornisce assicurazione circa la disponibilità del tesoro. Dal momento che i beni che costituivano il tesoro pontificio si trovavano in grandissima parte in Italia, la credibilità della Curia richiedeva un'attestazione che l'elenco poteva fornire. L'inventario, tuttavia, era utile non solo per contrarre nuovi debiti, ma anche per la regolazione dei rapporti contabili con gli istituti bancari, presso i quali la Curia aveva preso a credito somme enormi. A questo proposito, infine, l'inventario risultò funzionale alla riorganizzazione della politica fiscale pontificia, che Clemente V aveva cercato di sottrarre al controllo monopolistico delle banche toscane; un progetto riformatore che giunse a compimento solo con Giovanni XXII. L'elenco fu lo strumento della „contabilità pontificia". Proprio l'inventario stesso, non solo il patrimonio nella sua consistenza materiale, fu un tesoro in quanto strumento scritto di conoscenza dei beni della Curia.

VERI ET LEGITIMI VICARII ET PROCURATORES

Beobachtungen zu Provisionswesen und Stellvertretung an der päpstlichen Kurie von Avignon

von

KERSTIN HITZBLECK

1. Das Imbreviaturbuch des *notarius auctoritate apostolica* Petrus de Mossaco. – 2. Die *familia* des päpstlichen Protonotars Bernardus Stephani. – 3. Pfründenwesen und Prokuration. – 4. Zusammenfassung.

1. Das spätmittelalterliche päpstliche Provisionswesen scheint dem modernen Betrachter gleichermaßen fremd wie vertraut: Fremd in der selbstverständlichen Verknüpfung von Religion und Geld, vertraut in seinen bürokratisch-filzigen Zügen, die das richtige Formular und (oder?) die richtigen Beziehungen für den Erfolg einer Supplik entscheidend werden lassen können. So stellen sich Fragen nach der Bewertung[1] dieses Systems – Stichwort „Pfründenjagd" – aber auch

[1] Als Beispiel aus der Forschungsgeschichte der erbittert und äußerst persönlich geführte Streit zwischen dem „roten Kaplan" H. V. Sauerland und K. H. Schäfer um die Bewertung der „kirchlichen Zustände" im Rheinland: H. V. Sauerland, Urkunden und Regesten der Rheinlande aus dem Vatikanischen Archiv, Bd. 1, Bonn 1903, Einleitung; Ders., Kirchliche Zustände im Rheinland im 14. Jahrhundert, Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst 27 (1908) S. 264–365; K. H. Schäfer, Zur Kritik mittelalterlicher kirchlicher Zustände, RQ 20 (1906) S. 123–141; Ders., Zur Kritik mittelalterlicher kirchlicher Zustände (Zweiter Aufsatz), RQ 23 (1909) S. 35–64; Mittlerweile pflegt man derlei pragmatischer zu betrachten und gesteht den mittelalterlichen Klerikern zu, nicht minder pragmatisch die Chancen genutzt zu haben, die sich ihnen boten, siehe A. Meyer, Zürich und Rom. Ordentliche Kollatur und päpstliche Provisionen am Frau- und Grossmünster 1316–1523, Biblio-

ganz praktisch nach dem Geschäftsgang in der Kanzlei.[2] Besondere Bedeutung kommt den Beziehungen zwischen der Kurie und den *par-*

---

thek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 64, Tübingen 1986, S. 61. Zur leichteren Benutzung werden die häufiger herangezogenen Quellenwerke mit folgenden Siglen bezeichnet: Urb. V. = Lettres communes. Urbain V. (1362–1370), hg. von M.-H. Laurent, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, 3e série/V bis, Paris 1954–1989; Joh. XXII. = Lettres communes. Jean XXII (1316–1334), hg. von G. Mollat, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, 3e série/II bis, Paris 1904–1947; Ben. XII. = Lettres communes. Benoît XII (1334–1342), hg. von J.-M. Vidal, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, 3e série/II bis, 1903–1911; REK 4 = W. Kisky, Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, Bd. 4: 1304–1332: Heinrich von Virneburg, Köln 1915; REK 5 = W. Janssen, Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, Bd. 5: 1332–1349: Walram von Jülich, Köln-Bonn 1973; Sauerland, Urkunden 2 = H. V. Sauerland, Urkunden und Regesten der Rheinlande aus dem Vatikanischen Archiv, Bd. 2, Bonn 1903; Sauerland, Urkunden 4 = H. V. Sauerland, Urkunden und Regesten der Rheinlande aus dem Vatikanischen Archiv, Bd. 4, Bonn 1907.

[2] E. von Ottenthal, Regulae cancellariae apostolicae. Die päpstlichen Kanzleiregeln von Johannes XXII. bis Nicolaus V., Innsbruck 1888; J. Haller, Die Ausfertigung der Provisionen, QFIAB 2 (1899) S. 1–40; L. Schmitz-Kallenberg, Practica cancellariae apostolicae saec. XV exeuntis. Ein Handbuch für den Verkehr mit der päpstlichen Kanzlei, Münster 1904; G. Mollat, Lettres communes de Jean XXII, Paris 1921, Introduction: La collation des bénéfices ecclésiastiques à l'époque des papes d'Avignon (1306–1378), S. 1–149, besonders Partie I: La collation des bénéfices mineurs, S. 9–57; G. Barraclough, Papal Provisions. Aspects of church history constitutional, legal and administrative in the later middle ages, Oxford 1935; E. Pitz, Supplikensignatur und Briefexpedition an der römischen Kurie im Pontifikat Papst Calixts III., Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 42, Tübingen 1972; B. Schwarz, Die Organisation kurialer Schreiberkollegien von ihrer Entstehung bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 37, Tübingen 1972; Dies., Der Corrector litterarum apostolicarum. Entwicklung des Korrektorenamtes in der päpstlichen Kanzlei von Innozenz III. bis Martin V., QFIAB 54 (1974) S. 122–191; T. Frentz, Papsturkunden des Mittelalters und der Neuzeit, Historische Grundwissenschaften in Einzeldarstellungen 2, Stuttgart ^{2}2000, besonders Kapitel VI. Der Geschäftsgang, S. 86–109; P. Zutshi, Inextricabilis curie labyrinthus. The presentation of petitions to the pope in the chancery and the penitentiary during the fourteenth and first half of the fifteenth century, in: A. Meyer/C. Rendtel/M. Wittmer-Butsch (Hg.), Päpste, Pilger, Pönitentiarie. Festschrift L. Schmugge, Tübingen 2004, S. 393–410.

tes zu.[3] Auch die Effizienz[4] des Provisionssystems verdient Aufmerksamkeit, da sich der Erfolg oder Nichterfolg einer Provision anhand der kurialen Quellen allein meist nicht nachvollziehen läßt, sofern sich dieser nicht in Form einer Annatenzahlung oder in den Nonobstantien einer etwaigen späteren *gratia* niedergeschlagen hat. Ob ein päpstlicher Providierter in den Besitz der angestrebten Stelle kommen konnte, läßt sich vor allem anhand der Überlieferung *in partibus* erkennen, wenn der Kandidat dort z. B. tatsächlich als Inhaber eines Kanonikats an demjenigen Dom- oder Kollegiatkapitel belegt ist, für das er an der Kurie suppliziert hatte.[5]

---

[3] D. Brosius, Kurie und Peripherie – das Beispiel Niedersachsen, QFIAB 71 (1991) S. 325–339; L. Caillet, La papauté d'Avignon et l'église de France. La politique bénéficiale du Pape Jean XXII en France (1316–1334), Publications de l'Université de Rouen 27, Paris 1975; E. Meuthen, Reiche, Kirchen und Kurien im späteren Mittelalter, HZ 265 (1997) S. 597–637; G.-R. Tewes, Die römische Kurie und die europäischen Länder am Vorabend der Reformation, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 95, Tübingen 2001; B. Schwarz, Norddeutschland und die römische Kurie im späten Mittelalter (1250–1450): Probleme der Kommunikation, in: K. Salonen/C. Krötzl (Hg.), The Roman Curia, the apostolic penitentiary and the *partes* in the later middle ages, Acta Instituti Romani Finlandiae 28, Roma 2003, S. 3–22.

[4] Meyer (wie Anm. 1) besonders Kapitel 7: Ausmaß und Auswirkungen der außerordentlichen Kollatur am Frau- und Großmünster zwischen 1316 und 1523, S. 158–175; Ders., Spätmittelalterliches Benefizialrecht im Spannungsfeld zwischen päpstlicher Kurie und ordentlicher Kollatur, in: S. Chodorow (Hg.), Proceedings of the eigths international congress of mediaval canon law, San Diego, 21–27 August 1988, Monumenta Iuris Canonici, Series C: Subsidia 9, Città del Vaticano 1991, S. 247–262; Zu den Provisionen *in forma pauperum* in England vor dem *Statute of Provisors* (1351) P. McDonald, Poor clerks provisions: a case for reassessment?, AHP 30 (1992) S. 339–349; J. Erdmann, „Quod est in actis, non est in mundo": Päpstliche Benefizialpolitik im Sacrum Imperium des 14. Jahrhunderts, Diss. masch. Mainz 2004.

[5] Siehe z. B. K. Borchardt, Römische Kurie und die Pfründenbesetzung in den Diözesen Würzburg, Bamberg, Eichstätt, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 57 (1997) S. 71–96; Einen wichtigen Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der Durchsetzbarkeit päpstlicher Provisionen liefern die zahlreichen Einzelstudien zur persönlichen Zusammensetzung von Dom- und Stiftskapiteln, etwa R. Holbach, Stiftsgeistlichkeit im Spannungsfeld zwischen Kirche und Welt. Studien zur Geschichte des Trierer Domklerus und Domkapitels im Spätmittelalter, 2 Bde., Trierer Historische Forschungen 2, Trier 1982; G. Fouquet, Das Speyerer Domkapitel im späten Mittelalter (ca. 1350–

Noch seltener sind die Nachrichten über den Weg zum Erfolg. Bereits G. Barraclough hat darauf hingewiesen, daß eine päpstliche Provisionsurkunde allein für den Providierten nur wenig wertvoll war, da sie nicht mehr als ein *tenue ius* beinhaltete, das erst in einem *processus* durch die Exekutoren in ein konkretes Recht verwandelt werden wollte.[6] Diese *processus* wurden in Anwesenheit von Zeugen

1540). Adlige Freundschaft, fürstliche Patronage und päpstliche Klientel, 2 Bde., Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 57, Mainz 1987; M. Hollmann, Das Mainzer Domkapitel im späten Mittelalter. (1306–1476), Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 64, Mainz 1990; B. Hotz, Päpstliche Stellenvergabe am Konstanzer Domkapitel. Die avignonesische Periode (1316–1378) und die Domherrengemeinschaft beim Übergang zum Schisma (1378), Vorträge und Forschungen 49, Ostfildern 2005; T. Willich, Wege zur Pfründe. Die Besetzung der Magdeburger Domkanonikate zwischen ordentlicher Kollatur und päpstlicher Provision 1295–1464, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 102, Tübingen 2005. Demnächst: T. Crabus, St. Johann in der Osnabrücker Neustadt. Ein westfälisches Kollegiatstift und seine Stellung in der Welt zwischen 1011 und dem Beginn des 15. Jahrhunderts. Diss. Münster 2006.

[6] G. Barraclough, The executors of papal provisions in the canonical theory of the 13th and 14th centuries, in: Acta congressus iuridici internationalis, III, Roma 1936, S. 111–153, hier S. 132: „One right alone – a *tenue ius* – was conveyed to the impetrant by the papal rescript; namely, the *ius implorandi officium executoris* or *iudicis* ... In other words, the executor was commissioned to transform the claim, which the rescript contained, into a real right." Sperrdruck durch Barraclough; siehe auch ders., Public notaries and the papal curia. A calendar and a study of a formularium notariorum curie from the early years of the fourteenth century, London 1934, Nr. 1–48; Eine Schilderung des Exekutionsprozesses *in partibus* bei Meyer (wie Anm. 1) S. 78–81; Siehe auch S. Weiss, Päpstliche Expektanzen in Theorie und Praxis, in: K. Amon (Hg.), Ecclesia peregrinans. Festschrift J. Lenzenweger, Wien 1986, S. 143–152; Zu den öffentlichen, vor allem den päpstlichen Notaren immer noch P. M. Baumgarten, Von der apostolischen Kanzlei. Untersuchungen über die päpstlichen Tabellionen und die Vizekanzler der Heiligen Römischen Kirche im XIII. XIV. und XV. Jahrhundert, Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft 4, Köln 1908; P. Herde, Öffentliche Notare an der päpstlichen Kurie im dreizehnten und beginnenden vierzehnten Jahrhundert, in: M. Thumser/A. Wenz-Haubfleisch/P. Wiegand (Hg.), Studien zur Geschichte des Mittelalters. Festschrift J. Petersohn, Stuttgart 2000, S. 239–259; Die Verfasserin bereitet derzeit eine Studie über die Exekutoren päpstlicher Provisionen im 14. Jh. vor.

von einem öffentlichen Notar aufgenommen, doch waren die Instrumente nur für den Providierten selbst von Wert, wurden durch diesen persönlich verwahrt und sind deshalb meist verloren.[7] Dasselbe gilt für einen weiteren Aspekt des Provisionswesens, der deshalb noch viel zu wenig Beachtung gefunden hat: seine Organisation jenseits von päpstlicher Kanzlei und Kammer. Was folgte in der Praxis auf die päpstliche Provision – insbesondere wo es Kleriker betraf, die wegen ihrer Verpflichtungen z. B. am päpstlichen Hof nicht persönlich vor Ort residieren konnten, für die die kirchlichen Benefizien vor allem Versorgungsstellen gewesen sind? Wie wurde in Zeiten eingeschränkter Kommunikationsmöglichkeiten und begrenzter Mobilität ein räumlich weitgestreuter Pfründenpool verwaltet?

Eine schon lange bekannte, doch nie systematisch ausgewertete Quelle vermag Antworten zu geben: In den Kommunregistern der päpstlichen Kurie haben sich durch Zufall Teile eines notariellen Imbreviaturbuches erhalten, das den Blick in das Dunkel der Überlieferung zwischen der päpstlichen Kurie und den Benefizien *in partibus* erlaubt. Im 42. Band der Registra Avenonensia befinden sich auf fol. 292–386 Bruchstücke des Imbreviaturbuches[8] des Notars *auctoritate apostolica* Petrus de Mossaco, der in Avignon lebte und für Angehörige der Kurie gearbeitet hat. Die in diesem Buch enthaltenen Urkunden decken den Zeitraum von Anfang 1332 bis Ende 1334 ab und stammen zum größten Teil aus dem persönlichen Umkreis des päpstlichen Familiars und Protonotars Bernardus Stephani. Eine einzigartige Perspektive öffnet sich: Am Beispiel eines namhaften Kurialen und seines unmittelbaren personellen Umfelds bieten sich detaillierte Ein-

---

[7] Siehe auch Borchardt (wie Anm. 5). Über den bedauerlichen Mangel an Quellen über die Rechtsakte, die im Fall ordentlicher Kollation zur Einführung eines Klerikers in eine niedere Pfründe *in partibus* führten S. 71 f.

[8] R.-H. Bautier/J. Sornay (Hg.), Les sources de l'histoire économique et sociale du moyen âge 1: Comtat Venaissin, Dauphiné, États de la Maison de Savoie, Bd. 2: Archives ecclésiastiques, communales et notariales. Archives des marchands et des particuliers, Paris 1971, S. 1290: Moissac (Pierre de); Erwähnt Joh. XXII. Nr. 58256: Variae formulae procurationum et instrumentorum tangentium collationem beneficiorum ecclesiasticorum et processus ex ea orti. Heutige Signatur der Imbreviatur: Archivio Segreto Vaticano, Registra Avenonensia 42, fol. 292–386.

blicke in die Praxis des spätmittelalterlichen Benefizialwesens und die Einkommens- und Finanzorganisation eines Mitglieds des päpstlichen Hofes von Avignon. Deshalb soll nun zunächst Petrus de Mossaco mit seinem Imbreviaturbuch, sodann Bernardus Stephani vorgestellt werden, den man mit einigem Recht als die Hauptperson der darin enthaltenen Urkunden bezeichnen kann.

Petrus de Mossaco wird in den Kommunregistern Johannes' XXII. am 20. Dezember 1331 aktenkundig, als er durch den Kardinalbischof von Palestrina und päpstlichen Vizekanzler des Tabellionates für würdig befunden wird. Er ist unverheirateter Kleriker aus Cahors, der nicht die höheren Weihen empfangen hat.[9] Weitere Einträge zu seiner Person finden sich in den Registern dieses Papstes nicht, doch hat er möglicherweise unter dessen Nachfolgern eine Karriere als Skriptor machen können.[10]

---

[9] Joh. XXII. Nr. 55986.

[10] Unter Benedikt XII. wird ein Petrus de Mossaco, Kleriker der Diözese Cahors und Sakristan des Priorats *B.M. de Rupeamatoris* (Rocamadour) in dieser Diözese mit einer Expektanz auf ein Benefizium der Kollation des Bischofs von Cahors versehen. Die Exekutoren, der Bischof von Coimbra (= Johannes de Pratis, *nepos* des Kardinals Petrus de Pratis), Arnaldus, Bischof von Tulle und Bertrandus de Claromonte, legen die Vermutung nahe, daß es sich um unseren Notar handelt, Ben. XII. Nr. 1463; unter Urban V. schließlich läßt sich ein Magister Petrus de Mossaco, Rektor der Pfarrkirche *de Piussano* in der Diözese Narbonne und päpstlicher Skriptor, eine Urkunde Innozenz' VI. aus dem Register transkribieren, durch die ihm ein Benefizium der Kollation des Erzbischofs von Narbonne reserviert worden war. Da in den Nonobstantien auch die erwähnte *sacristia* erwähnt wird, ist sicher, daß es sich um den gesuchten Petrus de Mossaco handelt. Neben der *sacristia* hatte Petrus noch Kanonikat und Präbende an der Kirche *de Feritate Imbaudi* in der Diözese Bourges inne, aus denen er aber keine Einkünfte bezog. Kanonikat, Präbende und *sacristia* an der Kirche *de Capdroto* in der Diözese Sarlat, ebenfalls ohne Einkünfte, sollte er aufgeben, Urb. V. Nr. 18768; Er war zudem päpstlicher Abbreviator, vgl. ebd. Nr. 15077. Eine erste Provision mit Kanonikat *sub expectatione prebende* in Albi erhält er am 21. November 1362, *consideratione Petri tit. S. Anastasiae presb. card., cuius capellanus et continuus commensalis existit*, ebd. Nr. 3618, doch reserviert ihm Urban V. am 4. April 1367 explizit ein Kanonikat mit Präbende in dieser Kirche, die durch die Heirat des Hugo de Barreria frei werden würden. Die ältere Papsturkunde wird kas-

Die erhaltenen Fragmente seines Imbreviaturbuchs wurden von verschiedenen Händen mit wechselnder Sorgfalt geschrieben, ohne daß nachvollzogen werden könnte, wer die Schreiber im einzelnen gewesen sind. Der bei weitem größte Teil der Einträge ist nachträglich durch den Vermerk *grossatum est* gekennzeichnet, einige wenige sind ausgestrichen und wahrscheinlich nicht in ein Notarsinstrument übertragen worden.[11] Das Buch besteht aus zwei Teilen, die weitgehend chronologisch geführt worden sind. Der erste Teil beginnt mit einem Prokuratorium, das im Haus des päpstlichen Notars Bernardus Stephani aufgesetzt worden und auf den 4. Januar 1332 datiert ist. Bis fol. 314r finden sich in der Handschrift 39 Einträge – vor allem Prokuratorien und Abrechnungen –, deren letzter im Oktober des Jahres 1334 zugefügt worden ist. Auf fol. 321r beginnt der zweite Teil des Imbreviaturbuches mit einem *processus de beneficio vacante* vom 17. Februar 1332, welcher ebenfalls *in hospitio habitationis domini Bernardi Stephani* abgefaßt worden ist. Die 43 Einträge dieses Teils sind die Imbreviaturen von Benefizialprozessen, Prozessen *de fructi-*

---

siert, ebd. Nr. 18941. Petrus de Mossaco stirbt *extra romanam curiam* vor dem 5. August 1369, als die Pfarrkirche *de Piusiano* an einen Guillermus Siguerii vergeben wird, ebd. Nr. 23385, siehe auch 25917; E. Albe, Prélats originaires du Quercy, Annales de Saint-Louis-des-Français 10 (1905), S. 139–211, hier S. 151 erwähnt, daß Petrus de Mossaco im Jahre 1346 für Bertrandus de Claromonte die Resignation einer Präbende in Coimbra vorgenommen habe, die dieser mit Johannes Stephani gegen eine andere Präbende an der Kirche von Orense tauschen wollte.

[11] Da die Beschreibung der Handschrift anhand eines Mikrofilms erfolgen mußte, ist eine genauere Untersuchung nicht möglich. Gewisse Besonderheiten des Manuskripts, wie z. B. die Lücke zwischen fol. 314r und 321r, sind ohne Autopsie des Originals nicht zu erklären, ebenso wie einige Unregelmäßigkeiten bei der Seitenzählung auf fol. 310–313, die jedoch ohne Textverlust einhergehen. Interessant auch, daß das Instrument vom 21. September 1333 auf fol. 304v offensichtlich nach der folgenden Urkunde vom 8. November 1332 auf fol. 305r auf einer noch freien Seite eingeschoben worden ist: Nachdem der Schreiber auf fol. 304v unten zunächst aus Platznot sogar den Rand vollschreibt, trägt er den Rest der Urkunde schließlich unter dem folgenden Stück auf fol. 305r ein. Des weiteren steht das Ende eines Benefizialprozesses, der auf den fol. 322v–324v beginnt, erst auf fol. 327r.

bus percipiendis in absentia sowie drei Urkunden für den Theologieprofessor und späteren Bischof von Tulle, Arnaldus de Claromonte, durch die Johannes XXII. diesem entgegen den Statuten der Universität Paris das Abhalten von Vorlesungen in den Semesterferien ermöglichen will.[12] Der letzte Eintrag trägt das Datum des 3. November 1334.

Die Imbreviaturen spiegeln das Tagesgeschäft eines *tabellio* an der Kurie von Avignon. Die Instrumente des ersten Teils sind zum größten Teil Prokurationsurkunden, außerdem Einträge, die Getreidegeschäfte dokumentieren sowie Abrechnungen über Pfründeneinkünfte des Notars. Gewissermaßen eine Ausnahme bildet ein Protokoll, in dem einer der Prokuratoren des Protonotars für die Verwaltung der Einkünfte aus der Propstei von St. Cassius in Bonn Rechenschaft darüber ablegen muß, warum er dem Erzbischof Heinrich von Mainz die Einkünfte aus dieser Stelle überlassen hat, ohne dafür ein entsprechendes Mandat besessen zu haben.[13] Das Einzigartige dieser Imbreviatur liegt in der räumlichen, zeitlichen und auch personellen Geschlossenheit und Dichte dieser Urkunden: So ist ein großer Teil, für den ersten Abschnitt des Registers mit 23 von 39 Urkunden sogar der Großteil der Imbreviaturen, im Haus des päpstlichen Protonotars Bernardus Stephani entstanden, dazu immerhin 14 der Prozesse aus dem zweiten Teil der Sammlung.

Kommen wir also zur Hauptperson unseres Imbreviaturbuches, zu Bernardus Stephani. Dieser ist als Protonotar Angehöriger der päpstlichen Kanzlei und – betrachtet man seine Stellung in der Hierarchie der Kurie von Avignon –, zwar nicht von allerhöchstem Rang,[14] aber dem

---

[12] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 338v–339v.

[13] Diese Urkunde ist, zusammen mit zwei weiteren Stücken, die diesem Fall zuzuordnen sind, leicht zugänglich in der Edition durch H. V. Sauerland, Urkunden 4, Nr. 843, 844, 845. Siehe auch D. Höroldt, Das Stift St. Cassius zu Bonn von den Anfängen der Kirche bis zum Jahre 1580, Bonner Geschichtsblätter 11, Bonn 1957, S. 84, 208; siehe auch unten, S. 228.

[14] Anders als im 15. Jahrhundert war das Amt eines (Proto)Notars im 14. Jahrhundert noch nicht käuflich und ist zumindest zur Zeit Johannes' XXII. noch mit – reduzierten – Amtspflichten verbunden, siehe T. Frenz, Artikel „Notare: D. päpstliche Notare", in: Lex. MA VI, Sp. 1275f.; diese Notare gehören

engen persönlichen Umfeld[15] Johannes' XXII. zuzurechnen, mit dessen Person seine Karriere auch verknüpft gewesen zu sein scheint: Die Protokollbücher der päpstlichen Kammerkleriker für die Jahre 1329 bis 1333 nennen seinen Namen häufig als Zeuge von Urkunden, die unter anderem nach Konsistorialverhandlungen abgefaßt worden sind.[16] Vor allem aber ist er am 4. Dezember 1334 anwesend, als der sterbende Papst seinen Thesaurar und Kämmerer von allen Verpflichtungen der Kirche gegenüber absolviert.[17] Jedoch erhält er am 1. Juli 1335 die Erlaubnis, sich von der Kurie zurückzuziehen[18] und ist dann für den Pontifikat Benedikts XII. in den Büchern der Kammerkleriker nur ein einziges Mal als Zeuge einer Konsistorialurkunde belegt.[19] Erst mit Clemens VI. scheint der Notar wieder eine wichtigere Rolle

---

zur kurialen Oberschicht, vgl. R. Elze, Die päpstliche Kapelle im 12. und 13. Jahrhundert, ZRG kan. Abt. 36 (1950) S. 145–204, besonders S. 200–202; G. F. Nüske, Untersuchungen über das Personal der päpstlichen Kanzlei 1254–1304, Archiv für Diplomatik 20/21 (1974/75) S. 39–240, 249–431, besonders Teil 2: Notare, S. 397–406; B. Schimmelpfennig, Die Organisation der päpstlichen Kapelle in Avignon, QFIAB 50 (1971) S. 80–111, hier S. 85; siehe auch die Untersuchungen von Guillemain, der die hohe Stellung der Notare in der kurialen Hierarchie auch daran festmacht, daß viele von ihnen im weiteren Verlauf ihrer Karriere einen Bischofssitz oder sogar den Kardinalspurpur erlangt haben, B. Guillemain, La Cour pontificale d'Avignon (1309–1376). Étude d'une société, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 201, Paris 1962, S. 314–318. Die Geschichte der päpstlichen Notare im 14. Jahrhundert ist bemerkenswert unbearbeitet.

[15] Zur päpstlichen *familia* allgemein B. Schimmelpfennig, Artikel „Familia: II. Päpstliche" in: Lex. MA IV, Sp. 255; zu der im 14. Jahrhundert fortschreitenden Differenzierung in Unterfamilien S. Weiß, Die Versorgung des päpstlichen Hofes von Avignon mit Lebensmitteln (1316–1378), Berlin 2002, 265–280; Zu der Kapelle – besser: den Kapellen – der Päpste von Avignon Schimmelpfennig (wie Anm. 14).

[16] H. Schröder, Die Protokollbücher der päpstlichen Kammerkleriker 1329–1347, Archiv für Kulturgeschichte 27 (1937) S. 121–286, Regesten Nr. 3, 5, 8, 11, 13–16, 21, 23, 26.

[17] E. Göller, Die Einnahmen der apostolischen Kammer unter Johannes XXII., Vatikanische Quellen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung 1316–1378 1, Paderborn 1910, S. 21f.

[18] Ben. XII. Nr. 2277.

[19] Schröder (wie Anm. 16) Regest Nr. 59.

an der Kurie spielen zu können.[20] Bernardus Stephani stirbt im Jahre 1361.[21]

Der Name des Notars tritt uns auch in kirchenpolitischem und „geheimdienstlichem" Kontext entgegen. So findet sich sein Name unter den Zeugen des Treueids, den Graf Wilhelm von Jülich am 30. Januar 1332 dem Papst schwört und seine langjährigen Bemühungen, seinem Bruder Walram das Erzbistum Köln zu verschaffen, zu einem erfolgreichen Abschluß führt. Bernardus Stephani war auch für die Ausfertigung und Besiegelung der Urkunde verantwortlich. Der Treueid des neuen Erzbischofs Walram wird in Köln von einem *familiaris* des Notars entgegengenommen.[22] Seine Position im direkten Umfeld des Papstes wie seine Bedeutung für die diplomatischen Beziehungen der Kurie verraten einige Aktenstücke in Geheimschrift (darunter ein Dechiffrierungsschlüssel), die nach F. Bock mit hoher Wahrscheinlichkeit aus dem Umkreis der königlichen Kanzlei von Neapel stammen und an Bernardus adressiert sind.[23] Des weiteren ist er Adressat von Geheimschreiben, die der päpstliche Kaplan und Kollektor für die

---

[20] Ebd. Regesten Nr. 68, 72, 74, 76, 79, 85, 96, 105–105c, 108, 109. Nach Albe tauscht Bernardus Stephani die *sacristia* von Huesca im Jahre 1347 gegen das Archipresbyterat de Salviac in Cahors, erhält im Jahr 1353 Kanonikat, Präbende und Propstei der Kirche von Lerida und resigniert im Jahre 1354 den Archidiakonat von Figéac zugunsten seines Neffen Johannes Stephani. Im Jahre 1360 ist er Testamentsexekutor des Kardinals Tallayrand. E. Albe, Prélats originaires du Quercy, Annales de Saint-Louis-des-Français 9 (1904) S. 89–120, 221–245, hier S. 111.

[21] Ebd. S. 111. Siehe auch u. a. Urb. V. Nr. 1719. Bei seinem Tod war Bernardus Stephani schwer verschuldet, vgl. ebd. Nr. 11235.

[22] Sauerland, Urkunden 2, Nr. 2090. Schröder (wie Anm. 16) Nr. 21, S. 201: *Instrumentum istud grossatum et sigillatum habuit d. Bernardus Stephani, quod domino debuit assignare.* Druck K. Eubel, Der vom Grafen Wilhelm von Jülich am 30. Januar 1332 dem Papste Johann XXII. geleistete Treueid, HJb 19 (1898) S. 467–470. Zu der Entgegennahme des Eides in Köln siehe Sauerland, Urkunden 2, Nr. 2102. In diesem Schreiben empfiehlt Johannes XXII. seinen Gesandten den Bürgern von Köln.

[23] F. Bock, Die Geheimschrift in der Kanzlei Johanns XXII. Eine diplomatische Studie, RQ 42 (1934) S. 279–303, zu Bernardus Stephani besonders S. 287–289. Bock sieht in Bernardus gar den „Leiter des päpstlichen Geheimdienstes" für die Jahre 1325–1334, S. 288. Beachtenswert ist in diesem Kontext auch Bernardus' Beteiligung an Finanztransaktionen aus der Privatschatulle des

Erzdiözese Köln, Heidenreich von Essen, im Jahre 1327 direkt an den Kurialen übermittelt und in denen der rheinische Kleriker ausführlich die Stellung der Städte und Fürsten am Rhein zum Papst bzw. Kaiser schildert.[24]

Der Protonotar Bernardus Stephani war also kein beliebiges Mitglied der Kurie, gar bloßer Träger eines käuflichen Titels, sondern über Jahre in vertraulicher und vertrauensvoller Stellung in unmittelbarer Nähe Johannes' XXII. zu finden und verfügte über mehr Einfluß, als sein Amt allein ihm verliehen hätte.

Die Pfründenkarriere unseres päpstlichen Familiars aus dem Quercy[25] sei an dieser Stelle nur kurz rekapituliert. Bernardus Stephani tritt in den Kommunregistern Johannes XXII., des Papstes aus Cahors, zum ersten Mal am 21. März 1320 auf, als er die Pfarrkirche *de Samatano* in der Diözese Limoges bekommt.[26] Zu diesem Zeitpunkt ist er bereits päpstlicher Familiar und präbendierter Kanoniker der Kirche Le Vigan in der Diözese Cahors. Etwa ein Jahr später wird er als Kanoniker der Kirche von Saintes bezeichnet.[27] Bereits im Juni 1322 erfolgt die Kollation der Propstei der Kirche L'Isle-de-la-Sorgue in der Diözese Cavaillon.[28] Zwischen 1324 und 1334 vermag er sein Pfründencorpus weiter auszubauen. Auf Kanonikat, Präbende und den Archidiakonat Figéac im Bistum Cahors folgen Präbenden und Würden an den Kirchen von Bayeux und von Chartres.[29] Ein Exekuti-

---

Papstes an den päpstlichen Legaten in der Lombardei, die zum Unterhalt von Truppen genutzt werden sollten, Göller (wie Anm. 17) S. 569–577: Der Liber „de receptis a domino nostro papa", Erwähnungen des Notars S. 570–577.

[24] L. Schütte, Zur Stellung der Städte und Fürsten am Rhein zu Ludwig dem Bayern. Ein Vatikanisches Aktenstück vom Jahre 1327, QFIAB 9 (1908) S. 66–79. Zu Bernardus' Tätigkeit in der Kanzlei siehe auch J. Schwalm, Das Formelbuch des Heinrich Bucglant. An die päpstliche Kurie in Avignon gerichtete Suppliken aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, Veröffentlichungen aus der Hamburger Stadtbibliothek 2, Hamburg 1910, S. XXXVI, 137ff.

[25] Albe (wie Anm. 20) S. 107–112.

[26] Joh. XXII. Nr. 11163.

[27] Ebd. Nr. 13227.

[28] Ebd. Nr. 15600. Die Stelle resigniert er vor dem 18. Januar 1325, siehe ebd. Nr. 21394.

[29] Kanonikat und Präbende in Cahors: Ebd. Nr. 17257, 18228; Archidiakonat Figéac: Ebd. Nr. 21060, 21076; Bayeux: Ebd. Nr. 23022; Chartres: Ebd. Nr. 27897.

onsauftrag vom 5. Dezember 1327 enthüllt, daß Bernardus in der kurialen Hierarchie hatte aufsteigen können: er wird erstmals als päpstlicher Notar genannt.[30] Zu diesen Pfründen kommen 1328 weitere an den Kirchen von Toledo und Huesca.[31] Im Jahre 1329 wird Bernardus Stephani als Bischof für das südfranzösische Bistum Riez vorgesehen, verzichtet jedoch vor dem 1. Oktober 1330.[32] In den 30er Jahren des 14. Jahrhunderts bekommt er zunächst Kanonikat, Präbende und die Propstei[33] von St. Cassius in Bonn, danach Kanonikate an S. Caprais in Agen, an der Domkirche von Coutances sowie den Archidiakonat *de Alnisio* im Bistum Saintes.[34]

2. Als Ergänzung zu Bernardus' Tätigkeit an der Kurie liefert unsere Notarsimbreviatur sozusagen das Fleisch, das den dürren Knochen seiner Pfründenliste fehlt. Der Protonotar tritt mit und in seinem unmittelbaren privaten und sozialen Umfeld an der Kurie auf, in dem landsmannschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen dominieren.[35] Diese schlagen sich, wenn man sich auf die namhafteren Kleri-

---

[30] Ebd. Nr. 30654.

[31] Ebd. Nr. 40270, 41446.

[32] Erwähnung als Elekt von Riez in einer Exekutoria am 11. Dezember 1329: Ebd. Nr. 47743. Am 1. Oktober 1330 wird Arnaldus, Bischof von Bologna, auf das durch Zession vakante Bistum Riez transferiert: Ebd. Nr. 51077. Siehe Albe (wie Anm. 20) S. 107: „Bernard Stephani (ou d'Estèphe), notaire apostolique, nommé à cet évêché le 29 mai 1329, eut peur des responsabilités qu'il allait assumer par ses nouvelles et si hautes fonctions. Après avoir fait plusieurs fois retarder sa consécration, il finit par renoncer définitivement à l'épiscopat qui fut donné le 1er octobre 1330 à ... Arnaud Sabatier." Leider ohne Quellenbeleg für die Verantwortungsscheu des Notars.

[33] Joh. XXII. Nr. 53952f. Siehe dazu auch Höroldt (wie Anm. 13) S. 84, 208. Zur Propstei siehe Joh. XXII. Nr. 54991, 60072, 63728.

[34] St. Caprais: Ebd. Nr. 57846; Coutances: Ebd. Nr. 63181; Den Archidiakonat *de Alnisio* (Aunis-en-Saintonge): Ebd. Nr. 63210.

[35] Es ist Albes Verdienst, die engen landsmannschaftlichen Beziehungen der Kurialen aus dem Quercy dargestellt zu haben. A. Rehberg konnte in seinen Arbeiten über die Colonna und den päpstlichen Hof im 14. Jh. die Bedeutung des Sozialverbands sowohl für das Benefizialwesen wie auch für die Beziehungen zwischen der Kurie und den *partes* eindrucksvoll illustrieren, vgl. v. a. Kirche und Macht im Römischen Trecento. Die Colonna und ihre Klientel auf dem kurialen Pfründenmarkt (1278–1378), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 88, Tübingen 1999; Generell zur Verflechtung innerhalb

ker beschränken möchte, in den überlieferten Dokumenten besonders in den Kontakten zu den Bischöfen Hugo von Carpentras und Arnaldus von Tulle nieder, die mindestens in diesen Jahren an der Kurie von Avignon ansässig gewesen sind.[36] Zur Verdeutlichung dieser Beziehungen, die sich in einer gewissen Verschränkung zwischen den Häusern der Prälaten niederschlagen, mögen zwei *processus* aus dem zweiten Teil der Imbreviatur dienen. Am 7. Juli 1334 findet im Haus des Bischofs Arnaldus von Tulle ein *processus* für einen gewissen Raymundus Vassalli statt, der vom Papst mit Kanonikat und Präbende an der Kirche von Carpentras versehen worden ist.[37] Seine Exekutoren sind der Bischof von Tulle, Raymundus de Carvellis und Radulphus de Rupe,[38] wobei Bischof Arnaldus von Tulle in diesem Falle als aktiver Exekutor fungiert. Im Unterschied zu dem Eintrag in der Regestenedition der päpstlichen Register überliefert das Notarsinstrument des Petrus de Mossaco auch, daß Bischof Hugo von Carpentras sich für die Provision seines *nepos* Raymundus Vassalli verwandt hatte.[39] Es ist nicht nachzuweisen, ob dieser zwecks seiner Provision mit einem Kanonikat überhaupt an der Kurie gewesen ist, denn er läßt sich für die Präsentation der Urkunden beim Exekutor und die anschließende Investitur durch denselben von Raymundus de Lanconia, einem *socius* des Bernardus Stephani,[40] vertreten. Die Beziehun-

---

von Führungsschichten W. Reinhard, Freunde und Kreaturen. Verflechtung als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600, München 1979.

[36] Beide Bischöfe haben nach Aussage unserer Imbreviatur ein Haus in Avignon und geben in den von ihnen überlieferten Exekutorenprozessen stereotyp an, daß sie wegen ihrer Verpflichtungen an der *curia romana* sich nicht persönlich um die Einsetzung des Providierten in die Pfründen kümmern könnten. Dazu auch Albe (wie Anm. 10) S. 149. Bernardus Stephani wurde von Hugo von Carpentras im Jahre 1346 auch als Testamentsexekutor eingesetzt, siehe Albe (wie Anm. 20) S. 239.

[37] Joh. XXII. Nr. 63219.

[38] Radulphus ist Familiar des Notars Bernardus Stephani, siehe unten S. 226.

[39] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 371v–373v.

[40] Albe (wie Anm. 10) S. 150. Raymundus de Lanconia unternimmt für den Bischof von Tulle auch den Besuch *ad limina* und ist darüberhinaus als Testamentsexekutor des Bischofs Hugo von Carpentras belegt, den er ebenfalls für den Besuch *ad limina* vertritt. Siehe Albe (wie Anm. 20) S. 239. Raymundus ist auch in der Imbreviatur des Petrus de Mossaco oft als Zeuge erwähnt,

gen zu den Bischöfen von Tulle und Carpentras werden noch deutlicher, betrachtet man die Konservatorenprozesse[41] für Bernardus Stephani, die sich im zweiten Teil der Imbreviatur erhalten haben, und die später noch ausführlicher betrachtet werden sollen: Diese *processus*, in denen Hugo von Carpentras als aktiver Konservator fungiert, werden im Haus des Bischofs von Tulle aufgenommen, ohne daß dieser in den Vorgang direkt involviert gewesen wäre.

Mehr noch als in die horizontale erlaubt unsere Imbreviatur Einblick in die vertikale Struktur des Hauses von Bernardus Stephani, denn die überlieferten Instrumente sind geradezu prädestiniert dazu, diese Beziehungen abzubilden.

Wie bereits angedeutet, sind mehr als die Hälfte der Einträge im ersten Teil der Imbreviatur Prokuratorien, also Instrumente, mit denen eine Person eine oder mehrere andere zu ihrer Stellvertretung einsetzt.[42] Dies kann auch den Fall einschließen, daß ein Stellvertre-

---

darüberhinaus präsentiert er häufig päpstliche *gratie* beim Exekutor, so zum Beispiel für Radulphus de Rupe, ASV, Reg. Aven. 42, fol. 321r–322v. Ebenso legt er die Urkunden der Provision mit Kanonikat und Präbende an S. Caprais in Agen für Bernardus Stephani bei seinem aktiven Exekutor, Bischof Hugo von Carpentras, vor, ASV, Reg. Aven. 42, fol. 333v–334v.

[41] Kleriker, die z. B. bei der Inbesitznahme oder dem Bezug der Einkünfte aus ihren Pfründen benachteiligt wurden, konnten an der Kurie um eine sogenannte *conservatoria* supplizieren, durch die ihnen drei delegierte Richter zugeteilt wurden, die bei der Durchsetzung der Ansprüche helfen sollten. Siehe unten S. 243.

[42] Von den 39 Einträgen sind 22 Prokurationsmandate. Formulare solcher Prokuratorien bei Johannes von Bologna, laut Rockinger „ein in der schule von Bologna gebildeter und nicht minder in der an der päpstlichen kanzlei üblichen praxis durch und durch bewanderter Italiener", der gegen Ende des 13. Jh. eine *Summa Notarie* verfaßt und dem Erzbischof John Peckam von Canterbury gewidmet hat. S. 607–619. Darunter befindet sich auch ein Prokuratorium *ad negocia*, in dem der *rector* einer Pfarrkirche Prokuratoren *ad omnia sua et ecclesie sue predicte negocia gerenda et exercenda* bestellt, S. 615f. L. Rockinger, Briefsteller und Formelbücher des eilften bis vierzehnten Jahrhunderts, Bd. 2, New York 1911 (ND der Ausgabe München 1864), Vorbemerkungen S. 595–602, Edition der *Summa* S. 603–712; Zitat S. 595. Regesten von Prokuratorien für Benefizialangelegenheiten bei Barraclough, Public notaries (wie Anm. 6) Nr. 137–160. Eine ausführliche inhaltliche und juristische Erläuterung von Prokuratorien für die Vertretung vor Gericht bei C. Schwab, Das Augsburger Offizialatsregister (1348–1352). Ein

ter weitere Personen zu seiner eigenen Substitution benennt. Inhaltlich handelt es sich meist um solche Urkunden, in denen ein Kleriker sich für die Erhebung und Entgegennahme von Einkünften aus einem Benefizium vertreten lassen will, oder andere, in denen er auch die Inbesitznahme seiner Pfründen delegiert. Daneben werden in zwei Fällen Prokuratoren für die Vertretung im Gerichtsprozess bestellt. Dabei fällt auf, daß die Geistlichen, die sich auf diese Weise stellvertreten lassen, keineswegs ausschließlich herausragende Mitglieder der päpstlichen Kurie sind: Im Gegenteil, wir sehen den vielfach bepfründeten Kurialen mittleren Ranges und den Bischof eines nahegelegenen Bistums, daneben aber ebenso den Rektor einer Pfarrkirche oder den Kanoniker eines Kollegiatkapitels. Ein Beispiel diene der Illustration: Auf fol. 298rv findet sich ein Prokuratorium vom 22. Januar 1333, in dem Magister Aymericus de Layraco, der vom Papst die Pfarrkirche *S. Laurentii de Albanhaco* in der Diözese Rodez übertragen bekommen hat,[43] zwei Stellvertreter bestellt. Ihr Mandat umfaßt den Auftrag *ad prosequendum gratiam sibi ... per dominum papam ... factam*, die Präsentation der päpstlichen Urkunden bei den Exekutoren sowie die Vorlage des *processus* bei den Subexekutoren und überhaupt alles, was zur Einführung des neuen Rektors in seine Pfarrkirche nötig ist. Es umschließt weiter die Erhebung und Entgegennahme der Einkünfte aus dieser Kirche sowie die Möglichkeit zur Führung eines Prozesses zur Durchsetzung der Ansprüche des Auftraggebers. Außerdem erhalten sie die Erlaubnis, selbst Stellvertreter einzusetzen. Doch wer ist dieser Aymericus de Layraco, daß er sich nicht persönlich um seine offenbar einzige Pfründe kümmern könnte? Die Antwort fällt in diesem Falle nicht schwer, denn sie findet sich in den päpstlichen Einnahmeregistern: als *familiaris* des Bischofs Hugo von Carpentras zahlt er am 23. Juni 1333 für diesen die *servitia* ein.[44] Hugo von Carpentras selbst ist nach einer langjährigen Karriere als päpstlicher Nuntius schließlich von Johannes XXII. mit dem südfran-

Dokument geistlicher Diözesangerichtsbarkeit. Edition und Untersuchung, Forschungen zur kirchlichen Rechtsgeschichte und zum Kirchenrecht 25, Köln–Weimar–Wien 2001, S. 558–572: Prokuratorien.

[43] Joh. XXII. Nr. 59076.

[44] Dort in der Namensform Aymericus *de Alairaco*. Göller (wie Anm. 17) S. 274.

zösischen Bistum nahe Avignon providiert worden, lebt jedoch zumindest in dieser Zeit weiter in seinem Haus in Avignon.[45] Aymericus ist also nicht bloß ein unbepfründeter Kleriker, der einmal im Leben an die Kurie kommt, um sich dort mit einem Benefizium providieren zu lassen, er muß vielmehr den prosopographischen Rändern der Kurie von Avignon[46] zugerechnet werden.

Dies diene als Beispiel für die übrigen, sehr ähnlichen Instrumente, die in ihrer Menge nur eine Vermutung zulassen: Das Schlüsselwort mittelalterlicher Verwaltungsorganisation zwischen Kurie und *partes* lautet Prokuration.[47] An die Stelle der persönlichen Anwesenheit tritt offenbar ein gestaffeltes System von Prokuratoren, das so-

---

[45] Zur Karriere des Bischofs Hugo siehe Albe (wie Anm. 20) S. 237–239.

[46] Zu diesen diffusen Rändern der Kurie siehe die Beobachtungen von Guillemain zur Anziehungskraft der Kardinalsfamilien an der Kurie von Avignon auf unbepfründete, wirtschaftlich nicht gesicherte Kleriker. Guillemain, (wie Anm. 14) S. 251–277. Die genaue Definition, wer zur *familia* etwa eines Kardinals zu zählen ist, wer bloß „protégé" gewesen ist, bleibt schwierig. Siehe dazu die Arbeiten von G. Mollat, Contribution à l'histoire du sacré collège de Clément V à Eugène IV, Revue d'histoire ecclésiastique 46 (1951) S. 22–112, 566–574; S. 50–61: Personnel d'un cardinal; A. Paravicini Bagliani, Cardinali di curia e „familiae" cardinalizie dal 1227 al 1254, 2 Bde., Italia Sacra. Studi e documenti di storia ecclesiastica 18/19, Padova 1972; J. Verger, L'entourage du cardinal Pierre de Monteruc (1356–1385), MEFRM 85 (1973) S. 515–546; N. P. Zacour, Papal regulations of cardinals' households in the fourteenth century, in Speculum 50 (1975) S. 434–455; A.-L. Rey-Courtel, Les clientèles des cardinaux limousins en 1378, MEFRM 89/2 (1977) S. 889–944; P. Jugie, Les *familiae* cardinalices au temps de la papauté d'Avignon: Esquisse d'un bilan, in: Aux Origines de l'État Moderne. Le fonctionnement administratif de la papauté d'Avignon, Actes de la table ronde organisée par l'École française de Rome, Avignon 23–24 janvier 1988, Roma 1990, S. 41–59.

[47] Vgl. dazu Johannes von Bologna, der sein Werk mit Ausführungen über die richtige Wahl der Prokuratoren im Gerichtsprozess sowie Beispielen für Prokurationsmandate beginnt: *Et quoniam cause plerumque per procuratores tractantur, et sic procuratoria causarum sunt principia, ideo de ipsis primitus est videndum. ... Et quia procuratoria stricti iuris esse dicuntur, de ipsis est sollempnius pertractandum. ... Sepe enim per defectum notarii frustratur constituentis intencio, videlicet quando minus sufficiens procuratorium invenitur.* Johannes von Bologna, Summa notarie, ed. Rockinger (wie Anm. 42) S. 609.

wohl im Fall vielfach bepfründeter und hochgestellter Kurialer wie auch auf den niedrigeren Ebenen kirchlicher Hierarchie eingesetzt worden ist – und das bislang der Aufmerksamkeit der Forschung weitgehend entgangen ist. Die Möglichkeiten, diese sozialen und personellen Strukturen nicht nur an der päpstlichen Kurie zu durchschauen, sind stark durch die Überlieferungslage bestimmt, denn die Prokuratorien, die die vielfältigen Abhängigkeiten dokumentiert haben, sind größtenteils untergegangen. Dieser Verlust ist umso bedauerlicher, als der Begriff „Abhängigkeit" leicht die des Einflußlosen vom Mächtigen, des Klienten vom Patron suggeriert. Doch ist diese Abhängigkeit auch aus der Perspektive des Mächtigen zu verstehen. Die Kurie als politisches und administratives Zentrum forderte die persönliche Anwesenheit, mehr noch: Verfügbarkeit ihrer Mitglieder, sie kam andererseits für deren finanzielle Bedürfnisse vor allem in Form von Ansprüchen auf Versorgungsstellen an kirchlichen Einrichtungen nicht nur der unmittelbaren Umgebung auf. Der Kuriale selbst, man denke gar an die Kardinäle mit ihrer Vielzahl von Pfründen, Interessen, Verpflichtungen, hatte indes wenig Gelegenheit, sich *in partibus* auch nur um die praktische Inbesitznahme dieser Stellen – von der Residenz war er ohnehin befreit – zu kümmern. Für diese Aufgaben: Inbesitznahme, Einnahme und Organisation der Einkünfte, eventuell Jurisdiktion, bedurfte er der Angehörigen seines Haushalts. Und genau diese Verbindungen und Abhängigkeiten haben sich in der Imbreviatur des Petrus de Mossaco erhalten. Der besondere Wert dieser Quelle liegt im mikroskopischen Einblick in die personellen Substruktionen, in das prosopographische Unterholz des größten Verwaltungszentrums des Mittelalters. Dieser Zugang ermöglicht eine Differenzierung der unschärferen Stellen heutiger Bilder von ‚dem päpstlichen Hof' und ‚dem Provisionssystem' im 14. Jahrhundert. Es wird sich zeigen, daß am einen wie am anderen mehr Personen beteiligt gewesen sind, als die päpstlichen Register und Rechnungsbücher allein vermuten lassen.

Beginnen wir mit dem Instrument, das direkt in den engsten Umkreis des Notars führt. Am 16. Juni 1334 setzt Bernardus Stephani die Kleriker Bertrandus de Claromonte und Radulphus de Rupe sowie Magister Hugo Masselerii als seine *certos et indubitatos vicarios generales et speciales procuratores, actores, defensores, syndicos et*

nuncios speciales ac negotiorum gestores ein, um die Einkünfte aus seinen Benefizien *in Alamanie, Francie, Castelle et Aragonum regnis et terris* zu erheben und entgegenzunehmen, wobei es den Generalprokuratoren gestattet sein soll, selbst Subprokuratoren zu ernennen.[48] Bernardus Stephani vertraut diesen Familiaren hier sehr weitgehende rechtliche Befugnisse über seine Einkünfte an und es konnte nur in seinem Interesse sein, dazu solche Männer auszuwählen, deren Zuverlässigkeit er uneingeschränkt vertrauen konnte. Was erfahren wir aus der Imbreviatur über diese Kleriker, Bertrandus de Claromonte, Radulphus de Rupe und Hugo Masselerii?

Am 19. März 1332[49] wird Bertrandus de Claromonte, der in einer päpstlichen Provision[50] vom 5. Juni 1323 als Kleriker und Familiar des Papstnepoten Arnaldus de Via bezeichnet wird, von einem Verwandten des Bernardus Stephani zusammen mit diesem selbst zum Prokurator für die Resignation von Benefizien ernannt.[51] Des weiteren wird er im April 1333 als Zeuge der Einsetzung von Prokuratoren greifbar,[52] im Juni 1333 setzt er selbst als Prokurator des Raynaldus de St. Asterio weitere Prokuratoren an seiner Stelle ein.[53] Auch bezeugt er Abrechnungen der Administratoren des Notars für dessen Pfründen in Bayeux und Chartres bzw. in Toledo und Huesca.[54] Im August 1333 ist er bei einem Getreidegeschäft zwischen dem *mercator* Johannes Ferrarii de Penestre und Hugo Masselerii anwesend.[55]

Darüber hinaus finden sich zehn[56] *processus* im zweiten Teil der Imbreviatur, in denen Bertrandus als aktiver Exekutor fungiert, zuzüglich dreier weiterer, in denen Bertrandus zwar zunächst als aktiver

---

[48] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 308r–309r.
[49] Ebd., fol. 293rv.
[50] Joh. XXII. Nr. 17608.
[51] Zu Petrus Stephani siehe Albe (wie Anm. 20) S. 113.
[52] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 299v.
[53] Ebd., fol. 300r.
[54] Ebd., fol. 301rv.
[55] Ebd., fol. 303r–304r.
[56] Der Prozess zu Joh. XXII. Nr. 56435 ist in der Imbreviatur auf den Seiten 325r–326v und 331v–333r zweimal eingetragen worden. Der Text ist – abgesehen von Kürzungen im Formular – identisch, auch tragen beide Einträge den Vermerk, daß sie in eine Urkunde übertragen worden sind.

Exekutor eingetragen ist, aber nachträglich durch den päpstlichen Kaplan Johannes Andreae ersetzt wurde.[57] In den genannten zehn *processus* ist jeweils die Wohnung des Bernardus Stephani als Ort des Geschehens genannt. Auch wenn eine explizite Nennung des Bertrandus als Familiar des Notars bislang nicht nachgewiesen werden konnte, ist der Kanoniker von Périgueux als geradezu unvermeidliches Mitglied des engeren häuslichen Kreises des Papstfamiliars anzusehen.[58] Albe sieht in Bertrandus de Claromonte zudem einen Bruder[59] des obengenannten Arnaldus de Claromonte, seit 1333 Bischof von Tulle.

Die Imbreviatur zeigt aber auch, daß Bertrandus de Claromonte sich wiederum nicht persönlich um die Inbesitznahme seiner eigenen Benefizien gekümmert, vielmehr ebenfalls die Möglichkeiten der Prokuration genutzt hat. Am 8. Januar 1332 bestellt er als Kanoniker der Kirche Saint-Paul-de-Fenouillet in der Diözese Alet drei Prokuratoren, um die Gelder aus dieser Pfründe in Empfang zu nehmen. Die Urkunde wird im Hause des Bernardus Stephani aufgesetzt und dieser findet sich auch unter den Zeugen.[60] Am 26. September 1333 setzt er zehn Prokuratoren für alle aktuellen und zukünftigen Anwartschaften ein, die er vom Papst bekommen hat oder noch bekommen sollte.[61] Wir erinnern uns an Magister Aymericus de Layraco: Das Prokurationssystem greift nicht nur da, wo höher- oder hochrangige Kleriker betroffen sind, sondern bereits auf niedrigerer Ebene, sofern die entsprechende Person wegen anderweitiger Verpflichtungen nicht persönlich *in partibus* residieren konnte.

Der zweite der Generalprokuratoren des Bernardus Stephani ist Magister Radulphus de Rupe, Kanoniker in Zamora, der explizit als Familiar des Notars belegt ist.[62] Radulphus tritt erstmals am 22. Ja-

---

[57] Ebd., fol. 358r–359v; 359v–360v; 361r–362v.

[58] Vgl. jedoch Albe (wie Anm. 10) S. 150: Albe nennt ihn als Familiar des Bernardus Stephani, freilich ohne einen Beleg beibringen zu können.

[59] Ebd. S. 150 nach E. Baluze, Historiae Tutelensis libri tres, Paris 1717, S. 193: *„Huius episcopi (Arnaldi de Claromonte) fratrem fuisse crediderim Bertrandum de Claromonte ...* ". Klammereinschub durch Albe.

[60] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 292v.

[61] Ebd., fol. 301v–302v.

[62] Joh. XXII. Nr. 60026.

nuar 1325 als Kleriker aus der Diözese Sarlat in Erscheinung, der die Pfarrkirche *de Albuga* in der Diözese Périgueux bekommen soll. Albe ordnet Radulphus in die Familie Laroque-Montamel ein, die mit der Familie des Bernardus Stephani in verwandtschaftlichen Beziehungen steht.[63] Ein Instrument vom 8. November 1332, das die Verpflichtungen aus einem Getreidegeschäft zwischen einem Johannes Gesta auf der einen, dem Papstfamiliar auf der anderen Seite festhält, verrät, daß Radulphus de Rupe *rector et gubernator hospitii reverendi ... domini Bernardi Stephani* gewesen ist, er also in der Hierarchie der *familia* eine bedeutende Position eingenommen hat.[64] Wie wichtig seine Stellung im Haus des Notars gewesen ist, geht auch aus Instrumenten hervor, die anläßlich der Abrechnungen zweier Pfründenadministratoren des Notars aufgenommen worden sind. Diese werden später noch näher vorgestellt werden,[65] an dieser Stelle deshalb nur soviel: In beiden Fällen erhält Radulphus das Mandat, die Abrechnungen bei Zweifeln an ihrer Korrektheit zu prüfen. Diese Beobachtungen, die für Radulphus eine zentrale Rolle in der Pfründenverwaltung seines Patrons nahelegen, werden dadurch bestätigt, daß er von den Konservatoren des Bernardus Stephani in sämtlichen *processus* als Subkonservator eingesetzt wird.[66] Abgesehen davon ist Radulphus de Rupe häufig als Zeuge[67] von Beurkundungen zugegen und tritt im zweiten Teil der Imbreviatur in drei Fällen als aktiver Exekutor päpstlicher Provisionen auf.[68] Darüberhinaus wird er durch seinen Patron

---

[63] Albe (wie Anm. 20) S. 114, 115 Anm. 7; Albe (wie Anm. 10) S. 151.

[64] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 305rv.

[65] Siehe unten S. 231.

[66] Zu der Konservatorie und den dazugehörigen *processus* siehe unten S. 243.

[67] Urkunden auf den ASV, Reg. Aven. 42, fol. 295r, 299r, 299rv, 299v, 301rv, 306v–307v, 308rv, 311r, 311r–313r, 322v–324v, 325r–326v (auch 331v–333r, zweifach registriert), 327r–328r, 329v–331r, 353r–354v, 369v–371v.

[68] Drei Exekutorenprozesse des Radulphus de Rupe sind in der Imbreviatur erhalten: Ebd., fol. 347r–348v, zu Joh. XXII. Nr. 59754, Prozess im Haus des Bernardus Stephani für Bertrandus de Romegeria, der auch als Zeuge in Urkunden des Petrus des Mossaco belegt ist; ASV, Reg. Aven. 42, fol. 366v–368r, zu Joh. XXII. Nr. 62822, Prozess im Haus des Bernardus Stephani für Itherius Fayditi, einen Verwandten des Bischofs Hugo von Carpentras; fol, 373v–376r, zu Joh. XXII. Nr. 63592, Prozess im Haus des Bischofs Arnaldus von Tulle für Raymundus de Burgo, einen Verwandten des Bischofs von Tulle.

Bernardus Stephani am 2. Sepember 1334 mit einer Pfarrkirche providiert, deren Kollation diesem als Propst *de Mesangeyo* an der Kirche von Chartres zusteht.[69]

Darüber hinaus ist Radulphus de Rupe auch in Diensten des Papstes und der Römischen Kirche nachweisbar. So bevollmächtigt Johannes XXII. ihn als *nuntius apostolice sedis*[70] am 4. Februar 1332 zur Entgegennahme des Treueids des Kölner Elekten Walram von Jülich und beauftragt ihn, ein Notarsinstrument über diesen Rechtsakt anfertigen zu lassen und dieses dem Papst zuzuschicken.[71] Bedenkt man, daß Bernardus Stephani selbst an der Aufnahme des Treueids des Grafen von Jülich an der Kurie beteiligt gewesen ist, so liegt nahe, daß die Wahl nicht zufällig auf dessen Familiar Radulphus gefallen ist.

Doch galt diese Reise des Franzosen nicht allein dem Elekten Walram von Köln, sondern umfaßte auch einen Auftrag seines Patrons, der ihn *ad partes Alamanie pro quibusdam suis negotiis prosequendis et explicandis* geschickt sowie ihn vor seiner Reise als seinen *procurator et vicarius generalis* zur Inbesitznahme der Einkünfte aus der Bonner Propstei eingesetzt hatte.[72] Vor Ort hat er jedoch offenkundig wider sein Mandat gehandelt und die Einkünfte aus der Propstei durch eine *concessio* an den Erzbischof Heinrich von Mainz abgetreten, obwohl der Notar ihm dies zuvor ausdrücklich verboten hatte. Nach seiner Rückkehr an die Kurie mußte Radulphus sich für sein Verhalten rechtfertigen und konnte zu seiner Verteidigung immerhin anbringen, daß man ihn bedroht hätte: *dubitans vehementer etiam ex veris similibus coniecturis et ex aliquibus verbis per aliquos in theutonico prolatis et per suum interpretem fidedignum sibi expositis, quod nisi fecisset eandem, aliaque sibi contegissent preiudicialia et periculosa etiam in persona sua.* Er habe die *concessio* in dem Glauben getätigt, daß mangels eines entsprechenden Mandats der Vertrag nichtig und etwaige Folgen leicht zu korrigie-

---

[69] Ebd., fol. 309v–310v.

[70] Sauerland, Urkunden 2, Nr. 2102. In diesem Schreiben empfiehlt Johannes XXII. seinen Gesandten den Bürgern von Köln.

[71] Sauerland, Urkunden 2, Nr. 2098, 2099.

[72] Sauerland, Urkunden 4, Nr. 843.

ren seien.[73] Doch sollten die subtileren Waffen der Jurisprudenz gegen die schiere Macht des Faktischen versagen. Zwar setzt Bernardus Stephani unmittelbar nach diesem Geständnis Radulphus als Prokurator für die Stelle in Bonn ab und seinen Verwandten Arnaldus de Podio ein, doch sollte es ihm nicht vergönnt sein, in den Besitz der Einkünfte aus der Propstei zu kommen: Er hat sie schließlich im Jahre 1335 an der Kurie resigniert.[74] Immerhin scheint der Fehlschlag am Rhein das Verhältnis zwischen Radulphus und Bernardus nicht dauerhaft beeinträchtigt zu haben, denn unser Generalprokuratorium folgt zeitlich auf diese Vorfälle.[75]

Auch für Radulphus de Rupe hat sich ein Instrument erhalten, durch das er Pfründenprokuratoren einsetzt. Am 17. Januar 1333 benennt er für seine Präbende an der Kirche S. Aviti Senioris in der Diözese Sarlat sechs Prokuratoren *ad petendum, exigendum et recipiendum fructus et iura prebende.*[76] Wie Bertrandus de Claromonte und Bernardus Stephani selbst war also auch Radulphus für das Kapitel, an dem er bepfründet war, ein eher virtuelles Mitglied, das allerdings ganz reale Einkünfte forderte.

Der dritte Generalprokurator des Bernardus Stephani ist Magister Hugo Masselerii. Er unterscheidet sich insofern von den Vorgenannten, als er in den päpstlichen Registern fast überhaupt nicht zu fassen ist. Ein Hugo *Massellarii*, Kleriker der Diözese Vaison bekommt am 28. August 1325[77] eine Expektanz auf ein Benefizium aus der Kollation des Bischofs von Mirepoix. Da Hugo in der Imbreviatur des Petrus de Mossaco als Kleriker aus der Diözese Vaison mit einer Pfarrkirche in der Diözese Mirepoix bezeichnet wird, spricht nichts dagegen, hier ein und dieselbe Person zu erkennen. Am 25. Februar 1328 erhält ein *Hugo Marcellarii* das Tabellionat.[78]

---

[73] Sauerland, Urkunden 4, Nr. 843.

[74] Ben. XII. Nr. 68; Sauerland, Urkunden 2, Nr. 2224; H. V. Sauerland (Hg.), Urkunden und Regesten der Rheinlande aus dem Vatikanischen Archiv, Bd. 3, Bonn 1905, Nr. 753.

[75] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 309v–310v.

[76] Ebd., fol. 297v.

[77] Joh. XXII. Nr. 23086.

[78] Ebd. Nr. 40508. Zeugnisse seiner Tätigkeit als Notar haben sich nicht erhalten.

Neben zahlreichen Nennungen als Zeuge,[79] die für ihn eine regelmäßige Anwesenheit im Haus des Bernardus Stephani belegen, enthüllt ein *Instrumentum venditionis bladi* vom 17. August 1333 seine Stellung als *administrator hospitii.* Außerdem setzt Radulphus de Rupe ihn am 16. Mai 1332 als Prokurator zur Führung eines Prozesses vor dem Offizial von Cahors ein.[80] Und auch Hugo Masselerii, für den weder eine Vielzahl von Pfründen noch eine hohe soziale Stellung geltend gemacht werden können, hat an dem System von Prokuratoren teilgenommen, das dem in Avignon residierenden Klerus seine Lebensform ermöglichte: Im Jahre 1334 benennt Hugo seinerseits drei Prokuratoren für die Inbesitznahme der Einkünfte aus der Pfarrkirche *de Spinosio*[81] in der Diözese Mirepoix.[82]

Bernardus Stephani verläßt sich bei der Erhebung und der Organisation seiner Finanzen also auf die Dienste von ihm wohlbekannten und nahestehenden Klerikern seiner unmittelbaren Umgebung. Bedenkt man die räumliche Streuung seines Pfründenkorpus, dazu seine Stellung an der Kurie als Kanzleinotar und Papstfamiliar, so liegt nahe, daß seine Möglichkeiten, sich persönlich um seine Einkommenserhebung und -verwaltung zu kümmern, begrenzt waren. Er war stattdessen auf die Mitwirkung anderer angewiesen, von denen die Genannten nur die Prominenteren gewesen sind. Es würde zu weit führen, jede einzelne Person vorzustellen, die in der Imbreviatur des Petrus de Mossaco als Prokurator für den Notar auftritt, denn die ganze Bedeutung des Prokurationssystems macht bereits eine einfache Addition deutlich: Zählt man alle Personen zusammen, die in dem erhaltenen Bruchstück der Imbreviatur des Petrus de Mossaco von Bernardus Stephani als Prokuratoren eingesetzt werden, so kommt

---

[79] Urkunden auf den ASV, Reg. Aven. 42, fol. 292r, 297v, 301rv, 302v–303r, 306v–307v, 321r–322v, 322v–324v, 325r–326v (auch 331v–333r, zweifach registriert), 327r–328r, 329v–331r, 347r–348v, 349r–350r, 350v–351v, 353r–354v, 354v–356r, 363r–365r, 366v–368r.

[80] Das Getreidegeschäft siehe ebd., fol. 303rv, das Prokuratorium ausgestrichen ebd., fol. 293v, mit dem Vermerk *grossatum est* ebd., fol. 294r.

[81] Zu dieser Pfarrkirche siehe Joh. XXII. Nr. 24870.

[82] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 306rv.

man auf 21 Stellvertreter in nicht ganz drei Jahren.[83] Die eigentliche Leistung eines vielbepfründeten Kurialen bestand also möglicherweise weniger in der erfolgreichen „Jagd" nach möglichst vielen Pfründen und Benefizien, als in der Organisation und Koordination ihrer Verwaltung und dem Aufbau einer Familienstruktur, die die Erledigung dieser administrativen Aufgaben auch ohne seine persönliche Beteiligung ermöglichte.

3. Doch zurück zu unserer Imbreviatur, die in Form zweier Abrechnungen seiner Administratoren für die Pfründen in Bayeux und Chartres einerseits, für diejenigen in Toledo und Huesca auf der anderen Seite, auch die Praxis der Pfründen- und Finanzorganisation des Bernardus Stephani zeigt. Obwohl die Abrechnungen der Administratoren Geraldus La Farga und Johannes de Caturco zeitlich vor dem genannten Generalprokuratorium liegen, läßt aufhorchen, daß als Zeugen dieser Urkunden ausgerechnet die Generalverwalter Bertrandus de Claromonte, Radulphus de Rupe und Hugo Masselerii anwesend sind. Beide Instrumente datieren zudem vom 24. März 1333; man möchte an Inventur im Hause Stephani denken. Der Abrechnungszeitraum umschließt für die Einkünfte aus Spanien die Jahre 1330 bis 1332, für diejenigen aus Frankreich die Jahre 1328 bis 1331. Da Abrechnungen dieser Art sich nur selten erhalten haben, seien sie hier näher vorgestellt.

Johannes de Caturco, Rektor der Kirche *de Mesengesio* in der Diözese Cahors, ist dem näheren, wenn nicht gar dem nächsten Umkreis des Bernardus Stephani zuzurechnen, ohne daß die Bezeichnung *familiaris* für ihn belegt wäre. Außer als Administrator des Notars für die Pfründen in Bayeux und Chartres ist er häufig als Zeuge in dessen Haus nachweisbar und wird von diesem als Prokurator für die Präsentation der päpstlichen Urkunden für Kanonikat und Präbende

[83] Radulphus de Rupe, Bertrandus de Claromonte, Hugo Masselerii, Arnaldus de Podio, Johannes de Caturco, Geraldus de La Fargua, Raymundus de Lanconia, Johannes Fabri, Petrus Siron, Bernardus Guinerii, Raymundus Delmoli, Guillelmus Figuerii, Gaufridus Siron, Robertus Mauritii, Ademarus de Reverello, Raynaldus de S. Asterio, Bertrandus de Engolisma, Helia Pelegrini, Symon Ademari, Raymundus Gasberti, Petrus de Murato.

in Coutances eingesetzt.[84] Geraldus La Farga ist explizit als Familiar[85] des Bernardus Stephani belegt und dessen Administrator für die *sacristia*, Kanonikat und Präbende in Huesca sowie für Kanonikat und Präbende in Toledo. In der Imbreviatur wird er als Rektor der Kirche *de Salis* in der Diözese Sarlat bezeichnet, mit einiger Wahrscheinlichkeit als Ergebnis einer päpstlichen Expektanz.[86] Eine päpstliche Provision am 1. Februar 1328[87] verhilft ihm zu Kanonikat und Präbende an der Kirche Mehun-sur-Yèvre in der Diözese Bourges, als deren Kanoniker er 1333 in einer Urkunde zur Befreiung von der Residenzpflicht erwähnt wird.

Johannes de Caturco hat im Mai des Jahres 1328 die Administration der Präbenden und der Propstei in Bayeux bzw. Chartres erhalten und seitdem, das heißt bis zum Beginn des Jahres 1333, innegehabt. Das Instrument dokumentiert den Inhalt wie auch die physische Übergabe der Rechnungen, die Johannes über die Einkünfte aus den einzelnen Jahren angefertigt hat. Außerdem enthält es den Eid des Administrators auf die Richtigkeit seiner Angaben – für die er und seine Erben im Falle des Nichtzutreffens mit ihren persönlichen Gütern haften. Darüber hinaus setzt Johannes Prokuratoren ein, die nicht nur seine Rechnungen überprüfen, sondern im Falle von Unregelmäßigkeiten diese auch dem Auditor der päpstlichen Kammer mitteilen sollen, der mit kirchlichen Zensuren gegen den Administrator vorgehen kann. Zuletzt quittiert Bernardus Stephani den vollständigen Erhalt der Gelder und nimmt von jeglichen weiteren Forderungen Abstand.

Die Abrechnung über die Einkünfte aus Spanien ist von diplomatischer Seite identisch, doch bleibt Geraldus La Farga die Summe von 372 $^1/_2$ Floren schuldig. Geraldus hat die Administration der Stellen am 8. Juli 1330 übernommen und seither inne, doch konnten die Einkünfte aus der Präbende in Toledo für das Jahr 1332 noch nicht abgerechnet werden, *que non fuit computata.* Auch Geraldus setzt Prokuratoren ein, die seine Angaben überprüfen und ihn gegebenenfalls zur Rechenschaft ziehen können; er wählt dazu dieselben Perso-

[84] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 308r–309r. Siehe auch unten S. 240.
[85] Joh. XXII. Nr. 60026.
[86] Ebd. Nr. 22588.
[87] Ebd. Nr. 40278.

nen wie Johannes de Caturco, nämlich den wohlbekannten Radulphus de Rupe, Raymundus Martelli,[88] Marchius de Venetiis[89] und Philippus de Prato.[90]

Aus den Instrumenten ist nicht zu entnehmen, ob Johannes de Caturco oder Geraldus La Farga selbst vor Ort die Erhebung der Gelder erledigt haben oder ob sie dafür wiederum Prokuratoren einsetzten und deren Arbeit verwalteten. Auch finden sich in keinem der beiden Instrumente Hinweise auf die etwaige Inanspruchnahme von Handelshäusern zur Überweisung der Gelder.[91]

---

[88] Er ist Notar der päpstlichen Kammer, ASV, Reg. Aven. 42, fol. 303v. Siehe auch Göller (wie Anm. 17) S. 565; K. H. Schäfer, Die Ausgaben der apostolischen Kammer unter Johannes XXII., nebst der Jahresbilanzen von 1316–1378, Vatikanische Quellen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung 1316–1378 2) Paderborn 1911, S. 507, 541, dort als *R. Marcelli.*

[89] Ein Mag. Marchius de Venetiis zahlt der päpstlichen Kammer für den Erzbischof Johannes von Korfu zusammen mit dem Kaufmann Cambinus Camrini *de societate Azaialorum* (Acciaiouli) am 25. Oktober 1332 150 Florenen, Göller (wie Anm. 17) S. 265. Im Jahre 1326 ist er Prokurator des Bischofs von Huesca, er zahlt 550 Florenen ein, ebd. S. 189.

[90] Dieser ist in den päpstlichen Registern nicht nachzuweisen.

[91] Die Forschungen von Y. Renouard zu der Beteiligung von Handels- und Bankhäusern an den Finanztransfers der Kurie von Avignon legen nahe, daß auch keine Händler zum Transfer der Gelder in Anspruch genommen wurden. In Spanien verhinderte besonders die mangelnde wirtschaftliche Entwicklung ihren Einsatz, da die Iberische Halbinsel abseits der großen Städte kaum in den Fernhandel involviert war. Allein für das Königreich Aragón lassen sich Zahlungen an die Kurie nachweisen, die über Fernhändler abgewickelt worden sind. Doch: „De toute façon, les revenues aragonais du Saint Siège ne sont jamais confiés aux grand banques florentines". Eher noch wagten die Kollektoren persönlich den Weg über die Pyrenäen oder sicherten sich die Dienste von lokalen Händlern, z. B. in Montpellier, Y. Renouard, Les relations des papes d'Avignon et des compagnies commerciales et bancaires de 1316 à 1378, Paris 1941, S. 160–163, Zitat S. 162. Auch die Einnahmen der Kurie aus Frankreich werden im Pontifikat Johannes' XXII. noch vor allem ohne die Hilfe der Handels- und Bankhäuser transferiert, wenn auch aus anderen Gründen: „La raison de cette indifférence à l'emploi des banquiers en France, tant de la part des collecteurs et des prélats quo de celle du pape, doit être cherchée dans le double fait que la France est précisement le pays le plus proche d'Avignon, ..., et qu'elle est aussi la seule région d'Europe où la puissance de la monarchie rende les routes relativement sûres." Ebd. S. 127.

Es lohnt sich, die Einkünfte des päpstlichen Notars für den erwähnten Zeitraum und aus den genannten Pfründen aus der Nähe zu betrachten.

Einkünfte aus Bayeux und Chartres 1328–1331[92]

[1328] *Et primo de praepositura de prima annata videlicet xxviii anni reddidit conpotum et rationem de ducentis lx florenos cum dimidio*
Item de prebenda Carnoten. eodem anno xlvi florenos
Item de prebenda Baiocen. eodem anno Cxix florenos cum dimidio

[1329] *Item de xxix annata reddidit conpotum et rationem de dicta praepositura quod valuit cccxxi florenos vi denarios*
Item pro una emenda lxxx florenos
Item prebenda Carnoten. eodem anno valuit lxii florenos cum dimidio
Item prebenda Baiocen. eodem anno centum nonaginta vii florenos cum dimidio

[1330/1] *Item fuit data praepositura praedicta ad firmam ad duos annos, videlicet tricesimo et tricesimo primo annis pro praedictis octingentorum florenos et lxxii cum dimidio*
Item prebenda Carnoten. pro duobus annis predictis pro(!) c lxxx florenos cum tribus solidis
Item prebenda Baiocen. pro duobus annis predictis ccc lxxxiiii florenos

Einkünfte aus Toledo und Huesca 1330–1332[93]

[1330] *Et primo de canonicatu et praebenda Tholetan. cum praestimoniis de prima annata ... reddidit compotum et rationem quod (!) deductis omnibus expensis valuerunt ducentos florenos minus tres florenos.*
Item sacristia Ossen. cum prebenda eodem anno quingentos quinquaginta unum florenos iiii denarios iaquen.

[1331] *Item de xxxi annata reddidit compotum et rationem de dictis canonicatu et prebenda cum praestimoniis Tholetan., quod valuit ducentos octingentos*[94] *et quinque florenos*
Item sacristia Ossen. cum prebenda eodem anno centum septuaginta sex florenos ii solidos iiii denarios

---

[92] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 301r.
[93] Ebd., fol. 306v–307r.
[94] Ms: *octoigentos.*

[1332] *Item de xxii annata reddidit compotum et rationem de dictis sacristia et prebenda Ossen. quod valuit centum quadraginta tres florenos minus tres denarios*
Restat autem annata anni xxxii de canonicatu et praebenda Tholetan., que non fuit computata.

Deutlich wird aus diesen Dokumenten vor allem, daß die endgültigen Einkünfte von Jahr zu Jahr stark schwanken konnten, so daß Bernardus Stephani, der immerhin sein Leben von diesen Zahlungen bestreiten mußte, mit einer regelmäßigen Zahlung in gleichmäßiger Höhe nicht rechnen konnte. Zwar wird man bei der Höhe der Einkünfte für das jeweils erste Jahr möglicherweise anerkennen müssen, daß es sich, wie bereits erwähnt, nur um die Zahlungen für die verbleibenden Monate des Jahres ab Mai bzw. ab Juli handelt. Vergleicht man jedoch die Einkünfte aus der Propstei in Chartres für das Jahr 1329, 321 Florenen und 6 Denare, mit den Einkünften für die Jahre 1330 und 1331, die gemeinsam abgerechnet wurden, 872 $^1/_2$ Floren, so wird man konstatieren müssen, daß die Einkünfte aus 1329 im Vergleich knapp ausgefallen sind. Gleiches gilt für die Präbende in Chartres, die 1329 ganze 62 Florenen einbringt, in den zwei darauffolgenden Jahren jedoch annähernd das Dreifache, 180 Florenen. Recht stabil sind hingegen die Einkünfte aus Bayeux für diese Zeit. Dramatischer verhält es sich mit der *sacristia* von Huesca. Bringt diese im Jahr 1330 551 *florenos iiii denarios iaquenses* ein, so reduzieren sich diese Einkünfte in den beiden Folgejahren zunächst auf 176, dann auf 143 Florenen.[95] Die Quellenlage ist in diesem Falle zu dünn, als daß sich der Grund für die sehr hohe Zahlung aus dem Jahr 1330 erkennen ließe.[96] Doch divergieren noch die Einkünfte aus den beiden folgen-

[95] Zum Floren als der am häufigsten benutzten Währung der päpstlichen Kammer siehe Weiß (wie Anm. 15) S. 57–64. Ein Überblick über die Währungen, die sich in den Rechnungsbüchern der Kurie finden und ihren Wert im Vergleich zum Floren bei Schäfer (wie Anm. 88) S. 38–131, über die Münze des Königreichs Aragón S. 94*f.

[96] Ebd. S. 94* auch das Verhältnis der spanischen Münze aus Aragón im Vergleich zum Goldfloren. Der Florentiner Floren und der Floren des Königreichs Aragón scheinen demnach von ähnlichem Wert gewesen zu sein. Leider bleibt dunkel, ob hier in der sozusagen ‚offiziellen' Rechnungswährung der Kurie von Avignon, dem Florentiner Goldgulden, oder der tatsächlichen Währung des spanischen Königreichs abgerechnet wird.

den Jahren um 33 Florenen, betragen die Einkünfte aus dem Jahr 1332 nur etwas mehr als 81% jener aus 1331.

Die Gründe für diese Unterschiede würde man am Ort der Pfründe und in der Amtsausübung der Administratoren suchen müssen, denn aus unseren Imbreviatureinträgen gehen diese Informationen nicht hervor. Doch lassen diese Beobachtungen die gern gescholtene „Pfründenjagd" als geradezu notwendig erscheinen: Bernardus Stephani konnte nicht nur nicht wissen, was seine Pfründen ihm tatsächlich einbringen würden, sondern war zusätzlich auf die Ehrlichkeit und die Fähigkeiten seiner Stellvertreter angewiesen. Auch wenn zu vermuten ist, daß er sich als Inhaber der Pfründen auch die Ausgaben des Administrators hat minutiös darlegen lassen, so war der Schritt zu betrügerischer Bereicherung doch nicht groß.[97] Die Bestellung von Prokuratoren zur Rechnungsprüfung wie auch die Sanktionen in Form von Kirchenstrafen verraten die Versuchung, den Besitzer der Stelle um den einen oder anderen Floren zu betrügen. Außerdem konnte es, wie im Falle des Geraldus La Farga, der seinem Patron mehr als 370 Florenen schuldig blieb, dazu kommen, daß Gelder nicht umgehend an den Patron ausgezahlt wurden. Im schlimmsten Falle führte das Versagen des Administrators dazu, daß der Pfründinhaber überhaupt keine Gelder aus seiner Pfründe bekam, wie das Protokoll des Radulphus de Rupe zeigt.[98] Doch war das Prokurationssystem in dieser Zeit zur Pfründenverwaltung das Mittel der Wahl, auch da es zum Finanztransfer in Europa noch kein flächendeckendes Netz von Banken gab.

Anhand der Imbreviatur des Petrus de Mossaco läßt sich auch die Finanzorganisation für die Einkünfte des Notars aus Bonn erken-

[97] Vgl. auch Weiß (wie Anm. 15) S. 42 über die Praxis der päpstlichen Einkäufer, sich bisweilen „geringfügig zu ... [ihren] Gunsten" zu verrechnen oder sich über die Münzqualität Vorteile zu verschaffen, S. 61; Siehe auch G. Mollat, Procès d'un collecteur pontifical sous Jean XXII et Benoît XII, VSWG 6 (1908) S. 210–227, besonders 216f.

[98] Auch für die Verwaltung des Pfründenpools des Kardinals Pietro Colonna hat A. Rehberg beachtliche Differenzen zwischen erwarteten und tatsächlichen Einnahmen feststellen können: „Hier [sc. die Einkünfte aus Pfründen in den Marken] rechnete der Kardinal mit 600 fl. Jahreseinkünften. Tatsächlich erhielt der Kardinal aber real über die Jahre kaum etwas aus seinen 13 Bischofssitzen, obwohl seine Prokuratoren nicht unbeträchtliche Einnahmen einzo-

nen, die die praktischen Probleme des Geldtransports offenbart. Wie oben bereits dargestellt, hatte Bernardus Stephani zunächst seinen Familiar Radulphus de Rupe an den Rhein geschickt, damit dieser dort die Inbesitznahme der Einkünfte aus der Propstei von St. Cassius in Bonn betreibe. Der Versuch scheiterte, der Notar entzog seinem Mitarbeiter das Mandat und setzte Arnaldus de Podio, *canonicus de Vicano nosterque consanguineus*, als seinen Prokurator und Vikar ein, um die Fehler des Radulphus rückgängig zu machen.[99] Etwa acht Monate später, am 12. Mai 1334,[100] setzt Petrus de Mossaco ein weiteres Instrument in dieser Sache auf. Bernardus Stephani teilt mit, daß Arnaldus de Podio einen Johannes *dictus Vidrinas* nach Bonn geschickt habe, um die Gelder zu erheben und zu überstellen,[101] die Bernardus aus der Stelle zustehen. Da man in Avignon um die Sicherheit des Gesandten fürchtet, setzt man zu seiner Unterstützung *nobilem virum Galhardum de Vertiolio, servientem armorum regium consanguineumque nostrum dilectum, procuratorem specialem*, ein.[102] Die Entgegennahme und der Transport der Einkünfte aus dieser weit entfernten Diözese wird also wiederum durch den Pfründinhaber selbst bzw. in seinem Namen organisiert. Am Beispiel dieser Pfründe aus dem Kölner Raum werden außer den juristischen Problemen mit dem Kapitel vor Ort auch die Gefahren des Weges greifbar, die die tatsächliche Auszahlung der Einkünfte an den Besitzer der Pfründe beschweren, wenn nicht gar vereiteln konnten: Man bestellt einen bewaffneten Laien zur Unterstützung und Sicherung des Boten. Eine Überweisung der Gelder, etwa durch Händler in Köln, war offenbar auch in diesem Falle noch nicht möglich.[103]

---

gen. ... Der Grund für dieses Mißverhältnis waren Schwierigkeiten bei den Geldtransfers und offenbar auch die mangelnde Zuverlässigkeit der Bevollmächtigten des Kardinals." Rehberg (wie Anm. 35) S. 118f.

[99] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 295r: *constituerimus procuratorem et vicarium in spiritualibus et temporalibus generalem.*

[100] Ebd., fol. 306r.

[101] Ebd.: ... *pro recolligendis ac exhigendis certis fructibus et proventibus nobis debitis pro prepositura predicta et in pecunia nobis per eum defferenda ...*

[102] Sauerland, Urkunden 4, Nr. 844, 845.

[103] Laut Renouard war Zentral-, Nord- und Osteuropa „plus éloignée encore d'Avignon que les Iles britanniques", was, zum Beispiel wegen der Gefahren des Weges, diese Gebiete eigentlich für den Einsatz von Handelskompanien zum

Unsere Imbreviatur verrät aber noch mehr über das Prokurationssystem. Von Arnaldus Verolli de Podio, Prokurator des Notars für die Propstei von Bonn, wird in dem oben genannten Instrument gesagt, daß er sich mit Bernardus Stephani in Avignon aufhalte[104] und wie bereits erwähnt, benennt er für die Erhebung der Einkünfte aus Bonn einen Stellvertreter, nämlich Johannes *dictus Vidrinas*. Wir sehen also einen Pfründenprokurator, der sich wiederum selbst vertreten läßt. Für diese Praxis gibt es in der Imbreviatur weitere Beispiele, darunter eines, in das ebenfalls Arnaldus de Podio involviert ist. Es sei hier vorgestellt. Am 6. September 1332 setzt er sieben Generalprokuratoren für die *prosecutio* jeder päpstlichen *gratia* ein, die er schon hat oder noch bekommen soll, zum Beginn des Exekutionsprozesses und zur Einführung in die Stelle, schließlich zur Entgegennahme der Einkünfte und zur Führung eines Gerichtsprozesses. Wie in dem Generalprokuratorium des Bernardus Stephani, so erhalten auch die Prokuratoren des Arnaldus de Podio die Erlaubnis, selbst Subprokuratoren einzusetzen. Nach der „Summa Notariae" des Johannes von Bologna gehört diese zu den Vollmachten, die ein *speciale mandatum* erfordern, also über die gewöhnlichen Befugnisse eines Prokurators hinausgehen.

Direkt im Anschluß an das bereits vorgestellte Instrument befindet sich in der Imbreviatur des Petrus de Mossaco eine *substitutio procuratoris*, die sich – mit einem Körnchen Ungewißheit – auf das vorhergehende Prokuratorium bezieht. Das Subprokuratorium wurde am 5. November 1332 im Haus des Bernardus Stephani aufgesetzt. In dieser Urkunde ernennt *Radulphus de Rupe procurator et procuratorio nomine domini Arnaldi Verolli de Podio* Subprokuratoren, denen er *universa et singula que dictus dominus Radulphus habet in man-*

Transport von Geldern prädestinierte. Allerdings gab es, außer in der Rheinschiene mit den drei Erzbistümern Mainz, Köln und Trier, in diesen Gegenden wenig zu handeln, also auch keine Handelshäuser. Der Transport der Gelder wollte also selbst organisiert werden. Doch selbst in den deutschen Metropolen am Rhein waren die italienischen Banken nicht präsent, „Les collecteurs et sous-collecteurs les portent parfois eux-mêmes à Avignon, parfois les remettent à des tièrs." Renouard (wie Anm. 91) S. 139.

[104] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 306r: ... *Arnaldus de Podio ... remisisset de civitate avinionense, ubi nobiscum manebat ...*

datis überträgt, *transferens in eos et eorum quemlibet ... vices suas donec eas ad se duxerit revocandas.* Das Instrument gibt den genauen Wortlaut oder Inhalt des ursprünglichen Prokuratoriums nicht wieder, zitiert stattdessen die Anfänge und Enden der zweiten, sowie der beiden letzten Zeilen, darunter auch das Datum. Auch diese Urkunde ist durch Petrus de Mossaco aufgenommen worden. Die Textzitate passen durchaus auf das vorhergehende Prokuratorium, allerdings ist als Datum des Originalprokuratoriums ebenfalls der 5. November 1332 angegeben, wo der 6. September 1332 zu erwarten wäre. Das Imbreviaturbuch des Petrus de Mossaco enthält keine andere Urkunde vom 5. November 1332, auf die dieses Subprokuratorium sich beziehen könnte, was dem fragmentarischen Charakter des Buches geschuldet sein mag. Jedoch ist nicht auszuschließen, daß der Schreiber sich bei der Datierung geirrt und statt des Datums des Originalinstruments das Tagesdatum eingetragen hat.

Die beiden Fälle zeigen aber: Die Subprokuration wurde genutzt, sie ist mehr als nur eine Formel im Prokurationsinstrument, vielmehr eine weitere Stufe im Prokurationssystem. Der ursprüngliche Prokurationsauftrag, unter anderem an Radulphus de Rupe, geht von Arnaldus de Podio aus. Die nächste Stufe bilden die Subprokuratoren, die von den Prokuratoren beauftragt werden. Bei diesen Subprokurationen ist wiederum eine große Menge von Personen involviert: So ernennt Radulphus de Rupe seinerseits acht Stellvertreter. Von diesen ist nicht ein einziger in den päpstlichen Registern nachzuweisen, möglicherweise ein Hinweis darauf, daß diese Kleriker tatsächlich *in partibus* ansässig gewesen sind. Auch dieser Befund verdeutlicht die zentrale Stellung des Prokurationssystems im Kontext des päpstlichen Provisionswesens. Das spätmittelalterliche Provisions- und Pfründensystem ruht, zumindest wo es den nichtresidierenden Klerus betrifft, auf einem durchaus mehrstufigen System der Prokuration.

Lag der Schwerpunkt der Beobachtungen bis zu diesem Punkt auf Aspekten der Pfründen- und Finanzverwaltung per Prokuration, so sollen nun einige Beobachtungen zur Praxis der Prokuration an der Kurie folgen. Dabei soll es nicht um Kurienprokuratoren gehen, also jene Personen, die sich um die Einreichung der Suppliken in der Kanzlei kümmerten. Vielmehr gilt die Aufmerksamkeit jenen Abläu-

fen, die unmittelbar auf den Erhalt der päpstlichen Urkunden folgten und die der Umwandlung des *tenue ius* in ein *ius ad rem* und schließlich der tatsächlichen Inbesitznahme der Pfründe dienten. Es wird sich zeigen, daß diese Vorgänge gleichermaßen durch Stellvertretung bestimmt gewesen sind.

Im Jahr 1334 wird Bernardus Stephani mit Kanonikat und Präbende an der Kirche von Coutances providiert,[105] die frei geworden sind, nachdem der päpstliche Familiar Guillelmus de Soyris[106] mit einem anderen Kanonikat an dieser Kirche providiert worden war.[107] An diesem Beispiel wird greifbar, wie das weitere Vorgehen nach dem Erhalt der päpstlichen Provisionsurkunde ausgesehen hat. Die päpstliche *gratia* ist auf den 20. Mai 1334 datiert und das Prokuratorium zur Inbesitznahme der Pfründe wurde bereits fünf Tage später, am 25. Mai, aufgesetzt.[108] Des weiteren enthält das Notarsregister auch den *processus* des aktiven Exekutors an der Kurie, in diesem Falle Bischof Valascus von Porto, vom selben Tag.[109]

Das Prokuratorium wurde *in hospitio habitationis Bernardi Stephani* in Anwesenheit des päpstlichen Notars aufgenommen. Als seine Stellvertreter wählt er Petrus Siron, *vicarius maioris altaris* an der Kirche von Coutances, sowie Gaufridus Siron, Magister Robertus Mauritii und Ademarus de Reverello, die als *domicelli* aus der Diözese Limoges bezeichnet werden, und die in der Imbreviatur des Petrus de Mossaco wie auch in den päpstlichen Registern nicht weiter feststellbar sind. Dies trifft auch für Guillelmus Figerii zu, Rektor der Pfarrkirche *Dalps* in der Diözese Toulouse. Daneben werden jedoch noch drei weitere Prokuratoren eingesetzt, für die dies nicht gilt, nämlich Magister Bernardus Guinerii, *notarius poenitentiarie domini pape*, der bereits bekannte Johannes de Caturco[110] sowie Raymundus Del-

---

[105] Joh. XXII. Nr. 63181; Prozess ASV, Reg. Aven. 42, fol. 369v–371v; Prokuratorium ebd., fol. 308rv.

[106] Ebd. Nr. 57309.

[107] Ebd. Nr. 62923.

[108] ASV, Reg. Aven. 42, fol. 308 rv.

[109] Ebd., fol. 369v–371v.

[110] Mit seinen Abrechnungen für Bayeux und Chartres und nun der Umsetzung der *gratia* für Coutances, einer Nachbardiözese von Bayeux, möchte man in Johannes de Caturco den Verantwortlichen des Notars für seine Pfründen in

moli,[111] die auch an anderer Stelle in unserer Imbreviatur auftreten. Die Prokuratoren erhalten die Erlaubnis zu solidarischem[112] Vorgehen und zur Einsetzung von Subprokuratoren.[113]

Bernardus Stephani gibt die Inbesitznahme von Kanonikat und Präbende in Coutances durch dieses Prokuratorium aus der Hand. Das Mandat der Prokuratoren umfaßt sowohl die Präsentation der Urkunden bei den Exekutoren wie auch die Vorlage des *processus* bei Bischof und Kapitel von Coutances, zudem die Aufnahme des Providierten als Mitglied des Kapitels, die Erhebung und Einnahme der Einkünfte aus dieser Stelle sowie die *quitatio* des Erhalts derselben. Daneben gehört zu ihren Pflichten die Einsetzung von einem oder mehreren Vikaren, Klerikern oder Administratoren, *secundum quod ipsis vel eorum alteri videbitur expedire.* Sollte es notwendig werden, ist es ihnen gestattet, einen Prozess anzustrengen, und *generaliter ad omnia alia faciendum et excercendum, que in premissis et ratione premissa neccessaria fuerint seu etiam oportuna, et que veri et legitimi procuratores facere possunt, et que idem constituens faceret et facere posset si personaliter interesset, etiam si manda-*

Nordfrankreich sehen. Aber dies ist angesichts des Mangels an weiteren Belegen zunächst nicht mehr als eine Vermutung.

[111] Raymundus ist als Zeuge im Haus des Bischofs Arnaldus von Tulle belegt, ebd., fol. 366v; 378v; 379r.

[112] Ebd., fol. 308v: *dans et concedens eisdem procuratoribus suis et cuilibet eorum insolidum generalem administrationem ..., promittens se ... firmum habere ... quicquid per dictos procuratores suos vel eorum alterum ... factum fuerit in premissis.* Vgl. CIC, VI 1,14,8: *Quum plures sub illa forma: „ut omnes, aut duo, vel unus eorum mandatum apostolicum exsequantur," aut alia consimili iudices vel exsecutores a sede apostolica deputari contingit: ipsorum quilibet iniunctum potest libere adimplere mandatum. Porro, uno eorum negotium inchoante commissum, alii nequibunt se ulterius intromittere de eodem, nisi vel infirmitate vel alia iusta causa illum contingeret impediri, aut si nollet, vel malitiose in eo procedere recusaret. Iurisdictione vero perpetuata mandatore vivente, per unum, eo casu, quo potest, ex iudicibus delegatis perpetuata intelligitur quod omnes.* J. B. Sägmüller, Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts, Freiburg i. Br. [4]1925, S. 431f. Zur solidarischen Delegation siehe auch G. May, Konservatoren der Universitäten und Konservatoren der Universität Erfurt im hohen und späten Mittelalter, ZRG kan. Abt. 80 (1994) S. 99–249, hier S. 191f.

[113] Ebd., fol. 308v.

tum exhigat speciale. Bernardus Stephani verpflichtet sich, *ratum, gratum et firmum habere ... quicquid per dictos procuratores ... factum fuerit in premissis ... seu etiam procuratum.*[114] Die große Zahl von Prokuratoren mag sich dadurch erklären, daß ein Teil von ihnen – zu denken wäre z. B. an Petrus Siron – *in partibus* die Inbesitznahme der Pfründe betreiben sollte, während die übrigen Stellvertreter sich um die Verwaltung dieses Vorgangs an der Kurie kümmerten.

Ist dieses Instrument noch in Anwesenheit des Protonotars aufgesetzt worden, so werden die päpstlichen Urkunden zum Beginn des *processus* durch den aktiven Exekutor, Bischof Valascus von Porto, nur noch *ex parte Bernardi Stephani* vorgelegt. Die Imbreviatur verrät leider nicht, welcher bzw. wieviele der zuvor eingesetzten Prokuratoren diese Aufgabe übernommen haben. Valascus von Porto prüft die Urkunden – Provision wie Exekutoria – auf ihre diplomatische Korrektheit, läßt den Inhalt dokumentieren und weist auf neuerliches Mandat durch den ungenannten Prokurator Bischof und Kapitel von Coutances zur Aufnahme des Bernardus Stephani bzw. seines Stellvertreters als Domkanoniker an. Sodann zieht der Bischof sich aus dem weiteren Vorgang der Exekution der Provision und der Einführung des Providierten zurück und setzt an seiner Stelle Subexekutoren ein.[115]

Welche Rolle spielte nun der kuriale Providierte, in diesem Falle Bernardus Stephani, bei der Umsetzung der päpstlichen Provision und der *assecutio* seiner Pfründe? Kurz gesagt: keine große. Unmittelbar beteiligt ist er nur bei der Bestellung seiner Prokuratoren, während der Rest des Vorgangs ohne seine persönliche Mitwirkung abläuft. Zu betonen ist das dargestellte mehrstufige Schema der Stellvertretung, denn für die Präsentation und Umsetzung päpstlicher Provisionsurkunden scheint es grundlegend.

---

[114] Zitate ebd., fol. 308rv.

[115] *Ceterum cum in premissis omnibus et singulis exequendum quo ad presens diversis in romana curia occupatis negotiis nequeamus personaliter interesse, venerabilibus viris dominis decano christianitatis, priori ordinis predicatorum constancien, Guidoni de Calmps canonico Nivernen et discretis viris de Treleyo, de Menloberto (?), Sancti Laurencii de Radulphi villa ecclesiarum rectoribus ... constancien diocesis ....* Ebd., fol. 371r.

Doch nicht nur für die Vorlage der Reskripte bei den Exekutoren und *in partibus*, auch für die Exekution von Konservatorien zum Schutz von Klerikern und ihrer Rechte an ihren Pfründen[116] sind die Möglichkeiten von Prokuration und Subprokuration zentral. Für Bernardus Stephani ist in den päpstlichen Registern eine solche Konservatorie überliefert,[117] in der der Bischof Hugo von Carpentras, der Abt des Klosters Marcillac und der Propst von Köln, Bindus de Senis, als seine *judices conservatores* eingesetzt werden. In der Imbreviatur des Petrus de Mossaco hat sich nun der Vorgang erhalten, der sich an die Erwirkung der päpstlichen Urkunde unmittelbar anschloß. Auf fol. 376r–386v[118] findet sich eine Serie von *processus* des aktiven Konservators, Bischof Hugo von Carpentras, in denen dieser sich an die diversen Institutionen wendet, in denen Bernardus Stephani bepfründet ist: den Erzbischof von Köln sowie Propst und Kapitel von Bonn,[119] den Bischof, den Dekan und das Kapitel von Saintes,[120] den Prior und das Kapitel von Saint-Caprais in Agen,[121] den Bischof und das Kapitel von Bayeux,[122] den Bischof und das Kapitel von Chartres,[123] den Erzbischof und das Kapitel von Toledo[124] sowie den Bischof, den Dekan und das Kapitel von Huesca.[125] Daneben findet sich

---

[116] Rehberg (wie Anm. 35) S. 31; May (wie Anm. 112) S. 99–248, zum Rechtscharakter der Konservatoren S. 181–201. Dort besonders zu Subdelegation und über die Empfänger der Gewalt S. 192 ff. „Die Delegierten [sc. delegierten Richter] mußten [...] Bischöfe, Dignitäre oder Inhaber von Personaten an Dom- oder Stiftskirchen, Domkanoniker, Äbte, Generalvikare oder Konventualprioren sein. Diese Vorschriften galten auch für Konservatoren. Doch traf Bonifaz VIII. eine Einschränkung; er ließ bloße Domkanoniker nicht als Empfänger von Konservatorien zu." Zitat S. 193.

[117] Joh. XXII. Nr. 63494.

[118] Die letzte dieser Urkunden bricht auf ASV, Reg. Aven. 42, fol. 386v unvollständig ab.

[119] Ebd., fol. 376r–378r.

[120] Ebd., fol. 378v.

[121] Ebd., fol. 379r.

[122] Ebd., fol. 379v.

[123] Ebd., fol. 380r–381v. Dieser *processus* ist offenbar als bloßes Formular in die Imbreviatur aufgenommen worden. Die Namen sind nachträglich eingetragen worden oder fehlen im Falle der Subkonservatoren völlig.

[124] Ebd., fol. 384r–385v.

[125] Ebd., fol. 385v–86v. Dieser ist unvollständig.

noch das Bruchstück eines solchen Prozesses, in dem sich Hugo von Carpentras an alle Vorgenannten auf einmal wendet,[126] sowie ein ausgestrichenes Fragment an den Bischof und das Kapitel von Bayeux, in dem der päpstliche Kanzleinotar Bindus von Senis als aktiver Konservator fungiert.[127] Dieses Fragment verdeutlicht auch, daß die Beauftragung des Propstes von Köln nicht ursächlich mit den Pfründen des Notars in der Diözese Köln in Verbindung zu bringen ist.

Der diplomatische Aufbau dieser *processus* gleicht demjenigen eines Exekutorenprozesses. Nach Prüfung und Wiedergabe des Inhaltes der päpstlichen Urkunden folgt die Aufforderung im Namen des Pfründeninhabers zur Exekution der *litterae*, sodann das entsprechende Instrument des Konservators, in dem er seine Subkonservatoren einsetzt und ihnen seine *potestas* überträgt. Ebenso wird der zukünftige Verbleib von Reskript und Prozeß in der Hand des zu Schützenden oder seines Prokurators verfügt.[128]

Die Wahl der eingesetzten Subkonservatoren zeigt die bereits angedeutete[129] Differenzierung der Stellvertreter in solche, die der Kurie von Avignon zuzuordnen sind, und solche, die *in partibus* vermutet werden dürfen.[130] Für die Pfründe in Bonn fällt besonders die große Zahl der Stellvertreter auf, die Hugo von Carpentras anstelle seiner selbst einsetzt und von denen einige schon als Familiaren oder Angehörige des Hauses des Kanzleinotars bekannt sind: Bertolminus de Carcano,[131]

---

[126] Ebd., fol. 382r. In diesem *processus* ist auch die Kathedrale von Cahors erwähnt, wo Bernardus Kanonikat, und Präbende sowie den Archidiakonat Figéac innehat. Das entsprechende Instrument für diese Pfründe fehlt.

[127] Ebd., fol. 378r.

[128] Ebd., 42, fol. 377v.

[129] Siehe oben S. 242.

[130] Eine Ausnahme scheinen die *processus* für Toledo und Huesca zu bilden, da das benannte Personal in diesen Fällen identisch mit den Subkonservatoren für die Pfründe in Bonn ist. Da die Praxis, ausschließlich Subkonservatoren aus geographisch weit entfernten Gebieten zu wählen, sich anhand der übrigen Prozesse für Bernardus Stephani nicht bestätigen läßt, ist hier ein Versehen des Schreibers zumindest nicht auszuschließen. Die Quellenlage ist zu schmal, als daß die Beobachtung, daß deutsche Subkonservatoren für spanische Pfründen eingesetzt werden, zu einem generellen Urteil führen könnte.

[131] Beltraminus de Carcano, vgl. Joh. XXII. Nr. 60412: *advocatus in Romana curia*. Seine gesamte Pfründenkarriere bei Rehberg (wie Anm. 35) S. 438f.,

Raymundus de Salgis,[132] Bertrandus de Claromonte, Guillelmus de Petrilia, Radulphus de Rupe und Hugo Masselerii. Daneben steht eine Anzahl von Klerikern, die im näheren räumlichen Umkreis der Pfründe zu suchen sind, auch wenn für einige von ihnen Kurienkontakte nachweisbar sind: Magister Geraldus de Sanctis, Rektor der Kirche *in Loyt*[133] in der Diözese Köln, Johannes de Aquis, Vikar der Kirche von Bonn,[134] die Dekane von St. Georg in Köln[135] und des Kollegiatstifts in Xanten[136] sowie der Propst von St. Mariengraden in Köln[137] und der Scholaster von Bremen, Theoderich von Essen,[138] zuletzt der

---

außerdem S. 200, 204, 218, 524. Beltraminus ist dem Umkreis der Colonna zuzuordnen.

[132] Raymundus de Salgis ist *Doctor Decretorum* und Kaplan Johannes XXII. Von ihm sind auch einige kirchenrechtliche Schriften erhalten, die aber zum größten Teil nie gedruckt worden sind: „L'impression de sa *Manifestatio secretorum Decreti* ne le sauva pas de l'oubli profond où il tomba et où il est demeuré jusqu'à nos jours." P. Fournier, Notes sur quelques canonistes du XIVe siècle, Nouvelle revue historique de droit français et étranger 44 (1920) S. 230–243, Zitat S. 243.

[133] Ein Magister Gerhard de Xanctis ist als Kleriker des Erzbischofs Heinrich II. von Köln sowie als Familiar des Bischofs Ludwig II. von Münster belegt, vgl. z. B. REK 4, Nr. 367. Dieser war darüber hinaus Prokurator des Erzbischofs an der Kurie (REK 4, Nr. 706). Auch unter Erzbischof Walram von Köln ist er noch belegt, vgl. z. B. REK 5, Nr. 179. Allerdings ist eine Pfarrkirche *in Loyt* für ihn nicht belegt.

[134] REK 5, Nr. 272 (vorliegende Urkunde). Im Jahre 1338 ist er als Offizial des Propstes von Bonn (Kardinalbischof Johannes von Porto) belegt. vgl. REK 5, z. B. Nr. 606. Siehe auch Ben. XII. Nr. 2872.

[135] Gerhard von Pfau, vgl. REK 4, z. B. Nr. 636; REK 5, z. B. Nr. 393. Aus seinen häufigen Einsätzen als Obmann und Schiedsrichter ist zu entnehmen, daß er *in partibus* anwesend war.

[136] REK 4, Nr. 1930; REK 5, Nr. 201, 1164.

[137] Propst an St. Mariengraden in Köln ist bis zum 1. Oktober 1326 Robert von Virneburg, der diese Stelle aber wegen seines Altersdefekts aufgeben muß. Die Propstei geht dann an Heinrich von Jülich, der als Gesandter der Grafen von Jülich und auch als päpstlicher *nuntius* gewirkt hat.

[138] In einer Papsturkunde vom 7. Januar 1331 wird erwähnt, daß Theoderich von Essen an der Kurie in den Diensten des Erzbischofs Heinrich von Mainz tätig ist. Sauerland, Urkunden 2, Nr. 1826. Er ist auch Prokurator des Erzbischofs Walram von Köln, für den er im März 1333 und im Dezember 1334 die *servitia* bezahlt, REK 5, Nr. 117, 277. Er stirbt zu Lebzeiten Benedikts XII. an der Kurie, REK 5, Nr. 995.

Pleban von S. Brigida in Köln.[139] Außerdem werden folgende Subkonservatoren eingesetzt, deren Bedeutung für die spezielle Situation in Köln sich nicht sofort erschließt: der päpstliche Kaplan Arnaldus Regis, Kanoniker an St. Mariengraden in Köln,[140] der Dekan[141] und der Subdekan von Chartres,[142] die Pröpste von Tulle,[143] Fréjus[144] und Naves in der Diözese Tulle[145] sowie der Prior der Kirche S. Severini *de longis*[146] in der Diözese Bayeux, der Archidiakon von Fréjus,[147] die Priore von Saint-Martin-des-Champs bei Paris[148] und Saint-Vigor-le-Grand[149] bei Bayeux, außerdem der Archipresbyter *S. Severini* in Paris.[150] Auch für einen großen Teil dieser Kleriker sind Kurienverbin-

---

[139] Dieser ist namentlich nicht festzustellen.

[140] Arnaldus Regis ist päpstlicher Kaplan und Kanoniker in Meaux, Joh. XXII. Nr. 10699.

[141] Bernardus Hugonis de Cardalhaco, ein päpstlicher Kaplan, ebd. Nr. 64156.

[142] Sobiranus de Bellocastro, vgl. ASV, Reg. Aven. 42, fol. 311r.

[143] Raymundus de Bellocastro, Joh. XXII. Nr. 56436f.

[144] Guillelmus de Bos; zu seinem Lebenslauf siehe Schröder (wie Anm. 16) S. 141ff.

[145] Bernardus de Bellocastro, Joh. XXII. Nr. 56440.

[146] Weder der Prior noch die Kirche selbst lassen sich feststellen. Im Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastiques (DHGE), Bd. 7 (1934), Sp. 36 findet sich immerhin eine Abtei Notre-Dame-de-Longues in der Diözese Bayeux. Der Abt dieses Klosters ist als Exekutor päpstlicher Reskripte belegt, siehe Joh. XXII. Nr. 63194. In der Konservatorie an den Erzbischof und das Kapitel von Toledo, in der die Subkonservatoren mit einiger Wahrscheinlichkeit aus dem Exemplar für Köln übernommen worden sind, wird der Abt von S. Severini in Bayeux benannt, den es gleichfalls nicht gibt, siehe ASV, Reg. Aven. 42, fol. 385r. Ist vielleicht die Abtei Saint-Sever in Coutances gemeint? Vgl. DHGE 13 (1956), Sp. 988.

[147] Mag. Johannes de Amelio, *rector ducatus Spoletani*, Joh. XXII. z. B. Nr. 42374.

[148] Für diesen gibt es eine große Anzahl von Exekutionsaufträgen, vgl. ebd. Nr. 29771, 46060, 64328. Am 25. Oktober 1321 bekommt ein Bertrandus de Peberaco das Priorat nach dem Tod des Priors Hugo. Noch am 31. Oktober 1330 wird ein Bertrandus als Inhaber der Stelle erwähnt, ebd. Nr. 51214.

[149] Einige Exekutionsaufträge, vgl. ebd. z. B. Nr. 1927, 19144.

[150] Am 4. Januar 1327 muß Johannes Burgensis, der seit fünf Jahren um das Archipresbyterat prozessiert, die Stelle aufgeben, ebd. Nr. 27426. Möglicherweise prozessierte er mit dem päpstlichen Skriptor und Prokurator des Königs von Frankreich Mag. Petrus Ascolini, siehe ebd. Nr. 18925. In den durch Schröder publizierten Protokollbüchern der päpstlichen Kammerkleriker wird für den 21. Oktober 1343 ein Jacobus Gunoti als Inhaber dieser

dungen nachzuweisen; einige, wie der Propst und der Archidiakon von Fréjus, sind sogar zum kurialen Personal zu rechnen. Eine Verbindung zwischen der Pfründe und den Subkonservatoren scheint in den meisten Fällen hingegen nicht zu bestehen, so daß man als Auswahlkriterium persönliche Gründe annehmen möchte. Bedenkt man nun die Schwierigkeiten, die Bernardus Stephani ausgerechnet mit dieser Pfründe hatte, so liegt die Vermutung nahe, er habe sich für den Fall eines Gerichtsprozesses an der Kurie personell absichern wollen.[151]

Im Vergleich ist die Zahl der Subkonservatoren für die Pfründen in Agen, Bayeux und Saintes deutlich geringer. Für Kanonikat und Präbende an S. Caprais in Agen bestellt Hugo von Carpentras folgende Stellvertreter: Abt[152] und Prior[153] des Klosters S. Maurini in der Diözese Agen, Bertolminus de Carcano, Raymundus de Salgis, Bertrandus de Claromonte, Guillelmus de Petrilia, Radulphus de Rupe, Johannes de Caturco sowie die Kanoniker des Doms von Agen Petrus de Asserio, Petrus de Toffalhis und Bertrandus de Preychaco. Auch hier erkennt man die Zweiteilung der Subkonservatoren, in eine Gruppe, die nachweislich zum näheren kurialen Umkreis des Bernardus Stephani gehört, und andere, die *in partibus* zu suchen sind, wie den Abt und den Prior von S. Maurini, und mindestens zwei der drei Kanoniker aus Agen, denn Petrus de Toffalhis ist in den Kommunregistern Johannes XXII. als päpstlicher Familiar[154] nachgewiesen.

Für Kanonikat und Präbende in Bayeux ergibt sich ein ähnliches Bild. Neben einigen, aus diesen *processus* bereits bekannten Klerikern, darunter der geradezu ubiquitäre Radulphus de Rupe, benennt

---

Stelle und Anwesender im Konsistorium genannt. Schröder (wie Anm. 16) Regest Nr. 80.

[151] Bei der Erklärung dieses Phänomens ist möglicherweise auch der sehr vorläufige Zustand dieser Prozesse zu bedenken, wie er auch bei den Subkonservatoren für die Pfründen in Spanien auffällt.

[152] Geraldus, Joh. XXII. Nr. 30837. Siehe auch Albe (wie Anm. 10) S. 140: „Or quand *Géraud Ithier*, prieur du Mont Saint-Jean, prés Gourdon, fut nommé abbé de Saint-Maurin (Agen) *R. Ithier*, seigneur de Concorès, fut un des deux personnages qui achetèrent au collecteur les fruits de la vacance du prieuré." Kursivsatz durch Albe. Geraldus war ein Bruder des päpstlichen Nuntius Itherius de Concoreto, ist also einer kurialen Seilschaft im Quercy zuzuordnen.

[153] In den Registern der Kurie nicht nachzuweisen.

[154] Joh. XXII. Nr. 22.

Hugo von Carpentras außerdem die Äbte der Klöster *S. Vigoris de Ceraseyo*,[155] *S. Stephani de Fonteneto*,[156] *S. Stephani de Cadomo*,[157] *Beate Marie de Josiphat*[158] sowie *S. Petri in Valle*[159] und den Prior des Priorats *S. Gabrielis*[160] in der Diözese Bayeux, schließlich den Offizial von Bayeux.[161] Die Subkonservatoren für Kanonikat und Präbende in Saintes vermögen diesen Eindruck nur noch zu ergänzen. Wiederum werden die bekannten Kurialen benannt, außerdem die Inhaber diverser Priorate aus der Diözese Saintes.[162] Hinter dem Archipresbyter *de Archiaco* in der Diözese Saintes verbirgt sich Helia Gerardi, Familiar des Kardinals S. Eustachii und Papstnepoten Arnaldus de Via.[163]

---

[155] Wenige Exekutionsaufträge, siehe ebd. Nr. 29252, 59271.

[156] Fontenay-le-Tesson, OSB. Der Prior dieses Klosters ist in den Registern nicht festzustellen.

[157] Caen. Joh. XXII. Nr. 49447: Simon. Der Abt tritt einige Male als Exekutor päpstlicher Provisionen auf, z. B. ebd. Nr. 236, 4021.

[158] Dieses Kloster ist weder in den päpstlichen Registern noch im DHGE nachzuweisen, doch könnte es sich, einen Schreiberfehler vorausgesetzt, um Notre-Dame de Josaphat in der Diözese Chartres handeln. Der Abt dieses Klosters ist einige Male als Exekutor päpstlicher Reskripte nachzuweisen, z. B. Joh. XXII. Nr. 11481, 14864, 60580.

[159] Auch dieses Kloster ist zumindest in dieser Namensform weder in den päpstlichen Registern noch im DHGE nachzuweisen. Möglicherweise ist S. Père-en-Vallée in Chartres (= S. Petri in Valle) gemeint, DHGE 12 (1953), Sp. 559. Auch der Abt dieses Klosters ist einige Male als Exekutor päpstlicher Reskripte belegt, vgl. z. B. Joh. XXII. Nr. 19097.

[160] DHGE 7 (1934), Sp. 35: Prieuré S. Gabriel. Am 11. Juli 1329 wird Gaufridus de Palude als Prior S. Gabrielis erwähnt. Die Urkunde wurde *consideratione Philippi R.F.* erwirkt, Joh. XXII Nr. 45691. Siehe auch Ben. XII. Nr. 1280.

[161] Bischof von Bayeux ist seit dem 3. Januar 1330 Guillelmus de Beaujeu. Für diesen ist am 24. November 1330 der Offizial und Vikar Johannes de Alodiis, Kanoniker in Tarentaise, *legum professor* und *licentiatus in decretis* belegt, Joh. XXII. Nr. 51684.

[162] Es handelt sich um die Prioren der Klöster bzw. Priorate *S. Eutropii*, *S. Libiani*, *S. Augusti*, *S. Martini*, *S. Bibiani de Ponte* und *S. Marcialis de Vita eterna* in der Diözese Saintes. Der Prior von *S. Eutropii* ist einige Male als Exekutor päpstlicher Reskripte nachzuweisen, siehe z. B. ebd. Nr. 7119, 51193 zusammen mit dem Prior von *S. Bibiani*. Als Inhaber dieser Stelle ist am 7. Februar 1330 Bernardus de Flaugayhiis erwähnt, der das Priorat aber aufgeben muß, ebd. Nr. 48378. Die übrigen Prioren sind nicht nachzuweisen.

[163] Ebd. Nr. 19680.

Auch wenn nicht bei jedem Subexekutor die genauen Gründe der Wahl ohne weiteres erkennbar sind, wird doch deutlich, daß sie nicht unbedacht erfolgte: Die Kandidaten unterscheiden sich einerseits von Pfründe zu Pfründe, sind aber andererseits weder alle in unmittelbarer räumlicher Nähe zu der entsprechenden Kirche zu finden, noch empfehlen sie sich – zumindest aus heutiger Sicht – durch ihren Platz in der klerikalen Hierarchie. Als Grund für die Wahl z. B. des Italieners Bertolminus de Carcano fallen landsmannschaftliche oder verwandtschaftliche Verbindungen, desgleichen zufällige oder permanente Anwesenheit *in partibus* aus, denn Hugo beauftragt ihn für die Pfründen in Bonn wie in Saintes. Man mag stattdessen wegen seines Ansehens als Jurist und durch Bekanntschaft aus dem kurialen Alltag auf ihn zurückgekommen sein. Schwieriger ist die Feststellung der Beziehungen zwischen den Konservatoren an der Kurie und den Subkonservatoren *in partibus*, da deren Namen in den Registern der Kurie meist nicht auftauchen, andere Quellen häufig verloren sind. Denkt man etwa an Kleriker wie den Pleban von S. Brigida in Köln, so fällt es schwer, hier etwas anderes als eine bewußte Auswahl zu sehen, denn ein einflußreicher Würdenträger und damit machtvoller Beschützer scheint dieser Kleriker, gemessen an seinem Rang, nicht zu sein.

4. Es war notwendig, eine Auswahl aus der großen Menge von Instrumenten zu treffen, die die Imbreviatur des Petrus de Mossaco überliefert. Nicht alle Beteiligten konnten gewürdigt, nicht alle Betreffe ausgewertet werden. Doch wurde deutlich, daß das Provisionswesen des Spätmittelalters, zumindest wo es den nichtresidierenden Klerus, in diesem Falle Angehörige des päpstlichen Hofes, betraf, auf einem System der Stellvertretung basierte, das nicht nur den Protagonisten des kurialen Geschäfts die Zeit für ihre politischen, sozialen und bürokratischen Aufgaben freihielt. Die Finanzierung der Kurialen mag weitestgehend über das Provisionssystem erfolgt sein, doch ist dieses System letztlich nur vor dem Hintergrund eines Heers von Stellvertretern denkbar. Der Fall des päpstlichen Notars Bernardus Stephani belegt, daß nicht nur die höchstrangigen Angehörigen der päpstlichen Kurie eine eigene *familia* unterhielten, sondern auch die Notare über einen Haushalt verfügten, der sie z. B. bei Finanzorganisa-

tion und -verwaltung unterstützte und vertrat. Entsprechend konnten auch die „Verwaltungsspezialisten", in unserem Beispiel etwa Magister Radulphus de Rupe oder Bertrandus de Claromonte, sich nicht persönlich ihrer Pfründen annehmen und ließen sich ebenfalls vertreten.

Dieser Befund wirft aber auch mehr als nur ein Schlaglicht auf die Bedeutung der Schriftlichkeit für das spätmittelalterliche Provisions- und Prokurationswesen: Alle Beteiligten brauchten Sicherheit z. B. über Mandat und Befugnisse eines Prokurators, um im Streitfall juristische Maßnahmen ergreifen zu können, oder um zu dokumentieren, wer gerade welche Aufgabe bearbeitete oder schon erledigt hatte. Allein Bernardus Stephani beauftragte in etwa drei Jahren mehr als zwanzig Prokuratoren, erhielt Abrechnungen über seine Pfründeinkünfte, ließ die praktische Umsetzung seiner Provisionsurkunden und seiner Konservatorie veranlassen. Die Imbreviatur des Petrus de Mossaco ist ein zufällig erhaltener Überrest einer Überfülle an Dokumenten dieser Art. Der größte Teil dieser Dokumente mag zwar untergegangen sein, da sie außer für die unmittelbar Beteiligten bedeutungslos waren, doch für die Funktionsfähigkeit des spätmittelalterlichen Benefizialsystems waren sie zentral, denn sie versprachen und ermöglichten auch über größere Distanzen und längere Zeiträume hinweg Transparenz und Rechtssicherheit.

Es wurden aber auch die Unwägbarkeiten dieses Systems augenfällig, waren doch der Kuriale und sein Einkommen nicht nur von der Zahlungsbereitschaft und -fähigkeit der kirchlichen Institutionen vor Ort, sondern auch von den Fähigkeiten und der Loyalität seiner Mitarbeiter abhängig. Entsprechend wird dieses System hinter dem Provisionswesen stärker in die Fragen nach Umsetzung und Effizienz päpstlicher Provisionen einbezogen werden müssen, wobei besonders die notarielle Überlieferung mehr Beachtung verdient. Die päpstlichen Urkunden und Register zeigen uns sozusagen das Gerüst des Provisionswesens: wer bekommt wann was warum und durch wen. Tatsächlich waren jedoch erheblich mehr Personen durch das hier dargestellte Prokurationssystem involviert, in dessen prosopographischen Abgründen so mancher Finanzstrom versickert sein mag – erinnert sei an die Propstei von Bonn. Das Benefizialwesen, das man aus den päpstlichen Registerserien zu kennen meint, erscheint nach

den hier vorgestellten Beobachtungen und Überlegungen geradezu virtuell: Der Providierte ließ sich vertreten, die Exekutoren wie auch die Konservatoren ließen sich vertreten und wo es möglich und ihnen gestattet war, ließen sich selbst die Stellvertreter „stellvertreten". Allein die Einkünfte aus den Pfründen kannten kein virtuelles Gegenstück und wurden – wo dies tatsächlich geschah – in realer, klingender Münze ausgezahlt.

RIASSUNTO

Il registro di imbreviature (1332–1334) del notaio *auctoritate apostolica* Petrus de Mossaco (ASV, Reg. Aven. 42, fol. 292–386) illumina, attraverso il familiare di papa Giovanni XXII e protonotaio Bernardus Stephani, la figura di un membro altolocato della curia pontificia di Avignone nel suo immediato *entourage* personale. Gli atti notarili pervenutici non solo ci permettono di gettare uno sguardo nella microstruttura della sua casa, ma anche di far luce sull'amministrazione dei benefici e delle entrate di un curiale, consentendoci così di formulare alcune conclusioni generali sulla prassi beneficiaria nel Tardo Medioevo: un sistema a più livelli di sostituti rendeva superflua la partecipazione personale del titolare del beneficio, dalla presa di possesso del posto fino al trasferimento delle entrate. Rendiconti circa le entrate dei benefici dimostrano, inoltre, che pagamenti irregolari o mancanti rendevano difficile un preciso calcolo del reddito. La spesso citata „provvista dei benefici" dei curiali appare, perciò, più una necessità economica che un segno di avidità personale.

DIE RENTENKAUFVERTRÄGE IM SPÄTMITTELALTERLICHEN UND FRÜHNEUZEITLICHEN ITALIEN*

von

MANUEL VAQUERO PIÑEIRO

1. Vorbemerkung. – 2. Der *census consignativus*. – 3. Der Rentenkauf in Europa und in Italien im Vergleich. – 4. Der *census consignativus* in der päpstlichen Gesetzgebung. – 5. Der Rentenverkauf in Rom im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert. – 5.1. Die Anfänge der Rentenkaufverträge. – 5.2. Die Beschleunigung durch den *Sacco di Roma*. - 5.3. Die Rentenbezüge aus den *casali*. – 5.4. Die Rentenverkäufe der kirchlichen Einrichtungen. – 5.5. Die Investitionen der Familie Taxis. – 6. Schlußfolgerungen.

1. Im Verlauf des 15. Jahrhunderts traten im öffentlichen wie im privaten Kreditwesen eine Reihe von neuen Elementen auf, so daß man diesen Zeitraum als den Beginn jener „Finanzrevolution“[1] betrachten kann, die im Verlauf der frühen Neuzeit ihre volle Ausformung erlangen sollte. Erwähnt sei vor allem die Entstehung der *monti di pietà*,[2] die als Pfandleihhäuser im europäischen Rahmen die

* Erweiterte Fassung des Vortrags „Prestare senza usura nelle città italiane del Rinascimento“, gehalten in Asti am 28. Januar 2005 im „Centro studi sui lombardi e sul credito nel Medioevo“. Übersetzung von Gerhard Kuck.

[1] J. H. Munro, The Late-Medieval Origins of the Modern Financial Revolution: Overcoming Impediments from Church and State, International History Review 25 (2003) S. 505–562.

[2] M. G. Muzzarelli, Il denaro e la salvezza. L'invenzione del Monte di Pietà, Bologna 2001, S. 18–21; Il „povero“ va in banca. I Monti di Pietà negli stati italiani (secc. XV–XVIII), hg. von P. Avallone, Napoli 2001. Vgl. den historiographischen Überblick zu den *Monti di Pietà* von P. Lanaro, Prestito e carità nei Monti di pietà: una riflessione storiografica, in: L'uso del denaro. Patrimoni e amministrazione nei luoghi e negli enti ecclesiastici in Italia (secoli

Darlehenspraxis gegenüber den weniger vermögenden gesellschaftlichen Schichten tiefgreifend veränderten. Es ist hier nicht der Ort, Profil und Entwicklungstendenzen der *monti di pietà* nachzuzeichnen.[3] Einige Hinweise mögen deshalb genügen. Ihre Konsolidierung, die bald nach der Gründung des *monte* von Perugia im Jahr 1462 einsetzte, läßt darauf schließen, daß die gesellschaftliche und theoretische Auseinandersetzung über die Verfügbarkeit von Kreditinstrumenten, die eine den christlichen Moralvorstellungen[4] nicht widersprechende Nutzung des Geldes erlaubten, zum Ausgang des Mittelalters die Ebene der abstrakten Überlegungen verließ, und man daran ging, diese konkret umzusetzen.[5] Die neue Einrichtung begrenzte vor allem die Tätigkeit der jüdischen Banken, wenn diese nicht gar direkt verboten wurden,[6] doch insgesamt gehörte das Problem des Kleinkre-

---

XV–XVIII), hg. von A. Pastore/M. Garbellotti, Bologna 2001, S. 89–106; S. Majarelli/U. Nicolini, Il Monte dei poveri di Perugia. Periodo delle origini (1462–1474), Perugia 1962; V. Meneghin, I Monti di Pietà in Italia dal 1462 al 1562, Vicenza 1986; G. Mira, Note sul Monte di Pietà di Perugia dalle origini alla seconda metà del XVI secolo, Archivi storici delle aziende di credito, 1956, S. 343–380; P. Prodi, La nascita dei Monti di Pietà: tra solidarismo cristiano e logica del profitto, in: La presenza francescana tra Medioevo e modernità, hg. von M. Chessa/M. Poli, Firenze 1996, S. 17–28.

[3] D. Montanari, Il credito e la carità. Monti di pietà delle città lombarde in Età Moderna, I–II, Milano 2001; Monti di Pietà e presenza ebraica in Italia (secoli XV–XVIII), hg. von D. Montanari, Roma 1999; M. Fornasari, Il „Tesoro" della città: il Monte di pietà e l'economia bolognese nei secoli 15 e 16, Bologna 1993.

[4] B. Clavero, Usura. Del uso económico de la religión en la historia, Madrid 1985; C. Gamba, Licita Usura. Giuristi e moralisti tra Medioevo ed Età Moderna, Roma 2003; Credito e usura fra teologia, diritto e amministrazione. Linguaggi a confronto (sec. XII–XVI), hg. von D. Quaglione/G. Todeschini/G. M. Varanini, Collection de l'Ecole Française de Rome 346, Roma 2005.

[5] G. Ceccarelli, L'atteggiamento della Chiesa, in: Lombardi in Europa nel Medioevo, hg. von R. Bordone/F. Spinelli, Milano 2005, S. 121–133; F. Lomastro, Sulla concezione dell'uso del denaro fra la fine del medioevo e l'inizio dell'età moderna, in: L'uso del denaro (wie Anm. 2) S. 107–127.

[6] Zu diesem Thema gibt es eine umfangreiche Literatur, aus der hier nur einige Referenzwerke genannt werden können: G. Todeschini, Usura ebraica e identità economica cristiana: la discussione medievale, in: Storia d'Italia. Annali 11: Gli ebrei in Italia. I. Dall'alto Medioevo all'età dei ghetti, hg. von C.

dits zu Konsumzwecken in den weit größeren Rahmen der tiefgreifenden Veränderungen, denen Wirtschaft und Gesellschaft in den – nach der Krise des 14. Jahrhunderts rasch angewachsenen – europäischen Städten unterworfen waren.

Die Zäsur betraf auch das Finanz- und Steuerwesen der entstehenden Renaissance-Staaten,[7] die Geldmittel brauchten, um der mittlerweile unaufhaltsamen Kostenexplosion begegnen zu können, die sich aus der Vergrößerung der Verwaltungsapparate, vor allem aber aus dem stetig anwachsenden Militäretat ergab.[8] In diesem Sinn war das 15. Jahrhundert eine Zeit des Übergangs von der schwebenden Schuld, die von Zöllen, Steuern, Zwangsanleihen und Bankvorschüssen gedeckt wurde,[9] zur konsolidierten Schuld auf der Grundlage von Anleihetiteln, den sogenannten *luoghi di monte*, die auf dem Kapitalmarkt angeboten und von Privatleuten frei erworben wurden.[10] Hinsichtlich des Kirchenstaats ergriff Nikolaus V. eine wichtige Initiative,

---

Vivanti, I, Torino 1996, S. 291–318; Ders., La riflessione etica sulle attività economiche, in: Economie urbane ed etica economica nell'Italia medievale, hg. von R. Greci/G. Pinto/G. Todeschini, Roma–Bari 2005, S. 151–228.

[7] Für das Königreich Neapel ist die von Alfons dem Großmütigen durchgeführte Steuerreform von 1443 symptomatisch; vgl. dazu A. Bulgarelli Lukacs, „Domain state" e „tax state" nel Regno di Napoli (secoli XII–XIX), Società e storia 106 (2004) S. 781–812.

[8] P. L. Spaggiari, Le finanze degli Stati italiani, in: Storia d'Italia. Bd. V: I documenti, I, hg. von R. Romano/C. Vivanti, Torino 1973, S. 809–837.

[9] E. Conti, L'imposta diretta a Firenze nel Quattrocento (1427–1494), Roma 1984, S. 71–78; M. Ginatempo, Prima del debito. Finanziamento della spesa pubblica e gestione del deficit nelle grandi città toscane (1200–1350 ca.), Firenze 2000.

[10] M. Monaco, Il primo debito pubblico pontificio. Il Monte della Fede (1526), Studi romani 8 (1960) S. 553–569; F. Piola Caselli, La diffusione dei luoghi di Monte della Camera apostolica alla fine del XVI secolo. Capitali investiti e rendimenti, in: Credito e sviluppo economico in Italia dal Medio evo all'età contemporanea. Atti del primo convegno nazionale, 4–6 giugno 1987, Verona 1988, S. 191–216; Ders., Il buon governo. Storia della finanza pubblica nell'Europa preindustriale, Torino 1997, S. 215–242; L. Pezzolo, Elogio della rendita. Sul debito pubblico degli Stati italiani nel Cinque e Seicento, Rivista di Storia Economica, n.s. 12 (1995) S. 283–330; F. Colzi, Il debito pubblico del Campidoglio. Finanza comunale e circolazione dei titoli a Roma fra Cinque e Seicento, Napoli 1999; M. Carboni, Il debito della città. Mercato del credito, fisco e società a Bologna fra Cinque e Seicento, Bologna 1995.

die den leeren päpstlichen Kassen frisches Geld zuführte.[11] Angesichts des unaufhaltsamen Vordringens der Türken nach dem Fall von Konstantinopel und aufgrund der dringenden Notwendigkeit, die Verteidigungsanlagen des Hafens von Ancona auszubauen, kam der Papst mit den Behörden überein, einen *monte pubblico* einzurichten; dieser sollte von den städtischen Beamten verwaltet werden, die berechtigt waren, „die Titel des *monte* den privaten Sparern zum bestmöglichen Preis und mit einem jährlichen Zinsfuß von 5% des Nominalwerts der plazierten Titel anzubieten."[12] Die Papstbulle unterstrich ferner den Nutzen einer solchen Finanzoperation: Tatsächlich ermöglichte sie nicht nur, angemessene militärische Maßnahmen zu ergreifen, vielmehr sollte sie auch den päpstlichen Kammerhaushalt von der Schuldenlast befreien, die sich aus den zu einem hohen Zinssatz bei privaten Anlegern aufgenommenen Anleihen ergab. Die Initiative Nikolaus' V. stellte im Rahmen des Staatsbildungsprozesses den ersten Baustein einer langsamen, zögerlich voranschreitenden Entwicklung dar, doch der Weg zu einer dauerhaften Verschuldung des Kirchenstaates war nunmehr vorgezeichnet; er mußte nur noch entsprechend den spezifischen Bedürfnissen und Interessen der herrschenden Gruppen ausgestaltet werden.

Spricht man vom schwierigen Unterfangen eines Staates, sich unter Beibehaltung, wenn nicht Ausweitung der gesellschaftlichen Basis eine effiziente Verwaltungsstruktur zu schaffen, berührt man zwangsläufig einen weiteren Aspekt der vielgestaltigen Finanzbeziehungen zwischen der Staatsgewalt und den wirtschaftlichen Kräften, d. h. den konsolidierten, wiederholt auftretenden Ämterhandel, der an der päpstlichen Kurie seit dem Pontifikat Sixtus' IV. erheblich an Umfang gewann;[13] auf der Grundlage eines bewährten Mechanismus

---

[11] Über die Finanzen des Kirchenstaats im 15. Jahrhundert vgl. jetzt L. Palermo, Sviluppo economico e innovazioni creditizie a Roma nel Rinascimento, in: Politiche del credito. Investimento. Consumo. Solidarietà, hg. von G. Boschiero/B. Molina, Asti 2004, S. 169–190.

[12] D. Strangio, Il debito pubblico pontificio. Cambiamento e continuità nella finanza pontificia dal periodo francese alla restaurazione romana 1798–1820, Padova 2001, S. 31–35.

[13] J. Delumeau, Vie économique et sociale de Rome dans la seconde moitié du XVIe siècle, Bd. II, Paris 1959, S. 772–780; F. Piola Caselli, Aspetti del

wurde den Käufern, beispielsweise den *collectores taxae plumbi* nach Zahlung des vereinbarten Preises das Amt auf Lebenszeit übertragen, wofür sie eine jährliche Vergütung erhielten, die „in einer Provision auf die Taxe zur Besiegelung der Dokumente mit dem päpstlichen Bleisiegel bestand."[14] Wie jüngere Studien zeigen,[15] ging man nicht nur mit der Aussicht auf neue und sichere Einkommensquellen finanzielle Bindungen mit dem Staat ein; oftmals verliehen die Ämter den Inhabern, die häufig keine eigene Arbeit leisten mußten, einen gesellschaftlichen Stellenwert und ein Prestige, die ihnen die Ausweitung des Einflußbereichs innerhalb des Verwaltungsapparates ermöglichten. Erneut zeigt sich, wie nahe soziale und ökonomische Erwägungen beieinanderliegen. Tatsächlich scheint diese enge Verflechtung für eine Reihe von Kreditformen kennzeichnend zu sein (*monti di pietà*, Staatsschuld, Ämterhandel);[16] an ihnen erweist sich, daß die sowohl städtischen als auch monarchischen Regierungen im Finanzbereich eine unbestrittene Rolle erlangt hatten, während die gesellschaftlichen Gruppen, die in ihnen eine wirkliche Alternative für den Einsatz der von ihnen akkumulierten Geldressourcen und Kapitalien sahen, sich mehr und mehr ausdifferenzierten.[17]

---

debito pubblico nello Stato Pontificio: gli uffici vacabili, Annali della Facoltà di Scienze Politiche dell'Università degli Studi di Perugia 11/1 (1970–72) S. 98–170; Ders., Gerarchie curiali e compravendita degli uffici a Roma tra il XVI ed il XVII secolo, Archivio della società romana di storia patria 114 (1991) S. 117–125; S. Levati, La venalità delle cariche nello Stato pontificio tra XVI e XVII secolo, Ricerche storiche 26/3 (1996) S. 525–543; M. Rosa, La „scarsella di Nostro Signore": aspetti della fiscalità pontificia nell'età moderna, Società e storia 38 (1987) S. 817–845; A. Gardi, La fiscalità pontificia tra medioevo ed età moderna, Società e storia 33 (1986) S. 509–557.

[14] Levati, La venalità (wie Anm. 13) S. 528.

[15] A. Esposito, Note sulle societates officiorum alla corte di Roma nel pontificato di Sisto IV, in: Kurie und Region. Festschrift für Brigide Schwarz zum 65. Geburtstag, hg. von B. Flug/M. Matheus/A. Rehberg, Stuttgart 2005, S. 197–207.

[16] Für einen umfassenden historiographischen Überblick vgl. J. Day, Moneta metallica e moneta creditizia, in: Storia d'Italia. Annali 6. Economia naturale, economia monetaria, hg. von R. Romano/U. Tucci, Torino 1983, S. 340–360.

[17] A. Grohmann, Credito ed economia urbana nel basso medioevo, in: Credito e sviluppo (wie Anm. 10) S. 23–52; A. De Maddalena, I ritmi dell'economia: l'espansione cinquecentesca e la crisi del Seicento, in: La Storia. L'Età Mo-

2. Ohne die genannten Elemente im Detail analysieren zu wollen, kann zusammenfassend gesagt werden, daß sich die gesellschaftliche Basis des Kreditwesens in den italienischen Städten seit dem 15. Jahrhundert erheblich ausweitete[18] und es im Netzwerk der gegenseitigen Interessen zwischen den staatlichen Stellen und den einzelnen Kreditgebern zahlreiche Facetten und Bedeutungen annahm.[19] In dieses bewegte, weiteren Beschleunigungen unterworfene Gesamtbild gehört auch das Thema, das den Kern der folgenden Überlegungen bildet, d. h. die Verbreitung des sogenannten *census consignativus* im frühneuzeitlichen Italien. Um ungewollte, aber leicht mögliche terminologische Verwechslungen zu vermeiden, muß zunächst geklärt werden, daß dieser Zensus sich auf ein Kaufgeschäft bezieht, das mit der Gewährung einer Jahresrendite ein reales Recht begründet, während der *census reservativus* als Einkommen aus einem Pachtvertrag eher der Emphyteuse gleicht.[20] Worin also bestehen die wichtigsten Unterschiede zwischen den beiden rechtsökonomischen Einrichtungen, deren semantische Homonymie nicht wenige Interpretationsprobleme schafft, sobald man versucht, Wesen und Ursprung der auf vielen Grundstücken liegenden Verpflichtungen herauszuarbeiten. Mehr als in anderen Zusammenhängen gilt hier jedoch das Wort von M. Bloch: „Denn zum großen Leidwesen der Geschichtsforscher pflegen die Menschen nicht bei jeder Veränderung ihrer Sitten auch das Vokabular zu ändern."[21]

derna. 1. I quadri generali, hg. von N. Tranfaglia/M. Firpo, Torino 1987, S. 261–292, hier S. 277–279.

[18] Neben den Pfandleihanstalten scheinen sich in Siena viele Bürger dauerhaft am Kreditgeschäft beteiligt zu haben; vgl. B. Dini, Le forme e le tecniche del prestito nel tardo Medioevo, in: Manifattura, commercio e banca nella Firenze medievale, hg. von B. Dini, Modena 2001, S. 83–101, hier S. 89.

[19] Pezzolo, Elogio della rendita (wie Anm. 10) S. 299–300; Bulgarelli Lukacs, „Domain state" (wie Anm. 7) S. 803.

[20] L. Mauro, Il contratto di censo bollare o consegnativo, Napoli 1911; Enciclopedia Giuridica Italiana, Bd. 3/2, Milano 1913, S. 29–54; A. Solmi, Storia del Diritto Italiano, Milano 1930, S. 751–753; R. Trifone, Censi, in: Novissimo Digesto Italiano, Bd. 3, UTET, Torino 1959, S. 91–98; A. Pertile, Storia del diritto italiano dalla caduta dell'Impero Romano alla codificazione, Bd. 4: Storia del Diritto Privato, Bologna 1966, S. 589–600.

[21] M. Bloch, Apologie der Geschichte oder der Beruf des Historikers, Stuttgart ²1980, S. 52.

Beim *census reservativus* entrichtete derjenige, dem ein Nutzungsrecht an einem bestimmten Grundstück übertragen worden war, dem Grundeigentümer eine gewisse Geldsumme oder vereinbarte Menge an landwirtschaftlichen Erzeugnissen;[22] mit dem *census consignativus* bzw. *costitutivus* überließ der Kapitaleigentümer (Kreditgeber) sein Geld einer Person (Schuldner bzw. Kreditnehmer), die sich zur Zahlung einer jährlichen, ihren eigenen Vermögenseinkünften entnommenen Summe (die Rente eben) an den Geldgeber verpflichtete. Beim *census reservativus* wurde der (Pacht-)Zins also nach Maßgabe des üblichen Verhältnisses zwischen Besitzer und Eigentümer von der Person entrichtet, der die *res* zur Nutzung überlassen worden war, im Falle des *census consignativus* hingegen bezahlte der Eigentümer des belasteten Grundstücks selbst den Zensus oder die Rendite.[23] Nach einer bestimmten Zahl von Jahren überstieg die vom Käufer eingenommene Gesamtrendite faktisch die Höhe des von ihm dem Verkäufer überlassenen Kapitals, so daß eventuell das Problem des versteckten Darlehens, des *mutuum palliatum* auftreten konnte.[24] Der *census consignativus* ruhte also auf drei Grundpfeilern, nämlich dem Anfangskapital, der Jahresrendite und dem zinsbringenden Eigentum. Bereits diese einleitenden Bemerkungen zeigen, wie vielfältig die praktischen Auswirkungen der zahlreichen miteinander zu verknüpfenden Elemente waren, so daß die Untersuchung des *census consignativus* eine Reihe weiterer Variablen wie den Kapitalmarkt, die Pachtzinsentwicklung, die Produktionsbeziehungen, die Agrarpreise, die Amortisierung der Grundstücke und die Geldpolitik zu berücksichtigen hat.

Ein Vergleich mit den anderen eingangs erwähnten Investitionsmöglichkeiten mag nützlich sein. Während bei den Staatsanleihen oder beim Ämterkauf der Käufer in den Besitz einer Einkommensquelle gelangte, wurde mit den *census consignativi* nur ein allgemei-

---

[22] Vgl. für Latium Terra e lavoro nel Lazio meridionale. La testimonianza dei contratti agrari (secoli XII–XV), hg. von A. Cortonesi/G. Giammaria, Roma–Bari 1999.

[23] Ph. Godding, Le droit foncier à Bruxelles au Moyen Âge, Bruxelles 1960, S. 193–194.

[24] A. Landi, Ad evitandas usuras: ricerche sul contratto di censo nell'Usus modernus Pandectarum, Roma 2004, S. 25.

nes Anrecht und keinerlei Verfügungsgewalt übertragen; überdies wurde damit ein Grundstück belastet, das in der Tat nicht dem Zensuskäufer gehörte. Der Begriff des *census consignativus* bleibt recht unbestimmt[25] und es sind in ihm zahlreiche Mißverständnisse angelegt, weil er sich auf lange Sicht leicht mit den immerwährenden *ficti* und anderen Formen herrschaftlicher Abgaben identifizieren läßt.

Zunächst jedoch geschah nichts dergleichen. Insofern der *census consignativus* nicht auf einem Vertrag oder Pachtvertrag beruhte, handelte es sich bei ihm um einen sehr einfachen Kreditmechanismus, der von weiten Teilen der Gesellschaft genutzt werden konnte: Tatsächlich reichte es, Eigentümer eines Hauses oder eines Grundstücks zu sein, die sich mit einer Hypothek belegen ließen. Zweifellos stellte die volle Verfügbarkeit über eine Immobilie grundsätzlich einen wichtigen Faktor wirtschaftlicher Differenzierung dar, die im Verlauf der Jahrhunderte immer markanter werden sollte durch die erosive Wirkung eines Kreditinstruments, das aufgrund der Zunahme der Anrechte und Belastungen[26] das Eigentum zu einem Unterscheidungsfaktor machte. Das historiographische Interesse muß sich folglich auf den Prozeß richten, in dessen Verlauf sich die Grund- oder Immobilienrente in eine Geldrente umgewandelt hat.[27]

3. Obwohl die Daten kein erschöpfendes Bild bieten und auch die Frage offenbleibt, ob die Entstehung des Zensus mit den justinianischen Reformen zusammenhängt,[28] kann gesagt werden, daß die

---

[25] Godding, Le droit (wie Anm. 23) S. 130–132; F. Veraja, Le origini della controversia teologica sul contratto di censo nel XIII secolo, Roma 1960, S. 9–10.

[26] S. Roux, Être propriétaire à Paris à la fin du Moyen Âge, in: Le sol et l'immeuble. Les formes dissociées de propriété immobilière dans les villes de France et d'Italie (XIIe–XIXe siècle), hg. von O. Faron/E. Hubert, Roma 1995, S. 71–83, hier S. 76–77.

[27] Allerdings ist die Herausbildung der „Geldrente" bei Marx noch an die landwirtschaftliche Arbeit und an die Produktionsbeziehungen zwischen den Grundeigentümern und den Pächtern gebunden; vgl. K. Marx, Das Kapital, Buch 3: Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion, Kap. 46, in K. Marx/F. Engels, Werke, Bd. 25, Berlin 1964, S. 787–789.

[28] Landi, Ad evitandas (wie Anm. 24) S. 98–108.

ersten sicheren Nachrichten über den Abschluß von Rentenkaufverträgen aus Nordeuropa stammen,[29] wo es bereits Ende des 13. Jahrhunderts unter den Pariser Magistern zu heftigen Auseinandersetzungen über die moralischen Implikationen derartiger Praktiken gekommen war.[30] Für einige angesehene Kanonisten wie Heinrich von Gent handelte es sich dabei in jeder Hinsicht um ein bezahltes Darlehen, das es unbedingt zu verurteilen galt, während die Mehrheit der Gelehrten (Aegidius von Lessines, Richard von Mediavilla, Gottfried von Fontaines) den *census consignativus* – wenn auch unter Vorbehalt – für völlig legitim hielt, weil der Gegenstand der Transaktion weniger das Geld als solches, sondern das Anrecht auf eine Rendite war.[31] Ohne hier in die Einzelheiten eines recht komplexen fachjuristischen Stoffes eindringen zu wollen, sei doch erwähnt, daß der Disput sich insbesondere an den Kaufverträgen bezüglich der Renten auf Lebenszeit entzündete;[32] diese und andere Schwierigkeiten versuchte man

---

[29] Für das 11. und 12. Jh. ist die Schenkung von Renten an religiöse Einrichtungen bezeugt; vgl. R. Génestal, Rôle des monastères comme établissements de crédit étudié en Normandie du XIe à la fin du XIIIe siècle, Paris 1901; P. Petot, La constitution de rente au XII et XIII siècle dans les pays coutumiers, «Publications de l'Université de Dijon» 1 (1928) S. 59–81 (mit umfassender Bibliographie); A. Sadourny, Les rentes à Rouen au XIIIe siècle, Annales de Normandie 21 (1971) S. 99–108. Die ersten Beispiele für Rentenkäufe stammen aus Köln in den Jahren 1183–1188 (Veraja, Le origini [wie Anm. 25] S. 9) und aus Brüssel im Jahr 1234 Godding, Le droit (wie Anm. 23) S. 194.

[30] B. Schnapper, Les rentes au XVIe siecle: histoire d'un instrument de crédit, Paris 1957, S. 44.

[31] Ceccarelli, L'atteggiamento (wie Anm. 5) S. 130–131, und Veraja, Le origini (wie Anm. 25) passim. Um dieselbe Problematik drehte sich im 14. und 15. Jh. in Florenz eine heftige Debatte, welche die Frage, wie der Ankauf von Staatsanleihen zu beurteilen sei, zwischen den Franziskanern und Domenikanern ausgelöst hatte; vgl. A. Spicciani, La produttività del capitale monetario e la questione dell'interesse nella dottrina teologico-canonistica dei secoli XIII–XV, in: Capitale e interesse tra mercatura e povertà nei teologi e canonisti dei secoli XIII–XV, Roma 1990, S. 17–48, hier S. 41; L. Armstrong, La politica dell'usura nella Firenze del primo Rinascimento, in: Politiche del credito. Investimento, consumo, solidarietà, Atti del Congresso Internazionale, Asti, 20–22 marzo 2003, hg. von G. Boschiero/B. Molina, Asti 2004, S. 68–83; Ders., Usury and Public Debt in Early Renaissance Florence: Lorenzo Ridolfi on the ‚Monte Comune.', Toronto 2003.

[32] Veraja, Le origini (wie Anm. 25) S. 98.

dadurch zu umgehen, daß man zwischen direkten und indirekten Renten unterschied,[33] doch handelte es sich dabei um rein akademische Überlegungen, die den realen Gang der Wirtschaft nicht oder nur wenig zu beeinflussen vermochten.

Für das 14. Jahrhundert nehmen die Nachrichten zu,[34] die bezeugen, daß das Phänomen in zahlreichen regionalen Gesellschaften Europas verbreitet war; gegen Ende desselben Jahrhunderts kam es zu einer Zunahme von Initiativen seitens der Stadtbehörden, die spezifisch die Ablösbarkeit der Renten betrafen. Ungefähr zwischen 1360 und 1463 wurden zahlreiche Städte aus einem weiten geographischen Raum, der von Frankreich bis Deutschland, von Brabant, Flandern und Luxemburg bis nach Österreich reichte, von diesem umfassenden Regulierungsprozeß erfaßt.[35] In diesem Zusammenhang sei eine 1372 von der Stadt Köln beschlossene Maßnahme zur Erstellung einer Liste – der ersten ihrer Art – erwähnt, die Namen und Beruf von allen Käufern städtischer Renten enthalten sollte; unter den erfaßten Gruppen sticht die ansehnliche Zahl von Klerikern (34%), insbesondere Kanonikern hervor.[36] Von ebenfalls besonderer Bedeutung waren die Schritte, die 1426 Paris, 1436 Brüssel und 1439 Frankfurt mit dem erklärten Ziel unternommen hatten, zwei wichtige Prinzipien festzulegen, d. h. die obligatorische Auflösung des Rentenverhältnisses und die Festlegung von Ablösungspreisen entsprechend des verflossenen Vertragszeitraumes.[37] Angesichts des Umfangs des Phänomens überrascht es also zum Abschluß dieses kurzen Überblicks nicht, wenn der Löwener Kanonist Wilhelm Bont sich 1451 zu folgender Aussage berechtigt fühlte: *Istae emptiones pensionum sunt ita*

---

[33] Veraja, Le origini (wie Anm. 25) S. 195.

[34] J.-M. Yante, Crédit urbain, crédit rural, crédit industriel. Les cas du Pays Mosan (XIVe–XVIe siècles), in: Credito e società: le fonti, le tecniche e gli uomini. Secc. XIV–XVI, Atti del Convegno Internazionale di Studi, Asti–Chambery, 24–27 settembre 1998, Asti 2003, S. 135–150, hier S. 143; J. Combes, La constitution de rente à Montpellier au commencement du XV siècle, Annales de l'Universitè de Montpellier (1944) S. 216–223; Ph. Wolff, Commerçants et marchands de Toulouse, Paris 1952, S. 358.

[35] Godding, Le droit (wie Anm. 23) S. 225–229.

[36] Veraja, Le origini (wie Anm. 25) S. 25–26.

[37] Schnapper, Les rentes (wie Anm. 30) S. 45.

communes per totum mundum, quod vix est aliquis qui non habeat pensiones, vel perpetuas vel ad vitam.[38]

Auf der Basis dieser umfassenden Regulierungsmaßnahmen wurden in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts von einzelnen Stadtverwaltungen weitere Vorkehrungen getroffen, während die Monarchen ihrerseits flächendeckende Anweisungen gaben: so Karl V. 1529 für Flandern und 1530 für die deutschen Gebiete sowie Heinrich II. 1553 für ganz Frankreich. Jenseits aller zeitlichen und geographischen Unterschiede zeigt sich hier allgemein der Wille, gesetzliche Grundlagen zu schaffen, die es den Rentenkäufern ermöglichen sollten, das seinerzeit beim Kauf eingesetzte Kapital zurückzugewinnen; es handelte sich dabei letztendlich um Maßnahmen zur Sicherung der Interessen jener gesellschaftlichen Gruppen, denen es am ehesten möglich war, die politischen Entscheidungen der Stadtbehörden zu beeinflussen. Andererseits liefen viele Eigentümer aufgrund der obrigkeitlichen Maßnahmen Gefahr, die belasteten Güter endgültig zu verlieren, weil sie über keine anderen Zahlungsmittel verfügten; dies führte inner- und außerhalb der Stadt zu Neuordnungsprozessen in den Eigentumsverhältnissen.

Für die iberische Halbinsel hat man den massiven Rückgriff auf den Rentenkauf zum Teil mit der 1492 erfolgten Vertreibung der Juden erklärt,[39] in deren Händen das Kleinkreditwesen schon immer gelegen hatte und die nun dringend ersetzt werden mußten. In knapp zwei Jahrzehnten füllten sich die Notariatsregister von Valladolid, einem lebhaften Messe- und Handelszentrum im Herzen Kastiliens, mit Rentenkaufverträgen, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts eine relativ selten genutzte Form des Volkskredits darstellten, mit dem neuen Jahrhundert aber vorherrschend wurden und die Depositengeschäfte bzw. die Pfandleihe fast vollständig verdrängten.[40]

[38] Veraja, Le origini (wie Anm. 25) S. 1.

[39] B. Bennassar, En Vieille-Castille: les ventes de rentes perpétuelles. Première moitié du XVIe siecle, Annales ESC 15 (1960) S. 1115–1126. Im Königreich Kastilien stammt das erste Zensusgesetz aus dem Jahr 1509; vgl. A. Borrell, Censo consignativo, in: Nueva enciclopedia jurídica, hg. von C. E. Mascareñas, Bd. 4, Barcelona 1952, S. 17–19.

[40] B. Bennassar, Censos e inversiones en la España del XVI y el XVII, in: Estado, hacienda y sociedad en la historia de España, Valladolid 1989, S. 83–94, hier S. 88.

Für den Zeitraum zwischen dem Spätmittelalter und der frühen Neuzeit bleiben bezüglich der Verbreitung der Rentenkaufverträge in den verschiedenen italienischen Städten und Regionen noch viele Fragen offen. Gegenwärtig wirft die Forschung über die Renten im Italien der Renaissance in der Tat eher Fragen auf, als daß sie Ergebnisse liefert. Konkret fehlen Kenntnisse über die Entwicklungsprozesse in den Städten mit entschiedenen Handels- und „industriell"-handwerklichen Strukturen. Ohne voreilige Schlüsse ziehen zu wollen, ist für Florenz auf der Grundlage der Familienbücher und ab 1427 auch der Steuerkataster festzustellen, daß Einkünfte aus Rentenkäufen keinen Anteil an der Zusammensetzung des Vermögens der Stadtbürger hatten.[41] Analoge Beobachtungen gelten für die Händler in der Lombardei und der Poebene des 14. und 15. Jahrhunderts, deren wirtschaftlicher Horizont von der Verwaltung landwirtschaftlicher Güter und von der Organisation des Handelsverkehrs bestimmt war;[42] weit verbreitet waren aber auch die sogenannten „fiktiven Kaufverträge", die Darlehensverträge auf der Basis von Grundstücksobligationen darstellten.[43]

Die Verfahrensweise ist mehrfach erläutert worden: Das scheinbar verkaufte Grundstück diente in Wirklichkeit als Pfand für ein Dar-

---

[41] D. Herlihy/C. Klapisch-Zuber, Les Toscans et leurs familles, Paris 1978, S. 249–259; P. Jones, Forme e vicende di patrimoni privati nelle „Ricordanze" fiorentine del Trecento, in: Economia e società nell'Italia medievale, Torino 1980, S. 345–376.

[42] M. Gazzini, „Dare et habere". Il mondo di un mercante milanese del Quattrocento, Firenze 2002, S. 146–154. Nicht einmal die lombardischen Kircheneinrichtungen kennen die *censi consignativi* als Finanzinstrument und Vermögensposten; vgl. L. Chiappa Mauri, Terre e uomini nella Lombardia medievale. Alle origini di uno sviluppo, Roma–Bari 1997. Daß die Pachtverträge bei der Bodennutzung vorherrschten, ergibt sich eindeutig aus der bereits älteren Diskussion über die spätmittelalterliche Krise des Kircheneigentums; vgl. C. M. Cipolla, Une crise ignorée. Comment s'est perdue la propriété ecclésiastique dans l'Italie du Nord entre le XIe et le XVIe siècle, Annales. Economies. Sociétés. Civilisations 2 (1947) S. 317–327; G. Chittolini, Un problema aperto: la crisi della proprietà ecclesiastica fra Quattro e Cinquecento, Rivista Storica Italiana 85 (1973) S. 353–393.

[43] S. Collodo, Credito, movimento della proprietà fondiaria e selezione sociale, in: Ders., Una società in trasformazione. Padova fra XI e XV secolo, Padova 1990, S. 195–275.

lehen, dessen Höhe dem angeblichen Verkaufspreis entsprach, während die Rückkaufsvereinbarung dem Darlehensgeber und angeblichen Käufer garantierte, daß er den Zins für sein Geld erhielt. Bei diesen fingierten Verkaufsverträgen mit Rückkaufsvereinbarung handelte es sich um einen rechtlichen Notbehelf, der es vielen Händlern ermöglichte, in Stadt und Land Vermögen anzuhäufen, wenn die Schulden nicht bezahlt werden konnten. Aus zahlreichen formalen und inhaltlichen Gründen trifft dies jedoch nicht auf den *census consignativus* zu.[44] Vor allem bezogen sich die – der Einfachheit halber so genannten – „fiktiven Kaufverträge" auf eine bestimmte *res* (Häuser oder Grundstücke), und zwar sowohl beim Kaufakt als auch bei der Übertragung durch einen regulären Pachtvertrag. Diese doppelte Transaktion – es ist im vorliegenden Zusammenhang unwichtig, ob sie wirklich vollzogen wurde oder einen fiktiven Charakter hatte – verschwand mit dem *census consignativus*; unter Überwindung aller Verbote und Ängste, des Wuchers angeklagt zu werden, ist hier das wirkliche und einzige Verhandlungsobjekt die Geldrente, die zur Ware und damit von dem sie produzierenden Gut getrennt wird.

Nichts davon scheint es in der spätmittelalterlichen italienischen Überlieferung zu geben. Wollte man nach einer Erklärung für dieses Fehlen suchen, müßte man die jeweiligen örtlichen Verhältnisse genauer kennen; immerhin kann man schon auf einige italienische Spezifika verweisen, so zum Beispiel auf die Durchdringung des Landes durch das Handelskapital zum Schaden des unabhängigen bäuerlichen Kleineigentums, auf die Einrichtung von hochspekulativen Gutsbetrieben oder auf die Verbreitung von neuartigen Agrarverträgen.[45] Aus all dem wird verständlich, warum sich die Einkünfte aus den *census consignativi* bereits im Hochmittelalter insbesondere dort verbreiteten, wo die Interessen der städtischen Kreise die über-

[44] Collodo, Credito, movimento (wie Anm. 43) S. 199, Anm. 13.

[45] G. Cherubini, L'Italia rurale del Basso Medioevo, Roma–Bari 1984, S. 75–82; ders., Qualche considerazione sulle campagne dell'Italia centro-settentrionale tra l'XI e il XV secolo, in: G. Cherubini, Signori. Contadini. Borghesi. Ricerche sulla società italiana del Basso Medioevo, Firenze 1974, S. 51–119, hier S. 73–81; L. A. Kotelnikova, Rendita in natura e rendita in denaro nell'Italia medievale (secoli IX–XV), in: Storia d'Italia. Annali 6. Economia naturale, S. 93–112.

kommenen sozioökonomischen Strukturen weniger nachhaltig zerstörten. Im Vergleich zu anderen europäischen Regionen beschränkte sich das städtische Kapital in Nord- und Zentralitalien nicht darauf, den Kauf von Rentenanteilen zu erhöhen, sondern verfolgte ein viel ehrgeizigeres Ziel, indem es aus der absoluten Kontrolle des Bodens und des städtischen Marktes den höchsten Gewinn zu ziehen trachtete.[46]

Die auf Betreiben des aragonesischen Königs Alfons V. des Großmütigen von Papst Nikolaus V. 1451 veröffentlichte Bulle *Sollicitudo pastoralis* bestätigte das Vorhandensein einer Kreditform, die sich auf der italienischen Halbinsel erst im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts auszubreiten begann; tatsächlich legitimierte sie nicht nur die auf der iberischen Halbinsel seit geraumer Zeit gängigen *venditiones annualium censuum*,[47] sondern legte auch fest, daß über die Immobilien hinaus auch die Arbeit einer Person mit dem Zensus belastet werden konnte, *super omnibus bonis, redditibus, emolumentis, juribus et rebus*.[48] Dieser letztgenannte Aspekt war sehr umstritten und rief starke Widerstände hervor: Mochte man in diesen personengebundenen Renten theoretisch auch eine Vergünstigung für die Nichtbesitzer von Immobilien sehen, so veränderte die Belastung von Arbeitseinkommen oder Unterhaltsmitteln doch den ursprünglichen Ansatz der Rentenverträge und paßte sie den Erfordernissen einer risikobereiten profitablen Kapitalanlage an.

---

[46] P. Malanima, L'economia italiana. Dalla crescita medievale alla crescita contemporanea, Bologna 2002, S. 104–105.

[47] A. García Sanz, El censal, Boletín de la Sociedad Castellonense de Cultura 37 (1961) S. 281–310; A. Furió, Crédito y endeudamiento: el censal en la sociedad rural valenciana (siglos XIV–XV), in: Señorío y feudalismo en la Península Ibérica, Zaragoza 1993, S. 501–534; Ders., Le crédit dans les registres notariaux de la région de Valence au Bas Moyen Âge, Mélanges de l'Ecole Française de Rome. Moyen Âge 117 (2005) S. 407–439; J. V. García Marsilla, Vivir a crédito en la Valencia medieval. De los orígenes del sistema censal al endeudamiento del municipio, Valencia 2002.

[48] A. Placanica, Moneta, prestiti, usure nel Mezzogiorno moderno, Napoli 1982, S. 202; A. Romano, Attività mercantile ed usure nel Mediterraneo aragonese. Legislazione, dottrina e giurisprudenza siciliane „de censibus", in: Diritto e società in Sicilia, hg. von A. Romano, Soveria Mannelli 1994, S. 257–273.

Die hier skizzierten Überlegungen lassen sich durch einen kurzen Blick auf die Vermögensstrukturen des neapolitanischen Konvents San Lorenzo Maggiore[49] konkretisieren. Aus einem Vergleich der Erträge für die Jahre 1520 und 1647 ergibt sich, daß die *census consignativi* in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts wirtschaftlich kaum zu Buche schlugen (0,7%), weniger als anderthalb Jahrhunderte später hingegen 20% aller Einkünfte ausmachten.

Der hier skizzierte Überblick ist bei weitem noch nicht vollständig. Von Rom wird noch zu sprechen sein, für andere wichtige italienische Städte (Genua und Venedig) verfügen wir nur über äußerst bruchstückhafte Informationen.[50] Um einigermaßen sichere Schlüsse ziehen zu können, bedarf es noch eingehenderer Untersuchungen; gleichwohl läßt sich aus dem vorliegenden partiellen Bild mit einiger Berechtigung ableiten, daß die Rentenkaufverträge, d. h. die Rentenverkäufe als Kreditmaßnahme, erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, beginnend in den aragonesischen Herrschaftsgebieten, nach Italien gelangten. Die zeitliche Verschiebung im Vergleich zu Nordeuropa ist in diesem Zusammenhang ersichtlich; zukünftige Untersuchungen müssen also die Ursachen herausarbeiten, die zu dieser verspäteten Anwendung eines anderswo weit verbreiteten Finanzierungsinstruments geführt haben, und gleichzeitig erhellen, über welche Kanäle der *census consignativus* in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts auch im städtischen und ländlichen Italien genutzt wurde.

4. Von verschiedener Seite dazu aufgefordert, sahen sich die kirchlichen Behörden seit Ende des 14. Jahrhunderts veranlaßt, eine Praxis zu regeln, der noch ein genauer normativer Rahmen fehlte und bei der sich mittels bestimmter Vertragsklauseln leichthin Verpflichtungen festschreiben ließen, die an Wucher grenzten. Obgleich die

[49] F. D'Esposito, Patrimonio fondiario e ricchezza mobiliare dei Minori Conventuali napoletani. San Lorenzo Maggiore fra XVI e XVII secolo, in: L'uso del denaro (wie Anm. 2) S. 275–300, hier S. 284.

[50] Da es sich bei den Renten um langfristige Investitionen handelte, spielten sie im Vermögensbestand der Genueser Handelsbetriebe keine große Rolle; G. Felloni, Gli investimenti finanziari in Europa tra il Seicento e la Restaurazione, Milano 1971, S. 45–46.

Konzilien von Konstanz und Basel für das Rentenproblem keine angemessene Lösung fanden,[51] reiften an der römischen Kurie unter Martin V., Calixt III. und Nikolaus V. die Bedingungen für den Erlaß einer Reihe von Bullen heran,[52] welche die Geschäfte mit dem *annuorum reditus* grundlegend behandelten[53] und damit der gesamten Materie einen praktisch endgültigen juristischen Rahmen gaben; wesentlichstes Ziel war dabei, gewissen Praktiken einen Riegel vorzuschieben, von denen man meinte, mit ihnen ließen sich unerlaubte Zwecke verschleiern.[54] Befürchtungen weckten bei den Kirchenoberen vor allem die Naturalrenten, die mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen abgegolten wurden (Getreide, Wein, Öl), denn deren Preise waren je nach Jahreszeit starken Schwankungen unterworfen und ermöglichten damit den Beziehern, erhebliche Gewinne zu erzielen. Es scheint, als hätten gerade die Bischöfe einiger deutscher Diözesen Korrektivmaßnahmen verlangt,[55] um den Gebrauch eines Kreditinstruments zu regeln, das in spontaner Entwicklung immer weitere Bevölkerungskreise erfaßt hatte und sich in der Folge nachhaltig auf den Wandel der ländlichen Grundeigentumsstrukturen auswirkte. Die bereits 1489 in Preßburg erfolgte Veröffentlichung eines Traktats zum Thema ist eine direkte Bestätigung dafür, daß das Problem nördlich der Alpen als sehr dringlich empfunden wurde.[56] In Italien hingegen kam ein Werk ähnlichen Inhalts erst 1598 heraus[57], worin Virginio *de Boccatiis*

---

[51] B. Schnapper, Les rentes chez les théologiens et les canonistes du XIII au XVI siècle, in: Études d'histoire du droit canonique dédiées à Gabriel le Bras, II, Paris 1965, S. 965–995; P. Ourliac, La théorie canonique des rentes au XV siècle, in: Études historiques à la mémorie de N. Didier, Paris 1960, S. 231–243.

[52] Landi, Ad evitandas usuras (wie Anm. 24) S. 19–22; L. Choupin, Caliste III. Le contrat du cens d'après la bulle „Regimini", in: Dict. Théol. Cath., Bd. II/2, col. 1351–1362.

[53] Veröffentlicht in Placanica, Moneta (wie Anm. 48) S. 210–214.

[54] B. Clavero, Prohibición de la usura y constitución de rentas, Moneda y crédito 143 (1977) S. 107–131.

[55] Die Bulle Martins V. richtete sich an die *venerabilibus fratribus Treverensi et Lubiciniensi ac Almacensi episcopis*, Placanica, Moneta (wie Anm. 48) S. 198.

[56] J. Langer, Tractatus de censibus sub titulo reemptionis.

[57] V. de Boccatiis, Tractatus Tres. De censibus super constitutionibus Pii Quinti, Martini et Calisti. De societatibus officiorum iuxta consuetudinem

die einschlägige Gesetzgebung der Päpste aus dem 15. Jahrhundert sammelte und kommentierte; außerdem fügte er die Bulle Pius' V. *Cum onus* bei, welche die gesamte Rentenfrage abschließend regelte.[58]

Nachdem also als gesichert gelten kann, daß sich der *census consignativus* in Italien erst ab der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ausbreitete, gilt es nun die Papstbullen im einzelnen zu analysieren, weil sie eine Reihe von dauerhaften Grundsätzen festlegten. Vor allem sollte der Nominalwert des Zensus unverändert bleiben; der Geldrente wurde der Vorzug vor der Naturalrente gegeben; die Grenzen der belasteten (städtischen oder ländlichen) Besitzungen sollten genau identifizierbar sein und genügend abwerfen, um die Zahlung der verkauften Rente sicherzustellen; bei Abfassung des notariellen Akts mußte der Käufer die vereinbarte Kapitalsumme übergeben; das Verhältnis zwischen Kapital und Rente, d. h. der Zinssatz, durfte 10% nicht überschreiten; die Verträge sollten langfristig angelegt sein, häufig sogar einen immerwährenden Charakter haben; um für wucherisch gehaltenen Tendenzen vorzubeugen, überließ man es schließlich allein dem Rentenverkäufer, d. h. dem Darlehensnehmer, ob und wann er das erhaltene Kapital zurückzuzahlen gedachte.

Dies ist in kurzer Zusammenfassung der Inhalt der Bullen zum Thema des *census consignativus*, die – weit davon entfernt, ein echtes Geldverleihgeschäft verschleiern zu wollen – den Verkauf einer bestimmten, in diesem Fall beweglichen Ware legitimierten, deren Kaufpreis frei vereinbart worden war. Die in der Argumentation enthaltene Kompromißformel tarnte geschickt die durch das Geschäft anfallenden Zinsen; sie sollte später nützlich werden, als es darum ging, die völlige moralische Zulässigkeit der Zinsen aus den päpstli-

Romae Curie. Et de Pactis et promissionibus cum declaratione constitutionum Bonifacii Octavi et Gregorii XIII, Romae, Apud Antonium Zannettum 1598. Im 17. Jh. haben verschiedene Autoren die Gesetzgebung zum Rentenkauf behandelt, so P. De Gregorio, De censibus. Commentaria cum adnotationibus non solum antiqui set novis, Francesco Ciotti, Palermo 1622, und vor allem L. Cenci, Tractatus de Censibus totam Materiam costituendi, conservandi et extinguendi annuos census iuxta formam et stylum etiam in Romana Curia adhiberi solitum, 1658; vgl. Landi, Al evitandas (wie Anm. 24) S. 26–32.

[58] Ebd. S. 23f.

chen Staatsschuldverschreibungen festzustellen.[59] Hinsichtlich der Laufzeit der *census consignativi* scheint es einen potentiellen Unterschied zwischen den mediterranen Regionen, wo die zeitlich unbegrenzten Verträge vorherrschten, und den nordeuropäischen Städten gegeben zu haben, in denen, wie gesagt, energische politische Anstrengungen unternommen wurden, um die Dauer der Rentenverträge auf eine gewisse Anzahl von Jahren zu beschränken. Möglicherweise liegt hier ein unterschiedliches Verständnis von den Rentenkaufverträgen vor: Danach nutzte man sie in Italien bzw. auf der iberischen Halbinsel vorrangig als Möglichkeit zur Sicherung einer Einkunftsquelle, während sie sich in Frankreich, Deutschland bzw. in Flandern vollständig zu mittelfristigen, von allen Bindungen und Beschränkungen freien Kreditoperationen entwickelten.

Unabhängig von dieser noch zu verifizierenden Annahme kann man nun nach den Vorteilen fragen, die mit dem Abschluß eines Rentenkaufvertrags verbunden waren. Wie bereits gesagt, bestand gegenüber dem traditionellen Depot oder Handelsdarlehen das wichtigste Merkmal darin, daß der *census consignativus* eine Form von ‚sicherem Kredit' darstellte,[60] und zwar vor allem für den Kreditnehmer, da er weder seinen Status als Eigentümer aufs Spiel setzte noch zur Rückerstattung der erhaltenen Summe verpflichtet war; tatsächlich reichte es, die vereinbarte Jahresrate zu entrichten, deren konstant bleibender Nominalwert aufgrund der Währungsschwankungen und Preiserhöhungen zwangsläufig an Kaufkraft einbüßte. Für den Kreditgeber seinerseits bot der Ankauf von Jahresrenten[61] eine günstige Gelegenheit, zu Einkünften zu gelangen, die zwar der Gefahr eines Wert-

[59] G. Todeschini, Credito ed economia della civitas: Angelo da Chiasso e la dottrina della pubblica utilità fra Quattro e Cinquecento, in: Ideologia del credito fra Tre e Quattrocento: dall'Astesano ad Angelo da Chiasso, Atti del convegno internazionale, Asti, 9–10 giugno 2000, hg. von B. Molina/G. Scarcia, Asti 2001, S. 59–83, hier S. 70–71; Colzi, Il debito (wie Anm. 10) S. 26–27. Vgl. auch J. Kirshner, The Moral Theology of Public Finance: A Study and Edition of Nicholas de Anglia's Quaestio disputata on the Public Debt of Venice, Archivum Fratrum Praedicatorum 40 (1970) S. 47–72.

[60] Piola Caselli, Il buon governo (wie Anm. 10) S. 110.

[61] Viele Kanonisten des 15. und 16. Jh. hielten den Rentenkaufvertrag für legitim, weil er auf dem Prinzip beruhte, daß mit der Bezahlung ein Anrecht auf das Eigentum gewährt wurde; Todeschini, Credito (wie Anm. 59) S. 77.

verfalls ausgesetzt waren, aber keines großen Verwaltungsaufwands bedurften; auf jeden Fall begünstigten sie die Vermögensabschöpfung zugunsten jener Gruppen und Einrichtungen, die über größere Bargeldmittel verfügten. Es überrascht daher nicht, daß im Mittelalter vor allem kirchliche Einrichtungen bei den Rentenkaufgeschäften als Kreditgeber auftraten, denn nur an sie konnten sich die freien Handwerker und Bauern im Fall dringenden Geldbedarfs wenden.[62] Aus den soeben genannten Gründen war es ratsamer, das Wohnhaus, die Werkstatt oder den Grund und Boden mit einem Zensus zu belasten, als sich von einem Geldverleiher ein Darlehen zu besorgen, das gegen hohe Zinsen in einem ziemlich kurzen Zeitraum zurückerstattet werden mußte.[63]

Als im 12. und 13. Jahrhundert das städtische Bauwesen expandierte,[64] konnten die mittelalterlichen Kircheneinrichtungen eine große Zahl von Renten akkumulieren, von denen sich viele mit der Zeit aufgrund ihres immerwährenden Charakters in die einfache Anerkennung eines vagen Rechtsanspruchs von ungewisser Herkunft umwandelten, der zwar eine geringe wirtschaftliche Bedeutung besaß, auf jeden Fall aber Ausdruck von gesellschaftlicher Macht und sozialem Prestige war. Während sich in der wirtschaftlichen Aufschwungsphase des mittelalterlichen Europas der volle Nutzen der Renten zeigte, wenn es beispielsweise darum ging, ein größeres Haus zu bauen oder einen Handwerksbetrieb einzurichten, erwiesen sie sich auch in Phasen größerer wirtschaftlicher Schwierigkeiten, konkret nach der Bevölkerungskrise im ausgehenden 14. Jahrhundert, als ein sehr flexibles Finanzierungsinstrument, was von Barcellona bis Brüssel überall dazu führte, daß eine einzelne Immobilie mit bis zu vier Renten belastet wurde.[65] Ein einziges Vermögensgut warf also ver-

[62] M. Riu Riu, La financiación de la vivienda, propriedad horizontal y pisos de alquiler en la Barcelona del siglo XIV, in: La ciudad hispánica durante los siglos XIII al XVI, Madrid 1987, S. 1397–1405 .

[63] 68% der von den Lombarden Mitte des 14. Jh. in Freiburg gewährten Darlehen hatten eine Laufzeit zwischen 2 und 12 Monaten; vgl. G. Scarcia, Il mercato del credito a Friburgo fra Tre e Quattrocento attraverso l'attività dei lombardi, in: Credito e società (wie Anm. 34) S. 189–214.

[64] Godding, Le droit (wie Anm. 23) S. 219–221.

[65] Riu Riu, La financiación (wie Anm. 62) S. 1403; Godding, Le droit (wie Anm. 23) S. 223.

schiedene Renten ab, so daß faktisch ein Netzwerk von Beziehungen und Interdependenzen unter Privatleuten entstand, das sich kapillar und mit großer Tiefenwirkung über den gesamten gesellschaftlichen Körper legte und damit die Voraussetzungen schuf, daß die Rentenkäufer (Händler, Notare, Ärzte) im Falle der Nichtzahlung selbst Grundeigentümer wurden.

Der Rentenverkauf ermöglichte den zahlreichen Kleinhandwerkern und -bauern kurzfristig also zweifellos, eine besonders ungünstige Wirtschaftskonjunktur zu überwinden; fehlte ihnen allerdings ein angemessenes Einkommensniveau, bestand die Gefahr, daß das Eigentum zwangsveräußert werden mußte und der Eigentümer sich in vielen Fällen als Pächter wiederfand. Kurzum, der *census consignativus* konnte langfristig zu einem mächtigen, die soziale und wirtschaftliche Stellung einzelner Personen nachhaltig verändernden Faktor werden, doch aus einer eher positiven Deutungsperspektive erhöhte er potentiell die Produktivität von Grund und Boden und trieb damit also das wirtschaftliche Wachstum voran.[66] Zu recht ist darauf hingewiesen worden, daß die Verpflichtung zur regelmäßigen Zahlung einer bestimmten Geldsumme in einer geschlossenen, auf Selbstversorgung ausgerichteten bäuerlichen Welt viele Bauern zwang, ihre erwirtschafteten Überschüsse auf dem Markt zu verkaufen[67] und sich dergestalt eine Mindestsumme an Bargeld zu verschaffen, die sie zur Rentenzahlung benötigten. Produktionssteigernder Faktor oder Ursache irreversibler Verschuldung – innerhalb dieser beiden scheinbar antithetischen Pole bewegt sich das komplexe Problem des *census consignativus*.

5. Angesichts der in der frühen Neuzeit einsetzenden größeren Entwicklungsdynamik überrascht es nicht, wenn sich das Rentenge-

---

[66] Bennassar, Censos e inversiones (wie Anm. 40) S. 88–89. Zum Privatkredit als Faktor des wirtschaftlichen Wachstums vgl. F. C. Lane, Investment and usury, in: Ders., Venice and History, Baltimore 1966, S. 56–68; H. A. Miskimin, L'impatto del credito sulle attività industriali nell'Inghilterra del XVI secolo, in: L'alba della banca. Le origini del sistema bancario tra Medioevo ed Età Moderna, Bari 1982, S. 309–325.

[67] M. Cattini, Problemi di liquidità e prestito ad interesse nelle campagne emiliane. Secc. XVI–XVIII, Studi Storici Luigi Simeoni 33 (1983) S. 121–130.

schäft in seiner überkommenen Gestalt des *census consignativus* mit dem beginnenden 15. Jahrhundert veränderte. Als eine zunächst vor allem auf die bäuerliche Welt bezogene Kreditform[68] verbreitete er sich nun zunehmend in den Städten, die schnellen Wandlungsprozessen unterworfen waren;[69] nachhaltig begünstigt wurde dieser Vorgang durch die wachsende wirtschaftliche Vorherrschaft, die jene heterogene, sich mit den Verwaltungsapparaten der entstehenden modernen Staaten herausbildende Schicht von ‚Edelmännern' erlangte.[70] Auf dem Hintergrund der eingangs erwähnten Festigung der staatlichen Gewalten gelang es den Beamten und öffentlichen Funktionsträgern im allgemeinen[71] aufgrund ihrer gewachsenen gesellschaftlichen Rolle tatsächlich nicht selten, überschüssiges Kapital anzuhäufen und auf unterschiedliche Weise,[72] insbesondere aber mit Blick auf den

[68] Über den engen Zusammenhang von Kredit und Grundbesitz vgl. G. Béaur, *Foncier* et crédit dans les sociétés préindustrielles. Des liens solides ou des chaînes fragiles?, Annales. Histoire, Sciences Sociales 49 (1994) S. 1411–1428; Crédit rural et endettement paysan dans l'Europe médiévale et moderne, Actes des XIIIe Journees internationales d'histoire de l'abbaye de Flaran, hg. von M. Berthe, Toulouse 1998.

[69] C. Ciano, L'acquisto dei censi nel pensiero di un teologo del Cinquecento, in: Fatti e idee di storia economica nei secoli XII–XX. Studi dedicati a Franco Borlandi, Bologna 1977, S. 417–426.

[70] E. Stumpo, L'organizzazione degli stati: accentramento e burocrazia, in: La Storia. I grandi problemi: dal Medioevo all'Età Contemporanea, Bd. 3: L'Età Moderna. 1. I quadri generali, Torino 1987, S. 431–548; P. Partner, The Pope's Men. The Papal Civil Service in the Renaissance, Oxford 1990; B. Borello, Strategie di insediamento in città: i Pamphilj a Roma nel primo Cinquecento, in: La nobiltà romana in età moderna. Profili istituzionali e pratiche sociali, hg. von M. A. Visceglia, Roma 2001, S. 31–61; über die Boncompagni vgl. L. Alonzi, Famiglia, patrimonio e finanza nobiliari. I Boncompagni (secoli XVI–XVIII), Roma 2003; über die Odescalchi, G. Mira, Vicende economiche di una famiglia italiana dal XIV al XVII secolo, Milano 1940; M. A. Visceglia (Hg.), Signori, patrizi, cavalieri nell'Età moderna, Roma–Bari 1992; G. Castelnuovo, L'identità politica delle nobiltà cittadine (inizio XIII–inizio XVI secolo), in: R. Bordone/G. Castelnuovo/G. M. Varanini, Le aristocrazie dai signori rurali al patriziato, Roma–Bari 2004, S. 195–238.

[71] M. Berengo, L'Europa delle città. Il volto della società urbana europea tra Medioevo ed Età moderna, Torino 1999.

[72] A. Grohmann, Spazio urbano e struttura economica a Perugia nel sec. XV, in: Aspetti della vita economica medievale, Atti del Convegno di Studi, Firenze–Pisa–Prato, 10–14 marzo 1984, S. 606–623.

„Produktivitätsgrad des Geldes“[73] zu nutzen. In einer Gesellschaft mit chronischem Bargeldmangel gab es keine bessere Alternative, als die verfügbaren Geldressourcen für das Rentengeschäft zu verwenden, das einerseits regelmäßige Einkünfte sicherstellte und andererseits davon befreite, sich um die direkte Gutsverwaltung kümmern zu müssen. Seit den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts bot Rom das ideale Umfeld für die Zunahme dieser Art von Finanzoperationen unter Privatpersonen.[74]

5.1. So verkaufte Kardinal Alessandro Cesarini dem Händler Girolamo Beltrán[75] aus Valencia am 19. Juli 1519 für 4000 Golddukaten zwei Renten im Wert von jeweils 100 Golddukaten, mit denen ein Grundstück in Trastevere und ein Gebäude im Rione Sant'Eustachio belastet waren.[76] Sehr aufschlußreich ist auch der am 9. August 1522 zwischen den römischen Adligen Lorenzo di Stefano della Valle und Bernardino *Bufalo de Cancellariis* abgeschlossene Vertrag, mit dem dieser für 400 *ducati di carlini* eine Jahresrente in Höhe von 32 Dukaten erwarb, die ein *casale* in Tor Vergata erbrachte. Die Besonderheit liegt in diesem Fall nun darin: Aus einem sich unmittelbar anschließenden notariellen Akt geht hervor, daß Lorenzo della Valle die gesamte erhaltene Geldsumme dazu nutzte, um eine frühere Schuld gegenüber einem Händler aus Siena zu begleichen.[77] Erkennbar ist hier also der Prozeß, in dem ein sozusagen traditioneller kurzfristiger Kredit in einen langfristigen Kredit überging, der auf einer Rentenzah-

---

[73] A. Tagliaferri, Problemi dell'attività di credito in Terraferma tra XV e XVIII secolo, Studi Storici Luigi Simeoni 33 (1983) S. 51–60.

[74] L. Palermo, Banchi privati e finanze pubbliche nella Roma del primo rinascimento, in: Banchi pubblici, banchi privati e monti di pietà nell'Europa preindustriale. Amministrazione, tecniche operative e ruoli economici, Genova 1990, S. 435–459.

[75] Dieser Händler war in Rom seit Beginn des 16. Jh. besonders aktiv; vgl. M. Vaquero Piñeiro, Mercaderes catalanes y valencianos en el consulado de Roma, in: Oligarquías y elites económicas en las ciudades bajomedievales (siglos XIV–XVI), Rivista d'Història Medieval 9 (1998) S. 155–172, hier S. 165–166.

[76] Archivio di Stato di Roma (im folgenden ASR), Notai A.C., 405, c.440r.

[77] ASR, Collegio Notai Capitolini (Col. Not. Cap.), 66, cc. 129r–v, 130v–131r.

lung bzw. einer Rendite beruhte, wobei allerdings keine Verpflichtung zur Erstattung des Kapitals bestand.

Zum selben Zeitpunkt fanden sich unter den aktivsten Rentenaufkäufern ein Hauptmann des päpstlichen Heeres, Vincenzo *de Leoninis*, der 1524 für 335 Gold- und Silberdukaten zwei Renten kaufte,[78] ferner der Rektor der Simeonskirche, der im selben Jahr 500 Golddukaten zum Kauf einer stattlichen Anzahl von Renten einsetzte,[79] schließlich Nicola Freschi, Kardinal von S. Prisca, der 1522 für 2000 Golddukaten eine Rente im Wert von 200 Golddukaten verkaufte.[80] Die Renten erzielten also mitunter einen recht ansehnlichen Preis, während man wenig über die konkrete Verwendung der erhaltenen Geldsumme in Erfahrung bringt; möglicherweise wurde damit, wie erwähnt, eine Schuld beglichen oder es wurden Tücher erworben, doch die verfügbaren Quellen geizen gerade hier mit Informationen. Einigermaßen gesichert ist jedoch, daß sich nur wenige Händler und Handwerker unter den Rentenverkäufern befanden;[81] daraus kann gefolgert werden, daß dieses Finanzierungsinstrument weniger der Investition in produktive Tätigkeiten, sondern vielmehr Konsumzwecken diente. Als zweites wichtiges Merkmal ergibt sich die Einheitlichkeit des Zinssatzes (8–10%) und seine Homogenität unabhängig von der konkreten räumlichen Lage des belasteten Gutes.[82] In dieser Hinsicht besteht kein Unterschied zwischen den Häusern innerhalb

[78] ASR, Col. Not. Cap., 1482, cc. 39r–40r, 104v–106r.

[79] ASR, Col. Not. Cap., 1484, cc. 47r–48v, 49r–50v.

[80] ASR, Col. Not. Cap., 67, c. 332r: Käufer war Ottavianio della Valle, während es sich bei den belasteten Grundstücken um die Gutshöfe in Pietralata und Casaferratella handelte.

[81] Francesco Anselmi *Robertis* aus Novara, Ziegelbrenner jenseits von Porta Torrione, verkaufte an den Adligen Gabriele Vannuzzi für 150 Gold- und Silberdukaten eine Jahresrente im Wert von 12 Dukaten; vgl. ASR, Col. Not. Cap., 1482, cc. 85r–87r. Aufschlußreich ist auch die Initiative der Brüder Giovanni Antonio und Francesco Odescalchi, die um die 40er Jahre des 16. Jahrhunderts von Como nach Rom übergesiedelt hatten und nach Abschluß eines Rentenkaufvertrages ein Kaufhaus eröffneten, in dem sie Tücher aus ihrer Heimatstadt verkauften; vgl. Mira, Vicende economiche (wie Anm. 70) S. 67–68.

[82] In Venedig hing der Zinssatz von der jeweiligen Dislozierung des Gutes ab; vgl. G. Corazzol, Livelli stipulati a Venezia nel 1591. Studio storico, Pisa 1986, S. 27.

des bebauten Stadtgebiets und den Gutshöfen außerhalb der Stadtmauern, doch bleibt noch die wichtige Frage zu prüfen, ob der für einen Zensus gezahlte Preis dem angenommenen Wert der belasteten Immobilie entsprach. Je nach Antwort würde sich der Rentenkaufpreis als eine unabhängige, allein durch die konkreten Bedürfnisse der Verkäuferseite bestimmte Variable oder als Ausdruck eines festen Verhältnisses zwischen einem Höchstzinssatz (10%) und einem Verkaufshöchstpreis darstellen.

Obgleich man für die frühen Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts noch nicht von einem regelrechten städtischen Rentenmarkt sprechen kann,[83] häufen sich die aufgefundenen Nachrichten tendenziell in den 20er und 30er Jahren des 16. Jahrhunderts.[84] Der erste Beleg für ein Rentengeschäft in Rom findet sich allerdings bereits in den *censuali* des Kapitels von St. Peter,[85] wo unter den Einnahmen und Ausgaben für das Jahr 1481 folgender Eintrag steht: *domus cum signo clavium*

---

[83] Die Literatur über die *censi consegnativi* in Rom bezieht sich auf die Lage nach dem Ende des 16. Jh.; vgl. L. Alonzi, Il mercato dei censi consegnativi a Roma tra XVI e XVII secolo: l'indebitamento dei Boncompagni, Clio 40 (2004) S. 557–580; R. D'Errico, Il prestito tra privati a Roma attraverso le fonti notarili e fiscali del XVIII–XIX secolo, Roma moderna e contemporanea 2 (1994) S. 139–151; Dies., I censi a Roma nella congiuntura monetaria di fine Settecento, in: Roma negli anni di influenza e dominio francese, Roma 2000, S. 213–232. In der frühen Neuzeit vollzog das Rentenkaufgeschäft über den Zwischenhandel der Makler; F. Colzi, „Per maggiore facilità del commercio". I sensali e la mediazione mercantile e finanziaria a Roma nei secoli XVI–XIX, Roma moderna e contemporanea 6 (1998) S. 397–425.

[84] Der älteste Rentenverkauf der Familie Colonna geht auf den 10. Mai 1515 zurück, als Fabrizio Colonna eine Rente im Wert von 120 scudi, die der Grafschaft Manoppello in den Abruzzen auferlegt war, für 950 scudi an Giovanni Antonio Caracciolo veräußerte; vgl. S. Raimondo, La rete creditizia dei Colonna di Paliano tra XVI e XVII secolo, in: La nobiltà romana (wie Anm. 70) S. 225–254, hier S. 238. Auch bezüglich des kastilianischen Feudaladels stammen die ersten Belege für eine Kreditaufnahme über den Rentenkauf aus der Zeit um die 20er Jahre des 16. Jahrhunderts; vgl. die Studie von B. Yun Casalilla, Carlos V y la aristocracia. Poder, crédito y economía en Castilla, in: La gestión del poder. Corona y economías aristocráticas en Castilla (siglos XVI–XVIII), Madrid 2002, S. 105–136, hier S. 122.

[85] Biblioteca Apostolica Vaticana (BAV), Archivio Capitolo di San Pietro. Censuali, 12. Für den freundlichen Hinweis danke ich Herrn Dr. Alexis Gauvain.

locata heredibus Iacobi de Lottis prima iunii annua pensione florenos octo currentes. Nunc de anno presenti vendita fuit dicta pensio seu venditus census dictorum octo florenos dominae Palotiae uxori dicti Iacobi et eius heredibus pro ducatis centum papalibus auri in auro largis, sunt currentes ducati cxvii et bolognini xx.

Obgleich es sich um einen isolierten Beleg handelt,[86] der den hier definierten Zeitrahmen nicht grundlegend in Frage stellt, sei doch auf mehrere interessante Elemente hingewiesen. Deutlich wird vor allem die große terminologische Unbestimmtheit zwischen *pensio* und *census*, woran sich zeigt, daß selbst den Zeitgenossen der Unterschied zwischen den beiden Begriffen nicht völlig klar war. Der zweite Aspekt betrifft die Beziehung zwischen dem Besitzer des Gebäudes, Giacomo *de Lottis*, der dem Kapitel ein Pachtgeld zahlte, und der Käuferin der Rente, *Palotia*, Giacomos Ehefrau; innerhalb einer einzigen Familie ergab sich also die recht singuläre Lage, daß die Frau von den Kanonikern das Recht erwarb, die vom eigenen Mann gezahlte *pensio* in Form einer Rente zu erhalten. Abgesehen von diesem Einzelfall, an dem die vielfältigen sozialen Implikationen sichtbar werden, die derartige Operationen haben konnten, tauchten die Rentenkaufverträge erst wieder, und nun gehäuft, zu Beginn des 16. Jahrhunderts in den notariellen Akten auf.

Am 2. Mai 1513 verkaufte der Spanier *Alvercus de Valtanas*, Hausmusiker des Kardinals Arborense, an den römischen Adligen Girolamo Picchi für 100 Golddukaten eine Rente im Wert von 8 Golddukaten,[87] am 14. Dezember desselben Jahres trat der Römer Mariano *quondam Iacobi* Mariani für 160 *ducati di carlini* dem Rektor von S. Maria in Campitello eine Rente in Höhe von 10,5 Dukaten ab.[88] Daß sich diese Kreditform in der römischen Gesellschaft langsam durchzusetzen begann,[89] beweist ferner das Testament der römischen Adligen

---

[86] Zur Verwaltung des St. Peterkapitels vgl. A. Gauvain, Il patrimonio immobiliare del Capitolo di San Pietro in Vaticano alla fine del XV secolo: primi risultati, Dimensioni e problemi della ricerca storica 2 (2004) S. 49–76.

[87] ASR, Col. Not. Cap., 1867, cc. 157r–158r.

[88] Das Haus befand sich auf einem Grundstück des Kardinals von San Marco, der vorab seine Zustimmung zum Kaufvertrag gab; vgl. ibid., cc. 443r–444v.

[89] In diesen Zusammenhang gehört auch der *motu proprio* Leos X. von 1521 zugunsten der jüdischen Pfandleihanstalten; vgl. A. Esposito, Credito, ebrei,

Lucrezia Iacovacci vom 19. Januar 1517, das unter den Vermögenswerten auch eine Rente *in, de et super quondam domo Dominici de Amadeis posita in regione Pontis* erwähnt.[90] Diese Daten zeigen in aller Deutlichkeit, daß der Rentenverkauf, der Immobilien mit einem Zensus belegt, in der päpstlichen Hauptstadt sehr viel später aufkam als in Nordeuropa, sich aber zeitgleich zu den Entwicklungen in den wichtigsten Zentren der iberischen Halbinsel (Sevilla, Vallodolid) vollzog; mit diesen Zentren führte Rom einen regen Finanzaustausch in einer Zeit,[91] als sich auf dem ganzen Kontinent die sogenannte ‚internationale Republik des Geldes' herauszubilden begann.[92]

In den römischen Statuten von 1360[93] werden die *censi* im Zusammenhang mit den Darlehen und Verträgen noch nicht erwähnt; dies ist zum Teil auch verständlich, gehörten doch die Rentenkaufverträge, wie sich aus den zeitgenössischen Notariatsakten ergibt,[94] noch

---

Monte di Pietà a Roma tra Quattro e Cinquecento, Roma moderna e contemporanea 10 (2002) S. 559–582.

[90] ASR, Col. Not. Cap., 498, cc. 394r–395v. Ich danke Ivana Ait für den freundlichen Hinweis.

[91] D. Alonso García, De crédito y mercaderes. Los circuitos financieros entre Castilla e Italia en los orígenes de la Monarquía Hispánica, in: Entre el Mediterráneo y el Atlántico. España en la formación de un espacio económico europeo (siglos XV–XVIII), Sesión B24, VIII Congreso de la Asociación de Historia Económica, Santiago de Compostela, 13–15 settembre 2005.

[92] K. N. Chaudhuri, Circuits monétaires internationaux, prix comparés et spécialisation économique 1500–1750, in: Études d'histoire monétaire, hg. von J. Day, Lille 1984, S. 49–67; A. De Maddalena, La repubblica internazionale del denaro: un'ipotesi infondata o una tesi sostenibile?, in: La repubblica internazionale del denaro tra XV e XVII secolo, hg. von A. De Maddalena/H. Kellenbenz, Bologna 1986, S. 7–17. Weiterhin wichtig bleibt die auf das Wesentliche beschränkte Arbeit von A. De Maddalena, Moneta e mercato nel '500. La rivoluzione dei prezzi, Firenze 1973.

[93] C. Re, Statuti della città di Roma, Roma 1880.

[94] I. Lori Sanfilippo, Il protocollo notarile di Lorenzo Staglia (1372), Roma 1986; Dies., Il protocollo notarile di Pietro di Nicolai Astalli (1368), Roma 1989; R. Mosti, Il protocollo notarile di „Anthonius Goioli Petri Scopte" (1365), Roma 1991; A. Bartola, Il regesto del monastero dei Ss. Andrea e Gregorio Ad Clivum Scauri, Roma 2003; I. Lori Sanfilippo, Il documenti dell'antico archivio di S. Andrea „De Aquariciariis" (1115–1483), Roma 1981; zum Latium vgl. auch M. T. Caciorgna, Le pergamene di Sezze (1181–1347), Roma 1989.

nicht zu den von den Römern praktizierten Finanztransaktionen.[95] Zweifellos enthielten an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert viele Verträge, die in Rom den Verkauf bzw. die Vermietung und Verpachtung von Immobilien zum Gegenstand hatten, einige Klauseln und Bestimmungen, die auf versteckte Kreditoperationen schließen lassen,[96] doch abgesehen von fiktiven Verkäufen und anderen rechtlich mehr oder weniger komplizierten Strategien[97] bestätigen die verfügbaren Informationen eher, daß der *census consignativus* auch nach dem Erlaß der päpstlichen Bullen auf dem römischen Kreditmarkt nicht präsent war.[98]

Bei aller in dieser Untersuchungsphase gebotenen Vorsicht bekräftigen zahlreiche Indizien aus den Geschäftsbeziehungen einiger herausragender Familien der städtischen Handelsoligarchie (Porcari, Leni, Massimi)[99] die vorgenannten Überlegungen. Dasselbe ergibt sich

---

[95] I. Lori Sanfilippo, Operazioni di credito nei protocolli notarili romani del Trecento, in: Credito e sviluppo (wie Anm. 10) S. 53–66.

[96] E. Hubert, Propriété immobilière et crédit à Rome dans la seconde moitié du XIVe siècle. Quelques mécanismes, in: Notaires et crédit dans l'Occident méditerranéen médiéval, hg. von F. Menant/O. Redon, Collection de l'École Française de Rome 343, Roma 2004, S. 173–184, hier S. 181–182.

[97] E. Sàita, Case e mercato immobiliare a Milano in Età Viscontea-Sforzesca (secoli XIV–XV), Milano 1997, S. 147–151.

[98] M. Procaccia, Il commercio del denaro, in: Un pontificato ed una città. Sisto IV (1471–1484), Città del Vaticano–Roma 1986, S. 684–693; I. Ait, Aspetti del mercato del credito a Roma nelle fonti notarili, in: Alle origini della nuova Roma. Martino V (1417–1431), Roma 1992, S. 479–500; Dies., Elementi per la presenza della donna nel mercato del credito a Roma nel bassomedioevo, in: Roma. Donne. Libri tra Medioevo e Rinascimento. In ricordo di Pino Lombardi, Roma 2004, S. 119–140. Nicht anders stellt sich die Situation in anderen italienischen Städten dar; vgl. E. Caliaro, Il prestito ad interesse a Vicenza tra XII e XIII secolo (1184–1222), Studi Storici Luigi Simeoni 33 (1983) S. 103–120; E. Rossigni, Prestatori di danaro a Verona nella prima metà del secolo XIV, Studi Storici Luigi Simeoni 33 (1983) S. 201–213.

[99] Sie betätigten sich vorrangig in der Zollpacht, in der Verwaltung von *casali*, im Vertrieb von landwirtschaftlichen und Viehzuchtprodukten, in der Vermietung von städtischen Immobilien; vgl. A. Modigliani, I Porcari. Storie di una famiglia romana tra Medioevo e Rinascimento, Roma 1994, S. 371–407; I. Ait, Tra scienza e mercato. Gli speziali a Roma nel tardo Medioevo, Roma 1996; I. Ait/M. Vaquero Piñeiro, Dai casali alla fabbrica di San Pietro. I Leni:

aus den Vermögensinventaren und Rechnungsbüchern der größeren römischen religiösen Einrichtungen, die ihre ausschließlich auf dem Grundbesitz beruhenden Einkünfte aus der Verpachtung einer großen Zahl an Weinbergen, Schilfflächen (*canneti*), Häusern, Gutshöfen und anderen Immobilien bezogen.[100] Nicht anders stellt sich schließlich die Lage in der nahen Stadt Tivoli dar, wo es für das 15. Jahrhundert keine Hinweise auf Rentenkaufverträge gibt.[101] Bei aller Vorläufigkeit der Ergebnisse sprechen also schon genügend Elemente dafür, daß der *census consignativus* in seiner doppelten Form als Kredit und Rendite erst in den frühen Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in Erscheinung trat.

5.2. In den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts, genauer gesagt: im Zusammenhang mit dem *Sacco di Roma* von 1527, setzte also die eigentliche Verbreitung des *census consignativus* in der päpstlichen Hauptstadt ein. Zweifellos hat der Zensus nichts spezifisch Römisches

---

uomini d'affari del Rinascimento, Roma 2000. Als Ausgangspunkt weiterhin unersetzlich C. Gennaro, Mercanti e bovattieri nella Roma della seconda metà del Trecento (Da una ricerca su registri notarili), Bollettino dell'Istituto Storico Italiano per il Medio Evo e Archivio Muratoriano 78 (1967) S. 155–203.

[100] Archivio Storico del Vicariato di Roma [ASVR], Santa Maria in Trastevere, 368 (Kataster für das Jahr 1440) und 369 (Kataster für das Jahr 1477); ASVR, San Giovanni in Laterano, XIII/M3 (Kataster für das Jahr 1450), veröffentlicht in P. Lauer, Le Palais de Latran. Étude historique et archéologique, Paris 1911, S. 513–528, CIX/E (Kataster für das Jahr 1517); S. Dionisi, Sviluppo economico e rendita urbana. Il caso delle confraternite laicali del S. Salvatore ad Sancta Sanctorum e del Gonfalone (1410–1529), Dottorato di Ricerca XV Ciclo, Storia e Teoria dello Sviluppo Economico, Libera Universtià Internazionale degli Studi Sociali Guido Carli, A.A. 2002–2003; A. Gauvain, I libri censuali del capitolo di San Pietro: amministrazione di un patrimonio immobiliare romano nel tardo Quattrocento, Tesi di Laurea, Facoltà di Lettere e Filosofia, Università degli studi di Roma „La Sapienza", relatore I. Ait, A.A. 2002–2003. Rentenverkaufsgeschäfte traten nicht einmal in der demographischen und urbanistischen Wachstumsphase des 13. Jh. auf; vgl. dazu E. Hubert, Espace urbain et habitat à Rome du Xe siècle à la fin du XIIIe siècle, Roma 1990, S. 332–333.

[101] S. Carocci, Tivoli nel basso Medioevo. Società cittadina ed economia agraria, Roma 1988, S. 153–181.

an sich,[102] fiel hier jedoch vielleicht früher als in vielen anderen städtischen Zentren auf sehr fruchtbaren Boden. Bereits in den Monaten, in denen die Truppen von Kaiser Karl V. die Stadt besetzt hielten, mußten sich zahlreiche Familien zur Rettung des eigenen Lebens von den Soldaten freikaufen,[103] und bei der vorherrschenden Unsicherheit gab es nicht viele Möglichkeiten, um an die erforderlichen Lösegeldsummen zu kommen.

Aus Platzgründen kann hier nicht jeder Einzelfall im Detail untersucht werden, doch in einem insgesamt von Unsicherheit geprägten städtischen Klima erstaunt es nicht, daß es einigen stadtadeligen Familien dank ihrer offensichtlich politischen Bündnispolitik gelang, ihre finanzielle Position zu wahren; diese erlaubte es ihnen, gegen einen angemessenen Zins oder durch die Belastung eines Immobiliengutes vielen anderen wichtigen, aber weniger erfolgreichen Adelshäusern zu helfen. Die Caffarelli, Cenci und Capizucchi zählten zu denjenigen, die damals in der Lage waren, erhebliche Geldsummen zu verleihen, während sich die Frangipani und die Capodiferro zur Kreditaufnahme genötigt sahen. Typisch ist in dieser Hinsicht die Übereinkunft vom 21. Juni 1527 zwischen Cesare Maddaleni Capodiferro und Emilio Capizucchi; Capodiferro erhielt gegen eine Jahresrente von 25 Goldscudi, mit der zwei Grundstücke der *casali* Solforata und Torre Maggiore belastet wurden, eine mit 120 großen Perlen besetzte Goldkette im Wert von 255 Goldscudi.[104] In dieser für die Geschichte Roms außergewöhnlichen Phase ließen sich Handelsoperationen von einer gewissen Bedeutung angesichts des Mangels an Bargeld also auch mit anderen, von den Soldaten besonders geschätzten Wertgegenständen durchführen.

5.3. Die Vereinbarung zwischen Capodiferro und Capizucchi bietet nicht nur einen direkten Einblick in die wirtschaftliche Situation, in der sich einige Familien des römischen Stadtadels befanden, son-

---

[102] R. Ago, Economia barocca. Mercato e istituzioni nella Roma del Seicento, Roma 1998, S. 191.

[103] M. Vaquero Piñeiro/A. Esposito, Rome During the Sack: Chronicles and Testimonies from an Occupied City, in: The Pontificate of Clement VII. History, Politics, Culture, hg. von K. Gouwens/S. E. Reiss, Aldershot 2005, S. 125–142.

[104] ASR, Col. Not. Cap, 1873, c. 259r–v.

dern lenkt auch die Untersuchung auf die Kaufverträge, welche die von den *casali* produzierten Einkünfte zum Gegenstand hatten; tatsächlich spielten die *casali* innerhalb der Produktionsstrukturen der römischen Campagna seit dem Spätmittelalter eine herausragende Rolle.[105] Zugleich legt der höhere ökonomische Wert des mit einer Rente belastbaren Eigentums nahe, das Handeln der gesellschaftlichen Gruppen mit größerem disponiblen Vermögen näher zu beleuchten, obgleich die Forschung dazu noch in den Kinderschuhen steckt. Wichtig sind in dieser Hinsicht die notariellen Urkunden von *Scipio de Arronis*, zu dessen Kunden Angehörige aus dem alten und neuen römischen Adel des 16. Jahrhunderts gehörten; der einzig erhaltene Protokollband dieses Notars ermöglicht es, einige Quellen für die Jahre zwischen 1527 und 1548 zusammenzustellen (vgl. Tabelle 1 im Anhang).

Unter den Rentenverkäufern, d. h. unter denjenigen, die mit einer gewissen Dringlichkeit Bargeld benötigten, finden wir Namen aus dem Stadtadel (Antonio Frangipane, Girolamo Maffei, Pantasilea Mattei, Camino Capranica, Giacomo Iacovacci, Eufrate Tasca, Mario Capoccini ...), während andererseits die solide Finanzgrundlage zweier Frauen aus der Familie Della Valle erkennbar wird (Antonia Della Valle und Ortensia Della Valle, die mit Acursio Fabi verheiratet und Mutter von Pantasilea und Cinzia Fabi war). 1545 kaufte Antonia für 1491 Goldscudi zwei Renten im Gesamtwert von 119 Goldscudi; da beide Renten von ihren jeweiligen Verkäufern (Girolamo Maffei und Giacomo Iacovacci) in relativ kurzer Zeit abgelöst wurden, verwandte Antonia Della Valle dieselbe Summe zum Kauf von zwei neuen Renten, die ihr 130 Goldscudi einbrachten. Ähnliche Spekulationskäufe tätigten Acursio Fabi und seine Frau Ortensia Della Valle: Zwischen 1536 und 1540 erwarben sie für 1210 Goldscudi fünf Renten im Wert von jährlich insgesamt 126,6 Goldscudi. Der Jahreszinsfuß schwankte bei einem Mittel von 10% zwischen 8% und 12,5%. Mitte des 16. Jahr-

[105] Vgl. zu den römischen *casali* die Bibliographie von M. Vaquero Piñeiro, Terra e rendita fondiaria nella campagna romana fra XV e XVI secolo, in: Documenti per la storia economica e sociale di Roma nel Rinascimento. Dieci saggi offerti a Arnold Esch, hg. von L. Palermo/A. Esposito, Roma 2005, S. 283–316.

hunderts lag somit der Zinsfuß in Rom recht hoch: Geld war teuer und entsprechend vorteilhaft waren die Gewinnspannen. Die Adelsfrauen hielten in ihrem Bestreben, den größten Nutzen aus Mitgift und Erbschaften zu ziehen,[106] die Rentenkaufgeschäfte für besonders günstig und sahen darin eine Möglichkeit, für sich selbst und ihre Erben sichere Jahreseinkünfte zu schaffen.[107]

Die Operationen einer Familie von Händlern und *bovattieri* (Landkaufleute), der Velli aus Trastevere,[108] die sich in den 40er Jahren des 16. Jahrhunderts ebenfalls dem Kauf von Gutshofrenten zuwandten, vervollständigen dieses aus den notariellen Akten von *Scipio de Arronis* gewonnene Bild. Im Verlauf von nur zwei Jahren (1542–1543) erwarb sie für 2000 Scudi vier Renten in einem Wert von insgesamt 254 Scudi.[109] Als Verkäufer werden Giuliano Cesarini, Alessandro und Aurelio Mattei und Matteo Infessura genannt, bei den belasteten Grundstücken handelte es sich um die *casali* Campo Selva, Torre Bufalara und Casal Palocco. In den 70er Jahren schien sich die Tendenz umzukehren, als die Velli sich gezwungen sahen, ihre eigenen Gutshöfe zu belasten, um die Erosion ihrer finanziellen Ressourcen zu verhindern: Aus Rentenkäufern wurden somit Rentenverkäufer, aus Kreditgebern Schuldner.

Unter den Vertragsbestimmungen sei die Rentenablösungsklausel hervorgehoben. Gemäß der päpstlichen Gesetzgebung wurde dem Verkäufer in allen Verträgen das Recht eingeräumt, das erhaltene Kapital innerhalb eines bestimmten Zeitraums zurückzuzahlen. Eine Frist von vier Jahren kristallisierte sich dabei als häufigste Spanne

---

[106] Seit den 30er Jahren des 16. Jh. betrieben viele Frauen Rentenkaufgeschäfte; vgl. S. Feci, Pesci fuor d'acqua. Donne a Roma in età moderna: diritti e patrimoni, Roma 2004, S. 99–106.

[107] Über die wichtige Rolle der Kreditbeziehungen in der Vermögensgeschichte der Frauen vgl. A. Arru, Un credito senza capitale: il diritto delle mogli al mantenimento (Roma sec. XIX), in: Proprietarie. Avere, non avere, ereditare, industriarsi, hg. von A. Arru/L. Di Michele/M. Stella, Napoli 2001, S. 189–210.

[108] S. Falcucci, La famiglia Velli nella Roma del Cinque/Seicento, tesi di laurea, correlatore M. D'Amelia, Facoltà di Lettere e Filosofia, Università degli Studi di Roma „La Sapienza", A.A. 1993–94.

[109] Archivio Storico del Vicariato di Roma, Capitolo di Santa Maria in Trastevere, b. 173, cc. 47–50.

heraus, während insgesamt Schwankungen zwischen mindestens einem und höchstens zehn Jahren auftraten. Schlußfolgerungen lassen sich beim jetzigen Forschungsstand noch nicht ziehen; immerhin legen diese Werte nahe, daß auf dem römischen Kapitalmarkt eine erhebliche Nachfrage bestand, die den Zinssatz auf einem hohen Niveau hielt, während sie die Rentenverkäufer dazu verleitete, die Verschuldungsspirale in die Höhe zu treiben, insbesondere dann, wenn sie den Lebensstil der maßgeblichen gesellschaftlichen und politischen Kreise beibehalten wollten. Besonders bezeichnend ist in diesem Zusammenhang die Vorgehensweise von Girolamo Maffei, der zwischen 1530 und 1545 bezüglich des Casal Arcione drei Rentenverkäufe tätigte, an denen sich die Preissteigerungn deutlich nachzeichnen lassen: Die betreffenden nominalen Renteneinkünfte erhöhten sich – ohne Berücksichtigung eventueller Geldentwertungen – von 30 Goldscudi im Jahr 1530 auf 87 Goldscudi im Jahr 1545 (+190%), während die dafür erhaltene Kapitalsumme von 300 Goldscudi im ersten Fall auf 1091 Goldscudi im letzten Vertrag anwuchs (+263%).

5.4. In der Epoche des *Sacco di Roma* sah sich das Heilig-Geist-Spital in wachsendem Maße gezwungen, auf Rentenkaufverträge zurückzugreifen, die man als die einzige wirksame Maßnahme betrachtete, um möglichst schnell an die zur Erfüllung der institutionellen Aufgaben notwendigen Geldsummen zu gelangen und das Verschuldungsniveau innerhalb gewisser Grenzen zu halten. Während das Hospital in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts noch einigen ranghohen Kurienangehörigen Kredite gewähren konnte,[110] sah es im November 1532 völlig anders aus, als sich die Schulden auf 12000 Dukaten beliefen;[111] diese Lage verschärfte sich noch dadurch, daß ein Gutteil der Krankenhausgebäude arg heruntergekommen war.[112] Die Verwalter sahen sich gezwungen, das *castrum* von Fabbrica für 2500 Goldscudi

[110] Nach einem Rentenkaufvertrag von 1523 erhielt Kardinal Armellini gegen eine Zahlung von jährlich 360 Carlinidukaten ein Darlehen von ungefähr 1450 Golddukaten; vgl. ASR, Santo Spirito, 207, cc. 88v–89v.

[111] ASR, Santo Spirito, 228, cc. 19v–21r.

[112] Am 24. Mai 1533 wurden mit den Maurern Antonio da Pesaro und Bartolomeo de *Brosino* die Verträge für die Erneuerung des Gebäudedaches abgeschlossen; vgl. ebd., cc. 57v–58r.

an den apostolischen Protonotar Romano Maio zu verkaufen,[113] von dem aus dem Veneto stammenden Kleriker Oliverio Trivello ein *amichevole mutuo* über 640 Goldscudi anzunehmen[114] und den *Casal Orciano* mit einer von Onofrio Tasca für 650 Goldscudi erworbenen Rente von 50 Goldscudi zu belasten.[115]

Dank dieser Maßnahmen sanken die Schulden auf 8000 Dukaten. Gleichwohl blieb die Lage prekär, so daß zum Zweck der Haushaltssanierung wiederholt Rentenkaufverträge abgeschlossen wurden. Aus Tabelle 2 (vgl. Anhang am Ende des Beitrags), welche die Mitte des 16. Jahrhunderts vom Spital von *Santo Spirito* getätigten Rentenverkäufe zusammenfaßt, wird die Rolle von einigen Frauen aus dem römischen Hochadel ersichtlich, die bei diesen Operationen offensichtlich einen Teil *de propriis pecuniis dotalibus* einbrachten. Neben dieser höchst signifikanten Präsenz von Frauen gehörten auch ein Angehöriger der päpstlichen Kapelle (Genesio Bolcheti) und ein *procurator causarum* (Carlo Virla) zu den Käufern eines *census consignativus*; sie vervollständigen das Profil der gesellschaftlichen Gruppen, die sich mit ihrem Bargeldvermögen für eine Investitionsform entschieden, welche nicht nur die moralische Lauterkeit wahrte, sondern auch gute und sichere Einkünfte gewährte. Der Zinsfuß bewegte sich weiterhin zwischen 8–9%, und eine Durchsicht der Liste der *casali* zeigt, wie das Hospital vorging, um mit den Einkünften die Zahlung mehrerer Renten abzudecken. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang der Casal Porcariccia, dessen aus Braunvieh gebildetes *precoio*[116] jedes Jahr große Mengen an Butter, Käse und Fleisch lieferte, die das Hospital an die römischen Metzger und Lebensmittelhändler verkaufte; dazu kamen die Gewinne aus der Verpachtung von Weideland, aus der Holz- und Heuproduktion, d. h. aus einer Reihe von Posten, die beweisen, daß die intensive Nutzung der Gutshöfe zu

---

[113] Das *castrum* war auf Lebenszeit übertragen worden, ASR; vgl. ebd., cc. 25r–27r.

[114] Rückzahlbar binnen Jahresfrist; vgl. ebd., cc. 74v–76r.

[115] Ebd., cc. 68r–70r.

[116] Zu dieser Art Agrar- und Zuchtbetrieb vgl. R. Montel, L'exploitation rurale dans la campagne romaine à la fin du Moyen-Age et au début des temps modernes, Cahiers Internationaux d'histoire économique et sociale 19 (1987) S. 323–353.

einem Zeitpunkt, wo die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse stark anzogen,[117] eine der tragenden Säulen des privaten Kreditsystems darstellte und letztendlich eine durchgängige Verlagerung der Finanzressourcen von der Grund- zur Geldrente begünstigte. Auf diesem Hintergrund wird die hundertprozentige Erhöhung der Rente (von 40 auf 80 Goldscudi) und seines Verkaufpreises (von 500 auf 1000 Goldscudi) verständlich.

Einer anderen wichtigen religiösen Einrichtung in Rom, dem Salvator-Spital, ging es unmittelbar nach dem *Sacco* besser, weil es seiner Tradition entsprechend an einer Vermögensverwaltung festhielt, die sich auf die Verpachtung von Gutshöfen und Weideland stützte.[118] Auf jeden Fall begann man sich erst um die Jahrhundertmitte aufgrund der gestiegenen Ausgaben für die Krankenpflege neu zu orientieren, indem man von den bisher üblichen *amichevole mutuo* abrückte, weil man sie für zu kostspielig hielt, und zunehmend auf den Verkauf von zeitlich unbegrenzten Renten zurückgriff, die sich einfacher und leichter verwalten ließen. Die ersten beiden Rentenverkäufe sind für 1551 zu einem Zinsfuß von 7,5% bezeugt.

5.5. An der Wende zum dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts kam es also bei den römischen Vermögensverhältnissen zu erheblichen Wandlungsprozessen; dieses Phänomen verstärkte sich noch durch eine neue Welle von Zuwanderern, die über Investitionskapital verfügten und deshalb größten Nutzen aus der Niederlassung in einer Stadt zogen, wo aufgrund des großen öffentlichen und privaten Geldbedarfs das gesamte Kreditwesen zu einem sehr einträglichen Geschäft zu werden begann. Nach den zeitgenössischen wirtschaftstheoretischen Überlegungen[119] wurde das Kapital von den Plätzen angezo-

---

[117] Der Preis für Käse und Butter aus Porcariccia erhöhte sich zwischen 1538 und 1540 jeweils um 50 und 100%; vgl. ASR, Santo Spirito, 232, c. 101r; 233, c. 7r. 1532 lag der Kaufpreis für Kräuter vom Gutshof Paola bei 155 Goldscudi, ein Jahr später bei 250 Goldscudi; vgl. ASR, Santo Spirito, 228, cc. 14r–v, 80r–v. Über die Preisentwicklung im Rom des 16. Jh. vgl. J. Delumeau, Vie économique (wie Anm. 13) II, S. 689–750.

[118] ASR, San Salvatore, 34 (Jahre 1523–1530), 35 (Jahre 1530–1538) und 36 (1545–1551).

[119] Damit haben sich die Autoren der „zweiten Scholastik" befaßt; vgl. A. Del

gen, wo der beschränkte Bargeldumlauf hohe Zinssätze zur Folge hatte,[120] so daß sich in Rom die günstigsten Bedingungen für eine allgemeine Verbreitung der Rentenkaufverträge ergaben. Mustergültig ist in diesem Zusammenhang das Geschäftsgebaren einiger Mitglieder aus der bergamaskischen Familie der Taxis.

Nachdem Johannes Baptista Taxis von Karl V. 1519 den Titel eines kaiserlichen Generalpostmeisters erhalten hatte,[121] stößt man in allen wichtigen italienischen und europäischen Städten auf Mitglieder dieser namhaften Familie. Einer von ihnen war der Kanoniker Johann Jakob Taxis.[122] Nachdem er sich nach 1530 in Rom niedergelassen hatte, verfolgte er die typischen Strategien eines Hof- und Kurienangehörigen zur Festigung seiner gesellschaftlichen Position durch den Aufbau eines dichten familiären Beziehungsnetzes und die Schaffung von Einkommensquellen. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang ein 1556 erstelltes Inventar seiner Besitzungen: Danach nannte er einen Weinberg, drei Häuser, darunter ein sehr großes, und vier Renten in Höhe von jährlich insgesamt 80 Goldscudi sein eigen.[123] Bei seinem Tod im Jahr 1552[124] hinterließ ein weiteres Familienmitglied,

---

Vigo Gutiérrez, Cambistas, mercaderes y banqueros en el siglo de oro español, Madrid 1997, S. 397–399.

[120] C. J. de Carlos Morales, Credito e coscienza religiosa. Le prammatiche per la regolazione dei tassi di cambio del 1551–1557, in: L'Italia di Carlo V. Guerra, religione e politica nel primo Cinquecento, Atti del Convegno internazionale di studi, Roma, 5–7 aprile 2001, hg. von F. Cantù/M. A. Visceglia, Roma 2003, S. 187–215.

[121] T. Amayden, Storia delle famiglie romane, Bd. II, Roma 1987, S. 200–202. Während Johann Anton Taxis das kaiserliche Postmeisteramt in Rom ausübte, war Simon Taxis Generalpostmeister in Italien. Für Bergamo sind zwischen 1597 und 1599 ein Herkules Taxis und zwischen 1770 und 1783 ein Arnold und ein Johann Jakob Taxis als Proviantmeister, schließlich im Jahr 1662 ein Franz Taxis als Statthalter des Rechnungshof- und Zollmeisters belegt.

[122] Er gründete 1539 die Erzbruderschaft der Bergamasken in Rom, wurde dann Kanoniker und Vikar der Kirche Sant'Angelo in Pescheria, Verantwortlicher für die Kapellen der Heiligen Jungfrau in den Kirchen Santo Stefano del Caco sowie Sant'Anna und Giuseppe von Corneto, Prokurator der Erzbruderschaft der Heiligen Jungfrau in Rom.

[123] ASR, Santissima Annunziata, 94, cc. 105v–106r.

[124] ASR, Santissima Annunziata, 84, cc. 104r–105r. Johann Maria Taxis gehörten

Johann Maria Taxis, 459 Scudi in Silber, 412 Scudi in Bargeld, 360 Scudi in Titeln des *Monte della Fede*, 600 Scudi in Immobiliengütern und 2390 Scudi in Renten,[125] die bereits allein Jahreseinkünfte von ungefähr 189 Goldscudi erbrachten. Der Zinssatz, den Johann Maria Taxis bei seinen Operationen zugrunde legte, schwankte zwischen 7–8%, doch fehlte es Mitte des 16. Jahrhunderts auch nicht an Rentengeschäften, in denen weiterhin 10% angewandt wurden.[126] Im Vergleich zur italienischen Halbinsel insgesamt[127] handelte es sich dabei um hohe Ertragssummen, die denen des *Monte della Fede*, des ersten päpstlichen Anleihetitels, vergleichbar waren; erneut zeigt sich, daß das frühneuzeitliche Rom einen der Plätze darstellte, wo das Kreditwesen aufgrund der großen staatlichen und privaten Kapitalnachfrage zahllose Gewinnmöglichkeiten bot.

6. Erst eine systematische statistische Auswertung aller quantitativen Informationen, die sich aus den in Rom oder anderen italienischen Städten abgeschlossenen Rentenkaufverträgen gewinnen lassen, würde einen Vergleich zwischen den investierten Kapitalien, den Nominaleinkünften, der Kaufkraft der bezogenen Summen und dem Preis-Lohn-Verhältnis ermöglichen.[128] Immerhin ergibt sich aus den

auch verschiedene Schuld- und Kreditbücher, die in seinem Geburtshaus in Corvello aufbewahrt werden.

[125] 1000 Scudi hatte er dem Konvent Santa Maria della Pace und 440 Scudi den Mönchen von Santa Maria Nuova geliehen; 400 Scudi waren an Angelo da Norcia gegangen und 550 Scudi an Francesco Bachodi, der die Rentenzahlungen mit den Einkünften aus dem Notariatsamt bei der Rota bestritt.

[126] Ende des 16. Jh. hielt man 6% für ein gutes Resultat; vgl. Corazzol, Livelli stipulati (wie Anm. 82) S. 31. In Neapel lag der Kapitalisierungsgrad ungefähr bei 5–6%; vgl. D'Esposito, Patrimonio fondiario (wie Anm. 49) S. 295. Die Familie Boncompagni ging zwischen 1583 und 1617 beim Verkauf ihrer Renten von einem Zinssatz zwischen 5,5 und 6,5% aus; vgl. Alonzi, Il mercato dei censi (wie Anm. 83) S. 579–580.

[127] In Venedig, wo die Staatsanleihen 1548 zwischen 3 und 4% erbrachten, waren die Zinssätze sehr niedrig, was sich mit der „freien Verfügbarkeit von umfangreichen Geldmitteln auf dem Markt" erklären läßt, die „wahrscheinlich aufgrund fehlender Investionsalternativen keine anderen Anlagemöglichkeiten fanden"; Pezzolo, Elogio della rendita (wie Anm. 10) S. 285–290.

[128] In Venedig läßt sich anhand der Zahlen bezüglich der Renten (*livelli*) nicht einfach von „Kleinkredit" reden; man hat berechnet, daß zwischen 1591–95 der Rentenmittelwert von 40 Dukaten dem Aufwand von 92 bis 136 Arbeitsta-

zur Verfügung stehenden Daten eindeutig, daß die Familie Taxis aufgrund ihrer wirtschaftlichen Orientierungen und Entscheidungen jener heterogenen Gruppe der Rentiers zugeordnet werden muß, die sich im Verlauf des 16. Jahrhunderts in den italienischen Städten konsolidierte. Diese Entwicklung läßt sich auf der Grundlage einiger sehr oberflächlicher Hinweise so bestimmen, daß die Suche nach sicheren Einkünften in bestimmten italienischen Regionen einer sogenannten ‚Rückkehr zu Grund- und Bodenbesitz' gleichkam. Dies geschah in Mailand zu Beginn der spanischen Vorherrschaft, als viele durch Handelsgeschäfte akkumulierte Kapitalien zum Kauf von Ländereien und Landwirtschaftsbetrieben verwandt wurden,[129] doch läßt sich ähnliches auch von der Zunahme der Miet- und Pachtverträge im Veneto und in der Emilia sagen,[130] hinter der sich massive Bewegungen von fiktiven Verkäufen und Darlehen gegen Naturalzins verbargen. Tatsache ist, daß das Kreditwesen, welches zunächst ein „Geschäft für wenige im Hintergrund wirkende Spezialisten" war, im Verlauf des 16. Jahrhunderts im öffentlichen wie im privaten Sektor und unabhängig von der jeweiligen Vertragsform „ein immer dichteres Netzwerk von Möglichkeiten" bot, „die auf vielfältige Weise genutzt werden konnten: Pfänder, Darlehen, Pachtverträge, Freikäufe, Rückverkäufe, Vermittlungen bildeten in der Tat ein ganzes Spektrum von Ressourcen, die für viele zugänglich waren, und stellten gleichzeitig eine nicht wenig lukrative Investition dar".[131] Diese Beobachtungen beziehen sich auf die konkrete Situation in Chieri, doch in jedem Staat bzw. in jeder Stadt der Spätrenaissance führten die eintretenden monetären

---

gen eines Maurermeisters entsprach, der mit dieser Summe dreieinhalb Münder für ein Jahr ernähren konnte; Corazzol, Livelli stipulati (wie Anm. 82) S. 18.

[129] A. De Maddalena, Dalla città al borgo. Avvio di una metamorfosi economica e sociale nella lombardia spagnola, Milano 1982, S. 290–291; Ders., A Milano nei secoli XVI e XVII: da ricchezza „reale" a ricchezza „nominale"?, Rivista Storica Italiana 89 (1977) S. 549–561; Ders., L'immobilizzazione della ricchezza nella Milano spagnola: moventi, esperienze, interpretazioni, Annali di storia, economica e sociale 6 (1965) S. 39–72.

[130] G. Corazzol, Fitti e livelli a grano: un aspetto del credito nel Veneto del '500, Milano, 1979; Ders., Livelli stipulati, passim.

[131] L. Allegra, La città verticale. Usurai, mercanti e tessitori nella Chieri del Cinquecento, Milano 1987, S. 53.

Spannungen dazu, daß man für das bewegliche Kapital nach sicheren Anlagemöglichkeiten suchte,[132] um es vor Entwertungsprozessen und monetären Fluktuationen mit ungewissem Ausgang zu schützen.

Offensichtlich handelt es sich hierbei um eine Form von Rückzug, und tatsächlich sieht man im ‚Renditestreben', das die Gesellschaft des 16. Jahrhunderts tiefgreifend kennzeichnete, seit langem den Hauptgrund für den Niedergang der Mittelmeerstaaten in der frühen Neuzeit, weil damit die Abkehr von der Arbeit und von den produktiven Investitionen zugunsten parasitärer Ausgaben und risikofreier Einkünfte verbunden war. Obgleich historische Prozesse wie die Verschuldung des Adels und die Festanlage des privaten Kapitals aus Gründen des gesellschaftlichen Status der heutigen rigorosen Auffassung von ökonomischer Rationalität widersprechen, passen sie zu einem Wirtschaftssystem, wo der Staat, der es im wesentlichen trug, in seinem Verhältnis zu den städtischen Eliten versuchte, über die Verteilung von finanziellen Einkünften Ressourcen zu gewinnen und Konsens zu erlangen.[133] Die Käufer der *census consignativi*, d. h. jene heterogene Gruppe von reinen Rentenempfängern,[134] die nicht vorrangig den Besitz der belasteten Güter anstrebten, stellen den besten Beweis für die tiefe Verwurzelung dieser polyvalenten Form der Geldanlage dar.

Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts nahm der Darlehenstypus des *census consignativus* schließlich einen derartigen Aufschwung, daß die kirchlichen Einrichtungen ihn in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts überall auf der Halbinsel mit größtem Gewinn anwandten.[135] Im

---

[132] Pezzolo, Elogio della rendita (wie Anm. 10) S. 315–316.

[133] P. M. Hohenberg und L. Hollen Lees, La città europea dal medieovo a oggi, Roma–Bari 1990, S. 168–169; B. Yun Casalilla, Consideraciones para el estudio de la renta y las economías señoriales en la Corona de Castilla (siglos XV–XVIII), in: La gestión del poder (wie Anm. 84) S. 11–42.

[134] Placanica, Moneta (wie Anm. 48) S. 24.

[135] Ebd. passim; D. Bolognesi, Attività di prestito e congiuntura. I „censi" in Romagna nei secoli XVII e XVIII, in: Credito e sviluppo (wie Anm. 10) S. 283–306; M. Cattini, Dalla rendita all'interesse: il prestito tra privati nell'Emilia del Seicento, in: ebd. S. 255–306; M. Garbellotti, Il patrimonio dei poveri. Aspetti economici degli istituti assistenziali a Trento nei secoli XVII–XVIII, in: L'uso del denaro (wie Anm. 10) S. 195–223; G. Posdomani, Bilanci, finanze e gestione patrimoniale nei collegi gesuiti siciliani alla metà del XVII

vorliegenden Beitrag ging es allerdings im wesentlichen darum, den Wandel eines mittelalterlichen Instituts nachzuzeichnen, das sich erst in der frühen Neuzeit voll entfaltete. Dieser Weg führt den Historiker zu einem besseren Verständnis des langen Entwicklungszeitraums, an dessen Ende sich ein Mann wie Kardinal Raimondo Capizucchi[136] herablassend über den Handel und das Kreditwesen äußern konnte, weil nur „die aus den *casali* gewonnenen Renditen wirklich sicher und geschätzt" seien. Hier aber schließt sich die Frage an: Welche Renditen?

ANHANG

Tabelle 1

Renteneinkünfte aus einigen *casali* in Rom (1525–1550)

Jahr	Verkäufer	Käufer	Rente (Scudi)	Preis (Scudi)	Gutshof	Quelle[137]
28-X-1527	Antonio Frangipane	Giov. Pietro Caffarelli	16	200	Petronella	CNC, 137, c.26r–v
28-X-1527?	Antonio Frangipane	Giov. Pietro Caffarelli	27	270	Fiorano	CNC, 137, c. 45r–v
1-IV-1530	Girolamo Maffei	Laura Fabi	30	300	Arcione	CNC, 137, c. 134r–135r
3-I-1531	Eufrate Tasca	Fabio *Augnarellio*	50	400	Morolo	CNC, 1505, c. 168r

secolo, in: ebd. S. 301–334; M. Pegrari, Prestiti e dinamiche sociali nella Brescia moderna: il „caso" del monastero di San Francesco (secc. XVI–XVIII), Studi Storici Luigi Simeoni 33 (1983) S. 179–189; M. Moroni, L'economia di una Congregazione filippina nelle Marche (1656–1861), Proposte e ricerche. Economia e società nella storia dell'Italia centrale 35 (1995) S. 187–198; W. Angelini, Ragionamento sul ricorso al contratto di censo a Macerata nel Settecento, Studi maceratesi 12 (1976) S. 211–240; Ders., Riflessioni sul contratto di censo nelle Marche in anni centrali del Sei-Settecento, Atti e memorie della Deputazione di storia patria per le Marche 87 (1982) S. 539–606.

[136] Vgl. F. Cantatore, Storia e patrimonio immobiliare dei Capizucchi attraverso la documentazione della Biblioteca Nazionale Centrale di Roma, in: Roma nel Rinascimento. Bibliografia e note, 1994, S. 334–351, hier S. 343–344.

[137] CNC (ASR, Collegio Notai Capitolini); S. M. in Trastevere (ASVR, Capitolo Santa Maria in Trastevere).

Tabelle 1 (Fortsetzung)

Jahr	Verkäufer	Käufer	Rente (Scudi)	Preis (Scudi)	Gutshof	Quelle
9-V-1536	Pantasilea Mattei	Acursio Fabi	27,6	230	Lo Maschio	CNC, 137, c. 119r–120r
20-VII-1536	Bernardino de Victoris	Acursio Fabi	50	500	Casa Feratella	CNC, 137, c. 122r–123v
11-IX-1536	Mario Capoccini	Acursio Mattei	80	800	Le Panzanelle	CNC, 137, c. 136r–139r.
17-X-1537	Girolamo Maffei	Mario Capoccini	80	800	Arcione	CNC, 137, c. 149v–150v
21-X-1538	Ilario Orsini	Ortensia della Valle	9	80	Lo Maschio	CNC, 137, c. 161v–162v
18-XI-1538	Filippo della Valle	Angelo *Albertonibus*	60	600	Fiorano	CNC, 137, c. 290r–v
19-VIII-1539	Virgilio Mantaco	Pantasilea e Cinzia Fabi	20	200	Casanella	CNC, 137, c. 186r
19-III-1540	Camino Capranica	Ortensia della Valle	20	200	Capocotta	CNC, 137, 203r–204v
1542	Giuliano Cesarini	Familie Velli	150	1500	Campo Selva	S.M. in Trastevere, 173
1543	Alessandro Giulio Mattei	Familie Velli	20	200	Torre Bufalara	S.M. in Trastevere, 173
1543	Aurelio Mattei	Familie Velli	800	64	Torre Bufalara	S.M. in Trastevere, 173
1543	Matteo Infessura	Familie Velli	200	20	Palocco	S.M. in Trastevere, 173
12-VI-1545	Girolamo Maffei	Antonia della Valle	87	1091	Arcione	CNC, 137, c. 307r–308r
27-VI-1545	Giacomo Iacovacci	Antonia della Valle	32	400	Pietralata	CNC, 137, c. 313v–314v
14-I-1546	Girolamo Astaldi	Prospero Annibali della Molara	100	1000	Olevari	CNC, 137, c. 332v–333r
23-VI-1547	Camillo Astaldi	Antonia della Valle	32	400	Torre Pactume	CNC, 137, c. 375r–376r
31-I-1548	Flaminio Anguillara	Antonia della Valle	98	1091	Testa di Lepre	CNC, 137, c. 396r–397r

Tabelle 2
Von den römischen Kircheneinrichtungen verkaufte Renten

Jahr	Verkäufer	Käufer	Rente (Scudi d'oro)	Preis (Scudi d'oro)	Eigentum	Quelle[138]
1-VII-1533	Santo Spirito	Onofrio Tasca	50	650	Casale Orciano	S. Sp., 228, c. 68r–70r
22-X-1549	Santo Spirito	Beatrice Arias	40	500	Casale Porcariccia	S. Sp, 237, cc. 72v–73r
14-I-1551	San Salvatore	Angelo *de Pactris*	15	200	Haus rione Pigna	S. Sal., 37, c. 248r–v
18-I-1551	San Salvatore	Giovanni Gaza	37,5	500	Haus rione Ponte	S. Sal., 37, c. 249v–250r
13-VII-1551	Santo Spirito	Carlo Virla	27	300	Casale Paola	S. Sp., 237, cc. 146v–147r
18-VIII-1551	Santo Spirito	Genesio Bulcheti	163	1818	Casale Porcariccia	S. Sp., 237, c. 122r–v
15-II-1553	Santo Spirito	Isabella Sforza	80	1000	Casale Porcariccia	S. Sp., 239, cc. 20v–25r
5-X-1553	Santo Spirito	Ortensia Colonna	80	1000	Casale Porcariccia	S. Sp., 239, cc. 53r–57r
7-VIII-1553	Santo Spirito	Sextilia Pontana	80	1000	Casale Porcariccia	S. Sp., 239, c. 113r–116r
4-X-1554	Santo Spirito	Carlo Virla	28	350	Casale Paola	S. Sp., 239, c. 123r–125r
9-XI-1554	Santo Spirito	Claudia Paolina *de Bonzoannis*	64	800	Casale Maglianella	S. Sp., 239, c. 134r–137v

RIASSUNTO

La crescita demografica e dei traffici commerciali, ma anche il trionfo di determinati modelli di vita cortigiana determinano che uno dei tratti salienti dell'economia del Rinascimento sia il ruolo assunto dal capitale monetario. A livello tanto statale quanto privato aumentarono le transazioni che avevano il denaro come oggetto di scambio. In questo contesto storico, lo studio si sofferma sulla diffusione in Italia di un particolare tipo di contratto che sotto la forma di vendita rappresenta, in realtà, un'operazione di prestito. È il cosiddetto „censo consegnativo", molto diffuso nei paesi dell'Europa settentrionale

[138] S. Sp. (ASR, Santo Spirito); S. Sal. (ASR, San Salvatore)

già dal pieno medioevo, ma assente della penisola italiana fino alla seconda metà del XV secolo. Compiendo un'analisi comparativo a livello temporale e spaziale, a partire dalla legislazione pontificia in materia di vendita di rendite, l'attenzione si è rivolta al caso particolare di Roma. Nella capitale papale le prime testimonianze sulla vendita delle rendite, imposte su una proprietà rurale o urbana, risalgono alla fine del '400, per conoscere poi un rapido sviluppo a partire dai primi decenni del XVI secolo. Al riguardo il sacco del 1527 creò le condizioni per un sistematico ricorso a questo particolare tipo di istituto creditizio: la mancanza di denaro liquido spinse molti a dover ipotecare un gran numero di proprietà, e di fatto la rendita annuale, che si doveva pagare, veniva a corrispondere agli interessi per la somma ricevuta. In maniera particolare gli enti ecclesiastici si videro costretti a imporre delle ipoteche sulle aziende agricole, favorendo in questo modo un passaggio di denaro dalla rendita fondiaria o immobiliare a quella di tipo mobiliare.

SAN GIOVANNI DEI FIORENTINI A ROMA

Due secoli di finanziamenti tra pontefici e granduchi, prelati e *mercatanti**

von

FRANCESCO GUIDI BRUSCOLI

Dilecti filii universi mercatores et alii utriusque sexus homines nationis fiorentine romanam curiam sequentes ... Con queste parole, il 10 gennaio 1519, papa Leone X de' Medici si rivolgeva ai fiorentini residenti a Roma, nella bolla emanata per dare il via alla costruzione della loro chiesa nazionale, dedicata al santo patrono Giovanni Battista.[1] L'anno successivo si aprì la „fabbrica", ma i lavori dell'edificio, più volte interrotti, sarebbero stati portati a termine solo un secolo dopo (e la facciata addirittura due).

Nonostante la spinta del pontefice e l'iniziale entusiasmo dei suoi connazionali, che in gran numero erano giunti a Roma beneficiando del favore papale, la vicenda fu dunque ben lungi dal risolversi in fretta. Nel corso del tempo sorsero problemi di varia natura, fra i quali ebbe certamente un posto di rilievo la questione finanziaria.

---

* Il presente lavoro amplia e aggiorna, grazie all'utilizzo di nuove fonti, una prima ricerca sui finanziamenti della chiesa: *Se questi pagassino sarebbe già principio...* Il difficile finanziamento della chiesa di S. Giovanni dei Fiorentini in Roma, in: La storia e l'economia. Miscellanea di studi in onore di Giorgio Mori, A. M. Falchero/A. Giuntini/G. Nigro/L. Segreto (a cura di), 2 voll., Varese 2003, I, pp. 355–369.

[1] Copia della bolla si trova in Archivio dell'Arciconfraternita di S. Giovanni dei Fiorentini (AASGF), vol. 390, Istrumenti e memorie, 1403–1543, fol. 21d–26s.

Questo contributo, dunque, ripercorrerà il problema della raccolta del denaro, incentrandosi soprattutto su un documento di metà XVI secolo, rinvenuto presso l'Archivio di Stato di Firenze.[2]

Caratteristica di tutte le comunità straniere e forestiere, a Roma come in altre località, era la forte identità che esse mantenevano: in particolare, furono tipici gli ospedali, normalmente incorporati in chiese o cappelle, e le confraternite nazionali, che si autofinanziavano e avevano un'amministrazione del tutto autonoma.[3] Per quanto riguarda i fiorentini, la storia dell'organizzazione della comunità iniziò nel 1448, allorché *piacque a una quantità di buoni huomini che allora in Roma si trovavano, insieme congiungersi*, e furono così gettate le basi per la creazione della confraternita nazionale della Pietà di S. Giovanni Battista. Solidarietà e mutuo soccorso furono inizialmente le ragioni che spinsero alla costituzione della confraternita, che intendeva sopperire a strutture assistenziali dimostratesi carenti al momento della diffusione in Roma di una grave epidemia di peste.[4] Risalgono al 1456 gli Statuti, che codificarono l'impulso fraternalistico della confraternita, stabilendo regole che ne avrebbero garantito la continuità. La prima sede fu S. Lucia vecchia (ribattezzata S. Giovanni in Lucia), ma le riunioni si svolgevano presso S. Salvatore in Lauro; poi, dal 1492, ci si trasferì a S. Pantaleo *ad flumen*. Superata l'emergenza peste, la compagnia della Pietà acquisì un ruolo più ampio, ponendosi, „per una nazione già numericamente consistente ed in netta espansione, priva però fino al 1515 di un organismo consolare",

---

[2] AS Firenze, Galli Tassi 1868, Fasc. 1, fol. 1r–5r.

[3] A tal proposito si veda M. Maroni Lumbroso/A. Martini, Le confraternite romane nelle loro chiese, Roma 1963; si vedano anche le considerazioni di A. Esposito, I „forenses" a Roma nell'età del Rinascimento: aspetti e problemi di una presenza „atipica", in: Ead., Un'altra Roma. Minoranze nazionali e comunità ebraiche tra Medioevo e Rinascimento, Roma 1995, pp. 86–90.

[4] Per maggiori dettagli sugli aspetti organizzativi e su quelli caritatevoli della confraternita, si vedano: I. Polverini Fosi, Pietà, devozione e politica: due confraternite fiorentine nella Roma del Rinascimento, Archivio Storico Italiano 149 (1991) pp. 119–161 e E. Rufini, L'Archivio di San Giovanni dei Fiorentini in Roma e la Compagnia della Pietà, in: Archivio di Stato di Roma, Scuola di Paleografia Diplomatica e Archivistica, Lezioni speciali, 1962–1963, pp. 108–134.

come „la sola espressione collettiva nazionale istituzionalizzata e riconosciuta, sia da Roma che dalla madrepatria".[5]

Nel 1508, per volere del pontefice Giulio II Della Rovere, un gruppo di lavoro guidato da Bramante pianificò una ristrutturazione urbanistica per fare spazio alla costruenda via Giulia e ad una piazza in cui questa sarebbe sfociata; ma ciò avrebbe comportato la distruzione, fra le altre cose, di un oratorio costruito nell'area di S. Pantaleo, che come si è detto era la sede delle riunioni confraternitali dei fiorentini. Dal progetto si stava per passare ai fatti, tanto che il 17 agosto del medesimo anno, come si legge in un resoconto della comunità fiorentina, *il papa mandò Bramante co' maestri a disfare la nostra conpagnia coè el nostro oratorio. Veduto questo facemo ragunare gli uomini di nostra compagnia, coè parte, e fecesi restare quegli maestri con buone parole; e loro restorno*.[6] La risposta dei fiorentini fu quindi compatta e la questione venne dibattuta da una delegazione dei più autorevoli mercanti-banchieri fiorentini di stanza a Roma, i quali poi riuscirono a tradurre in proprio vantaggio il programma pontificio: tanto che il giorno successivo *fu concluso che si dovesse fare la chiesa* nazionale e, il 10 settembre, venne emesso il primo decreto di costruzione.[7]

---

[5] Polverini Fosi (vedi nota 4) p. 131. Nel 1488 a quella della Pietà si era affiancata la confraternita di S. Giovanni Decollato, volta a fornire assistenza ai condannati a morte e a garantire loro, una volta giustiziati, una degna sepoltura. Godette di particolare favore in un momento in cui gli scopi assistenziali erano passati in secondo piano nella prima confraternita, sempre più orientata a diventare simbolo dell'unità nazionale (pp. 133–134, 149).

[6] AASGF, vol. 337, Libro del Provveditore, 1496–1510, fol. 302v.

[7] M. Tafuri, S. Giovanni dei Fiorentini, in: L. Salerno/L. Spezzaferro/M. Tafuri, Via Giulia: un'utopia urbanistica del '500, Roma 1973, p. 202. Secondo lo stesso Tafuri „l'episodio, così come esce da tale narrazione, appare troppo romanzato, per essere ritenuto autentico fino in fondo" (Tafuri, Via Giulia: storia di una struttura urbana, in: ibid., p. 70). Non concorda con tale interpretazione I. Polverini Fosi, che ritiene questo decreto di costruzione una chiara risposta alla „provocazione giuliana"; addirittura, sottolinea l'autrice, alcuni fiorentini si spinsero fino alla pretesa di un risarcimento dei danni subiti: Il consolato fiorentino a Roma e il progetto per la chiesa nazionale, Studi Romani 37 (1989) pp. 65–66. L'area nella quale sarebbe sorta la chiesa comprendeva la chiesetta di S. Pantaleo *ad flumen*, una piccola casa e due

Il 10 settembre il padre governatore (Giovan Francesco Martelli) offrì un contributo di 100 ducati d'oro per finanziare la costruzione della chiesa. Alla sua seguirono le promesse di altri personaggi: Pandolfo della Casa sottoscrisse 500 ducati, Girolamo Gaddi 100, Mariotto d'Amerigo 50, Francesco Canigiani 50, Filippo da San Miniato 100; *di poi si conchiuse si dovesse andare [...] a parlare a' nostri cardinali e prelati e fa[r] loro sapere questa cosa come a loro parà.*[8] Si fecero anche dei calcoli sui costi: il 31 dicembre 1508 fu mostrato alla comunità un disegno fatto da Bramante e si valutò che un edificio del genere potesse costare 8900 ducati di carlini.[9] Tuttavia, a queste prime azioni non seguirono fatti o sviluppi positivi.

Insomma, come si è appena visto, l'esigenza di una chiesa della nazione fiorentina si era inizialmente sentita al momento dell'istituzione della confraternita; poi, nel corso del tempo, la prospettiva si era fatta via via più concreta. Ma, indubbiamente, fu l'ascesa al soglio pontificio di un papa Medici a dare un impulso decisivo all'avvio dei lavori. Il 21 agosto 1513, pochi mesi dopo l'elezione di Leone X, i fiorentini costituirono infatti una commissione (formata da Piero d'Arezzo, Filippo Carolli, Jacopo Rucellai, Leonardo Bartolini, Simone Ricasoli e Bernardo da Verrazzano) con il compito di cercare il luogo più adatto per la costruzione della chiesa.[10] Tuttavia, neppure questa volta si riuscirono ad ottenere risultati concreti, anche perché vi erano problemi logistici non indifferenti, a partire dalla copertura degli alti costi previsti. In pratica, nessun progresso era stato fatto nei cinque anni trascorsi dal 1508; e altri cinque ne dovettero passare prima che si riuscisse a procedere, nonostante l'intervento del papa e di suo cugino, il cardinale Giulio (successivamente asceso al soglio pontificio come Clemente VII), i quali sembravano poter dare una svolta risolutiva alla faccenda. Va detto però che nel frattempo la colonia fiorentina si era organizzata con un consolato, il cui statuto era

---

orti, presi in enfiteusi nel 1484 dal capitolo dei SS. Celso e Giuliano; il censo corrisposto dalla nazione fiorentina era di 10 ducati di carlini, 2 libbre di pepe, 2 libbre di garofani e 4 libbre di cera (AASGF, vol. 390, fol. 44s–49s).

[8] AASGF, vol. 337, Libro del Provveditore, 1496–1510, fol. 303v–304r.

[9] AASGF, vol. 337, Libro del Provveditore, 1496–1510, fol. 309r.

[10] AASGF, vol. 338, Libro del Provveditore, 1510–1517, fol. 81r.

stato definitivamente approvato nell'estate del 1515. Secondo Irene Polverini Fosi, la precedenza data al consolato rispetto alla chiesa fu il risultato di una precisa strategia, secondo la quale Leone X voleva innanzitutto istituzionalizzare la nazione fiorentina, prima di sacralizzarla.[11]

Lo statuto consolare, peraltro, prevedeva già delle forme di finanziamento per la costruzione della chiesa: infatti esso stabiliva che, per *fare giornalmente molte spese ordinarie et extra ordinarie et massime per edificare et intrattenere una chiesa in detto luogo di Roma a honore di Dio et nostra donna et di san giovanbaptista nostro protettore*, somme di denaro dovessero essere versate al consolato da parte di *qualunche Fiorentino et sottoposto alla Communità di Firenze et habitanti in Roma* come percentuale sulle varie operazioni da loro effettuate: $\frac{1}{4}$ per mille sulle operazioni di cambio (rimesse e tratte); $\frac{1}{4}$ per cento sulle operazioni commerciali (vendite o compere) e sulle assicurazioni; $\frac{1}{6}$ per mille sulle spedizioni di bolle, brevi *o altre cose.*[12]

Nel 1517, finalmente, venne indetto il concorso per il progetto di costruzione. Come ricorda il Vasari, le altre comunità straniere in Roma (i tedeschi, gli spagnoli, i francesi) avevano già cominciato o addirittura terminato la costruzione della loro chiesa e i fiorentini erano ormai molto determinati affinché *dietro Banchi al principio di strada Iulia, in sulla riva del Tevere, si facesse una grandissima chiesa e si dedicasse a San Giovanni Battista.*[13] Non ci dilungheremo qui sui progetti presentati al concorso, perché una loro analisi richiederebbe ampio spazio ed esula dal carattere più prettamente storico-economico di questo contributo.[14] Basti sapere comunque che esso vide coinvolti Raffaello, Baldassarre Peruzzi, Antonio da Sangallo il giovane e Jacopo Sansovino, e che fu quest'ultimo a risultare vincitore.

---

[11] Polverini Fosi (vedi nota 7) p. 67.

[12] AASGF, vol. 321, capp. XXV–XXX.

[13] G. Vasari, Le vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architettori, a cura di G. Milanesi, 9 voll., Firenze 1906, VII, Iacopo Sansovino, pp. 497–498.

[14] Ma si veda ad esempio M. Kersting, San Giovanni dei Fiorentini in Rom und die Zentralbauideen des Cinquecento, Worms 1994, pp. 29–139 (e la bibliografia là citata, pp. 210–214).

Come risulta da una lettera inviata il 15 settembre 1518 da Antonio Strozzi in Roma al fratello Lorenzo in Firenze, finalmente, dieci anni dopo la prima iniziativa, si era sul punto di cominciare davvero: *La Natione è qui risoluta di dar principio a una bella chiesa con volontà e ordine di Nostro Signore e del R.^{mo} de' Medici. E digià s'è disegnato i' luogo per levarla da' fondamenti presso alla compagnia sopra la piazza dove sono 3 stradette, che j.^{a} riescie a Tomaxo Strozzi, l'altra a' Parenti; e verrà el dinanzi sopra la strada nuova che va all'orto di Farnese e la tribuna di verso el fiume e digià se n'è fatti più disegni di man di Rafaello da Urbino e di Jac.^{o} da Sansovino e altri. Ora la Natione, cioè e' chapi, questa mattina è stata al Datario il quale à hordine da Nostro S. sollecitare questa inpresa e siamo rimasti domenicha mattina andare a desinare con Sua S.^{ria} e fare j.^{o} libretto e ciaschuno sottoscriversi per quella somma che le parrà dover o poter contribuire [...] Quello si promette s'arà a pagare in 4 o 5 anni anno per anno e quello mancherà a merchatanti sopiranno e' R.^{mi} Cardinali e prelati fiorentini e dipoi Nostro S., che si fa contto habia a essere j.^{a} spesa in tutto di ducati 30^{m} o più.*[15]

Domenica 19 settembre, dunque, una delegazione di fiorentini si recò dal pontefice e due giorni dopo, il 21, venne deliberato che fossero *mandato a partito tutti e banchi che poterono ire a partito.*[16] I fiorentini, insomma, si organizzarono per sottoscrivere le somme da destinare alla costruzione. Come ricordato nel brano appena citato, venne predisposto un volumetto[17], aperto dal nome del pontefice,

---

[15] Citata da E. Casanova, Fondazione della chiesa di San Giovanni dei Fiorentini in Roma, Miscellanea fiorentina di erudizione e storia XVIII-XIX (1897) p. 110. In realtà, come si ricava dal documento, del 1546, riportato qui in appendice, la somma stanziata in tre anni fu di circa 20.000 scudi: *Nel principio della fundatione della chiesa di S.to Jo. Baptista nella natione fiorentina di Roma fu dopo molte consulte dello anno 1518 in tempo della fe. re. di PP. Leone X^{mo} resoluto, che S. S.tà et diversi altri cardinali et prelati et mercatanti di detta nation si subscrivessino et obligassino pagare una certa summa, che poteva ascendere a scudi XX^{m} in circa da pagarsi in 3 anni ogni anno la rata*: AS Firenze, Galli Tassi 1868, Fasc. 1, fol. 1r.

[16] AASGF, vol. 708, Libro del Sotto operaio della fabbrica, 1518–1534, fol. 1r.

[17] Si tratta del noto *Libro dell'elenco delli benefattori, contribuenti e sottoscritti per sovvenimento della fabbrica*, cominciato in data 24 settembre 1518

Leone X: egli decise di versare subito una somma di 500 ducati e successivamente altri 100 ducati al mese a partire dal novembre 1519.[18] In realtà, da un'analisi del documento, emergono subito alcuni elementi negativi: le pagine, contenenti circa 220 nomi di personaggi di vario rango, sono predisposte in maniera piuttosto ordinata, con una breve scritta in latino e un elogio della prodigalità di colui che si ritiene possa contribuire; ma presentano molti vuoti a fianco dei nomi, laddove si sarebbero dovute iscrivere le cifre promesse. Inoltre, anche quando una cifra è presente, i versamenti effettivamente registrati, sono nettamente inferiori a quanto previsto. Basti pensare ad esempio allo stesso Leone X, che dal novembre 1518 al novembre 1521 si limitò a versare 2300 ducati circa, nonostante ne avesse promessi 500 più 100 al mese (per un totale, quindi, di 4100); oppure a Giulio de' Medici, con versamenti di 600 ducati a fronte di una promessa di 2000, o a Lorenzo Pucci, che promise 1000 ducati ma ne versò 200; o ancora, tanto per limitarsi solo a pochi esempi, a Innocenzo Cibo e Giovanni Salviati che ne promisero 500 e Niccolò Ridolfi che ne promise 400 senza versare niente.[19] Un po' più completa è la lista di mercanti e artigiani, alcuni dei quali si impegnarono a versare somme di qualche centinaio di ducati; tuttavia, neppure in questo caso i conferimenti effettivi registrati sul volumetto si avvicinano alle somme promesse (pari a 6700 ducati circa).[20] Come ha rilevato Irene

(AASGF, vol. 431). Scarne notizie su alcuni finanziamenti promessi nel 1518 si trovano anche nella Biblioteca Apostolica Vaticana. Tra i contributi da noi rintracciati, segnaliamo: i 40 scudi di Riccardo Del Milanese (BAV, Fondo Chigi, G V° 141, fol. 961); i 200 di Simone Ricasoli e Giovan Francesco de' Bardi, e la generica promessa degli eredi di Giovan Francesco Martelli (BAV, Fondo Chigi, G V° 144, fol. 1, 73).

[18] Pochi mesi dopo, con la bolla *Intenta iugiter* del 29 gennaio 1519, il pontefice indicò nell'erigenda chiesa la parrocchia di tutti i fiorentini che risiedevano in Roma: Polverini Fosi (vedi nota 7) p. 69. Tuttavia non pare essere esiguo il numero di fiorentini che anche negli anni successivi preferirono continuare a frequentare le parrocchie limitrofe, a cui erano tradizionalmente legati: I. Polverini Fosi, I fiorentini a Roma nel Cinquecento: storia di una presenza, in: Roma capitale (1447–1527), S. Gensini (a cura di), Atti del IV convegno di studio del Centro studi sulla civiltà del tardo Medioevo, San Miniato (Pisa), 27–31 Ottobre 1992, Pisa 1994, p. 401.

[19] AASGF, vol. 431, fol. 1r, 3v, 4r, 6r, 6v, 7r.

[20] AASGF, vol. 431, fol. 48r–57r.

Polverini Fosi, al finanziamento della chiesa partecipò con più generosità chi aveva una consolidata presenza a Roma, mentre mostrava una certa freddezza tutta quella schiera di nuovi venuti, giunti nell'*Urbe* solo dopo l'elezione del loro connazionale; e i prelati fiorentini rimasero distaccati, nonostante le generose sottoscrizioni da parte del pontefice.[21]

La stessa autrice avanza riserve sul valore del documento, nel quale non compaiono a volte donazioni neppure a fianco dei nomi dei più illustri banchieri filo-medicei.[22] Se le persone elencate abbiano contribuito e la cifra non è annotata, oppure se abbiano promesso e poi non versato, o se infine non si fossero neppure impegnati e il loro nome fosse stato inserito „d'ufficio", non è dato sapere con certezza; però, anche alla luce di ciò che vedremo fra poco, è probabile che i versamenti siano effettivamente stati molto ridotti.

Nel gennaio 1521 Sansovino fu accusato di aver percepito una somma superiore a quella inizialmente pattuita e venne liquidato.[23] Il suo allontanamento fu così giustificato, ma derivava anche dalla sua incapacità di risolvere importanti problemi tecnici, quali la costruzione di un terrapieno sul Tevere, necessario come base per solide fondamenta. Sta di fatto che egli venne prima affiancato e poi sosti-

---

[21] Polverini Fosi (vedi nota 7) pp. 68–69.

[22] Polverini Fosi (vedi nota 7) p. 68. Nell'elenco sono inclusi anche numerosi membri della famiglia Medici, a cominciare da Lorenzo, duca di Urbino, per i quali tuttavia lo spazio destinato alla cifra è lasciato in bianco (AASGF, vol. 431, fol. 13r–14v).

[23] Come si legge in un resoconto, alcuni fiorentini furono incaricati di *saldare el conto con mastro Jachopo Sansovino alias loro architectore el quale asserivano avere preso più danari che ne aveva servito; doppo molti parlamenti avuti chol prefato Sansovino li presenti chommessono tutti unanimemente a Lodovico Capponi et Giovan Francesco de' Bardi che fussino chol prefato Sansovino* per accordarsi sulla sua liquidazione (AASGF, vol. 708, Libro del Sotto operaio della fabbrica, 1518–1534, fol. 25v). Sulle remunerazioni delle persone impegnate nella costruzione della chiesa i fiorentini erano stati inizialmente molto prodighi, tanto che il 5 novembre 1521 console, consiglieri e operai della fabbrica, *havendo parlato assai di questi salarii per li ministri della lor prefata fabrica et parendo loro alquanto superflui et inghordi, gli limitorno, tassorono et ridussono* (fol. 47v).

tuito da Antonio da Sangallo il giovane, il quale progettò i muri di sostegno alla chiesa, in riva al Tevere.[24] Ecco come il Vasari racconta la vicenda: *avendo intanto la Nazione fiorentina col disegno di Iacopo Sansovino cominciata in strada Giulia, dietro Banchi, la chiesa loro, si era nel porla messa troppo dentro nel fiume: perché, essendo a ciò stretti dalla necessità, spesono dodici mila scudi in un fondamento in acqua, che fu da Antonio con bellissimo modo e fortezza condotto: la quale via non potendo essere trovata da Iacopo, si trovò per Antonio; e fu murata sopra l'acqua parecchie braccia: ed Antonio ne fece un modello così raro, che se l'opera si conduceva a fine, sarebbe stata stupendissima. Tuttavia fu gran disordine, e poco giudizio quello di chi allora era capo in Roma di quella Nazione; perché non dovevano mai permettere che gli architetti fondassono una chiesa sì grande in un fiume tanto terribile, per acquistare venti braccia di lunghezza, e gittare in un fondamento tante migliaia di scudi, per avere a combattere con quel fiume in eterno: potendo massimamente far venire sopra terra quella chiesa col tirarsi innanzi e col darle un'altra forma; e, che è più, potendo quasi con la medesima spesa darle fine: e si confidarono nelle ricchezze de' mercanti di quella Nazione, si è poi veduto col tempo quanto fusse cotal speranza fallace.*[25]

Peraltro si contraddice il Vasari, a proposito delle somme spese dai fiorentini per le fondamenta, pur evidenziando sempre lo spreco di denaro: infatti egli indica 12.000 scudi (*potendo quasi con la medesima spesa darle fine*) quando parla del Sangallo, e 40.000 (*che sarebbono bastati a fare metà della muraglia della chiesa*) quando parla del Sansovino. E nella *Vita* di quest'ultimo, peraltro, soprassiede sulle difficoltà tecniche, imputando invece un suo allontanamento al fatto che *mentre che di mano in mano si fondava, cascò, e fattosi male d'importanza, si fece dopo alcuni giorni portare a Fiorenza per cu-*

---

[24] Tafuri, S. Giovanni (vedi nota 7) p. 203. A. Nava presenta sulla vicenda alcuni documenti, che però non riescono a chiarire del tutto la situazione: La storia della chiesa di S. Giovanni dei fiorentini nei documenti del suo archivio, Archivio della R. Deputazione romana di Storia Patria LIX, II n. s. (1936) pp. 339–340, 349–351.

[25] Vasari (vedi nota 13) V, Antonio da Sangallo, pp. 454–455.

rarsi, lasciando a quella cura, come s'è detto, per fondare il resto, Antonio da Sangallo.[26]

Ad ogni modo, il primo *Libro del Sotto operaio della fabbrica* registra per il 20 aprile 1521 il versamento al Sangallo di alcune somme (47 ducati e 65 baiocchi) *a chonto della suo provisione o vero mancia della Pasqua di Resurrezione.* Tuttavia i lavori non procedettero come si era sperato in un primo momento, e dopo la morte di Leone X (avvenuta l'1 dicembre di quello stesso anno) furono addirittura interrotti. Che la „fabbrica" andasse a rilento, lo dimostra anche il *Libro del Sotto operaio* appena citato, in cui le registrazioni successive al 1521 si diradano notevolmente.[27]

E neanche sotto Clemente VII, asceso al soglio papale dopo il breve pontificato di Adriano VI, i lavori pare abbiano avuto un grande impulso: tanto che lo stesso Vasari si limita a dire che dal 1523, *per seguitare il medesimo ordine e disegno, fu ordinato che il Sansovino ritornasse, e seguitasse quella fabrica nel medesimo modo che l'aveva ordinata prima.*[28]

In seguito influì sul mancato avanzamento dei lavori anche il Sacco di Roma del 1527. Il 21 novembre 1537, Pietro Aretino scriveva all'amico Jacopo Sansovino invitandolo a non tornare a Roma da Venezia, dove entrambi si trovavano, nonostante le insistenze dei *prelati cortigiani*: essi infatti, secondo il letterato, *non veggon mai la chiesa dei Fiorentini, che fondaste in sul Tevere, con istupor di Raffaello da Urbino, d'Antonio da Sangallo e di Baldassare da Siena* senza che *sospirino l'assenza Sansovina.*[29] In realtà non vi è alcuna evidenza che la costruzione fosse andata avanti (né che il contributo di

---

[26] Vasari (vedi nota 13) V, Antonio da Sangallo, pp. 454–455; VII, Iacopo Sansovino, p. 498.

[27] AASGF, vol. 708, Libro del Sotto operaio della fabbrica, 1518–1534. Cfr. fol. 30v per i versamenti al Sangallo, il quale peraltro era già a salario, anche se per una cifra imprecisata, fin dall'ottobre 1520 (fol. 18v). Sangallo non era però pienamente soddisfatto del suo salario, tanto che il 30 gennaio 1521 una commissione formata da Simone Ricasoli, Bernardo Bini e Pandolfo Della Casa dovette procedere con lui a una revisione delle condizioni contrattuali (fol. 27r).

[28] Vasari (vedi nota 13) VII, Iacopo Sansovino, p. 499.

[29] P. Aretino, Il primo libro delle lettere, a cura di F. Niccolini, Bari, 1913, p. 288.

Sansovino fosse stato così ammirevole), anche se probabilmente era stata eretta una struttura provvisoria, non vincolante; e infatti, anni dopo, nel 1550 e poi nel 1559, nel predisporre i suoi progetti Michelangelo poté tener conto solo delle fondazioni absidali.[30]

Secondo Antonia Nava, che tuttavia non cita fonti, i fiorentini „rinnovarono il proponimento di terminare a tutti i costi la chiesa" il 14 aprile 1547, qualche mese dopo la morte del Sangallo, decidendo di appellarsi a tutti coloro che potevano contribuire, specialmente a mercanti e banchieri, al fine di raccogliere denaro.[31] La testimonianza da noi rinvenuta presso l'Archivio di Stato di Firenze farebbe invece retrodatare al 1546 il momento in cui si sarebbe avuto tale nuovo impulso.[32]

Forse i fogli costituivano un promemoria da inviare a Paolo III, dato che in un passo si sollecita l'intervento del pontefice per fare pressioni su coloro che si erano impegnati a pagare, affinché effettivamente versassero il denaro: *perché con l'aiuto et favore di V. S.tà si potrebbe sperare dalli prelati et mercatanti che hoggi sono in questa corte consequirne le somme che saranno notate apresso da pagarsi pure con qualche comodità di tempo.*[33]

---

[30] Tafuri, Via Giulia (vedi nota 7) p. 89. Effettivamente, in ottemperanza alla già citata bolla di Leone X, almeno dagli anni Trenta vi si celebravano le feste della madrepatria e vi si tenevano battesimi e altre funzioni (L. Ponnelle/L. Bordet, San Filippo Neri e la società romana del suo tempo (1515–1595), Firenze 1931, rist. anast. Firenze 1986, pp. 204, 216). Da notare che il *Libro del Sotto operaio* successivo a quello citato nella nota 27 riguarda gli anni 1550–1554, evidenziando quindi una pausa di almeno un quindicennio (AASGF, vol. 709). Benedetti parla di una „seconda fase del S. Giovanni" da „collocarsi negli anni immediatamente precedenti il 1534": tuttavia egli si riferisce a un processo esclusivamente progettuale – con una serie di disegni del Sangallo volti all'allungamento dell'edificio – più che a progressi nella costruzione vera e propria (S. Benedetti, S. Giovanni dei Fiorentini a Roma (1508–1559): da celebrazione mondana a significazione cristiana, in: Firenze e la Toscana dei Medici nell'Europa del '500, 3 voll., Firenze 1983, III, pp. 968–970).

[31] Nava (vedi nota 24) p. 342.

[32] Allegata all'inserto, conservato fra le carte Olivieri nel Fondo Galli Tassi (filza 1868), è una bozza del documento stesso, in cui viene menzionato il Sangallo, che doveva quindi essere ancora in vita.

[33] AS Firenze, Galli Tassi 1868, Fasc. 1, fol. 1v.

Nella prima pagina del documento vi è una lista di 13 nomi che, guidata dal pontefice Clemente VII, comprende cardinali e alti prelati. Ebbene, questi personaggi *si trovano [...] debitori* di ben 5730 scudi d'oro sui 6840 da loro promessi:[34] ciò vuol dire che, nell'arco di un venticinquennio, il versamento effettivo fu solo di 1110 scudi (16,2%), dato che molti di questi debiti sono ancora quelli del 1521 che abbiamo ricordato poco sopra. Da notare poi che, se Leone X, come abbiamo visto, aveva promesso un contributo di 500 ducati più 1200 l'anno (anche se in realtà ne aveva pagati 2300 in tre anni), Clemente VII si era limitato a garantire 2000 scudi, con un evidente ridimensionamento anche nelle intenzioni. Sconsolato appare comunque l'estensore del documento: *se questi che sono debitori [...] pagassino, sarebbe già principio.*[35]

Comunque, all'elenco dei debiti pregressi segue una *nota di signori et prelati et gentilhomini che doverebono concorrere alla spesa della fabrica della chiesa di S. Jo. Baptista della nation fiorentina in strada Paulina*, questa volta capeggiata dal nuovo pontefice, Paolo III: egli, pur non essendo fiorentino, promise (o tra i fiorentini si pensava potesse versare) la somma di 3000 scudi. Anche in questo caso, seguono poi i nomi di cardinali e altri prelati; alcuni dei nomi sono gli stessi della lista precedente, ma non è chiaro se la nuova cifra loro attribuita sostituisca il debito pregresso, o ad esso si aggiunga. Comunque non ci si fanno illusioni sull'effettivo esborso: infatti si parla al condizionale (*doverebono*) senza indicare un chiaro impegno. Ad ogni modo, secondo questo piano, agli otto cardinali (Giovanni Salviati, Niccolò Ridolfi, Giovanni Gaddi, l'arcivescovo di Ravenna, il cardinale Monti, Roberto Pucci, Marcello Cervini cardinale di Santa Croce e futuro papa Marcello II, Niccolò Ardinghelli) spetterebbe una quota di 300 scudi a testa, per un totale di 2400 scudi.[36]

Seguono arcivescovi e vescovi, con quote variabili tra i 200 e i 100 ducati: agli undici nominativi viene attribuita una cifra totale di 1600 scudi. Poi si elencano altri prelati con cifre che vanno dai 200 (del Soderini, chierico di Camera, e del *prior Urbis*) ai 25 scudi: in

[34] AS Firenze, Galli Tassi 1868, Fasc. 1, fol. 1r.
[35] AS Firenze, Galli Tassi 1868, Fasc. 1, fol. 1v.
[36] AS Firenze, Galli Tassi 1868, Fasc. 1, fol. 2r.

totale 16 personaggi, con una cifra complessiva di 1125 scudi.[37] Volendo fare una somma parziale, si può dire che negli ambienti del consolato fiorentino si pensava che questi religiosi potessero contribuire con 5125 scudi, a cui si aggiungevano i 3000 di Paolo III.

La lista prosegue poi con una serie di 32 *gentilhomini*, che si credeva potessero versare 1460 scudi. Il livello di ricchezza tra i personaggi compresi in questa lista era molto diverso, fatto che è rispecchiato anche nella „capacità contributiva", che oscilla fra i 300 scudi di Francesco Del Nero e i 10 scudi di 11 persone. Non stupisca, per il Del Nero, una quota così elevata, pari a quella dei cardinali sopra menzionati e delle più ricche compagnie mercantili che analizzeremo fra poco: egli era stato uno dei più stretti collaboratori di Filippo Strozzi, il banchiere più vicino a papa Clemente VII, ed era addirittura stato nominato tesoriere generale della Camera apostolica, incarico normalmente attribuito a ecclesiastici e solo in casi eccezionali a un laico. Al momento della redazione della lista, evidentemente Del Nero non era impegnato con una propria compagnia mercantile-bancaria (e perciò il suo nome non viene incluso tra i *mercatanti*) ma aveva certamente acquisito notevole ricchezza e prestigio, tanto che lo si poteva annoverare tra i maggiori contribuenti al finanziamento della chiesa nazionale.[38] Tra gli altri nomi, troviamo le più illustri famiglie fiorentine di stanza a Roma. Ad esempio vi sono ben cinque Strozzi: Lorenzo, Piero e Roberto, figli dell'appena ricordato Filippo, potevano contribuire con 300 scudi (100 a testa), mentre Tommaso e Giovanni, evidentemente appartenenti ad un ramo meno ricco della casata, potevano dare 10 scudi a testa. Al figlio del defunto Lorenzo Salviati erano attribuiti invece 200 scudi (ricordiamo che un altro membro

---

[37] AS Firenze, Galli Tassi 1868, Fasc. 1, fol. 2r–2v.

[38] Per maggiori dettagli su Francesco Del Nero (1487–1563), si veda F. Guidi Bruscoli, Benvenuto Olivieri, i *mercatores* fiorentini e la Camera apostolica nella Roma di Paolo III Farnese (1534–1549), Firenze 2000, pp. 57–62, 79–84; del volume è in corso di stampa presso l'editore Ashgate una versione aggiornata in lingua inglese: Papal Banking in Renaissance Rome: Benvenuto Olivieri and Paul III, 1534–1549. All'attività di Filippo Strozzi come banchiere pontificio è dedicato M. M. Bullard, Filippo Strozzi and the Medici: Favour and Finance in Sixteenth-century Florence and Rome, Cambridge 1980.

della famiglia, il cardinale Giovanni, era già iscritto in lista per 300 scudi). Per quanto riguarda gli altri, si scende a quote sensibilmente minori, ma giova citare alcuni nomi, perché rappresentano illustri casate fiorentine installate in Roma: Lorenzo Ridolfi (anche in questo caso vi era in famiglia un cardinale), Paolo Antonio Soderini, Luigi Del Riccio e Andrea Boni, i quali dovevano versare 50 scudi a testa; la stessa cifra spettava inoltre all'erede di Galeotto Girona e a Matteo Gherardi, maestro delle poste.

Scorrendo ancora la lista dei *gentilhomini*, ricordiamo, tra coloro ai quali venivano attribuiti 25 scudi, altri nomi noti di giovani attivi in compagnie di *mercatores romanam curiam sequentes*: Giovan Battista Acciaioli, Giovan Battista Perini, Simone Guiducci, Zanobi da Montato, Niccolò Bettini e Bartolomeo Bussotti.[39] Infine vi sono altri personaggi con 25 e 10 scudi.

L'elenco dei contribuenti si chiude infine con i *mercatanti*.[40] Si tratta di un lungo elenco di 62 nomi, fra cui molte compagnie, destinati a raccogliere 3895 scudi: in particolare, vi sono 6 nomi con 300 scudi, 2 con 200, 1 con 150, 5 con 100, 7 con 50, 18 con 25, 3 con 15 e 20 con 10. Il primo della lista è Bindo Altoviti (1491–1557), uno dei più illustri mercanti-banchieri fiorentini in Roma: oltre al ruolo di depositario generale della Camera apostolica, egli ricoprì anche incarichi esattivi di assoluto rilievo in particolare nella Marca, la provincia più ricca dello Stato pontificio, nella quale si occupò a più riprese della Tesoreria e dei servizi di riscossione di numerose imposte a fronte di anticipazioni che versava alla Camera stessa.[41]

---

[39] Tutti questi personaggi sono ricordati in Guidi Bruscoli (vedi nota 38) Indice, ad vocem.

[40] AS Firenze, Galli Tassi 1868, Fasc. 1, fol. 4r–5r. Questa lista di mercanti è già stata pubblicata in Appendice a Guidi Bruscoli (vedi nota 38) pp. 269–270.

[41] Su di lui si vedano: C. Belloni, Un banchiere del Rinascimento, Bindo Altoviti, Roma 1935, in particolare pp. 35–39; la scheda di A. Stella, Altoviti Bindo, in: DBI, Roma 1960, II, pp. 574–575; e ora soprattutto A. Chong/D. Pegazzano/D. Zikos (a cura di), Ritratto di un banchiere del Rinascimento. Bindo Altoviti tra Raffaello e Cellini, Milano 2004. Sull'attività come *mercatores romanam curiam sequentes* dell'Altoviti e dei banchieri che citeremo nel seguito, si rimanda ancora ai numerosi richiami in Guidi Bruscoli (vedi nota 38) Indice, ad vocem.

Segue, con la stessa cifra di 300 scudi, la compagnia degli eredi di Pandolfo Della Casa, impegnati a varie riprese nella gestione delle dogane di Roma, nell'esazione dell'imposta sul sale di Romagna e in vari prestiti alla Camera apostolica; così come la compagnia di Tommaso Cavalcanti e Giovanni Giraldi, i quali avevano anche ricoperto il ruolo di tesorieri di Parma e Piacenza e di appaltatori della Zecca di Roma; o come Bastiano da Montauto e compagni, tesorieri di Romagna e di Camerino, e appaltatori sia delle dogane che della *Salara* di Roma; o come, infine, i Deti, anch'essi attivi nel acquisire quote di vari appalti in cambio di anticipazioni in denaro fatte alla Camera apostolica. Ancora 300 scudi erano attribuiti agli Strozzi, già ricordati poco sopra per altri contributi versati da alcuni membri della famiglia[42].

Appaltatori sia delle dogane che della *Salara* di Roma furono anche Pier Antonio e Alamanno Bandini e compagni, evidentemente ritenuti un poco meno ricchi dei precedenti, in quanto inseriti in lista con l'impegno a versare „solo" 200 scudi, così come Benvenuto Olivieri che, pur divenendo titolare di moltissimi degli appalti che la Camera apostolica cedeva ai banchieri (tra cui la depositeria, che tenne tra il 1540 e il 1543 e nel 1545–46), ne rivendeva in realtà quote importanti ad altri, configurandosi così quasi come un coordinatore di tale meccanismo negli anni Quaranta del Cinquecento. L'Olivieri era stato, assieme al Del Nero (con il quale peraltro aveva successivamente litigato), il più stretto collaboratore di Filippo Strozzi in Roma; e dopo la morte di quest'ultimo, avvenuta nel 1538, aveva creato proprie compagnie delle quali era socio Roberto di Filippo.[43]

Con 150 scudi troviamo poi Girolamo Ubaldini e compagni; e con 100 le compagnie di Bernardo Acciaioli e Francesco Scarlatti, Alamanno Alamanni, Raffaello Griseldi, Agostino Del Nero, Pier Antonio Guasconi. Tutti *mercatores* che costituivano quella nutrita colonia fiorentina capace ancora di mantenere posizioni di assoluto rilievo

---

[42] Come previsto da Antonio Strozzi nella citata lettera del 1518 (*e al bancho facievo pensiero ne tochassi j.o 300 duchati*): Casanova (vedi nota 15) p. 110.

[43] Principalmente all'attività dell'Olivieri è dedicato Guidi Bruscoli (vedi nota 38).

nella gestione delle finanze pontificie, nonostante il papa loro connazionale (Clemente VII) fosse morto ormai da dodici anni.[44]

Come curiosità notiamo che in una bozza allegata alla lista di cui si è appena parlato compaiono anche altri nominativi, di personaggi il cui contributo veniva dato in „prestazioni lavorative“: Antonio e Battista da Sangallo per *architectura*, Giovanni Pandolfini perché *tenga le scripture*, Bartolomeo Cappelli per i suoi servigi come notaio e Ruberto Buscagli (?) per *cuoia et paramenti*.

Facendo un po' di somme, e cioè mettendo insieme i 10.480 scudi di *signori et prelati et gentilhomini [et] mercatanti*, i 3000 di Paolo III e i 6480 della prima lista (quella dell'epoca di Clemente VII), si arriva quasi a 20.000 scudi. Se poi questi contributi siano stati effettivamente versati, non è dato saperlo; quel che è certo è che negli anni immediatamente successivi, ovvero durante i pontificati di Giulio III e Marcello II, la chiesa rimase allo stesso punto in cui l'aveva lasciata il Sangallo: lo ammette Vasari e, anche se non è una prova decisiva, ne può essere un indizio la mancanza di documenti nell'archivio arciconfraternitale fiorentino.[45]

Nel 1550, in realtà, Michelangelo era stato invitato ad interessarsi dei lavori della chiesa della nazione. Papa Giulio III Ciocchi del Monte, infatti, aveva commissionato a Vasari la costruzione di una cappella, in S. Pietro in Montorio, che contenesse due sepolture di suoi avi: lo zio, cardinale Antonio, e il capostipite della casata, Messer Fabbiano. Vasari ottenne dal papa che fosse Michelangelo a sovrintendere i lavori; contemporaneamente suggerì a Bindo Altoviti, console della nazione fiorentina e finanziatore del pontefice, che chiedesse a quest'ultimo di far eseguire i lavori in S. Giovanni dei Fiorentini anzi-

---

[44] Anche in questo caso si rinvia a Guidi Bruscoli (vedi nota 38) Indice, ad vocem.

[45] Così Nava (vedi nota 24) pp. 342–343: „nel tempo immediatamente susseguente la mancanza dei documenti è indice che nulla si faceva per la fabbrica“. Secondo Vasari, *in tanti anni che tennero il papato Leone e Clemente de' Medici e Giulio terzo e Marcello, ancor che vivesse pochissimo; i quali furono del dominio fiorentino; con la grandezza di tanti cardinali e con le ricchezze di tanti mercatanti, si è rimaso e si sta ora nel medesimo termine che dal nostro Sangallo fu lasciato*: Vasari (vedi nota 13) V, Antonio da Sangallo, p. 455.

ché in S. Pietro in Montorio. Nonostante una prima approvazione, il papa poi pensò di soprassedere perché, come scrisse il Vasari, *mentre che queste cose si travagliavano, e che la nazione cercava di far danari, nacquero certe difficultà.* Tanto che lo stesso Michelangelo, che pure inizialmente si era mostrato ben disposto (*il papa [...] richiesemi di parere e di disegno, ed io ne lo confortai assai*) dimostrò successivamente una certa insofferenza, scrivendo al Vasari il 13 ottobre: *basta, che della chiesa de' Fiorentini non mi pare s'abbi più a pensare.*[46]

Quasi dieci anni più tardi, nel 1559–60, i più ricchi mercanti fiorentini vollero nuovamente impegnarsi per proseguire i lavori della loro chiesa; questa volta godevano dell'aiuto del granduca Cosimo I e quindi potevano farlo senza bisogno dei contributi papali. La commissione appositamente formata, con Roberto Ubaldini, Francesco Bandini e Tommaso de' Bardi, richiese *Michelagnolo di disegno, raccomandandosegli, sì perché era vergogna della nazione avere gettato via tanti danari, né aver mai profittato niente*; Michelangelo *promesse loro con tanta amorevolezza di farlo [...] perché volentieri in questa sua vecchiezza s'adoperava alle cose sacre, che tornassimo in onore di Dio, poi per l'amor della sua nazione, qual sempre amò.* Grazie all'aiuto di Tiberio Calcagni, l'ultraottantenne Michelangelo preparò cinque progetti, tra i quali la commissione si trovò in forte dubbio. Alla fine *tutti d'uno stesso volere ne presono una più ricca; alla quale risolutisi, disse loro Michelagnolo che, se conducevano a fine quel disegno, che né Romani né Greci mai ne' tempi loro feciono una cosa tale: parole, che né prima né poi usciron mai di bocca a Michelagnolo, perché era modestissimo.* Fatto dapprima un *modello di terra*, che ricevette la più ampia approvazione, venne poi predisposto un modello in legno (*cosa tanto rara, quanto tempio nessuno che si sia mai visto, sì per la bellezza, ricchezza, e gran varietà sua*) e furono immediatamente stanziati 5000 scudi.[47] Nell'aprile 1560 Michelangelo mostrò a Cosimo I i disegni definitivi, probabilmente anche per sollecitare un contributo al finanziamento dei lavori (*si*

[46] E. Rufini, Michelangelo e la colonia fiorentina a Roma, Napoli 1965, pp. 17–18; Vasari (vedi nota 13) VII, Michelagnolo Buonarroti, pp. 230–231.
[47] Vasari (vedi nota 13) VII, Michelagnolo Buonarroti, pp. 261–263.

potrà di poi dar principio con lo aiuto della vostra Eccellenza a fare li fondamenti, gli aveva scritto il mese prima; ed effettivamente Cosimo si era impegnato a versare 100 scudi al mese[48]). Tiberio Calcagni venne incaricato della direzione dei lavori, che però si interruppero nel 1562 sia per la mancanza di fondi che, forse, per l'opposizione dei religiosi ad una costruzione di una chiesa con pianta centrale; ad ogni modo, in due documenti del giugno e dell'ottobre 1562, a essere indicato come *architetto et operaio della compagnia* è tal *maestro Guido*.[49]

Si sarebbero dovuti aspettare gli anni Ottanta perché la cosa procedesse di nuovo. Nel 1582 si stabilì che „i fondi della Commenda imposta sul Consolato" venissero „definitivamente destinati alla chiesa"; poi, il 28 marzo 1583, si predispose una nuova sottoscrizione di fondi aperta dal cardinale Ferdinando de' Medici, che si impegnò a versare 3000 scudi, mentre come architetto venne incaricato Giacomo della Porta, il quale accantonò i progetti michelangioleschi per tornare a quelli del Sangallo. Nel 1592 la navata della chiesa fu completata. In seguito, dal 1598, venne coinvolto Carlo Maderno, che entro il 1614 completò transetto e coro, e poi coprì la cupola. Nel 1620 i lavori erano, facciata a parte, terminati.[50]

Non si deve però pensare che in quest'ultima fase la questione dei finanziamenti fosse stata risolta: infatti, di pari passo con l'edificazione, continuavano anche le richieste di fondi rivolte al granduca Cosimo II. Il 9 settembre 1611, infatti, gli si ricordava già citato il contributo di 100 scudi mensili concesso da Cosimo I, ma si sottoli-

---

[48] Come da lettera del 27 marzo 1560, ricordata in un documento del 1611 (AASGF, vol. 300, fol. 137r); cfr. anche nota 51.

[49] Tafuri, S. Giovanni (vedi nota 7) pp. 215, 218; A. Fara, La chiesa di S. Giovanni dei Fiorentini a Roma nell'architettura di Michelangelo, Napoli 1997, pp. 10, 27. Secondo Vasari, *mancato a quella fabbrica gli assegnamenti, è rimasta così, che [Michelangelo] n'ebbe grandissimo dispiacere*: Vasari (vedi nota 13) VII, Michelagnolo Buonarroti, p. 263. Nava ipotizza che *maestro Guido* possa essere Guidetto Guidetti, peraltro ricordato anche nella prima lista di contribuenti, con una somma di 80 ducati sottoscritti nel 1520: Nava (vedi nota 24) pp. 343–344, 349, 355.

[50] Tafuri, S. Giovanni (vedi nota 7) pp. 218, 220, 223. Secondo Nava, a questa data i lavori erano costati più di 100.000 scudi e „lasciavano la chiesa in grande miseria": Nava (vedi nota 24) p. 347.

neava anche che, *mentre la gloriosa memoria del Granduca Ferdinando suo padre era qua cardinale, con l'autorità e con l'aiuto suo e mediante l'entrata della Confraternita della Pietà di essa natione, sopra le quali s'imposero molti censi, e con la contributione anco di particolari fu tirata innanzi detta fabrica, e fatto un corpo di chiesa con tre navi molto bello e capace nel quale oggi si celebra con molto concorso. Ma restano a farsi le braccia della chiesa, la tribuna e la facciata, e passando con molta poca reputatione della natione che non si finisca; hora, per continuare l'impresa si sono presi a censo ducati diecimila d'oro in oro dalli heredi del signor marchese Salviati con havere impegnato tutte l'entrate di due confraternite della natione. Non di meno, a questi et anco alla contributione e sottoscritione de particolari che si disegna fare per finire le bracia e la tribuna senza la facciata, mancheranno seimila scudi e più. Per tanto essa natione supplica humilmente V.A.S. che come principe loro voglia concorrere con l'aiuto e sovventione sua alla perfettione di questa santa opera cominciata e promossa dalla serenissima sua casa.* Due anni dopo, il 10 novembre 1613, ricordando gli sforzi appena menzionati e segnalando il fatto che la costruzione di braccia, tribune e cupola era costata circa 30.000 scudi, i fiorentini chiedevano al granduca un ulteriore sforzo: *resta solo di fare la lanterna, e coprire detta cupola di piombo; ma non havendo modo alcuno di trovar più denari ha resoluto detta natione supplicare humilmente V.A.S. [...] con farli mandare da Livorno fino a sessanta migliara di piombo, acciò si possa coprire.*[51]

Nei decenni successivi si procedette alla sistemazione del selciato esterno e all'arredo dell'interno della chiesa, con interventi che coinvolsero tra gli altri anche Pietro da Cortona (cui venne affidato l'altar maggiore) e Francesco Borromini, e poi Ciro Ferri e Carlo Fontana.[52] E anche per questo periodo si deve segnalare una documentazione archivistica che evidenzia le continue richieste di finanziamenti per il *sussidio per la chiesa* (in questo caso gli arredi e il manteni-

---

[51] AASGF, vol. 300, fol. 137r–v, 156v–157r; le lettere sono integralmente trascritte in Nava (vedi nota 24) pp. 359–361.

[52] Tafuri, S. Giovanni (vedi nota 7) pp. 224–228.

mento) e la reiterata presenza di liste di *nazionali [...] ai quali si deve domandare* un contributo[53].

Della facciata si sarebbe riparlato solo nel 1732–33, quando un altro papa fiorentino, Clemente XII Corsini, accolse una richiesta in merito e concesse 10.000 scudi (con la promessa di ulteriori 40.000) per dare attuazione al progetto di Alessandro Galilei, da lui espressamente incaricato: con il termine dei lavori, del 1736 (nel 1749 vennero inserite le sculture sopra la porta centrale) la chiesa poté finalmente dirsi ultimata, dopo più di due secoli di faticosa gestazione.[54] L'Ottocento vide comunque ulteriori interventi di manutenzione e restauro.

La costruzione della chiesa era iniziata quando i fiorentini erano all'apice delle loro fortune a Roma e volevano quindi celebrare la propria potenza e ricchezza, costruendo un edificio che, per dirla con il Vasari, *per magnificenza, grandezza, spesa, ornamenti e disegno, quello di tutte l'altre nazioni avanzasse.*[55] Le fonti di finanziamento venivano in questa prima fase reperite esclusivamente in ambito romano, tra tutti i membri della comunità, a cui si aggiunsero occasionalmente anche altri illustri personaggi (ad esempio papa Paolo III).

---

[53] Si veda ad esempio AASGF, vol. 321, fol. 182r–190v. Considerazioni sulle difficoltà incontrate nel reperire fondi, a partire dal pontificato di Leone X, in vol. 311, *passim*, ma in part. fol. 65r–82v; ai fol. 67r, 68r due dichiarazioni del 23 e 24 giugno 1638, non firmate ma evidentemente predisposte per la sottoscrizione degli appartenenti alla comunità fiorentina, per *concorrere alle spese che si fanno per mantenimento della chiesa*. La carenza di fondi veniva sottolineata con forza anche in una relazione inviata al granduca Cosimo III attorno fine secolo: *dal 1660 al 1696 furono prese a censo perpetuo e vitalizio somme rilevantissime* [un totale di circa 30.000 scudi, latori di interessi annui superiori ai 1200 scudi]. *Si vede dunque che da l'anno 1634 cominciò a declinare il buon ordine della Nazione et a non più osservarsi li Capitoli del Consolato, onde andarono mancando notabilmente gli assegnamenti alla Chiesa, sì che fu costretta d'indebitarsi con sì grosse somme* (AASGF, vol. 311, fol. 77r–83r e, una copia molto simile, 89r–92; citazione fol. 79v–80r).

[54] Tafuri, S. Giovanni (vedi nota 7) pp. 229–230. Secondo Armellini, „Clemente XII assegnò a vantaggio della fabbrica i beni confiscati al Benozzi" (M. Armellini, Le chiese di Roma dal secolo IV al XIX, a cura di C. Cecchelli, 2 voll., Roma, 1942, p. 432).

[55] Vasari (vedi nota 13) VII, Iacopo Sansovino, p. 498.

I lavori furono invece terminati quando ormai la posizione dominante in Roma era da tempo sfuggita ed erano quindi necessari contributi provenienti da Firenze; in particolare si ricorse all'aiuto dei granduchi medicei con i quali peraltro, dopo i dissidi culminati nel 1537 a Montemurlo con la sconfitta dei fuoriusciti fiorentini, i rapporti della colonia residente a Roma erano stati ricuciti.

APPENDICE

AS Firenze, Galli Tassi 1868, Fasc. 1, fol. 1r–5r[1]

[fol. 1r]

+ yhs 1546

P'r sanctissime

Trovasi che nel principio della fundatione della chiesa di S.to Jo. Baptista nella natione fiorentina di Roma fu dopo molte consulte dello anno 1518 in tempo della fe. re. di PP. Leone X^mo^ resoluto, che S. S.tà et diversi altri cardinali et prelati et mercatanti di detta nation si subscrivessino et obligassino pagare una certa summa, che poteva ascendere a scudi XX^M^ in circa da pagarsi in 3 anni ogni anno la rata; et si trova che S. B.ne promesse circa scudi iiij^M^ de' quali subito donò 500 et poi mentre visse pagò scudi 100 il mese. Et di quelli che subscripsono si trovano li infrascripti debitori, cioè [valori espressi in scudi]:

fe: re: Clemente vij tunc cardinalis de' Medicis per resto di ij mila		1400
R^mo^ Cardinale Cibo	500	
R^mo^ Cardinale Salviati	500	
R^mo^ Cardinale Ridolphi	400	
R^mo^ A. Cardinale de' Monti per resto di 500	400	
R^mo^ P. Cardinale de' Cesis	400	
R^mo^ L. Cardinale Pucci per resto di 1000	800	
R^mo^ F. Armellini per resto di 500	450	
R^mo^ L. Gaddi allora Clerico di Camera	100	
R^mo^ Hon. Arcipiscopo pisan' per sé et pre'	300	
R^mo^ B. Piscia allora datario per resto di 200	160	
R^mo^ S. Cardinale Cortona [L. Passerinus] per resto di 400	280	
R^mo^ R. Milanesio scriptore apostolico	40	
	5730	

[fol. 1v] Li mercatanti etiam s'obligorno et li banchi alcuni 600, alcuni 500 et li più 400 per uno, poi li fondachi et altri, tanto che si trova essersi speso da scudi XX^m^. Se questi che sono debitori, come di là è notato, pagassino, sarebbe già principio et darebbe grande animo al fabricare di novo decta chiesa et condurla a perfectione, perché con l'aiuto et favore di V. S.tà si potrebbe

[1] *All'inserto, intestato* Ecclesia S. Jo. Baptiste Florentinorum, *sono allegati altri fogli, più confusi, che ne costituiscono una bozza: sono stati utilizzati per alcune integrazioni, riportate tra parentesi quadre in questa Appendice.*

sperare dalli prelati et mercatanti che hoggi sono in questa corte consequirne le somme che saranno notate apresso da pagarsi pure con qualche comodità di tempo, secondo si continuasse la fabrica.

[fol. 2r] + yhs M.D.xLvj

Nota di signori et prelati et gentilhomini che doverebono concorrere alla spesa della fabrica della chiesa di S. Jo. Baptista della nation fiorentina in strada Paulina.

S.D.N. Paulus PP. III ex sua liberalitate et benignitate ut tale opus suo felici tempore ad gloriam Dei et honorem S.S. perficiatur	[3000]
R^mo Salviati	300
R^mo Ridolphi	300
R^mo Gaddi	300
R^mo Ravennensis	300
R^mo Monti	300
R^mo Pucci	300
R^mo Santa Croce	300
R^mo Ardinghello	300
R^mo Hon. Arcipiscopo Pisanensis	200
R^mo Jo. Archipiscopo Beneventanensis	200
R^mo Tha. Archipiscopo Cusentinensis	200
R^do Jo. Archipiscopo Sipontinensis sive Chiusinensis	100
R^do L. episcopo Venetenensis de Puccis	200
R^do M. episcopo Triventinensis	200
R^do episcopo Fesulanensis	100
R^do P. Fr. episcopo Pistorienensis [de Galliano]	100
R^do episcopo Aretinensis [de Minerbettis]	100
R^do episcopo Vulterranensis [de Nerlis]	100
R^do Jac. episcopo Vasionenensis	100
4 mila	
[fol. 2v] R^do F. Soderinis clericus Camere	200
R^do Leo. Passerinus prothonotario	100
R^do Tho. de Tanis auditor Rote	100
R^do L. Milanesio abbas de Maiore	100
R^mus B. prior Urbis	200
R^mus L. prior Capue	100
R. Donatus Accaiolus miles hierosolimitanus	50
R. Jo. Ugolinus miles hierosolimitanus	50
R. Puccius de Ugolinis camerarius S.D.N.	50
R. Nicolaus Accaiolus advocatus	25

R. Accaiolus de Accaiolis	25
R. Marcus Braccius	25
R. Jo. B. Milanesius	25
R. A. Stupha	25
R. Jo. F. Bini	25
R. U. Bandinelli	25
Mag^{cus} D. Laurentius Rodolphus	50
Mag^{cus} D. Paulus Antonius Soderinus	50
Mag^{cus} D. Robertus de Strozzis	100
Mag^{cus} D. Petrus Strozza	100
Mag^{cus} D. L. Strozza	100
Mag^{cus} D. F. Del Nero	300
Mag^{cus} D. . . . quondam Laurentii de Salviatis	200
Mag^{cus} D. Jo. Baptista Accaiolus	25
Mag^{cus} D. Aloysius Del Riccio	50
Mag^{cus} D. Nicolaus Spinellus	25
Mag^{cus} D. L. Corbinelli	25
2150	
[fol. 3r] Mag^{cus} D. Andrea Boni	50
Mag^{cus} D. Jo. Perini	25
D. Raphael de Piscia scriptor	25
D. Gregorius Epifanius	25
D. Bancus Iunctinus	10
D. Simon Guiducci	25
D. Z. de Monte Acuto	25
D. N. Bettini	25
D. B. Bussottus	25
D. Jo. Adimari	10
D. Bal. de Alexandris	10
D. An. Girardini	10
D. Jo. Altoviti	10
D. Jac. Mini phisicus	10
D. P. de Vulsenis phisicus	10
D. M. Gambonelli	10
D. Tho. Strozzi miles hierosolimitanus	10
D. N. Bonellus	10
D. . . . rede di Galeotto Girona	50
D. Mathio Gerardi maestro poste	50
D. Jo. de Strozzis	10
435	

[fol. 3v bianco]

[fol. 4r] yhs 1546

Nota di mercatanti potrebono contribuire alla spesa della fabrica di S. Jo. Baptista della nation fiorentina

Mag^{co} m. Bindo Altoviti	300
Mag^{ci} rede di Pandolfo Della Casa e comp.	300
Mag^{ci} Strozzi	300
Mag^{ci} Cavalcanti et Giraldi e comp.	300
Mag^{ci} Bastiano da Montauuto e comp.	300
Mag^{ci} rede di Alexandro Deti	300
Mag^{ci} Pier Antonio et Alamanno Bandini	200
Mag^{ci} Benvenuto Olivieri e comp.	200
Mag^{ci} Girolamo Ubaldini e comp.	150
Mag^{ci} Bernardo Acciaioli et Francesco Scarlatti e comp.	100
Mag^{ci} Alamanno Alamanni e comp.	100
Mag^{ci} Raphaello Griseldi e comp.	100
Mag^{ci} Agostino Del Nero e comp.	100
Mag^{ci} Pier Antonio Guasconi e comp.	100
Mag^{co} Donato Buonsignori e comp.	50
Mag^{co} Antonio Ubertini e comp.	50
Mag^{co} Zanobi Masini e comp.	50
Mag^{co} Bartolomeo Ruspoli e comp.	50
Mag^{co} Francesco Buonafé e comp.	50
Mag^{co} Girolamo da Ceuli	50
[fol. 4v] D. Alamanno et Vincenzo Romoli	50
D. Francesco Gu[cc]i	25
D. Alexandro Be[tti]ni	25
D. Alexandro Bartoli	25
D. Calvano Calvanesi	25
D. Raphael Benozzi	25
D. Vincenzo Luperelli	25
D. Antonio Pintassi e comp.	25
D. Simone da Firenzola	25
D. Bernardo Corbinelli	25
D. rede di Bartolomeo Angelini	25
D. Bernardo Alberighi	25
D. Signorino Signorini	25
D. rede di Francesco Della Fonte	25
D. Matheo da Cataniano	25
D. Giannotto Giannotti	25

D. L. delli Albizi zechieri e comp.	25
D. Phylippo Carducci	25
D. Manno dalla Mole	15
D. Octavian del Tignoso	15
D. Nicolò Campoli	15
D. Lotto Lotti	10
D. Antonio Fratini e comp.	10
D. F. Gucci banderaio	25
[fol. 5r] D. Simone Serragli	10
D. Nicolò Pancatichi	10
D. Piero Mannucci e comp.	10
D. Giramonte G.	10
D. Girolamo Fineschi	10
D. F. Gamberaia	10
D. [capitano] Clemente de Pisa	10
D. Jo. Ceperello [e Bart. suo fratello]	10
D. D. Girllandaio	10
D. Jo. Della Fonte	10
D. rede di Francesco d'Antonio Seragli	10
D. Francesco Bartholi	10
D. L. Boccacci	10
D. L. Del Caccia	10
D. L. Rondolini	10
D. Vectorio dalla Mole	10
D. P. de Corella	10
D. B. Scapella	10

3895

ZUSAMMENFASSUNG

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erreichte der Einfluß der Florentiner Kolonie in Rom ihren Höhepunkt mit der Präsenz zweier Landsleute auf dem Papstthron. Man beschloß deshalb den Bau einer „Nationalkirche" der Florentiner. An der Ausschreibung, die Sansovino gewann, beteiligten sich die bekanntesten Architekten der Zeit. 1518 eröffnete man die Sammlung der Baumittel im Subskriptionsverfahren. Doch schon schnell wurden die Arbeiten unterbrochen. Gegen Mitte des Jahrhunderts gab es einen neuen Anschub, wie man aus einer Namensliste von 1546 erkennt, die die Zahlungsversprechen enthält und eine Art who is who der Florentiner Kolonie in Rom darstellt. Aber auch diesmal kam der Bau nicht voran, wie auch nicht 1550 und 1560, als Michelangelo zwei großartige Projekte vorlegte. Erst im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts gab es Fortschritte, bis die Kirche im Jahre 1620 vollendet wurde. Die Fassade kam 1732–33 hinzu, nach mehr als zwei Jahrhunderten seit dem Beginn des Baus, der trotz aller Begeisterung stets von Geldmangel begleitet war.

DIE ITALIENREISE DES DOMINIKANERS MARTIN GRUNEWEG IM JAHRE 1602

von

ALMUT BUES

Schon immer zog es Geistliche und Weltliche, Kaufleute und Pilger, Studenten und andere Bildungsbeflissene, aber auch Soldaten und Abenteurer nach Italien und Rom. Von vielen sind ihre Eindrücke überliefert, meist eine Mischung aus Selbstbiographie, Reisebericht und Landesbeschreibung. Das verspricht einen scheinbar direkten Zugang zur Denkweise und zum Weltverständnis der Autoren, doch hatten die Verfasser beim Schreiben oft auch andere im Blick.[1] Mit dem Humanismus verdichtete sich diese Quellengattung, der Buchdruck verhalf zu einem weiteren Leserkreis. Die *Ars Apodemica* sollte sich im 16. Jahrhundert zu einer eigenen Literaturgattung entwickeln.[2]

Gerade in den letzten Jahren ist die Reiseliteratur bei Historikern auf großes Interesse gestoßen. Es sei hier nur das umfangreiche Projekt der Europäischen Reiseberichte des späten Mittelalters von Werner Paravicini erwähnt, zu dem der Band über polnische Reiseberichte noch fehlt.[3] Einige Reisebeschreibungen wie die Notizen des

[1] Vgl. G. Jancke, Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum, Selbstzeugnisse der Neuzeit 10, Köln 2002, S. 166.

[2] Siehe J. Stagl, Eine Geschichte der Neugier. Die Kunst des Reisens 1550–1800, Wien 2002.

[3] W. Paravicini (Hg.), Europäische Reiseberichte des späten Mittelalters. Eine analytische Bibliographie, Kieler Werkstücke D, Frankfurt am Main u. a. 1994ff. (bisher 3 Bde.). Siehe F. Reichert, Erfahrung der Welt. Reisen und Kulturbegegnung im späten Mittelalter, Stuttgart u. a. 2001. Vgl. Literature of Travel and Exploration. An encyclopedia, hg. J. Speake, 3 Bde., New York 2003.

Nürnberger Patriziers Nikolaus Muffel von seiner Romreise 1452 sind ediert, ebenso der Bericht des Frankfurter Juristen Johann Fichard seiner im Jahre 1536 erfolgten Romreise oder die Handschrift des Münchner Hofpredigers Jakob Rabus aus dem Jahre 1575, alle stellen eigenständige Beobachtungen dar.[4]

In diese Italien- und Romberichte reihen sich die bisher völlig unbekannten Aufzeichnungen des Martin Gruneweg zu Italien ein – die Schilderung der Romreise umfaßt die Folien 1751–1878. Das Manuskript von fast 2000 Seiten befindet sich in der Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Danzig und wird in extenso vom Deutschen Historischen Institut in Warschau publiziert.[5] Es han-

---

[4] N. Muffel, Descrizione della città di Roma nel 1452. Delle indulgenze e dei luoghi sacri di Roma, hg. G. Wiedmann, 2000 viaggi a Roma 2, Bologna 1999; J. Fichard, Italia, Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Litteratur und Geschichte 3, Frankfurt a. M. 1815; K. Schottenloher (Hg.), Rom. Eine Münchner Pilgerfahrt im Jubeljahr 1575 beschrieben von Dr. Jakob Rabus Hofprediger zu München nach einer ungedruckten Handschrift mit 74 gleichzeitigen Holzschnitten, München 1925. Für die Zeit Grunewegs näher P. Bergeron, Voyages en Italie (1603–1612), hg. L. Monga, Biblioteca del viaggio in Italia 71, Moncalieri 2005. Siehe auch L. Limonato, Il tema delle rovine romane in Germania da Muffel a Gryphius. Tradizione figurativa e cultura letteraria, in: Senso delle rovine e riuso dell'antico, hg. W. Cupperi, Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa, Classe di Lettere e Filosofia. Quaderni 4, Pisa 2004, S. 97–118.

[5] Gdańsk, Polska Akademia Nauk Ms. 1300. Die Edition wird in der Reihe „Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien" veröffentlicht. Im Druck sind bisher nur erschienen: Th. Hirsch, Jacob Lubbe's Familienchronik in: Scriptores Rerum Prussicarum. Die Geschichtsquellen der Preußischen Vorzeit bis zum Untergange der Ordensherrschaft, hg. Th. Hirsch u. a., Bd. 4, Leipzig 1870, S. 692–724. Von Hirsch stammen wohl auch die eindeutig pro-lutherischen Marginalien am Original, z. B. *Papistischer Irthumb* (fol. 47), *superstitio* (fol. 107), *misera simplicitas* (fol. 156). G. Algazi, מרטין גרונווג (1606) הכרוניקה המשפחתית של, übersetzte Teile der Familienchronik ins Hebräische. Ausschnitte zu Bulgarien übersetzte M. П. Йонов, Немски и австрийски пътеписи за Балканите XV–XVI в., Чужди пътеписи за Балканите, София 1979, S. 384–418. Auszüge zu Lemberg finden sich bei Я. Ісаевич, Найдавніший історичний опис Львова, жовтень 10 (1980), 105–114, zu Kiev bei dems., Нове джерело про історичну топографію та архітектурні пам'ятки Киева, in: Україна давня і нова. Народ, релігія, культура, hg. Я. Ісаевич, Львів 1996, S. 154–172.

delt sich um eine Reinschrift von seiner eigenen Hand, entstanden in der Zeit zwischen 1601 und 1606. Die circa fünfhundert Federzeichnungen geben der Quelle ihren eigenen Reiz; sie reichen von kleinen punktartigen Marginalien zu ganzseitigen Zeichnungen.[6] Insgesamt sind die Aufzeichnungen eine Mischung aus einer Familiengeschichte, Memoiren aus der Schulzeit in Danzig,[7] einem überarbeiteten kalendarischen Geschäftsbuch der Handelsreisen nach Konstantinopel und Moskau,[8] einer Klosterchronik einschließlich einer Pilgerreise nach Rom und einer Kompilation antiker Schriftsteller und Theologen.

Martin Gruneweg wurde 1562 in eine deutschsprachige lutherische Kaufmannsfamilie in Danzig geboren. Seine Ausbildung, zu der auch ein einjähriger Aufenthalt zur Erlernung der polnischen Sprache in Bromberg gehörte, zielte darauf ab, die Handelstradition der Familie weiterzuführen. Während sich in Westeuropa seit dem 15. Jahrhundert ein Strukturwandel abzeichnete, der Transport und Handel trennte – ein Fugger reiste nicht mehr selbst –, war die Kaufmannstätigkeit in Osteuropa weiterhin mit Reisen verbunden.

Mit 20 Jahren verdingte sich Martin Gruneweg als Schreiber bei armenischen Kaufherren in Lemberg. Die Armenier, die vor allem im Südosten der polnisch-litauischen Adelsrepublik siedelten, lebten in einem weitgehend geschlossenen sozialen System und dominierten den Orienthandel bis weit in das 17. Jahrhundert; im Gegensatz zu Juden und Schotten handelten sie mit Luxusgütern (Geld, Gewürze,

---

[6] Solche Zeichnungen werden im „Census of Antique Works of Art and Architecture Known in the Renaissance“ unter der Leitung von A. Nesselrath gesammelt.

[7] D. Kaczor, Orbis Gedanense. Wizja Gdańska w kronice dominikanina Martina Grunewega (XVI w.), in: Dominikanie. Gdańsk-Polska-Europa, hg. D. A. Dekański u. a., Gdańsk – Pelplin 2003, S. 549–569.

[8] Zu den Balkanreisen A. Bues, *die umschnupferten unsere wagen* – Alltagskontakte des Handelsgesellen Martin Gruneweg im Spannungsfeld zwischen Orient und Okzident, in: Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie in der Neuzeit, hg. M. Kurz, M. Scheutz, K. Vocelka u. a., Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Ergänzungsband 48, Wien 2005, S. 427–447. Zu Moskau zuletzt Анна Л. Хорошкевич, Образ Росии 1584–1585 гг. в „Записках“ Мартина Груневега, in: Россия-Польша. Образы и стереотипы в литературе и культуре, hg. В. А. Хорев, Москва 2002, S. 34–43.

Pelze).[9] Auf einer dieser Geschäftsreisen erkrankte Gruneweg im Osmanischen Reich an der Pest und gelobte, im Falle seiner Genesung, seine Konversion und seinen Eintritt in das Dominikanerkloster in Lemberg, das an die Hausgrundstücke seiner armenischen Arbeitgeber grenzte.[10] Damit begann im Jahre 1586 sein dritter Lebensabschnitt als polnischsprachiger katholischer Priester. In dieser Zeit verfaßte er seine Aufzeichnungen, deren letzter Eintrag vom 27. April 1606 stammt. Es ist zu vermuten, daß Gruneweg kurz darauf nun doch an der Pest starb.

Lemberg – an der Schnittstelle wichtiger Handelsstraßen gelegen – bestand seit alten Zeiten aus einem Gemisch unterschiedlicher Ethnien, Konfessionen, Sprachen; schon das Stadtrecht von 1356 verdeutlicht dies.[11] Die Stadt war Sitz von drei Erzbischöfen: der erste katholisch, der zweite orthodox, der dritte armenisch. Der kulturelle Hintergrund läßt die Frage, warum Martin Gruneweg schrieb, besser beantworten. Lemberg und Krakau waren nicht nur im Handel eine Drehscheibe in Ostmitteleuropa. Der Humanismus blühte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die Beschäftigung mit Sprachen wurde wichtig. Professionelle Lehrbücher wurden konzipiert, um fremde Sprachen zu erlernen. Zahlreiche theologische Werke und religiöse Literatur wurden veröffentlicht. Dieser Bildungsaufschwung ist nicht denkbar ohne Druckereien, und das hieß für Lemberg wieder ein Dreifaches: der Gebrauch von lateinischen, kyrillischen und armenischen (sowie griechischen) Lettern.[12] Krakau wiederum war seit

---

[9] „The country trade [of Persia] is in the hands of the Persians and Jews, the forraign traffic in the hands of the Armenians only" bemerkte J. B. Tavernier, The Six Voyages ... through Turkey, into Persia and the East Indies ..., London 1677, 5. Buch, Kap. 12, S. 229.

[10] *wotzue nicht wenig half das bedrucken der Katholischen kirche, die, tzumale in der Lemberg, leidet: so von den Turcken, so von den Tatern, so von den Juden, so von den Karaimen, von der Grichischen Reussischen sekte, von den Armeniern, und sonst verfluchten ketzern, und denoch uberhant behelt* ... (fol. 1488).

[11] М. Капраль (Hg.), Привілеї національних громад міста Львова (XIV–XVIII ст.), Львів 2000.

[12] In Lemberg hatten die lateinischen und polnischen Bücher Themen weltlicher und geistlicher Erziehung zum Inhalt, z. B. Nauka ku czytaniu pisma polskiego, 1591; im Jahre 1574 setzte Ivan Fedorov „Апостол" und „Буквар"

1364 Universitätsstadt und bis 1611 die offizielle Hauptstadt der *Rzeczpospolita*, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein konfessionell gemischtes und weitgehend tolerantes Land war.

Im Zuge der katholischen Erneuerung zu Ende des Jahrhunderts sahen vor allem die Dominikaner ihre Aufgabe in der Niederschrift ihrer Gedanken, Predigten, Bibelauslegungen, Abfassungen von Heiligenlegenden, Kirchengeschichten usw.[13] Wie seine Mitbrüder (Solikowski, Bzowski, Mościcki, Lubomlczyk) begann auch Gruneweg im Kloster zu schreiben, dies tat er, wie er betonte, für seine Nichten und Neffen, weswegen sich Gruneweg keiner Methodisierung und Normierung unterwerfen mußte und sein Text auf diese Weise viel von seiner Ursprünglichkeit beibehielt. Grunewegs Aufzeichnungen zu Lemberg und zum Dominikanerkloster sind besonders wertvoll; es gibt keine vergleichbaren Überlieferungen.[14] Seine Darlegungen sind subjektiv und einseitig, dafür aber authentisch.

Kirchenpolitisch wichtig ist die Niederschrift „aus erster Hand" des Streites zwischen der polnischen und der ruthenischen Dominikanerprovinz; in das Geschehen um die Abtrennung der Lemberger Dominikaner in den Jahren 1595–1601 war Gruneweg direkt involviert; eine eigene Provinz sollte jedoch erst im Jahre 1612 entstehen.[15] Da er auf seiten der Separatisten gestanden hatte, suchte Gruneweg seit 1600 die Gelegenheit, nach Italien zu fahren – wohl um eine Lizenz zum Wechsel der Provinz zu erhalten –, und blieb bei seiner Rückkehr in der polnischen Dominikanerprovinz, wo er in den Klöstern in Ratibor, Bochnia, Krakau und Płock wirkte.

---

in kyrillischen Lettern und 1591 wurde die erste griechisch-kirchenslavische Grammatik „Αδελφοτες" gedruckt. Zu Anfang des 17. Jh. wirkte auch eine armenische Druckerei in der Stadt.

[13] R. J. Loenertz OP, Les origines de l'ancienne historiographie dominicaine en Pologne, Archivum Fratrum Praedicatorum 8 (1938), 124–162; 19 (1949), 49–94.

[14] Englische Reisende faßten sich im Allgemeinen sehr knapp. Henry Austell notierte 1586 zu Lemberg „And it is a towne very well built, well governed, full of trafique and plentifull: and there we stayed for five dayes", in: The Principal navigations, voyages, traffiqves and discoueries of the English Nation ..., hg. R. Haklvyt, London 1598, S. 194–198, hier S. 197.

[15] Siehe R. P. Mortier OP, Histoire des maitres généraux de l'Ordre des frères précheurs, Bd. 6: 1589–1650, Paris 1913, S. 38f.

Es handelte sich um den dritten Versuch Martin Grunewegs, nach Italien zu kommen. Seine Familie in Danzig unterstützte ihn nicht finanziell und so konnte er aus Geldmangel 1592 nicht mit anderen Klosterbrüdern zum Studium nach Bologna fahren. Im Jahre 1599 verbot ihm der Provinzial der polnischen Dominikanerprovinz Feliks Wierzbno, einen polnischen Adligen zum Jubiläum nach Rom zu begleiten. Daraufhin machte sich Gruneweg von seinen Ordensoberen unabhängig; er (oder seine Gönner) beschafften Lizenzen zum Besitz von eigenem Geld und zur Reise nach Rom.[16] Mit seinem Aufbruch im Mai 1602 war Gruneweg zufrieden, wie er anhand eines Wortspiels erklärte: *Den itzt schreibt mann MDCII ... Diese tzal und nicht weniger oder mer findet sich im namen DoMInIC.*[17]

Seine Reise deklarierte Gruneweg an keiner Stelle als Pilgerfahrt, doch gab er als Gründe an: Besuch der Reliquien, Ansehen der heiligen römischen Kirche und Gesundheitsprobleme. Es ist davon auszugehen, daß er sich jetzt, zwanzig Jahre nach seiner letzten großen Reise, ganz anders vorbereitet hat. In den Klosterbibliotheken konnte er eine umfangreiche Literatur zu Rom finden, die sich in folgende Gruppen unterteilen läßt: 1. Die topographischen Werke, die vor allem die antiken Bauwerke, Wasserleitungen, Gärten usw. berücksichtigten,[18] 2. Die *Mirabilia urbis Romae*, die nach einer kurzen Einführung die sieben Hauptkirchen und andere Kirchen Roms beschrieben, 3. Die *Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae*, die nicht nur die Reliquien erwähnten, sondern auch die Ablässe und die an den jeweiligen Altären zu verrichtenden Gebete verzeichneten,[19]

---

[16] ... *ich schrieb durch gutte freunde an den Bapst selbest, bittende um litzentz jen Rom, bekam sie auch besser den ich sie gebeten hette* (fol. 1709).

[17] Fol. 1773.

[18] Hier konnte sich Gruneweg z. B. orientieren an G. B. Marliani, Bartholomaei Marliani Vrbis Romae topographia accurate tum ex ueterum tum etiam recentiorum auctorum fontibus hausta ..., Venetiis, 1588 – deutsche Übersetzung 1602 von Jacques Boissard. Zur Romliteratur siehe L. Schudt, Le guide di Roma. Materialien zu einer Geschichte der römischen Topographie, Wien–Augsburg 1930.

[19] Dazu N. R. Miedema, Die römischen Kirchen im Spätmittelalter nach den „Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae", Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 97, Tübingen 2001; Dies., Rompilgerführer in Spätmit-

4. Einblattdrucke und andere Literatur zu den Jubiläen, vor allem für das Jahr 1600.[20]

Martin Gruneweg zog von Polen über Mähren, Wien, Steiermark und Kärnten in den Süden. In Pontebba erreichte er Italien, wo er eine mehrfache Grenze wahrnahm:[21] eine geographische (der Grenzfluß Pontebbana), eine politische (das Habsburger Reich/die venezianische Republik), eine ethnische (Deutsche/Italiener) eine kulinarische (Artischocken), eine rechnerische (Wechselkurse: 12 Scudi = 8 ungarische Gulden, 24 Groschen – Längenmaße: 5 italienische Meilen = 1 deutsche Meile), eine kirchlich-religiöse (Steinkirchen, Andacht der Menschen), sowie eine Mentalitätsgrenze (Betteln der Kinder).

Das erste Ziel in Italien war Padua, der Studienort vieler Polen. Bekannte gingen mit Gruneweg essen, nahmen ihn zum Baden mit und zeigten ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt, etwa den berühmten *Hortus Medicorum, von welchem fiele tzu schreiben were.* Ob er das 1594 errichtete *Theatrum Anatomicum* gesehen hat, verschwieg er. Fürchtete er die Zensur oder interessierte er sich nicht für die Naturwissenschaften, von welchen für andere Reisende der Zeit die große Faszination ausging.[22] Obwohl Martin Gruneweg von den Erlebnissen in Padua ausführlich und eigenständig berichtet, scheint er es

telalter und Früher Neuzeit. Die „Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae", Frühe Neuzeit 72, Tübingen 2003.

[20] Vgl. G. Biguzzi, La stampa lafreriana delle „Sette Chiese", in: La Roma nel Cinquecento nello Speculum Romanae Magnificentiae, hg. C. Marigliani, Roma 2005, S. 57–72. Gruneweg standen eventuell folgende deutschsprachige Werke zur Verfügung: R. Riera, Historia iubilaei. Warhaftige, andächtige, nutzliche und lustige Beschreibung aller denck- und lobwürdigen Sachen, welche sich zu Rom in nechstverfloßnem Jubeljar Anno 1575 ... zugetragen, Costantz 1599; C. Löw, Gründlicher und Warhafftiger Bericht, was im nechstvergangenen sechszehenhunderst ... zu Rom ... zugetragen und verlauffen hatt ..., Cöllen 1601. Zu dem Jubiläum La storia dei giubilei, Bd. 3: 1600–1775, hg. A. Zuccari, Firenze 1999.

[21] Zu Konzepten der Grenze siehe die Einleitung in: Menschen und Grenzen in der frühen Neuzeit, hg. W. Schmale und R. Stauber, Innovationen 2, Berlin 1998, S. 9–22.

[22] Auf seiner Reise besuchte beispielsweise Herzog Johann Georg von Sachsen 1601 das Anatomische Theater. Über dem Eingang zum Anatomicum befindet sich noch heute das Wappen von „Pavlvs Georgivs Boym Leopoliensis polon.", Grunewegs ortskundigem Reiseführer.

schon hier eilig gehabt zu haben: *beschauete ich in hast* S. Justinen kirche ... beschauete ich *in hast* dieses heiligen Antoni kirche ... Von da waren wir *in hast* an fielen ortern, welcher ordnunge im besuchenn mir vergessen ist.[23] Neben Santa Giustina (Benediktiner) besuchte er das Grab des Hl. Antonius (Franziskaner), an dessen Altar er eine Messe las. Angeblich erfuhr er in Padua, daß ihm der päpstliche Kommissar Domenico Landi, den er nicht erkannt haben will, auf der Reise nach Wien begegnet sei und somit der eigentliche Grund zu seiner Italienreise weggefallen war. Deswegen entschloß er sich, das nur zwanzig Meilen entfernte Venedig anzuschauen und dann nach Polen zurückzukehren. Das innere Gehetztsein des Dominikaners und seine Entschuldigungen für das Weiterreisen werden ihn bis nach Rom begleiten.

Venedig, das er auch bei der Rückkehr besuchte, sei, so hören wir, eine ganz besondere Stadt, die quasi aus dem Wasser wachse, die Häuser so kostbar, daß sie dem Betrachter wie Schlösser vorkamen. Nur zwei der 800 Brücken in der Stadt waren nicht aus Stein gebaut; die Reichweite dieser Beobachtung wird klar, wenn man sich in Erinnerung ruft, daß Gruneweg von seinen Fahrten quer durch Europa mehrmals von schweren Unglücken auf Brücken etwa durch lose Holzplanken berichtete.[24] In Venedig beschrieb er zwanzig Kirchen, darunter ausführlich die von Andrea Palladio 1576 erbaute Kirche San Giorgio Maggiore, die ihn an Santa Giustina in Padua erinnerte, den Hochaltar, das in den neunziger Jahren ausgeführte Chorgestühl und die Skulpturen von Girolamo Campagna. Der Markusdom faszinierte auch ihn, *er ist fast der beruemste tempel auf erdreich*,[25] von außen viereckig, innen aber in Kreuzform, mit Blei gedeckt *und hat fuenf grosse huete auf*. Von den Mosaiken bewunderte er vor allem Dominikus und Franziskus oberhalb der Tür zur Schatzkammer, diese Darstellung erweckte auch bei anderen Reisenden Aufmerksamkeit, schon Antoninus von Florenz soll sie in seiner Chronik genannt haben.[26] Die Restauration der Deckenfresken war im Sommer 1602 voll

[23] Fol. 1758f., 1763. Hervorhebung von mir.

[24] Etwa bei Wien fol. 1880f.

[25] Fol. 1870.

[26] F. Moryson, An itinerary containing his ten yeers travell through the twelve dominions of Germany, Bohmerland, Sweitzerland, Netherland, Denmarke,

im Gange, so daß Gruneweg die Möglichkeit hatte, auf das Gerüst zu den Arbeitern zu steigen; ein Drittel des Gewölbes erstrahlte schon in frischem Glanz. An dem steinernen Marienbild ging kein Einheimischer vorbeiging ohne es zu küssen,[27] und am Kreuzesaltar – *gar unsauber, aber vom folke in grossen ehren* –, las der Dominikaner eine Messe. Gruneweg war auch auf der Galerie über dem Hauptportal bei der Quadriga mit den vier Rossen *gleich wolltten sie aufn markt springen.*

An weltlichen Gebäuden schilderte Gruneweg – hierbei von seinem Prinzip der Heiligtümer abweichend[28] – die Münze, den Fondaco dei Tedeschi, das Arsenal und den Dogenpalast, wo er dem Dogen Marino Grimani begegnete. Er bestieg den Glockenturm von San Marco, den König Heinrich III., wie er für die Leser in Polen erklärte, nach seiner Flucht aus Polen 1573 herauf geritten war. Im Arsenal versperrten ihm Näherinnen von Schiffssegeln den Weg, um eine kleine Gabe zu erbitten.[29] Wie in Padua sind auch in Venedig zahlreiche persönliche Momente in die Erzählung eingeflossen.

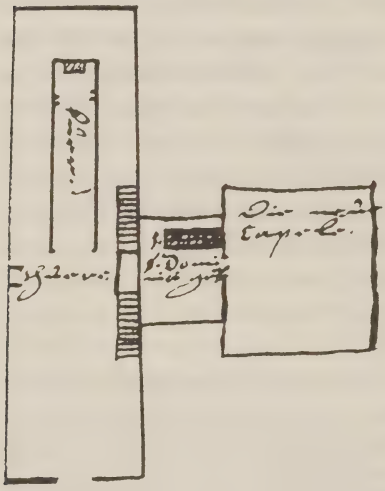
Poland, Italy, Turky, France, England, Scotland & Ireland, Glasgow 1907/08, S. 171, berichtete ausführlich: „the same Abbot caused the Images of Saint Dominicke and Saint Francis to be drawne upon the doore of the Sanctuary, long before they lived; and the title of Saint is added to each of them, but the name is not set upon the pictures, yet they both are painted in the habit of their order."

[27] *Jegen dieser thuere uber an einer seule, welche auch dem gedachten edelen steine am negsten steht, ist ein ser alt steinen brust bild S. Marie, das geht kein Venediger uber ungekuesset, von welchem es auch ser abgegledet ist* (fol. 1873).

[28] *Aber ich habe geloebet, im schreiben mich nicht tzuseumen, dieweile diese Stette one das ser wol beschrieben sein. Bin nur willens, auf ihr heiligthuem tzuweisen, und danebenns auf ihre vornemste dinge tzuweisen. Den nicht schwer ists, wen man dahin kompt und begert tzusen herliche palace, gaerten, klöster, die erfragt man leichte im wiertshause* (fol. 1772).

[29] Das kommentierte er fol. 1875: *Solche erbare schertze sein unter den Venedischen weibern, und warlichen nicht so wie jene schreiben, die recht aus Venedig ein huerhaus machen. Ich habe da nichts gesen, nur was erbarlich ist. One bosheit ists da nicht, aber wie alerwegen*

Von Venedig reiste Gruneweg weiter nach Bologna, wofür er sich erneut rechtfertigte.[30] Ein Stern am Himmel geleitete ihn auf dem Weg zu Dominikus, dessen Attribut der Stern auf der Stirn ist. In Bologna interessierte ihn natürlich das Dominikanerkloster. *Es ist eine schöne groesse kierche aletzeit fol des fornemsten folckes, gebauet nach gestalt, auch wol so gros als die tzu Padua al Santo, doch nicht so ordentlich schön und reich. Aber itzt ging man damit ume, das sie aufs köstlichste renoviert werde.* Die ungeheure Bautätigkeit der Dominikaner um 1600 erstaunt, sei es in Bologna, Rom, in Lemberg oder Krakau. Immer hören wir von aufwendigen Baumaßnahmen. Gerade dies trägt zum Wert des Manuskripts bei, denn nur wenige Quellen beschreiben die Kirchen vor ihrer Barockisierung, einzelne Bauphasen lassen sich anhand von Grunewegs Aufzeichnungen zeitlich exakt einordnen. Pater Martinus leitete Gruneweg *fast durch alle winckel* des Klosters in Bologna, er sah die berühmte Bibliothek und den Codex Esdra.[31] Während im Sommer 1602 der Sarg des heiligen Dominik, wie auf der Skizze zu sehen, noch nicht in die neue Kapelle versetzt war, merkte er bei der Abfas-



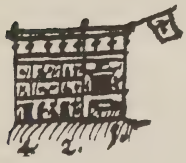
[30] *Und tzu solchem vornemem beredten mich Jesuiten auf der barche vonn Padua, ... den da ich von inen verstund, das es so nahe tzu Bononien was, dauchte mich schade sein tzuunderlassen, das grab S. Dominici tzubesuchen, und von da wieder tzuruecke ...* (fol. 1768).

[31] Fol. 1773. Nichts hören wir dagegen vom Weinkeller, den F. Moryson (wie Anm. 26) S. 202, einer Erwähnung würdig hielt. „Their refectory or place where the Monkes eat, is faire and large, and the Cellars of wine, and their store thereof are so great, as would better become the Temple of Bacchus, then a Cloyster of Monkes."

sung des Textes an, daß dies inzwischen, d. h. im Jahre 1605, erfolgt sei.[32]

Grunewegs Weiterreise nach Rom führte entlang der Via Francigena, welche für die Reisenden aus dem Norden die traditionelle Route darstellte und durch die Literatur gut beschrieben war.[33] Der ausgezeichnete Wein von Montefiascone etwa war ein verbreiteter Topos, laut Gruneweg gab es hier *besten Mußkatel*; vom *nobile vino Muscatelli* hören wir schon bei Lorenz Schrader.[34] Den Rückweg von Rom nahm Gruneweg entlang der Flaminia bis Spoleto und dann die Lauretana über den Passo di Colfiorito nach Loreto und Ancona, wo ein Sturm die Fahrt über das Meer verhinderte,[35] und schließlich über Venedig nach Kärnten.

Das Heiligtum in Loreto war seit dem Konzil von Trient eine besonders frequentierte Wallfahrtsstätte und wurde nach Gruneweg *vor die heiligste stele in der welt geschetzt.* Der Dominikaner schilderte seine eindringlichen Eindrücke auf fünf Seiten, die er mit zahlreichen Skizzen zur Casa Santa erläuterte; der Jurist Johann Fichard dagegen handelte die Stadt auf knapp $1^1/_2$ Seiten ab.[36] Unter Papst Gregor XIII. war in Loreto vieles neu gestaltet worden; jetzt war auch verboten, etwas vom Putz des heiligen Hauses abzukratzen, so mußten sich die Pilger mit der Ware in den Andenkenläden begnügen, wo es allerlei



[32] *Und in diese* [= Kapelle] *wird der altte sarch hernach mit der heiligen gebeine getragen (wie schon geschen)* (fol. 1774).

[33] R. Zweidler, Der Frankenweg – Via Francigena. Der mittelalterliche Pilgerweg von Canterbury nach Rom, Stuttgart 2003; R. Stopani, La via Francigena. Storia di una strada medievale, Firenze 1999.

[34] Fol. 1780. L. Schrader, Monumentorum Italiae, quae hoc nostro saeculo & a Christianis posita sunt, Helmstedt 1592.

[35] An gleicher Stelle kehrte übrigens auch Jakob Rabus um, vgl. Schottenloher (wie Anm. 4) S. 168f.

[36] J. Fichard (wie Anm. 4) Nr. 39. Siehe auch G. Pirani, Ancona, pellegrini e pellegrinaggi. Fonti e testimonianze, in Pellegrini verso Loreto. Atti del Convegno 2001, Deputazione di storia patria per le Marche. Studi e testi 21, Ancona 2003, S. 287–321.

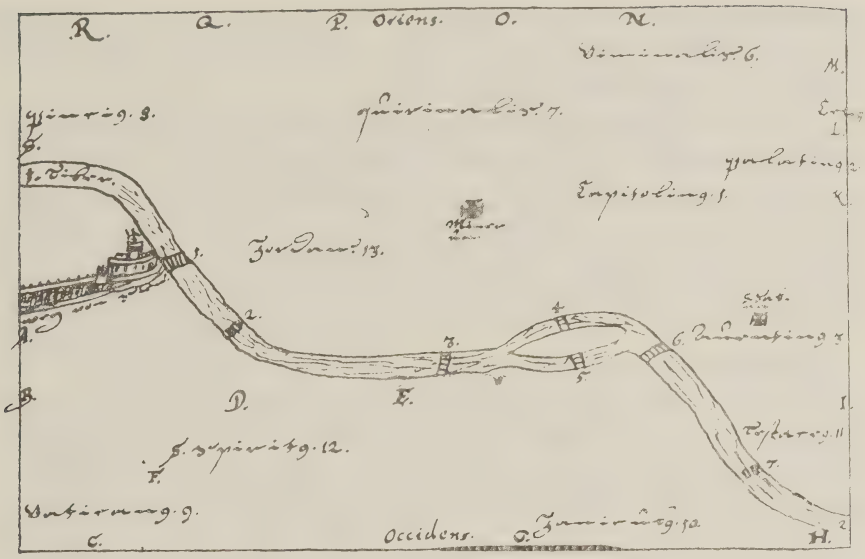
geretschaft tzur leitte andacht zu erstehen gab. Die Wand konnte man *ansehn und anrueren, welche den von dem anrueren von der leutte kleider so polliert ist, das sie wie ein spiegell gleist.* Im Detail beschrieb er die Madonna für die Daheimgebliebenen und bemerkte: *Das angesichte ist von altter schwertz, doch nicht so pech schwartz wie mans pflegt tzucontrafeien einem Moren gleich, sondern nach gestalt der altten sielbern bielder, den es gleiset, das es einem aus sielber mochte duenken.*[37] Die Schatzkammer berge viele Kleinodien als Dank für die vielfältigen Wunder, die man in Büchern nachlesen kann, wobei Gruneweg wohl auf Orazio Torsellinis sechsbändige *Historia Lauretana* (Venetia 1601) anspielte, die im Jahre 1603 auf Deutsch erschienen war.

Rom zu beschreiben, war schwierig und konnte immer nur Stückwerk bleiben. *Und schuldig sein wir, sie tzukenenn, dieweile sie Gott uns allen tzur Meisterinne gesetzt hat und wil, das man bei ihr aleine rath suche. Hat sie darume recht mitten untter uns gestelt, das sie allen gemeinn sey. Und wie tzu einem markte hat sie soe nae der Azianer, Africaner als Europer, auf das keiner tzu ir ein beschwer neme ... sich einem ideren boet wie die sonne der erde, unde schleust sie in sich, wie das meer alle tzufliessende wasser ...*[38]

Wie kann man dem *caput mundi* mit Worten gerecht werden, das dort Erlebte zu Papier bringen, die überwältigenden Eindrücke dem Leser vermitteln? Nur bei dem Abschnitt zu Rom war Gruneweg mit seiner Darstellung häufig unzufrieden. Der Schreibstil ist unsicherer als an anderen Stellen, das zeigen häufige Einschübe von *dünkt mich*, auch die Zeichnungen gelangen nicht wie erwünscht (*One cerkel und lien welt nich beter sen.*) und wurden vielfach korrigiert – und objektiv gesehen ist der Rom betreffende Teil nicht der Beste des Manuskripts.

Wie viele andere Schriftsteller begann Gruneweg seine Aufzeichnungen über Rom mit der Gründung der Stadt und folgte dabei Livius

[37] Fol. 1862.
[38] Fol. 1782 f.



Ab urbe condita; wieso er allerdings 715 als Gründungsjahr angab, ist nicht ersichtlich. Schon damals ihre Wichtigkeit zeigten die Straßen von Rom, die daher als erstes beschrieben wurden. Gruneweg nannte recht unsystematisch (nicht alphabetisch, im Uhrzeigersinn oder nach Anciennität) 28 Landstraßen und 9 Straßen innerhalb der Stadt, Palladio und andere sprachen dagegen von 29 Straßen.[39] Danach zählte er Tore, Hügel und Brücken auf, zu denen er einen Plan mit Legende beigab. Fynes Moryson, der Rom 1596 besuchte, stellte in seiner Druckfassung Rom ähnlich dar, „drawne rudely, but so as may serve the Reader to understand the situation of the Monuments".[40] Die Überschwemmungen des Tibers und die im Stadtbild erhaltenen Erinnerungsmarken sahen alle, teilweise wurden die Inschriften zitiert. Allein bei den Brücken sind persönliche Worte Grunewegs eingeflochten, so ist zu hören, daß Ponte Sisto *das wasser vor zwe iaren so*

[39] A. Palladio, Le Antichità dell'alma città di Roma, Venezia 1554 [Ndr. Roma 1994], S. 7.

[40] F. Moryson (wie Anm. 26) S. 261.

verdarb, das man izt nicht mochte dauber komen und über den 1598 zerstörten Ponte Rotto: *Besinen kann ich mich nicht, ob ich dauber ging, aber gesehen habe ich sie wol.*[41]

Die Aufzählung der Kirchen ist bei Gruneweg unterteilt in die sieben Hauptkirchen, sechs mit Bronzetüren, vier mit *cryptae*, d. h. Katakomben, darauf folgen die mit Hospitälern und die von bestimmten Nationen. An weltlichen Gebäuden werden Gärten, Paläste, Märkte, Theater, Säulen usw. genannt. Gruneweg fiel wie allen anderen auf, daß das Stadtgebiet für die Einwohner viel zu groß sei: *Aufn bergen wont man itzt seldensten, nur fol herlicher garten und weinacker samt unertzelichen ruinen.... Was were erst tzusen, da sie in follem flore stund, jegen welchem sie itzt ist wie ein abgefaulet cadauer jegen dem lebendigen rosse.*[42] Trotzdem bestätigte er auch den zeitgenössischen römischen Handwerkern hervorragende Qualität.

Nach dieser allgemeinen Einführung erhielt der Leser praktische Ratschläge (von denen der Historiker gerne mehr hätte). Es gibt *da buechlein auf lateinisch oder welsch mit ordentlichem und folkomnen bericht, samt außgetheielten tagen, wie man gehen sol. Der wirt findet einem auch um tzimlich lohn einen fuerer, deßgleichen wil man, so nimt man aufn tag eine caroce an, in welcher man geschwinde fuert wirt, wohin man begert, und ist auf solch faren in der Statt keine acht, dieweile da solches gemein ist. Die kirchen findet man somerstzeits den gantzen tag offen, derhalb könen sie geschwinde* besehn werden.[43]

Unterschiedliche Meinungen kursierten, wie man eine Stadt wie Rom am besten besichtigte, wobei allein das Wort verschiedenes beinhaltete. John Raymond stellte fest: *Hee that would see Rome may doe it in a fortnight, walking about from Morning to Evening, he that would make it his study to understand it, can hardly perfect in less then a yeare ...*[44] Zu den Jubiläen konnten die offiziell vorgesehenen fünfzehn Tage zum Besuch der römischen Kirchen für Pilger bis auf

---

[41] Fol. 1789.
[42] Fol. 1794 f.
[43] Fol. 1796.
[44] J. Raymond, An itinerary contayning a voyage made through Italy, in the yeare 1646 and 1647 ..., London 1648, S. 72.

zwei Tage verkürzt werden.[45] Was sollten also die armen Pilger, für welche die Bücher gewöhnlich drei bis vier Tage Zeit rechneten, tun? „La gvida Romana per li forestieri" schlug für drei Tage vor: *Chi vuol vedere le cose antiche & meravigliose di Roma, bisogna che cominci per buon'ordine, & non facci come molti cioè guardar questo & quello, & poi all'vltimo partirsi senza hauer veduto la metà. Però per vedere, & essere al tutto soddisfatti, voglio che cominciate a ponte S. Angelo* ...[46] Ohne Geschichtchen zu hören und sich lange aufzuhalten, ging es zügig durch die Gassen Roms, Tips erleichterten das Auffinden der Sehenswürdigkeiten.

Gruneweg ließ sich von einem Priester durch die Stadt führen. Als erstes fiel ihm das „mancia"-Geben auf, immerhin machte das in vier Tagen mehr als 20 polnische Gulden.[47] Wie wohl alle Romreisenden nutzte Gruneweg den Tag, bei Tagesanbruch las er Messe, verbrachte dann den Vormittag mit Besichtigungen. Nach Einladungen zum Mittagessen wurde Siesta gehalten. Bei Dunkelheit kehrte man zur Herberge zurück, wo eine weitere Mahlzeit eingenommen wurde. Trotz des vielen Herumlaufens zeigte sich aber keine Müdigkeit.

Am 3. Juli vormittags betrat Gruneweg das Endziel seiner Italienreise durch das Schloßtor und ritt über die Engelsbrücke zu seiner Herberge „Corona" am Monte Giordano, wo er von drei polnischen Adligen erwartet wurde;[48] über den weiteren Tagesverlauf schwieg

---

[45] ... *per la grandissima moltitudine de gli huomini, che in quel tempo concorrevano a Roma, fu necessario di abbreviare molte volte il numero delli quindeci giorni, facendo anco distintione fra gli Oltramontani, & altri di qua da i monti; & alcuna volta gli ridusse a cinque, alcuna volta a tre, & alcuna volta a due giorni solamente.* S. Fabrini da Recanati, Dichiaratione del Giubileo dell'anno santo. Nella quale si tratta ancora il modo di conseguirlo, & di fare il Peregrinaggio di Roma ..., Venetia 1599, S. 235.

[46] F. Primo da Colle, Le cose meravigliose dell'alma città di Roma ... Con la Guida Romana, che insegna facilmente à' forestieri di ritrovare le più notabili cose di Roma ..., Roma 1594, S. 44.

[47] *Und wiewol man nichtes fördert, denoch mus man so ehrbittig sein und eine verehrung reichen, den wo nicht, so lonen sie einem die grobheit, mit irer practik umeschikend, das man an andern örtern abgewiesen wirt.* ... (fol. 1797f.). Zum Vergleich: Eine mit Pelz gefütterte Jacke aus gutem Stoff kostete 30 Gulden.

[48] Zu den Herbergen siehe A. Esch, Preise, Kapazität und Lage römischer Hotels im späten Mittelalter. Mit Kaiser Friedrich III. in Rom, in: Ders., Wege

er, es ist aber anzunehmen, daß Gruneweg zuerst seine persönlichen Geschäfte erledigte. Am folgenden Tag, Donnerstag den 4. Juli, brach er in Richtung S. Sisto Vecchio auf, hier hatten ihm Dominikaner wohl eine Verbindung zu dem deutschsprachigen Pater Christoch Weiher hergestellt. Das Häusergewirr, die Plätze und Paläste beeindruckten ihn nur wenig, seine Darstellung beginnt, nachdem er das Habitat verlassen hatte. Warum, so fragen wir uns, gibt er eine ausführliche Geschichte zum Janusbogen wieder und beobachtete in der Nähe Wäscherinnen am Brunnen?[49] Freut sich der Historiker über das Lokalkolorit, so fragt er sich aber warum hier und nicht an anderer Stelle? Ein Stich von Etienne du Pérac aus der Mitte des 16. Jahrhunderts legt eine Wechselwirkung nahe: man hat gesehen, woran man erinnert wurde oder man sah an Ort und Stelle, worauf man vorher gewiesen worden war. Übrigens ist auch Palladios Antichità ein Stich vom „Foro Boario, hoggi detto campo Vaccino" beigegeben, auf dem eine Wäscherin zu sehen ist.[50] Es ist also anzunehmen, daß Gruneweg einer der Stiche als Vorlage diente.

Daß Gruneweg Ss. Nereo ed Achilleo, die erste Kirche, die er betrat, ausführlich beschrieb, ist verständlich. Nachdem Cesare Baronio 1596 im Titelkardinal geworden war, wurde die Kirche restauriert; Pomarancio (Niccolò Circignani) malte sie 1598/99 aus; sie hatte künstlerisch etwas Neues zu bieten. Danach besuchte der Dominikaner die Domenikanerkirchen und -klöster (S. Sisto Vecchio, S. Maria sopra Minerva und Ss. Domenico e Sisto), bei deren Beschreibungen die Übergänge oft fließend sind. Von S. Sisto[51] waren die Nonnen

nach Rom. Annäherungen nach Rom aus zehn Jahrhunderten, München 2003, S. 30–43, hier S. 34.

[49] *Wie tzwuschen diesem Ark. und berge ist ein langlechtiger brune der erde gleich, ten dene gen bein tzen staffeln hirunder tzum wasser, ist raume und gemeine fol wescherin. Heist S. Giras brune, fieleicht von solcher kirche nicht weit dannen* (fol. 1800).

A. Palladio (wie Anm. 30) S. 16 mit dem Stich von Etienne du Pérac, Vestigi dell'antichità di Roma.

[50] *. . . das kloster, ein alt schecht gebew, gemel mir nicht, tzumale das man beawete abbrechen und meurren, als der Bawst wolte, sie, dafür sie, ein Hoheiat aurichten. So wonten nur sieben bruder und das me Weyer alle Hurwanen weir von leuten in grosser but, welche vom rauche aus der heuser schönsten nicht mochte durarn werden* (fol. 1802).

nach Ss. Domenico e Sisto auf dem Berge Magnanapoli übersiedelt, wo zur Zeit von Gruneweg Romreise gebaut wurde. Die Beschreibung des immerhin ältesten Dominikanerkonvents, S. Sabina auf dem Aventin, erfolgte an separater Stelle ohne jegliche persönliche Notizen.[52] Mehr erfahren wir über S. Maria sopra Minerva: *Es ist eine schöne groesse kirche und kloster, welche beiders man bauete und tzierte, worume auch itzt nicht so fiele brueder da wonten als sonst. Vor der kirche ist einn schöner raumer plac, und mus man bei tzwantzig gradus tzur kirche aufsteien, die gehn so breit als die kierche ist.*[53] Der Platz vor der Kirche war tiefer gelegen als heute, der Obelisk wurde erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts errichtet. Gruneweg sah in der Kirche die Gräber von Katharina von Siena – *köstlich aus weissem marmel* –, der Dominikaner-Päpste und Kardinäle (z. B. des Kanonisten Guglielmo Durand) und nannte Giovanni Torquemada und die von ihm gegründete *Confraternita dell'Annunziata* zur Bereitstellung von Aussteuern für bedürftige Mädchen. Die damit verbundenen jährlichen Zeremonien erfahren wir allerdings nicht bei Gruneweg, hingegen beispielsweise bei Jakob Rabus.[54] Ebenfalls hielt Gruneweg den in anderen Berichten genannten Redemptore Michelangelos nicht für erwähnenswert, sein Interesse an Kunst war gering.

Nach den Dominikanerkirchen beschrieb Gruneweg die 7 (9) Pilgerkirchen, jedoch ging er auch hierbei nicht systematisch vor.[55] Er begann bei der römischen Bischofskirche San Giovanni in Late-

[52] *Tzu S. Sabinen kierche, bey welchem unsers Ordens kloster ist, gingen wir auch, die lieget obene aufm berge Aventino, woe die erst Babste so lange ren sitz hetten, wie itzt aufm Vaticano. Das ward unserm Orden tzugefaten von ihnen verlassen und S. Dominico unsers Patriarchen eingeweiet, welches seine wonunge war und da des Ordens confirmation gewan, von Gotte fiele offenbarungen hette* (fol. 1848).

[53] Fol. 1802.

[54] Schottenloher (wie Anm. 4) S. 99–103.

[55] Vgl. La visita alle ‚sette chiese', hg. L. Pani Ermini, Roma 2000. *Den wir hielten nicht im gehn die ordnunge wie andere, der ursach nach, wie schon vor ertzehlt ist, auch das wir undereins palaece und gaertten durchschnoeben, aus denen kamen wir durch die hinderheuser in andere gaessen* (fol. 1853).

rano und schilderte detailliert den neuen Lateranpalast, das Baptisterium, die *Scala Santa* und die Kirche noch im alten Zustand, wo er neben der neuen Orgel und Holzdecke den Fußboden und Altar bewunderte. Wollte man die Reliquien sehen, so wurde – wohl nach Zahlung einer „mancia" – *eine stiege oder letter tzum genglein gesetzt, welches dafor ist, und von demselben gange tzeiet der Priester dem folke daselbe mit gewissen datzu verordnetenn ceremonien.*[56] Die von Gregor XIII. gebaute *Gregoriana*, die heutige Via Merulana und Verbindung zwischen dem Lateran und Santa Maria Maggiore, ist die einzige Stelle, wo wir über die weit reichenden städtebaulichen Maßnahmen zu Zeiten der Päpste Gregor XIII. und Sixtus V. hören.[57]

Nur mäßig begeistert zeigte er sich von den heiligen Stätten außerhalb der Stadtmauern. Er besuchte San Sebastiano und die Katakombe von San Callisto ohne größere innere Bewegung, weitere Katakomben wollte er nicht besichtigen.[58] Unterschiedlich waren die Bewertungen der frühchristlichen Stätten, so urteilte Jakob Rabus über die Kapelle Domine quo vadis: „Freilich ist ein solch Ort nicht zu versäumen, sondern in alleweg neben andern heiligen Orten zu Rom andächtiglich zu besuchen". Bei Gruneweg hörte sich das so an: *Wir funden diese kapele tzu, und dauchte mich unnötig, des aufschlissens wartten.*[59] Für den polnischen Geistlichen in Zeiten der katholischen Reformbewegung spielte das Frühchristentum nur eine untergeordnete Bedeutung. Es gilt allerdings zu bedenken, daß die Archäologen (Antonio Bosio) erst um die Wende zum 17. Jahrhundert die Katakomben wissenschaftlich erforschten.

In S. Paolo fuori le Mura liehen die Benediktinermönche Gruneweg eine Kutsche, um das zwei Meilen entfernte Zisterzienserkloster

[56] Fol. 1806.

[57] *Ich verlasse diese gasse und sehe sie an aus des Bapsts Gregorio gasse, welche ir recht uber ist, und darume so genant, das sie vom selben Bapst so gerade gemachet ist. Wen man aus dieser gasse komt, hatt man einen plac wie den Krakawschen Ring, von der kirche genant, tzue deme tzien sich aus allen winckelnn schöne grose gassen* (fol. 1803).

[58] *Von da wolte man mich noch in spelunken und Cemeterien unter die erde fueren, aber ich lies mich in keins mer bereden* (fol. 1810).

[59] Fol. 1810; Schottenloher (wie Anm. 4) S. 47f.

Tre Fontane zu erreichen. Hier lassen sich sehr gut anhand seiner Beschreibung einzelne Bauphasen ersehen. Die Kirche Ss. Vincenzo ed Anastasio, *die ist tzimlich gros und fein, denoch eine aus den schlechten.* Dagegen war er von der 1582–1584 von Giacomo della Porta erbauten S. Maria Scala Coeli fasziniert: *Sie ist achtekicht, doch undene wie ein kreutze ausgestrekt und obene mit bleie rund bedeket. Es ist ein köstlich new gebew. ... Es sein stiegen hinab gemachet, die gen die leute aus andacht unter dem altare durch, wie tzur einen seite ab, tzur anderen auf, unde so werden die altar in welschlande geehrt, die was sonderliches begreiffenn.* Größer und *köstlicher* war die dritte, seit 1599 umgebaute Kirche S. Paolo. *Den wiewol die kirche fol winckel ist, denoch ist sie mit einer wand aus köstlichem marmel durchtzogen und, den brunen tzugefalenn, gleich gemachet, wie die + tzeigen. Die thuere hinen kanstu versten, die tzwe • jegen einander sein altare. Hinder der inwendigen thuere wars noch nicht fertig, darume wes ich nicht, ob, da das + stet, wird ein altar komen oder nicht. Es duenkt mich, man wirt diesen winkel tzur zakristey machen, die wirt mit einer marmelsteinen thuere verschlosen.*[60] Es gab richtige Brunnen, mit Löffeln konnte man das Wasser aus der Tiefe schöpfen. Dieses Wasser heilte besser als alle Arznei, weswegen die Römer gerne hierhin pilgerten.

Haben wir gesehen, daß Gruneweg wenig an neuzeitlichen städtebaulichen Maßnahmen interessiert war oder sie nicht für berichtenswert hielt, so konnte er doch seine Bewunderung für die unter Papst Sixtus V. aufgestellten Obelisken nicht verbergen. Es ist davon auszugehen, daß er zumindest Ausschnitte aus zeitgenössischen Büchern, etwa von Domenico Fontana, beim Schreiben auswertete, denn er nannte auffallende Einzelheiten.[61] Sowohl die Trajanssäule als auch die des Marcus Antonius waren zu Ende des 16. Jahrhunderts

[60] Fol. 1813f.

[61] Domenico Fontana, Della trasportatione dell'obelisco Vaticano et delle fabriche di nostro signore papa Sisto V, Roma 1590. ... *6000 kronen unkost ist darauf gangen, one dem Meister sein verehrt 3000 kronen, und ist tzum Ritter des gueldenen spoeren gemachet, welches auch ierlich inkomen bringt* (fol. 1836).

unter den Schutz der Heiligen (Petrus/Paulus) gekommen, so konnte sie Gruneweg ausführlich würdigen; die Christenheit hatte sichtbar über die antiken Götter gesiegt.

Das Buch von Antonio Bosio (wohl in der deutschen Übersetzung von 1604) als direkte Quelle ist beim Abfassen der Passagen zu S. Cecilia zu erkennen.[62] Passend zum Jubiläum wurde bei Umbauarbeiten im Herbst 1599 der Körper der heiligen Cäcilia „gefunden". Durch den gezielten Einsatz der Medien wurde dies ein zeithistorisches Ereignis, das also auch an Gruneweg nicht unbeachtet vorüberging. Stefano Maderno (1576–1636) erhielt den Auftrag, ihre Statue in Marmor für das Grab in S. Cecilia anzufertigen. Dank seiner Buchvorlage konnte Gruneweg namentlich den Neffen von Papst Gregor XIV., Paolo Sfondrati, erwähnen, die genauen Gewichtsangaben überliefern und er schloß auch ein persönliches Moment ein: Pater Christophorus Weiher wollte ihm ein Modell der Statue schenken, das er aber nicht mitnahm, was ihn später reute.

Um auf die „Heiligtümer" zurückzukommen, heute interessieren sicher nicht die einzelnen Schulter- und Brustteile, Zungenstücke, Kinnbacken, Haare usw.; es ist ein Gesamteindruck, der uns die Gläubigkeit der Menschen vor Augen führt. Dazu gehörten auch die so genannten von Lukas gemalten Marienbilder. Gruneweg beschrieb allein in Rom fünf von ihnen und glaubte, sich verteidigen zu müssen, da der Legende nach der heilige Lukas nur zwei gemalt habe.[63] Welche enorme Leistung die Pilger vollbrachten, sehen wir auch an Martin Gruneweg. Am ersten Tag besuchte er 19 Kirchen, eine Katakombe und drei antike Gebäude; am zweiten Tag steigerte er sich auf 40 Kirchen, darunter den Vatikan, sowie das Kapitol und die Engelsburg.

[62] *Wie schön und wunderlichen irr heiliger leich noch gantz in einer cipresen truene gefunden ward, findet man schon samt dem contrafect in allen sprachen gedruekt* (fol. 1846). Die deutschsprachige Ausgabe von A. Bosio, Historia vom Leyden der heiligen Jungfrawen und Martyrin Caeciliae ... erschien 1604 in Graz.

[63] *Den etliche sein so klueg, wen sie fiele bilder aus S. Luca pensel hören, so jokt inn das hertz, den sie meinen, das S. Lucas nicht mer konte nur ein bild moelen. Das aber seiner hand meist Marien bilder sein, das machet, das solche tzu jener tzeit die leite am meisten von im begert haben. Etliche hat er verkauft, etliche verert, etliche kirchen, etliche tzur leute andacht in heuser* (fol. 1850).

Der dritte Tag verlief mit der Nennung von 14 Kirchen, und der vierte Tag klang aus mit acht Kirchen und dem Quirinal; insgesamt immerhin 81 Kirchen in vier Tagen.

Wie erlebte der Nordeuropäer die südliche Landschaft? Den an der Ostsee Geborenen störte das *gefengnes des gebiergs*, die Berge, seien es die Alpen oder Abruzzen, erschienen ihm eng und grausam, die breiten Flußtäler in Italien waren im Hochsommer naturgemäß trocken und nicht sehr reizvoll. Auch das Meer bezeichnete er als *heßlich*, eine Seereise konnte gefährlich werden, Sarazenen überfielen Schiffe und raubten sie aus; der Topos des stürmischen Meeres gehörte zu einer Pilgerreise. Die Landstraßen waren meist schlecht, das Reisen daher unbequem. Dagegen bezeichnete Gruneweg die Städte in Italien allgemein als groß und schön und er bewunderte die Steinhäuser.[64] Nur in der Gegend von Spoleto, wo er viele wüste Dörfer vorfand, bemerkte der Reisende, daß es früher besser gewesen sein mußte.

Natürlich zeigte er sich von der südlichen Vegetation beeindruckt, in Norditalien hatte er Artischocken kennen gelernt, neben dem Obst und vor allem den Zitrusfrüchten, hob er die weiten Kastanienwälder hervor. Gleich nach der Grenze waren die Häuser mit alten Weinreben und Weinlauben als Schutz gegen die Sonne umgeben; das Korn war Mitte Juni schon gemäht. Genau unterrichtete er uns über die Transportmittel und deren Preise. Zu Wasser fuhr er auf dem Schiff oder mit der Barke, zu ebener Strecke in der Kutsche, in hügeligen Gegenden ritt er zu Pferde oder auf dem Maulesel, den Weg von Francolino nach Ferrara legte Gruneweg zu Fuß zurück, da keine Kutsche zu finden war. Das Ausstellen der erforderlichen Gesundheitsatteste war zeitaufwendig, aber nicht schwierig. Wir werden in Grunewegs Aufzeichnungen genau über die einzelnen Etappen unterrichtet, wozu Meilenangaben, Beschreibungen von Straßen, Brücken und Wirtshäusern dienten; Vorbilder lieferten Meilenscheiben und Pilgerbücher.

---

[64] *... wie es den nur eittel gutte fein gemewrte stete hat durch gantz Welschland. Datzue altt, das sie auch von altter gar beröchert scheinen, und das je naher Rome je schwertzer, gehet inen aber an köstlicher tzierr nichtes ab, tzumale inwendig* (fol. 1755).

Nicht einfach zeigte es sich für den vielsprachigen Ordensbruder, ohne das Italienische auszukommen: *Da er mich auf Welsch ansprach und ich auf Lateinsch antwortte, verstunt er mich ein Poel tzusein, darume redte er mit mir Bömisch ...*[65] Eine Verständigung war, besonders mit Geistlichen, möglich, doch fühlte sich der Dominikaner im Alltagsleben unwohl und suchte daher nach einem Dolmetscher.

Auf den Wegen in Italien reiste Gruneweg also nicht allein, das war wohl nicht schicklich und zu gefährlich. Von Padua nach Rom und zurück heuerte er Francesco an, einen Schneider, der ihm als Weggefährte und Dolmetscher diente. Als Reisegesellschaft traf er von Venedig nach Florenz wegkundige Handelsgesellen, von Florenz nach Rom reiste er mit dem Römer Cosimo. Doch auch in Rom gesellten sich zu ihm andere Pilger, unter anderem ein *erbar Römer* und ein *fornemer Florentiner*: *Diese beide pershonen forderten mich in allem und macheten mir von dem folke ein sonderlichs aufsehnn, den schon unser fuenwe tzusamen gingen.*[66] Von Rom nach Loreto – man legte am Tage durchschnittlich acht italienische Meilen zurück – hatten zwei Ordensbrüder den gleichen Weg und in Rimini traf er eine Herzogin mit zwei Dominikanerinnen; viele von diesen Personen haben den Pater wohl finanziell unterstützt.[67] Vor der Reise hatte sich der Dominikaner die Erlaubnis zum Besitz von Geld beschafft, so daß ein Anfangskapital vorhanden gewesen sein muß.[68] Ebenso hören wir von einer Lizenz, außerhalb der Klöster zu wohnen, er stieg daher in Gasthäusern ab: „Zur Krone“ in Rom, Florenz und Ancona, „Zum Stern“ in Padua und Rovigo, „Zum schwarzen Adler“ in Venedig, „Zum

---

[65] Fol. 1765.

[66] Fol. 1816.

[67] Die Herzogin hatte ihn *mit gewalt tzu irem tische tzoegen, welchen ich segnen muste, wiewol sie iren Priester mit sich hette. Nachm essen schikte mir die Frawe fier ungrische guelden* (fol. 1867); der Herzog von Parma *verehrte mir fuenf filips talerr* (fol. 1780). In Venedig wiederum war ihm ein Herr gewogen *und muste die tzwe tage samt meinem diener mitt im essen und drinken und pflegte unser wol, verehrte mir noch ein par ungrischer guelden aufn weg* (fol. 1770).

[68] *Ich batt ..., das mirs nicht so ginge, wie dem Patre Simphoriano, welchem tzugelassen ward, das er sich auf die Welsche reyze bettelte, und darnach nam man im das gelt ...* (Fol. 1688).

Mohren“ in Ferrara, „Zum Engel“ in Bologna, „Zum goldenen Rad“ in Loreto. Zwischendurch übernachtete er auch bei einer Witwe, schlief in einer Kirche oder in Treviso im Kloster S. Nicolò.

Gruneweg ernährte sich während der Reise von Betteln und bei Einladungen polnischer Bekannter oder einheimischer Geistlicher, er erhielt Obst, Konfekt und herrliche Würste, Käse von einem griechischen Kaufmann, er aß Brot und trank guten Wein oder auch einmal Ziegenmilch;[69] in Baccano bereitete er sich einen Salat aus Borretsch mit Zucker und Rosinen zu, in Venedig wurden Fische gekauft.

Padua war seine Anlaufstelle in Italien, hier wurden Informationen aus Polen übermittelt; für die weitere Reise verließ man sich auf die Nachrichten von Kaufleuten und anderen Reisenden. Von der Reise mitteilenswert waren Todesfälle, die Begegnung mit Räubern, das Auffinden von Ertrunkenen, aber auch ein Wirt mit sechs Fingern an einer Hand wurde erwähnt. Für die Mentalitätsforschung wichtiger sind die Beobachtungen kollektiver Besonderheiten, in Italien bettelten die Kinder, überall wurde Trinkgeld erwartet, Versprechungen wurden nicht eingehalten (der Bootsmann nahm statt der ausgehandelten sechs Passagiere am Ende vierzehn mit), ein Schiffer brachte die Fahrgäste erst an Land, nachdem ihm sein Lohn genug erschien.

Beeindruckt zeigte sich der Dominikaner immer wieder von der Frömmigkeit der Italiener, man wollte ihm gar die Füße küssen. Aus Andacht rutschten die Menschen auf den Knien mit bedeckten Augen. Mit Ehrfurcht wurden religiöse Feste gefeiert, verrichteten die Menschen ihre alltäglichen Gebete, waren die Kirchen geschmückt und gepflegt und begegnete man ihm als Ordensbruder oder Bischof, für den seine Begleiter ihn manches Mal ausgaben. Die Ausstattung der Kirchen gefiel ihm besonders durch ihre Schlichtheit: *und wird nicht (wie bei uns) tzugelassen, das man was an die wende klebte, nur was die proportion fordert.*[70]

Für Gruneweg stellte sich wie jedem Reisenden das Problem, das Erlebte seinen in der Heimat gebliebenen Landsleuten nahezu-

---

[69] *... den es gehen paueren und treiben etliche tziegen vor sich durch die gassen und rueffen, tziegen milch, tziegen milch, und wers begert, dem michchen sie die tziege vonstundan* (fol. 1766).

[70] Fol. 1776.

bringen. Für seine deutschen Leser glaubte er, Übersetzungen einfügen zu müssen, der römische Rione *Pigna* wurde zum *fiechten gebiet*, der Pinienzapfen im Vatikan *der kien apfel (oder nuese)*, denn Pinien waren dem Leser nördlich der Alpen unbekannt.[71] Leicht konnten dadurch Unklarheiten entstehen; Grunewegs *S. Petri im gefengnuse* ist nicht S. Pietro in Carcere, sondern S. Pietro in Vincoli, das etwa Jakob Rabus besser mit *S. Peters Banden* verdolmetschte.[72]

Umständlich und im Detail waren die beeindruckenden Bauwerke zu beschreiben, das machte etwa beim Pantheon fast zwei Seiten aus und wurde mit Hilfe von zahlreichen Skizzen dem Leser nördlich der Alpen erläutert. Bemerkt wurde das tiefere Straßenniveau zur Bauzeit, denn die Säulen *stehn itzt fast halb in der erde, das man tzu ihr 12 gradus hinunder mus gehen, da so fiele voer tzu ihr hinauf was tzusteigen, also ist diese gase mit ruinen ausgefuelt.* Außen war sie *ser schön mit seuelwerk und leistwerk getziert, und tzwueschen tzwe und tzwe seulchen wie eine molde des gestueldes, in welchen, duenkt mich, gotzen vor gestanden sein.* Das Gewölbe wird *von tzween gengen umbfangen, einen uberr dem andern doch vorbei. Von undene bis tzum ersten gange sein 150 gradus, darnach kan man von aussenn obene aufem dache uber 40 gradus tzum fenster komen und hinab in die kirche sehn.*

Gruneweg konnte nicht von einem Fachpublikum ausgehen, dem Ausdrücke wie Amphitheater bekannt waren, so beschrieb er das Colosseum als *aus eiteln tziegeln gemewrt, gar tzirkel rund und hat der höge nach ein ansen solcher gestalt wie eine paudel* [Paudel = ein längli-

[71] *Wiewol gnug were, diese namen im latein tzusetzen, denoch verdeutze ich etliche um (wie euch, tzu welchen ich schreibe, als einfeltigen Deutzen) erklerunge willen. Welchem, wo nicht genug geschen ist, wole es ein grösser deutzer endern und bessern* (fol. 1792).

[72] Schottenloher (wie Anm. 4) S. 66.

ches Kistchen] und dann Bogenreihe für Bogenreihe; Grund- und Aufrisse dienten zur Verdeutlichung des Gesagten. Die Heldentaten des Kaisers wanden sich um die Trajanssäule *herum wie ein umgerolter tzedel.* Wie sollte man Mosaikbilder erklären? Gruneweg löste dieses Problem so: ... *aus eittelen glaes geferbtenn steinlein so artlich und lieblich tzusamen gesetzt, das ein gutter meister kaume ausm suptilem pensel so schön gemelde tzuwege bringt. Diese steinlein sein gemeinlich vierekich von allen seitten wi woerffel, nicht fiele grösser als beistehndes tzeichen.* Die Kuppeln des Markusdoms bezeichnete er als Hüte. Ganz der Pädagoge nahm er seine Leser bei der Besichtigung des heiligen Hauses in Loreto wie bei einem virtuellen Rundgang mit: *Itzt wolen wier dies heilige haus oder diese heilige kamer von binnen besehen.* Vieles war durch Vergleiche mit Bekanntem zu erklären, die Gondeln in Venedig waren *erbare schieflein wie die Dantziger boette groes, hat riengsume bancken, die sein mit schwertzem tueche beschlagen,* der Prato della Valle in Padua war zweimal so groß wie der Markt zu Danzig, der Tiber hatte die Breite der Motlau, der Dom zu Florenz die Größe der Marienkirche usw.

Besonders beeindruckt zeigte er sich von den Hospitälern, ausführlich stellt er Santo Spirito vor. Auch hier versuchte er, seinen Lesern die erstaunliche Größe und vor allem die hervorragenden Pflegebedingungen anschaulich näher zu bringen. *Das Hospital mochten sie wol ein stetlein nenen, so fiele places begreift es, und ist so erbauet, das der gröste monarch seine bequemicheit daine hette und sich sein nicht tzuschemen. Man sagt, es sein stets ubr 3000 menschen daine und hat jerlich balte tzwe tonnen goldes inkunft. Man nimt fast iderman auf und pfleget ihrer wie in der Mutter schoesse ...*.[73] Doch sollte sich der damalige Leser nicht alles erklären können, und damit wissen wir auch heute noch nicht, worauf Gruneweg etwa bei S. Onofrio anspielte: *Im garten dieses klosters ist sich was tzuwundern, den ist ein marmelstehnen troch auf der erde, wen man sich in dem aufn ruecken legt und den himel ansiet, so beweiset sich Rom gar natuerlich in der lueft. Wie das gemachet ist, laesse ich unertzehlt, dieweile ich wes, das du es anschauende besser versten machst.*[74]

---

[73] Fol. 1843.
[74] Fol. 1844.

Das Manuskript Grunewegs ist ein individueller Bericht, der eigene Akzente setzt, sich jedoch gerade bei Rom stark an den gängigen Mustern orientiert. Wir haben es weder mit einer systematischen Beschreibung à la Baedeker zu tun noch mit einer wissenschaftlichen Untersuchung der Antiken oder der Teilnahme an einer religiösen Zeremonie. Es ist der Reisealltag eines nicht studierten Dominikaners und dessen (sicher gefilterte) Eindrücke. Hier sind, um mit Arnold Esch zu sprechen, die Monumente das Objektive, an dem wir das Subjektive der Wahrnehmung in den Texten messen können.[75] Rom und Italien boten schon damals umfangreiche Ablenkungsmöglichkeiten, so daß sich die Berichterstatter oft über ihre unvollständigen Reisenotizen beklagten. *Ich hette mich fleissig datzu geruestet, alles ordentlichen tzu notieren, konte es aber vorm stetigen gespreche und hastigem umgehn meiner geselschaft nicht datzu bringen.*[76] Auch dies war wiederum eine Entschuldigung für das Unvollkommene der Darstellung der Stadt Rom. In seinen weiteren Aufzeichnungen kehrte Martin Gruneweg an keiner Stelle auf das in Rom und Italien Erlebte zurück.

RIASSUNTO

Le note, finora del tutto sconosciute, accompagnate da interessanti disegni a penna, di Martin Gruneweg sono da ascrivere al genere letterario delle opere relative ai viaggi in Italia, nel XVI secolo. Come dichiara il domenicano di Leopoli, il suo viaggio non è un pellegrinaggio, anche se egli adduce a motivi la visita delle reliquie e delle sante chiese romane e la salute cagionevole. Bisogna partire dal fatto che egli si era ben preparato. Padova dove lo accolsero alcuni studenti polacchi fu la sua stazione di partenza. Si diresse, quindi, a Roma, passando per Venezia, Bologna, Firenze e Siena; al ritorno passò per Loreto. A Roma potè occuparsi dei suoi affari personali, ma anche visitare la città. Gruneweg, proveniente dall'Europa del nord, rimase affascinato dal paesaggio meridionale, dalla signorilità delle città, dalla devozione

[75] A. Esch, Antiken-Wahrnehmung in Reiseberichten des 15. und frühen 16. Jahrhunderts, in: Grand Tour. Adeliges Reisen und europäische Kultur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert, hg. R. Babel und W. Paravicini, Beihefte der Francia 60, Ostfildern 2005, S. 115–127, hier S. 116.

[76] Fol. 1799.

dei suoi abitanti. Come ogni viaggiatore, dovette affrontare il problema di comunicare in modo efficace le esperienze vissute alle persone della sua terra rimaste in patria. Si tratta in questo caso di un resoconto personale, caratterizzato da accenti propri, che tuttavia, proprio quando si sofferma su Roma, si orienta fortemente secondo modelli tipici dell'epoca.

DIE NATION SCHREIBEN

Zur Ansiedlung der deutschsprachigen historischen Institute in Rom (1881–1903)

von

ANDREAS FROESE

1. Einleitung. – 2. Quellenlage und Forschungsstand. – 3. Das Österreichische Historische Institut. – 4. Das Preußische Historische Institut. – 5. Das Römische Institut der Görres-Gesellschaft. – 6. Interne und externe Konflikte in den Forschungsinstituten. – 7. Zusammenfassung.

1. Die Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs durch Papst Leo XIII. in den Jahren 1880 und 1881 gilt als „Meilenstein" für die historische Forschung: Sie ermöglichte internationalen Gelehrtenkreisen wissenschaftliche Quellenstudien im päpstlichen Zentralarchiv.[1] Besucher erhielten erstmals die Möglichkeit, sich kritisch und systematisch mit den vatikanischen Archivbeständen auseinanderzusetzen, ohne dass ihnen der Heilige Stuhl historiographische Interpretationen a priori vorschrieb. Damit waren die strukturellen Rahmenbedingungen für den Beginn quellenkritischer Geschichtsstudien im Vatikan geschaffen.

[1] Zur Kontroverse um das genaue Jahr der Vatikanischen Archivöffnung vgl. G. Martina, L'apertura dell'Archivio Vaticano: Il significato di un centenario, AHP 19 (1981) S. 239–307, hier 274f.; L. Pásztor, Per la storia dell'Archivio Segreto Vaticano nei secoli XIX–XX. La carica di Archivista della Santa Sede, 1870–1920, la prefettura di Francesco Rosi Bernardini, 1877–1879, AHP 17 (1979) S. 367–423, hier 372–374. Der Titel dieses Aufsatzes ist entlehnt an C. Conrad/S. Conrad (Hg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Göttingen 2002.

Doch der freie Archivzugang für Historiker war nicht nur von wissenschaftlicher, sondern auch von politischer Bedeutung: Aus mehreren europäischen Staaten gingen archivalische Forschungsanfragen am Heiligen Stuhl ein. Historiker verschiedener Nationalitäten bewarben sich um Erst- und Exklusivrechte für die Sichtung der bis dahin noch unbearbeiteten oder gar unbekannten Quellenmaterialien. Binnen weniger Jahre nach der Archivöffnung siedelten sich zahlreiche ausländische historische Institute – darunter insgesamt drei aus Deutschland und Österreich – in Rom an, um wissenschaftliche Forschungsprojekte in den römischen Archiven zu verwirklichen und eine kontinuierliche Editionsarbeit an den Archivquellen vor Ort zu sichern. So brach am Tiber ein regelrechter „Goldrausch" nach unveröffentlichten und unbekannten Archivdokumenten aus.[2]

Diese neu gegründeten staatlichen und privaten Institute veränderten die römische Forschungslandschaft grundlegend: Italienische und ausländische Historiker, die im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Projekte zu Quellenstudien nach Rom reisten, traten dort vor Ort nicht mehr als autarke Privatpersonen auf. Vielmehr handelten sie nun im offiziellen Auftrag der für sie zuständigen historischen Institute, die ihre Forschungsanliegen gegenüber dem Vatikan vertraten und ihre Projekte beratend oder auch finanziell unterstützten. Entsprechend verhandelte auch die vatikanische Archivverwaltung über die Freigabe von Archivalien nicht mehr mit Historikern als Individuen, sondern akzeptierte sie als offizielle Vertreter ihrer jeweiligen Forschungsinstitute, d. h. als institutionell eingebundene Akteure. So entwickelte sich in Rom innerhalb von nur zwei Jahrzehnten nach der Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs ein institutionell organisierter Wissenschaftsbetrieb mit neuen Forschungseinrichtungen und Kommunikationsstrukturen.

Von wissenschaftsgeschichtlicher Bedeutung sind dabei die Forschungsinteressen, insbesondere national und konfessionell geprägte Absichten, die die historischen Gelehrten und die Institute sowie die

[2] Die damalige Aufbruchstimmung an den römischen Forschungsinstituten, das Milieu der deutschsprachigen Wissenschaftler in Rom und die „Goldrausch"-Metapher hat Wilhelm Bauer unter dem Pseudonym Wilhelm Braue in seinem Roman „Romrausch" literarisch verarbeitet, vgl. W. Braue, Romrausch, Berlin 1911. Zu Bauer vgl. E. Schulz, Wilhelm Bauer (1877–1953), Wien 1977.

vatikanische Archivverwaltung mit den Quellenstudien im Geheimarchiv verbanden: Welche Rolle spielten nationale und konfessionelle Rivalitäten beim Erwerb bzw. bei der Vergabe von Forschungsaufträgen im Vatikanischen Geheimarchiv? Hierzu muss der europäische politische Kontext der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts berücksichtigt werden: In vielen Staaten hatte sich damals die Geschichte zur eigenständigen, methodisch-quellenkritischen Wissenschaft entwickelt. Neue Nationalismen und (National-)Staatsgebilde waren entstanden, deren intellektuelle Vertreter mit ihren nationalen historiographischen Interessen auf die noch junge Disziplin der Geschichtswissenschaft einwirkten. Auf private oder staatliche Initiative hin gründeten sie Geschichtsvereine, Forschungsgesellschaften und wissenschaftliche Akademien, die ihrerseits historische Institute für Quellenstudien unterhielten und Editionsprojekte finanzierten. Dass dabei die Politiker, Vereine und privaten Mäzene bewusst oder unbewusst mit den von ihren geförderten Forschungsvorhaben national oder konfessionell gefärbte Erwartungen verknüpften und sich mitunter Rivalitäten zwischen konkurrierenden Lagern herausbildeten, erscheint daher geradezu unvermeidlich.

Die Frage nach den Forschungsinteressen und -rivalitäten deutscher und österreichischer Historiker an den vatikanischen Archivalien macht eine nähere Betrachtung der drei deutschsprachigen historischen Institute in Rom notwendig: Hierzu zählen das Österreichische Historische Institut, das Preußische Historische Institut und das Römische Institut der Görres-Gesellschaft.[3] Ihre Gründungsgeschichte, ihre unterschiedlichen Organisations- und Finanzstrukturen sowie ihre verwirklichten Forschungsprojekte liefern Erkenntnisse über den Stellenwert dieser Institute für den jeweiligen nationalen Wissenschaftsbetrieb.[4] Besonders wichtig sind das eigene Selbstver-

[3] Abgesehen von der École Française, die bereits seit 1875 in Rom ansässig war, zählen die drei deutschsprachigen historischen Instituten im internationalen Vergleich zu den ersten und ältesten ihrer Art, die sich nach der Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs in Rom angesiedelt haben.

[4] Zum Problem der Vergleichbarkeit der verschiedenen Forschungsinstitute in Rom vgl. R. Elze, L'apertura dell'Archivio Vaticano e gli istituti storici stranieri in Roma, Archivio della Società Romana di Storia Patria 100 (1977) S. 81–91.

ständnis dieser römischen Institute und ihre Abgrenzung zu anderen Forschungseinrichtungen: Beide Aspekte lassen sich anhand der intern aufgetretenen Konflikte innerhalb einzelner Institute, aber auch anhand der externen Konflikte mit anderen Forschungsinstituten und mit der vatikanischen Archivverwaltung nachzeichnen. Damit ist es möglich, die damaligen Forschungsinteressen der historischen Institute auf nationale oder konfessionelle Rivalitäten zu hinterfragen.

Um das Zusammenwirken zwischen wissenschaftlichen, nationalen und konfessionellen Interessen an den vatikanischen Archivalien zu hinterfragen, sind zwei separate Ebenen zu berücksichtigen: eine römische Ebene mit den Historikern an den drei deutschsprachigen historischen Forschungsinstituten vor Ort und eine nationale Ebene mit den wissenschaftlichen Gesellschaften, Akademien, Instituten und Ministerien in Deutschland und Österreich. Diese beiden Ebenen standen in ständigem Dialog miteinander und müssen daher als ein wechselseitiges Netzwerk zwischen den „men on the spot" in Rom und ihren „home bases" gesehen werden. Ihre Einordnung in ein Zentrum-Peripherie-Modell, gemessen an ihrer Nähe zu den vatikanischen Archivalien, erscheint jedoch wenig sinnvoll, da hierzu eindeutige Zuordnungskriterien fehlen.[5] Stattdessen bietet sich ein *principal-agent*-Ansatz an, der die Akteure auf der römischen Ebene als agents der auf der nationalen Ebene beheimateten *principals* definiert.[6] Die überlieferte Quellenlage rechtfertigt einen solchen principal-agent-Ansatz: Briefkorrespondenzen zwischen den Historikern an den römischen Forschungsinstituten und den wissenschaftlichen Akademien in den Hauptstädten ermöglichen eine quellenkritische Untersuchung des Verhältnisses zwischen den vorgesetzten *principals* und

[5] Die Mitarbeiter des Vatikanischen Geheimarchivs verhandelten sowohl mit der römischen wie auch mit der nationalen Ebene über die Freigabe von Quellendokumenten. Zudem fanden auf beiden Ebenen Verhandlungen zwischen Wissenschaftlern und Politikern über die Finanzierung weiterer Forschungsprojekte statt. Deshalb kann keine der beiden Ebenen als eindeutige Peripherie betrachtet werden.

[6] Principal-agent-Theorien beschreiben administrative und institutionelle Organisationsstrukturen, insbesondere die Informationsasymmetrien und die mangelnden Kontrollmechanismen zwischen beiden Ebenen. Grundlegend sind sie vor allem in den Politik- und Wirtschaftswissenschaften, aber auch in der Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte.

ihren römischen *agents*. Ebenso geben wissenschaftspolitische Zeugnisse wie politische Reden und offizielle Forschungsstatute der historischen Institute, Sitzungsprotokolle wissenschaftlicher Gremien wie akademischer Beiräte und Direktorien sowie die bilateralen Verträge zwischen verschiedenen römischen Forschungsinstituten Aufschluss über die wissenschaftlichen Zielsetzungen der römischen Archivarbeiten. Wichtige ergänzende Informationen liefern die Tagebuch-Aufzeichnungen der in Rom weilenden ausländischen Historiker sowie die Vorworte der ersten historiographischen Publikationen und Forschungsberichte aus Rom.

Zeitlich konzentriert sich diese Untersuchung auf das Pontifikat Papst Leos XIII. von 1878 bis 1903: In diesem Zeitraum ließen sich die ersten historischen Institute in Rom nieder. Wie im folgenden die unterschiedlichen strukturellen Entwicklungspfade aller drei Institute zeigen, können die letzten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts parallel für alle drei Forschungseinrichtungen als Gründungs- und Aufbauphase charakterisiert werden.

2. Gut ediert sind die offiziellen päpstlichen Briefe und Enzykliken des 19. Jahrhunderts: Sie erlauben Rückschlüsse auf die vatikanische Wissenschaftspolitik.[7] Daneben liefern die edierten Tagebücher und Briefe Theodor Sickels sowie Ludwig Pastors umfassende Erkenntnisse zum wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund der Vatikanischen Archivöffnung und der österreichischen Romforschungen.[8] Ebenso brauchbar sind die edierten Forschungsberichte der in Rom arbeitenden Historiker an die Akademien und Institute in Berlin und Wien.[9] Neben den edierten Quellen liegen zahlreiche unedierte, über-

[7] Acta Pii IX pontificis maximi acta, 9 Bde., Roma 1857, Ndr. Graz 1971; Acta Leonis XIII pontificis maximi acta, 23 Bde., Roma 1881–95, Ndr. Graz 1971.

[8] T. Sickel, Römische Erinnerungen, nebst ergänzenden Briefen und Aktenstücken, hg. von Leo Santifaller, Wien 1947; L. Pastor, Tagebücher–Briefe–Erinnerungen, hg. von Wilhelm Wühr, Heidelberg 1950.

[9] T. Sickel, Römische Berichte, I–V, Wien 1895–1901; Ders., Bericht über die bisherigen Arbeiten des Istituto Austriaco di studii storici in Rom, Innsbruck 1884; W. Friedensburg, Das Königlich Preußische Historische Institut in Rom in den ersten dreizehn Jahren seines Bestehens 1888–1901, Berlin 1903; H. Cardauns, Die Görres-Gesellschaft 1876–1901. Denkschrift zur Feier ih-

wiegend handschriftliche Archivalien vor: Das Archiv des Deutschen Historischen Instituts in Rom enthält nahezu die kompletten diplomatischen Briefkorrespondenzen der preußischen Historiker mit der Berliner Akademie der Wissenschaften, mit anderen römischen Forschungsinstituten sowie mit der vatikanischen Archivverwaltung aus den Jahren 1888 bis 1915. In seinen Beständen lagern auch Zeitungsberichte aus dem 19. Jahrhundert, die über den damaligen Stand der römischen Forschungsarbeiten informieren, sowie inoffizielle Denkschriften zu einzelnen Forschungsprojekten.[10] Analoger Natur, wenngleich weniger vollständig, sind die Archivbestände des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom: Sie enthalten ab 1890 die entsprechenden Pendants zu den preußischen Archivalien, insbesondere die diplomatischen Briefkorrespondenzen zwischen dem römischen *Istituto Austriaco di Studii storici* und der Wiener Akademie der Wissenschaften.[11] Überraschend spärlich fallen dagegen die Archivalien des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft im *Campo Santo Teutonico* aus: Sie enthalten lediglich institutionelle Statute und Jahresberichte sowie einige briefliche Korrespondenzen zu speziellen Forschungsprojekten.[12]

Die Literatur zur Geschichte des Vatikanischen Geheimarchivs ist reichhaltig, berücksichtigt jedoch die Frage nach den nationalen und konfessionellen Interessen seiner Besucher kaum. Allgemeine und zeitlich übergreifende Darstellungen zum *Archivio Segreto Vaticano* liefern Ambrosini, Boyle, Battelli, Diener, Gachard, Giusti

---

res 25-jährigen Bestehens, nebst Jahresbericht für 1900, Köln 1901; S. Ehses, Das römische Institut der Görres-Gesellschaft im Jahre 1906, München 1906.

[10] Sie werden hier als DHI-Archivalien zitiert.

[11] Sie werden hier als ÖHI-Archivalien zitiert. Die übrigen Quellenmaterialien zur Geschichte des Österreichischen Instituts zwischen 1881 und 1890 lagern heute als Sickel-Nachlass im Allgemeinen Verwaltungsarchiv des Österreichischen Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien. Die Akten zur Beziehung zwischen dem römischen Institut und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften befinden sich im Wiener Archiv der Akademie. Weitere Nachlässe von Sickel und Pastor liegen heute in der Vatikanischen Bibliothek und im Wiener Archiv des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung.

[12] Sie werden hier als RGG-Archivalien zitiert. Die übrigen Materialien zur Geschichte des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft befinden sich heute im Zentralarchiv der Görres-Gesellschaft in Köln.

Gualdo und Pásztor.[13] Populärwissenschaftlicher und deskriptiv, aber dafür ergänzt durch Abbildungen wichtiger Archivdokumente, ist der gemeinsame Band von Natalini, Pagano, Martini und Pratesi.[14] Weniger zahlreich sind dagegen die historischen Abhandlungen, die sich speziell mit dem Aspekt der Öffnung des Geheimarchivs unter Papst Leo XIII. befassen: Erst im Rahmen des 100-jährigen Jubiläums der Archivöffnung sind hierzu gegen Ende der 1970er-Jahre einschlägige Studien erschienen.[15] Die wohl informativsten Arbeiten legten Mar-

---

[13] M. L. Ambrosini, Die geheimen Archive des Vatikans, ital. Roma 1972, dt. München 1974; L. E. Boyle, A survey of the Vatican Archives and of its medieval holdings, Toronto 1972; G. Battelli, Le ricerche storiche nell'Archivio Vaticano, in: Relazioni del X Congresso internazionale di Scienze storiche, Roma/Firenze 1955, S. 448–477; H. Diener, Das Vatikanische Archiv. Ein internationales Zentrum historischer Forschung, in: Il libro del centenario. L'Archivio Segreto Vaticano a un secolo dalla sua apertura 1880/81–1980/81, 2 Bde., Città del Vaticano 1981–82, hier Bd. 1, S. 55–75; M. Gachard, Les Archives du Vatican, Bruxelles 1874; M. Giusti, L'Archivio Segreto Vaticano, Città del Vaticano 1978; G. Gualdo, L'Archivio segreto Vaticano da Paolo V (1605–1621) a Leone XIII (1878–1903). Caratteri e limiti degli strumenti di ricerca messi a disposizione tra il 1880 e il 1903, in: Archivi e archivistica a Roma dopo l'Unità. Genesi storica, ordinamenti, interpretazioni. Atti del convegno, Roma, 12–14 Marzo 1990, Roma 1994, S. 164–241; L. Pásztor, Per la storia dell'Archivio Segreto Vaticano nei secoli XVII–XVIII, Archivio della Società Romana di Storia Patria 91 (1968) S. 157–249.

[14] T. Natalini/S. Pagano/A. Martini/A. Pratesi (Hg.), Das Geheimarchiv des Vatikan. Tausend Jahre Weltgeschichte in ausgewählten Dokumenten, Stuttgart–Zürich 1992. Eine kritische Rezension hierzu liefert A. Sohn, Vatikanisches Archiv, Mission und „Entdeckung Amerikas". Anmerkungen zu einem Archivführer und weiteren Neuerscheinungen, QFIAB 72 (1992) S. 154–203.

[15] R. Morghen, Il rinnovamento degli studi storici in Roma dopo il 1870, Archivio della Società Romana di Storia Patria 100 (1977) S. 31–48; G. Martina, L'apertura dell'Archivio Vaticano: clima generale romano e problemi, in: ebd., S. 101–112; G. M. Vian, Nel centenario dell'apertura. L'Archivio Segreto Vaticano e le ricerche storiche, L'Osservatore Romano, 06.06.1981, S. 3; Ders., All'Archivio Segreto Vaticano. Un secolo di ricerche storiche, ebd., 10.6.1981, S. 3. Von den früher erschienenen Abhandlungen zur Archivpolitik Leos XIII. ist insbesondere der Sammelband von G. Rossini (Hg.), Aspetti della cultura cattolica nell'età di Leone XIII. Atti del convegno tenuto a Bologna il 27–28–29 dicembre 1960, Roma 1961, wegen seines kulturgeschichtlichen Ansatzes bemerkenswert. Die nationalen und konfessionellen Interessen im Zusammenhang mit der vatikanischen Archivöffnung untersucht A. Froese, „Gold-

tina und Pásztor vor.[16] Sie zeichnen den inner-vatikanischen Prozess der Archivöffnung anhand zahlreicher Quellenbelege nach, bleiben jedoch gegenüber der Rolle Leos XIII. zu unkritisch und nehmen eine papstfreundliche Tendenz ein. Weitaus distanzierter, aber ähnlich quellenfundiert, behandelt Maccarrone die inner-vatikanischen Pläne unter Leo XIII., einen festen archivalischen Forschungsbetrieb einzurichten.[17] Seine Studie weist allerdings formal-handwerkliche Mängel bei der Quellenzitierung auf. Aufschlüsse über die inner-vatikanischen Verwaltungsstrukturen liefert Webers politikgeschichtliches Werk.[18] Chadwick versteht die Öffnung des Geheimarchivs als Teil eines generellen kulturellen Umbruchs im Verhältnis zwischen katholischer Kirche und quellenkritischer Geschichtsforschung: Ihm gelingt es, anhand des Prozesses der Archivöffnung die Spannungen zwischen beiden Seiten nachzuzeichnen.[19] Burns, Forni und Metzler interpretieren die Vatikanische Archivöffnung als wissenschaftsgeschichtliche Folge der italienischen Einigung und der Einnahme Roms von 1870.[20] Damit betten sie die Öffnung des Geheimarchivs in einen übergeordneten

rausch" am Tiber. Die Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs für historische Forschungen im 19. Jahrhundert und ihre Auswirkung auf die Historiographie des Konzils von Trient in Deutschland und Österreich im Vergleich, Magisterarbeit, Konstanz 2004.

[16] Martina, L'apertura (wie Anm. 1) S. 239–307; Pásztor, Archivio Segreto Vaticano (wie Anm. 1) S. 367–423.

[17] M. Maccarrone, Leo XIII. und die Geschichtsschreibung, in: A. Esch/J. Petersen (Hg.), Geschichte und Geschichtswissenschaft in der Kultur Italiens und Deutschlands. Wissenschaftliches Kolloquium zum hundertjährigen Bestehen des Deutschen Historischen Instituts in Rom (24.–25. Mai 1988), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts 71, Tübingen 1988, S. 192–223.

[18] C. Weber, Quellen und Studien zur Kurie und zur vatikanischen Politik unter Leo XIII. Mit Berücksichtigung der Beziehungen des Heiligen Stuhls zu den Dreibundmächten, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 45, Tübingen 1973.

[19] O. Chadwick, Catholicism and history. The opening of the Vatican Archives, Cambridge 1978.

[20] C. Burns, L'apertura dell'Archivio Segreto Vaticano alle ricerche storiche, in: Archivi e archivistica (wie Anm. 13) S. 33–50; A. Forni, Gli studi storici a Roma dopo l'Unità come conseguenza dell'apertura degli archivi, in: ebd., S. 51–68; J. Metzler, L'Archivio segreto vaticano negli ultimi cento anni, in: ebd., S. 242–256.

politischen Rahmen ein. Insgesamt ist aber der Großteil der Literatur zur Vatikanischen Archivöffnung überwiegend deskriptiv und unkritisch und konzentriert sich vorrangig auf die Ereignisse in Rom, ohne sie in einen europäischen Gesamtkontext des 19. Jahrhunderts zu stellen.

Um die römischen Archivforschungen in die Entwicklung nationaler Historiographien im Rahmen staatlicher Wissenschaftspolitik einzuordnen, bieten für Deutschland die Arbeiten von Mommsen, Burchardt, Pfetsch, von Beyme und Hardtwig eine gute Orientierung,[21] für Österreich die Bände von Acham, Fellner und Lhotsky.[22] Grundlegend für die Geschichte der Görres-Gesellschaft ist immer noch Spael.[23] Die Geschichtsschreibung im Kirchenstaat und die Entwicklung der katholischen Historiographie erörtern Fuhrmann, Elm und Schatz sowie ergänzend der Sammelband von Weinzierl.[24] Ein zeitlich

---

[21] W. Mommsen, Geschichtsschreibung im Deutschen Kaiserreich, in: Esch/Petersen (Hg.), Geschichte und Geschichtswissenschaft (wie Anm. 17) S. 70–107; L. Burchardt, Wissenschaftspolitik im Wilhelminischen Deutschland. Vorgeschichte, Gründung und Aufbau der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Göttingen 1975; F. R. Pfetsch, Zur Entwicklung der Wissenschaftspolitik in Deutschland 1750–1914, Berlin 1973; Ders., Datenhandbuch zur Wissenschaftsentwicklung. Die staatliche Finanzierung der Wissenschaft in Deutschland 1850–1975, Köln 1982; K. von Beyme, Kulturpolitik und nationale Identität. Studien zur Kulturpolitik zwischen staatlicher Steuerung und gesellschaftlicher Autonomie, Opladen–Wiesbaden 1998; W. Hardtwig, Geschichtskultur und Wissenschaft, München 1990; R. Hansen/W. Ribbe (Hg.), Geschichtswissenschaft in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert. Persönlichkeiten und Institutionen, Berlin–New York 1992.

[22] K. Acham (Hg.), Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften, Bd. 1: Historischer Kontext, wissenschaftssoziologische Befunde und methodologische Voraussetzungen, Wien 1999; F. Fellner, Geschichtsschreibung und nationale Identität. Probleme und Leistungen der österreichischen Geschichtswissenschaft, Wien–Köln–Weimar 2002; A. Lhotsky, Österreichische Historiographie, Wien 1962.

[23] W. Spael, Die Görres-Gesellschaft. Grundlegung, Chronik, Leistungen, Paderborn 1957.

[24] H. Fuhrmann, Papstgeschichtsschreibung, in: Esch/Petersen (Hg.), Geschichte und Geschichtswissenschaft (wie Anm. 17) S. 141–191; V. Elm, Die Moderne und der Kirchenstaat. Aufklärung und römisch-katholische Staatlichkeit im Urteil der Geschichtsschreibung vom 18. Jahrhundert bis zur

übergreifendes Werk zur päpstlichen Wissenschaftspolitik im Kirchenstaat liegt bislang noch nicht vor.

Mit der Ansiedlung ausländischer Forschungsinstitute in Rom und ihren wissenschafts- und kulturgeschichtlichen Folgen für die Stadt befassen sich allgemein Elze, Morghen, Vian und Esch.[25] Goetz und der Sammelband von Vian, Nylander und Guasco untersuchen die wissenschaftliche Tätigkeit der Historiker vor Ort in Rom.[26] Spezieller über die Geschichte des Preußischen Historischen Instituts informieren Holzmann, Tellenbach, Esch und Elze, insbesondere die Jubiläumsbände von Elze und Esch zum hundertjährigen Bestehen des Instituts.[27] Burchardt wählt einen wissenschaftsgeschichtlichen Ansatz

---

Postmoderne, Berlin 2001; K. Schatz, Der päpstliche Primat. Seine Geschichte von den Ursprüngen bis zur Gegenwart, Würzburg 1990; E. Weinzierl, Die päpstliche Autorität im katholischen Selbstverständnis des 19. und 20. Jahrhunderts, Salzburg–München 1970.

[25] Elze, L'apertura (wie Anm. 4) S. 81–91; P. Vian (Hg.), L'Archivio Segreto Vaticano e le ricerche storiche, Roma 1983; Ders. (Hg.), Speculum mundi. Roma centro internazionale di ricerche umanistiche. Unione internazionale degli istituti di archeologia, storia e storia dell'arte in Roma, Roma 1992; R. Morghen, L'apertura dell'Archivio Segreto Vaticano e la nuova cultura storica in Roma agli inizi del secolo, in: Vian (Hg.), Archivio Segreto Vaticano (ebd.), S. 159–165; A. Esch, Die Gründung deutscher Forschungsinstitute in Rom, in: Ders., Wege nach Rom. Annäherungen aus zehn Jahrhunderten, München 2003, S. 120–151.

[26] H. Goetz, Ausländische Wissenschaft in Rom, Schweizer Monatshefte 39 (1959) S. 143–152; P. Vian/C. Nylander/R. Guasco (Hg.), „Hospes eras, civem te feci." Italiani e non italiani a Roma nell'ambito delle ricerche umanistiche, Roma 1996.

[27] W. Holtzmann, Das Deutsche historische Institut in Rom, Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen 46 (1955) S. 7–43; G. Tellenbach, Zur Geschichte des preußischen Historischen Instituts in Rom (1888–1936), QFIAB 50 (1971) S. 382–419; A. Esch, Die Lage der deutschen wissenschaftlichen Institute in Italien nach dem Ersten Weltkrieg und die Kontroverse über die Organisation. Paul Kehrs römische Mission 1919/1920, QFIAB 72 (1992) S. 314–372; R. Elze, L'Istituto Storico Germanico di Roma, in: Vian (Hg.), Speculum mundi (wie Anm. 25) S. 182–214. Zum hundertjährigen Jubiläum erschienen die Sammelbände von R. Elze/A. Esch (Hg.), Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 70, Tübingen 1990, S. 1–31, hier 1.; A. Esch (Hg.), Deutsches Historisches Institut Rom/Istituto Storico Germanico 1888–1988, Roma 1988.

und bettet die Geschichte des Preußischen Historischen Instituts in Rom in die nationale preußische Wissenschaftspolitik ein.[28] Auch Schubert erörtert die Bedeutung der römischen Institutsforschungen für den nationalen Wissenschaftsbetrieb in Deutschland.[29] Ähnlich konzentriert sich Ernst auf den Beitrag römischer Quellenstudien für das nationale Geschichtsbewusstsein in Deutschland: Seine Studie rekonstruiert einen organisierten Forschungsbetrieb in Rom, der vatikanische Archivalien sammelt, für das „nationale Gedächtnis" speichert und in historische Abhandlungen transformiert.[30] Mit der Geschichte des Österreichischen Historischen Instituts setzt sich insbesondere Rudolf kritisch auseinander.[31] Ältere Abhandlungen liegen von Kramer, Goldinger und Santifaller vor.[32] Ergänzende populärwissenschaftliche Perspektiven zum politisch-diplomatischen Hintergrund liefert Zaisberger.[33] Dagegen beschäftigen sich bislang nur wenige his-

---

[28] L. Burchardt, Gründung und Aufbau des Preußischen Historischen Instituts in Rom, QFIAB 59 (1979) S. 334–391.

[29] M. Schubert, Auseinandersetzungen über Aufgaben und Gestalt des Preußischen Historischen Instituts in Rom in den Jahren 1900 bis 1903, QFIAB 76 (1996) S. 383–454.

[30] W. Ernst, Im Namen von Geschichte. Sammeln-Speichern-Er/zählen. Infrastrukturelle Konfiguration des deutschen Gedächtnisses, München 2003, S. 271–379.

[31] K. Rudolf, Geschichte des Österreichischen Historischen Instituts in Rom von 1881 bis 1938, in: Hundert Jahre Istituto Austriaco di Studii storici, hg. v. Österreichischen Kulturinstitut in Rom, Roma 1980, S. 1–137, ebenso RHM 23 (1981) S. 1–137; Ders., L'Istituto Storico Austriaco, in: Vian (Hg.), Speculum mundi (wie Anm. 25) S. 348–389.

[32] H. Kramer, Das Österreichische Historische Institut in Rom 1881–1931. Denkschrift zu seinem 50jährigen Bestand, Rom 1932; W. Goldinger, Österreich und die Eröffnung des Vatikanischen Archivs, Archivalische Zeitschrift 47 (1951) S. 23–32; L. Santifaller, Das Österreichische Historische Institut in Rom und die Abteilung für Historische Studien des Österreichischen Kulturinstituts in Rom, RHM 1 (1956/57) S. 5–26; Ders.: Die Abteilung für Historische Studien (Sezione di Studii storici) des österreichischen Kulturinstituts in Rom, MIÖG 64 (1956) S. 440–451.

[33] F. Zaisberger, Österreich und der Vatikan. Eine fast tausendjährige Geschichte aus Dokumenten des Archivs, der Bibliothek und der Museen des Vatikans. Katalog zur Ausstellung des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom, des Archivs, der Bibliothek und der Museen des Vatikans, 09.11.1986–26.04.1987, Wien 1986.

torische Arbeiten mit der Geschichte des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft, allen voran die Abhandlung von Gatz.[34]

3. Die Bewertung der historischen Forschungen Österreichs in Rom bis 1938 findet in der österreichischen Historiographie ein kontroverses Echo: „Da nämlich alsbald die europäischen Staaten in Rom Institute zwecks Erforschung ihrer nationalen Geschichte einrichteten, lag es wohl nahe, daß Österreich ein Gleiches tue. Freilich ist dann vom römischen Institut für die österreichische Geschichte nicht allzu viel geleistet worden."[35] Diese negative Einschätzung Lhotskys bezieht sich auf ein spezifisches Problem der österreichischen Historiographiegeschichte: Im Gegensatz zu den preußischen, französischen oder polnischen Instituten war es für die Österreicher in Rom schwierig, „österreichische" Geschichte zu erforschen, d. h. Nationalidee und Geschichtsquellen zusammenzubringen. Lediglich die Geschichte der Habsburger-Dynastie schien ihnen dazu ideal geeignet zu sein.[36] Zudem erhielt das Österreichische Institut mit Theodor Sickel und Ludwig Pastor wesentliche wissenschaftliche Aufbauhilfe von nicht-österreichischer Seite. Dennoch bleibt zu würdigen, dass das Österreichische Institut als erste Forschungsinstitution in Rom eigens zum Zweck historischer Studien gegründet wurde und deshalb eine wissenschaftliche Vorreiterrolle, später auch eine Vorbildfunktion für nachfolgende Institutsgründungen einnahm.[37] Vorbildhafte Maßstäbe

---

[34] E. Gatz, Das Römische Institut der Görres-Gesellschaft 1888–1988, RQ 83 (1988), S. 3–19, ital. in: Vian (Hg.), Speculum mundi (wie Anm. 17) S. 470–486.

[35] A. Lhotsky, Geschichte des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, MIÖG Ergänzungsband 17, Wien 1954, S. 162.

[36] Rudolf, Österreichisches Historisches Institut (wie Anm. 31) S. 2. Zur verspäteten Entwicklung der österreichischen Historiographie vgl. W. Höflechner, Österreich: eine verspätete Wissenschaftsnation?, in: Acham (Hg.), Humanwissenschaften (wie Anm. 22) Bd. 1, S. 93–114; A. Kernbauer, Konzeption der Österreich-Geschichtsschreibung 1848–1938, in: H. Ebner/P. W. Roth/I. Wiesflecker-Friedhuber (Hg.), Forschungen zur Geschichte des Alpen-Adria-Raumes, Graz 1997, S. 255–273.

[37] Die schon 1875 gegründete École Française de Rome beschäftigte sich ebenfalls mit historischen Studien, allerdings vorrangig mit den Papstregistern des 13. Jh. Zu ihren frühen historischen Arbeiten vgl. E. Berger, Les registres

für andere historische Institute setzten die österreichischen Gelehrten vor allem mit ihrer Forschungsmethodik im Bereich des Positivismus und der Historischen Hilfswissenschaften.

Diese Position eines internationalen Vorreiters scheint aber als Motiv für die österreichische Institutsgründung in Rom keine wesentliche Rolle gespielt zu haben: Die Anfänge gestalteten sich eher mühsam, da die Wiener Politiker und Ministerialbeamten noch lange kein Verständnis für den Nutzen eines Historischen Instituts in Rom aufbrachten. Erste Anträge des böhmischen Landesarchivars Anton Gindely sowie von Theodor Sickel als Wiener Universitätsprofessor und Leiter des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung auf Finanzierung längerfristiger Studienvorhaben in Rom lehnte das Ministerium für Cultus und Unterricht ab.[38] Mehr Erfolg hatte Sickel erst in einer Privataudienz bei Kaiser Franz Joseph I. am 20. Juni 1381: Der Kaiser sagte ihm aus seinem Privatvermögen eine finanzielle Unterstützung von 4000 Gulden für ihn und zwei Stipendiaten zu.[39] Aus-

---

d'Innocent IV, Bd. 1, Paris 1884, S. 1; C. Pietri/P. Boutry/F. C. Uginet, La Scuola Francese di Roma, in: Vian (Hg.), Speculum mundi (wie Anm. 25) S. 215–237; A. Vauchez, La Scuola Francese di Roma e l'apertura dell'Archivio Segreto Vaticano, Archivio della Società Romana di Storia Patria 100 (1977) S. 166–172.

[38] Gindely hatte 1879 einen Antrag gestellt, *um, von 15 Lohnschreibern begleitet, eine Razzia in das eben eröffnete Vatikanische Archiv zu unternehmen, natürlich zum Zwecke, die böhmische Geschichte und insbesondere die des 17. Jahrhunderts aufzuklären*, vgl. Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 50. Sickel dagegen beantragte 1881 die Fortführung eines Projekts, das der Schweizer Gymnasialprofessor Eutych Kopp im Jahr 1858 angeregt hatte: Er hatte die Geschichte der ersten Habsburger erkunden und dazu die Vatikanischen Archivbestände von 1292 bis 1308 sichten wollen, vgl. J. E. Kopp (Hg.), Geschichte der eidgenössischen Bünde. König Rudolf und seine Zeit. Mit Urkunden, Die Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reiches, 1. bis 4. Buch, König Rudolf und seine Zeit, Leipzig 1845–1871. Sickel wollte das Projekt bis 1320 fortführen und beantragte dazu beim Ministerium finanzielle Mittel für sich und zwei Stipendiaten.

[39] Dies bestätigt ein Schreiben des Kaisers an seinen Fondsdirektor vom 29.06.1881, abgedruckt in Goldinger, Eröffnung (wie Anm. 32) S. 47. Dem Kultusminister berichtete Sickel in einem Brief vom 19.07.1881 über seine erfolgreiche Kaiseraudienz, abgedruckt in Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 201–203.

schlaggebend für seine Entscheidung scheinen nationalistische Interessen des Monarchen gewesen zu sein: Denn Sickels Aufzeichnungen zufolge interessierte sich Kaiser Franz Joseph besonders für die römischen Forschungsvorhaben der deutschen und französischen Regierungen und regte daraufhin selbst die Frage eines österreichischen Engagements in Rom an.[40] Mit dieser privaten kaiserlichen Stiftung begab sich Sickel im Herbst 1881 nach Rom, um die päpstlichen Register aus der Zeit Rudolfs von Habsburg zu studieren. Als Stipendiaten wählte er den Innsbrucker Universitätsprofessor Ferdinand Kaltenbrunner und Adolf Fanta vom Institut für Österreichische Geschichtsforschung, die beide im November 1881 in Rom eintrafen.

Bis 1890 blieb das Österreichische Institut in Rom noch ein Provisorium. Die von ihm benötigten Gelder bewilligte Franz Joseph weiterhin aus seinen privaten Mitteln: Ab 1883 setzte er sie auf jährlich 5000 Gulden fest. Für die Vergabe der Stipendien war das Kultusministerium zuständig, wobei das Institut für Österreichische Geschichtsforschung – und damit insbesondere Sickel als dessen Leiter – ein Vorschlagsrecht besaß. Das Institut selbst verfügte in Rom noch über keine festen Räumlichkeiten: Jeden Herbst mieteten Sickel und seine Stipendiaten in Rom neue Wohnungen für sich und ihre Arbeitsunterlagen bis Ende Juni an. Analog zum äußeren Mangel einer dauerhaften Residenz fehlte dem Institut bis 1893 ein festes inter-

[40] *Auf meine Versicherung hin, daß nach meinen Erfolgen und Eindrücken an des Papstes dies-bezüglichen Absichten nicht zu zweifeln sei, regte der Kaiser sofort die Frage nach einer Betheiligung Oesterreichs an der Forschung im Vatikanischen Archive an und erklärte, ... diese Angelegenheit selbst in die Hand nehmen zu wollen. Und sofort machte er damit Ernst, indem er sich über alles zu informieren suchte. Was war seitens anderer Regierungen geschehen? Hatte ich da Deutschland und Frankreich zu nennen, ... so wollte der Kaiser über die Organisation und das Wirken der Ecole [Française de Rome] unterrichtet werden*, vgl. Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 51f. Laut Sickels Bericht geht die Inititaive zu einer österreichischen Beteiligung an den vatikanischen Archivstudien vom Kaiser aus: Dies erscheint glaubwürdig, da Sickel wohl anderenfalls seine eigene Initiative in seinen Memoiren für sich selbst vorteilhaft dargestellt hätte. Die Orientierung des österreichischen Forschungs- und Wissenschaftsbetriebs am preußischen Bildungsmodell untersucht ausführlich R. Meister, Entwicklung und Reformen des österreichischen Studienwesens, Teil 1: Abhandlung, Wien 1963, S. 1–275.

nes Regelstatut, das seine Strukturen und Aufgaben klar umschrieben hätte: Erst mit dessen Erlass waren das Mittelalter und die Frühe Neuzeit als vorrangige Forschungsschwerpunkte für die römischen Archivstudien festgesetzt.[41] Besonders kennzeichnend für den provisorischen Charakter war die Tatsache, das Sickel die Leitung des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung und des römischen Instituts bis 1890 von Wien aus in Personalunion weiterführte. Dem römischen Forschungsinstitut fehlte nicht nur eine kontinuierliche Verwaltungsspitze vor Ort: Vielmehr blieb es auch eng an das Wiener Institut angegliedert bzw. ihm untergeordnet. Während seiner Abwesenheit aus Rom beauftragte Sickel einen Stellvertreter mit der kommissarischen Institutsleitung: Dieser hatte aber bei weitem nicht denselben administrativen Stellenwert wie ein dauerhafter Institutsleiter. Trotz dieses insgesamt provisorischen Charakters hat Sickel bereits bei der Wahl seines Studienprojekts im Jahr 1881 an eine dauerhaft besetzte Forschungsstation in Rom gedacht.[42]

Für seine historischen Studien und für die Arbeiten des Österreichischen Instituts und seiner Stipendiaten legte Sickel besonderen Wert auf die Historischen Hilfswissenschaften und die Methodik.[43] In enger Absprache mit seinem Assistenten Kaltenbrunner lehnte er eine Ausdehnung der österreichischen Forschungstätigkeiten auf die Antike ab. Stattdessen wollten sich beide vorrangig dem Mittelalter widmen: Wegen der gut ausgebildeten Editionstradition in Österreich erkannten sie für diese Epoche spezifische komparative Forschungsvor-

---

[41] Das Statut von 1893 ist abgedruckt in Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 243–246. Rudolf, Österreichisches Historisches Institut (wie Anm. 31) S. 13, verweist darauf, dass das Statut schon seit 1883 gültig gewesen sei. Zur Konsolidierung des römischen Forschungsinstituts trug es aber erst wirksam bei, als es Kaiser Franz Joseph am 01.09.1893 definitiv bestätigte.

[42] Für dieses Vorhaben sprach er sich bereits im Brief an das Kulturministerium vom 19.07.1881 aus, abgedruckt in Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 201–203.

[43] Sickel hatte mehrere Jahre an der Pariser École des Chartes verbracht. Seine dort erlernten hilfswissenschaftlichen Kenntnisse gaben 1856 den Ausschlag für seine Ernennung zum Dozenten der historischen Quellenkunde und der Paläographie, wie ein Brief des Grafen Thun an Kaiser Franz Joseph und das kaiserliche Ernennungsschreiben von 1856 belegen; beide abgedruckt in Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 463–466.

teile im Vergleich zu ihren deutschen Historikerkollegen.[44] Durch das Stipendiatensystem und die enge Verzahnung mit dem Institut für Österreichische Geschichtsforschung diente das römische Forschungsinstitut in hohem Maße der wissenschaftlichen Nachwuchsausbildung: Qualifizierte Jungakademiker sollten in Rom vor Ort die Chance bekommen, ihre Projekte voranzutreiben und dabei durch ihre Arbeitspraxis ihre hilfswissenschaftlichen Kenntnisse vertiefen.[45]

Auch nachdem das römische *Istituto Austriaco* im Oktober 1890 eine dauerhafte Residenz in der Via della Croce bezogen hatte, führte es das Stipendiatensystem mit nunmehr drei Stipendiaten pro Jahr weiter. Ab 1893 erklärte sich das Kultusministerium für die Finanzierung des Instituts zuständig: Damit wurden die österreichischen Romforschungen ab sofort aus staatlichen Geldern unterstützt.[46] Zu ihrer weiteren Konsolidierung trug Sickels Entscheidung von 1891 bei, seine amtliche Personalunion aufzulösen: Fortan wollte er sich ausschließlich der Leitung des römischen *Istituto Austriaco* widmen. Er trat deshalb als Direktor vom Wiener Institut für Österreichische Geschichtsforschung zurück und arbeitete als Institutsleiter dauerhaft vor Ort in Rom.

Das Verhältnis des Österreichischen Instituts zur vatikanischen Archivleitung war in erster Linie durch Sickels persönliche Kontakte geprägt. Seit der Veröffentlichung seiner Studie über das Kirchenprivi-

[44] Dies belegt ein Brief Kaltenbrunners an Sickel vom 14. 11. 1881, abgedruckt in Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 343f. Das Statut von 1893 hat diesen zeitlichen Forschungsauftrag im § 4 offiziell festgeschrieben, vgl. ebd., S. 243. Zu den spezifischen Leistungen der österreichischen Historiographie vgl. F. Fellner, Geschichte als Wissenschaft. Der Beitrag Österreichs zu Theorie, Methodik und Theorien der Geschichte der Neuzeit, in: Ders., Geschichtsschreibung (wie Anm. 22) S. 36–91.

[45] Gemäß des Statuts des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, abgedruckt in E. von Ottenthal, Das K.k. Institut für Österreichische Geschichtsforschung 1854–1904. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens, Wien 1904, S. 84–90, war die gezielte methodische und hilfswissenschaftliche Förderung des akademischen Nachwuchses neben der Erforschung der Geschichte des österreichischen Staates ein besonderer Schwerpunkt. Ab 1895 schrieb der Archivrat die Staatsprüfung am Wiener Institut als Zulassungsvoraussetzung für alle staatlichen Archive vor.

[46] Vgl. das Statut des Österreichischen Historischen Instituts in Rom vom Jahre 1893, abgedruckt in Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 243–246.

leg Ottos I. von 962 waren der Papst und der vatikanische Archivpräfekt Josef Hergenröther ihm gegenüber aufgeschlossen.[47] Auch zum Unterarchivar Heinrich Denifle stellte Sickel ziemlich schnell ein gutes persönliches Verhältnis her.[48] Insgesamt bestand Sickel stets auf einem persönlichen Alleinvertretungsanspruch des *Istituto Austriaco* gegenüber der österreichisch-ungarischen Botschaft und gegenüber dem Vatikan: Dies ließ er insbesondere jene Stipendiaten spüren, die ohne sein Wissen und Einverständnis den direkten Kontakt zur vatikanischen Archivleitung suchten.[49] Da Sickel als Institutsleiter zudem auch die Korrespondenz zum Wiener Institut für Österreichische Geschichtsforschung sowie zum Kultusministerium allein unterhielt, war die Organisationsstruktur des Österreichischen Instituts in Rom ausgesprochen zentral auf seine Person konzentriert. Hinzu kam, dass Sickel bis zu seinem Rücktritt im Jahr 1901 über 20 Jahre hinweg die

[47] Leo XIII. lobte Sickel bei einer privaten Papstaudienz für seine Forschungen, vgl. ebd., S. 56–63. Als Reaktion darauf gewährte ihm der Archivpräfekt Hergenröther trotz des immer noch geltenden Verbots Sixtus' V. Zutritt zu den Archivräumen und gestattete ihm Sonderprivilegien wie die Nutzung der archivalischen Indizes und Repertorien, vgl. ebd., S. 39–45, 97–99. Auch zu Hergenröthers Nachfolger Msgr. Ciasca suchte Sickel den direkten Kontakt: Um das österreichische Institut zu empfehlen, verschaffte er ihm gleich nach seiner Ernennung im Jahr 1890 die Ehre einer Privataudienz bei Kaiser Franz Joseph in Wien. Dieser begrüßte ihn umgehend als neuen Archivpräfekten, wovon sich Ciasca sehr angetan und geschmeichelt zeigte, vgl. ebd., S. 108–110.

[48] Trotzdem wahrten beide ihre unterschiedlichen Interessen: So erklärte Denifle bei einer gemeinsamen Besprechung mit Sickel, er müsse als guter Katholik und treuer Papstdiener das *Istituto Austriaco* bekämpfen, obwohl er es selbst als Österreicher willkommen heiße. Er kritisierte Sickel nicht als Protestant, sondern warf ihm mangelnden Respekt gegenüber der heiligen Würde des Papstes vor. Als Anlass hierfür nennt Sickel die ungenügend frankierte Postkarte eines österreichischen Stipendiaten an das Geheimarchiv, für die der Vatikan Strafporto bezahlen musste, vgl. ebd., S. 159–161.

[49] Belege für Sickels Alleinvertretungsanspruch gegenüber dem Vatikan liefern die Episoden des griechischen Historikers Konstantin Christomachos und einiger Stipendiaten, die sich als Gäste des *Istituto Austriaco* ohne Sickels Wissen Zugang zum Vatikanischen Archiv verschaffen wollten, vgl. ebd., S. 195f. Laut Sickels Aufzeichnungen haben sich insbesondere polnische und tschechische Stipendiaten seinen Anordnungen widersetzt und damit Konflikte innerhalb des *Istituto Austriaco* ausgelöst, vgl. ebd., S. 153–156.

Leitung des römischen Instituts innehatte: Im Vergleich zu den anderen Forschungsinstituten in Rom war damit der Aufbau des Österreichischen Historischen Instituts von einer langen personellen Kontinuität an der Spitze geprägt. Wegen Sickels Rücktritt und der Berufung Ludwig Pastors zu seinem Nachfolger, aber auch wegen eines neu in Kraft getretenen Statuts kann das Jahr 1901 als Ende der Aufbauphase des römischen *Istituto Austriaco* gelten.[50]

Zu den Publikationsschwerpunkten des Österreichischen Historischen Instituts in Rom in seinen ersten 20 Jahren zählen Editionen diplomatischer Korrespondenzen, päpstlicher Akten und Einzelurkunden sowie Quellenmaterialien zur Geschichte der habsburgischen Kaiser. Schon Sickels erstes Forschungsgesuch von 1879 war eng auf die Geschichte des habsburgischen Herrscherhauses ausgerichtet. Mit dieser inhaltlichen Ausrichtung spiegeln die österreichischen Romforschungen generelle Tendenzen in der damaligen österreichischen Historiographie wieder: Sie legte insgesamt großen Wert auf positivistische Methodik und hilfswissenschaftliche Kenntnisse, befasste sich vorrangig mit politikgeschichtlichen Themen und behandelte den politischen Staat als historisches Phänomen.[51]

4. Ähnlich wie in Österreich spielten auch in Preußen einerseits die Forschungsinteressen der nationalen Geschichtswissenschaft, andererseits nationalistische Rivalitäten eine entscheidende Rolle bei der Überlegung, ein historisches Institut in Rom zu gründen.[52] Da das

---

[50] Das neue Statut ist abgedruckt in ebd., S. 246–249. Im Gegensatz zum früheren Statut verlängert es die Ernennungsdauer des römischen Institutsleiters von drei auf fünf Jahre und präzisiert seine amtlichen Befugnisse bei der Auswahl der Stipendiaten.

[51] Eine übersichtliche Zusammenfassung der Forschungsschwerpunkte bieten L. Santifaller, Vorwort, in: Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 5f.; Sickel, Bericht (wie Anm. 9) S. 4–13.

[52] Den Einfluss nationalistischer und borussianistischer Tendenzen im deutschen Wissenschaftsbetrieb des 19. Jh. untersuchen W. Hardtwig, Von Preußens Aufgabe in Deutschland zu Deutschlands Aufgabe in der Welt. Liberalismus und borussianistisches Geschichtsbild zwischen Revolution und Imperialismus, in: Ders., Geschichtskultur (wie Anm. 21), S. 103–160; Georg G. Iggers, Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Ge-

Istituto Austriaco als erste neugegründete Forschungseinrichtung in Rom schon 1881 seine Arbeit aufgenommen hatte, hatten die preußischen Politiker und Historiker bereits ein konkretes Vorbild, an das sie ihre eigene Institutsgründung im Jahr 1888 exemplarisch anlehnen konnten.

Die Aktivitäten der römischen École Française und des Österreichischen Instituts, aber auch die Pläne der Görres-Gesellschaft zur Gründung einer eigenen Forschungseinrichtung veranlassten vier namhafte Berliner Historiker – Heinrich von Sybel, Wilhelm Wattenbach, Georg Waitz und Julius von Weizsäcker – am 23. April 1883 zu einer schriftlichen Eingabe an das preußische Kultusministerium: Darin beantragten sie die Errichtung einer „Historischen Station" in Rom, um die in den vatikanischen Archiven befindlichen Dokumente bestmöglich für die Forschung zu erschließen und zu veröffentlichen.[53] Als weitere Aufgaben einer solchen Institution formulierten sie zudem die sachkundige Beratung und Unterstützung für die im Vatikanischen Archiv arbeitenden deutschen Historiker, aber auch die wissenschaftliche Erschließung weiterer italienischer Archive und Quellensammlungen. Damit knüpften die vier Unterzeichner an die hohen Erwartungen auf reichhaltige archivalische Schätze aus dem Vatikanischen Geheimarchiv an, die seit Anfang der 1880er-Jahre in der deutschen Öffentlichkeit kursierten.[54] Gleichzeitig verwiesen sie in ihrem Schreiben auf analoge Institutsgründungen und laufende Rom-Forschungsprojekte anderer Staaten – namentlich Bayern, Frankreich und Österreich – und warnten, Preußen dürfe sich *von anderen Staaten nicht überholen lassen, die Förderung gerade der deutschen Geschichtsforschung in Rom nicht an andere abtreten.* Getreu dem damals in der Geschichtsschreibung etablierten borussia-

---

schichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart, Wein–Köln–Weimar 1997, S. 86–162.

[53] Ein Exemplar dieses Schreibens von Sybel, Wattenbach, Waitz und von Weizsäcker befindet sich im DHI-Archiv, Akten der akademischen Kommission bzw. des Kuratoriums für das Preußische Historische Institut in Rom (fortan AKK) 1, fol. 1r–3r.

[54] Eine erste öffentliche Beschreibung des vermuteten Status quo in den vatikanischen Archiven findet sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 17.05.1880; ein Exemplar im DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 2v–4r.

nistischen Tenor unterstellten sie Preußen als größtem deutschem Staat ein besonderes Sendungsbewusstsein zur Erforschung der deutschen Geschichte.[55] Den finanziellen Aufwand für die geplante Historische Station in Rom bezifferten sie auf jährlich 6000 Mark.

Die Errichtung einer solchen Historischen Station sollte allerdings noch einige Jahre dauern. Zwar übernahm das Kultusministerium die von den Antragstellern angeführte borussische Argumentation, um den finanziellen Mittelbedarf für das Projekt offiziell zu rechtfertigen. Doch die preußische Finanzverwaltung lehnte den Antrag mehrfach ab.[56] Daraufhin wandten sich die vier Unterzeichner an die Akademie der Wissenschaften, um von dort weitere Unterstützung für ihre Pläne in Form eines offiziellen akademischen Votums und wohlwollender wissenschaftlicher Gutachten der renommierten Historiker Max Duncker und Theodor Brieger zu erhalten.[57] Doch wiederum sprach sich die Finanzverwaltung mit Verweis auf die angespannte Haushaltslage gegen das Projekt aus.[58] Stattdessen regte von Schlözer als preußischer Gesandter beim Vatikan Anfang 1886 die alternative Idee an, eine Historische Station in Rom als integrierte Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts zu gründen: Da die-

---

[55] *Es erscheint wie selbstverständlich, dass Preußen an der Spitze des neuen deutschen Reiches stehend, sich dem Beruf nicht entziehen kann, die Geschichte des alten Reiches deutscher Nation mit seinen unvergleichlichen Mitteln aufzuhellen*, vgl. das Schreiben von Sybel, Wattenbach, Waitz und von Weizsäcker vom 23.04.1883 (wie Anm. 53).

[56] Eine übersichtliche Zusammenstellung des Schriftverkehrs zwischen Kultusministerium, Finanzverwaltung und der Berliner Akademie liefert Burchardt, Preußisches Historisches Institut (wie Anm. 28) S. 339–341.

[57] In den Sitzungsprotokollen vom 24.05. und vom 30.05.1883 beauftragte die Preußische Akademie Duncker mit der Anfertigung eines Gutachtens. Dieses legte er am 07.06.1883 vor: Er plädierte darin für eine historische Station in Rom und führte die École Française als Vorbild an, vgl. DHI-Archiv, AKK 1, fol. 4r, 5r, 6r–9v. Briegers Memorandum von 1884, das ebenfalls auf die École Française und das Österreichische Institut verweist und bereits Vorschläge für konkrete Forschungsprojekte einer zukünftigen Preußischen Historischen Station in Rom nennt, befindet sich im DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 8r–17v.

[58] Dies belegen zwei Schreiben des Kultusministeriums an von Sybel vom 28.12.1884 und vom 07.02.1885, die eine Aufnahme der geplanten historischen Station als festen Haushaltsposten für die Jahre 1884/85 und 1885/86 ablehnen, vgl. DHI-Archiv, AKK 1, fol. 10r, 11r.

ses bereits eine Einrichtung des Deutschen Reiches war, wäre diese Variante für den preußischen Staatshaushalt finanziell besonders günstig gewesen. Zudem verwies der Berliner Historiker Konrad Schottmüller abermals auf die Forschungstätigkeiten österreichischer und französischer Historiker in Rom und erklärte die alleinige Förderung der Archäologie als nicht mehr zeitgemäß im direkten internationalen Vergleich.[59] Neben Schottmüller, der später der erste Leiter der Preußischen Historischen Station wurde, konnte sich auch Kronprinz Friedrich für diesen Vorschlag begeistern. Doch die Reichsregierung zeigte sich wenig angetan und reagierte kühl-abwehrend: Das preußische Kultusministerium scheiterte wiederum mit einem neuen Antrag für das Projekt.[60]

Erst 1887 gelang den Befürwortern einer Historischen Station in Rom der Durchbruch: Mit der Unterstützung des preußischen Außenministeriums stellten sie einen neuen Antrag und formulierten bescheidenere Ansprüche. So sollte nur ein hauptamtliches Mitglied vor Ort in Rom arbeiten und die gesamte Einrichtung nicht als selbstständiger Posten im preußischen Etat erscheinen, sondern über einen Dispositionsfonds finanziert werden.[61] Zudem führten sie nun auch politische Überlegungen an und nahmen Bezug auf das römische *Collegium Germanicum*: Sie befürchteten, dass dort die deutschen Gelehrten zu einer einseitigen Ausbildung gelangen könnten und hielten die Errichtung einer Historischen Station als wissenschaftliches Gegenstück zu dieser theologischen Hochschule für dringend notwen-

[59] Dies führt Schottmüller in einem Schreiben an Bismarck vom 26. 02. 1886 an, vgl. DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 20–23. Zum Plan eines historisch-archäologischen Reichsinstituts vgl. DHI-Archiv, Reg. 12, fol 7r., 34r–v.

[60] In einem Antwortschreiben auf Schottmüllers Eingabe vom 26. 02. 1886 erklärt die Kaiserlich Deutsche Botschaft, den Vorschlag zu prüfen, das Kaiserlich Deutsche Archäologische Institut zu einem Kaiserlich Historischen Archäologischen Institut zu erweitern, vgl. DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 24r–v. Zum Interesse des Kronprinzen Friedrich vgl. Schottmüllers Schreiben an Schlözer vom 08. 10. 1886, DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 25r–26v. Den Plänen, das DAI um eine historische Abteilung zu erweitern, widmet sich Burchardt, Preußisches Historisches Institut (wie Anm. 28) S. 340f.

[61] Dieser Vorschlag verlieh dem gesamten Projekt einen deutlich provisorischeren Charakter, vgl. ebd., S. 341. Erst Ende 1889 erhielt die Historische Station in Rom den Titel Historisches Institut, vgl. ebd., S. 343.

dig.[62] Im Januar 1888 konnte das Kultusministerium schließlich die Aufnahme des Projekts in seinen Etat mit jährlich 6000 Mark offiziell bestätigen.[63] Obwohl das Finanzministerium die weitere Unterstützung der Station in den nachfolgenden Jahren nie in Frage stellte, entzündeten sich immer wieder kontroverse Debatten um ihre Finanzierung: Sie entstanden einerseits aus dem Interesse der Preußischen Akademie, die Kontrolle über das Institut und damit über ihren eigenen Besitzstand zu wahren. Andererseits aber wurde dem römischen Institut eine hohe Bedeutung für die gesamte deutsche Geschichte beigemessen, weshalb einige Politiker und Historiker immer wieder seine Finanzierung durch die Reichsbehörden vorschlugen.[64]

Nach dieser finanziellen Zusage seitens der staatlichen Behörden widmete sich die Preußische Akademie der Wissenschaften den zukünftigen organisatorischen Strukturen der neuen Einrichtung. Im April 1888 verabschiedete sie mit Billigung des Kultusministeriums ein Statut für die Historische Station in Rom: Diesem zufolge war ihre Hauptaufgabe *die wissenschaftliche Erforschung deutscher Geschichte zunächst im Vatikanischen Archiv, sodann in den übrigen italienischen Archiven und Bibliotheken.*[65] Die Leitung der neuen

---

[62] Diese Ängste finden sich schon in Schottmüllers Schreiben an Schlözer vom 08.10.1886, vgl. DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 25r–26v. Erste politische Überlegungen zur Gründung einer römischen Forschungsstation hatte das preußische Kultusministerium bereits 1884 gegenüber dem Finanzministerium angeführt: In einem Schreiben warnte es davor, die Aufarbeitung der vatikanischen Archivalien – allem voran der Dokumente zur Reformationsgeschichte – bedenkenlos den österreichisch-katholischen Gelehrten zu überlassen, vgl. ebd., S. 338.

[63] Das Schreiben des Kultusministeriums vom 19.01.1888 befindet sich im DHI-Archiv, AKK 1, fol. 12r; eine erneute Bestätigung vom 28.04.1888 ebd., fol. 31r+v; Konzeptionen der Berliner Akademie zur jährlichen Folgefinanzierung der römischen Station vom Juni 1888 ebd., fol. 55r–60r.

[64] Bis 1898 finanzierte das preußische Kultusministerium das römische Institut, danach fand es seinen Platz im preußischen Staatshaushalt im Ressort der Archivverwaltung. Der Spagat eines preußischen Instituts, das prinzipiellen Anspruch auf die Erforschung der gesamten deutschen Geschichte erhob, spiegelte sich somit auch in den Finanzdebatten wieder.

[65] Eine Reinschrift des Statuts vom 09.04.1888 befindet sich im DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 41r–42r, Entwürfe ebd., fol. 27r–v; AKK 1, fol. 17r, 18r. Berichte über das Statut erschienen im Popolo Romano (10.5.1888) und in der Vossischen Zeitung (11.05.1888), vgl. DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 28r.

Einrichtung übernahm eine dreiköpfige akademische Kommission, deren Vorsitz Sybel als Generaldirektor der preußischen Archive innehatte. Dieser Berliner Kommission, die quasi als Aufsichtsrat fungierte, war der Erste Sekretär der Historischen Station vor Ort in Rom zur Rechenschaft verpflichtet.[66] Diese institutionelle Verfassungsstruktur begünstigte bereits vor Aufnahme der wissenschaftlichen Arbeit in Rom im Herbst 1888 das Aufbrechen gegenläufiger Interessen zwischen der Berliner und der römischen Ebene: Während Sybel und die übrigen Mitglieder der akademischen Kommission von den Mitarbeitern der römischen Station möglichst viele Quellenrecherchen und -publikationen erwarteten, versuchten diese vor Ort ihre Arbeitsbedingungen durch mehr Gelder für eine eigene Bibliothek und durch Kontakte zu anderen Gelehrten zu verbessern. Dass das Statut ausdrücklich kein Stipendiatensystem wie im Österreichischen Institut vorsah, zeigt, wie hoch der Berliner Erwartungsdruck auf schnelle Forschungsergebnisse aus Rom war: Die Historische Station sollte nicht erst der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses dienen, sondern möglichst effektiv edierte Quellenmaterialien von bereits genügend qualifizierten Fachkräften liefern.[67]

Insgesamt behielten die staatlichen Behörden und die Berliner Akademie gemäß dem Statut eine machtvolle Stellung: Ihnen blieb die Genehmigung sämtlicher Personalentscheidungen vorbehalten. Im Gegensatz zum Österreichischen Institut, dessen Leiter Sickel – in

---

[66] Diese eng auf die Berliner Akademie zentrierte Verfassungsstruktur hatte bereits der erste Entwurf der vier Historiker von 1883 vorgesehen, vgl. Anm. 53; Friedensburg, Preußisches Historisches Institut (wie Anm. 9) S. 19. Der Titel Erster Sekretär erscheint in den Archivakten auch häufig als Sekretar: Ein Direktor des römischen Instituts ist erst ab der Ära Kehr schriftlich verzeichnet.

[67] Interessanterweise hatten Schlözer und Schottmüller noch 1886 im Zuge ihrer Idee einer historischen Abteilung beim DAI ein Stipendiatensystem vorgeschlagen, vgl. Friedensburg, Preußisches Historisches Institut (wie Anm. 9) S. 26. Über Schottmüllers Ideen zur Konzeption einer römischen Forschungs-station informiert sein schriftlicher Bericht vom 03.07.1888, vgl. DHI-Archiv, AKK 1, fol. 92r–100r. Zu den Interessengegensätzen zwischen den Berliner Akademiemitgliedern und den römischen Institutsmitarbeitern vgl. R. Elze, Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988, in: Ders./Esch: Deutsches Historisches Institut (wie Anm. 27) S. 1–31, hier 4.

Personalunion zudem Leiter des Wiener Instituts für Österreichische Geschichtsforschung – direkt mit dem Kultusministerium verhandelte, waren die administrativen Kommunikations- und Entscheidungsprozesse bezüglich der römischen Forschungsstation in Preußen differenzierter: Die Verhandlungen zwischen dem Ersten Sekretär in Rom und dem Kultusministerium erfolgten indirekt über den Leiter der akademischen Kommission.[68] Dies zeigt, dass der Erste Sekretär der Preußischen Station im Vergleich zu seinem österreichischen Amtskollegen einen geringeren administrativen Spielraum besaß. Die relative Schwäche seiner amtlichen Position verstärkte sich zudem durch mehrere personelle Wechsel bis 1901, während dagegen die 20-jährige römische Amtszeit Sickels von 1881–1901 eine hohe personalpolitische Kontinuität garantierte und die Position des österreichischen Institutsleiters in Rom – insbesondere bei den Verhandlungen zwischen Forschungsinstituten und Vatikanischer Archivverwaltung – zusätzlich stärkte. Erst im Zuge der großen Reformdebatte von 1901 erhielt das Preußische Historische Institut ein neues Statut und mit Paul Kehr als Direktor eine mit mehr Amtskompetenzen ausgeprägte Führungsspitze.[69] Insofern scheint es auch für dieses römische Institut gerechtfertigt, die Jahre zwischen 1888 und 1901/03 als Aufbauphase zu betrachten.

Als vorrangige Forschungsgebiete des römischen Instituts hatte die Berliner Dreierkommission bereits 1888 die Edition der Nuntiaturberichte aus Deutschland als Schwerpunkt der wissenschaftlichen Ar-

---

[68] Dies bezeugt ein Vergleich des intensiven Schriftverkehrs zwischen dem Preußischen Institut und der akademischen Kommission in Berlin, der heute im römischen DHI-Archiv lagert, mit dem analogen Schriftverkehr zwischen Sickel und dem österreichischen Kultusministerium. Um nicht allzu offen als politisches Sprachrohr des Staates zu erscheinen, hatte das preußische Kultusministerium bereits 1883 eine enge Bindung des römischen Instituts an die Akademie der Wissenschaften favorisiert, vgl. Burchardt, Preußisches Historisches Institut (wie Anm. 28) S. 338f.

[69] Als Erste Sekretäre des Preußischen Institus amtierten in Rom Konrad Schottmüller (1888–90), Ludwig Quidde (1890–92), Walter Friedensburg (1892–1901), Aloys Schulte (1901–1903) und Paul Kehr (1903–15). Zur Reformdebatte von 1901 vgl. Schubert, Auseinandersetzungen (wie Anm. 29) S. 383–454; Burchardt (wie Anm. 28) S. 357–379; Elze, Deutsches Historisches Institut (wie Anm. 67) S. 8–11.

beit definiert. Anfang der 1890er-Jahre entwickelte sie zudem das Projekt eines *Repertorium Germanicum*, das als spezielles Inventar alle vatikanischen Archivalien zur deutschen Geschichte erfassen sollte.[70] Der Fokus des Forschungsinteresses lag jedoch eindeutig auf diplomatischem Quellengut, das Aufschlüsse zur neueren deutschen Geschichte – insbesondere zur politischen Geschichte im Zuge der neuzeitlichen Staatsbildung – geben sollte.[71] Da die Forschungsinteressen des Österreichischen Instituts in Rom ähnlicher Natur waren und die Unterscheidung zwischen „deutscher" und „österreichischer" Geschichte noch viele Fragen und Unklarheiten aufwarf, waren zukünftige Auseinandersetzungen zwischen beiden Instituten über eine inhaltliche und zeitliche Abgrenzung ihrer Projekte schon zu diesem frühen Zeitpunkt absehbar.

5. Als einziges der drei hier betrachteten historischen Institute ist das Römische Institut der Görres-Gesellschaft bis heute eine private Forschungseinrichtung, deren Gründung im Jahr 1888 ohne staatliche Unterstützung erfolgte. Träger des Instituts war und ist die Görres-Gesellschaft, die sich auf ihrem Gründungstag am 24. Januar 1876 in Koblenz mit dem Ziel konstituierte, umfassende Wissenschaftsförderung in verschiedenen Disziplinen zu betreiben, ohne dabei eine allzu apologetische Position zugunsten der katholischen Religion einzunehmen.[72] Zwar war die Görres-Gesellschaft als katholische Organi-

[70] Dies belegt das Sitzungsprotokoll der akademischen Kommission vom 04.03.1888, vgl. DHI-Archiv, AKK 1, fol. 16r. Material zur Konzeption des *Repertorium Germanicum* enthält das DHI-Archiv Reg. 29; AKK 5. Zur Planung und Finanzierung vgl. Burchardt (wie Anm. 28) S. 350–353.

[71] Ein Instruktionspapier der Preußischen Akademie der Wissenschaften vom 03.07.1888 beauftragte den Ersten Sekretär der römischen Forschungsstation explizit, archivalische Quellenmaterialien zur Geschichte des preußischen Staats und der Hohenzollern-Dynastie zu beschaffen, vgl. DHI-Archiv, AKK 1, fol. 56r–v. Ähnliche Überlegungen, vorrangig *Zollerana* und *Marchio-Borussica* im Rahmen der Nuntiaturberichte zu bearbeiten, äußerte Schottmüller bereits am 19.03.1888 schriftlich gegenüber Sybel, vgl. ebd., fol. 23r–v. Zu den Forschungsfeldern des Preußischen Instituts vgl. auch Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 41f.

[72] Diesen Gedanken formulierte der Domdekan Heinrich auf der ersten Generalversammlung der Görres-Gesellschaft am 06.06.1876 in Frankfurt: *Durch ein*

sation in selbstbewusster Opposition zur protestantisch geprägten Reichsregierung während des sogenannten Kulturkampfes in Deutschland entstanden. Doch ihr Hauptanliegen war keine katholische Apologie, sondern die Beseitigung des vermeintlichen Gegensatzes zwischen (katholischer) kirchlicher Lehre und wissenschaftlicher Forschung: Durch die Förderung wissenschaftlicher Projekte und Forschungsvorhaben sollte die katholische Glaubenslehre aus ihrer apologetisch-defensiven Position befreit und auf eine neue wissenschaftlich fundierte Grundlage gestellt werden.[73] Die programmatischen Absichten der Görres-Gesellschaft stießen bei den Päpsten Pius IX. und Leo XIII. auf offene Zustimmung: Beide werteten sie als wichtigen Beitrag zur Verbreitung und Verankerung der katholischen Glaubensinhalte in der Gesellschaft.[74]

---

bescheidenes und verständiges Wirken manches anregen, anderes fördern und unterstützen, und so ein schwaches Werkzeug in der Hand der alles vermögenden Vorsehung sein ... Absolut fremd ist uns die Aufregung der Politik, fern bleibe uns auch leidenschaftliches Schulgezänk, vgl. Spael, Görres-Gesellschaft (wie Anm. 23) S. 17.

[73] Dies zeigt ein öffentlicher Aufruf des sogenannten Koblenzer Komitees der Görres-Gesellschaft vom März 1876: *An alle Gesinnungsgenossen richten wir daher unseren Aufruf, ... daß zwischen der Lehre der Kirche und den Ergebnissen echter Wissenschaft kein wahrer Widerspruch bestehen kann, vielmehr Glaube und Wissenschaft einander wechselseitig fördern und ergänzen*, vgl. Cardauns, Görres-Gesellschaft (wie Anm. 9) S. 8f. Damit verfolgten die Gründungsmitglieder ein umfassendes Wissenschaftsprogramm, das weit über die eigentliche Theologie hinausgriff und sich auch der historischen Forschung zuwandte. Zum Verhältnis von Religion und wissenschaftlicher Historiographie vgl. F.-M. Kuhlemann, Mentalitätsgeschichte. Theoretische und methodische Überlegungen am Beispiel der Religion des 19. und 20. Jahrhunderts, in: W. Hardtwig/H.-U. Wehler (Hg.), Kulturgeschichte heute, Göttingen 1996, Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 16, S. 182–211; U. Köpf, Kirchengeschichte oder Religionsgeschichte? Gedanken über Gegenstand und Aufgabe der Kirchengeschichte um 1900, in: F. W. Graf/H. M. Müller (Hg.), Der deutsche Protestantismus um 1900, Gütersloh 1996, S. 42–66.

[74] Pius IX. verfasste am 14.08.1876 ein Breve, in welchem er der neu gegründeten Gesellschaft seinen apostolischen Segen erteilte, *damit die wissenschaftlichen Studien den verderblichen Einflüssen des Rationalismus entzogen und den Prinzipien der Einen katholischen Wahrheit entsprechend gestaltet werden*, vgl. Spael, Görres-Gesellschaft (wie Anm. 23) S. 17. Sein Nachfolger

So ist es keineswegs verwunderlich, dass in den Reihen der Görres-Gesellschaft schon kurz nach ihrer offiziellen päpstlichen Unterstützung, nach der Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs für historische Forschungen und nach der Ansiedlung erster ausländischer Institute in Rom die Idee zur Gründung eines eigenen römischen Forschungsinstituts aufkam. Ein weiteres wichtiges Motiv hierfür scheint die parallel wachsende Bedeutung des Priesterkollegs beim *Campo Santo Teutonico* für historische und archäologische Forschungsarbeiten gewesen zu sein, die mit dem Pontifikat Leos XIII. einsetzte: Einige Gründungsmitglieder und Stipendiaten der Görres-Gesellschaft wie Ludwig Pastor hatten sich dort bereits zu Forschungszwecken aufgehalten und die Nähe zum Vatikanischen Archiv und zur Vatikanischen Bibliothek für ihre eigenen wissenschaftlichen Quellenrecherchen genutzt.[75] Die ersten Pläne der Görres-Gesellschaft von 1884 zur Förderung wissenschaftlischer Studien in Rom zielten zunächst noch auf die Gründung einer Handbibliothek für deutsche Historiker am *Campo Santo*. Doch bereits im selben Jahr warb Georg von Hertling als Gründer der Görres-Gesellschaft für seine Idee, ein eigenes Institut für Geschichtswissenschaft in Rom *etwa nach Analogie des Römischen Archäologischen Instituts* einzurichten.[76] Dieser Vorstoß ist keineswegs unabhängig von den damaligen wissenschaftspolitischen Rahmenbedingungen entstanden: *Bereits sind einzelne Staaten damit vorgegangen, Institute für Geschichtswissenschaft in Rom zu errichten. Wenn es aber nun ohne Zweifel eine Ehrenpflicht der Katholiken ist, daß sie vor allem hier Fuß fassen und die Bearbeitung der Geschichte mit den Mitteln und auf dem Schauplatze des christlichen Rom als die Kinder des Hauses selbst in die Hand nehmen,*

Leo XIII. begrüßt in einem Breve vom 04. 12. 1878 das Vorhaben, *die Wissenschaften der Norm des katholischen Glaubens gemäß zu pflegen und einmütig feststehend auf dem Grunde der kirchlichen Lehre die Wahrheit gegen die verderblichen Irrtümer dieser Zeit nach Kräften zu verteidigen*, vgl. ebd., S. 22.

[75] Die Bedeutung des *Campo Santo Teutonico* als Zentrum der wissenschaftlichen, insbesondere der kirchengeschichtlichen Forschung für Geistliche und Laien erörtert Gatz, Römisches Institut (wie Anm. 34) S. 5.

[76] Jahresbericht der Görres-Gesellschaft von 1884, S. 11, zit. ebd., S. 6; vgl. auch DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 5r.

ist es dann wohl ein allzu kühner Gedanke, daß hier die Görres-Gesellschaft eintreten und die Initiative zur Errichtung eines solchen römischen Instituts für Geschichtsforschung ergreifen solle?[77] Hauptmotive waren also zum einen das Vorbild und die Konkurrenz zu anderen staatlichen Forschungsinstituten, zum anderen eine Rückbesinnung auf die gesellschaftliche Bedeutung der katholischen Grundwerte und schließlich eine allgemeine Faszination für Rom als Zentrum der (katholischen) Christenheit: Aus dieser dreifachen Mischung heraus leitete die Görres-Gesellschaft eine besondere Legitimität für ihre eigene römische Institutsgründung ab.

Allerdings verzögerten zwei grundlegende Probleme die schnelle Realisierung der Institutspläne: die Frage der Finanzierung und die Suche nach geeigneten Räumlichkeiten vor Ort in Rom. Für beides zeichnete sich ab dem 26. September 1887 eine Lösung ab, als Monsignore Anton de Waal, Rektor des römischen *Campo Santo Teutonico*, vorschlug, das geplante Institut im dortigen Priesterkolleg zu errichten. Als entscheidende Vorteile führte er den geringen finanziellen Aufwand und die Nähe zum Vatikan an.[78] Die Görres-Gesellschaft akzeptierte dieses Angebot und eröffnete schließlich 1888 ihr Römisches Institut im *Campo Santo Teutonico*. Zuvor hatten ihre Mitglieder eine Stiftung eingerichtet, um die langfristige Finanzierung des Instituts sicherzustellen.[79]

Damit war das Römische Institut von Anfang an räumlich und organisatorisch eng mit dem Priesterkolleg des *Campo Santo* verbunden. Eng angegliedert blieb es aber auch an die in Deutschland residierende Führungsspitze der Görres-Gesellschaft: Eine neu geschaffene Kommission trat ab 1889 zusammen und befasste sich mit allen

[77] Jahresbericht der Görres-Gesellschaft von 1885, S. 6, zit. ebd., S. 6.

[78] Ebd., S. 7; E. Gatz, Anton de Waal (1837–1917) und der Campo Santo Teutonico, Freiburg 1980, S. 76. Der *Campo Santo Teutonico* befindet sich direkt neben dem Petersdom auf vatikanischem Territorium. Im Vergleich zu anderen römischen Forschungsinstituten liegt das Römische Institut der Görres-Gesellschaft damit in unmittelbarer Nachbarschaft zum Vatikanischen Geheimarchiv.

[79] Den Ausführungen von Gatz, Römisches Institut (wie Anm. 34) S. 6, zufolge hätte die angespannte Haushaltslage der Görres-Gesellschaft im Jahr 1885 ein eigenes römisches Institut nicht finanzieren können: Ihre Einnahmen beliefen sich auf 30303,60 Mark bei insgesamt 1759 Mitgliedern.

Angelegenheiten, die das Institut in Rom betrafen.[80] Als Mitglied dieser Kommission vertrat Johann Peter Kirsch das Römische Institut gegenüber dem Vatikanischen Archiv. Im Vergleich zu den anderen beiden deutschsprachigen historischen Instituten verfügte das Institut der Görres-Gesellschaft anfangs noch über keinen in Rom ansässigen Direktor, auch wenn die Kommission ihre jährlichen Rechenschaftsberichte von Deutschland aus als leitendes Komité, später als Leiter und schließlich als Direktor unterzeichnete. Zugleich unterhielt die Görres-Gesellschaft in ihrem römischen Institut ein Stipendiatensystem mit kurzfristiger, schnell wechselnder Besetzung vor Ort. Diese personalpolitisch instabile Konstellation drohte zu einer verwaltungstechnischen Krise auszuarten, da eine personelle Kontinuität in Rom angesichts einer Zunahme der Forschungsprojekte und der wachsenden Konkurrenz zu anderen römischen Instituten mit der Zeit immer dringender wurde. Erst ab 1894 lässt sich eine zunehmende Konsolidierung des Römischen Instituts beobachten: Nun regelte eine Geschäftsordnung die Arbeit der in Rom weilenden Stipendiaten. Zudem erhöhte das in jenem Jahr begonnene Editionsprojekt zum Konzil von Trient den Personal- und Koordinationsbedarf vor Ort.[81] So scheint mit der Ernennung von Stephan Ehses zum festen Institutsleiter im Jahre 1895 nach den ersten Gründungsjahren eine organisatorisch gefestigtere Phase zu beginnen.

Die Satzung für das Römische Institut der Görres-Gesellschaft definierte die Erforschung und Publikation der in den vatikanischen Archiven und Bibliotheken lagernden Quellen zur allgemeinen und deutschen Kirchengeschichte als Hauptaufgabe. Daneben sollten junge, katholische Historiker – Geistliche wie Laien – die Möglichkeit zum methodischen Arbeiten und zur Veröffentlichung ihrer Forschungsergebnisse erhalten.[82] Das Institut selbst sollte *die histori-*

---

[80] Jahresbericht der Görres-Gesellschaft von 1889, vgl. ebd., S. 6.

[81] Die Edition erschien unter dem Titel Concilium Tridentinum. Diariorum, actorum, epistulatorum, tractatorum nova collectio, hg. von der Görres-Gesellschaft, Freiburg 1901–38, Ndr. 1964–67.

[82] So definiert es Art. 1 der Satzungen für das Römische Institut der Görres-Gesellschaft, vgl. Archiv des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft [RIGG], Akten 1, Fasz.1: Allgemeines 1876–1901. Für eine Veröffentlichung neuer historischer Studien standen zum einen die Römische Quartalsschrift,

schen Arbeiten der römischen Stipendiaten fortan nach einem einheitlichen Plan ... organisieren und ... zunächst nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen Ausgaben wichtiger Geschichtsquellen aus den römischen Sammlungen vorantreiben.[83] Damit bestanden für die zukünftigen römischen Studien zwar inhaltliche Zielvorgaben, aber noch kein konkretes Forschungsprojekt. Die in den nachfolgenden Jahren veröffentlichten Publikationen beschäftigten sich insbesondere mit kirchengeschichtlichen Themen.

Zwar behandelte das Römische Institut ebenfalls historische Themen mit nationalem Hintergrund für die deutsche Geschichte wie beispielsweise die Rolle der katholischen Kirche in Deutschland: Doch insgesamt fehlte ihm ein ausgeprägter (national)staatlicher Fokus, wie ihn die staatlich unterstützten Institute Preußens und Österreichs besaßen. Dafür waren die Mitarbeiter des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft umso aufgeschlossener gegenüber kirchengeschichtlichen Themen mit konfessionellem oder dogmatischem Hintergrund, wie die von ihnen veröffentlichten Publikationen zeigen. Trotz dieser unterschiedlichen Forschungsinteressen bestand aber auch zwischen dem privaten Institut der Görres-Gesellschaft und den staatlichen Instituten Preußens und Österreichs ein hohes Konfliktpotenzial: Für einige Publikationsprojekte beanspruchten alle drei Forschungseinrichtungen dieselben Quellenmaterialien.

6. Die Gründungs- und Aufbauphase aller drei deutschsprachigen Forschungsinstitute in Rom bis zur Jahrhundertwende war von einigen einschneidenden internen und externen Konflikten geprägt. Zu den internen Konflikten zählten einerseits die Auseinandersetzungen innerhalb eines römischen Instituts, d. h. zwischen den Institutskollegen vor Ort, andererseits aber auch zwischen den in Rom tätigen Mitarbeitern und den ihnen bei- oder übergeordneten Politikern und Gelehrten in Deutschland und Österreich: Sie spielten sich innerhalb eines nationalen Wissenschaftsbetriebs ab. Externe Konflikte umfassten dagegen Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen römi-

---

die der Campo Santo ab 1887 herausgab, zum anderen aber auch das seit 1880 erscheinende Historische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft zur Verfügung.

[83] Gatz, Römisches Institut (wie Anm. 34) S. 7.

schen Instituten oder aber zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Akademien: Sie traten somit zwischen verschiedenen nationalen Wissenschaftsbetrieben auf. Auslöser dieser Konflikte waren häufig Streitfragen über persönliche Amtskompetenzen und über die inhaltliche Abgrenzung laufender Forschungsprojekte: Insofern dienten sie einer klärenden Bestimmung des eigenen institutionellen Selbstverständnisses der römischen Forschungsinstitute. Im folgenden sollen die verschiedenen internen und externen Konflikte nicht einfach deskriptiv nachgezeichnet, sondern vor allem auf die ihnen zugrundeliegende Bedeutung nationaler und konfessioneller Rivalitäten hin untersucht werden.

Zwischen den Mitarbeitern und Stipendiaten des Österreichischen Instituts zeichneten sich Konflikte entlang der nationalen Trennungslinien ab: Während die ungarische Reichshälfte seit 1882 ein eigenes römisches Institut unterhielt, arbeiteten gegen Ende der 1880er-Jahre am *Istituto Austriaco* neben den deutschsprachigen Gelehrten auch Tschechen und Polen mit der Absicht, Quellendokumente aus den römischen Archiven für ihre nationale Geschichtsschreibung zu sammeln und zu veröffentlichen. Selbstbewusst forderten sie von Sickel eine völlige Gleichstellung mit den deutschsprachigen Stipendiaten in allen Rechten und Pflichten, die dieser ihnen auch zugestand.[84]

[84] Zur Geschichte des ungarischen Instituts in Rom vgl. L. Pásztor, L'Istituto Storico Ungherese a Roma e il vescovo Vilmos Fraknói, Archivio della Società Romana di Storia Patria 100 (1977) S. 143–166; ebenso ein Brief Sickels an das Kulturministerium vom 04. 12. 1885 über sein Verhältnis zu den polnischen und ungarischen Historikern in Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8), S. 205–220. Zahlreiche Materialien zur Geschichte der sogenannten polnischen und böhmischen Expedition am römischen Istituto Austriaco lagern im ÖHI-Archiv, 1.19, Fasz. 10 (Akten II). Auf polnischer Seite entwarf die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Krakau bereits ab 1885/86 den Plan, zur Aufarbeitung der mittelalterlichen Geschichte Polens im Rahmen des *Monumenta Poloniae Historica*-Projekts Historiker nach Rom zu entsenden, vgl. eine entsprechende zweisprachige Notiz der Krakauer Akademie im ÖHI-Archiv, ebd. In Böhmen machte sich ab 1886/87 der Prager Landesarchivar Anton Gindely für eine tschechische Rom-Expedition stark: *Es unterliegt nicht dem letzten Zweifel, daß es für die Geschichte Böhmens von hervorragender Bedeutung wäre, wenn die reichen Archivschätze der römischen Kurie durchforscht und Abschriften aus denselben angefertigt würden*, vgl. den Bericht einer Kommission des böhmischen Landtags vom 27. 10. 1886 im ÖHI-

Dennoch kritisierte Sickel diese Vorstöße und wertete sie als gezielte partikularistische Provokationen zur Untergrabung seiner Autorität. Offen forderte er die polnischen und tschechischen Stipendiaten zu mehr Disziplin und Gehorsam gegenüber seiner Institutsleitung auf. Seine Beweggründe hierfür scheinen aber weniger in persönlichen Ressentiments gegenüber den nationalen Minderheiten zu liegen. Stattdessen bangte er wohl eher um eine möglichst machtvolle Position des Österreichischen Instituts gegenüber den anderen konkurrierenden Forschungseinrichtungen in Rom und befürchtete eine institutsinterne Schwächung des eigenen Forschungsbetriebs – nicht ohne Grund, wie beispielsweise die Führungskonflikte zwischen Sickel und der Historischen Landeskommission des Königreichs Böhmen zeigen.[85] Am vorhandenen Quellenmaterial lassen sich keine nationalen Vorbehalte Sickels gegenüber polnischen und tschechischen Stipendiaten nachweisen: In seinen Beschwerden über ihr Verhalten finden sich keine nationalistischen Bemerkungen, sondern stets formale individuelle Ermahnungen ohne nationalistischen Tenor.[86]

Während diese Konflikte zwischen Gelehrten verschiedener Nationen vor Ort am Österreichischen Institut mehrfach aufbrachen, geriet Sickel als Institutsleiter persönlich während seiner gesamten

---

Archiv, ebd.; ebenso die dort lagernden Zeitungsberichte des Prager Abendblatts Nr. 9 vom 09.01.1887, S. 4, und Nr. 80 vom 08.04.1887, S. 4. Ein Schreiben des Prager Landesarchivars Anton Gindely an die böhmischen Stipendiaten vom 17.12.1890 verlangte ihre rechtliche Gleichstellung mit den Österreichern bezüglich aller Schadensersatz-Regelungen, der Pflicht zur Abfassung von Berichten und der organisatorischen Hilfe durch den Institutsdirektor Sickel, vgl. ÖHI-Archiv, 1.6 (Akten 1890/91). Zur Geschichte der polnischen Rom-Forschungen vgl. B. Bilinski, I polacchi nell'Archivio Vaticano e il primo trentennio dell'Expeditio Romana (1886–1916), in: Vian (Hg.): Archivio Segreto Vaticano (wie Anm. 25) S. 37–90; Ders., La „Expeditio Romana" dell'Academia Polacca di Scienze e Lettere nel 1886, Archivio della Società Romana di Storia Patria 100 (1977) S. 129–134.

[85] Im März 1894 traten Differenzen zwischen Sickel und der Historischen Landeskommission des Königreichs Böhmen auf, da die tschechischen Gelehrten ihre edierten Archivalien bereits veröffentlichen wollten, vgl. ÖHI-Archiv, 1.8, Fasz. 1 (Akten 1893/94).

[86] Zu Sickels kritischem Verhältnis zu polnischen und tschechischen Stipendiaten vgl. Sickel: Erinnerungen (wie Anm. 28) S. 153–156; 166, 207–216; ÖHI-Archiv, 1.9, Fasz. 2 (Akten 1897/98), fol. 45; vgl. ebenso Anm. 84.

Amtszeit immer wieder in die Kritik der Wiener Öffentlichkeit: Einige Vorwürfe richteten sich gegen seine protestantische Konfession, andere gegen seine rheinländische – also nicht-österreichische – Herkunft.[87] Im Zuge der Debatte von 1900 um seine Amtsnachfolge warfen ihm kritische Stimmen Nachlässigkeit und Versäumnisse in seiner Institutsleitung vor: Sie orientierten sich dabei am Preußischen Institut als Vorbild und stützten ihren Vergleich mitunter auch auf nationalistische Argumente.[88] Zwar bleibt offen, wie repräsentativ diese Meinungen für die gesamte öffentliche Diskussion waren: Trotzdem zeugen sie von der hohen nationalen Bedeutung, die Teile der österreichischen Öffentlichkeit dem römischen Institut und seiner Forschungstätigkeit beimaßen.

Eine ähnliche Debatte entzündete sich zur selben Zeit auch in Preußen: Als 1901 im Zuge der engen Verbindung des römischen Instituts mit der preußischen Archivverwaltung der Königsberger Archivrat Joachim als Erster Sekretär nach Rom gehen sollte, erschien in der Münchner Allgemeinen Zeitung ein anonymer Aufsatz des Göttinger Professors Paul Kehr, der Joachims Ernennung und seine protestantische Konfession heftig kritisierte und darüber hinaus grundlegende Reformen und Umgestaltungen für das Preußische Historische Institut forderte. Seine Kritik richtete sich gegen die angebliche Konzeptionslosigkeit und übertriebene Spezialisierung der römischen Institutsmitarbeiter sowie gegen qualitative und quantitative Mängel ihrer Editionsarbeit: Er verlangte eine Abkehr von der weiteren Ordnung und Systematisierung archivalischer Quellenmaterialien und forderte im Gegenzug, die Editionstätigkeiten durch die schnelle Einrichtung eines Stipendiatensystems auszuweiten.[89] Die Diskussion

---

[87] Zu den Vorwürfen gegen Sickel vgl. Ders., Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 81–83, 147–152, 491–495. Für seinen nicht freiwilligen Rücktritt sprechen auch Formulierungen wie *Als wir uns endlich schweren Herzens von Rom trennen mussten* (ebd., S. 152) und *Die in den letzten Monaten gemachten Erfahrungen* in seinem Rücktrittsschreiben vom 19.01.1901 (ebd., S. 242).

[88] Kritische Äußerungen zu Sickels Kurs und zum vermeintlichen Rückstand des Österreichischen Instituts im internationalen Vergleich zusammengefasst bei Sickel, ebd., S. 488–490, 496f.; Pastor, Tagebücher (wie Anm. 8) S. 184.

[89] Kehrs Zeitungsbericht „Das Preußische Historische Institut in Rom“ vom 11.01.1901 befindet sich im DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 199r–200v. Zu seiner

spitzte sich zu, als sich drei Marburger Historiker und rund 600 weitere Fachkollegen in einer schriftlichen Eingabe an den Reichskanzler Kehrs Kritik anschlossen und die Umwandlung des Preußischen Historischen Instituts in ein Reichsinstitut forderten. Sie verwiesen zudem auf einen vermeintlichen wissenschaftlichen Vorsprung des Österreichischen Instituts: *Inzwischen haben wir den Ruhm, die seit Jahrhunderten umstrittenen Urkunden für die mittelalterlichen Beziehungen zwischen den Päpsten und den Kaisern aufzuspüren, die bis dahin völlig vernachlässigte Diplomatik der Papsturkunden zu begründen, und die ersten sicheren Kenntnisse von der päpstlichen Verwaltungs- und Finanzwirthschaft des späten Mittelalters zu gewinnen, dem Vorstande des österreichischen Instituts und seinem Kreise überlassen.*[90]

Auf der anderen Seite verteidigte der noch amtierende Erste Sekretär Friedensburg den bisherigen Kurs seiner römischen Institutsleitung. Gemeinsam mit der akademischen Kommission wies er den Vorwurf eines vermeintlichen Vorsprungs der Österreicher zurück: Da Sickel von 1881 bis 1888 in Rom lediglich private Vorarbeiten begonnen und diese im Rahmen der *Monumenta Germaniae Historica*, nicht aber als Leiter des Österreichischen Instituts angefertigt habe, sei ein Vergleich des Preußischen mit dem Österreichischen Institut erst ab 1888 zulässig. Zudem datiere die letzte bedeutsame Studie der Österreicher noch aus dem Jahre 1889.[91] Rückenwind erhielt er von seinem Fachkollegen Michael Tangl, der die relativ späte Ansiedlung des Preußischen Instituts in Rom keineswegs als Nachteil, sondern als eindeutigen Vorteil deutete: Ihm zufolge haben die Preußen aus den ungünstigen Entwicklungen und Fehlern der anderen

---

Kritik vgl. auch Schubert, Auseinandersetzungen (wie Anm. 29) S. 387–390; Tellenbach, Preußisches Historisches Institut (wie Anm. 27) S. 399–404.

[90] Zit. aus einer Stellungnahme der Preußischen Akademie zu den Vorwürfen im DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 106r–121v.

[91] Zur Marburger Eingabe und ihrer Resonanz in den deutschen Historikerkreisen vgl. Schubert, Auseinandersetzungen (wie Anm. 29) S. 399–404. Friedensburgs Verteidigungsschrift „Die Hetze gegen das historische Institut in Rom“ vom 24.03.1901 wird im DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 194r–195r aufbewahrt. Dokumente zur weiteren Reformdebatte um das Preußische Institut von 1901 befinden sich im DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 194r–202r.

zuvor gegründeten Forschungsinstitute lernen können. Seine Kritik richtete sich ausdrücklich gegen das österreichische Stipendiatensystem, das überaus ineffizient und teuer sei: Die bisherige preußische Organisation der römischen Editionsarbeiten mit qualifiziert ausgebildeten Fachkräften habe sich dagegen bestens bewährt.[92]

Erst mit Kehrs Ernennung zum Direktor des Preußischen Historischen Instituts im Jahr 1903 hat sich diese große Reformdebatte von 1901 wieder beruhigt. Sie macht insgesamt zweierlei deutlich: Zum einen zeigt sie, welche nationale Bedeutung deutsche Politiker und Gelehrte um die Jahrhundertwende den römischen Forschungsarbeiten – und damit auch der historischen Wissenschaft insgesamt – beimaßen. Zum anderen werden verschiedene Wahrnehmungshorizonte zwischen der römischen und der Berliner Ebene sichtbar: Infolge unterschiedlicher Erwartungs- und Interessenlagen wurden dieselben Konflikte vor Ort in Rom und zuhause in Deutschland verschieden rezipiert. Diese beiden Beobachtungen spiegeln sich noch deutlicher in den externen Konflikten der römischen Forschungsinstitute mit anderen Instituten, aber auch mit der vatikanischen Archivverwaltung wieder.

Zu den schwersten externen Konflikten zwischen den römischen Instituten zählten gemeinsame Absprachen und Abgrenzungen konkurrierender Forschungsprojekte: Hier waren klare Übereinkünfte zwischen deutschen und österreichischen Gelehrten bezüglich der räumlichen, zeitlichen und inhaltlichen Aufteilung des zu bearbeitenden Quellenmaterials zu treffen. Den größten Zankapfel zwischen den drei Instituten bildete die Herausgabe der Nuntiaturberichte: Auf preußischer Seite bestanden bereits mit den ersten Plänen zu diesem wissenschaftlichen Großprojekt ab 1888 ernste Bedenken gegen die österreichische Konkurrenz, ab 1889 dann auch gegen die Konkurrenz der Görres-Gesellschaft.[93] Bis März 1889 verschlechterte sich das Ver-

[92] Tangls Stellungnahme befindet sich im DHI-Archiv, Reg. 12, fol. 122r–126r.

[93] Dies belegt ein Arbeitsbericht Schottmüllers an die akademische Kommission vom 07.10.1888, in welchem er über das Scheitern eines geplanten Sondierungstreffens mit Sickel in Wien berichtet, vgl. DHI-Archiv, AKK 1, fol. 141v–146v. Ausführlich erläuterte Schottmüller Sybel seine Besorgnis über eine preußisch-österreichische Konkurrenz bei den Nuntiaturberichten am 10.04.1889, vgl. DHI-Archiv, ebd., fol. 229r–230r. Mit Kirsch als Vertreter der

handlungsklima zwischen Schottmüller und Sickel in Rom zusätzlich, wie die wachsende Zahl persönlicher Vorwürfe in den Schriftquellen belegt.[94] Sowohl in Berlin und Wien wie auch in Rom haben bis 1890 alle Beteiligten trotz offensichtlicher Überschneidungen an ihren Forschungsinteressen festgehalten. Erst in der Ära des Ersten Sekretärs Ludwig Quidde (1890–92) fanden Verhandlungen zwischen den beteiligten römischen Instituten in Rom statt: Dabei suchten die Institutsleiter einerseits den gemeinsamen Dialog in Rom, standen aber zugleich in ständigem Kontakt mit ihren akademischen Vorgesetzten in Berlin, Wien und München. Eine Auswertung dieser schriftlichen Korrespondenz und der römischen Verhandlungsprotokolle zeigt wiederum, dass zwischen der römischen Ebene vor Ort und der nationalen Ebene zuhause eklatante Wahrnehmungsunterschiede in diesem Konflikt bestanden: So waren Quidde und Sickel in Rom trotz aller Interessengegensätze stets um ein sachliches Verhandlungsklima bemüht.[95] Dafür ernteten sie schwere Vorwürfe seitens ihrer *principals*,

---

Görres-Gesellschaft hat sich Schottmüller Anfang 1889 zu einem Sonderungsgespräch über die *Abgrenzung der beiderseitigen Arbeitsgebiete* getroffen, vgl. sein Jahresbericht an die akademische Kommission vom 11.12.1888, im DHI-Archiv, ebd., fol. 165r–168r. Die Kommission selbst befürwortete den Plan einer Abgrenzung der Arbeiten mit der Görres-Gesellschaft am 05.01.1889, vgl. DHI-Archiv, ebd., fol. 174r. Zur Edition der Nuntiaturberichte vgl. G. Lutz, Die Nuntiaturberichte und ihre Edition, in: R. Elze/A. Esch (Hg.), Das Deutsche Historische Institut (wie Anm. 27) S. 87–121, hier S. 98–101; R. Rudolf, Geschichte des Österreichischen Instituts (wie Anm. 31) S. 41–44.

[94] So schreibt Schottmüller an Sybel am 10.03.1889 über die Schwierigkeiten mit dem Österreichischen Institut: *Die schon im April vorigen Jahres Ihnen angesprochene Besorgniß, daß der Leiter des korrespondierenden österreichischen Instituts, Hofrath von Sickel, auf jede erlaubte und unerlaubte Weise die ersprießliche Thätigkeit der jungen preußischen historischen Station lahm zu legen suchen werde, hat sich auf jeder Hinsicht bestätigt.* Sickel habe abfällige Bemerkungen gegenüber Preußen geäußert, heimlich die Forschungsinteressen der preußischen Station ausspioniert und sich durch spezielle Papsterlässe Sonderkonditionen zur Bearbeitung der Materialien gesichert, vgl. DHI-Archiv, AKK 1, fol. 202r–204r. Über den österreichischen Standpunkt im Konflikt um die Nuntiaturberichte informiert Sickel: Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 222–236.

[95] Auch G. Lutz, Nuntiaturberichte (wie Anm. 93) S. 99, schreibt Quidde ein hohes Maß an „Kompromissbereitschaft“ und „Mannesmut“ in der Vermitt-

den Akademien in Berlin und Wien, die ihrerseits stattdessen nationalistische Töne anschlugen und ihre *agents* in Rom aufforderten, die nationalen Wissenschaftsinteressen gegenüber den Konkurrenten zu behaupten.[96] Die endgültige Aufteilung und Abgrenzung ihrer Forschungsarbeiten regelten schließlich das Preußische und das Österreichische Institut vertraglich am 4. Dezember 1891, das Preußische Institut und die Görres-Gesellschaft am 17. Mai 1893.[97]

---

lung zwischen Sickel und Sybel zu. Die Korrespondenz zwischen Quidde und Sickel zur Beilegung des deutsch-österreichischen Streits über die Nuntiaturberichte von 1890/91 befindet sich im DHI-Archiv, Reg. 54, fol. 170r–310r; AKK 3, fol. 53r–503v; AKK 4, fol. 4r–29v; ÖHI-Archiv, 1.6 (Akten 1890/91), 1.7 (Akten 1891/92). Die Briefwechsel zwischen dem Preußischen Institut und dem Römischen Institut der Görres-Gesellschaft zum analogen Streit über die Nuntiaturberichte von 1891/93 befinden sich im DHI-Archiv, Reg. 54, fol. 2r–55v; AKK 6, fol. 4r–173v.

[96] Insbesondere Sybel warf Quidde mehrfach vor, gegenüber Sickel nicht energisch genug für die preußischen Forschungsinteressen einzustehen, vgl. DHI-Archiv, Reg. 54, fol. 199r–200v, 209r–212r, 237r–238r. Quidde selbst wies die Vorwürfe als inhaltlich unbegründet und für die Verhandlungen kontraproduktiv zurück, vgl. ebd., fol. 176r–182r, 191r–196v, 216r–218v. Selbst Sickel erklärte angesichts von Sybels Vorwürfen gegenüber seiner Person weitere Gespräche zwischen den beiden römischen Instituten für zwecklos: Darüber hinaus deutete er ähnliche Differenzen zwischen dem Österreichischen Institut und der Wiener Akademie der Wissenschaften an, vgl. DHI-Archiv, Reg. 54, fol. 220r–v, AKK 3, fol. 177r–v. Dass ähnliche Wahrnehmungsunterschiede bei der Görres-Gesellschaft nicht im selben Umfang wie bei den anderen beiden Instituten auftraten, lässt sich mit der speziellen Verwaltungsstruktur ihres Römischen Instituts erklären: Da sein kollektiver Vorstand in Deutschland residierte, fehlte vor Ort in Rom eine mit dem Preußischen oder dem Österreichischen Institut vergleichbare Führungsspitze.

[97] Die Verträge über die gemeinsame Aufteilung der Nuntiaturberichte zwischen dem Preußischen und dem Österreichischen Institut bzw. zwischen dem Preußischen Institut und dem Römischen Institut der Görres-Gesellschaft befinden sich im DHI-Archiv, Reg. 54, fol. 309r–310r, bzw. AKK 7, fol. 208r–v. Beide Vertragstexte sind im Anhang als Dokumente 1 und 2 abgedruckt. Auf beide Vereinbarungen beziehen sich H. von Sybel, Vorrede, in: Nuntiaturberichte aus Deutschland, nebst ergänzenden Aktenstücken, Bd. 1: Nuntiaturen des Vergerio 1533–1536, Gotha 1892, Ndr. 1968, S. I–VI; T. Sickel, Vorwort, in: Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Actenstücken, II. Abteilung: 1560–1572, Bd. 1: Die Nuntien Hosius und Delfino 1560–1561, bearb. von S. Steinherz, Wien 1897, S. V–XIII; Ders., Bericht über das Istituto Austriaco di studii storici, MIÖG 13 (1892) S. 367–376, 663–667.

Auffallend bleibt, dass sich die vatikanische Archivleitung in die Konfliktverhandlungen überhaupt nicht eingemischt hat, obwohl sich die beteiligten Institute zur Untermauerung ihrer Streitpositionen auf frühere Zusagen vatikanischer Würdenträger beriefen.[98] Offiziell wahrte der Heilige Stuhl damit seine Neutralität bei der Vergabe von Forschungsaufträgen, wie es Leo XIII. 1883 in seinem Brief *Saepenumero Considerantes* gefordert hatte.[99] Dennoch wäre es ein Trugschluss zu glauben, der Vatikan habe bei der Vergabe der Quellenmaterialien an ausländische Gelehrte keine eigenen Interessen verfolgt: Einige Historiker erhielten für ihre Arbeit an vatikanischen Archivalien Sonderbedingungen seitens der Archivverwaltung zugestanden.[100] Andere suchten mit ihren Forschungsanliegen den Papst oder den Archivpräfekten zu einer Privataudienz auf, um deren Zustimmung zu bekommen. Von einer transparenten Vergabe der archivalischen Quellenmaterialien nach objektiv überprüfbaren Kriterien konnte jedenfalls keine Rede sein, zumal die Archivverwaltung das offizielle Regelwerk für die Benutzung des Vatikanischen Geheimarchivs im Motu proprio von 1884 geheimhielt. Entsprechend beklagten die Archivbenutzer die aus ihrer Sicht mangelhafte Informationslage

---

[98] Schottmüller berief sich auf eine Zusage Denifles von 1888 für alle preußischen Forschungsprojekte, vgl. DHI-Archiv Reg. Nr. 12 Bl. 30r–31v. Sybel stützte das preußische Nuntiaturprojekt auf eine Zusage Hergenröthers vom 23.02.1889, *die Acten des Archivs aus dem angegebenen Zeitraum, 1533–1585, für die Edition der Nuntiaturberichte in Deutschland zu benutzen*, vgl. DHI-Archiv, AKK 4, fol. 198r–200v. Sickel dagegen berief sich auf eine Zusage Denifles vom 29.6.1890 für sein österreichisches Editionsprojekt zu den Nuntiaturberichten, vgl. ÖHI-Archiv, 1.6 (Akten 1890/91), fol. 101.

[99] In seinem Brief *Saepenumero considerantes* vom 18.08.1883 kündigte Papst Leo XIII. gegenüber den drei Kardinälen Antonin De Luca, Johann Baptist Pitra und Josef Hergenröther seine Absicht an, das Vatikanische Geheimarchiv gemeinsam mit der Vatikanischen Bibliothek allen Forschern für historische Studien zugänglich zu machen. Der Brief ist abgedruckt in Acta Leonis XIII (wie Anm. 7) Bd. 3, S. 259–273, hier 268. Er erschien auch im Osservatore Romano am 21.08.1883 (Nr. 190), S. 1–3. Über das Gebot zur offiziellen vatikanischen Neutralität schrieb der vatikanische Unterarchivar Denifle an Sickel am 29.06.1890, vgl. Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 261f.

[100] Erinnert sei hier nochmals an die Sonderprivilegien, die der vatikanische Archivpräfekt Hergenröther gegenüber Sickel zugestand, vgl. Anm. 47.

und die willkürlichen Entscheidungen der vatikanischen Archivverwaltung.[101]

Neben dieser Politik der Zurück- und Geheimhaltung griff der Vatikan aber mitunter auch offen parteiisch und national diskriminierend in den archivalischen Forschungsbetrieb ein. Die Reichweite dieser Interventionen verdeutlichen insbesondere zwei Ereignisse: der sogenannte „Lateranüberfall" der Österreicher von 1885 und der „Nürnberger Zwischenfall" auf dem Deutschen Historikertag von 1898. Als sich Sickel und seine Mitarbeiter des Österreichischen Instituts mit Zustimmung des Lateranarchivars, aber ohne Wissen und Einverständnis des Papstes und des Archivpräfekten Zugang zum Lateranarchiv verschafften und die dort aufbewahrten Dokumente einsahen, entzog ihnen Kardinal Hergenröther die Arbeitserlaubnis im Geheimarchiv. Zwar konnten die Beteiligten das Missverständnis bereits nach wenigen Tagen aufklären: Doch dieser Vorfall hat ihnen gezeigt, wie empfindlich das Verhältnis zwischen vatikanischer Archivleitung und fremden Historikern war.[102] Ähnliche Erfahrungen haben die Mitarbeiter des Deutschen und des Österreichischen Instituts erneut nach dem Nürnberger Historikertag von 1898 machen müssen: Nachdem der Kölner Stadtarchivar Josef Hansen dort in einem Vortrag ein Programm zur systematischen Erschließung der vatikanischen Archivbestände durch deutsche und österreichische Historiker entworfen hatte, verweigerten die vatikanischen Beamten allen Mitarbeitern der beiden historischen Institute den weiteren Archivzugang. Offensichtlich fürchtete der Vatikan um seine eigene Autorität bei der Öffnung seiner Archive für die Wissenschaften.[103] Interessanterweise griffen nun beide Konfliktparteien auf nationalistische Denk- und

---

[101] Über amtliche Willkür, Korruption und andere damalige Missstände in den vatikanischen Archiven berichtet Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 106–120.

[102] Über den „Lateran-Überfall" berichtet Sickel, ebd., S. 79–85, 106f., 205–216.

[103] Einen Auszug aus Hansens Rede auf dem Nürnberger Historikertag veröffentlichte der Fränkische Kurier am 14.04.1898, vgl. ÖHI-Archiv, 1.9, Fasz. 2 (Akten 1897/98), fol. 85. Sein Wortlaut ist als Dokument 3 im Anhang beigefügt. Zum „Nürnberger Zwischenfall" vgl. auch Sickel, ebd., S. 145–147, 232–242; ÖHI-Archiv, 1.9, Fasz. 2 (Akten 1897/98), fol. 83–99; Burchardt, Preußisches Historisches Institut (wie Anm. 28) S. 354–356.

Handlungsschemata zurück: Während der Vatikan allen deutschen und österreichischen Institutsmitarbeitern – mit Ausnahme der katholischen Mitarbeiter des Görres-Instituts – den Archivzugang verwehrte, solidarisierten sich die Historiker aller drei Institute und distanzierten sich in einer gemeinsamen Erklärung von Hansens Archivplänen.[104]

Den wohl spektakulärsten Fall einer konfessionell parteiischen Einmischung des Vatikans in den archivalischen Forschungsbetrieb bildete die Vergabe der Editionsaufträge zum Konzil von Trient an die drei deutschsprachigen Institute: Ab 1893 setzte nämlich eine überraschende Wende in der vatikanischen Archivpolitik ein, die zuvor die Trienter Konzilsakten – auch nach der Öffnung des Geheimarchivs – stets zurückgehalten hatte.[105] Die Mitarbeiter und Stipendiaten der Görres-Gesellschaft hatten zu diesem Zeitpunkt noch keine Eingaben an die Archivverwaltung bezüglich der Trienter Konzilsdekrete gerichtet. Trotzdem regte Unterarchivar Denifle gegenüber Heinrich Finke, der gerade im Auftrag der Görres-Gesellschaft zu archivalischen Studien in Rom weilte, an, *daß in der Veröffentlichung der Akten des Konzils von Trient eine Aufgabe liege, welche, wie kaum eine andere, den Zielen und Absichten unseres historischen Instituts* [des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft] *entspreche, eine Aufgabe, zu der sicherlich in erster Linie katholische Forscher berufen seien, aber auch eine dringende Aufgabe, weil bereits andere Hände sich danach ausstreckten.*[106] Auffällig ist, dass die vatikanische Archivpolitik nur drei Jahre nach der ersten Forschungseingabe zum Tridentinum, die Sickel im Jahr 1890 eingereicht hatte, von einer weiteren Geheimhaltung der Trienter Konzilsdekrete abrückte: Offenbar

---

[104] Die gemeinsame Erklärung der drei Institutsleiter erschien in der Zeitung „Das Vaterland" vom 10. 5. 1898, vgl. ÖHI-Archiv, 1.9, Fasz. 2 (Akten 1897/98), fol. 84. Ihr Wortlaut ist als Dokument 4 im Anhang beigefügt.

[105] Unübertroffenes Standardwerk zur Historiographie des Konzils von Trient vor ist immer noch H. Jedin, Das Konzil von Trient, Ein Überblick über die Erforschung seiner Geschichte, Roma 1948, ergänzt durch R. Bäumer, Das Konzil von Trient und die Erforschung seiner Geschichte, in: Ders. (Hg.), Concilium Tridentinum, Darmstadt 1979, S. 3–48.

[106] G. von Hertling, Erinnerungen aus meinem Leben, Bd. 2, Kempten–München 1920, S. 163.

hatte der am Heiligen Stuhl wahrgenommene öffentliche Druck auf ihre Herausgabe inzwischen deutlich zugenommen.[107] Trotz der damaligen Ablehnung seiner Eingabe hielt Sickel an seinem Forschungsprojekt zum Tridentinum fest: Er sah sich aber als Protestant weiterhin mit konfessionellen Ressentiments vatikanischer Beamter konfrontiert, während die katholische Görres-Gesellschaft mit ihren wissenschaftlichen Zielsetzungen bereits ein besonderes päpstliches Vertrauen genoss. Insofern schien das vatikanische Vertrauen in die Mitglieder der Görres-Gesellschaft größer gewesen zu sein, die Trienter Dekrete näher an der „kirchlichen Wahrheit" aufzuarbeiten.[108]

Bereits ein Jahr später reiste Finke erneut nach Rom, um die ersten Sondierungen im Vatikanischen Geheimarchiv für eine Herausgabe der Trienter Konzilsakten vorzunehmen. Sein Bericht, den er nach seiner Rückkehr nach Deutschland dem Vorstand der Görres-Gesellschaft erstattete, bildete die Grundlage für einen offiziellen Beschluss der Gesellschaft vom Mai 1894 zur Herausgabe der Trienter Konzilsakten. Es folgte eine formelle Eingabe an Kardinal Rampolla, die Leo XIII. im Juli 1894 mit seiner offiziellen Einwilligung zur Publi-

---

[107] Zu Sickels Eingabe von 1890 vgl. ders., Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 99f.

[108] Sickels Editionsprojekt zum Tridentinum erschien schließlich mit Josef Šusta (Hg.): Die römische Curie und das Concil von Trient unter Pius IV. Actenstücke zur Geschichte des Conzils von Trient, im Auftrage der Historischen Kommission der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 4 Bde., Wien 1904–1914. Auch Jedin, Überblick (wie Anm. 105) S. 196f., sieht Denifles Anregung zu einer Edition der Görres-Gesellschaft konfessionell bedingt: Er habe damit einer Herausgabe der Trienter Konzilsakten durch den Protestanten Sickel oder durch die protestantischen Historiker des Preußischen Instituts vorbeugen wollen. Für diese Behauptung bleibt Jedin zwar eindeutige Quellennachweise schuldig: Gemessen an der besonderen Bedeutung des Tridentinums für den Vatikan und an seiner bisherigen restriktiven Archivpolitik ist sie aber durchaus plausibel. Zudem verweist eine Denkschrift der Görres-Gesellschaft von 1894 auf die strukturellen Spezifika des römischen Görres-Instituts: Im Gegensatz zu den staatlich finanzierten Forschungsinstituten in Rom, deren Mitarbeiter sich um staatliche Anstellungen bemühten, seien die Stipendiaten der Görres-Gesellschaft umso mehr auf Spenden der deutschen Katholiken – und damit auf mehr religösen Idealismus – angewiesen, vgl. Jahresbericht der Görres-Gesellschaft von 1894, S. 28–31, zit. nach Gatz, Römisches Institut (wie Anm. 34) S. 10f.

kation der Dekrete beantwortete.[109] Damit waren die formalen Verhandlungen zwischen der Görres-Gesellschaft und der vatikanischen Archivleitung abgeschlossen.

So arbeiteten ab 1894 sowohl das Österreichische Institut wie auch das Römische Institut der Görres-Gesellschaft an parallelen Editionsprojekten zum Trienter Konzil. Ergab sich daraus eine Konkurrenz oder gar eine Rivalität zwischen den Institutsmitarbeitern? Auf österreichischer Seite jedenfalls nicht, wie Sickel im Jahr 1895 der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien berichtete: *Das Vorhaben der Görres-Gesellschaft gereichte mir auch sonst zum Vortheil. Von einer Concurrenz zwischen ihren Sendlingen und mir konnte nicht die Rede sein, denn von den Acta concilii, welche sie bearbeiteten, ist ... der Briefwechsel, welchen allein und sogar in der Beschränkung auf wenige Jahrgänge ich ins Auge gefasst habe, streng geschieden. Dagegen nahmen wir uns gegenseitig die Mühe ab, jeden Band daraufhin genau zu prüfen, ob er der einen oder der anderen Kategorie angehöre.*[110] Da die beiden Forschungsprojekte für Sickel ausreichend abgegrenzt voneinander schienen, war seinen Schilderungen zufolge das Arbeitsklima zwischen beiden Instituten so harmonisch, dass die vertraglich vereinbarten Epochengrenzen für die Archivalien im gegenseitigen Einverständnis flexibel ausgelegt wurden.[111] Auch die Mitarbeiter der Görres-Gesellschaft sprachen von keiner Konkurrenz zu den Österreichern, wenngleich Merkle später die vertragliche Übereinkunft mit dem Österreichischen Institut bedauerte: *Es war und bleibt ein schwerer Verlust für das Concilium Tridentinum der Görres-Gesellschaft, daß man die Herausgabe der gesamten amtlichen Korrespondenz über die dritte Konzilstagung dem österreichischen Historischen Institut, mit dem man nur über*

---

[109] Jahresbericht der Görres-Gesellschaft von 1894 (wie Anm. 108) S. 28–31.; Gatz, ebd., S. 9; R. Bäumer, Die Erforschung des Konzils von Trient und der Campo Santo, in: E. Gatz, Hundert Jahre deutsches Priesterkollegium beim Campo Santo Teutonico 1876–1976. Beiträge zu seiner Geschichte, Freiburg 1977, S. 139–159, hier 140f.; Jedin, ebd., S. 197–200.

[110] Sickel, Römische Berichte (wie Anm. 9) I, Wien 1895, S. 8.

[111] Der Vertrag von 1891, beigefügt als Dokument 1 im Anhang, sprach den Österreichern alle Dokumente aus den Jahren 1560–1572 für ihr Projekt der Nuntiaturberichte zu.

die Nuntiaturberichte aus der Zeit 1560–1572 übereingekommen war, aus allzu weitgehender Kollegialität überließ, weil es auf seinem eigentlichen Arbeitsgebiet nicht weiterkam.[112]

Dagegen entwickelte sich eine spannungsreiche Konkurrenz zu dem Mitarbeitern des Preußischen Historischen Instituts: Diese hatten zwar kein dogmatisches Interesse an den Trienter Konzilsakten, bestanden aber auf den ihnen für die Nuntiaturberichte vertraglich zugesicherten Epochengrenzen von 1891. Den Auftakt bildete am 12. März 1894 eine Unterredung zwischen Finke und Friedensburg, in der der Vertreter der Görres-Gesellschaft dem Leiter des Preußischen Instituts das Publikationsvorhaben zum Tridentinum erstmals ankündigte: Friedensburg lehnte Finkes Plan mit Verweis auf die Überschneidungen mit dem Projekt der Nuntiaturberichte ab und warf der Görres-Gesellschaft Vertragsbruch vor. Beide Institute hielten somit an ihren Positionen fest und drängten die jeweilige Gegenseite zum Verzicht auf ihr Editionsvorhaben.[113]

Es folgten knapp zweijährige Verhandlungen, in denen besonders Friedensburg die Trienter Konzilsakten als Teil der vertraglich vereinbarten Aufteilung von 1891 wertete.[114] Finke argumentierte dagegen, die Dokumente stünden in keinem Zusammenhang zu den Nuntiaturberichten und wären damit als *terra libera* nicht Gegenstand des bilateralen Vertrags.[115] Schließlich einigten sich beide Institute am 4. Mai 1896 in einem gemeinsamen Tauschabkommen: Darin überließ die Görres-Gesellschaft dem Preußischen Institut einige Materialien der kaiserlichen Nuntiatur, während dieses im Gegenzug auf einen Teil seiner bereits erfassten und edierten Archivalien des 16. und 17. Jahrhunderts verzichtete.[116] Wiederum hatten sich letztlich

---

[112] S. Merkle, Lücken in den Protokollen des Tridentinums und ihre Ergänzung, in: Ders., Ausgewählte Reden und Aufsätze, hg. von Th. Freudenberger, Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 17, Würzburg 1965, S. 290–305, hier 305.

[113] DHI-Archiv, Reg. 54, fol. 63r–64v.

[114] So argumentierte Friedensburg mehrfach gegenüber Sybel, vgl. DHI-Archiv, Reg. 54, fol. 65r–v, 67r–70v, 81r–v, 84r–v. Die gesamte Korrespondenz zum Konflikt mit der Görres-Gesellschaft befindet sich ebd., fol. 63r–161r.

[115] Vgl. DHI-Archiv, Reg. 54, fol. 79r–80r, 82r–83v, 85r.

[116] DHI-Archiv, Reg. 54, fol. 156r–v.

die römischen Institute vor Ort auf eine Einigung verständigt, während die Akademien der Wissenschaften in Berlin und Wien nur eine untergeordnete Rolle in den Verhandlungen spielten.[117] Aus den bilateralen Verhandlungen selbst hielt sich der Heilige Stuhl zurück und bezog wiederum wie während des vorangegangenen Konflikts zwischen dem Preußischen und dem Österreichischen Institut von 1890/91 um die Nuntiaturberichte eine neutrale Position: Angesichts Denifles parteiischem Vorstoß gegenüber Finke und der hohen Brisanz, die die Trienter Archivdokumente in vatikanischen Kreisen besaßen, ist dieses Verhalten äußerst bemerkenswert.[118]

All diese Episoden zeigen, dass nationale und konfessionelle Rivalitäten für die Editionsarbeiten der historischen Institute in Rom zwischen 1881 und 1901 sehr wohl eine Rolle spielten. Die nach Rom entsandten Historiker brachten mit den Forschungsaufträgen ihrer akademischen Vorgesetzten auch individuelle Vorstellungen und Denkmuster zur nationalen Geschichte mit, die sie vor Ort gegenüber ihren Konkurrenten zu vertreten hatten. Insgesamt darf die Bedeutung nationaler und konfessioneller Rivalitäten in Rom aber nicht überbewertet werden: Während die Politiker und Akademiker in den Hauptstädten an ihren nationalgeschichtlichen Vorgaben festhielten, suchten die Mitarbeiter der römischen Institute vor Ort als Fachkollegen den klärenden Dialog und pragmatische Konfliktlösungen, die die nationalstaatlichen Trennungslinien mitunter durchbrachen. Da die überlieferten Quellen, allen voran die Schriftkorrespondenzen zwischen den Akademien und den römischen Instituten, weniger konfessionelle als nationale Rivalitäten verzeichnen, scheinen erstere für die

[117] So berichtet Friedensburg der akademischen Kommission am 10.11.1894 über eine klärende Aussprache mit Kirsch, vgl. DHI-Archiv, Reg. 54, fol. 113r–114r. Trotzdem verhandelte auch Sybel von Berlin aus mit Ehses und Kirsch von der Görres-Gesellschaft, da das kollektive Direktorium des römischen Görres-Instituts in Deutschland residierte, vgl. DHI-Archiv, ebd., fol. 116r–150r. Bereits im Mai 1895 zeichnete sich eine Einigung zwischen beiden Instituten auf einer gemeinsamen Sitzung ihrer Vertreter in Berlin ab: Doch da Friedensburg die dort getroffenen Beschlüsse nicht akzeptierte, waren weitere Verhandlungen notwendig, vgl. Jedin, Überblick (wie Anm. 105) S. 200f.

[118] Über die Neutralität des Vatikans im vorliegenden Konflikt informierte Friedensburg Sybel am 16.05.1894, vgl. DHI-Archiv, Reg. 54, fol. 88r–89v, 90r–91r, 92r–93r.

historischen Forschungsarbeiten in Rom insgesamt von geringerer Bedeutung gewesen zu sein.[119]

7. Der Versuch, die wissenschaftliche Arbeit der drei hier verglichenen historischen Forschungsinstitute zwischen 1881 und 1903 zu charakterisieren, erlaubt drei abschließende Beobachtungen.

Erstens bestanden zwischen allen drei römischen Instituten strukturelle Gemeinsamkeiten: Sie alle waren kleine Forschungsbetriebe mit nur wenigen Mitarbeitern, die entweder staatlichen oder privaten Gremien in ihren Heimatstaaten unterstellt waren. Alle befanden sie sich während des untersuchten Zeitraums in der – mitunter sehr turbulenten und konfliktreichen – Aufbauphase ihrer wissenschaftlichen Tätigkeiten. Ihre Motivation schöpften die Mitarbeiter vor Ort aus dem offiziellen Forschungsanliegen, intensive Quelleneditionen vatikanischer Archivalien zu betreiben. Hierfür spielten die zeitgenössischen positivistischen, nationalistischen und politisch restaurativen Ideen eine wichtige Rolle.[120]

Zweitens unterschieden sich die einzelnen römischen Institute nach ihrer Entstehungsgeschichte, nach der inhaltlichen Ausrichtung und dem Interessenfokus ihrer Editionsarbeiten, nach ihrer Finanzierung – staatlich oder privat – sowie nach ihrer Verfassungsstruktur und dem Grad der institutionellen Autonomie vor Ort. Während das Österreichische Institut mit Sickel einen einflussreichen Direktor in Rom hatte und durch sein Stipendiatensystem eine wichtige Ausbildungsfunktion für den akademischen Nachwuchs übernahm, etablierte sich das Preußische Institut als Arbeitsstätte für qualifizierte

---

[119] Dafür führten evangelische und katholische Presseorgane in Deutschland einen andauernden Schlagabtausch um die Zukunft des Preußischen Instituts, vgl. Burchardt, Preußisches Historisches Institut (wie Anm. 28) S. 382f. Doch auch auf der römischen Ebene traten konfessionelle Rivalitäten auf: Als Protestant war Sickel im Vatikan bis zuletzt mit konfessionellen Ressentiments konfrontiert, vgl. Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 194f. Pastor bezeichnete sich selbst als *katholischen Geschichtsschreiber* und grenzte sich von den *liberalen Reformhistorikern* ab, vgl. Pastor, Tagebücher (wie Anm. 8) S. 426.

[120] Zum Einfluss des Positivismus auf die Gründung historischer Institute in Rom vgl. Esch, Forschungsinstitute (wie Anm. 25) S. 121–123.

Fachkräfte, die in ihrer Editionstätigkeit eng an die akademische Kommission in Berlin angegliedert waren. Noch zentraler wurde das Römische Institut der Görres-Gesellschaft von seiner kollektiven Führungsspitze in Deutschland verwaltet: Durch die Vergabe von Stipendien erhob sie zudem die Ausbildung qualifizierter akademischer Nachwuchskräfte zur Hauptaufgabe.

Drittens waren nationale und konfessionelle Absichten insgesamt ein wichtiger Faktor für die Editionsarbeiten in den römischen Instituten. Dabei entstanden mitunter auch national und konfessionell begründete Rivalitäten, die aber vor Ort in Rom und in den Akademien der Hauptstädte verschieden wahrgenommen wurden: Sie sind deshalb differenziert nach zwei Ebenen – der römischen und der nationalen Ebene – zu betrachten. Auftretende Konflikte suchten die beteiligten Historiker durch bilaterale Verhandlungen und Verträge zu lösen: Da sich die historischen Institute im Rom des 19. Jahrhunderts noch nicht zu einer formalen Vereinigung zusammengeschlossen hatten, gab es zwischen ihnen noch keine institutionell gefestigten Verhandlungsmechanismen.[121] Über der gesamten Editionsarbeit hing noch bis Ende des 19. Jahrhunderts das Damoklesschwert einer erneuten Schließung des Vatikanischen Geheimarchivs: Umso bestrebter waren die Historiker, zuerst die zuständigen Politiker – mehrfach vergeblich – vom Nutzen der finanziellen Investition zu überzeugen und später in Rom unter hohem Erwartungs- und Zeitdruck möglichst viele Archivquellen für die Forschung zu sichern.[122]

---

[121] Am 30. 09. 1903 lobte Aloys Schulte gegenüber Pastor *die herzlichen kollegialen Verhältnisse, die zwischen den verschiedenen Instituten bestanden*, vgl. Pastor, Tagebücher (wie Anm. 8) S. 418. Erst 1946 schlossen sich die römischen Institute zur Unione internazionale degli istituti di archeologia, storia e storia dell'arte in Roma zusammen, vgl. R. Guasco/E. Billig/C. Nylander/P. Vian (Hg.), „Nobile munus". Origini e primi sviluppi dell'unione internazionale degli istituti di archeologia, storia e storia dell'arte in Roma (1946–1953), Roma 1996; Vian (Hg.): Speculum mundi (wie Anm. 25); Diener, Vatikanisches Archiv (wie Anm. 13) S. 74; Ders., L'Istituto Storico Germanico, Roma 1977, S. 6.

[122] Die Angst der deutschen und österreichischen Historiker vor einer erneuten Archivschließung beschreibt Sickel, Erinnerungen (wie Anm. 8) S. 120. Ihre Bedenken richteten sich vor allem gegen oppositionelle Kräfte innerhalb des Vatikans, die die Öffnung des Geheimarchivs weiterhin ablehnten, vgl. Sickel,

Welche Rolle spielten dabei nationale und konfessionelle Rivalitäten für die historischen Forschungen im Vatikanischen Geheimarchiv? Insbesondere in den Auseinandersetzungen zwischen den staatlichen historischen Instituten um konkurrierende Forschungsprojekte traten nationale Rivalitäten offen auf: Bereits die Ansiedlung der verschiedenen historischen Institute in Rom bildete einen internationalen Wettlauf um die begehrtesten Archivalien, aber auch um nationales Forschungsprestige. Konkret entstanden aber die meisten Rivalitäten aus einer Überschneidung verschiedener nationalgeschichtlicher Forschungsaufträge, die alle auf dieselben Archivquellen angewiesen waren. Hierbei ist wiederum zwischen der römischen und der nationalen Ebene zu differenzieren: Infolge verschiedener Wahrnehmungshorizonte fanden dieselben Konflikte vor Ort in den römischen Instituten und zuhause in den Akademien und Ministerien ein unterschiedliches Echo. Häufig war eine Verständigung in Form klärender Verhandlungen eher zwischen den Historikerkollegen vor Ort in Rom möglich, während die Politiker und Gelehrten in den Hauptstädten ihre *agents* in Rom zur erfolgreichen Durchsetzung nationaler Forschungsinteressen ermahnten. Dagegen spielten im Vatikan und im privat finanzierten Römischen Institut der Görres-Gesellschaft vor allem konfessionelle Absichten eine Rolle: Dies äußerte sich in einer gezielt wohlwollenden Förderung katholischer Historiker und in offenen oder verdeckten Ressentiments gegenüber protestantischen Historikern, denen die Legitimität zu bestimmten „heiklen" kirchengeschichtlichen Forschungsthemen wie dem Tridentinum abgesprochen wurde.

---

ebd., S. 132f., 141f. Besonders groß war daher die Angst bei päpstlichen Personalentscheidungen: Als Leo XIII. im Sommer 1894 die Kardinäle Capacelatro, Mazzella und Galimberti zu neuen Mitgliedern der Kardinalskommission für historische Studien und Tripepi zu ihrem Sekretär ernannte, richtete Friedrich von Weech von der Badischen historischen Commission sogleich ein Schreiben an den vatikanischen Bibliothekar Ehrle, in dem er ihn besorgt nach den zukünftigen Chancen für den Forschungsbetrieb im Geheimarchiv fragte, vgl. M. Batllori, Tras la apertura del Archivio Segreto Vaticano. Historiadores de toda Europa acuden al Padre Ehrle, in: Libro del centenario (wie Anm. 15) S. 31–54, hier 35.

Anhang

1.

Übereinkunft zwischen dem Preußischen Historischen Institut und dem Istituto Austriaco di studii storici über ihre Zuständigkeitsabgrenzung bezüglich der vatikanischen Archivalien

Rom/Berlin, 4. 12. 1891

Rom, Archiv des DHI, Reg. Nr. 54, fol. 309r–310r.

Die beiden Institute sind übereingekommen, die Nuntiaturberichte aus Deutschland bis zum Jahre 1585 und das dieselben ergänzende archivalische Material unter den folgenden Modalitäten gemeinsam zu edieren:

1. Das Königliche Preußische Institut besorgt die Edition der ersten bis zum Tode Pauls IV. 1559 zeichnenden Abtheilung, sowie die Edition der dritten, die dem Pontifikate Gregors XIII. gewidmet ist. Das Istituto Austriaco übernimmt die Edition der zweiten Abtheilung aus den Pontifikaten Pius IV. und Pius V. 1560–1572, mit der ausdrücklichen Verpflichtung, auch die Reichsangelegenheiten in vollem Umfange zu berücksichtigen.

2. Die Gemeinsamkeit der Arbeiten soll durch Gleichheit des Titels und der äußeren Gestalt der Ausgaben bekundet werden.

a. Als gemeinsamer Titel wird angenommen: „Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden diplomatischen Correspondenzen und Acten" – folgt Angabe von Abtheilungen, Bänden, Herausgebern etc. nach dem aus der Beilage ersichtlichen Schema.

b. Da die Arbeit des preußischen Instituts bereits im Druck begriffen ist, verpflichtet sich das Istituto Austriaco seiner Arbeit die gleiche Gestalt in Bezug auf Format, Papier, Druck, Verwendung der einzelnen Typengattungen und dergleichen mehr zu geben, soweit dies von der betreffenden Verlagshandlung erzielt werden kann.

3. In der inneren Einrichtung seiner Edition (Auswahl der zu druckenden Stücke, völligem oder theilweisem Abdruck derselben, Behandlung der Texte, Inhalt der Einleitungen und der Anmerkungen usw.) verfährt jedes der beiden Institute vollkommen selbständig. Jedoch wird das Istituto Austriaco bei der Auswahl des Stoffes sich stets durch die oben erwähnte Verpflichtung, die Reichsangelegenheiten in vollem Umfange zu berücksichtigen, leiten laßen und sich zu diesem Behute während der Zusammenstellung des Materials für die einzelnen Bände mit dem preußischen Institut ins Einvernehmen setzen. Sollten letzterem Ergänzungen in dieser Richtung nöthig erscheinen, so

wird das Istituto Austriaco dieselben soweit thunlich liefern, oder es wird dem preußischen Institut die nachträgliche Publikation derselben freistehen.

4. Die beiden Institute werden bei ihren Arbeiten sich gegenseitig bestens unterstützen. Jedes derselben wird aus den Ergebnißen seiner Forschungen dem anderen alle Aufklärungen, Notizen und Materialien zur Verfügung stellen, welche dessen Thätigkeit zu fördern geeignet erscheinen.

5. Das preußische Institut behält sich vor, einzelne Berichte Giovanni Delfino's aus den letzten Jahren Pius V. wegen des inneren Zusammenhanges mit den späteren in seine Edition aufzunehmen.

Rom, 1. Dez. 1891 gez. Theodor von Sickel
Berlin, 4. Dez. 1891 gez. H. von Sybel

2.

Vertrag zwischen der Görres-Gesellschaft und dem Preußischen Historischen Institut über ihre Zuständigkeitsabgrenzung bezüglich der vatikanischen Archivalien

Berlin/München, 17. 5. 1893

Rom, Archiv des DHI, Reg. 54, fol. 55r+v.

Vertrag

1. Die Görres-Gesellschaft publicirt alle Germanica aus den ersten sechs Monaten des Pontificats Martins V., d. h. aus der Zeit des Aufenthalts des Papstes in Constanz (1417 November bis 1418 Mai), erklärt dagegen, keine anderweitigen Publikationen zu veranstalten oder zu unterstützen, welche mit dem von dem Königlich Preußischen historischen Institut geplanten Repertorium Germanicum von 1378 bis 1447 collidiren könnte.

2. Das Königlich Preußische historische Institut erklärt, eine entsprechende Publikation von Acta Germanica aus der Zeit von 1447–1523 nicht veranstalten oder unterstützen zu wollen.

3. Die Görres-Gesellschaft erklärt, keine Publikationen veranstalten oder unterstützen zu wollen, welche mit der von dem Königlich Preußischen historischen Institut begonnenen Herausgabe der „Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken" aus der Zeit von 1533 bis 1559 und 1572 bis 1585 collidiren könnten.

4. Dementsprechend erklärt das Königlich Preußische historische Institut, keine Publikationen veranstalten oder unterstützen zu wollen, welche mit der von der Görres-Gesellschaft in Angriff genommenen Herausgabe von Nun-

tiaturabschriften 1585–1605 collidiren könnten. Für die Zwecke dieser Herausgabe gestattet das K[öniglich] Pr[eußische] hist[orische] Institut der Görres-Gesellschaft die Benutzung der in den Minucci-Papieren des Instituts befindlichen Nuntiaturberichten aus Deutschland mit den zugehörigen Instruktionen und Gegenschriften des angegebenen Zeitraums.

5. Beide Institute kommen überein, vor Inangriffnahme neuer zusammenhängender umfaßenderer Publikationen aus Vatikanischen Akten miteinander ihre Absichten mitzutheilen.

6. Die Königlich Preußische Archivverwaltung, welche ganz maßgeblich mit dem Königlich historischen Institut die hier aufgezählten Publikationen veranstaltet, erklärt sich mit den obigen Grundsatzungen überall einverstanden.

Der Direktor der Kgl. Preuß[ischen] Staatsarchive, zugleich als Vorsitzender der akademischen Kommission für das Kgl. Hist[orische] Institut
gez. Dr. H. von Sybel
Der Vorstand der Görres-Gesellschaft
gez. Dr. Frhr. von Hertling, lebenslanger Angehöriger und Prof. an der Universität München
gez. Dr. Hermann Grauert, Prof. an der Universität München

3.

Auszug aus einem Bericht in der Zeitung „Fränkischer Kurier" vom 14. 4. 1898 (S. 1) über den Deutschen Historikertag in Nürnberg

14. 4. 1898

Rom, Archiv des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut, Akten 1897/98, fol. 84.

Der deutsche Historikertag

(...) Es folgte eine Verhandlung über die Förderung der Ausbeutung des vatikanischen Archivs. Berichterstatter waren Professor Dr. Hansen, Stadtarchivar in Köln, und Geheimrath Dr. v. Weech, Direktor des Generallandesarchivs zu Karlsruhe. An der sich daran anschließenden Erörterung betheiligten sich die Herren Professor Dr. Bachmann: Prag, Dr. Cartellieri: Karlsruhe und Professor Dr. v. Ottenthal: Innsbruck. Es handelte sich im Wesentlichen darum, Mittel und Wege zu finden, wie die Bestände des seit etwa Anfang der Achtziger-Jahre in entgegenkommendster Weise der allgemeinen wissenschaftlichen Benützung zugänglich gemachten vatikanischen (päpstlichen) Archivs, die ei-

ner zweckentsprechenden, umfassenden Repertorisirung bisher ermangeln, am Besten für die deutsche Geschichtsforschung nutzbar gemacht werden könnten. Viel kostbare Zeit, Mühe und Arbeit gehen nach wie vor verloren, nur um eine oder auch selbst ganze Serien von Urkunden, die für irgend einem Forschungszweck in Frage kommen, aufzufinden. Deßgleichen leidet jegliche wissenschaftliche Arbeit der zahlreich nach Rom gehenden Historiker an dem Mangel einer geeigneten oder wenigstens zur richtigen Zeit offenstehenden Bibliothek. Während Professor Hansen in einem einträchtiglichen Zusammenwirken der drei historischen Institute in Rom, des preußischen, österreichischen und des Instituts der Görres-Gesellschaft die beste Lösung der schwierigen Aufgabe einer Registrirung der vatikanischen Urkundenbestände erblickte und eine Bereicherung der Bibliotheken dieser Institute durch Schenkungen aus öffentlichen und privaten Mitteln als für das römische Studium am Förderlichsten empfahl, wiesen Andere wie Geheimrath v. Weech auf die große Schwierigkeit hin, eine Einigung für diese Zwecke zu Stande zu bringen und riethen, die Geschenke von Büchern u. s. w. an die Biblioteca Vittorio Emanuele in Rom zu leiten. Wir können hier nicht näher auf diese Frage eingehen, die doch nur für Fachkreise – für diese aber allerdings ein sehr wesentliche – Interesse besitzt und deren sehr dankenswerthe Anregung auf dem Historikertage gewiß noch wohlthätige Folgen haben wird. (...)

4.

Erklärung der drei Direktoren der deutschsprachigen Institute in Rom zur Distanzierung vom Beschluss des Deutschen Historikertags zur Ausbeute des Vatikanischen Archivs (1. 5. 1898), abgedruckt in der Zeitung „Das Vaterland" vom 10. 5. 1898 (S. 5)

Rom, 10. 5. 1898

Rom, Archiv des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut, Akten 1897/98 fol. 84.

Auf dem jüngst in Nürnberg veranstalteten fünften Historikertage ist, darin stimmen alle hier eingelangten Berichte über ein, unter Anderem die Förderung der Ausbeute des Vaticanischen Geheimarchivs erörtert und dabei der Wunsch geäußert worden, daß die drei der Zeit von den Unterzeichneten geleiteten historischen Institute in Rom Alles, was sie über die Bestände des Archivs in Erfahrung bringen, gemeinsam veröffentlichen mögen, wogegen die Archivverwaltung wohl nichts einwenden werde. Da diese Verhandlung von einer Seite dahin gedeutet worden ist, daß wir mehr oder minder einverstanden seien und bereit sein würden, uns solcher Aufgabe zu unterziehen, erachten wir es als unsere Pflicht, öffentlich zu erklären:

1. daß die Verhandlung jenes Gegenstandes in Nürnberg von den genannten Instituten nicht nur nicht angeregt und befürwortet worden ist, sondern daß im Gegentheile aus unserer Mitte versucht worden ist, wenn auch erfolglos, jene Erörterung überhaupt zu verhindern.

2. daß wir uns in Anbetracht der Beschaffenheit und des Reglements des Vaticanischen Geheimarchivs nicht in der Lage befinden, bei Herstellung und Veröffentlichung orientirender Verzeichnisse der Schätze des genannten Archivs mitzuwirken.

Rom, 1. Mai 1898
Für das Oesterreichische historische Institut in Rom gez. Dr. v. Sickel.
Für das Preußische historische Institut in Rom gez. Dr. Friedensburg
Für das Historische Institut der Görres-Gesellschaft in Rom gez. Dr. Ehses

RIASSUNTO

Questo contributo intende esaminare lo sviluppo dei tre istituti storici di lingua tedesca a Roma nei primi due decenni dopo l'apertura dell'Archivio Segreto Vaticano. I tre istituti – l'Istituto Austriaco di Studi Storici, l'Istituto Storico Prussiano e l'Istituto Storico della Società di Görres – perseguirono e approfondirono, nelle indagini storiche promosse da ciascuno di essi, interessi scientifici e argomenti di studio specifici. Attraverso la comparazione tra i tre istituti, il saggio si propone di definire le rivalità nazionali e confessionali quali elementi capaci di influenzare in modo determinante gli interessi di ricerca. L'articolo fornisce brevi indicazioni sulla fondazione degli istitituti, sulle loro strutture istituzionali e finanziarie e sui loro progetti di ricerca; analizza, quindi, il compito ufficiale affidato ad ogni istituto e gli elementi di distinzione di ciascuno di essi rispetto agli altri. L'approccio metodologico tiene conto di due livelli: da una parte, il 'livello romano', esaminando l'attività di ricerca che gli storici stranieri conducevano negli istituti di lingua tedesca; dall'altra, il 'livello nazionale', mettendo in luce gli sforzi attuati dai governi e dalle accademie delle scienze a Berlino e Vienna per controllare 'dall'esterno' le ricerche storiche, effettuate a Roma. Un'indagine delle relazioni tra questi due livelli, condotta attraverso la lettura dei carteggi ufficiali tra i direttori degli istituti storici a Roma e quelli delle accademie scientifiche di Berlino e Vienna, considera la posizione di ciascun istituto rispetto allo specifico contesto della ricerca storica della propria nazione. Per rendere evidenti le rivalità nazionali e confessionali, si analizzano nel saggio i conflitti interni ed esterni sorti tra questi istituti, in particolare la competizione per ottenere le

licenze di lettura e pubblicazione delle fonti dell'Archivio Segreto Vaticano. La comparazione consente di affermare che rivalità tanto nazionali quanto confessionali sussistevano soprattutto tra le accademie scientifiche attive a livello nazionale, mentre gli istituti storici che avevano sede a Roma spesso cercavano di risolvere i conflitti attraverso la mediazione. Quanto alla Santa Sede, i collaboratori dell'Archivio Segreto Vaticano cercavano di porsi in modo ufficialmente neutrale nella valutazione delle fonti storiche, ma anche, allo stesso tempo, di favorire interessi storici, legati alla propria confessione, e quindi alla religione cattolica.

DIE REZEPTION MAX WEBERS IN ITALIEN (1906–1948)

Einige Randbemerkungen

von

INNOCENZO CERVELLI*

1. Einflüsse Webers in Italien zu seinen Lebzeiten. – 2. Erste genauere Kenntnisse der Weberschen Theorie. – 3. Die Übersetzung der „Protestantischen Ethik". – 4. Antonio Gramsci und die „Protestantische Ethik". – 5. Amintore Fanfani und die „Protestantische Ethik". – 6. Vertiefung der wissenschaftlichen Debatte in den 40er Jahren.

1. In einem Brief vom 11. Juli 1905 schrieb Karl Vossler an Benedetto Croce, er habe ein Exemplar der „Logik" *Prof. Max Weber* gegeben, *einem der besten Köpfe in Heidelberg, der in den Ferien Ihre Arbeit lesen wird.*[1] Ein Jahr später wandte sich Croce an Vossler: *Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen wegen einer Reihe von Zwischenfällen so lange nicht geschrieben und auch nicht gedankt habe für die beiden kleinen Schriften von Weber, die ich erhalten und gelesen habe. Ist das derselbe Weber, der über die Römische Agrargeschichte geschrieben hat? Bitte grüßen Sie ihn von mir und sagen Sie ihm, daß ich ihm die demnächst erscheinende Neuauflage meiner ökonomischen Arbeiten über Marx schicken werde.*[2]

* Übersetzung von Gerhard Kuck.

[1] Carteggio Croce-Vossler 1899–1949, Bari 1951, hier zitiert nach der deutschen Ausgabe: Briefwechsel Benedetto Croce–Karl Vossler, Berlin–Frankfurt a. M. 1955, S. 79; zitiert auch in D. Coli, Croce, Laterza e la cultura europea, Bologna 1983, S. 82 Anm. 79.

[2] Brief vom 12. Juli 1906, in: Briefwechsel Croce–Vossler (wie Anm. 1) S. 116, zitiert auch in Coli, Croce, Laterza e la cultura europea (wie Anm. 1) S. 82f. Anm. 79. Bei den beiden erwähnten Schriften könnte es sich handeln 1. um den zweiten Teil des Aufsatzes über Knies, „Knies und das Irrationalitätsproblem", wo Croces Ästhetik und Logik (vgl. unten, Anm. 13) zitiert wurden,

Die „Römische Agrargeschichte", die Max Weber bereits 1891 mit 27 Jahren veröffentlicht hatte, erschien 1907 wahrscheinlich auf Anregung des Althistorikers Ettore Ciccotti in Vilfredo Paretos angesehener Reihe „Biblioteca di storia economica" in italienischer Übersetzung. Pareto hatte schon im Vorwort zu dieser Reihe darauf hingewiesen, daß „die vorliegende Reihe das Werk zweier Autoren ist; doch ungleich ist der Anteil an diesem gemeinsamen Unternehmen: groß der von Prof. Ciccotti, eher beschränkt mein eigener."[3] Weber wird später im Literaturteil der erweiterten Fassung seiner Studie „Agrarverhältnisse im Altertum" (1909) auf Ciccottis „Il tramonto della schiavitù nel mondo antico" (1899) verweisen und den Einfluß hervorheben, den ein Klassiker zur Abschaffung des Sklaventums auf diese Arbeit ausgeübt hat: „(...) ferner, über die Sklaverei speziell: Cicotti's ‚Tramonto della schiavitù nel mondo antico', eine Anwendung der Gesichtspunkte von Cairnes' ‚Slave Power' auf antike Verhältnisse, die (trotz einer gewissen Unschärfe und Pointelosigkeit) zweifellos erheblichen Wert hat (...)."[4]

Die Beziehung zwischen dem deutschen und dem italienischen Soziologen beschrieb der Pareto-Kenner Giovanni Busino als ein „von

---

und 2. um die „Kritischen Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik", die eine Auseinandersetzung mit Eduard Meyer enthalten. Beide Schriften wurden 1906 gedruckt und befinden sich in Croces Bibliothek; ich danke Frau Marta Herling für die Nachprüfungen. Die zweite Auflage von B. Croce, Materialismo storico ed economia marxistica, erschien in Mailand 1907.

[3] V. Pareto, Proemio alla Biblioteca di storia economica (1903), in: Scritti sociologici e minori, hg. von G. Busino, Torino 1980, S. 242; vgl. L. Capogrossi Colognesi, Economie antiche e capitalismo moderno. La sfida di Max Weber, Roma-Bari 1990, S. 34f. (die Arbeit von Capogrossi Colognesi ist meines Wissens die beste, die es auf italienisch über den Althistoriker Weber gibt: vgl. beispielsweise das 1. Kapitel über die „Römische Agrargeschichte" und das 10. Kapitel über Max Weber und Theodor Mommsen; zur „Römischen Agrargeschichte" vgl. im übrigen auch das Vorwort von Emilio Sereni zur Mailänder Ausgabe 1967).

[4] M. Weber, Agrarverhältnisse im Altertum, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. 1, Jena ^{3}1909, S. 52–188, hier S. 183. Vgl. E. Ciccotti, Il tramonto della schiavitù nel mondo antico, Bd.1, Bari 1977, S. 31 Anm. 2 (Vorwort des Autors zur Ausgabe von 1940), S. IX und vor allem S. LVIff. zu John E. Cairnes (Einleitung von M. Mazza).

Geheimnissen umgebenes Rätsel;“[5] diese Äußerung paßt im übrigen zu der damals durchaus gängigen Annäherung der beiden Namen. Roberto Michels nannte Weber und Pareto 1934 beispielsweise „zwei zeitgenössische Kolosse, die sich nie persönlich getroffen und auch nichts voneinander gelesen hatten.“[6] Interessant ist die Formulierung in einer 1926 im „Giornale degli economisti“ erschienenen Rezension des Juristen Gustavo Del Vecchio, die Marianne Webers Biographie ihres Mannes (1926) und Karl Jaspers' Aufsatz über Weber (1921) zum Gegenstand hat: „Die in Italien vorherrschende kritische Tendenz in Philosophie, Geschichte und Ökonomie erlaubt keine problemlose Rezeption von Lehren, in denen Informationsmenge und gewagte Synthesen eine detaillierte Erarbeitung der spezifischen Zusammenhänge bei weitem übertreffen. Doch wenn einige jüngere Tendenzen anhalten, wie sie sich in großartiger Weise in Paretos Soziologie gezeigt haben, verdient es Max Weber wie nur wenige andere Autoren deutscher Zunge, daß die Italiener sich für ihn interessieren und sich mit ihm auseinandersetzen.“[7] Mit anderen Worten: Ähnlich wie bei Pareto, dessen Soziologie schließlich Eingang in die italienische Forschung gefunden hatte, könne auch gegenüber Webers Theorien trotz ihres enzyklopädisch-universalen Charakters jeder Vorbehalt aufgegeben werden. Wie der Zufall spielte, erschien in den von Ugo Spirito und Arnaldo Volpicelli herausgegebenen „Nuovi studi di diritto, economia e politica“ 1927/28 ein Aufsatz von Spirito über Vilfredo Pareto und 1931/32 die italienische Übersetzung von Webers „Protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“.

Doch zurück zu den Kontakten zwischen Croce und Weber und zum Jahr 1907: Am 13. Oktober schrieb Vossler an Croce: *Weber hat Ihr ökonomisches Buch noch nicht gelesen, weil er vorerst andere*

---

[5] G. Busino, Gli studi di Vilfredo Pareto oggi, Roma 1974, S. 317.

[6] Nuova collana di economisti stranieri e italiani, unter der Leitung von G. Bottai und C. Arena, Bd. 12: Politica ed economia, hg. von R. Michels, Torino 1934, S. XXXII (Vorwort). Michels erinnerte dann in seinem Nekrolog für Max Weber daran, daß dieser unter den zeitgenössischen Italienern allein Achille Loria und Gaetano Mosca namentlich genannt habe; vgl. Nuova Antologia, Nov.–Dez. 1920, S. 360.

[7] Zitiert nach L. Ornaghi, Stato e corporazione, Milano 1984, S. 45 Anm. 55.

Verpflichtungen hat, doch sagt er mir, daß er wahrscheinlich eine kleine Besprechung darüber schreiben wird.[8] Im Spätsommer 1908 trafen sich Weber und Croce, der „Gast bei den Vosslers" war, auf dem Internationalen Philosophen-Kongreß in Heidelberg. Croce notierte in seinen „Taccuini di lavoro" keinen Namen von ausländischen Kollegen, die er bei dieser Gelegenheit kennengelernt hatte.[9] Weber hingegen kannte vor dem Treffen in Heidelberg Croces „Estetica", die er „der Bequemlichkeit halber" in der deutschen Übersetzung von 1905 gelesen hatte, und dessen „Logica", die ihm Karl Vossler hatte zukommen lassen.[10] Beide Arbeiten erwähnte er in seinem zweiten Aufsatz über Karl Knies (1906) in „Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie" (1903–1906).[11] Außerdem besaß er Croces Schrift „Materialismo storico ed economia marxistica".[12] In einer zweiten und letzten Phase der Beziehungen zwischen Croce und Weber ging es um die italienische Übersetzung der Studie „Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland" (1918) für Laterza. Erst zehn Jahre nach dem Treffen in Heidelberg erinnerte sich Croce wieder an Weber, nach der Veröffentlichung von dessen

---

[8] Briefwechsel Croce–Vossler (wie Anm. 1) S. 127. 1907 erschien Webers Aufsatz „R. Stammlers ‚Überwindung' der materialistischen Geschichtsauffassung" und interessanterweise bezieht sich ein ganzes Kapitel von Croces „Materialismo storico ed economia marxistica" auf Rudolf Stammler; Webers Aufsatz als „Separat-Abdruck" aus dem „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" befindet sich in Croces Bibliothek (erneut danke ich Frau Marta Herling für die Nachprüfung). Weber überreichte ihn Croce möglicherweise bei ihrem Treffen von 1908 (vgl. unten Anm. 9 und 11), nachdem der deutsche Soziologe das gemeinsame Interesse für Stammler festgestellt hatte.

[9] B. Croce, Taccuini di lavoro 1906–1916, Napoli 1987, S. 122f., unter dem Datum vom 30. und 31. August und vom 1.–5. September 1908.

[10] Vgl. Anm. 1.

[11] M. Weber, Saggi sulla dottrina della scienza, eingel. und hg. von A. Roversi, Bari 1980, hier zitiert nach dem Original: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 2. durchges. und erg. Aufl. besorgt von J. Winckelmann, Tübingen 1951, S. 109, Anm. 1, und S. 123, Anm. 1 und 2. Webers Einwände gegen Croces Verständnis von „Anschauung" und „Begriff" behandele ich hier schon deshalb nicht, weil mir die philosophischen Fachkenntnisse fehlen (vgl. dazu P. Rossi, Lo storicismo tedesco contemporaneo, Torino 1956, S. 192).

[12] Vgl. Anm. 2 und 8.

Schrift „Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland"; obgleich er sie ganz offensichtlich noch nicht gelesen hatte, wollte er sich für ihre Übertragung einsetzen. In diesem Sinne schrieb er am 18. Oktober 1918 an den Verleger Giovanni Laterza: „Zwischenzeitlich habe ich gelesen, daß Max Weber, den ich persönlich kenne, einer der intelligentesten und feinsten Autoren Deutschlands, Ratgeber und Führer des neuen Kanzlers Maximilian von Baden, ein 300seitiges Buch über die Demokratie in Deutschland veröffentlicht hat. Es ist vor zwei Monaten erschienen. Es sofort zu veröffentlichen, das wäre ein Volltreffer. Ich habe schon über den Senat Schritte eingeleitet, um es zu erhalten, und vielleicht bin ich der erste in Italien, der es haben wird."[13]

Am 12. November 1918 schrieb Croce an Giovanni Laterza: „Ich schicke Ihnen Webers Buch, das ich vermutlich als erster in Italien gelesen habe. Es ist sehr wichtig, und man müßte es sofort herausbringen. Es käme ein Bändchen von 200 Seiten zustande. Wenn Ihr dort unten jemanden habt, der es für Euch übersetzt, um so besser. Ruta könnte es sehr gut übersetzen; aber er müßte es in einem Monat übersetzen; und nach und nach das Manuskript schicken (...) Ich schicke Ihnen das Exemplar von Weber, das dem ‚Senat' gehört; sorgen Sie dafür, daß man es nicht schlecht behandelt (...)."[14]

Auf dieses Plädoyer folgte fünf Tage später eine bedeutsame Wertschätzung: „Sie haben Webers Bändchen – äußerst wichtig und sofort zu übersetzen – und den Begleitbrief erhalten. Das Bändchen hat mich den wichtigsten Grund für die deutsche Niederlage erkennen lassen. Das Fehlen der parlamentarischen Freiheit hat dort die Heranbildung von ‚Politikern' verhindert, und auch die besten Beamten sind

---

[13] Benedetto Croce–Giovanni Laterza, Carteggio II: 1911–1920, hg. von A. Pompilio, Roma–Bari 2005, S. 750.

[14] Ebd. S. 756. Nach einer Information des Übersetzers Enrico Ruta hatte ihm Croce auch Webers „Wahlrecht und Demokratie in Deutschland" (Dezember 1917) zur Lektüre gegeben; vgl. M. Weber, Parlamento e governo nel nuovo ordinamento della Germania, Bari 1919, S. XVIIIf. (in Croces Bibliothek findet sich der Band „Wahlrecht und Demokratie in Deutschland" in einer Ausgabe von 1918). Ruta spielt in seiner Bemerkung auch auf „Die protestantische Ethik und der ‚Geist' des Kapitalismus" an, auch wenn der Titel nicht ausdrücklich zitiert wird.

nicht unbedingt deshalb schon Politiker, während Genies wie Bismarck nicht auf Befehl hervorkommen."[15]

Deutschland wurde seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck von ‚Beamten' (im geistigen Sinne des Wortes) regiert, hatte Weber festgestellt, aber sogleich hinzugefügt, *weil Bismarck alle politischen Köpfe neben sich ausgeschaltet hatte.*[16] Wenig später merkte er an, daß man die parlamentarische Einrichtung zwar hassen oder lieben, keinesfalls aber abschaffen könne; allerdings lasse sie sich *„politisch machtlos machen"*, *wie Bismarck es mit dem Reichstag getan hat.*[17] Zwischen dem „Fehlen der parlamentarischen Freiheit" und der unterbliebenen „Heranbildung von Politikern" auf der einen Seite und einem „Genie" wie Bismarck auf der anderen Seite bestand also ein Zusammenhang, auf den Croce in seiner sehr kurz gefaßten brieflichen Bemerkung nicht einging.[18] Sein im Brief vom 17. November 1918 ausgedrücktes Urteil über Webers Schrift ist jedoch im wesentlichen wegen der Behauptung interessant, daß er durch ihre Lektüre auf „den wichtigsten Grund für die deutsche Niederlage" gestoßen sei.

Am 20. August 1919 schrieb Croce an Vossler, er habe Weber „ein Exemplar der von mir veranlaßten Übersetzung seines Buches zukommen lassen."[19] Und zehn Monate später: „Mit aufrichtigem Schmerz habe ich vom Tode Webers gehört, der einer der besten Köpfe unserer Zeit und ein klarer Geist war. Zu diesem Schmerz kommt noch die Trauer über das, was Du über die deutschen Verhält-

---

[15] Croce–Laterza, Carteggio II: 1911–1920 (wie Anm. 13) S. 758, Brief Croces vom 17. November 1918.

[16] M. Weber, Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland, in: Ders., Gesammelte Politische Schriften, mit einem Geleitwort von Th. Heuss, hg. von J. Winckelmann, Tübingen 1971, S. 335.

[17] Ebd., S. 340.

[18] Es übersteigt den Rahmen des vorliegenden Beitrags, Croces Bismarckbild in seiner „Storia d'Europa nel secolo decimonono" (1932) näher zu behandeln und dabei auch Webers Gesamturteil über den Kanzler zu berücksichtigen; vgl. auf jeden Fall den wichtigen Hinweis auf Weber in B. Croce, Storia d'Europa nel secolo decimonono, Bari 1957, S. 292.

[19] Briefwechsel Croce–Vossler (wie Anm. 1) S. 228; vgl. auch Croce–Laterza, Carteggio II: 1911–1920 (wie Anm. 13) S. 808 und 810, jeweils Brief Croces an Laterza vom 20. August und Brief Laterzas an Croce vom 24. August 1919.

nisse sagst. Ich war gewohnt, in der Mitte Europas ein Volk zu sehen, das für alle ein Beispiel an Fleiß und Disziplin gibt. Nun, der Krieg hat dies alles zwar nicht zerstört, denke ich, aber doch unterbrochen und durcheinander gebracht. Der Schaden trifft nicht nur Euch Deutsche, sondern uns alle."[20] In einer Kurzbesprechung des kurz vorher bei Einaudi erschienenen Bandes „Il lavoro intellettuale come professione" ging Croce 1948 erneut auf seine Beziehungen zu Weber ein, aber auf eine eher einschränkende, in gewissem Sinne herabsetzende Weise, was – darüber später mehr – auf eine zwischenzeitlich gewachsene Distanz schließen läßt; sein vor dreißig Jahren gezeigtes lebhaftes Interesse für die Studie über „Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland" vergaß er dabei völlig: „Ich hatte Weber, Freund meiner Freunde und von ihnen sehr geschätzt, auf dem Internationalen Philosophen-Kongreß von 1908 in Heidelberg kennengelernt, pflegte zu ihm jedoch keine weiteren Beziehungen und verfolgte ebensowenig sein wissenschaftliches Werk; nur seine Jugendarbeit über die ‚Römische Agrargeschichte' hatte ich gelesen."[21]

2. Am 17. Dezember 1922 wandte sich Piero Gobetti mit folgenden Worten an Giovanni Ansaldo: „Ich danke Dir für Deine Studie über Weber, die mich auch deshalb sehr interessiert hat, weil mir schien, daß sich meine Ideen (und die der RL [La Rivoluzione Liberale] im allgemeinen) unter Wahrung der Proportionen ein wenig mit den Seinigen decken. Mein Lieber, solange Du derart eindrucksvolle Studien schreibst, muß ich Dir sogleich gestehen, daß ich mich immer verpflichtet, sehr verpflichtet fühle, sie zu drucken."[22]

---

[20] Briefwechsel Croce–Vossler (wie Anm. 1) S. 259, Brief Croces an Vossler vom 17. Juni 1920; zit. auch in Coli, Croce, Laterza e la cultura europea, S. 83.

[21] B. Croce, Terze pagine sparse, II, Bari 1955, S. 130: bei den „Freunden", auf die Croce hier anspielt, handelte es sich selbstverständlich um das Ehepaar Vossler. Die Bemerkung widerspricht dem, was Croce vor langer Zeit, am 12. Juli 1906, Vossler mitgeteilt habe, daß er nämlich zwei Schriften Webers erhalten und gelesen habe; vgl. oben Anm. 2. Vgl. auch die Notiz vom 27. Mai 1948 in B. Croce, Taccuini di lavoro 1946–1949, Napoli 1987, S. 200: „eine Studie von Max Weber gelesen und eine Kurzbesprechung darüber geschrieben." Vgl. ferner Coli, Croce, Laterza e la cultura europea, S. 82 und Anm. 79.

[22] P. Gobetti, Carteggio 1918–1922, hg. von E. Alessandrone Perona, Torino 2003, S. 406; zit. auch in: G. Cappai, Modernizzazione come problema

Ansaldos bekannte Schrift „La democrazia tedesca nel pensiero di Max Weber“ erschien am 1. Februar 1923 in der „Rivoluzione Liberale“.[23] Ansaldo hatte im übrigen die erste Auflage der „Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie“ von 1921 bereits am 25. Februar 1922 in der Zeitschrift zitiert.[24] Er hatte darin nicht nur „Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“ (1904–1905) gelesen, sondern auch die wichtige Ergänzungsschrift „Die protestantischen Sekten und der Geist des Kapitalismus“ (1906), die mehr noch als jene berühmte Studie aus einem gleichsam Toquevilleschen Blickwinkel die amerikanische Realität und die ihr innewohnenden Möglichkeiten beurteilte.[25] Ansaldo faßte die Amerikaner zweifellos unter die Kategorie der „angelsächsischen Völker“, die auch den Leitfaden eines anderen Artikels bildete; dieser war nicht in der „Rivoluzione Liberale“, sondern am 15. März 1924 in der neuprotestantischen Zeitschrift „Conscientia“ erschienen und deshalb vielleicht weniger bekannt. Max Weber wird hier nicht ausdrücklich erwähnt, doch die Lektüren und Studien für den früheren Artikel schienen Ansaldo weiterhin nachhaltig zu inspirieren, wie die folgende Äußerung zeigt, deren verwickelter Stil hier nicht verschleiert werden soll: „Es gibt eine ‚konstituierte Ordnung‘ in der modernen Welt. Es gibt eine ‚konstitu-

culturale. Ansaldo, Gobetti e Gramsci a confronto con Max Weber, Mezzosecolo. Materiali di ricerca storica 11 (1994–1996) S. 198, Anm. 50. Vgl. auch ebd., S. 189, Anm. 17, Ansaldos gut zwanzig Jahre später erfolgten Widerruf, der sich selbstverständlich mit seiner Hinwendung zum Faschismus erklärt; zu Recht aber geht Cappai davon aus, daß „das Pathos, mit dem Ansaldo seine Ideen insbesondere während seiner Zusammenarbeit an der ‚Rivoluzione Liberale‘ ausdrückte, authentisch war. Daraus erklärt sich, daß Gobetti ihm in seiner Zeitschrift Raum gewährte.“

[23] Ernesto Sestan zitiert Ansaldos Pionierarbeit in seinem weiter unter behandelten Aufsatz über Max Weber als „lebendig und gut dokumentiert“, ohne jedoch den Namen des Autors zu erwähnen: vgl. E. Sestan, Max Weber, in: M. Weber, L'etica protestante e lo spirito del capitalismo, Roma 1945, S. XV, Anm. 1.

[24] Zusammen mit „Der Bourgeois“ von Werner Sombart und die „Soziallehren der christlichen Kirchen“ von Ernst Troeltsch: vgl. Politica e storia. Polemica sul „Manifesto“. III, in: Le riviste di Piero Gobetti, hg. von L. Basso und L. Anderlini, Milano 1961, S. 123.

[25] W. J. Mommsen, Die Vereinigten Staaten von Amerika, in: Ders., Max Weber. Gesellschaft, Politik und Geschichte, Frankfurt a. M. 1974, S. 80 ff.

ierte Ordnung' des Liberalismus und der Demokratie. ... Diese Ordnung verletzt man nicht ungestraft ... Im Produktionsbereich lastet sie auf einigen Völkern und straft mit unerbittlichen Teuerungen. In der internationalen Politik verteidigt sie sich mit Kanonenschlägen. Diese Ordnung gründet sich auf eine strenge, tragische Interpretation des Evangeliums. Auf die kalvinistische Interpretation des Evangeliums. Darauf muß man immer wieder wie auf einen Leitfaden zurückgreifen ... Die Gnadenwahllehre nach Kalvin ist kristallinisch und unbeweglich, vermittelt die Glückseligkeit des Paradieses, die Verzweiflung des höllischen Schreckens; sie nimmt einem den Atem. Gerade der Kalvinismus vermochte einigen modernen Demokratien ein Rückgrat zu geben, denn er hat sie unerschütterlich mit seinen Prinzipien genährt: wesentliche und unwiderrufbare Ungleichheit der Menschen, tiefes konservatives Bewußtsein für Recht und Ordnung. Weit entfernt sind wir vom Jakobinismus und von den ‚brüderlichen Umarmungen'. Im Voranschreiten hat sich der Kalvinismus ... gemäßigt ..., ist nach und nach praktikabel geworden: gleichwohl bildet er weiterhin die erste geistige ‚Großpotenz' der Welt ... Und das Produktionssystem, das uns heute zu essen gibt, d.h. das kapitalistisch genannte System – mittlerweile hat man es bis zum Überdruß wiederholt – ist aus der kalvinistischen psychologischen Vorbereitung erwachsen: d.h. hat die Herrschaft der angelsächsischen Völker bestätigt und gefestigt."[26]

Es ist hier nicht der Ort, derartige Äußerungen in die allgemeinen kulturell-politischen Kämpfe aus der Anfangszeit der faschistischen Herrschaft einzuordnen. Der Hinweis mag genügen, daß in diesem Rahmen in gewisser Weise eine Weber-Vulgata entstand. Auch Piero Gobetti war an der Verbreitung von Weberschen Stereotypen beteiligt, die er zweifellos von Ansaldo übernahm, wobei er sich allerdings nicht nur hinsichtlich der Denkinhalte und ideologischen Orientierung, sondern auch in Akzentsetzung und Stil von diesem nachhaltig unterschied.[27] Beispielhaft sei hier der Artikel „Le democrazie del

[26] Vgl. Una resistenza spirituale. „Conscientia" 1922–1927, hg. von D. Dalmas und A. Strumia, Torino 2000, S. 251–252.

[27] Vgl. die wichtige Analyse von Cappai, Modernizzazione come problema culturale. Ansaldo, Gobetti e Gramsci a confronto con Max Weber, S. 185–205,

lavoro e la civiltà della Riforma" genannt, der am 22. Dezember 1923, d. h. knapp drei Monate vor Ansaldos erwähntem Beitrag in der „Conscientia" erschien und – wohlgemerkt – am 17. Mai 1925 unter dem Titel „Il nostro protestantesimo" in der „Rivoluzione Liberale" wiederabgedruckt wurde. Hier taucht die Kategorie der „angelsächsischen Völker" auf: „Luther und Kalvin sind die Vorläufer der Arbeitsmoral, wie sie von den entstehenden Produktionsdemokratien postuliert wird. Sie verkünden den angelsächsischen Völkern die Religion der Autonomie und des Opfers, der Eigeninitiative und der Sparsamkeit. Der Kapitalismus geht aus dieser individualistischen Revolution des Einzelbewußtseins hervor, das zur persönlichen Verantwortung, zur Lust am Eigentum, zum Gefühl der Würde erzogen wird. In diesem Sinn ist der Geist der protestantischen Demokratien identisch mit der liberalistischen Moral des Kapitalismus und der libertären Leidenschaft der Massen."

„Ein gleichsam gefühlskalter Aufstieg" zeichne den Kapitalismus aus, an dem im übrigen auch die Arbeiterklasse teilhabe: Gobetti verwies in diesem Zusammenhang auf die Fiat als „eine der wenigen angelsächsischen, modernen, kapitalistischen Werkanlagen, die es in Italien gibt. ... Die angelsächsische Reife, die Fähigkeit, an präzise Ideologien zu glauben und sich Gefahren zu stellen, um sie zu bewältigen, der unbeugsame Wille, den politischen Kampf mit Würde zu führen, erwachsen aus diesem Noviziat, das für die letzte große Revolution nach dem Christentum steht. Der europäische Krieg hat gezeigt, daß die derart gespeisten Arbeitsdemokratien am kämpferischsten, am meisten auf die Verteidigung des nationalen Lebens bedacht sind und die größte Aufopferungsbereitschaft zeigen: Und wer Kalvin gelesen hat, brauchte keinen weiteren Beweis. Die Religionen des Individualismus hatten immer einen heroischen Charakter. ... Der Protestantismus muß in Italien gegen die parasitäre Ökonomie und die kleinbürgerliche Konformität kämpfen und die Kader der Häresie und der Revolution unter den zum freien Kampf und zur Arbeitsmoral erzogenen Arbeitern suchen."[28]

---

hier S. 198, Anm. 50; vgl. auch C. Pogliano, Piero Gobetti e l'ideologia dell'assenza, Bari 1976, S. 111ff., 112, Anm. 33.

[28] Una resistenza spirituale. „Conscientia" 1922–1927, S. 247f.

Inwieweit derartige und weitere in diesem Artikel enthaltene Überlegungen tatsächlich Elemente für eine Antwort auf Gobettis eingangs gestellte Frage lieferten, was man nämlich darunter „verstehen soll, wenn gesagt wird, daß Italien keine Reformation gehabt habe und daß die Gründe für dessen geistige und politische Unreife im Fehlen des Protests liegen,“[29] ist im vorliegenden Zusammenhang nebensächlich. Vielmehr sollte aufgezeigt werden, daß es trotz der vorherrschenden Unkenntnis der Weberschen Theorien doch schon ferne, indirekte Anklänge an sie gab, die auf die eine oder andere Weise Neuansätze zur Deutung der italienischen Geschichte begünstigten bzw. Teil davon waren.

Ich habe bewußt auf die beiden Artikel von Giovanni Ansaldo und Piero Gobetti zurückgegriffen, die in der neuprotestantischen, damals von Giuseppe Gangale[30] geleiteten Zeitschrift „Conscientia“ erschienen sind. Die Zeitschrift unterstützte die „Rivoluzione Liberale“ in ihrer Mittlerfunktion für die Verbreitung bestimmter Thesen über den Protestantismus und den Kapitalismus, die sich in einem weiteren Sinne auf Max Weber zurückführen lassen; gelesen wurden seine Schriften nur zum Teil, häufiger schon kannte man seinen Namen vom Hörensagen, wie es dem politischen und kulturellen Klima im damaligen Italien voll und ganz entsprach. Eine redaktionelle Bemerkung begleitete die Veröffentlichung von Gobettis Artikel in der „Conscientia“: „Wir unterstreichen die Bedeutung dieses Artikels, der – abgesehen von einigen Vorbehalten gegenüber bestimmten einzelnen Äußerungen des Vf. – für uns vitale und zentrale Fragen aus einem originellen Blickwinkel erörtert.“[31] In der Ausgabe vom 12. Juli 1924 schrieb Gangale: „Max Weber hat aufgezeigt, daß der Geist des modernen Kapitalismus mit der extrem entwickelten Konkurrenz und mit seiner harten ökonomischen Logik aus dem Kalvinismus, der Berufungs- und unterstützenden Gnadenwahllehre sowie der unverdrossen zu verfolgenden Vervollkommnung hervorging.“[32]

---

[29] Ebd., S. 246.

[30] Über ihn vgl. A. Strumia, Vicende di una rivista dimenticata, ebd., S. 28ff.

[31] Ebd., S. 248.

[32] Zit. in L. Demofonti, La Riforma nell'Italia del primo Novecento. Gruppi e riviste di ispirazione evangelica, Roma 2003, S. 227; vgl. aber auch die gesamten Ausführungen dazu ebd., S. 225–227.

Die Zeitschrift „Conscientia“ stellte ihr Erscheinen 1927 ein. Das römische, dann mailändische Verlagshaus Doxa übernahm in einer gewissen Weise ihre Rolle. Ein Verlagsprogamm dieses Hauses verzeichnete auch eine „Antologia“ Max Webers.[33] Vor allem aber erschien hier 1928 Mario Manlio Rossis Studie „L'ascesi capitalistica“, die im übrigen lange Zitate aus der „Protestantischen Ethik“ enthielt und damit bis zu einem gewissen Grad deren noch nicht erfolgte italienische Übertragung ersetzen konnte.[34] Delio Cantimori beispielsweise erinnerte sich 1966 daran, „daß er sich mit Max Weber auseinandergesetzt und ihn bewundert hatte“, nachdem er durch das Buch von M. M. Rossi auf ihn aufmerksam geworden war;[35] nach Carlo Antoni handelte es sich dabei um eine „optimale Zusammenfassung“ der Weberschen Arbeit.[36]

Federico Chabod verwies sofort auf Rossis „L'ascesi capitalistica“: „Rossis Buch bietet im wesentlichen einen raschen Überblick über die verschiedenen, gegensätzlichen Theorien zu Wesen und Ursprung weniger des Kapitalismus als solchen, sondern des kapitalistischen Geistes, und er basiert auf dem direkten Einfluß der berühmten These von Max Weber, die den zentralen Kern, den umfangreichsten und durchdachtesten Teil dieser kurzen Studie ausmacht. Und als erste Einführung in eine Debatte von so großer Resonanz wird die Arbeit von R. zweifellos nützlich sein.“ Schon diese kurze Buchanzeige zeigt in ihren Urteilen und mit dem Hinweis auf die von Rossi nicht zitier-

---

[33] Ebd., S. 289, aber insgesamt S. 285–290. Es sei erwähnt, daß das Verlagshaus Doxa 1931 von Ernst Troeltsch die „Sociologia delle sette e della mistica protestante“ in der Übersetzung von Carlo Antoni veröffentlichte.

[34] Beispielsweise kann man den Schluß von Webers Schrift in der Übersetzung von M. M. Rossi, L'ascesi capitalistica, Roma 1928, S. 71f. (die gesamten Ausführungen zu Weber S. 37–72) und in der weiter unten behandelten Übersetzung von Piero Burresi in Weber, L'etica protestante e lo spirito del capitalismo, S. 225–227, miteinander vergleichen; vgl. Sestan, Max Weber, S. XVII Anm. 2.

[35] D. Cantimori, Post scriptum 1966, in: M. Weber, Il lavoro intellettuale come professione, Torino 1966, S. VII. Cantimoris irrtümliche Angabe (ebd., S. XXXVIf.), wonach „L'etica protestante e lo spirito del capitalismo“ in der Übersetzung von Piero Burresi und die Arbeit von Sestan 1928 erschienen seien, beruht möglicherweise auf einer Verwechslung mit Rossis Buch.

[36] C. Antoni, Dallo storicismo alla sociologia, Firenze 1951, S. 150, Anm. 4.

ten, hier aber erwähnten Bücher, daß Chabod mit Weberschen Themen und anderen an sie angrenzenden oder mit ihnen zusammenhängenden Problemfeldern vertraut war.[37] Möglicherweise läßt sich das anfängliche Interesse Chabods an Webers Werk, hier konkret an der „Protestantischen Ethik"[38], auch auf die Informationen zurückführen, die er aus der Zeitschrift „La Rivoluzione Liberale" gewonnen hatte.[39]

---

[37] Rivista storica italiana 45 (1928) S. 431 (erinnert sei an die kritische Aufmerksamkeit, mit der Chabod die Veröffentlichungen des Doxa Verlages verfolgte, darunter „Calvino" von Giuseppe Gangale, ebd., S. 216f.); von 1928 ist auch Chabods Rezension der 1926 erschienenen französischen Übersetzung von W. Sombart, Le Bourgeois, ebd., S. 51f. Auf die Anzeige des Buches von Rossi und auf die Sombart-Rezension hat bereits M. Moretti, La nozione di „Stato moderno" nell'opera storiografica di Federico Chabod: note e osservazioni, Società e storia 22 (1983) S. 887, Anm. 43, verwiesen.

[38] O. Capitani, Federico Chabod e la „nuova storiografia" italiana dal primo al secondo dopoguerra (1919–1950), hg. von B. Vigezzi, Milano 1984, S. 70, nannte sie sogar eine von Chabods „Lieblings"schriften.

[39] In seinem 1933 auf dem VII. Internationalen Historiker-Kongreß in Warschau gehaltenen Vortrag merkte Chabod an, daß „es nicht scheint (...), als habe die Renaissance jene ‚kapitalistische' Mentalität – im strengen und genauen Sinn des Begriffs – besessen, welche eben die Anerkennung der Autonomie des Wirtschaftshandelns (das Geschäftsleben als Selbstzweck bzw., wie sich Henry Ford, ein typischer Vertreter des modernen Kapitalismus, ausdrückte, die Produktion um der Produktion willen) beinhaltet und damit in diesem Bereich das Pendant zu Machiavellis Äußerungen auf dem Gebiet der politischen Theorie darstellt. Denn auch bei Alberti, bei dem die Mentalität der Menschen aus dem 15. Jahrhundert ihren klarsten Ausdruck findet, kommt es zwar zu einer Loslösung des Wirtschaftshandelns von den Normen der traditionellen religiösen Ethik, doch bleibt das Wirtschaftshandeln durchweg einem ihm fremden Ziel untergeordnet, nämlich ‚freudig ... und ehrenvoll zu leben'." Zu Leon Battista Alberti verwies Chabod auf A. Fanfani, Le origini dello spirito capitalistico in Italia, Milano 1933, S. 136ff. (eine Arbeit, die er offensichtlich gleich nach ihrer Veröffentlichung gelesen hatte), „vor allem aber" auf Weber, Die protestantische Ethik und der „Geist" des Kapitalismus, und darin auf die lange Anmerkung, in der Leon Battista Alberti und Benjamin Franklin miteinander verglichen wurden. Auch ohne explizite Stellungnahme wird Chabods Vorliebe für Weber gegenüber Fanfani deutlich (im übrigen war 1933 eine weitere Studie von A. Fanfani, Cattolicesimo e protestantesimo nella formazione storica del capitalismo, noch nicht erschienen; vgl. dazu weiter unten, Anm. 74ff.). Kurz sei noch Chabods Bezugnahme auf Henry Ford erörtert. Bei Weber steht selbstverständlich nicht Fords, sondern Franklins Name. „Der Schriftsteller Ford kann Franklin evozieren": so be-

Wie dem auch sei, es muß davon ausgegangen werden, daß Chabod um die Mitte der 20er Jahre den Autor Weber gut kannte.[40] Arnaldo Momiglianos Zeugnis überrascht also nicht, wonach Chabod ihm 1930 „zu Hause ‚Wirtschaft und Gesellschaft' von Max Weber zu lesen gegeben habe, und zwar ein in Berlin gekauftes Exemplar, wenn ich mich recht erinnere."[41] Chabod weilte 1926 in Berlin; die zweite Auflage von „Wirtschaft und Gesellschaft" war ein Jahr zuvor erschienen.

3. Nach den Quellen aus dem Archiv des Verlagshauses Laterza setzte sich Benedetto Croce für die Übertragung der „Protestantischen Ethik" ein und knüpfte in diesem Zusammenhang enge Beziehungen sowohl zu Pietro Egidi, Professor für Frühe Neuzeit an der Turiner Universität und ab 1923 Direktor der Zeitschrift „Rivista storica italiana", als auch zu „der Gruppe von Turinern, die der ‚Rivoluzione Liberale' angehörten."[42] Der heutigen Forschung ist die nicht uninteressante Tatsache bekannt, daß auch Alessandro Passerin d'Entrèves 1925 die Absicht äußerte, den „sehr schönen und ‚wichtigen'" Aufsatz Webers zu übersetzen.[43] Diese Aufgabe übernahm Piero (Pier

---

ginnt Piero Gobettis bekannter Artikel „Ford", der am 8. März 1925 in „La Rivoluzione Liberale" erschien und reich an Weberschen Anklängen ist. Sollte sich Chabod 1933 noch vage und vielleicht nur instinktiv daran erinnert haben? Vgl. F. Chabod, Il Rinascimento nelle recenti interpretazioni (1933), in: Ders., Scritti sul Rinascimento, Torino 1967, S. 14, Anm. 1; Weber, L'etica protestante e lo spirito del capitalismo, S. 42ff., Anm. 1; Le riviste di Piero Gobetti, S. 607–610.

[40] Im Zusammenhang mit der geplanten und realisierten Übersetzung der „Protestantischen Ethik" müßte neben Pietro Egidi, Alessandro Passerin d'Entrèves und natürlich Piero Burresi vielleicht auch Chabod in Erwägung gezogen werden; vgl. weiter unten, Anm. 43ff.

[41] A. Momigliano, Appunti su F. Chabod storico (1960), in: Ders., Terzo contributo alla storia degli studi classici e del mondo antico, I, Roma 1966, S. 307. Vgl. P. Rossi, und B. Vigezzi in: Federico Chabod e la „nuova storiografia" italiana dal primo al secondo dopoguerra (1919–1950), jeweils S. 350 und S. 506; vor allem Moretti, La nozione di „Stato moderno" nell'opera storiografica di Federico Chabod: note e osservazioni, S. 891ff.

[42] Coli, Croce, Laterza e la cultura europea (wie Anm. 1) S. 83.

[43] N. Sapegno, Le più forti amicizie. Carteggio 1918–1930, hg. von B. Germano, Torino 2005, S. 246 (Brief von Alessandro d'Entrèves vom 23. April 1925).

Giuseppe) Burresi.[44] Pietro Egidi teilte dem Verleger Laterza in einem Brief vom 5. Dezember 1926 mit, er werde ihm einen Teil des Manuskripts einer bereits fertiggestellten Übersetzung zusenden, davon aber keine Schreibmaschinenfassung erstellen lassen, „um Ausgaben zu vermeiden, bevor Sie Ihre Entscheidung getroffen haben, von der ich mir wünsche, daß sie positiv ausfällt."[45] Doch Giovanni Laterza schrieb am 9. Dezember 1926 an Croce: „Prof. Egidi hat mir eine Übersetzungsprobe des Werkes ‚L'Etica protestante e lo spirito del capitalismo' von Weber zugeschickt, doch habe ich meine Zweifel, ob eine Veröffentlichung angezeigt ist, denn der andere Bd., ‚Parlamento e governo', hat einen sehr geringen Erfolg gehabt."[46]

Daß wichtige Bücher wirtschaftliche Mißerfolge erleiden, ist eine allzu banale Feststellung. Andere Stimmen beklagten zur selben Zeit und offensichtlich unter inhaltlichen, nicht unter kaufmännischen Gesichtspunkten, daß zu wenige Italiener das Buch „Parlamento e governo nel nuovo ordinamento della Germania" gelesen und darüber nachgedacht hätten.[47] Auf jeden Fall veröffentlichte Laterza die „Protestantische Ethik" in der Ende 1926 fertiggestellten Übersetzung nicht. Der 1896 geborene florentinische Anwalt Piero Burresi hatte an Gobettis Zeitschriften „La Rivoluzione Liberale", „Il Baretti" und schließlich „Solaria" mitgearbeitet; ferner stand er in Florenz über den „Circolo di cultura" und die örtliche Sektion von „Italia libera" mit den Brüdern Carlo und Nello Rosselli in Verbindung.[48] Eine

---

[44] Die Frage stellt sich, ob möglicherweise Passerin d'Entrèves die Aufgabe an ihn weitergegeben hat.

[45] Zit. in Coli, Croce, Laterza e la cultura europea, S. 83f.

[46] Zit. ebd., S. 86.

[47] E. De Negri, Recenti studi tedeschi sul marxismo, in: Nuovi studi di diritto, economia e politica, I (1927–1928), S. 48 (dieser Aufsatz behandelt Webers Vortrag „Der Sozialismus" (1918) aus den „Gesammelten Aufsätzen zur Soziologie und Sozialpolitik", die 1924 gedruckt und ein Jahr später von Gustavo Del Vecchio im „Giornale degli economisti" rezensiert wurden; vgl. Ornaghi, Stato e corporazione, S. 45, Anm. 55). Wenigstens einen herausragenden Leser, Vittorio Foa, hat die Studie „Parlamento e governo nel nuovo ordinamento della Germania" in der zweiten Hälfte der 30er Jahre gefunden: vgl. V. Foa, Lettere della giovinezza. Dal carcere 1935–1943, hg. von F. Montevecchi, Torino 1998, S. 124 und 185 (Briefe vom 21. Juli 1936 und 29. Januar 1937).

[48] Vgl. den biographischen Abriß von E. Alessandrone Perona in Gobetti,

Sammlung seiner Schriften wurde insbesondere auf Initiative Giansiro Ferratas im November 1928 postum veröffentlicht.[49] Über sein tragisches Ende unterrichtet uns ein Brief von Federico Chabod an Natalino Sapegno vom 5. Februar 1927: „Der Art und Weise, in der Du mir schreibst, entnehme ich, daß Du die traurige Nachricht noch nicht erhalten hast. Burresi hat in der Nacht vom 4. zum 5. Januar in Siena Selbstmord begangen, indem er sich die Pulsadern aufschnitt und anschließend aus dem Fenster des Hotels aufs Straßenpflaster sprang. Er ist nach wenigen Stunden der Agonie gestorben. Die Zeitungen haben von Neurasthenie gesprochen: Mag sein – jeder von uns kannte sein so leicht erregbares Gemüt –, doch dahinter muß es noch etwas anderes geben, einen großen Familienkummer. Ich weiß noch nicht alles: Aber aus der Art und Weise, in der mir Sestan geschrieben hat, leite ich ab, daß sich in der Seele unseres armen Freundes ein schrecklicher Kampf abgespielt haben muß, daß er, glaube ich, die Entscheidung in vollem Bewußtsein getroffen hat. Und sie mußte in ihm bereits seit einigen Wochen heranreift sein: Nur so erkläre ich mir einen sehr eigenartigen Brief, den er an Egidi schrieb. Ein anderer der Unsrigen ist von uns gegangen. Und ich denke nicht ohne Bestürzung an jene letzten Momente des Zweifels und der Angst, die ihn gequält haben müssen."[50]

Das Hineinschlittern von einer „geistigen Krise in die andere" sprach mit Blick auf Burresis Selbstmord auch Ernesto Rossi in einem Brief aus dem Gefängnis vom 30. September 1932 an.[51] Wichtig ist aber vor allem Rossis einfühlsamer, ergriffener Brief, den er am

---

Carteggio 1918–1922 (wie Anm. 22) S. 473; Pogliano, Piero Gobetti e l'ideologia dell'assenza (wie Anm. 27) S. 69f.

[49] Lettere a Solaria, hg. von G. Manacorda, Roma 1979, S. 25 und Anm. 3, S. 93f. (Briefe von Giansiro Ferrata an Alberto Carocci vom 29. September 1927, 13. und 15. November 1928).

[50] Sapegno, Le più forti amicizie. Carteggio 1918–1930 (wie Anm. 43) S. 353; bemerkenswert ist der introspektive Fortgang des Briefes. Auf zwei Fragen finde ich keine Antwort: Bezieht sich: „Ein anderer der Unsrigen, der von uns gegangen ist", indirekt auf Gobettis Tod? Und fand sich in Burresis Brief an Pietro Egidi, auf den Chabod anspielt, vielleicht auch ein Hinweis auf die Weber-Übersetzung?

[51] E. Rossi, „Nove anni sono molti". Lettere dal carcere 1930–39, hg. von M. Franzinelli, mit einer Einleitung von V. Foa, Torino 2001, S. 150.

26. Februar 1939 aus dem Gefängnis an seine eigene Mutter schrieb: „Ich habe eine ‚Raccolta di scritti' von Burresi gelesen (...). Ich habe sie gekauft, weil ich glaubte, es handele sich um die in der ‚Rivoluzione Liberale' veröffentlichten Artikel. Dabei sind es literarische Schriften, Romanfragmente, ein Abschnitt seiner Doktorarbeit über die russische Revolution und einige Briefe. Es handelt sich aber um eine mit viel Liebe gestaltete Edition, mit einer schönen Photographie von Piero [...]. Es hat mich ergriffen, nach so vielen Jahren Pieros so ausdrucksvolle Physiognomie wiederzusehen und seine noch so tiefgeistig klingende Sprache erneut zu hören, auch in diesen unvollendeten Arbeiten. Armer Piero! Welche verzweifelte Beklemmung mußte sein Herz ergriffen haben, daß sie in so einen tragischen, irrsinnigen Selbstmord einmündete. (...) Bei der Lektüre ist er lebendig vor mir erstanden, mit seiner allzu sensiblen Seele [...], mit seinen quälenden geistigen Problemen, die er mit seiner ganzen Person auslebte, wobei er bei der Suche nach einer Wahrheit, die sich immer weiter von ihm entfernte, schmerzhaft von einer Krise in die andere geriet (...). Was Piero in der ‚Rivoluzione Liberale' schrieb, verstand ich nicht und interessierte mich auch nicht: Es handelte sich dabei meiner Ansicht nach nur um die üblichen idealistischen Stümpereien Crocescher Herkunft."[52]

Zu einem Selbstmord also kam es innerhalb einer Gruppe von Freunden aus Turin und Florenz, alles Wissenschaftler von Beruf: Egidi,[53] Chabod, Sapegno, Passerin d'Entrèves, Sestan, aber auch poli-

---

[52] E. Rossi, Elogio della galera. Lettere 1930–1943, Vorwort von A. Galante Garrone, eingeleitet und hg. von G. Pecora, Roma 1997, S. 473f.; der Brief stellt aber in seiner Gesamtheit ein wertvolles Zeugnis dar über Burresis Charakter und Humanität und über seinen unruhigen, nebulösen und widersprüchlichen Geist, wie Ernesto Rossi ihn mit großer Einfühlsamkeit beschrieben hat. Vgl. auch ebd., S. 520f, Anm. 13, und G. Fiori, Una storia italiana. Vita di Ernesto Rossi, Torino 1997, S. 58f. Während der gemeinsamen Haft sprach Ernesto Rossi wahrscheinlich mit Vittorio Foa über Burresi, und mit Sicherheit gab er ihm die von Solera besorgte „Raccolta di scritti": vgl. Foa, Lettere della giovinezza (wie Anm. 47) S. 574f. (Brief vom 5. März 1939).

[53] Über die Beziehungen Pietro Egidis zu den „antifaschistischen Kreisen" vgl. den Hinweis von A. d'Orsi, Cultura accademica e cultura militante. Un itinerario fra docenti e allievi delle facoltà umanistiche, Quaderni di Storia dell'Università di Torino, hg. von A. d'Orsi, II–III (1997–1998), Nr. 2, S. 31; über

tische und kulturell engagierte Menschen wie selbstverständlich Gobetti, der elf Monate zuvor gestorben war, Ernesto Rossi, die Brüder Rosselli, kurzum die Bewegung *Non mollare*. In diesem Zusammenhang sei schließlich Ernesto Sestan zitiert, der Ende 1930 an einer neapolitanischen Schule unterrichtete: „In der Nationalbibliothek konsultierte ich Werke zur Wirtschaftsgeschichte, und zwar aus folgendem Grund: Bevor Piero Burresi, ein florentinischer Freund der Rosselli-Gruppe, am 4. Januar 1927 seinem Leben ein tragisches Ende setzte (er war mit zerrütteten Nerven aus einer einjährigen Kriegsgefangenschaft in Deutschland zurückgekehrt, ertrug das fürchterlich drückende politische Klima des Faschismus nicht, hing sehr an der Mutter, die mit ihrem Mann, anscheinend einem Taugenichts, gebrochen hatte; er war aus einem Fenster des ‚Albergo Continentale' in Siena gesprungen), hatte er mir zur Durchsicht das Manuskript der im wesentlichen guten Übersetzung gegeben, die er von Max Webers ‚Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus' angefertigt hatte. Die Übersetzung ist bei mir geblieben. Ich weiß nicht, auf welchem Wege Ugo Spirito davon erfuhr: Er schlug mir vor, sie in Fortsetzungen in der Zeitschrift ‚Nuovi studi di diritto, economia e politica' zu veröffentlichen, die er zusammen mit Arnaldo Volpicelli leitete, wollte aber, dass ich sie mit einer Einleitung versähe."[54]

Auf diese Weise gelangte die zunächst in einem antifaschistischen Umfeld entstandene italienische Übersetzung von Webers „Protestantischer Ethik" in eine der repräsentativsten kulturellen Zeitschriften des Faschismus. 1945 erschien die Buchausgabe im Verlag Edizioni Leonardo; ihr wurde Sestans früherer Aufsatz über Max Weber vorangestellt, dem der Autor bei dieser Gelegenheit noch eine Seite über die unterschiedlichen Rahmenbedingungen zum jeweiligen Veröffentlichungszeitpunkt hinzufügte: „Die hier erstmalig erscheinende italienische Übersetzung dieser berühmten Studie Max Webers hielt Piero Burresi, der am 4. Januar 1927 in Siena noch nicht dreißig-

---

die Bekanntschaft mit Piero Gobetti vgl. Gobetti, Carteggio 1918–1922 (wie Anm. 22) passim.

[54] E. Sestan, Memorie di un uomo senza qualità, hg. von G. Cherubini, und G. Turi, Firenze 1997, S. 210. Zum Verhältnis zwischen Piero Burresi und seiner Mutter vgl. auf jeden Fall auch den Brief von Ernesto Rossi, zit. in Anm. 52.

jährig auf tragische Weise ums Leben kam, in seinen letzten Tagen beschäftigt. Von ihm und seiner unruhigen, großmütigen Seele, die das naive Sich-Hingeben, die verführerischen Kühnheiten, die aufwühlenden Kontraste des modernen Geistes kennengelernt hatte, zeugt die ‚Raccolta di scritti', die in den Edizioni di Solaria (Florenz 1928), mit einem einfühlsamen Vorwort von Giansiro Ferrata versehen, gedruckt wurde. Die Veröffentlichung dieser Übersetzung will dem nach Verständnis derjenigen, die sie besorgt haben, und der anderen Freunde gewiß ein Beitrag zu unserer historischen Kultur, aber mehr noch ein stilles Ehrerbieten und Zeichen des Gedenkens an den verblichenen, aber gegenwärtigen Freund sein." Diese Worte begleiteten den ersten Teil dieser Übersetzung in den „Nuovi studi di diritto, economia e politica", Mai/August-Heft 1931. Damals durfte man nicht mehr sagen. Heute darf und muß man sagen, daß die damals in Italien herrschende erstickende Atmosphäre der moralischen und politischen Unterdrückung an Piero Burresis verzweifelter letzter Entscheidung nicht unbeteiligt, ja, für sie zu einem erheblichen Teil ausschlaggebend war. Als Heimkehrer aus dem ersten großen Krieg mit bereits zerrütteten Nerven als Folge einer harten einjährigen Gefangenschaft in Deutschland hielt er jenen Zustand nicht aus, den er als eine erneute, nicht weniger harte Gefangenschaft im Vaterland erlebte. Er versuchte in die Literatur zu flüchten, in die Mitarbeit an der „Rivoluzione liberale" eines anderen Toten, Piero Gobetti, in die Freundschaft zu den Brüdern Rosselli, die ebenfalls auf tragische Weise umgekommen sind. Wieviel frische Energien in der Blüte ihrer Jahre jäh zerstört (...)."[55]

Man wüßte gern genauer, auf welchem Weg Ugo Spirito von Piero Burresis Übersetzung erfuhr.[56] Immerhin kann gesagt werden, daß

[55] In Weber, L'etica protestante e lo spirito del capitalismo (wie Anm. 23) S. LV.

[56] Die Annahme hat etwas für sich, daß Spirito im Kreis der „Enciclopedia Treccani" auf die Übersetzung stieß, vielleicht über Federico Chabod, der Burresi (vgl. Anm. 50) kennengelernt hatte und ein Freund Sestans war. Diese Vermutung stützt sich u. a. darauf, daß in denselben Jahren 1931/32, in denen in der Zeitschrift „Nuovi studi di diritto, economia e politica" Webers Schrift in Fortsetzung erschien, auch Chabods Abhandlung über Giovanni Botero, die in etwa den gleichen Zeitraum behandelte, in Teilen abgedruckt wurde; d. h. zwischen Chabod und Spirito müssen bezüglich der genannten Zeitschrift Kontakte bestanden haben.

selten neben der objektiven Bedeutung einer Übersetzung auch deren Entstehungsgeschichte beschrieben wurde. Auf Webers Text, der 1931/32 in den „Nuovi studi di diritto, economia e politica" erschien, folgte 1933/34 in derselben Zeitschrift der Aufsatz von Ernesto Sestan, der dann später als Einleitung zur Buchausgabe diente.[57] 1934 wurde auch Webers Aufsatzsammlung „Wirtschaft und Gesellschaft" unter den italienischen Wissenschaftlern bekannt, insofern Robert Michels daraus die Teile über das Charisma in den von ihm besorgten Band „Politica ed economia" aufnahm.[58] Wie sich an den von Ugo Spirito und Arnaldo Volpicelli geleiteten „Nuovi studi di diritto, economia e politica" und der von Giuseppe Bottai und Celestino Arena herausgegebenen „Nuova collana di economisti stranieri e italiani" zeigt, war also ein gewisser, nicht unerheblicher Teil der Vertreter der faschistischen Kultur an der Verbreitung von grundlegenden Texten Webers in Italien interessiert.

4. Zu den ersten Lesern der italienischen Übersetzung der „Protestantischen Ethik", die in den „Nuovi studi di diritto, economia e politica" erschienen war, gehörte bekanntlich Antonio Gramsci, der sich in seinen „Gefängnisheften" verschiedentlich auf die Weberschen Thesen bezog. Hinsichtlich der wichtigsten Textstelle wurde dabei die wahrscheinlich zutreffende Vermutung geäußert, Gramsci habe alle Folgen bis zur letzten vom Juni–Oktober 1932 gekannt, und diese

[57] „In Teilstücken und Happen brachte ich jene Einleitung zu Max Weber voran [...]. Ugo Spirito verfolgte mich mit Telephonanrufen, damit ich ihm ein Stück für jedes Heft seiner Zeitschrift lieferte. Am Ende verlor ich die Geduld und lieferte überhaupt nichts mehr; dementsprechend blieb die Einleitung, in der ich die Gültigkeit von Max Webers Thesen anhand historischer Daten hätte nachweisen sollen, ein Torso. Gleichwohl hat sie als Band bis in die letzten Jahre große Verbreitung gefunden, und zwar überhaupt nicht meines Verdienstes wegen, sondern weil Max Weber auf ein breit wachsendes Interesse stieß": Sestan, Memorie di un uomo senza qualità (wie Anm. 54) S. 222 (Sestan war erneut ab Februar 1931 in Rom). Unter den zahlreichen neueren Arbeiten sei speziell zur „Etica protestante e lo spirito del capitalismo" das Buch von G. Poggi, Calvinismo e spirito del capitalismo. Contesti della „tesi di Weber", Bologna 1984, genannt.

[58] M. Weber, Carismatica e i tipi di potere (autorità), in: Nuova collana di economisti stranieri e italiani (wie Anm. 6) S. 179–262, XXXI–XXXII (Vorwort von R. Michels), versehen mit einer Danksagung an Marianne Michels.

Feststellung diente dazu, den Terminus post quem zur Datierung des fraglichen Paragraphen zu bestimmen.[59] Es handelt sich um den folgenden Passus aus Heft 11, § 12:

„Aber die Position des Kalvinismus mit seiner ehernen Auffassung von der Prädestination und der Gnadenwahl, die einen breiten Aufschwung von Unternehmensgeist bewirkt (oder zur Form dieser Bewegung wird), ist noch aussagekräftiger und bezeichnender." Gramsci bezog sich hier vergleichend auf eine ähnlich klingende Formulierung, auf die er in der „Civiltà cattolica" vom März 1932 gestoßen war; er bezeichnete diese Haltung allgemein als eine Art von „naivem Christentum", welches er von einem „jesuitisierten Christentum" unterschied, „das zu einem reinen Rauschmittel für die Volksmassen geworden ist."[60] Im übrigen scheint mir der gleichzeitige Verweis auf Groethuysen[61] dafür zu sprechen, daß sich Gramsci im wesentlichen unter historiographischen Gesichtspunkten mit Webers „Ethik des Protestantismus" auseinandersetzte. Bei seinen Gefängnislektüren fiel Gramsci auch Webers Aufsatz in die Hände, und er entdeckte darin Berührungspunkte mit einigen seiner eigenen Reflexionslinien; so lassen sich entsprechende Thesen wie beispielsweise die über den Amerikanismus objektiv miteinander vergleichen. Weiter würde ich aber nicht gehen. Angenommen, die italienische Übersetzung der „Protestantischen Ethik" wäre erst 1945 direkt als Buch und nicht bereits Anfang der 30er Jahre in Fortsetzungen in Spiritos und Volpicellis Zeitschrift erschienen, wäre Gramscis Analyse des modernen Kapitalismus wohl kaum anders ausgefallen. Bedeutsamer scheinen mir deshalb einige indirekte, einem französischen Aufsatz von Robert Michels entnommene Verweise auf das Werk „Wirtschaft und Gesellschaft" zum Thema der politischen Partei und des Charismas – Michels habe

---

[59] A. Gramsci, Quaderni del carcere, hg. von V. Gerratana, Torino 1975, S. 2407; dt. Ausgabe Gefängnishefte, Bd. 6: Philosophie der Praxis, hg. von F. Haug unter Mitw. von K. Bochmann, P. Jehle, G. Kuck, Hamburg 1994, S. A604. In Heft 8, § 231, S. 1086, dt. Ausgabe Bd. 5, hg. von K. Bochmann und F. Haug unter Mitw. von P. Jehle, Hamburg 1993, S. 1078, bezieht sich Gramsci ausdrücklich auf die 1931 erschienenen Folgen und insbesondere auf das November-Dezember-Heft.

[60] It. Ausgabe, S. 1389, dt. Ausgabe Bd. 6, S. 1388.

[61] B. Groethuysen, Origines de l'esprit bourgeois en France, Paris ^{2}1927.

in Italien „einen Heidenlärm verursacht mit ‚seiner' Entdeckung des ‚charismatischen Führers', der wahrscheinlich [man sollte vergleichen] schon bei Weber da war."[62] – oder auf das Buch „Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland" zu sein, weil sie in wichtigen thematischen Zusammenhängen wie dem Bonapartismus bzw. dem Cäsarismus und dem in den verschiedenen Ländern jeweils historisch gewachsenen Verhältnis zwischen den Intellektuellen und den produktiven Schichten fallen.[63] „Parlamento e governo" ist unter den Büchern aus dem Gefängnis nicht erhalten.[64] Es handelt sich dabei also vermutlich um Elemente aus Lektüren, die Gramsci in früherer Zeit vorgenommen hatte, und vielleicht ist es auch gerade deshalb schwierig, genaue Entsprechungen zu Webers Text zu finden.[65]

Die Bedeutung der „Protestantischen Ethik" für die „Rivoluzione liberale" und die „Conscientia" spricht Gramsci also überhaupt nicht an. Im übrigen hatte er sich mit den neuprotestantischen Strömungen bereits einige Jahre zuvor auseinandergesetzt. Von ihm stammt der Ausdruck „neuprotestanische Marxisten", mit dem er in einem Artikel vom 30. Juli 1926 auf „die Strömung der neuprotestantischen Sozialisten Gobettianischer Orientierung anspielte,[66] deren Sprachrohr die Zeitschrift ‚Conscientia' war."[67] Zwei Monate später zog Gramsci polemisch Guido Mazzalis Absicht ins Lächerliche, „die Transzendenz mit der Immanenz versöhnen ... und versuchen zu wollen, die marxistische Praxis in eine strenge, von Gott ausgehende und zu Gott zurückführende Lebensauffassung einzuordnen."[68] In den Gefängnisheften

---

[62] Heft 2, § 75, it. Ausgabe, S. 230f.; dt. Ausgabe Bd. 2, S. 285. Michels' Aufsatz ist im „Mercure de France" vom 1. Mai 1928 erschienen.

[63] Heft 3, § 119, it. Ausgabe, S. 387f.; dt. Ausgabe, Bd. 2, S. 423f.; Heft 12, § 1.

[64] It. Ausgabe, zu § 119, Anm. 1, S. 2614; dt. Ausgabe Bd. 2, S. A184.

[65] Darüber vgl. L. Mangoni, Il problema del fascismo nei „Quaderni del carcere", in: Politica e storia in Gramsci, hg. von F. Ferri, 1. Bd., Roma 1977, S. 406f. Anm. 32.

[66] A. Gramsci, La costruzione del Partito comunista 1923–1926, hg. von E. Fubini, Torino 1971, S. 433.

[67] Ebd., Anm. 1.

[68] Ebd., S. 442 und Anm. 3, S. 443. Vgl. Mazzalis Ansatz in Giuseppe Gangale, „Tesi e amici del Nuovo Protestantesimo", Roma (Verlag Bilychnis) 1926; die Überschrift von Gramscis Artikel vom 29. September 1926, L'espiazione del

erinnerte Gramsci an eine „komische Episode: Mazzalis Artikel in ‚Conscientia' von Gangale, worin auf Engels zurückgegriffen wurde"; zweifellos bezog er sich hier auf den Artikel „Engels e l'anabattismo", der in der „Conscientia" vom 31. Oktober 1925 erschienen war.[69] Mazzali hatte hier unter anderem geschrieben, Engels habe, „völlig eingenommen von der These, daß jeder geschichtlichen Bewegung ein ökonomischer Faktor zugrunde liegt, vielleicht nicht die Zeit und die Möglichkeit gehabt, die Reformation in ihrer richtigen Bedeutung zu verstehen, die sich gleichzeitig als Ursache und Wirkung der hervorbrechenden kapitalistischen Kultur zeigte und entwickelte."[70]

Gramsci spürte damals die Komik in derartigen Sätzen, an die er sich 1930[71] erinnerte, und zwar im Zusammenhang mit einem Hinweis auf die „zwischen 20 und 25 eben zu diesem Gegenstand erschienenen Publikationen ...: von der Notwendigkeit, daß in Italien eine intellektuelle und moralische Reform stattfindet."[72] Um die Wende der 30er Jahre schien ihm die „Protestantische Ethik" mit seinen eigenen Anschauungen im wesentlichen inkompatibel zu sein, wenn er aus ihr auch Anregungen zur historischen Reflexion zog.

5. Eine eigene, von den hier skizzierten Linien der italienischen Weber-Rezeption abweichende Position nahm Amintore Fanfani ein,

---

partito socialista, bezog sich auf Mazzalis Buch „L'espiazione socialista", das im selben Jahr 1926, versehen mit einem Vorwort von Adriano Tilgher, erschienen war und das Gramsci bereits vor der Veröffentlichung kannte. Vgl. auch Demofonti, La Riforma nell'Italia del primo Novecento. Gruppi e riviste di ispirazione evangelica, S. 121f., hier S. 200.

[69] Gramsci, Quaderni del carcere, Quaderno 3, § 40, S. 318; dt. Ausgabe Bd. 2, S. 361.

[70] Ebd., it. Ausgabe, zu § 40, Anm. 3, S. 2590; dt. Ausgabe, Bd. 2, S. A160f. Daß die Zirkulation der neuprotestantischen, insbesondere kalvinistischen oder für solche gehaltenen Ideen als Überwindung des Marxismus gesehen wurde, belegt Mazzalis Interview mit Gangale, das am 13. März 1926 im „Avanti!", am 17. März in der „Voce repubblicana" und am 27. März in der „Conscientia" erschien; daraus sei beispielhaft folgende Äußerung Gangales zitiert: „Wir ordnen den Marxismus in die Dialektik der Geschichte des deutschen Geistes und in die kalvinistische Kritik dieser Dialektik ein"; vgl. Una resistenza spirituale, „Conscientia" 1922–1927, S. 132–135, hier S. 133.

[71] Zur Datierung von Heft 3 vgl. it. Ausgabe, S. 2381f.; dt. Ausgabe Bd. 2, S. A143.

[72] It. Ausgabe Quaderno 3, § 40, S. 318; dt. Ausgabe, Bd. 2, S. 361.

der sich in den frühen 30er Jahren mit dem „Geist des Kapitalismus" auseinandersetzte.[73] Beispielhaft sei das vielleicht wichtigste Argument angeführt, das Fanfani gegen Max Weber vorbrachte: „Nach Max Weber soll der Protestantismus die Entwicklung des Kapitalismus durch die Einführung des Berufungsgedankens befördert haben; danach würde sich jedes Individuum zumindest anfänglich mit allen Kräften dafür einsetzen, das ihm bestimmte Feld zu bebauen, in der Überzeugung, daß dies seine einzige Verpflichtung gegenüber Gott sei. Max Weber hat unserer Meinung nach Unrecht ... Wir halten es nicht für überzogen zu schreiben, daß Webers Lösung aus verschiedenen Gründen nicht akzeptiert werden kann: Vor allem deshalb nicht, weil sie ausschließt, daß es vor dem protestantischen Berufungsgedanken einen kapitalistischen Geist gegeben hat. Weber versucht zwar, diesem Einwand, daß es kapitalistische Erscheinungen auch vor dem Protestantismus gegeben habe, zu begegnen, indem er ihren Schöpfern einen anderen Geist zuschrieb und den Kapitalismus vom kapitalistischen Geist trennte, aber die Widerlegung dieses Einwandes, obgleich elegant, befriedigt keineswegs. Kann man sich vorstellen, daß der Wesenskern einer Erscheinung (und für Weber stellt der Geist des Kapitalismus den Wesenskern des Kapitalismus dar) sich erst lange nach der Erscheinung selbst zeigt? Man muß auf jeden Fall Webers Versuch in Erwägung ziehen, um das Ausmaß des wirklichen Problems zu erfassen, das anders, nämlich wie folgt gelagert ist: kapitalistische Erscheinungen gab es schon vor dem Protestantismus, und wenn man davon ausgeht, daß es keine kapitalistischen sind, wenn sie nicht vom kapitalistischen Geist hervorgebracht wurden, muß man zwangsläufig schließen, daß es so etwas wie einen kapitalistischen Geist schon vor dem Protestantismus gegeben hat. Dahin gelangt man, wenn man logisch über Webers Aussagen nachdenkt. Damit ist der Berufungsgedanke als Vater des kapitalistischen Geistes nicht zulässig, oder man muß sagen, daß es ihn auch vorher gegeben hat."[74]

Die Länge des Zitats läßt sich dadurch rechtfertigen, daß es ein anschauliches Beispiel für den Tenor der damaligen Kontraste bietet.

---

[73] Fanfani, Le origini dello spirito capitalistico in Italia (wie Anm. 39).

[74] Ders., Cattolicesimo e protestantesimo nella formazione storica del capitalismo, Milano 1934, S. 139f.

Die grobschlächtige Identifikation von „kapitalistischem Geist" und „Profitinstinkt" führte Fanfani zu der Auffassung, daß „es *in nuce* den kapitalistischen Geist immer schon gegeben hat und geben wird." Hingegen „hat es den kapitalistischen Geist als gesellschaftliche Kraft nicht immer gegeben. Über diesen kapitalistischen Geist sprechen wir und müssen wir sprechen. Hier liegt der Wesenskern des Kapitalismus als eines gesellschaftlichen Phänomens, das mit den Religionen in einem Zusammenhang steht. Denn die Religionen sind es, die ihn in ihrem Streben nach Disziplinierung der geistigen Kräfte des Menschen und zusammen mit anderen gesellschaftlichen Phänomenen zerstören, ausbremsen, fördern können. Aber sie können ihn nicht hervorbringen, weil er aus dem Menschen geboren, ja ihm eingeboren ist."[75]

Fanfani verwandte den Plural „Religionen". In Wirklichkeit meinte er natürlich den Katholizismus, verstanden als eine den Kapitalismus ablehnende[76] und der protestantischen entgegengesetzte Ethik.[77] Obgleich Fanfani Webers Unterscheidung zwischen dem Kapitalismus und dem Geist des Kapitalismus anerkannte, mißverstand er ihn dahingehend, daß er ihm die Gleichsetzung von Geist und „Wesenskern" des Kapitalismus unterschob; damit führte Fanfani in eine Einheit zurück, was Weber unterschieden hatte. Fanfani vermochte also nicht die Bedeutung der kalvinistisch-protestantischen „Askese" als „Grundlage der modernen Berufskultur"[78] zu erkennen, die in der flexiblen „Konstruktion" Webers eine zentrale Rolle spielt.[79] Trotz des konfessionellen Charakters seiner Beobachtungen ist jedoch nicht zu übersehen, daß Fanfani sich in seiner Auseinandersetzung mit der „Protestantischen Ethik" und anderen einschlägigen Arbeiten von einem wissenschaftlichen Interesse leiten ließ. In der ersten Hälfte der 1930er Jahre lief die italienische Rezeption Max Webers eben auch über die *Università Cattolica del Sacro Cuore.*

---

[75] Ebd., S. 140.
[76] Ebd., S. 99, 105, 110.
[77] Ebd., S. 142f.
[78] So Weber (wie Anm. 89).
[79] Siehe unten, Anm. 89ff.

6. Gegen Ende 1938 hatte Carlo Antoni dem Verlag Einaudi vorgeschlagen, die „Protestantische Ethik" zu übersetzen, doch der Plan wurde nicht umgesetzt.[80] Am 21. Juni hatte Antoni an Benedetto Croce geschrieben: „Ich befasse mich momentan mit Max Weber, Troeltsch und Meinecke, aber insbesondere die beiden erstgenannten verlangen eine lange, mühselige Vorbereitung. Prof. Gabetti wünscht hingegen, daß ich eine Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert in Angriff nehme."[81]

Der Name Giuseppe Gabetti, dem Antoni sein bekanntes Buch „Dallo storicismo alla sociologia" von 1940 widmen sollte, führt uns zum römischen *Istituto Italiano di Studi Germanici* mit Sitz in der Villa Sciarra, dessen Direktor er war. Karl Löwith, der das Umfeld genauestens kannte, charakterisierte Gabetti wie folgt: Er *machte alle Schwankungen der italienischen Politik im Verhältnis zu Deutschland hemmungslos mit. 1934 ließ er die Gedenkrede auf George noch von dem jüdischen Emigranten Wolfskehl halten, 1936 vermied er es, den Literaturhistoriker Kommerell einzuladen, nur weil er wußte, daß dieser bei der deutschen Partei nicht beliebt war. Er zog es vor, erprobte nationalsozialistische Professoren sprechen zu lassen*, darunter Martin Heidegger und Carl Schmitt.[82]

In der Institutszeitschrift „Studi germanici" erschien 1938 der erste von Antonis Aufsätzen über Weber unter dem Titel „Problemi e metodi della storiografia: il ‚Politeismo' di Max Weber". Croce teilte dem Autor seine Wertschätzung mit und schlug ihm vor, „einige seiner wichtigsten Artikel über die moderne deutsche Geschichtswissen-

---

[80] L. Mangoni, Pensare i libri. La casa editrice Einaudi dagli anni trenta agli anni sessanta, Torino 1999, S. 41 (es handelt sich dabei um einen Briefwechsel zwischen Giulio Einaudi und Carlo Antoni vom November–Dezember 1938).

[81] Carteggio Croce–Antoni, hg. von M. Musté, Einleitung von G. Sasso, Napoli 1996, S. 15. Erinnert sei daran, daß Antoni bereits 1931 ein Werk von Troeltsch übersetzt hatte; vgl. Anm. 33.

[82] K. Löwith, Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Ein Bericht, mit einem Vorwort von R. Koselleck und einer Nachbemerkung von A. Löwith, Stuttgart 1986, S. 84: mit George ist natürlich Stephan George gemeint. Karl Wolfskehl hielt die Gedenkrede im April 1934; außer den in Löwiths Autobiographie enthaltenen Informationen vgl. über ihn K. Voigt, Zuflucht auf Widerruf. Exil in Italien 1933–1945, Bd. 1, Stuttgart 1989, passim.

schaft" in einem Band „bzw. vorläufig in einem Bändchen" zu sammeln, wobei er sich anbot, seine Veröffentlichung bei Laterza zu betreiben.[83] Gleichzeitig interessierte sich auch Giulio Einaudi[84] für Max Weber und für Antonis Arbeiten über den deutschen Soziologen. Die wachsende Aufmerksamkeit für das Werk des großen deutschen Gelehrten fand nun allmählich mit dem Druck seiner Schriften und Studien auch einen breiteren verlegerischen Niederschlag. Dieses veränderte Klima zeigt sich u. a. daran, daß Antoni Croces Angebot zur Veröffentlichung seiner gesammelten Aufsätze bei Laterza ablehnte, weil er kurz zuvor eine ähnliche Anfrage von Federico Gentile für das Verlagshaus Sansoni erhalten und nach der letztendlich erfolgten Zustimmung Gabettis in den Vorschlag eingewilligt hatte.[85]

Als neuer Aspekt muß auf jeden Fall hervorgehoben werden, daß sich in Croces bzw. in dem an ihm orientierten italienischen Idealismus philosophische Vorbehalte gegenüber dem Weberschen Werk abzuzeichnen begannen. In der kurzen, 1938 in der „Critica" erschienenen und gegen den katholischen Humanismusforscher Giuseppe Toffanin gerichteten Glosse „Calvinismo e operosità economica" hielt Croce zwar die These für plausibel, daß eine „Beziehung zwischen dem Kalvinismus und dem Industrialismus oder Kapitalismus" bestehe, suchte ihre Begründung allerdings nicht in Weber, sondern in Hegel; im Gegensatz zu den „heutigen Lehren", womit Croce zweifellos auch auf Weber anspielte, obgleich er dessen Namen nicht ausdrücklich nannte, könne Hegel kein „Psychologismus oder Kontingentismus" vorgeworfen werden.[86] Antoni stimmte darin mit Croce über-

---

[83] Carteggio Croce–Antoni (wie Anm. 81) S. 25f. (Brief Croces vom 12. Dezember 1938)

[84] Vgl. Anm. 80.

[85] Carteggio Croce–Antoni (wie Anm. 81) S. 26f. (Brief Antonis vom 18. Dezember 1938).

[86] Vgl. B. Croce, Pagine sparse, Bd. 3, Bari 1960, S. 13–15, unter Heranziehung von ders., Conservazioni critiche, Bd. 5, Bari 1951, S. 116f. Vgl. Hegels Text in G. W. F. Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, III (= Bd. 10 der Werke in zwanzig Bänden), Frankfurt/M. 1976, § 552, S. 358ff., wo die protestantische „Weltweisheit" einem katholischen „Heiligen" gegenübergestellt wird. Nach Croce setzt Hegel hier „der katholischen Haltung, die den Geist einer Äußerlichkeit unterwirft und diese Entfremdung von der freien Welttätigkeit ‚Heiligkeit' nennt, das protestantische Bewußtsein gegen-

ein. Er kündigte ihm das Erscheinen seines zweiten Aufsatzes für die „Studi germanici" unter dem Titel „Problemi e metodi della moderna storiografia: la sociologia della religione di Max Weber" mit folgenden Worten an: „bei dem Artikel, der geschrieben wurde, bevor Ihre Glosse in der Critica erschien, handelt es sich um eine detailliertere Darstellung dessen, was Sie in dieser Glosse gesagt haben. Die Koinzidenz ist im übrigen nicht außergewöhnlich ...."[87]

Croces Distanzierung von Weber zeigte sich nun gerade ausdrücklich in der „kurzen Anzeige" des Buches von Antoni „Dallo storicismo alla sociologia", die 1940 in der „Critica" erschien. Im Rahmen seines eigenen Grundansatzes stellte Croce die Legitimität der Idee einer *etica economica*, einer Wirtschaftsethik, in Frage und sah in der „adjektivischen Bestimmung ... eine Modifizierung des Substantivs"; schließlich fügte er hinzu: „wenn man ‚ökonomisch' im strengen Sinn nimmt, d.h. als all das, was der Mensch begehrt und was ihm nützlich ist oder Freude macht, ist offensichtlich, daß in diesem Sinn die Ethik immer ökonomisch ist, d.h. keinen anderen Inhalt als diesen hat, und deshalb ist das Adjektiv überflüssig und suggeriert ein Missverständnis."[88]

Diese Sichtweise entspricht nun gewiß Croces oder Antonis Standpunkt, hat aber wenig bzw. gar nichts mit Webers eigentlichen Zielsetzungen zu tun, wie sie sich aus dessen aufschlußreicher Ab-

---

über, aus dem dann das Bewußtsein der modernen Philosophie, Weltphilosophie", Weltweisheit wurde. An dieser theoretisch-spekulativen Position hielt Croce in seiner Rezension von Webers „Il lavoro intellettuale come professione" von 1948 fest; vgl. Croce, Terze pagine sparse (wie Anm. 21) S. 130f., fest: „Worin besteht der Fehler seiner berühmten Ableitung der modernen Freiheit aus dem Geist des Kalvinismus und dem Begriff des Berufs und der göttlichen Gnadenwahl? Darin: daß es sich dabei um eine psychologische Ableitung und nicht um eine historisch-philosophische Erklärung handelt, die allein möglich ist und erwartet wird, wenn man eine geistige Kategorie behandelt (...);" daraus folgen weiterhin die Beurteilung der Soziologie als „Pseudowissenschaft" und eine Reihe von Einwänden gegenüber den beiden bei Einaudi veröffentlichten Abhandlungen Webers.

[87] Carteggio Croce–Antoni (wie Anm. 81) S. 27 (Brief Antonis vom 18. Dezember 1938, worin er auch auf den dritten Aufsatz „Problemi e metodi della moderna storiografia: la logica del ‚tipo ideale' di Max Weber" verwies).

[88] Croce, Pagine sparse (wie Anm. 21) Bd. 3, S. 442.

sichtserklärung in seinem Brief vom 2. April 1905 an Heinrich Rickert ergeben: „Ich arbeite, freilich unter greulichen Qualen, aber es geht doch täglich einige Stunden. Im Juni oder im Juli erhalten Sie einen Sie vielleicht interessierenden kulturgeschichtlichen Aufsatz: Askese des Protestantismus als Grundlage der modernen Berufskultur – eine Art ‚spiritualistischer' Konstruktion der modernen Wirtschaft."[89]

Die eigentliche Bedeutung dieses zweifellos anspruchsvollen, möglicherweise auch überladenen Ausdrucks *‚spiritualistische' Konstruktion der modernen Wirtschaft* erhellte Weber am Ende der „Protestantischen Ethik": Denn die vorstehende Skizze hat mit Bedacht nur die Beziehungen aufgenommen, in welchen eine Einwirkung religiöser Bewußtseinsinhalte auf das „materielle" Kulturleben wirklich zweifellos ist. Es wäre ein Leichtes gewesen, darüber hinaus zu einer förmlichen „Konstruktion", die ‚alles' an der modernen Kultur „Charakteristische" aus dem protestantischen Rationalismus logisch ‚deduzierte', fortzuschreiten. Aber derartiges bleibt besser jenem Typus von Dilettanten überlassen, die an die „Einheitlichkeit" der „Sozialpsyche" und ihre Reduzierbarkeit auf ‚eine' Formel glauben.[90]

Weber verstand also die *‚spiritualistische' Konstruktion* in einem nicht „förmlichen", nicht definitorischen Sinn. Die soeben zitierten Sätze dienten der Erläuterung einer an sich bereits aufschlußreichen Textstelle: – so kann es dennoch natürlich nicht die Absicht sein, an Stelle einer einseitig „materialistischen" eine ebenso einseitig spiritualistische kausale Kultur- und Geschichtsdeutung zu setzen. ‚Beide' sind ‚gleich möglich', aber mit beiden ist, wenn sie nicht Vorarbeit, sondern Abschluß der Untersuchung zu sein beanspruchen, der historischen Wahrheit gleich wenig gedient.[91]

Nicht mehr und nicht weniger hatte sich Weber vorgenommen. Croce und Antoni ordneten seine Theorie hingegen in einen Zusam-

---

[89] Zitiert nach M. Weber, Max Weber. Ein Lebensbild, München–Zürich 1989, S. 359.

[90] M. Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, 4. photomech. gedr. Aufl. 1947, S. 205f., Anm. 3.

[91] Ebd., S. 205f.

menhang ein, den sie als Degenerationsprozeß der deutschen Kultur betrachteten. Bereits in einem Brief vom 21. Juni 1936 an Croce hatte Antoni seine Studie, an der gerade arbeitete, als eine „Geschichte des Untergangs der deutschen Kultur" bezeichnet.[92] Sie erschien schließlich unter dem Titel „Dallo storicismo alla sociologia", wo er diesen „Untergang" als „Übergang oder Abgleiten des deutschen Denkens von den Problemen, die der Historismus gestellt hatte, in den ‚typologischen' Soziologismus" faßte, wie es in der Vorbemerkung zum Buch vom April 1939 und mit leichten Veränderungen in Antonis Brief an Croce vom 25. Oktober desselben Jahres heißt; Croce nahm diese Formulierung dann in seiner Rezension wieder auf.[93] Delio Cantimori besprach Antonis Buch 1940, wobei er zunächst feststellte, daß „der Historismus und die Soziologie zwei heterogene Phänomene von völlig unterschiedlicher positiver Bedeutung sind", um dann zu unterstreichen, daß sich die Stichhaltigkeit des darin beschriebenen Bildes vom deutschen „kulturellen Weg" allein vor dem Hintergrund des „soliden Terrains des italienischen Denkens" ergibt; das Buch, das er an sich schätzte, überzeugte ihn letztlich nicht, weil es ihm nicht kongenial war und seinem Stil nicht entsprach.[94] Deutlich wird dies beispielsweise an den Vorbehalten, die Cantimori gegenüber der von Antoni vorgenommenen Weberinterpretation äußerte: „Verblüffend ist vielmehr der Wunsch, eine ‚Botschaft', eine Weltanschauung, gleichsam einen Glauben zu finden; eines der faszinierendsten Elemente bei Weber scheint mir gerade die Ablehnung der Weltanschauung zu sein, der Sinn für das konkrete Problem, die Negation der ewigen und allgemeinen Probleme, die Überzeugung von der Wichtigkeit streng abgegrenzter und unterschiedener Begriffe (...)."[95]

---

[92] Carteggio Croce–Antoni (wie Anm. 81) S. 15.

[93] Antoni, Dallo storicismo alla sociologia (wie Anm. 36), Avvertenza; Carteggio Croce–Antoni (wie Anm. 81) S. 36; Croce, Pagine sparse (wie Anm. 21) Bd. 3, S. 441.

[94] D. Cantimori, Dallo storicismo alla sociologia, Civiltà fascista 7 (1940), in: Ders., Politica e storia contemporanea. Scritti 1927–1942, hg. von L. Mangoni, Torino 1991, S. 526f.

[95] Ebd., S. 536, und nachfolgende Äußerungen; vgl. aber auch D. Cantimori, Appunti sullo storicismo (1945), in: Ders., Studi di storia, Torino 1959, S. 28f., 32.

1940 versuchte Cantimori, Antonis Kritik an Weber „genauer einzugrenzen", ohne sie schon „vollständig zu entkräften" zu wollen (eine eigenartige Ausdrucksweise!). Gleichwohl spürt man bereits seine sehr persönliche, aufs Wesentliche reduzierte, ausschließlich methodologische Rezeption Webers, die in den Folgejahren immer deutlicher hervortrat und seine Distanznahme zu Antoni augenfällig machte.

Giulio Einaudi, der etwas von Weber in sein Verlagsprogramm aufnehmen wollte, dachte an den Vortrag „Politik als Beruf", der zusammen mit dem früheren zum Thema „Wissenschaft und Beruf" weiteste Verbreitung finden sollte. Es handelte sich dabei um ein wichtiges verlegerisches Vorhaben. Die beiden Vorträge, insbesondere „Wissenschaft als Beruf", hatten bei einigen Zuhörern einen großen Eindruck hinterlassen. Karl Löwith beschrieb in seinen Memoiren auch das Erscheinungsbild des Redners: *Sein von einem struppigen Bart umwachsenes Gesicht erinnerte an die Glut der Bamberger Prophetengestalten.*[96] Einaudis Ansprechpartner war jetzt nicht mehr, wie noch vor drei Jahren, Carlo Antoni,[97] sondern Cantimori.[98] Ein Punkt aus Cantimoris Antwort sei angesichts der Bedeutung der genannten Schrift Webers hervorgehoben: Wollte man den beiden Vorträgen, die zusammengehören, noch weitere Texte beifügen, erklärte er sich

---

[96] Löwith, Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933 (wie Anm. 82) S. 16; vgl. dazu E. Donaggio, Una sobria inquietudine. Karl Löwith e la filosofia, Milano 2004, S. 16f., 147f., Anm. 20, 21. So auch I. Birnbaum, Erinnerungen an Max Weber, in: Max Weber zum Gedächtnis. Materialien und Dokumente zur Bewertung von Werk und Persönlichkeit, hg. von R. König und J. Winckelmann, Köln–Opladen 1963, S. 20, ebenfalls über den Vortrag „Wissenschaft und Beruf: Der Vortrag, dessen Themenstellung von mir stammte, wurde ein Bekenntnis, das wie in stossweisen Explosionen aus der Brust des Redners hervorbrach". Zur Datierung der beiden Vorträge – „Wissenschaft als Beruf" vom 8. November 1917; nochmals „Wissenschaft als Beruf" und „Politik als Beruf", zweite Märzwoche 1919 – vgl. W. J. Mommsen, Max Weber und die deutsche Politik 1890–1920, Tübingen 1974, S. 289f., Anm. 292, S. 345, Anm. 151. Folglich ist die Angabe „Ende 1918" für beide Vorträge in Cantimori, Nota introduttiva, in Weber, Il lavoro intellettuale come professione, S. XXI, zu korrigieren.

[97] Vgl. Anm. 80.

[98] Mangoni, Pensare i libri. La casa editrice Einaudi dagli anni trenta agli anni sessanta (wie Anm. 80) S. 96 (Brief Einaudis an Cantimori vom 2. August 1941).

eventuell bereit, die Freiburger Antrittsvorlesung „Der Nationalstaat und die Wirtschaftspolitik" von 1895 zu übersetzen.[99] Damals wurde daraus jedoch nichts.[100] Erst am 5. Juni 1947 konnte der damalige Verlagsmitarbeiter Antonio Giolitti an Giulio Einaudi schreiben: „Es handelt sich dabei um zwei berühmte, ziemlich wichtige Aufsätze. Daraus ergäbe sich ein Bändchen von ungefähr 120 Seiten für die ‚Saggi'; man könnte eine Einleitung hinzufügen, wobei ich guter Hoffnung bin, daß Cantimori sie liefern wird."[101]

1948 erschienen die beiden Vorträge in der Übersetzung von Giolitti und versehen mit einer Einleitung von Cantimori unter dem Titel „Il lavoro intellettuale come professione. Due saggi". Im wesentlichen in Übereinstimmung mit seinen 1940 gemachten Beobachtungen[102] übernahm Cantimori von Weber vor allem die methodologischen Überlegungen (Methodologie natürlich verstanden in einem kulturellen Sinn) zur wissenschaftlichen Forschung und Hochschullehre, die sich an den Kriterien der *‚Wertfreiheit'*, *‚Vorurteilslosigkeit'*, *Unabhängigkeit von allgemeinen Welt- und Lebensanschauungen* orientierten; der Genese dieser Kriterien ging er beispielsweise anhand der bekannten Studie „Der Sinn der ‚Wertfreiheit' der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften" (1917) und der „Gutachten zur Werturteilsdiskussion im Ausschuss des Vereins für Sozialpolitik" (1913) nach.[103] Inwieweit Webers Lehre vor allem unter dem erwähnten methodologischen Aspekt auf Cantimoris komplexe intellektuelle Biographie insgesamt eingewirkt hat, steht hier nicht zur Debatte.

---

[99] Ebd. (Brief Cantimoris an Einaudi vom 2. September 1941)

[100] Einige Nachrichten über die Beteiligung anderer Verleger und über einige von Antoni eingegangene Verpflichtungen vgl. ebd., S. 97 und Anm.; vgl. auch S. Gerbi, Raffaele Mattioli e il filosofo domato, Torino 2002, S. 124ff.

[101] Auf diesen Brief im Archivio Einaudi hat mich freundlicherweise Luisa Mangoni hingewiesen.

[102] Vgl. oben Anm. 95.

[103] Cantimori, Nota introduttiva zu Weber, Il lavoro intellettuale come professione, S. XVIIIff. Zu diesem wesentlichen und charakteristischen, wenn auch nicht einzigen Aspekt des Weberschen Werkes (und damit auch seines wissenschaftlichen Vermächtnisses), bleibt weiterhin wichtig Max Weber. Werk und Person. Dokumente ausgewählt und kommentiert von E. Baumgarten, Tübingen 1964, S. 102–139, 387–405.

Unabhängig von der jeweiligen wissenschaftlichen und auch ideologischen Positionierung der verschiedenen Autoren kann abschließend festgehalten werden, daß mit den Arbeiten von Carlo Antoni (1938, 1940), mit der italienischen Buchausgabe der „Protestantischen Ethik" (1945), mit der Veröffentlichung des Bandes „Il lavoro intellettuale come professione" (1948) und schließlich mit der Verbreitung der jeweils von Ernesto Sestan und Delio Cantimori verfaßten Einleitungen die Kenntnis der Weberschen Theorie in Italien entschieden an wissenschaftlicher Tiefenschärfe gewonnen hatte.[104]

RIASSUNTO

Quanto era conosciuta la teoria weberiana in Italia prima del secondo dopoguerra? Prima della morte del sociologo tedesco se ne interessò in particolare Benedetto Croce, preparando così, in qualche modo, l'elaborazione di una vulgata weberiana durante i primi anni del fascismo al potere. La diffusione di stereotipi weberiani avvenne attraverso gli studi di Ansaldo, ma vi contribuì – con tutt'altro approccio e orientamento ideologico – anche Gobetti. Non già una conoscenza approfondita di Weber, ma lontani e indiretti echi weberiani condussero a un ripensamento della storia d'Italia. In questo contesto anche una parte non secondaria della cultura fascista favorì la conoscenza di testi fondamentali di Max Weber in Italia e ne promosse la traduzione. L'autore esamina poi la lettura di Weber soprattutto da parte di Gramsci, Fanfani, Antoni, Sestan e Cantimori. Con i saggi di Antoni del 1938/1940, con l'edizione come libro de „L'etica protestante", realizzata nel 1945, e la pubblicazione de „Il lavoro intellettuale come professione" nel 1948, infine con la circolazione dei rispettivi saggi introduttivi di Sestan e di Cantimori, la fase della conoscenza italiana di Weber era divenuta quella del suo studio.

---

[104] Vgl. weiterhin M. Losito/M. Fotino, La recezione di Max Weber in Italia, Ricerca bibliografica, Annali dell'Istituto Storico Italo-germanico in Trento 9 (1983) S. 413–517.

DIE TAGEBÜCHER DES DIPLOMATEN LUCA PIETROMARCHI (1938–1940)

von

RUTH NATTERMANN

„Dieser Pietromarchi gehört dem schwärzesten Adel Roms an, er war gut mit Ciano befreundet und die Seele des faschistischen Unternehmens im Spanischen Bürgerkrieg. Nach der Befreiung Italiens wurde er als einer der ganz wenigen Funktionäre ohne Pension nach Hause geschickt, aber wenig später hat man ihn in den Dienst zurückbeordert, und jetzt ist er eines der höchsten Tiere im italienischen Außenministerium."[1]

So vernichtend urteilte der Intellektuelle Ernesto Rossi im Jahr 1949 über den Diplomaten Luca Pietromarchi. Als Mitarbeiter Galeazzo Cianos hatte dieser von 1936 bis 1943 Schlüsselpositionen im italienischen Außenministerium innegehabt und konnte nach dem Zweiten Weltkrieg seine Karriere als Botschafter in Ankara und in Moskau fortsetzen.[2]

---

[1] Ernesto Rossi an Gaetano Salvemini, 11. Januar 1949 (Übersetzung R. N.), abgedruckt in: M. Franzinelli (Hg.), Ernesto Rossi–Gaetano Salvemini, Dall'esilio alla Repubblica. Lettere 1944–1957, Torino 2004, S. 418.

[2] Eine Biographie des Diplomaten liegt bislang nicht vor. Zu Pietromarchi s. B. Bagnato (Hg.), I Diari di Luca Pietromarchi. Ambasciatore Italiano a Mosca (1958–1961), Firenze 2002; dies., I Diari di Mosca di Luca Pietromarchi: Suggerimenti d'uso e ipotesi di lettura, Annali Fondazione Einaudi 34 (2000) S. 269–297; A. Pietromarchi, Come Mussolini boicottò le trattative per un accordo italo-inglese nel 1940. L'estremo tentativo di evitare l'entrata in guerra: la vera storia del Rapporto Pietromarchi, Nuova Storia Contemporanea VII (2003), S. 109–124; P. Soddu, Luca Pietromarchi. Pagine inedite dal diario, Annali Fondazione Einaudi 31 (1997) S. 475–495.

Anders als bei Rossi erscheint Pietromarchi in den Urteilen seiner gleich gesinnten Zeitgenossen fast ausnahmslos in einem positiven Licht. Galeazzo Ciano etwa bezeichnete ihn 1941 als einen der Eckpfeiler des italienischen Außenministeriums,[3] und Dino Alfieri versicherte ihm 1939, mit welcher Intelligenz, Bereitschaft und Fähigkeit er sein Amt ausübe.[4] Eine dritte, wiederum völlig andere Perspektive ist die jüdischer Zeitgenossen, die in der italienischen Besatzungszone Kroatiens während des Zweiten Weltkrieges die Shoah überlebten. Als Leiter der Abteilung im italienischen Außenministerium für die italienisch besetzten Gebiete Jugoslawiens und Griechenlands wird Pietromarchi in Berichten von Überlebenden nicht selten als einer der Hauptverantwortlichen für die Weigerung von italienischer Seite angesehen, die Juden im italienischen Machtbereich an die deutschen Bündnispartner auszuliefern und sie damit vor dem sicheren Tod zu bewahren.[5]

Es ist ein widersprüchliches Bild, das von Luca Pietromarchi überliefert ist. Wer war dieser Mann, – ein überzeugter Faschist, ein Befehlsausführer ohne eigene Initiative, ein Retter der Juden? Die einschlägige Forschung hat sich bisher allenfalls marginal mit dem Diplomaten beschäftigt. In den zahlreichen Beschreibungen der faschistischen Führungselite taucht er nicht auf. Tatsächlich scheint es, dass angesichts der Fortsetzung seiner diplomatischen Laufbahn nach dem Ende des faschistischen Regimes die Bedeutung Pietromarchis für die italienische Außenpolitik in der Zeit vor und während des Zweiten Weltkrieges vollkommen in den Hintergrund geraten ist. Dabei existiert gerade für diesen Zeitabschnitt eine außergewöhnliche Quelle: Zwischen 1929 und 1945 verfasste Pietromarchi acht ausführliche Tagebücher, zusätzlich sind sieben Agenden für den Zeitraum zwischen 1932 und 1941 überliefert. Die kritische Edition der Tagebücher und Agenden für die Jahre 1938 bis 1940 stellt den ersten Versuch dar,

[3] Ugo Theodoli an Pietromarchi, 22. Dezember 1941, Fondazione Luigi Einaudi Torino [FLE], Archivio Luca Pietromarchi.

[4] Dino Alfieri an Pietromarchi, 7. März 1939, ebd.

[5] Vgl. etwa M. Shelah, Un Debito di Gratitudine. Storia dei rapporti tra l'Esercito italiano e gli ebrei in Dalmazia (1941–1943), Roma 1991; D. Carpi, Il diplomatico italiano Luca Pietromarchi e la sua opera in favore degli ebrei di Croazia e di Grecia (auf Hebräisch), Yalkut Moreshet 33 (1982) S. 145–152.

diese Quelle einer breiteren wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich zu machen.[6]

Die vorliegende Studie wird anhand der bisher erzielten Ergebnisse die Person Pietromarchis genauer in den Blick nehmen. Nach einem biographischen Überblick erfolgt eine Untersuchung der Geschichte der Tagebücher und Agenden, bevor deren jeweilige Intentionen und Funktionen näher beleuchtet werden. Daran schließt sich eine Erläuterung des Bildes an, das sich aus einer Untersuchung der Tagebücher und Agenden von dem Diplomaten gewinnen lässt. Im letzten Teil der Studie werden drei Themen angesprochen, die in Pietromarchis Schriften zentrale Bedeutung haben: der Spanische Bürgerkrieg, der so genannte „Anschluss" Österreichs an das Deutsche Reich und die antisemitische Gesetzgebung in Italien. Welche Haltung nahm Pietromarchi gegenüber diesen Ereignissen ein? Inwiefern spiegelt seine Einstellung die Linie der faschistischen Führung wider, an welchen Stellen sind Abweichungen von dieser zu beobachten? Bei der Beantwortung dieser Fragen soll der Versuch gemacht werden, die Relevanz und das Potential dieser Quelle für die einschlägige Forschung aufzuzeigen.

Der biographische Überblick stützt sich vor allem auf Archivalien aus dem Nachlass Pietromarchis und Dokumente des Privatarchivs seiner Familie. Die unvollendeten Memoiren, die Pietromarchi Ende der 70er Jahre verfasste, bilden eine weitere Grundlage für die Beschreibung der Ereignisse.[7] Sie sind jedoch keineswegs identisch mit den Tagebüchern und hinsichtlich der Kommentare Pietromarchis mit äußerster Vorsicht zu behandeln, da ihnen der unmittelbare Charakter der Tagebücher fehlt. Insofern beschränkt sich die vorliegende Studie in der Hauptsache auf eine Verwendung der beschreibenden Passagen der Memoiren.

---

[6] Im Auftrag des Deutschen Historischen Instituts in Rom bereitet die Verfasserin derzeit eine kritische Edition der Tagebücher und Agenden Pietromarchis für den Zeitraum 1938 bis 1940 vor, die voraussichtlich 2007 erscheinen wird.

[7] Die unveröffentlichten Memoiren Pietromarchis (im Folgenden zitiert als „Memorie Pietromarchi") befinden sich ebenfalls im Archivio Pietromarchi, FLE.

Luca Pietromarchi wurde am 8. März 1895 in Rom geboren. Seine Familie gehörte dem vatikanischen Adel an, – der sogenannten *nobiltà nera*, auf die sich Rossi in der eingangs zitierten Stellungnahme bezieht. Familiendokumenten zufolge wurden die Pietromarchis seit 1506 unter der *Nobiltà della città pontificia di Velletri*, einem Ort in der Nähe Roms, geführt. 1843 war Lucas Großvater Clemente Pietromarchi in die *Guardia Nobile* des Papstes aufgenommen worden. Lucas Vater Bartolomeo übte dieses Amt ebenfalls zeitweise aus. 1914 erkannte Papst Benedikt XV. ihm den Titel des *Conte* und die Aufnahme in den römischen Adel zu; 1919 ernannte er ihn zum Präsidenten der *Unione Popolare fra i Cattolici d'Italia*, aus der später die *Democrazia Italiana* hervorgehen sollte.[8] Auch in Luca Pietromarchis Tagebüchern lassen sich die Identifizierung mit dem Katholizismus und die Nähe zum Papsttum eindeutig nachweisen.

Er hatte sechs Geschwister: Eine seiner Schwestern, Eleonora, heiratete später Bernardo Attolico (1880–1942), der von 1935 bis 1940 als italienischer Botschafter in Berlin amtierte.[9] Luca Pietromarchi besuchte das traditionsreiche altsprachliche Jesuitengymnasium *Istituto Massimo* in Rom. Während des Ersten Weltkrieges kämpfte er zunächst in der *Brigata Garibaldina Alpi*, 1916 wurde er als Kolonialoffizier und Vize-Kommissar in die italienische Kolonie Eritrea gesandt. Der zweijährige Aufenthalt dort inspirierte ihn zu seiner *Storia di Abissinia*, die 1938 unter dem Pseudonym Luca dei Sabelli erschien.[10] Vermutlich begann Pietromarchi während der Zeit in Afrika Reiseerlebnisse, Eindrücke und Erfahrungen regelmäßig aufzuzeichnen, woraus sich später sein besonderer Hang zum Tagebuchschreiben entwickelte. So wie sich Pietromarchis Geschichte Abessiniens seinen eigenen Angaben nach auf die Aufzeichnungen stützte, die während des Aufenthaltes in Eritrea entstanden,[11] sah der Diplomat

---

[8] Die Informationen stammen aus einem Dokument mit dem Titel „La Famiglia Pietromarchi", das sich im Privatbesitz von Lucas Sohn Antonello Pietromarchi befindet.

[9] Zu Attolico s. u. a. L. A. Losito (Hg.), Bernardo Attolico. Atti e Documenti dal convegno internazionale di studi, Brindisi 1994.

[10] L. dei Sabelli, Storia di Abissinia, 4 Bde., Roma 1938.

[11] *Prestò servizio in Africa come Vice Commissario di Barca in Eritrea, e dalla sua permanenza [...] trasse lo spunto e i materiali per la „Storia di*

auch in späteren Jahren seine Tagebücher wohl nicht zuletzt als Materialsammlung für seine schriftstellerischen Ambitionen.

Nach seiner Rückkehr aus Afrika widmete Pietromarchi sich dem abgebrochenen Jura-Studium, das er 1920 erfolgreich beendete. Zunächst übte er das traditionelle Amt seiner Familie aus, das der *Guardia Nobile* des Papstes. Daneben arbeitete er in einer Anwaltskanzlei in Rom und assistierte seinem Vater bei der Leitung der *Unione Popolare fra i Cattolici d'Italia*. Er schrieb für die katholische Presse und hielt öffentliche Vorträge.[12] Den Aufstieg Mussolinis, der sich zur selben Zeit vollzog, kommentiert Pietromarchi in seinen Memoiren mit folgenden Worten: *Chi non vide allora in Mussolini l'uomo della Provvidenza, come lo definì Pio XI? Con la marcia su Roma si aprì una pagina di storia e si chiuse un periodo di delitti e di violenze senza numero.*[13] Pietromarchis Hoffnung in Mussolini, die in den 30er Jahren ihren Höhepunkt erreichte, war demnach bereits Anfang der 20er Jahre vorhanden, und noch in den Ende der 70er Jahre verfassten Memoiren machte er kein Hehl aus seiner früheren Einstellung. Die Worte des Papstes schienen ihm die Absolution für seine Auffassung zu erteilen.

Als die neue faschistische Regierung 1923 einen Wettbewerb für die Zulassung zur diplomatischen Laufbahn ausschrieb, fühlte Pietromarchi sich angesprochen. Er war das erste Mitglied seiner kirchlich geprägten Familie, das sich für eine diplomatische Karriere interessierte. Den entscheidenden Anstoß dazu soll jedoch seine Schwester Eleonora gegeben haben, wie in Pietromarchis Memoiren zu lesen ist. Bei einem Reitturnier in Rom hörte sie, wie sich der Botschafter Durini di Monza an den Grafen Medici del Vascello mit folgenden Worten wandte: *Credi possibile che al giorno d'oggi ci siano ancora dei giovani intelligenti e colti che si adattano a far la Guardia Nobile del Papa invece di aspirare alla carriera diplomatica?*[14] Die Anspielung bezog sich auf keinen anderen als Luca Pietromarchi, und Eleonora – getroffen von der Bemerkung – soll gemeinsam mit ihrem Vater den

Abissinia" [...] pubblicato in quattro volumi; Luca Pietromarchi, „Notizie biografiche", FLE, Archivio Pietromarchi.

[12] Vgl. FLE, Memorie Pietromarchi, S. 16.

[13] Ebd.

[14] Ebd., S. 17.

Bruder schließlich zu seiner Bewerbung bewegt haben. Pietromarchi ging als Erster aus dem Wettbewerb hervor und wurde zum Sekretariat des Völkerbundes nach Genf entsandt. Sieben Jahre lang – bis 1930 – war er Bernardo Attolico, dem damaligen Vize-Generalsekretär des Völkerbundes, direkt verantwortlich. Die beiden Männer schlossen Freundschaft. Bei einer Reise nach Rom lernte Attolico Pietromarchis Familie und so seine zukünftige Frau Eleonora kennen.[15]

Pietromarchi indessen geriet immer tiefer in den inneren Kreis der italienischen Hochdiplomatie. 1930 kehrte er an das Außenministerium in Rom zurück, wo ihm zunächst unter Dino Grandi (1895–1988), später unter Galeazzo Ciano (1903–1944) zunehmend wichtigere Aufgaben anvertraut wurden. Obwohl Pietromarchi selbst diesen Zeitabschnitt in seinen Schriften nicht thematisiert, sollte nicht vergessen werden, dass von 1932 bis 1936 Mussolini selbst das Außenministerium übernahm. Der Diplomat muss also spätestens in diesen Jahren auch mit dem *Duce* in direkten Kontakt gekommen sein. Zu Beginn seiner Zeit am Außenministerium begegnete Pietromarchi bei einem Empfang seiner zukünftigen Frau Emma Zuccari.[16] Im Oktober 1932 wurde ihr Sohn Antonello geboren, der in den 50er Jahren ebenfalls die diplomatische Laufbahn einschlagen sollte. Sowohl mit Grandi als auch mit Ciano entwickelte Pietromarchi während seiner Tätigkeit in Rom freundschaftliche Beziehungen, jene zu Grandi überstand auch das Ende des Krieges, wie sich an der Korrespondenz zwischen den beiden Männern ablesen lässt.[17]

1935 nahm Pietromarchi an der von Mussolini angeregten Konferenz von Stresa teil, bei der Frankreich, Großbritannien und Italien Maßnahmen zur Abwehr der drohenden deutschen Expansions- und Kriegspolitik vereinbarten, allerdings ohne dauernden Erfolg.[18] Pietromarchi fand in Stresa besonderen Anklang bei seinen Vorgesetzten. Als im Dezember 1936 angesichts der Beteiligung des faschistischen

---

[15] Vgl. ebd., S. 34.

[16] Vgl. ebd., S. 38.

[17] S. die zahlreichen Briefe Grandis an Pietromarchi, FLE, Archivio Pietromarchi, LP 2: correspondenza.

[18] Zur Konferenz von Stresa vgl. E. Collotti (con la collaborazione di N. Labanca e T. Sala), Fascismo e politica di potenza. Politica estera 1922–1939, Milano 2000, S. 197–203.

Italien auf der Seite Francos im Spanischen Bürgerkrieg ein *Ufficio Spagna* im italienischen Außenministerium eingerichtet wurde,[19] hatte sich Pietromarchi bereits einen Ruf als zuverlässiger, regimetreuer Funktionär erworben. Zusammen mit seinen guten Beziehungen mag vor allem dieser Faktor dazu beigetragen haben, dass Ciano ihm die Leitung des neu eingerichteten *Ufficio Spagna* übertrug, denn über spezielle Spanien-Kenntnisse verfügte Pietromarchi damals nicht, noch war er der spanischen Sprache mächtig: *Per la scelta del funzionario cui affidare la direzione dell'ufficio furono fatti al Ministro i nomi di vari colleghi tra i più competenti negli affari spagnoli ma con generale sorpresa Ciano scelse me che non mi ero mai interessato della situazione spagnola, né avevo seguito con particolare attenzione le vicende della guerra civile*,[20] so Pietromarchi in seinen Erinnerungen. Obwohl acht Jahre älter als Ciano, gehörte er höchstwahrscheinlich zu den favorisierten, dem Außenminister ergebenen „neuen jungen Männern", die Ciano bewusst für sein zunehmend einflussreicheres *Gabinetto* auswählte.[21] Pietromarchi leitete die Abteilung bis zum Ende des Spanischen Bürgerkrieges im März 1939, vier Monate später wurde das *Ufficio Spagna* aufgelöst.[22] Anschließend begleitete Pietromarchi Außenminister Ciano zu seinem offiziellen Besuch in Spanien.[23]

Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges im September 1939 sah sich Italien als Bündnispartner Deutschlands einer Seeblockade von Seiten Englands und Frankreichs ausgesetzt.[24] Wieder wurde auf

---

[19] Vgl. Costituzione ed organizzazione dell'Ufficio Spagna, Archivio Storico del Ministero degli Affari Esteri [ASMAE], GAB Ministro e Segreteria Generale 1923–1943, Ufficio Spagna [US] 5, Relazione Finale.

[20] FLE, Memorie Pietromarchi, S. 45f.

[21] Vgl. F. Gilbert, Ciano and his Ambassadors, in: Ders. u. G. A. Craig (Hg.), The Diplomats 1919–1939, Bd. 2: The Thirties, New York 1968, S. 512–536, hier S. 518.

[22] Vgl. Agenda Pietromarchi, 8. Juli 1939. Alle im Folgenden zitierten Einträge Pietromarchis stammen aus den Tagebüchern und Agenden im Archivio Pietromarchi, FLE.

[23] Vgl. ebd., 9.–19. Juli 1939.

[24] Vgl. R. De Felice, Mussolini il duce. Lo Stato totalitario 1936–1940, Torino 1981, S. 757ff., S. 813ff.; ders., Mussolini l'alleato. L'Italia in guerra 1940–1943. 1. Dalla guerra „breve" alla guerra lunga, S. 89ff.

Wunsch Mussolinis eine neue Abteilung im italienischen Außenministerium eingerichtet, die sich speziell diesem Problem widmete, das so genannte *Ufficio della Guerra economica*. Ciano beauftragte Pietromarchi, die Abteilung nach dem Modell des *Ufficio Spagna* zu leiten.[25] Als Italien im Juni 1940 an der Seite Deutschlands in den Krieg eintrat, wurde Pietromarchi zum Vorsitzenden des *Gabinetto Armistizio e Pace* [GABAP] ernannt,[26] das in den folgenden Kriegsjahren für die politischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten der italienischen Besatzungszonen in Slowenien, Kroatien, Dalmatien, Montenegro, dem griechischen Festland und den griechischen Inseln zuständig war. Nach den damaligen Maßstäben hatte Pietromarchi zu jenem Zeitpunkt eine steile Karriere gemacht: Neben dem Diplomaten Leonardo Vitetti (1894–1973), der die Verantwortung für die italienisch besetzten Gebiete in Frankreich trug, war Pietromarchi einer der beiden Hauptfunktionäre im Rahmen der italienischen Besatzungspolitik in Europa. Abermals überrascht daher das bisher geringe Interesse an dem Diplomaten in der einschlägigen Forschung.

Auch die Umstände, die ihn dazu bewegten, in seiner Funktion als Leiter des GABAP 1943 zusammen mit dem General Giuseppe Castellano (1893–1977) die Verhandlungen für den Waffenstillstand mit den Alliierten und den Austritt aus dem Bündnis mit Deutschland vorzubereiten, sind nahezu unerforscht.[27] Die vorliegenden Berichte über Pietromarchis Schicksal nach dem 8. September 1943 stammen von der Familie des Diplomaten und sind insofern als Quelle nicht unprob-

---

[25] Vgl. Agenda Pietromarchi, 2. Dezember 1939; Memorie Pietromarchi, S. 98; Galeazzo Ciano. Diario 1937–1943, hg. von R. De Felice, Milano 2004, 2. Dezember 1939, S. 370.

[26] Vgl. Agenda Pietromarchi, 20.–21. Juni 1940; Memorie Pietromarchi, S. 129.

[27] Überliefert ist Castellanos eigene Darstellung der Zusammenarbeit mit Pietromarchi, die wie alle nachträglich verfassten Selbstzeugnisse nicht als authentische Quelle gelten kann. Castellano beschrieb Pietromarchi und seine Intentionen folgendermaßen: *Uno solo si manteva all'altezza della situazione, lucido di mente, non impaurito, con un concetto preciso ed una decisione ferma: il ministro Pietromarchi. Con lui soltanto potevo avere delle discussioni concrete. Eravamo dello stesso parere: rompere l'alleanza, ma non deporre le armi; non arrendersi, chiedere il concorso dell'attuale nemico nella lotta comune contro i tedeschi*; G. Castellano, Come firmai l'armistizio di Cassibile, Milano 1945, S. 77f.

lematisch. Den betreffenden Notizen zufolge wurde Pietromarchi auf Befehl Mussolinis von seinen Ämtern suspendiert und verschwand aus Furcht vor den deutschen Besatzern in den Untergrund. Seit Oktober 1943 hielt er sich bei seiner Schwester Eleonora Attolico versteckt. Die Deutschen fanden angeblich heraus, wo Pietromarchi sich aufhielt, verhafteten ihn aber nicht, und so kehrte er im März 1944 wieder in sein Haus in Rom zurück.[28]

Gegen das Urteil der *Epurazione*, welches 1944 wegen Mitverantwortung in der faschistischen Politik gegen ihn verhängt wurde, reichte Pietromarchi Berufung ein. Die Ergebnisse ließen auf sich warten. Resigniert löste Pietromarchi seinen Hausstand in Rom auf und zog 1947 mit seiner Familie ins brasilianische San Paolo, wo Verwandte seiner Frau ein erfolgreiches Unternehmen besaßen.[29] Noch im selben Jahr jedoch wurde das Urteil der *Epurazione* vom *Consiglio di Stato* aufgehoben: Aufgrund schriftlicher Dokumente und Aussagen vor allem von englischen Zeugen konnte nachgewiesen werden, dass Pietromarchi durch ein Übereinkommen mit den Engländern bis zur letzten Sekunde versucht hatte, den Kriegseintritt Italiens zu verhindern. Sein Ruf war gerettet, und er wurde an das italienische Außenministerium zurückbeordert.[30]

Die vorübergehende Unterbrechung hatte seine Karriere nicht langfristig beeinträchtigen können: Nur drei Jahre später – 1950 – wurde er zum Botschafter in der Türkei ernannt, von 1958 bis 1961 war er Botschafter in Moskau.[31] Nach der Rückkehr in seine Heimatstadt Rom ging er erneut seinen schriftstellerischen Ambitionen nach, verfasste mehrere Werke – unter anderem über die Sowjetunion und

---

[28] Vgl. Antonello Pietromarchis hinzugefügte Notiz im Tagebuch Pietromarchis aus dem Jahr 1943, das nach dem 12. September 1943 abbricht.

[29] Emma Pietromarchis Schwester Dora war mit Paolo Matarazzo verheiratet, dessen Vater, der Graf Francesco Matarazzo (1854–1937), in San Paolo die *Industrie Riunite Francesco Matarazzo* [Irfm] gegründet hatte, die im Metall-, Chemie-, Textil-, Lebensmittel-, Bau- und Dienstleistungssektor aktiv waren.

[30] S. Anm. 28. Zu der Aufhebung des Urteils vgl. FLE, Archivio Pietromarchi, LP 2.3.: Commissione Centrale di Epurazione, Consiglio di Stato. Sezione Speciale per l'Epurazione, 19. Mai 1947.

[31] Zu Pietromarchis Zeit als Botschafter in Moskau s. Bagnato (wie Anm. 2).

über die Türkei[32] – und schrieb für Zeitungen, vor allem den vatikanischen *Osservatore Romano*. Pietromarchi starb am 2. Juli 1978 in Rom.

Sein bewegtes Leben hat der Diplomat selbst in beeindruckend umfangreicher Weise dokumentiert. Es wurde bereits oben darauf hingewiesen, dass Pietromarchi vermutlich während seines ersten großen Reiseabenteuers in Eritrea begann, über seine Erlebnisse Buch zu führen. Aus dieser Angewohnheit entwickelte sich in den folgenden Jahren eine nahezu übersteigerte Besessenheit vom Schreiben: Pietromarchi füllte im Laufe seines Lebens mindestens 18 Tagebücher, sechs Agenden und 25 kleinere Terminkalender mit Berichten, Reflexionen, Notizen und Anmerkungen. Auf dieses Ergebnis kommt man zumindest, wenn man die Kalendarien zusammenzählt, die heute in der *Fondazione Luigi Einaudi* in Turin im Nachlass des Diplomaten aufbewahrt werden. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass die eigentliche Menge an Tagebüchern und Agenden die genannten Zahlen noch übersteigt, dass einzelne Hefte verloren gegangen, andere unentdeckt geblieben sind. Die Familie Pietromarchis hat jedenfalls versichert, alle Kalendarien, die sich in ihrem Besitz befanden, der *Fondazione Einaudi* übergeben zu haben.

Die Geschichte der Tagebücher und Agenden verdient besondere Beachtung. Es sind insgesamt drei zeitliche Abschnitte, aus der die überlieferten, durchweg mit der Hand geschriebenen Kalendarien stammen: Die erste Phase reicht vom Ende der 20er Jahre bis 1945, die zweite von 1949 bis 1967, und für die Jahre 1975 bis 1977 sind noch drei kleinere Agenden vorhanden. Am interessantesten erscheint die Lücke zwischen 1945 und 1949. In dieser für Pietromarchi unangenehmen Zeit des *Epurazione*-Urteils, des Verlassens seiner Heimatstadt und der Emigration nach Brasilien scheint ihm die Inspiration für seine Aufzeichnungen gefehlt zu haben. Denkbar ist jedoch auch, dass er die Erinnerungen dieses Zeitraums für die Nachwelt nicht aufbewahren wollte und die betreffenden Notizen später vernichtete. Es ist in jedem Fall auffällig, dass Pietromarchi die Ange-

[32] L. Pietromarchi, Il mondo sovietico, Milano 1963; ders., Turchia vecchia e nuova, Milano 1965.

wohnheit des Tagebuchschreibens erst wieder aufnimmt, als er sich am italienischen Außenministerium erneut einen guten Namen verschafft hat und seine Ernennung zum Botschafter in Ankara kurz bevorsteht.

Bis zu seinem Lebensende verwahrte Pietromarchi die Fülle seiner Aufzeichnungen, brachte sie jedoch nicht an die Öffentlichkeit. Nach Angaben der *Fondazione Einaudi* ging er seine Tagebücher und Agenden in späteren Jahren erneut durch, doch enthält der Text weder Korrekturen oder Randbemerkungen von seiner Hand noch erkennbare Entstellungen.[33] Für die Frage nach der Authentizität des Textes war diese Beobachtung von zentraler Bedeutung. Aller Wahrscheinlichkeit nach benutzte Pietromarchi die Tagebücher und Agenden als Grundlage für seine Memoiren, deren Niederschrift er 1977, ein Jahr vor seinem Tod, begann, aber nicht mehr beenden konnte. Das unveröffentlichte Manuskript bricht mit dem November 1940 ab.

Nach dem Tod Pietromarchis nahm sein Sohn Antonello die Tagebücher an sich. Sie gerieten in Vergessenheit. Erst 1981 wurden auch Pietromarchis Nachkommen wieder auf sie aufmerksam, und zwar durch eine Initiative von außen: Bei seinen Recherchen für einen Dokumentarfilm über die Politik der italienischen Besatzer gegenüber den Juden während des Zweiten Weltkrieges – *The Righteous Enemy*[34] – stieß der Regisseur Joseph Rochlitz auf den Namen Luca Pietromarchi. Er wollte mehr über die Rolle dieses Mannes erfahren, der als Leiter des GABAP auf die Verhältnisse der von den Italienern okkupierten Gebieten entscheidenden Einfluss ausgeübt hatte und damit auch das Geschick der sich dort aufhaltenden Juden hatte mitbestimmen können. Rochlitz traf mit Antonello Pietromarchi zusammen,

---

[33] In den Agenden sind lediglich einige Passagen unterstrichen. Ein Vergleich mit den Memoiren lässt darauf schließen, dass bestimmte Ereignisse, die Pietromarchi in den Memoiren schildert, auf den betreffenden Stellen der Agenden basieren. Diese Methode wandte er jedoch nicht kontinuierlich an, denn zuweilen stimmen die erwähnten Daten in den Memoiren mit den (authentischeren) Daten der Agenden nicht überein. Einige Randbemerkungen finden sich in Pietromarchis Tagebüchern von der Hand Renzo De Felices, dem Antonello Pietromarchi die Schriften seines Vaters in den 80er Jahren zugänglich machte.

[34] Englischer Dokumentarfilm aus dem Jahr 1987.

der ihm die Tagebücher und Agenden aus den Jahren 1942 und 1943 zugänglich machte und verschiedene Teile für ihn abschreiben ließ.[35] Das Material erwies sich gerade in Bezug auf die italienische Politik gegenüber den Juden als brisant. Der Stein geriet ins Rollen: 1982 fand die erste Veröffentlichung einiger Seiten des Tagebuchs statt, nachdem sie über Rochlitz in die Hände des israelischen Historikers Daniel Carpi gelangt waren. So erschienen die ersten Ausschnitte des Pietromarchi-Tagebuchs in der israelischen historischen Zeitschrift *Yalkut Moreshet*, und zwar in hebräischer Übersetzung.[36]

Antonello Pietromarchi wandte sich mit den Tagebüchern nun auch an den Historiker Renzo De Felice, der verschiedene Teile daraus für seine monumentale Mussolini-Biographie als Quelle heranzog.[37] Von einer Veröffentlichung der Tagebücher, die sich Antonello Pietromarchi erhofft hatte, sah De Felice aus nicht bekannten Motiven jedoch ab. 1996 vertraute Antonello Pietromarchi die Tagebücher der *Fondazione Luigi Einaudi* in Turin an. Nachdem sich die Quelle jahrelang unter weitgehendem Verschluss befunden hatte, war sie der historischen Forschung nun allgemein zugänglich und stieß sofort auf Interesse. Schon 1997 veröffentlichte Paolo Soddu verschiedene Tagebuchseiten aus den 30er und 40er Jahren und wies nachdrücklich auf die Relevanz einer zukünftigen Gesamtedition der Tagebücher hin.[38] Fünf Jahre später wurde dieser Wunsch immerhin teilweise realisiert: Bruna Bagnato gab die Tagebücher heraus, die Pietromarchi während seiner Zeit als Botschafter in Moskau im Zeitraum 1958 bis 1961 verfasst hatte.[39] Und 2003 veröffentlichte Antonello Pietromarchi einen Ausschnitt aus den Memoiren seines Vaters, der dessen Versuch the-

---

[35] Die betreffenden Seiten befinden sich in Joseph Rochlitz' *Document Collection*, Roma 1988, S. 7–20.

[36] Vgl. Carpi (wie Anm. 5). Die hier wiedergegebenen Informationen stammen aus einem Gespräch der Verfasserin mit Joseph Rochlitz, dessen Vater Imre in der italienischen Besatzungszone Kroatiens die Shoah überlebte. Joseph und Imre Rochlitz sei an dieser Stelle für zahlreiche Hinweise herzlich gedankt.

[37] Die entsprechenden transkribierten Teile befinden sich heute im Dokumentennachlass Renzo De Felices, ACS, Carte Renzo De Felice, b. 22, Fasc. 114.

[38] Vgl. Soddu (wie Anm. 2).

[39] Vgl. Bagnato (wie Anm. 2).

matisierte, den Kriegseintritt Italiens zu verhindern.[40] Das Potential der Dokumente Pietromarchis und die Brisanz einer baldigen Veröffentlichung seiner Schriften wurden auch hier evident.

Das Deutsche Historische Institut in Rom hat sich Anfang 2004 dieser Aufgabe angenommen. Angesichts der Fülle des vorhandenen Materials war es keineswegs einfach, eine erste Auswahl für den Beginn der Edition zu treffen. Nach einer Sichtung der Tagebücher in der *Fondazione Einaudi* entschied sich die Herausgeberin für den Zeitraum 1938 bis 1940. Für eine chronologische Herangehensweise sprachen sowohl praktische als auch inhaltliche Gründe: Zum einen konnte so die Basis für eine eventuelle zeitliche Fortführung der Edition gelegt werden, zum anderen ließ sich der Kurs der italienischen Außenpolitik von der Phase der *non-belligeranza* bis zum Kriegseintritt an der Seite Deutschlands sowie die mentale Entwicklung, die Pietromarchi im Kontext der politischen Ereignisse durchmacht, schrittweise nach verfolgen. Das Jahr 1938 erschien aufgrund seiner zentralen Bedeutung für die Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges als idealer Ausgangspunkt für die Edition. An praktischen Gesichtspunkten kam hinzu, dass im Vergleich zum Zeitraum bis Ende 1937 Pietromarchis Aufzeichnungen ab 1938 weniger große Lücken aufwiesen. Vor allem die Agenden der Jahre 1938 bis 1940, die auf den ersten Blick wenig interessant erschienen waren, stellten sich nach eingehender Prüfung als extrem detailliert und aufschlussreich heraus.

Beschäftigt man sich auf wissenschaftliche Weise mit Tagebüchern wie mit Selbstzeugnissen überhaupt, so ist die Frage nach ihrer Form sowie nach Intention und Identität ihrer Verfasser unumgänglich. Vor der Erläuterung einiger inhaltlicher Themen der Quelle soll daher zunächst dieser Aspekt in den Blick genommen werden.

Im Falle der Pietromarchi-Aufzeichnungen sind Form und Intention eng miteinander verknüpft. Dies ergibt sich schon allein dadurch, dass Pietromarchi *Diari* und *Agende* gleichzeitig führte. Im Zeitraum 1938 bis 1940 schrieb Pietromarchi sein Tagebuch auf einfache linierte Seiten, die er in einen Ordner heftete. Bei seinen Agenden handelt es sich dagegen um die üblichen Terminkalender mit vorgegebe-

[40] Vgl. A. Pietromarchi (wie Anm. 2).

nen Tagesangaben, in denen Pietromarchi pro Tag etwa eine halbe Seite Raum für seine Einträge blieb. Untersucht man die jeweiligen Aufzeichnungen, so wird schnell deutlich, dass Pietromarchis *Diario* ein erzählendes, berichtendes Tagebuch darstellt, während die Agenden den Charakter von Notiz-Tagebüchern haben. Dies macht sie jedoch nicht weniger interessant als die *Diari*, ganz im Gegenteil: Mit der mehr oder weniger systematischen „Buchführung" über Termine, Besuche, Gespräche, Verpflichtungen, Ausgaben, Krankheiten und Wettererscheinungen mischen sich zum Teil ausführliche Bemerkungen über die politische Lage, die Atmosphäre im Außenministerium, aber auch über Pietromarchis Privatleben, familiäre Angelegenheiten und Sorgen sowie seine Interessen außerhalb der großen Politik. Die Agenden haben insofern weitaus privateren Charakter als die *Diari*, in denen Berichterstattung und Interpretation der politischen Ereignisse eindeutig Priorität besitzen. Gleichzeitig zeigt ein Vergleich der beiden Quellen, dass Pietromarchis Ausführungen in den Tagebüchern häufig auf den Notizen der Agenden beruhen. Er benutzte also bewusst seine Notiz-Tagebücher als Quelle und Gedächtnisstütze für sein Tagebuch, dem er aller Wahrscheinlichkeit nach weiter reichende Bedeutung zumaß. Zwar gehört Pietromarchis *Diario* wohl nicht in die Reihe von Tagebüchern, die von vorneherein zur Veröffentlichung bestimmt waren. Doch ist zu vermuten, dass der Diplomat vorhatte, aus seinen Tagebuch-Aufzeichnungen ein Buch über die italienische Außenpolitik zu entwickeln, genauso wie er seine Geschichte Abessiniens aus seinen Notizen in Afrika hatte entstehen lassen. Im Gegensatz zu den Agenden nämlich fehlen den Tagebüchern häufig „die Unmittelbarkeit, der Verzicht auf Stilisierung und das Nebeneinander von Persönlichem und Sachlichem", die Gustav René Hocke als zentrale Elemente des „reinen", an keinen öffentlichen Zweck gebundenen Tagebuchs definiert.[41] Die zugrunde liegende, vermutlich berechnete Wirkung, die Pietromarchis Tagebuch von seiner Agenda unterscheidet, ist jedoch nicht durchgängig vorhanden. Ein weiteres Indiz für die Authentizität des Textes war die Feststellung, dass selbst Pietromarchis in der Hauptsache über die große Politik berichtendes Tage-

[41] G. R. Hocke, Europäische Tagebücher aus vier Jahrhunderten. Motive und Anthologie, Wiesbaden-München [3]1986, S. 20f.

buch immer wieder von einzelnen Passagen durchbrochen wird, in denen er über seine Kinder, Spaziergänge und weitere Alltäglichkeiten schreibt.

Mit seiner Angewohnheit des Tagebuchführens stand Pietromarchi in seinem sozialen und beruflichen Umfeld keineswegs allein da. Gerade Diplomaten und Politiker haben in nahezu allen geschichtlichen Epochen überdurchschnittlich oft Tagebuch geführt. Die häufigen Reisen, gesellschaftlichen Verpflichtungen und Begegnungen waren und sind eine reiche Quelle für persönliche Aufzeichnungen, die sowohl der Erinnerung als auch der Reflexion dienen und oft die mentale Grundlage für nachfolgende Termine und Verhandlungen darstellen. Nicht selten sind derartige diaristische Selbstzeugnisse später veröffentlicht worden, wenn auch nicht immer originalgetreu. Man braucht nur an die Tagebücher von Giuseppe Bottai, Galeazzo Ciano oder Egidio Ortona zu denken, um mehrere zentrale Beispiele aus Pietromarchis Umfeld zu finden.[42] Es ist durchaus vorstellbar, dass Pietromarchi sich hinsichtlich seines *Diario* an diesen Modellen orientierte, vor allem wohl am politischen Tagebuch seines Vorgesetzten Ciano, nach dessen Stand sich Mussolini selbst zuweilen erkundigte.

Im folgenden Teil der Untersuchung sollen nun der Inhalt des Tagebuchs und der Agenden, die in den aktuellen Editionszeitraum fallen, näher betrachtet werden. Welches Bild lässt sich von dem Diplomaten aus seinen Aufzeichnungen gewinnen? Das Jahr 1938 beginnt er am 1. Januar in seiner neuen Agenda, einem Weihnachtsgeschenk seiner Frau Emma, mit folgenden Worten: *A mezzanotte sono svegliato dall'ufficio Cifra per aver la notizia che i Nazionali in Spagna sono entrati a Teruel. Comunico la notizia a Ciano. L'anno s'inizia sotto fausti auspici. Speriamo che approfittando del nemico in fuga, dell'ingombro delle vie di ritirata e della distruzione delle risorse rosse, Franco incalzi per la via di Sagunto. La mossa potrebbe porre termine alla guerra. Comunque le possibilità di vittoria*

[42] Vgl. Giuseppe Bottai. Diario 1935–1944, hg. von G. B. Guerri, Milano 2001; Diario Ciano (wie Anm. 25); E. Ortona, Diplomazia di Guerra. Diari 1937–1943, Bologna 1993. Vgl. neuerdings auch die Veröffentlichung der Tagebücher des Diplomaten Mazzolini: G. S. Rossi, Mussolini e il diplomatico. La vita e i diari di Serafino Mazzolini, un monarchico a Salò, Torino 2005.

dei Rossi e anche quella di un'accanita resistenza sono finite. Weitere Notizen schließen sich der Stellungnahme über die Situation in Spanien an: *Con Gayda*[43] *discutiamo un articolo su Teruel per domani. A colazione da Papà. Passeggiata per Villa Borghese. Velario d'oro. Città di sogno. A cena dai Pfatisch con Maria. Al [Cinema] Barberini Sangue gitano*[44] *con Annabella deliziosa. Bellissimi paesaggi a colori.*[45]

Es ist eine Synthese der Existenz Pietromarchis, die sich in diesem kurzen Eintrag bietet: Da sind zum einen seine Aufgaben am Außenministerium, die er extrem ernst nimmt. Und wie in dieser Kurz-Zusammenfassung der aktuellen Situation in Spanien ist in fast allen, zuweilen noch so stichwortartigen Aufzeichnungen der Agenda über die politische Lage und in den langen Ausführungen des Tagebuchs nicht nur eine berufsbedingte, sondern auch eine persönliche Identifizierung mit den Zielen der faschistischen Regierung spürbar. Auch der weitere Tagesverlauf dieses 1. Januars 1938 zeigt Pietromarchi bei den Aktivitäten und Zerstreuungen, die typisch für ihn sind: Er hat Termine mit Journalisten und verfolgt aktiv ihre Berichterstattung über die politischen Ereignisse. Er ist ein Familienmensch, wie nicht nur aus den häufig beschriebenen Besuchen bei seinem Vater hervorgeht. Er liebt Spaziergänge und seine Heimatstadt Rom, von deren Straßen, Plätzen und Monumenten zahlreiche Einträge zeugen. Er verbringt den Abend gern in Gesellschaft seiner Familie und Freunde, zu der besonders oft seine Schwester Maria und die hier erwähnte Familie Pfatisch gehören, und – er geht für sein Leben gern ins Kino. Nicht weniger als acht Kinos im Zentrum Roms tauchen regelmäßig in Pietromarchis Agenden auf.[46] Beinahe jeden Abend sieht er mit seiner Frau Emma, mit Verwandten oder Freunden amerikanische, französische oder italienische Filme, insbesondere Komödien und Kri-

[43] Virginio Gayda (1885–1944), Journalist, 1926 bis 1943 Herausgeber des *Giornale d'Italia*, hatte den Ruf als Sprecher des italienischen Außenministeriums.

[44] *Sangue Gitano* (Originaltitel *Wings of Morning*), amerikanischer Spielfilm von 1937 mit der Schauspielerin Annabella.

[45] Agenda Pietromarchi, 1. Januar 1938.

[46] Es handelt sich um die Kinos *Acquario, Barberini, Bernini, Capranica, Corso, Imperiale, Moderno* und *Tritone.*

mis, seltener Dokumentarfilme des *Istituto LUCE*, die er dann aber fast immer für ihre Qualität lobt. Tatsächlich kann man das Kino als Pietromarchis größtes Hobby bezeichnen. Seine Leidenschaft für die bewegten Bilder ging so weit, dass er bisweilen selbst kleinere Filme von privaten Ausflügen und Spaziergängen drehte, beispielsweise 1939 von einem Neujahrsspaziergang im verschneiten Rom.[47] Außer derartig auffälligen Vorlieben weichen Pietromarchis private Neigungen aber kaum von denen seiner Standesgenossen ab: Wie andere jüngst etablierte, einigermaßen wohlhabende römische Aristokraten seiner Zeit widmet Pietromarchi sich der Lektüre vornehmlich klassischer Autoren und historischer Stoffe, z. B. über Peter den Großen,[48] Napoleon,[49] Magellan[50] oder die Araber in Sizilien.[51] Er geht ab und zu in die Oper und ins Theater, hört sich Abendkonzerte im Radio an, macht am Wochenende Ausflüge an den Strand von Ostia und besucht regelmäßig Padua und Neapel, wo Verwandte seiner Frau wohnen. Pietromarchis Agenden, die von diesen Zerstreuungen berichten, sind abgesehen von ihrer politischen Aussagekraft insofern auch ein Stück Alltagsgeschichte der sozialen Schicht, der Pietromarchi angehört, und sollten auch auf diesen Aspekt hin gelesen und als historische Quelle verstanden werden.

Was die Psychologie des Tagebuchschreibers angeht, so hat man es bei Pietromarchi nicht mit dem zum Diaristen besonders prädesti-

---

[47] Vgl. Agenda Pietromarchi, 31. Dezember 1939.

[48] G. Oudard, La vie de Pierre le Grand, Paris 1929; vgl. Agenda Pietromarchi, 1. Mai 1938.

[49] Es handelt sich vor allem um die monumentale Napoleon-Biographie des französischen Historikers Louis Madelin aus den Jahren 1937–1953; vgl. Agenda Pietromarchi, 29. Januar 1938, 4. und 11. Dezember 1938, 22. April 1939.

[50] Magellan. Der Mann und seine Tat, historischer Roman von Stefan Zweig aus dem Jahr 1938; vgl. Agenda Pietromarchi, 21. Mai 1938. Pietromarchis Lektüre ist in diesem Falle bemerkenswert, da Zweigs Bücher bereits 1933 von den Nationalsozialisten verbrannt worden waren und er 1934 von Wien nach London ausgewandert war.

[51] Gemeint ist ‚La Storia dei Musulmani di Sicilia' von Michele Amari, deren erste Ausgabe in drei Bänden 1854–1872 in Florenz erschien. Bei Pietromarchis Lektüre handelt es sich um die neue und kommentierte Ausgabe von C. A. Nallino, die 1933–1939 in Catania veröffentlicht wurde; vgl. Agenda Pietromarchi, 2. Oktober 1939.

nierten introvertierten, problematischen Charaktertyp zu tun. Er ist ein Tatmensch, der viel unternimmt, eine große Familie und einen weiten Bekanntenkreis hat. Jedoch dienen in gewisser Weise auch ihm das Tagebuch und die Agenda zur Bewusstmachung politischer wie persönlicher Entwicklungen. Vor allem das Tagebuch weist zahlreiche Passagen auf, in denen Pietromarchi soeben stattgefundene politische Ereignisse, Reden oder Gespräche rekapituliert, als wolle er sie sich selbst erklären.[52]

Im Hinblick auf Pietromarchis private Netzwerke lässt sich zunächst feststellen, dass er nicht zu der Clique um Ciano zählte. Die Zusammenarbeit am Ministerium muss sehr eng gewesen sein, wie auch Pietromarchis Schriften bezeugen, doch gehört er privat nicht zu dem mondänen Kreis des jungen Außenministers. Ciano lädt Pietromarchi zwar zu einigen Empfängen in sein Haus ein, aber zu häufigen privaten Besuchen kommt es nicht. Besonders wohl scheint der Diplomat sich im Kreise seiner Familie, seiner Schwestern und der Geschwister seiner Frau zu fühlen. Am häufigsten zu Gast im Hause Pietromarchi ist die Familie Pfatisch, Leute ohne hohes gesellschaftliches Prestige, die im selben Mehrfamilienhaus in der Via Panama in Rom wohnen wie die Pietromarchis. Der Senator Giovanni Ciraolo[53] und der Graf Ugo Theodoli gehören neben zahlreichen weiteren Mitgliedern der römischen Oberschicht, vor allem der etablierten katholischen Kreise, jedoch genauso zum regelmäßigen privaten Umgang Pietromarchis wie die Pfatischs. Auch tauchen die Namen vieler italienischer Adelsfamilien in seinen Notizen auf; befreundet ist er, abgesehen von den Theodoli, vor allem mit den Guglielmi und den Bonacossa. Schließlich lässt sich die Nähe Pietromarchis zur faschistischen Führung nicht nur beruflich, sondern auch für sein Privatleben

---

[52] Vgl. etwa *Il discorso del Duce sull'Austria*, Diario Pietromarchi, 18. März 1938; *Il discorso di Genova*, Diario Pietromarchi, 6. August 1938; *L'alleanza italo-tedesca*, Diario Pietromarchi, 10. Mai 1939; *A sette settimane dall'inizio della guerra*, Diario Pietromarchi, 25. Oktober 1939; *L'Italia e la guerra*, Diario Pietromarchi, 12. Januar 1940.

[53] Den Juristen Giovanni Ciraolo (1873–1954), seit 1919 Senator, hatte Pietromarchi während seiner Tätigkeit beim Völkerbund in Genf kennen gelernt. Ciraolo war von 1919 bis 1925 Präsident des italienischen Roten Kreuzes gewesen.

nachweisen: Neben vielen weiteren Militärs ist er gut mit dem General Gastone Gambara[54] befreundet, der unter anderem eine Division Schwarzhemden im Krieg gegen Äthiopien anführte und seit 1938 als Kommandant in Spanien fungiert. Pietromarchi bewegt sich ferner auch privat häufiger in den Kreisen des Diplomaten Filippo Anfuso,[55] dem Leiter des *Gabinetto* im italienischen Außenministerium, der ein Vertrauter Cianos ist. Von Pietromarchis zahlreichen Bekanntschaften aus der faschistischen Führung sei schließlich noch Andrea Ippolito[56] genannt, ein hoher Funktionär des *Partito Nazionale Fascista*.

Was Pietromarchis Beschreibung und Einschätzung von zentralen politischen Entwicklungen angeht, so sind der Spanische Bürgerkrieg, die Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich und die Einführung der antisemitischen Gesetzgebung in Italien Ereignisse, mit denen der Diplomat sich im untersuchten Zeitraum besonders eingehend befasst.

Den Beginn dieser Betrachtung bilden einige Aufzeichnungen Pietromarchis zum Spanischen Bürgerkrieg, dessen Bedeutung für

[54] Gastone Gambara (1890–1962), seit April 1938 General. Übernahm im Oktober 1938 das Kommando der italienischen Truppen in Spanien. 1939–1940 Botschafter in Madrid, im Zweiten Weltkrieg General des Armeekorps in Albanien. Pietromarchi freundete sich während seiner Tätigkeit als Leiter des *Ufficio Spagna* mit Gambara gut an. Wie sehr er von dessen Fähigkeiten auch in seinem späteren Leben noch überzeugt war, bezeugt ein längerer Eintrag in seinen Memoiren, den er dem General widmete: *Il nuovo comandante del C.T.V. fu un giovane, dinamico, abilissimo generale. Gastone Gambara, che godeva tra i soldati di quel prestigio, fatto di fiducia, di dedizione e di affetto che solo pochi capi militari riescono ad acquistare. Gambara era, nel vero senso della parola, un trascinatore di uomini*, Memorie Pietromarchi, S. 87.

[55] Filippo Anfuso (1901–1963), Diplomat. Nach zahlreichen diplomatischen Aufgaben in Europa und China ging er 1936 ans italienische Außenministerium, wo Ciano ihm die Leitung seines *Gabinetto* anvertraute. Während des Zweiten Weltkrieges Minister in Budapest, seit 1943 Botschafter der RSI in Berlin, 1945 Untersekretär im italienischen Außenministerium.

[56] Der Parteifunktionär Andrea Ippolito war von 1940 bis 1942 *segretario federale* von Lucca, Littoria, Rom und Mailand, außerdem Mitglied des Nationaldirektoriums und Sekretär der *fasci all'estero*. Er heiratete später Virginia Matarazzo, eine Schwester von Paolo Matarazzo, der mit Emma Pietromarchis Schwester Dora verheiratet war.

das faschistische Italien vorher kurz skizziert werden soll. Im Oktober 1936 erklärten sich Deutschland und Italien bereit, Francos Militäraufstand in Spanien zu unterstützen. Der Kampf, der von Juli 1936 bis April 1939 von Soldaten und Freiwilligen aus verschiedenen Ländern ausgetragen werden sollte, entwickelte sich zum Inbegriff des grundsätzlichen Gegensatzes zwischen den republikanisch-parlamentarischen Vorstellungen der „alten" Demokratien und der faschistischen Machtpolitik der „neuen" totalitären Systeme Europas. Was die Beteiligung Deutschlands und Italiens angeht, so spricht Gabriele Ranzato von einer „Konvergenz" der faschistischen Diktaturen im Spanischen Bürgerkrieg,[57] und Enzo Collotti hat betont, dass die weit verbreitete These, nach der Italien von Deutschland zur Unterstützung Francos verleitet worden sei, angesichts einer differenzierten Untersuchung der Ereignisse und Entwicklungen eindeutig abgelehnt werden muss.[58] Tatsächlich war das Eingreifen Italiens keineswegs so „neutral" und desinteressiert, wie teilweise behauptet worden ist. Die Identifizierung des faschistischen Regimes mit dem kreuzzugähnlichen Charakter des „Krieges gegen den Bolschewismus" ermöglichte Italien vorteilhafte Allianzen auf verschiedenen Ebenen.[59] Vor allem im Hinblick auf die Konsolidierung der Achse Berlin–Rom bot der Spanische Bürgerkrieg eine willkommene Gelegenheit. Es war das erste politisch-militärische Unternehmen, das als gemeinsame Initiative und Probe für den Ernstfall aufgefasst werden konnte. Dies bedeutete jedoch nicht, dass Momente der Konkurrenz, Interessensgegensätze und politisch-militärische Spannungen ausblieben, wie sich anhand der einschlägigen Quellen nachweisen lässt.[60] In Pietromarchis Aufzeichnungen ist vor allem die Überzeugung von der moralischen und

[57] Vgl. G. Ranzato, L'Eclissi della Democrazia. La guerra civile spagnola e le sue origini 1931–1939, Torino 2004, S. 41.

[58] Vgl. Collotti (wie Anm. 18) S. 286.

[59] Vgl. ebd., S. 292. Das ideologische Fundament der Kriegsführung weist hier Parallelen zu der *Campagna di Russia* während des Zweiten Weltkrieges auf, die laut Thomas Schlemmer sowohl von der faschistischen Führung als auch von Teilen der katholischen Kirche zum „Kreuzzug gegen den Bolschewismus oder zum heiligen Krieg gegen die ‚Gottlosen'" propagandistisch aufbereitet wurde; vgl. T. Schlemmer (Hg.), Die Italiener an der Ostfront 1942/43. Dokumente zu Mussolinis Krieg gegen die Sowjetunion, München 2005, S. 40.

[60] Vgl. vor allem die italienischen Berichte aus Spanien an das *Ministero di*

militärischen Überlegenheit der italienischen über die deutschen Truppen deutlich erkennbar. Am 22. Februar 1939 etwa notiert er in seine Agenda: *Ottimi rapporti [degli italiani] con gli Spagnoli [...] La nota del Duce, informazioni diplomatiche, che [gli italiani] sarebbero rimasti fino a quando Franco li avesse voluti ha solleticato l'amor proprio spagnolo come pone il rimettersene alla cavalleresca lealtà spagnola. Franco marca la differenza di trattamento tra Italiani e Tedeschi. Gli Alemanni mi fanno sempre dei ricatti.*[61] Nicht nur in Bezug auf die Deutschen ist die Bravour der italienischen Truppen wiederholt Thema der Aufzeichnungen. Pietromarchis Agenden sind ein Spiegel der enormen Überbewertung der eigenen militärischen Fähigkeiten seitens der Italiener, die nach Spanien mit der Überzeugung gekommen waren, in kürzester Zeit die Sache mit den „Roten" zu erledigen.[62] So hebt Pietromarchi das Können der Italiener und die Abhängigkeit der verbündeten Spanier von ihnen an anderer Stelle folgendermaßen hervor: *Franco ha detto ai suoi che le unità spagnole avevano fatto figura di essere rimorchiate da gl'Italiani. Le migliori unità quelle di Navarra. Hanno sempre cercato di essere allineate coi nostri.*[63] Das Überlegenheitsgefühl der Italiener ging soweit, dass ihre Unterstützung Francos zuweilen absurder weise als „altruistische" Aktion empfunden und dargestellt wurde.[64] Eigene Selbstüberschätzung mischte sich hier mit dem Umstand, dass Franco den Italienern tatsächlich keine konkreten Kompensationen für ihre Unterstützung bot, auch missbilligte er teilweise ihr eigenständiges militärisches Vorgehen.[65] Pietromarchis Aufzeichnungen bezeugen die häufigen Momente der Unzufriedenheit der faschistischen Regierung mit den spanischen Verbündeten. Sie wechseln sich mit den Beteuerungen des guten Einverständnisses ab und sind insofern, wie viele

---

Guerra und das *Ministero degli Affari Esteri* über die italienisch-spanischen Beziehungen, die sich im *Archivio dell'Ufficio Storico dello Stato Maggiore dell'Esercito* [AUSSME] befinden, F 18, R. 2, Fasc. 17 u. 19.

[61] Agenda Pietromarchi, 22. Februar 1939.

[62] Vgl. Ranzato (wie Anm. 57) S. 376f.

[63] Agenda Pietromarchi, 23. Februar 1939.

[64] Vgl. H. J. Burgwyn, Italian Foreign Policy in the Interwar Period 1918–1940, Westport u. a. 1997, S. 163.

[65] Vgl. ebd.; Ranzato (wie Anm. 57) S. 377.

andere Stellen der Tagebücher und Agenden auch, Beweis sowohl für Pietromarchis eigene charakteristische Sprunghaftigkeit als auch für den launischen Kurs der Politik Mussolinis. Im Januar 1938 beispielsweise schreibt Pietromarchi: *Il Duce è „stufo" del modo col quale vengono condotte le operazioni in Spagna. Franco è un uomo senza attributi virili.*[66] Und an anderer Stelle heißt es: *Difficoltà nelle trattative finanziarie con gli Spagnoli. Nessun apprezzamento dei nostri sacrifici.*[67] Das härteste Urteil über Francos Verhalten fällt Pietromarchi in einer Erörterung der Gründe für die Niederlage der italienischen Truppen bei Guadalajara im März 1937, die er mehr als ein Jahr nach der Schlacht verfasste: *Gli Spagnoli non si mossero. [...]Tutta la tragedia di Guadalajara si riassume nella mancanza di riserve. [...] [Franco][...]considerò le richieste italiane come dettate dal panico, non volle mai riconoscere la gravità della situazione, ci lasciò nelle contingenze più critiche con una truppa stanca, scossa, insufficiente ad arginare un nemico preciso, inesistente, superiore di numero.*[68] Neben verschiedenen anderen Ursachen war Francos Passivität tatsächlich einer der Gründe für die Niederlage von Guadalajara. Vom rein militärischen Gesichtspunkt her stellte sie zwar kein Desaster dar, wie Ranzato festhält, jedoch beeinträchtigte sie das Prestige Mussolinis und seiner Truppen nachhaltig.[69] Überraschenderweise führt Pietromarchi in dem betreffenden Tagebucheintrag die unzulängliche Ausbildung der Truppen und ihrer Kommandanten als einen weiteren Grund für die Niederlage an. Es ist einer der ganz seltenen Momente, in denen Pietromarchi vor sich und seinem imaginierten Leser Zweifel an der italienischen Unbesiegbarkeit in Spanien aufkommen lässt. Die Herausstellung der Mitverantwortung Francos macht ihm diesen Umstand anscheinend erträglicher, und tatsächlich hat Pietromarchi zum Schluss des Eintrags sein Vertrauen in das militärische Können der Italiener bereits wieder gefunden: *I [volontari] rimasti fecero miracoli. Da allora, dovunque si presentò il Corpo Legionario, la vittoria fu rapida e travolgente.*[70]

[66] Agenda Pietromarchi, 22. Januar 1938.
[67] Ebd., 11. April 1938.
[68] Diario Pietromarchi, ca. 11. August 1938.
[69] Vgl. Ranzato (wie Anm. 57) S. 379.
[70] Diario Pietromarchi, 21. August 1938.

Pietromarchis Aufzeichnungen über die Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich im März 1938, den so genannten „Anschluss", sind vor allem für eine Studie des ambivalenten deutsch-italienischen Verhältnisses während der Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges aufschlussreich. Gleichzeitig sagen sie viel über seine persönliche Einstellung. Als im Februar 1938 Hitlers lang gehegter Plan, seinen Machtbereich auch auf Österreich auszuweiten, in greifbare Nähe rückte, begann nach Pietromarchis Auffassung die Achse Berlin-Rom „zu knirschen",[71] wie er in seiner Agenda notierte. Seine generelle Reserviertheit gegenüber den Deutschen, die in einem Gefühl kultureller Überlegenheit wurzelte und eine der Konstanten seiner inneren Einstellung blieb, machte es ihm leicht, das kaum zweijährige Achsenbündnis anzuzweifeln. Hinzu kam, dass Pietromarchi, wie bereits im biographischen Überblick erwähnt, selbst 1935 an der Konferenz von Stresa teilgenommen hatte, auf der Italien, Großbritannien und Frankreich – wenn auch halbherzig – beschlossen hatten, unter anderem Österreich vor der deutschen aggressiven Expansionspolitik zu schützen. Italien war die traditionelle *Guardia del Brennero*, und hatte schon einmal, 1934, demonstrativ Truppen dorthin geschickt, um deutsche Territorialabsichten Österreich betreffend abzuschrecken. Tatsächlich wurde die Annäherung zwischen Italien und Großbritannien, die Hitlers zunehmend aggressive Österreich-Politik zur Folge hatte, sowohl in einigen italienischen wie in englischen Kreisen als Rückkehr zur Stresa-Front gesehen. Am 17. Februar notiert Pietromarchi: *In Inghilterra si riparla di Stresa.*[72] Mussolini jedoch war zwar an einem Übereinkommen mit England, nicht aber mit Frankreich interessiert und hatte insofern keine Revitalisierung der Stresa-Front im Sinn.[73] Auch waren bereits seit dem Frühjahr 1937 die machtpolitischen Absichten Deutschlands gegenüber Österreich in italienischen Kreisen sehr wohl registriert worden, doch wollte Italien die Unabhängigkeit Österreichs nicht mehr um jeden Preis garantieren. Das Bündnis mit Deutschland besaß mittlerweile Priorität. Während Mussolini auf die erzwungene Regierungsbeteiligung der öster-

[71] Agenda Pietromarchi, 15. Februar 1938.
[72] Ebd., 17. Februar 2005.
[73] Vgl. Burgwyn (wie Anm. 64) S. 168.

reichischen Nationalsozialisten und die Gleichschaltung der österreichischen mit der deutschen Außenpolitik im Februar 1938 noch gereizt reagierte, wie aus Cianos Tagebuch hervorgeht,[74] nahm er bereits einen Monat später den Einzug deutscher Truppen in Österreich und die Verkündigung der „Wiedervereinigung" per Gesetz nicht begeistert, aber im Ganzen eher gelassen auf.[75] Auch Ciano fühlte sich angesichts des Schachzuges im Februar 1938 von den Deutschen übergangen,[76] jedoch hatte er bereits lange zuvor die Unabhängigkeit Österreichs im Großen und Ganzen abgeschrieben.[77] Pietromarchis Position wich hier von der seiner Vorgesetzten ab, wie sowohl Agenda als auch Tagebuch bezeugen. Als pflichtbewusster Teilnehmer der Stresa-Konferenz wollte er sich mit dem Schicksal Österreichs und dem deutschen Machtzuwachs anscheinend nicht so schnell abfinden wie Ciano und Mussolini, denn bis zum Ereignis des „Anschlusses" finden sich vor allem in der Agenda zahlreiche Hinweise auf private Unterhaltungen über die Zukunft Österreichs, die Frage nach der Unvermeidbarkeit der Annexion und die Hoffnung auf eine Lösung durch eine italienisch-englische Verständigung. Hitlers fait accompli im März 1938 setzte bei Pietromarchi die Antipathie den Deutschen gegenüber vollends frei. Am 15. März 1938 wütet er in einem langen Tagebucheintrag über die betrügerischen Methoden des Achsenpartners und beklagt die Naivität der „guten" Italiener: *La rinascita della Germania e soprattutto l'avvento del Nazismo è opera dell'Italia. Noi abbiamo tenuto a battesimo il gigante che prima di tutto si è rivoltato*

---

[74] *Il Duce stamani era piuttosto irritato con la Germania per il modo con cui la questione con l'Austria è stata condotta. Intanto i tedeschi avrebbero dovuto avvertirci: invece nemmeno una parola*; Diario Ciano (wie Anm. 25) 18. Februar 1938.

[75] Ciano war am 11. März 1938 vom österreichischen Kanzler Kurt Schuschnigg durch Vermittlung des italienischen Botschafters in Wien Pellegrino Ghigi gefragt worden, wie er auf Hitlers Drohungen reagieren sollte. Ciano und Mussolini hatten daraufhin die Verantwortung für eine Entscheidungsfindung abgelehnt. Auch das Ersuchen Frankreichs an Italien, sich über die Situation in Österreich zu beraten, wurde von italienischer Seite zurückgewiesen; vgl. Diario Ciano (wie Anm. 25) 11. März 1938.

[76] Vgl. ebd., 19. Februar 1938.

[77] Bereits Ende 1937 finden sich diesbezügliche Bemerkungen in Cianos Tagebuch; vgl. ebd., 24. November und 18. Dezember 1937.

contro di noi [...] E' evidente ormai che l'amicizia dell'Italia era ricercata dal Fuhrer unicamente per fare il colpo sull'Austria.[78] Und am 18. März seufzt er: *Siamo prigionieri dei Tedeschi, legati col nostro peggiore nemico per paura di esser colpiti da esso. Situazione umiliante e imbarazzante.*[79] Pietromarchis Ärger geht hier so weit, dass er den Eintrag mit einem Aufruf zur Änderung des politischen Kurses beschließt, mit anderen Worten: er will die Aufkündigung der Achse.[80] Im Mai 1938 waren seine guten politischen Vorsätze bereits vergessen. Der Besuch Hitlers in Rom, an dessen Feierlichkeiten Pietromarchi als geladener Gast teilnahm, beeindruckte ihn, auch konnte er sich dem Einfluss Mussolinis und dessen pro-deutscher Haltung nicht entziehen. Und so hält Pietromarchis Agenda neben den Notizen über das Besuchsprogramm widerspruchslos fest: *Conferma dell'asse: la sua funzione risponde a interessi permanenti dei due popoli.*[81] Restlos überzeugte ihn eine Rede Mussolinis in Genua am 14. Mai 1938 von der Zukunft und dem Erfolg des Achsenbündnisses.[82] Die bemerkenswerte Verehrung des Diplomaten für den *Duce*, die seine Aufzeichnungen deutlich widerspiegeln, trugen auch hier zu seinem Meinungsumschwung maßgeblich bei: *Il discorso di Genova ha dato un orientamento stabile alla politica italiana [...]. Due punti soprattutto preoccupavano e cioè che la Germania avesse fatto il colpo sull'Austria senza prevenirci né accordarsi con noi, e i pericoli della comunanza di frontiere con uno Stato accresciuto di forze e di dinamismo. Su ambedue questi punti la visita del Fuhrer ha portato i suoi chiarimenti [...]. Nel brindisi a Palazzo Venezia il Führer ha rilasciato una vera e propria cambiale in bianco a favore dell'Italia per il contegno tenuto in occasione dell'Anschluss.*[83] Beeinflusst vom Hitler-Besuch und den Worten Mussolinis hatte Pietromarchi fürs erste wieder seinen Frieden mit den Deutschen gefunden,

---

[78] Diario Pietromarchi, 15. März 1938.

[79] Ebd., 18. März 1938.

[80] Vgl. ebd.

[81] Agenda Pietromarchi, 7. Mai 1938.

[82] Vgl. ebd., 14. Mai 1938; Diario Pietromarchi, 6. August 1938. In seiner Rede in Genua pries Mussolini die deutsch-italienische Allianz und griff die westlichen Demokratien, vor allem Frankreich, schwer an.

[83] Diario Pietromarchi, 6. August 1938.

und so endete mit dieser Aufzeichnung auch seine langwierige Auseinandersetzung über den „Anschluss" Österreichs. Pietromarchis wechselhafte Einstellung gegenüber den Deutschen war jedoch kein Einzelfall, sondern spiegelte vielmehr das insgesamt problematische, von gegenseitigen Verdächtigungen und Rivalitäten nicht unbelastete Verhältnis zwischen Italienern und Deutschen wider.

Eine der interessantesten und überraschendsten Entdeckungen im Rahmen des Editionsprojektes waren Pietromarchis Bemerkungen zum italienischen Antisemitismus und seine Auseinandersetzung mit der antisemitischen Gesetzgebung, die 1938 in Kraft trat.[84] In den Tagebüchern wird dieses Thema vollkommen ignoriert, was erneut für einen impliziten öffentlichen Zweck dieser Aufzeichnungen spricht. Im *Diario* hatten Bemerkungen zum italienischen Antisemitismus keinen Platz, zudem wäre eine diesbezügliche unverhüllte Darstellung für den Autoren nicht ungefährlich gewesen. Erst die Transkription der Agenden brachte zahlreiche Stellungnahmen zum Vorschein, in denen Pietromarchi zum Teil äußerst kritisch die antisemitische Entwicklung in Italien kommentiert. Wie aber ist es zu erklären, dass diese innenpolitische Entwicklung den regimetreuen Funktionär und Mussoliniverehrer Pietromarchi an einem so empfindlichen Punkt trifft? Es war sein familiärer Hintergrund, der hier den Ausschlag gab: Pietromarchis Frau Emma entstammte einer jüdischen Familie. Ihr Vater, ein Kaufmann namens Heinrich Zuckermann, war zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Österreich nach Padua ausgewandert und hatte dort eine florierende Knopf- und Metallwarenfabrik gegründet.[85] Während des Ersten Weltkrieges hatte er den deutsch-klingenden Namen in Enrico Zuccari umändern lassen, um nicht als feindlicher Ausländer diskriminiert zu werden. Er und seine Frau Eugenia waren keine gläubigen Juden, ihre Zugehörigkeit zum Judentum eher nomi-

[84] Zur antisemitischen Gesetzgebung in Italien vgl. insbesondere E. Collotti, Il Fascismo e gli Ebrei. Le leggi razziali in Italia, Roma–Bari 2004; M. Sarfatti, Gli Ebrei nell'Italia fascista. Vicende, identità, persecuzione, Torino 2000, S. 150–199.

[85] Noch heute erinnert in Padua der zwischen 1912 und 1914 errichtete *Palazzo Zuckermann*, in dem nun zwei Kunstmuseen untergebracht sind, an die Familie der Ehefrau Pietromarchis.

nell. Auch ihre Kinder wurden nicht jüdisch erzogen. Tatsächlich identifizierte sich Pietromarchis Frau Emma in keiner Weise mit ihrer jüdischen Herkunft. Zusammen mit ihrer Schwester Dora hatte sie sich, eventuell als Vorbereitung auf eine christliche Heirat, mit etwa zwanzig Jahren taufen lassen.[86] Dennoch waren mit der zunehmenden Verschärfung des antisemitischen Kurses der faschistischen Regierung Schwierigkeiten für Pietromarchis Familie aufgrund ihrer Herkunftsverhältnisse vorprogrammiert. Der Diplomat muss dies geahnt haben, aber vielleicht enthalten seine ersten diesbezüglichen Bemerkungen auch eine Spur echten, selbstlosen Missfallens über die konstruierten Theorien und Maßnahmen, die ihm nicht einleuchteten. Im Juli 1938 erschien in der Zeitung *Il giornale d'Italia* eine von mehreren italienischen Universitätslehrern verfasste Abhandlung über *Il Fascismo e i problemi della razza*, in der unter anderem festgehalten wurde, dass die Juden nicht zur italienischen „Rasse" gehörten.[87] Pietromarchi reagierte auf die Veröffentlichung in seiner Agenda prompt und ungewohnt schroff: *Le idee fasciste sul razzismo: messaggio della Cultura Popolare ammasso di sciochezze. Pericolo per la coesione dell'Impero.*[88] In anderen Stellungnahmen wird deutlich, dass Pietromarchi sich zwei Illusionen hingab: Zum einen glaubte er, die italienische Bevölkerung sei für die antisemitischen Maßnahmen nicht empfänglich,[89] zum anderen sah er in Mussolini die rettende Instanz, die die Verhältnisse wieder zurecht rücken würde. Auch kommt stellenweise wieder seine Antipathie den Deutschen gegenüber zum Vorschein, deren judenfeindlichem Beispiel die Italiener in seinen Augen auf keinen Fall nacheifern sollten. Am 5. August 1938 schreibt er: *Razzismo. Si minacciano e si insultano gli Ebrei [...] L'opinione pubblica non viene a riscaldarsi. [...] Urta il fatto che [in Italia] si imitano pe-*

---

[86] Die Informationen über die Familie Zuckermann stammen aus dem Gespräch der Verfasserin mit Antonello Pietromarchi am 5. Juli 2005 in Rom.

[87] Vgl. *Il Fascismo e i problemi della razza*, „Il Giornale d'Italia", 15. Juli 1938, abgedruckt in M. Sarfatti, La Shoah in Italia. La persecuzione degli ebrei sotto il fascismo, Torino 2005, S. 131ff. Die Ausgabe der Zeitung wurde bereits seit dem Nachmittag des 14. Juli 1938 in Umlauf gebracht.

[88] Agenda Pietromarchi, 14. Juli 1938.

[89] Amedeo Osti Guerrazzi hat unlängst das Gegenteil beweisen können; vgl. A. Osti Guerrazzi, Caino a Roma. I complici romani della Shoah, Roma 2005.

dissequamente quei fessi di tedeschi.[90] Und wenige Tage später: *Discorso con Gayda sul razzismo: il popolo italiano non vuol saperne. Trieste città di ebrei, città irredentista, combattenti ebrei decorati di medaglia d'oro. Tutta questa gente è messa all'ostracismo e alla gogna. Li espelliamo? Non è possibile. Che quota c'è a tener una minoranza in uno stato di esasperazione? Il Duce ha sempre ragione: quando parla la prima o la seconda volta? A Ludwig*[91] *disse la razza è per il 95% sentimento!*[92] Pietromarchis leidenschaftlichster Angriff auf die Absurdität und Willkür der antisemitischen Politik erfolgte am 3. September 1938, einen Tag nachdem Giuseppe Bottai vor dem *Consiglio dei Ministri* einen Entwurf präsentiert hatte, der die Vertreibung von Lehrpersonal und Schülern „jüdischer Rasse" aus Schulen, Universitäten und Instituten vorsah.[93] Es war Pietromarchis vielleicht kritischste Bemerkung überhaupt, was den politischen Kontext angeht, in dem er lebte: *Inferisce la campagna contro gli Ebrei ridotti a essere il vilipendio della nazione. Misure violatrici non solo dello statuto e delle leggi ma degli elementari diritti dell'uomo. Siamo ormai nel regno dell'arbitrario.*[94] Trotz dieser lichten Augenblicke vermisst man in Pietromarchis Reflexionen über den Antisemitismus jedoch zwei ganz wesentliche Momente: erstens die Erkenntnis des bemerkenswerten Einflusses Mussolinis auf den antisemitischen Kurs,[95] zweitens die Realisierung, dass er selbst einen Teil des Regierungsapparates und der Politik bildete, die für die antisemitische Gesetzgebung verantwortlich war.

Ihr Inkrafttreten zog eine Menge an bürokratischen Unannehmlichkeiten für Pietromarchis Familie nach sich, und die in seinen

---

[90] Agenda Pietromarchi, 5. August 1938.

[91] Emil Ludwig, Pseudonym von Emil Cohn (1881–1948), deutscher Journalist. Er traf Mussolini 1932 in Rom und führte mit ihm zwölf Tage lang ein Gespräch über die zentralen politischen Probleme jener Zeit. Aus dem Interview ging der Band ‚Colloqui con Mussolini' hervor.

[92] Agenda Pietromarchi, 9. August 1938.

[93] Vgl. Diario Bottai, hg. von Guerri, 2. September 1938. Der Entwurf wurde am 5. September 1938 per *Regio decreto-legge* n. 1390 als *Provvedimento per la difesa della razza nella scuola fascista* verabschiedet.

[94] Agenda Pietromarchi, 3. September 1938.

[95] Vgl. dazu u.a. G. Fabre, Mussolini razzista. Dal socialismo al fascismo: la formazione di un antisemita, Milano 2005.

Agenden gut dokumentierten zahlreichen Besuche bei Notaren und Anwälten bezeugen das Engagement, mit dem der Diplomat sich den Problemen seiner Frau und ihrer Geschwister widmete.[96] Emma und ihre Schwestern erhielten nach langwierigen Anträgen schließlich die Bestätigung der *Discriminazione*:[97] Der Begriff beinhaltete Unterschiede in der „Behandlung" von Juden und reduzierte deutlich die Verfolgungsmaßnahmen in Bezug auf Personen mit einem oder mehreren Familienangehörigen, die im Krieg „für die faschistische Sache" gefallen waren oder sich auf besondere Weise, z. B. als Freiwillige, ausgezeichnet hatten, die bereits vor 1923 in die Faschistische Partei eingetreten waren oder in anderen Bereichen „besondere Verdienste" erworben hatten.[98] Emmas Bruder Alfredo dagegen wanderte Anfang 1939 nach Brasilien aus, nachdem er seinen gesamten Besitz auf Pietromarchi überschrieben und damit vor der drohenden Arisierung in Sicherheit gebracht hatte.[99] Der Diplomat indessen fand sich trotz seiner anfangs so kritischen Bemerkungen über die antisemitischen Maßnahmen mit der Situation im Großen und Ganzen ab. Seine Missbilligung der antijüdischen Politik trat angesichts des haarspalterischen Papierkrieges, den er für seine Familie auszutragen hatte, offenbar in den Hintergrund. Jedenfalls sucht man nach Oktober 1938 in den Agenden vergeblich nach heftigen Reaktionen und grundsätzlicher Kritik an der antisemitischen Gesetzgebung und ihrer Folgen.

Vor dem Hintergrund der hier gewonnenen Ergebnisse erscheint die eingangs zitierte, zugegebenermaßen sehr polemische Einschät-

---

[96] Vgl. etwa Agenda Pietromarchi, 2. März 1939, 20. März 1939, 3. Juni 1940, 29. Juni 1940, 26. Oktober 1940, 16. Dezember 1940.

[97] Vgl. ebd., 20. März 1939, 12. und 23. Oktober 1939, 3. Juni 1940, 26. Oktober 1940, 16. Dezember 1940.

[98] Vgl. *Gran Consiglio del fascismo, Dichiarazione sulla razza*, 6. Oktober 1938: *Discriminazione tra gli ebrei di cittadinanza italiana*, abgedruckt in: Sarfatti (wie Anm. 87) S. 135f.; *Regio decreto-legge* 17. November 1938, n. 1728, *Provvedimenti della razza*, Capo II, Art. 14, abgedruckt in: ebd., S. 140.

[99] Vgl. Agenda Pietromarchi, 27. März 1939; vgl. das Gespräch der Verfasserin mit Antonello Pietromarchi am 5. Juli 2005 in Rom. Alfredo Zuccari entschied sich für die Emigration, obwohl auch ihm der Status der *Discriminazione* im Januar 1939 bescheinigt worden war; vgl. Agenda Pietromarchi, 19. Januar 1939.

zung Pietromarchis durch Ernesto Rossi gar nicht so unbegründet. Vor allem die Aussage, Pietromarchi sei die Seele des Spanischen Bürgerkrieges gewesen, ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Seinen Verlauf verfolgte er nicht nur berufsbedingt, sondern hielt mit innerer Leidenschaft für die italienische Sache, wie seine Aufzeichnungen belegen. In dem untersuchten Zeitraum erwies Pietromarchi sich als überzeugter Faschist, Mussolini-Verehrer und Anhänger Cianos, der zu der faschistischen Führungselite sowohl berufliche als auch private Kontakte unterhielt. Zwar zeigte er sich in der „Anschluss"-Frage 1938 Deutschland gegenüber zeitweise weniger nachgiebig als seine Vorgesetzten, doch behielt schließlich sein Vertrauen in die Haltung Mussolinis die Oberhand. Charakteristisch in seinem Verhältnis zu den Deutschen war die Überzeugung von der kulturellen Überlegenheit der Italiener, die in allen außenpolitischen Fragen mehr oder weniger stark zum Vorschein kam. Der einzige Moment des untersuchten Zeitraums, in dem Pietromarchi – wenn auch unbewusst – eine regimekritische Haltung einnahm, war die Einführung der antisemitischen Gesetzgebung in Italien. Weder aber äußerte er seine Zweifel offen, noch realisierte er die Verbindung zwischen der faschistischen Diktatur, deren Teil er war, und ihrer antisemitischen Maßnahmen. Dass er dennoch in der italienischen Politik gegenüber den Juden sensibler reagierte als bei anderen Themen, zeigte sich später in der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Auch das Gefühl kultureller Überlegenheit gegenüber den Deutschen sollte sein Verhalten im Krieg maßgeblich beeinflussen.[100] Die Untersuchung der Tagebücher und Agenden Pietromarchis für den Zeitraum 1938 bis 1940 ist insofern auch eine bedeutende Grundlage für eine umfassende, differenzierte Beurteilung Pietromarchis im Angesicht des Krieges.

[100] Vgl. dazu R. Nattermann, Humanitäres Prinzip oder politisches Kalkül? Der Diplomat Luca Pietromarchi und die italienische Politik gegenüber den Juden im besetzten Kroatien, in: L. Klinkhammer/A. Osti Guerrazzi/Th. Schlemmer (Hg.), Die ‚Achse' im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945 (in Vorbereitung).

RIASSUNTO

Luca Pietromarchi (1895–1978) entrò nel Ministero degli Esteri nel 1930, dove divenne ben presto uno dei più stretti collaboratori di Galeazzo Ciano. Durante la partecipazione dell'Italia fascista alla guerra civile in Spagna dal 1936 al 1939 egli diresse l'*Ufficio Spagna* dello stesso ministero. A partire dallo scoppio della Seconda Guerra Mondiale e fino al giugno 1940 presiedette l'*Ufficio Guerra Economica* che si occupava dei problemi legati al blocco marittimo che la Francia e l'Inghilterra avevano applicato contro l'Italia. Dopo l'entrata in guerra dell'Italia, Ciano pose il diplomatico alla guida del *Gabinetto Armistizio e Pace*. Negli anni seguenti, tale ufficio fu competente per gli affari politici ed economici nelle zone d'occupazione italiane in Slovenia, Croazia, Dalmazia, Montenegro e Grecia. Pietromarchi divenne in tal modo uno dei principali funzionari della politica d'occupazione italiana in Europa. Nonostante questo suo ruolo preminente all'interno della politica estera dell'Italia fascista, prima e durante la Seconda Guerra Mondiale, il diplomatico è stato fino ad oggi quasi completamente trascurato dalla ricerca. Questo fatto è tanto più sorprendente in quanto Pietromarchi aveva tenuto, in tutto quell'arco di tempo, un diario molto dettagliato e diverse agende che costituiscono una fonte straordinaria per la storia della politica estera italiana. Le sue annotazioni rispecchiano inoltre la vita culturale di un diplomatico romano nobile in quell'epoca. Anche nella prospettiva dell'edizione dei diari e delle agende di Pietromarchi per gli anni dal 1938 al 1940, in preparazione presso l'Istituto Storico Germanico di Roma, il presente contributo delinea, a sommi capi, i risultati raggiunti dalla ricerca. Si inizia con un breve ritratto biografico; seguono alcune considerazioni sulla storia dei diari e delle agende e si esaminano, più da vicino, le idee e finalità che li informano e ispirano. Si passa poi a presentare il profilo del diplomatico come risulta da un'analisi approfondita del materiale documentario in questione. Infine vengono affrontati tre temi che rivestono un'importanza fondamentale negli scritti di Pietromarchi: la guerra civile spagnola, la cosiddetta „annessione" dell'Austria alla Germania e la legislazione antiebraica in Italia. Nell'esporre tali problematiche, si tenta di mettere in risalto la rilevanza di queste fonti e le potenzialità che ne derivano per la ricerca.

UN ORGANO DELLA REPRESSIONE DURANTE LA REPUBBLICA SOCIALE ITALIANA

Gli Uffici politici investigativi della Guardia nazionale repubblicana

di

AMEDEO OSTI GUERRAZZI

1. La Gnr nel contesto della polizia della Rsi. – 2. Gli Upi. – 3. Un esempio: l'Upi di Bologna. – 4. La prassi della repressione. – 5. Conclusioni.

1. „In Italia ora tutti arrestano", il lamento del Ministro dell'Interno della Repubblica sociale, Guido Buffarini Guidi, alla riunione dei prefetti del 10 giugno 1944,[1] è lo specchio della situazione di totale anarchia imperante nell'Italia del Nord. I motivi di questo stato di cose sono molteplici. La Repubblica nasce sulle rovine dell'apparato statale del regno d'Italia, che si era dissolto all'indomani dell'armistizio reso noto l'otto settembre 1943 per paura della reazione tedesca. Ricostruire una struttura così capillare come quella della Pubblica sicurezza e dei carabinieri in poche settimane, con mezzi scarsi e con l'onnipresente minaccia della Resistenza e dei tedeschi, alleati ma non troppo benevoli verso le „Badogliotruppen", era un'opera titanica e certo al di sopra delle possibilità del rinato fascismo. Un altro problema proveniva dalle difficili condizioni dei trasporti e delle comunicazioni, continuamente bombardate dall'aviazione degli Alleati, padrona assoluta dei cieli. Il trasferimento dei ministeri da Roma alle lontane e frammentate sedi del Nord Italia, in aggiunta, aveva aggravato ancor di più la complessa situazione della burocrazia e dei servizi

[1] Citato in L. Ganapini, Le polizie nella Repubblica sociale italiana, in: C. Di Sante (a cura di), I campi di concentramento in Italia. Dall'internamento alla deportazione, Milano 2001, p. 288.

amministrativi.[2] L'incertezza militare e politica faceva il resto e i servitori di uno stato in disfacimento si trovarono soli davanti alla propria coscienza. Non esistono, ovviamente, dati precisi. Le scelte furono quasi sempre personali, non prese in seguito ad ordini superiori o a profonde convinzioni ideologiche, ma più spesso furono dovute al caso. Nel clima di totale dissoluzione, ognuno dovette cercare la propria strada. Alcuni funzionari rimasero in servizio, aderendo poi alla Repubblica di Mussolini, altri si diedero semplicemente alla macchia, altri invece rimasero al loro posto pur facendo il doppio gioco, a cominciare dai carabinieri e dai poliziotti che, schiacciati tra il senso del dovere, le proprie convinzioni politiche, gli opposti giuramenti e le opposte appartenenze, spesso cercavano di „barcamenarsi" tra le fazioni rendendosi così inaffidabili per gli uni e per gli altri.

Paura e incertezza, questo il sentimento dominante di chiunque si trovasse, suo malgrado, coinvolto nella guerra civile italiana. La Repubblica sociale non era in grado di mantenere l'ordine e la sicurezza (il suo „ordine" e la sua „sicurezza") mentre la Resistenza non poteva, tranne che nelle effimere repubbliche partigiane del '44, garantire nulla se non rischi mortali ai suoi militanti e ai suoi collaboratori.

La struttura repressiva creata dalla Repubblica sociale, figlia di questa paura e di questa incertezza, era una struttura fortemente frammentata. Un centro, rappresentato dal Ministero dell'interno, che non riusciva a controllare se non flebilmente le innumerevoli „periferie" della Repubblica, si scontrava con altri gruppi di potere, quali il Partito fascista repubblicano, l'Esercito, la Marina (la X° Flottiglia Mas), e i numerosi piccoli satrapi che si improvvisarono, al di fuori di ogni controllo, „federali" anche in grandi città. Era il ritorno del „rassismo" delle origini, soltanto che non furono i vecchi „gerarconi" che riaprirono le sedi dei fasci, ma personaggi di secondo o terzo piano, uomini che erano stati protagonisti del primo squadrismo e in seguito erano stati emarginati dal regime.[3] Franco Colombo, ad esem-

[2] Sul trasferimento delle sedi ministeriali vedi M. Borghi, Tra fascio littorio e senso dello stato. Funzionari, apparati, ministeri della Repubblica sociale italiana, Padova 2001.

[3] R. De Felice, Mussolini l'alleato, t. II, La guerra civile 1943–1945, Torino 1997, p. 115.

pio, il comandante della „Muti" di Milano, era stato un fascista antemarcia del capoluogo lombardo e uno dei primi a rimettere in piedi il fascismo repubblicano,[4] dopo un lungo periodo di latitanza dalla politica attiva.[5] Era infatti stato espulso dal Partito a causa della sua dubbia condotta morale e delle sue iniziative ampiamente al di fuori della legalità. Guglielmo Pollastrini, dopo essere stato uno dei più violenti squadristi del Lazio, venne addirittura schedato dalla questura di Roma come „antifascista" prima di tornare sulla breccia come fondatore, assieme a Gino Bardi, del Fascio repubblicano della Capitale.[6] Il „ritorno" dei fascisti fu tutt'altro che allegro; era una „guerra ingrata", secondo le parole di Luigi Ganapini, quella che i seguaci di Mussolini si apprestavano a combattere: „Disillusione in primo luogo per l'isolamento immediatamente percepibile, rispetto al paese, alla popolazione tutta, a ciascuno di coloro che incontrano e da cui si aspetterebbero solidarietà, o almeno uno scambio di calore umano."[7]

Consci di essere isolati, attorniati da nemici pericolosi ed invisibili (i Gap, i Gruppi di azione patriottica del Partito comunista, addetti alla guerriglia nelle città, fecero strage dei fascisti), i vari „Ras" crearono le loro strutture poliziesche in maniera autonoma e con criteri e metodi di investigazione e repressione che nascevano dal terrore di essere colpiti. Un elemento che maggiormente è rimasto nella memoria pubblica dopo la fine della guerra è, sicuramente, la violenza estrema di queste varie „bande" di polizia e le torture particolarmente efferate messe in atto contro gli oppositori. La storiografia si è interrogata più volte sul perché di tanta violenza, con risposte assai dissimili. Per Claudio Pavone i fascisti esercitarono un „di più" di violenza anche per farsi accettare dai tedeschi come alleati affidabili e spietati.[8] Secondo Frederick William Deakin i fascisti repubblicani erano

---

[4] Su Colombo M. Griner, La „pupilla" del duce. La Legione autonoma Ettore Muti, Torino 2004.

[5] Ibid., p. 45.

[6] Sul Fascio romano vedi A. Osti Guerrazzi, „La repubblica necessaria". Il fascismo repubblicano a Roma, 1943–1944, Milano 2004.

[7] L. Ganapini, La Repubblica delle camicie nere. I combattenti, i politici, gli amministratori, i socializzatori, Milano 1999, p. 25.

[8] C. Pavone, Una guerra civile. Saggio storico sulla moralità della Resistenza, Torino 1991, p. 427. Non furono rari, tuttavia, i casi di tedeschi che interven-

„assediati, sgomenti e perplessi per quell'atmosfera e per una realtà così estranea alla loro mentalità."[9] Talmente spaventati da reagire con una violenza spaventosa e spesso ingiustificata davanti ad ogni pericolo o a qualunque avvenimento percepito come minaccioso. Luigi Ganapini ha invece indicato nell'esasperazione dovuta all'impotenza la causa della „ferocia" con la quale la guerra civile venne affrontata.[10] Ognuno di questi giudizi descrive quindi una parte di un problema complesso la cui spiegazione può venire soltanto da un insieme di risposte che mettono comunque tutte in luce lo stesso aspetto, la paura e l'incertezza di cui abbiamo già parlato e che pervadono ogni momento della vita della Rsi.

Ogni „Federale", quindi, ogni „Ras" cercò di reagire come poteva allo sbandamento e alla paura che percepiva nei suoi uomini, e creava delle squadre di armati, dei gruppi di autodifesa che si scagliarono con inaudita violenza alla ricerca dei nemici. D'altronde tale proliferazione di gruppi armati rientrava, entro certi limiti, nella politica di Mussolini che preferiva poter contare su gruppi di potere in concorrenza tra loro, come descrive bene Deakin: „La lotta interna per il controllo delle forze armate a disposizione del governo di Salò portò in pratica alla creazione di una serie di eserciti e di forze di polizia private che obbedivano molto vagamente all'autorità centrale. In un certo senso, Mussolini ne era contento perché poteva contare su un'intricata rete di fazioni rivali, a volte ai limiti del tradimento, che gli permettevano, manovrandole ora in una direzione ora nell'altra, di mantenere una certa iniziativa nel controllo del governo."[11]

Un censimento della enorme quantità di „bande" che si organizzarono, spesso spontaneamente, per combattere con le armi i nemici

---

nero per fermare il *furor italicus*. Un caso famoso è rappresentato dall'arresto della Banda di Bardi e Pollastrini su ordine dell'ambasciatore Rudolf Rahn; Osti Guerrazzi (vedi nota 6) p. 88; Carità, a Firenze, fu fermato per ordine sempre di Rahn (G. Bocca, La Repubblica di Mussolini, Milano 1994, p. 196); svariati altri casi in Archivio centrale dello Stato in Roma, Ministero di grazia e giustizia, Direzione generale affari penali, grazie e casellario, Collaborazionisti (d'ora in poi citato come ACS, Grazie).

[9] F. W. Deakin, Storia della repubblica di Salò, Torino 1963, p. 618.

[10] Ganapini (vedi nota 1) p. 270.

[11] Deakin (vedi nota 9) p. 592.

interni della Repubblica è un'impresa impossibile. Solo a Roma, infatti, erano attivi almeno una decina di gruppi che si erano specializzati nella caccia agli ebrei.[12] Ogni federazione del Pfr, inoltre, aveva una „Squadra federale di polizia" che aveva il compito di difendere con le armi i fascisti.[13] A Milano agivano, contemporaneamente nel 1944: la banda Koch, l'Ispa (Ispettorato speciale polizia antipartigiani), la „Muti", la Brigata nera „Aldo Resega", il Centro informazioni politiche di Mario Finizio, l'ufficio politico della X° Mas, il „Gruppo Bernasconi", la banda di Ferdinando Bossi. A questi gruppi va poi aggiunta la Questura. Insomma una serie infinita di gruppi e gruppuscoli che operavano, spessissimo, al di fuori di ogni legge e altrettanto spesso si combattevano l'uno contro l'altro. Inoltre alcuni di questi gruppi emigravano da una città all'altra mentre alcuni individui passavano da una banda ad un'altra oppure si mettevano in proprio. Pietro Koch fece il suo „apprendistato" con il „Maggiore" Carità a Firenze, quindi lavorò a Roma ed infine si trasferì a Milano, dove fu arrestato dalla „Muti".[14] Un altro personaggio che troviamo praticamente ovunque è Giuseppe Bernasconi, sul quale non esistono studi specifici. Bernasconi operò nell'Ufficio politico della Federazione di Roma, quindi lo troviamo a Milano e poi a Torino.[15] Oreste Checcucci ed Ernesto Montelatici, una coppia di vecchi collaboratori del Ministero dell'interno, li troviamo prima citati come confidenti del Questore Caruso a Roma,[16] e poi nel „Cip" (Centro informazioni politiche) di

---

[12] A. Osti Guerrazzi, Caino a Roma. I complici romani della Shoah, Roma 2006.

[13] La circolare di Pavolini fu emessa il 5 novembre 1943 ed è pubblicata in appendice a Osti Guerrazzi (vedi nota 6) p. 122. Il 22 gennaio 1944 lo stesso Pavolini emanò un'altra circolare che prevedeva l'inserimento delle squadre nella Guardia nazionale repubblicana. ACS, Segreteria particolare del duce, Rsi, busta 61.

[14] Su Koch vedi M. Griner, La „Banda Koch", Torino 2000.

[15] Su Bernasconi, al quale bisognerebbe dedicare uno studio specifico, alcune notizie in M. Canali, Le spie del regime, Bologna 2004, p. 484. La sua scheda biografica e il suo interrogatorio in AS Milano, Corte di assise straordinaria, 1946, processo Koch, busta 2.

[16] Sono citati come spie del Ministero dell'interno da Canali (vedi nota 15) p. 483; poi dal braccio destro di Caruso, Roberto Occhetto, al processo che si tenne a Roma nell'estate del '44 (Z. Algardi, Il processo Caruso, Roma

Mario Finizio a Milano. Quest'ultimo è un tipico esempio dell'improvvisazione che regnava nelle polizie della Repubblica. Finizio era un piccolo industriale che aveva lavorato come agente del Capo della polizia fascista Arturo Bocchini.[17] Si era iscritto al Partito fascista repubblicano e nel maggio del 1944 aveva avuto il compito di trasferire al Nord un ingente quantitativo di azioni della Società per le ferrovie meridionali. L'operazione si era svolta in maniera brillante e il nuovo Capo della polizia Cerruti lo fece diventare questore ausiliario. Così dal settembre 1944 agì a Milano il suo gruppo, formato da circa quaranta elementi, alcuni dei quali provenienti dalla disciolta Banda Koch, specializzati nel ritrovamento di beni e ricchezze occultati. In brevissimo tempo però Finizio e i suoi uomini si misero nei guai perché nel ritrovare e requisire beni utilizzati per la „borsa nera", si arricchirono in maniera sospetta. Finizio e i suoi furono arrestati il 6 ottobre 1944 dall'Ufficio politico della questura comandato dal dottor Cuccaro. La detenzione durò molto poco perché intervennero le SS che fecero scarcerare tutti e in prigione finì invece Cuccaro, che fu anche mandato in un campo di concentramento. Finizio poté ricominciare da solo la sua attività mentre il Cip non fu ricostituito.[18]

I tentativi di razionalizzare e accentrare il potere in un unico organismo furono molteplici ma fallirono tutti. In teoria, gli organi preposti alla repressione dell'antifascismo dovevano essere soltanto due: la Polizia repubblicana e la Guardia nazionale repubblicana. Il 20 novembre 1943 infatti l'agenzia di stampa „Stefani" pubblicò un comunicato che annunciava l'istituzione della Polizia e della Gnr ed entrambe, almeno per quanto riguarda i servizi di ordine pubblico, dipendevano dal Ministero dell'interno.[19] Ma le intenzioni rimasero

1944, p. 82 e seguenti); ed infine furono giudicati dalla Corte di assise straordinaria di Milano dopo la guerra nell'ambito del processo al Cip di Mario Finizio. ACS, Grazie, fascicolo 2027. Incredibilmente, furono condannati a una pena mitissima e subito scarcerati.

[17] Canali (vedi nota 15) pp. 482–483.

[18] ACS, Grazie, fascicolo 2027. Finizio fu condannato a 29 anni di cui tre condonati.

[19] Il testo della „Stefani" recitava: *Con decreto in corso di pubblicazione, vengono istituite la guardia nazionale repubblicana e la polizia repubblicana. La guardia nazionale repubblicana e la polizia repubblicana hanno il compito di difendere all'interno le istituzioni e far rispettare le leggi della re-*

tali. Ad una vera e propria unificazione dei servizi di polizia non si arrivò mai. Le bande continuarono ad operare creando veri e propri scandali tanto da costringere Mussolini ad intervenire personalmente sulla stampa per cercare di rispondere ai continui attacchi della propaganda antifascista ed alleata che delle gesta dei vari „banditi" traeva materiale ingentissimo per screditare la Rsi.[20] I tentativi di unificazione si scontravano inoltre con le contraddizioni stesse della Repubblica, nata come diretta discendente del fascismo „rivoluzionario" e „sansepolcrista", che aveva proprio nelle squadre d'azione, formate da volontari, il suo punto di forza. Moltissimi fascisti vedevano nel fascismo repubblicano la possibilità di „tornare alle origini" e di fare i conti con i tanti „compagni di strada" che avevano sfruttato il regime durante gli anni del „consenso" e poi avevano tradito. Inoltre il dissidio tra forze armate politicamente neutre ed un esercito volontario emanazione del Partito non era mai stato risolto, con il risultato che la stessa Gnr risultò un ibrido. Da una parte una „aristocrazia di credenti" e dall'altra polizia di uno stato al di sopra delle parti „inquinata", inoltre, dalla presenza dei carabinieri, arma sicuramente poco

---

pubblica; di proteggere l'incolumità personale dei cittadini; di garantire l'ordinato svolgersi di tutte le manifestazioni singole e collettive dell'attività nazionale. La guardia nazionale è formata dalla M.V.S.N., dall'arma dei carabinieri e della polizia dell'Africa italiana. La polizia repubblicana è formata dall'amministrazione della pubblica sicurezza, dal corpo degli agenti e dei metropolitani. La guardia nazionale repubblicana è alle dipendenze di un proprio comando generale e, per l'impiego dei servizi di ordine pubblico, dipende dal ministero dell'interno. Con successivo decreto verranno stabilite, secondo le relative competenze, le norme riflettenti l'organizzazione e l'impiego delle nuove forze presidianti lo stato all'interno, nonché il trattamento che sarà adeguato a tutte le esigenze politiche e sociali. Il luogotenente generale della M.V.S.N., Renato Ricci, è stato nominato comandante generale della guardia nazionale repubblicana. E. Canevari, Graziani mi ha detto, Roma 1947, pp. 328–329.

[20] La Corrispondenza repubblicana, una specie di rubrica generalmente attribuita alla penna dello stesso Mussolini, il 18 dicembre 1943 dovette intervenire per rispondere allo scandalo nato dall'arresto di Bardi e Pollastrini avvenuto a Roma il 27 novembre precedente, annunciando lo scioglimento della banda e la nascita della „Polizia unitaria e legale nello Stato Repubblicano". Polizia unitaria e legale nello Stato Repubblicano, „Il Messaggero", 18 dicembre 1943.

affidabile per il fascismo. Inutilmente, quindi, i prefetti dell'Italia del nord tentarono, in due riunioni tenutesi nel febbraio e nel maggio del 1944, di avviare lo scioglimento degli Uffici politici investigativi della Gnr, che lavoravano in completa autonomia, e di tutte le varie bande di polizia, per accentrare il potere repressivo nelle mani del Ministero dell'interno.[21] Ma l'effimera vittoria dei „capi provincia", che ottennero lo scioglimento degli organi di polizia della Gnr nell'agosto del 1944 e la trasformazione della Guardia stessa nella „prima arma combattente", fu inficiata dalla continuazione del lavoro investigativo da parte degli Upi, che proseguirono indisturbati, forti anche dell'appoggio dei tedeschi, a lavorare contro le forze della Resistenza.[22] L'ultimo tentativo, effettuato dal Ministro dell'interno Zerbino, si ebbe nel febbraio del 1945, ma ancora una volta la sua circolare che ribadiva che fossero i questori gli unici responsabili dell'ordine pubblico, cadde nel vuoto.[23]

Come detto, tutti questi problemi venivano dall'irrisolto nodo della funzione politica dell'esercito e della Gnr. Il dissidio tra Renato Ricci, comandante della Guardia, e Graziani, è stato descritto già numerose volte e non è qui il caso di riprendere l'argomento di nuovo.[24] Tuttavia vale la pena di ricordare che la questione dell'esercito „politico" o „nazionale" fu conclusa da un giudizio „salomonico" di Mussolini (il 27 novembre 1943) che, in pratica, non decideva nulla lasciando al Maresciallo il suo esercito basato sulla coscrizione obbligatoria e al gerarca la sua „aristocrazia di credenti". Il giudizio sull'operazione, del Segretario particolare di Mussolini, Dolfin, fu alquanto amaro: *La vessata questione della Milizia dopo una serie di nuove discussioni è stata risolta come ormai si prevedeva, cioè col pieno trionfo della tesi autonomista di Ricci, appoggiata dal partito. La Milizia passa in blocco alla guardia repubblicana, che avrà ordinamento e bilancio proprio ed il cui comandante sarà alle dirette dipendenze del Duce. Ciò significa la costituzione di un altro eser-*

[21] Ganapini (vedi nota 1) pp. 284–286.
[22] Ibid., p. 281.
[23] Ibid., p. 290.
[24] Le notizie più approfondite si hanno in Deakin (vedi nota 9) cap. III; Ganapini (vedi nota 7) pp. 30–45; G. Pansa, L'esercito di Salò, Milano 1970, pp. 11–44.

cito. Si parla già con ironia dell'esercito apolitico di Graziani e di quello politico di Ricci. Ma siccome questa formazione avrà anche i compiti dell'arma dei carabinieri, ci saranno nuovi motivi di conflitto, anche con la polizia... Buffarini... si dà anima e corpo ad ingrossare le file della polizia ausiliaria; il partito fa lo stesso per le sue squadre.[25]

Da una parte Graziani considerò un grave errore creare un esercito politico basato sulla Milizia, odiata e screditata,[26] mentre i fascisti ritenevano che fosse l'esercito, dato il ricordo del Regio esercito, ad essere malvisto dalla popolazione.[27] In conclusione i fascisti ritenevano la Gnr come la vera erede della Milizia e la „Guardia armata" della rivoluzione, unico organo preposto a mantenere pura la fede dei combattenti e a vigilare contro i nemici interni. Ma questa idea corrispondeva alla realtà? E che tipo di ideologia era alla base dell'attività della Gnr?

Non esistono lavori specifici sulla Guardia, mentre soltanto ultimamente sono stati svolti lavori sulla Milizia volontaria per la sicurezza nazionale, di cui la Gnr era la diretta discendente, ma che trattano soltanto del suo impiego bellico.[28] Non sappiamo però nulla sull'attività di repressione politica della Guardia, che aveva costituito gli Uffici politici investigativi (in quanto Milizia volontaria per la sicurezza nazionale) già dalla fine del 1926.[29] Non disponiamo perciò di studi specifici sulla sua attività, sulla sua reale efficacia e sulla sua preparazione ideologica e politica prima dell'otto settembre, mentre

---

[25] G. Dolfin, Con Mussolini nella tragedia. Diario del capo della segreteria particolare del duce, Milano 1950, citato in Deakin (vedi nota 9) p. 589.

[26] Canevari (vedi nota 19) p. 76.

[27] P. Romualdi, Fascismo repubblicano, Milano 1992, p. 92.

[28] A. Rossi, Le guerre delle camicie nere. La Milizia fascista dalla guerra mondiale alla guerra civile, Pisa 2004; G. Gatti, tesi di dottorato citata in G. Rochat, Le guerre degli italiani, Torino 2005. Fino ad allora era disponibile R. Lazzero, Partito nazionale fascista, Milano 1985, pp. 48–67.

[29] Qualche notizia in Canali (vedi nota 15) pp. 114–117. Secondo Canali la sigla Upi significava „Uffici provinciali di investigazione". Già durante il regime il dissidio tra la Milizia e il Ministero, per il controllo degli Upi fu molto forte. L'attività investigativa si svolgeva soprattutto attraverso spie di vario genere, che operavano tra gli operai (le cosiddette „scolte") oppure in ambienti sociali vari (i „fiduciari"). Gli Upi furono circa 170.

sul dopo abbiamo una prima analisi dovuta a Luigi Ganapini, che ha utilizzato sia la stampa della Gnr che i temi svolti dagli allievi ufficiali della Guardia durante un corso di *Cultura politico-razziale.*[30] Secondo lo studioso, la Gnr aspirava a riproporre quel momento „irripetibile delle origini, la temperie fondativa delle squadre d'azione fasciste"[31] e che, quindi, riproponendo un modello eversivo e „rivoluzionario", privo di qualsiasi concetto di legalità, portava a concepire le squadre come „compagnie di ventura". Una situazione quindi non soltanto frammentata, ma anarchica, dove l'unica cosa che contava era l'efficacia del lavoro svolto, mentre non soltanto la forma, ma anche la sostanza della legge veniva continuamente ignorata. Il riferimento al mito fondante delle squadre del „Biennio nero" contribuì a fare della Gnr un organo che della legge se ne „fregava", con i militi che si presentavano come gli unici rappresentanti dell'Italia „sana" e da salvare, a dispetto di tutto e di tutti. L'isolamento, di cui abbiamo già parlato, e l'odio che spesso circondava le squadre poteva portare ad una vera e propria esaltazione della condizione di „soli contro tutti". Una immagine che ritorna spesso, infatti, nella pubblicistica di Salò è quella del „pugno d'uomini" che soli salvano l'onore d'Italia. Quindi non solo lotta contro il nemico „esterno", che d'altronde la Gnr non farà mai, ma anche e soprattutto contro il nemico interno, i traditori, gli ebrei, i massoni, i venduti all'oro straniero. Una „aristocrazia di credenti", secondo il modello originale delle SS tedesche, un corpo votato alla difesa dell'Idea fino alla morte. Il compito della Gnr, secondo Ricci, era quello di essere una formazione *ideologicamente connotata [...] collocata inizialmente al centro dello scudo difensivo della Repubblica.*[32] Insomma è l'idea del „partito in armi" o, se vogliamo, dell'esercito politico, che però non riuscì mai a prendere piede seriamente. Prima di tutto perché nella Gnr furono inseriti anche i carabinieri, che non erano assolutamente affidabili dal punto di vista politico, e poi perché i militi erano spesso scadenti, indisciplinati, male armati e male equipaggiati, sottoposti alla pressione di una guerra logorante come quella partigiana, spesso isolati in presidi mon-

[30] Ganapini (vedi nota 7) p. 145 e sg.
[31] Ganapini (vedi nota 1) p. 283.
[32] Cit. da Canapini (vedi nota 7) p. 33.

tani difficili da raggiungere, abbandonati all'ostilità della popolazione e messi alle dipendenze dei tedeschi nei compiti più odiosi come i rastrellamenti, le rappresaglie e le impiccagioni.[33] Bisogna inoltre ricordare che molti comandanti, sia della polizia che delle varie bande, non avendo a disposizione niente di meglio, si adattarono ad arruolare dei pregiudicati.[34]

Una parte evidentemente non trascurabile del bagaglio culturale della Gnr era poi l'antisemitismo, del quale è rimasta traccia in alcuni appunti di lezioni „politico razziali" per gli allievi ufficiali.[35] Premesso che chiunque aderisse alla Rsi aderiva ad uno stato che, nei suoi principi fondamentali (esposti nella „Carta di Verona") si dichiarava antisemita, gli allievi ufficiali furono inoltre sottoposti ad una serie di lezioni che dovevano specificare in maniera approfondita i reali motivi del crollo del fascismo e della guerra di rinascita nazionale voluta da Mussolini. Dopo un breve preambolo, il testo delle lezioni (un dattiloscritto di sei pagine) sottolineava come l'errore più grave del regime fosse stato quello di non aver creato una *organizzazione di fedeli veramente votati all'Idea* che avrebbero potuto avvertire per tempo i sintomi *di un pericolo interno sotto forma di sètte più o meno segrete* che lavoravano per far crollare il fascismo.[36] Sono con-

---

[33] Traggo queste conclusioni dalle sentenze delle Corti di assise speciali contenute in ACS, Grazie, fascicoli 1, 29, 31, 40, 77, 93, 127, 130, eccetera.

[34] Racconta Vincenzo Costa (L'ultimo federale, Bologna 2005, p. 41) che il comandante della „Muti", Colombo, disse al federale di Milano Aldo Resega: *Quando Garibaldi partì da Quarto per andare a liberare l'Italia non chiese ai suoi garibaldini di presentare all'imbarco sul Rubattino il certificato penale... Eppure fece l'Italia! Io, che tu definisci un balordo, con i miei balordi, farò piazza pulita dai traditori, dai gerarchi vigliacchi, dall'antifascismo... Li hai visti i gerarconi di allora aderire al nuovo fascismo repubblicano? No!... quelli non ci sono più, hanno tradito! Ma ci siamo noi ora, stà tranquillo, Resega, che ce la faremo! Tutti i giorni ci ammazzano e tu vuoi che si faccia la fine del topo? Quali forze abbiamo che facciano rispettare le nostre vite, le nostre famiglie e le nostre case? Ora provvederà lo squadrismo milanese!*; Pollastrini prese a suo servizio un notevole numero di pregiudicati. AS Roma, Corte di assise penale, sezione istruttoria, busta 2635.6, requisitoria del 17 luglio 1946.

[35] ACS, Gnr, Archivio generale, busta 2, fascicolo Gnr, Servizio politico, dattiloscritto intitolato Corso di cultura politico-razziale.

[36] Ibid., p. 1.

cetti che da una parte si rifanno alle ossessioni di Giovanni Preziosi, il teorico delle congiure antifasciste organizzate dai massoni e dagli ebrei, e dall'altra fanno emergere l'ammirazione verso una struttura politico-militare sul modello delle SS. Tuttavia, sempre secondo il testo delle lezioni, il razzismo fascista era differente da quello tedesco, prima di tutto perché non si esauriva nell'antisemitismo, e in secondo luogo perché era più antico, potendo fregiarsi di essere nato nel 1919 con i primi articoli di Mussolini a difesa di Preziosi e del quotidiano „La Vita italiana".[37]

Ma se il razzismo fascista, continuava il testo, era diverso da quello nazista, i tedeschi avevano saputo comprendere meglio il problema derivante dal *fattore razza*, e quindi avevano saputo creare quella stabilità, quella coesione interna che facevano del popolo tedesco un popolo di combattenti invincibili. Perché, continua il testo, la guerra non era altro che uno scontro tra razze. *La razza è fattore decisivo e insopprimibile, sempre.* E di nuovo si tornava a parlare del nazismo e delle SS come esempio da seguire: *Gli SS presentano quindi, insieme ad una purità razziale notevolissima, un orientamento spirituale preciso e inattaccabile. Essi sono il fondamento del Regime Nazionalsocialista, gli uomini contro i quali è destinato ad infrangersi ogni tentativo avversario, anche il più sottile, il più inavvertibile, il più diabolico.*[38] Lo scopo delle lezioni era quindi quello di creare nei giovani allievi ufficiali lo stesso spirito di razza delle SS. Cosa avessero capito gli studenti lo racconta Ganapini, che ha esaminato i testi dei temi composti dagli allievi ufficiali sull'argomento: Ne emerge una cultura basata sulla peggiore letteratura antisemita dell'epoca (Evola, Preziosi, Papini) e su un razzismo di tipo „culturale" piuttosto che „biologico", dove però l'odio contro l'ebreo emerge comunque con un livore fortissimo.[39] In questo clima ideologico furono quindi creati gli Upi.

2. Non si hanno studi specifici sugli Upi prima dell'armistizio. Il 6 novembre 1926 un Regio decreto legge aveva istituito l'Ufficio

---

[37] Ibid., p. 3.
[38] Ibid., p. 4.
[39] Ganapini (vedi nota 7) pp. 145–155.

politico investigativo all'interno della Milizia, avente lo scopo della *difesa dell'ordine nazionale dello Stato*.[40] L'Ufficio dipendeva direttamente dal Ministero dell'interno e si suddivideva in uffici provinciali alle dipendenze dei singoli prefetti. *Agli uffici provinciali rispondevano poi gli uffici speciali di investigazione politica che esistevano presso ciascun Comando Legione della Mvsn.*[41] Dall'inventario dell'archivio dell'Upi di Alessandria[42] si evince l'intera gamma di attività dell'Ufficio. L'Upi si interessava del personale della Mvsn, produceva le relazioni politiche periodiche, su notizie che provenivano anche dai centri minori della provincia, vigilava sulle organizzazioni economiche del regime (attività delle Corporazioni e dei sindacati), sugli istituti di previdenza locali e parastatali, svolgeva una specie di ufficio stampa relativo ai giornali esteri, esercitava la censura postale, sorvegliava le organizzazioni sovversive *o comunque contrarie al regime*, teneva un casellario dei singoli oppositori politici e dei criminali comuni, coadiuvava la questura nelle indagini, insomma vigilava sull'intera vita della provincia, esattamente come una qualsiasi questura.

Dopo l'armistizio gli Upi furono riformati, sempre su iniziativa di Ricci, con l'incarico di sorvegliare e di riferire sull'intera vita delle province e di riferire al „centro", cioè al comando generale della Gnr a Brescia, riportando *un'analisi obiettiva su cose, enti, istituzioni che comunque possono interessare la politica del regime e sul funzionamento delle Milizie speciali*.[43] Erano gli Upi, quindi, che stendevano i „Notiziari" riservati che giungevano direttamente sul tavolo di Mussolini e in base ai quali il governo della Rsi poteva farsi un'idea di ciò che succedeva nelle province. Ma l'attività degli Upi non era facile. I tentativi di razionalizzare ed accentrare le varie polizie fasciste coinvolsero anche gli Uffici politici. Era il solito dissidio tra Partito e Ministero dell'interno. Ricci, nel dicembre 1943, aveva scritto a Buffarini Guidi chiedendo che tutte le operazioni di polizia contro i

---

[40] F. Giannantoni, Fascismo, guerra e società nella Repubblica sociale italiana, Milano 1984, p. 87.

[41] Ibid., p. 87.

[42] L'Istituto storico della Resistenza di Alessandria ha nel suo archivio le carte dell'Upi della provincia, il cui inventario è disponibile in rete al sito www.isral.it.

[43] Circolare del 4 dicembre 1943 citata in Giannantoni (vedi nota 40) p. 87.

partigiani fossero affidate ai militi della Gnr (quindi anche agli Upi).[44] A metà di agosto 1944, però, la caduta di Ricci, esautorato dal comando della Gnr, vide anche un tentativo di far assorbire nell'organico delle questure i militi degli Upi,[45] in quanto la Guardia diventava la „prima arma combattente" e doveva trasformarsi in un organismo prettamente militare, e cessare invece i compiti di polizia a partire dal 31 dicembre 1944. Nell'ottobre 1944 il generale della Milizia Montagna (capo della polizia della Rsi), convocò il sottosegretario Basile e il generale Cellaro (della Gnr). In questa riunione Montagna informò Cellaro che si doveva affidare alla Polizia repubblicana ogni compito di polizia, *nessuno escluso*.[46] Questa decisione sollevò un'ondata di proteste e molto malcontento tra gli i militi addetti agli Upi. Secondo Cellaro, che scrisse poi un promemoria per Mussolini, *passare [...] gli Upi alla Pr [Polizia repubblicana] significherebbe distruggere un servizio che ha sempre lavorato bene e che oggi specialmente, dà un rendimento più che notevole.*[47] Assieme al rapporto di Cellaro arrivò sul tavolo di Mussolini un dattiloscritto anonimo, che raccoglieva le lamentele dei militi degli Upi e rivelava a chiare lettere l'ostilità dei fascisti nei confronti della polizia. Il testo esordiva senza troppe ambiguità: *La voce sparsasi nell'ambiente della Gnr che le Polizie Speciali, gli Upi ed aliquote di militi dovrebbero passare nella Polizia Repubblicana ha prodotto nell'ambiente vivissima irritazione e largo senso di insoddisfazione.*[48] I militi non volevano entrare a far parte della polizia perché ne temevano „l'attendismo" e lo scarso impegno nella lotta contro la Resistenza. *Non è poi ignota a nessuno l'istintiva repulsione del milite nei confronti del „poliziotto" che ha sempre disprezzato e valutato come sfruttatore dello Stato.* Inoltre nel dattiloscritto veniva espresso il timore che accentrando nel Ministero dell'interno e nel Capo della polizia tutti i poteri di polizia politica, essi avrebbero potuto *dominare di fatto la situazione e volgerla a loro esclusivo vantaggio.* Tutto il resto del testo

[44] Ganapini (vedi nota 7) p. 279.
[45] Ibid., p. 281.
[46] ACS, Rsi, Segreteria particolare del duce, carteggio riservato, busta 28, promemoria per il duce del 3 novembre 1944 firmato da Cellaro.
[47] Ibid.
[48] ACS, Rsi, Segreteria particolare del duce, carteggio riservato, busta 6.

non faceva altro che ripetere le stesse accuse di inefficienza e di afascismo alla polizia, sulla quale pendeva ancora l'accusa di essere stata complice del colpo di stato del 25 luglio. Il testo si concludeva con un appello del seguente tono: *Basta coi Rap [Raggruppamenti anti partigiani], con le Bn [Brigate nere], con le Pr [Polizia repubblicana], con le X° [Decima flottiglia Mas] ecc. Tutto ciò serve solo a creare posizioni personali, dare lustro a famosi insufficienti, o peggio a riempire le tasche.*

Nonostante i tentativi di sciogliere gli Upi, questi continuarono a svolgere il loro lavoro.[49] Nel febbraio 1945 Zerbino emanò una ennesima circolare che imponeva l'accentramento nelle questure di tutte le funzioni di polizia,[50] con scarsi risultati, dato che il Capo di stato maggiore della Gnr, Nicchiarelli, si rivolse direttamente a Mussolini ottenendo, in un colloquio del marzo 1945, una serie di importanti concessioni per gli Upi.[51] Concludendo, gli Upi continuarono a svolgere il loro lavoro per tutta la durata della Repubblica anche perché, fedele al suo metodo di governo, Mussolini scelse di non prendere una decisione definitiva lasciando che i suoi gerarchi e i suoi ministri continuassero nelle lotte intestine, potendo così controllarli l'uno con l'altro manovrandoli a suo piacimento. La pletora di organismi poli-

---

[49] Ad esempio il Comando provinciale di Ferrara della Gnr assicurò il Comando generale, il 22 settembre 1944, che il suo Upi avrebbe continuato a lavorare come sempre. ACS, Gnr, Archivio generale, busta 6, lettera del Comando provinciale di Ferrara al Comando generale del 22 settembre 1944.

[50] Ganapini (vedi nota 7) p. 290.

[51] Secondo un promemoria steso da Nicchiarelli, Mussolini avrebbe concesso i seguenti punti alla Gnr: *1° Gli Upi della Gnr avrebbero assunto presso le Questure le funzioni devolute agli uffici politici delle Questure stesse mantenendo però inalterate le loro caratteristiche e le loro attribuzioni quali elementi facenti parte integrante della Gnr. 2° Il Comando Generale della Gnr non sarebbe stato estromesso da tale importante attività in quanto gli Upi, pur passando per l'impiego alla dipendenza delle Questure, avrebbe seguitato ad avere rapporti sia in linea disciplinare ed amministrativa, sia per la parte informativa, col Comando Generale stesso. 3° intendevate con ciò continuare ad avere un „doppio filo" sia per il servizio informativo sia per quello di controllo.* ACS, Rsi, Segreteria particolare del duce, carteggio riservato, busta 6, promemoria per il duce di Niccolò Nicchiarelli del 30 marzo 1945.

zieschi continuò così ad infestare tutto il territorio controllato dalla Rsi svolgendo una attività che adesso cercheremo di descrivere.

3. Nell'agosto del 1944 il Comando generale della Gnr emanò una circolare a tutti i comandi provinciali richiedendo una dettagliata relazione sull'attività svolta dagli Upi dalla loro costituzione (cioè dal 1926) all'agosto 1944. Lo scopo di queste relazioni era evidentemente quello di dimostrare a Mussolini l'indispensabilità degli Upi e la loro fedeltà al regime. Si domandava infatti esplicitamente l'attività degli Upi prima, durante e dopo il 25 luglio, forse per mettere in luce la differenza di atteggiamento della Gnr rispetto alla polizia e ai carabinieri. Delle varie relazioni è stata ritrovata nell'Archivio generale della Gnr soltanto quella di Bologna, che comunque, per la sua completezza, da un quadro estremamente efficace di come lavorasse un Upi.

Innanzitutto come era composto. L'organigramma, da una relazione del giugno 1944, era così costituito: Agli ordini del Capo ufficio (un maggiore), vi era un capitano, due archivisti, quattro dattilografi, tre scritturali, due protocollisti, due telefonisti, cinque autieri. Nel nucleo „I" (probabilmente significava „Informazioni") alle dipendenze di un capitano lavoravano nove sottufficiali, 7 militi scelti, 7 militi e 11 allievi militi. I più anziani (classi dalla 1891 alla 1903) erano ovviamente addetti ai servizi da ufficio, mentre i più giovani (dalla classe 1905 alla 1924) erano addetti al reparto operativo, tranne un paio di eccezioni rappresentate da un milite del 1895 ed uno del 1899.[52] In totale una ventina di uomini anziani ai servizi e circa 35 di giovani impegnati nelle operazioni. Si tratta sicuramente di un Ufficio tra i più importanti d'Italia, perché Bologna era una Federazione numerosa e perché l'attività dei Gap e della Resistenza in generale era particolarmente impegnativa. Passiamo, adesso, a vedere come l'Ufficio presentò la propria attività, fino all'agosto del 1944, al Comando generale.[53] L'Upi di Bologna era nato nell'ambito della 67° Legione della Mvsn il primo dicembre 1927. Le informazioni venivano acquisite tra-

[52] ACS, Gnr, Archivio generale, busta 3, rapporto dell'Upi di Bologna al Comando generale del 19 giugno 1944.

[53] La relazione è in ACS, Gnr, Archivio generale, busta 6, rapporto dell'Upi di Bologna al Comando generale del 10 settembre 1944.

mite i confidenti, infiltrati in *località, officine e ambienti*. In ogni ambiente veniva infiltrato più di un informatore, che ignorava la presenza degli altri. Interessante il fatto che siano espressamente citate le officine, sintomo di quanto poco il fascismo si fidasse della classe operaia. Il personale era stato istruito in una serie di corsi di formazione tenuti a Roma per gli ufficiali e in loco per i sottufficiali. Il lavoro era stato svolto capillarmente, ottenendo uno schedario di 17.000 nominativi, ovvero 17.000 persone spiate dall'Upi, in una città che contava meno di 300.000 abitanti. Un numero molto alto, a cui bisogna aggiungere gli schedati dalla questura e dalla Polizia politica. L'Ufficio non poté svolgere una relazione dettagliata sull'attività ante colpo di stato perché l'archivio era stato bruciato, con la conseguente perdita della „memoria storica" dell'Ufficio stesso.[54] Molto interessante la parte relativa all'attività tra il 25 luglio e l'8 settembre. In questo periodo, infatti, alcuni uomini dell'Upi di Bologna furono assegnati al servizio informazioni militari *che aveva compiti di sorveglianza politica presso i reparti militari; sorveglianza diretta sopratutto a vigilare affinché i propagandisti comunisti, infiltratisi nelle file dell'Esercito, potessero essere individuati e segnalati*. I militari da controllare erano gli stessi commilitoni della 67° Legione della Milizia! Da una parte quindi la polizia di Badoglio usava i fascisti per controllare i comunisti, e dall'altra metteva gli stessi fascisti sotto osservazione. Un caso classico di machiavellismo „alla Badoglio".

Dopo l'otto settembre due sottufficiali presero l'iniziativa di ricostituire l'Ufficio. In mancanza di una istituzione a cui fare riferimento, i due si misero subito in contatto con le SS con le quali cominciarono a collaborare passando loro ogni informazione. In seguito l'Ufficio ricominciò ad avere una fisionomia propria, anche se, spostata la sede nella scuola d'ingegneria, dove si trovava anche il comando militare tedesco, i rapporti con le SS si fecero sempre più stretti. Non fu facile, nel clima d'incertezza delle prime settimane d'autunno, ricostituire la rete dei confidenti, perché pochi furono

[54] Alla precisa domanda relativa a cosa avesse saputo fare per prevenire il „ribaltone" del 25 luglio, la relazione poté soltanto ricordare l'invio di un rapporto su Dino Grandi, il quale, pochi giorni prima della riunione del Gran consiglio del fascismo, aveva parlato a Mordano con tale ingegner Lenzi confidandogli i suoi progetti eversivi.

quelli che decisero di tornare a fare il lavoro di prima. Dopo una breve descrizione dello sviluppo della guerra civile nella provincia, la relazione passava ad esaminare i più gravi problemi dell'Ufficio stesso, indicati nella mancanza di mezzi e nell'irrazionale sfruttamento degli uomini, che venivano cambiati di posto in continuazione e non riuscivano a lavorare con serenità.

La relazione si concludeva con una serie di dati sull'attività svolta fino all'agosto del 1944. L'Upi di Bologna poteva vantare 1650 „azioni investigative" svolte nella provincia, con 3 rastrellamenti svolti con i soli suoi mezzi (a via Orbi a Bologna, a S. Luca e ad Imola), 2 con altri militi della Gnr, uno con altre forze armate (tedeschi, Brigata nera, ecc.) e ben quattro conflitti a fuoco. In tali operazioni erano stati uccisi 3 partigiani, uno era stato ferito e uno fucilato. Ma il grosso delle operazioni si era svolto nella repressione di delitti comuni e contro i renitenti alla leva. 67 erano state infatti le operazioni di polizia politica, con 83 arresti e 22 fermi, mentre le operazioni contro la borsa nera erano state 75 con 29 arresti e 47 fermi. Contro i furti erano state svolte 67 operazioni con 33 arresti e 42 fermi, e infine contro reati *previsti dal Codice Penale Militare* (quindi diserzioni, renitenza alla leva, eccetera) erano state svolte 210 operazioni con 393 fermi. Successivamente erano indicati 135 renitenti e 480 sbandati *ricuperati alle Forze Armate ed al lavoro di guerra.*[55]

L'Upi, infine, oltre ad aver recuperato un'ingente quantità di materiale bellico (armi ed esplosivi), aveva svolto 750 perquisizioni personali e 93 domiciliari; aveva raccolto 639 testimonianze e 1930 interrogatori. Aveva censurato, infine, 3696 corrispondenze. Notevole anche il lavoro di informazione effettuato, con 60 relazioni inviate sulle condizioni dello spirito pubblico e sull'attività dei sovversivi. Interessante, infine, un ultimo dato. Il numero degli *atti eseguenti* presentati al Tribunale speciale era stato di 32, 56 al Tribunale speciale provinciale, 140 al Tribunale militare, 63 alla Procura e 450 alla polizia tedesca. In sintesi, l'Upi collaborava molto di più al controllo effettuato dalle autorità tedesche rispetto a quello svolto dalla Repubblica sociale.

[55] La relazione non chiarisce però della sorte degli arrestati, fermati e recuperati; se, cioè, erano stati consegnati alle autorità militari italiane oppure tedesche.

Dal 9 settembre 1943 al 31 agosto 1944, l'Upi aveva effettuato 1930 interrogatori, con una media giornaliera di quasi sei interrogatori al giorno. Tenendo conto che la media si riferisce all'intero periodo, considerando quindi anche le prime settimane quando sicuramente l'attività non fu certo così frenetica, si evince che al momento della sua maggiore efficienza, l'Upi interrogava quasi dieci persone al giorno. Si può dunque capire come l'intera provincia fosse terrorizzata dall'attività investigativa dei fascisti, che nei loro interrogatori utilizzavano mezzi che tra poco descriveremo, e che venivano affiancati dalla Polizia repubblicana, dalle Brigate nere e dagli stessi tedeschi. In questo contesto sembra difficile parlare di zona grigia, cioè di una grande maggioranza di italiani estranea al conflitto. Forse la maggioranza degli italiani *avrebbe voluto* rimanere estranea alla guerra civile e al conflitto tra fascisti e partigiani, ma volente o nolente fu trascinata nel vortice della violenza e fu costretta a fare delle scelte che comunque, in quel contesto, assunsero un significato politico.

4. Vediamo, adesso, quale era la prassi degli Upi nella repressione antipartigiana. Ai primi di giugno del 1945 la Corte di assise speciale di Reggio Emilia fu chiamata a giudicare l'Upi di quella provincia.[56] I capi di imputazione erano numerosi, e andavano dalla strage alle sevizie (che potremo chiamare „particolarmente efferate", secondo la successiva definizione del decreto di amnistia promulgato da Palmiro Togliatti nel 1946).[57] L'Upi di Reggio Emilia era comandato da un maggiore, assieme al suo diretto subordinato, il capitano C. P., che risultò essere il comandante effettivo del reparto, almeno fino all'ottobre del 1944, quando fu arrestato perché sospettato di fare il doppio gioco. Sembra, infatti, che avesse passato ai partigiani informazioni preziose che permisero di evitare l'arresto di numerose personalità del Comitato di liberazione nazionale, già schedate e in procinto di essere fermate dalla polizia. Personaggio ambiguo, dunque, che però, nel periodo precedente al suo arresto, commise o permise di commettere una serie di atti delittuosi.

---

[56] ACS, Grazie, fascicolo 23.

[57] Sull'amnistia vedi M. Franzinelli, L'amnistia Togliatti, Milano 2006.

L'Upi si era installato a Villa Cucchi, una delle numerose „ville tristi" sparse sul territorio della Repubblica. Nella sede era stata costruita una camera di tortura, dove gli interrogatori venivano effettuati con i seguenti metodi: *maltrattamenti che si attuavano mediante legature, a lungo protratte, degli inquisiti, su di un tavolo, con la testa e le estremità volte verso terra, battiture, scottature con ferro da stiro, olio bollente, cenere calda e bracia, [sic] strappamento di peli, applicazioni ai piedi di corrente elettrica, senza alcun riguardo neppure del sesso e del pudore delle giovani patriote arrestate, brutalmente offese con atti abominevoli.*[58]

Almeno uno degli arrestati morì in seguito alle sevizie. Tra le torture più feroci vi era quella della corrente elettrica applicata al corpo, anche per tre ore, come nel caso di una partigiana che però riuscì a resistere. Gli stupri erano poi effettuati anche da un cane appositamente addestrato, che veniva eccitato spalmando burro sul sesso delle vittime, legate e denudate. Questa pratica può sembrare incredibile, ma è testimoniata anche in altre sentenze e nel libro di Eugen Dollmann *Roma nazista.*[59] L'arresto di C. P. non aveva però fatto cambiare le cose. Dall'agosto 1944 era giunto all'Upi T. T. che utilizzava metodi altrettanto brutali: *i malcapitati venivano applicati a un tavolo col capo all'ingiù, flagellati, sottoposti all'azione della corrente elettrica e a brutali manovre allo scroto e al basso ventre, a depilamenti, ad abbruciature alle estremità e in altre parti del corpo e simili.*[60]

L'Upi di Reggio Emilia si distinse anche per la quantità di rastrellamenti effettuati. La presenza degli uomini del reparto è accertata nell'azione di Villa Sesso, il 22 dicembre 1944, dove furono fucilate 14 persone delle quali cinque appartenevano alla stessa famiglia.[61] Il fatto fu considerato particolarmente grave dalla Corte, anche perché

---

[58] Ibid., relazione del Ministero di grazia e giustizia del 18 settembre 1946.

[59] E. Dollmann, Roma nazista, Milano 2002.

[60] ACS, Grazie, fascicolo 795.

[61] Nella Enciclopedia dell'antifascismo e della Resistenza, Milano, 1973– (d'ora in avanti Enciclopedia La Pietra), alla voce Reggio nell'Emilia, nel rastrellamento di Villa Sesso sono indicati 23 morti. La famiglia Manfredi subì la morte di cinque persone. Enciclopedia La Pietra, ad vocem.

alcuni dei fucilati furono messi al muro unicamente perché bisognava arrivare alla cifra di 14 vittime, numero designato per la rappresaglia. Nello stesso giorno l'Upi di Reggio era presente nel paese di Cavriago, quando furono arrestate 45 persone delle quali cinque furono fucilate a Villa Cella.[62] Nel settembre 1944 l'Upi effettuò un rastrellamento a Felina, arrestando „numerose persone" delle quali 9 furono fucilate dai tedeschi. Altri rastrellamenti furono effettuati a Cervarezza, con 4 fucilati, Toano Cerrevolo (6 fucilati), Reggiolo (il 17 settembre 1944, 4 fucilati), e sempre loro erano presenti durante il rastrellamento che portò alla fucilazione dei fratelli Cervi il 28 dicembre 1943. Anche nel capoluogo l'Upi effettuò alcune fucilazioni, come quella avvenuta il 29 gennaio 1944 di due partigiani, e di altri quattro fucilati in una piazza della città.[63]

Nei primi mesi del 1945 l'attività dell'Upi sembrò intensificarsi anche nella ferocia, con altri rastrellamenti e fucilazioni. Il 13 gennaio, ad esempio, fu effettuato un rastrellamento a Scandiano con arresto e tortura di dieci persone e la fucilazione di due di esse.[64] L'Upi di Reggio Emilia svolse quindi una parte non indifferente nella repressione anti partigiana, tanto da meritarsi anche l'ammirazione del locale comando tedesco. Sia contro i Gap, all'interno del capoluogo, che in funzione anti guerriglia, gli uomini dell'Ufficio politico non si risparmiarono, portando a segno numerosissime operazioni spesso concluse con la fucilazione degli arrestati. L'Upi, tra il novembre e il dicembre 1944, riuscì a mettere le mani sull'intero comando piazza del Cln locale, decidendone la fucilazione. La sentenza non fu eseguita per l'intervento dei tedeschi, che non volevano inasprire i rapporti con la popolazione.[65]

Un altro Upi di cui abbiamo molte notizie è quello di Cuneo, organizzato da T. B., ufficialmente vice direttore dell'Ufficio ma in realtà sua „anima".[66] A Cuneo la Resistenza era particolarmente forte, ed era nata subito dopo l'armistizio, sotto la guida di comandanti

---

[62] ACS, Grazie, fascicolo 23.
[63] Ibid.
[64] ACS, Grazie, fascicolo 795.
[65] Enciclopedia La Pietra, voce Reggio nell'Emilia.
[66] ACS, Grazie, fascicolo 171.

esperti come Duccio Galimberti, Ignazio Vian e Enrico Martini. La guerra civile, in questa provincia prese le dimensioni e le caratteristiche della guerra guerreggiata tra opposti eserciti, con episodi di violenza e di barbarie che sono rimasti incancellabili nella memoria della popolazione.[67] I crimini per i quali i fascisti dell'Upi furono condannati, nell'ottobre del 1945 dalla Corte di assise speciale, avvennero tutti dopo la tarda estate del 1944. Il primo fu l'impiccagione di Lorenzo Spada, un capo partigiano locale che, ferito e febbricitante, era ricoverato in ospedale. Un gruppo di militi della Brigata nera Lidonnici e dell'Upi, alla fine di agosto, lo raggiunse e lo arrestò. I fascisti non persero neanche tempo ad inscenare un falso processo. Gli misero addosso, per scherno, una camicia rossa, lo issarono sul cassone di un camion e lo impiccarono (come verrà poi giustiziato il Federale di Torino, Solaro) ad un lampione. Non fu un caso isolato: il 14 settembre, per vendicare la morte un loro commilitone, i militi dell'Upi si recarono a S. Chiaffredo di Busca, prelevarono il parroco, don Costanzo De Maria, e lo fucilarono assieme ad altre due persone. La strage più grave fu la fucilazione, il 26 novembre 1944, di cinque partigiani sul piazzale antistante la Stazione ferroviaria, per vendicare la morte di un maggiore della divisione „Littorio".

Gli omicidi e le fucilazioni continuarono in una drammatica *escalation* fino agli ultimi giorni della Repubblica. Il 10 aprile 1945 a Centallo furono uccisi tre partigiani, sempre per rappresaglia.[68] Il 25 aprile seguì la fucilazione di 5 partigiani nel cimitero di Cuneo.[69] Questi episodi sono soltanto alcuni di quelli riportati nelle sentenze di condanna. Uno dei militi, per far capire di quali numeri si parla, aveva un quaderno dove raccoglieva le fotografie dei partigiani uccisi. „L'album" conteneva ben 52 immagini.[70] L'ultimo delitto fu effettuato il 29 aprile 1945, con il massacro di cinque ebrei che si trovavano nelle carceri di Cuneo. Un milite, senza alcun motivo, sparò all'impazzata nella cella dove si trovavano i cinque detenuti uccidendoli.[71] Non

[67] Ad esempio l'eccidio di Boves, avvenuto il 19 settembre 1943, con 45 morti. M. Calandri (a cura di), Boves, Storie di guerre e di pace, Cuneo 2002.
[68] ACS, Grazie, fascicolo 1153.
[69] Ibid.
[70] ACS, Grazie, fascicolo 171.
[71] Ibid.

mancavano, ovviamente, le torture, anche se con metodi molto rozzi. Per questo scopo veniva utilizzato un giovanissimo milite, quindicenne, che si limitava a bastonare i prigionieri. La bastonatura, però, poteva protrarsi anche per ore e causare la morte del seviziato, come successe in almeno due occasioni.

Ma il successo più evidente fu colto dall'Upi di Cuneo il 28 novembre 1944, con l'arresto, in una panetteria di Via Villa Franca, a Torino, di Duccio Galimberti, comandante partigiano capo riconosciuto di gran parte della Resistenza piemontese. Galimberti fu trattenuto quattro giorni nella sede della questura a Torino, senza essere riconosciuto nonostante gli interrogatori.[72] Fu smascherato soltanto dopo l'arrivo di un milite dell'Upi di Cuneo, che lo riconobbe. Dell'arresto furono immediatamente informati sia il Ministro dell'interno Paolo Zerbino che i tedeschi. Questi ultimi volevano utilizzare il prezioso prigioniero per ottenere uno scambio con alcuni ufficiali nelle mani dei partigiani. Ma, secondo il tribunale che giudicò gli esecutori dell'omicidio, Galimberti fu ucciso dagli uomini dell'Upi di Cuneo su ordine personale di Zerbino, che ne voleva a tutti i costi la soppressione. Portato a Cuneo, Galimberti fu sottoposto ad un interrogatorio puramente formale quindi, la mattina del 4 dicembre, fu messo su un camion, portato nei pressi del paese di Certallo e ucciso con quattro colpi di pistola.

Proseguendo nella lettura delle sentenze contro i militi degli Upi, si ha l'impressione che i metodi fossero uguali in tutta l'Italia sottoposta alla Repubblica. Le torture erano una pratica generalizzata, con pochi elementi di differenziazione. Le bastonature, la sospensione del prigioniero per le braccia per ore, la tortura con il fuoco e la corrente elettrica erano i metodi più utilizzati, mentre per le donne era ritenuta sempre efficace la violenza sessuale. Il panorama è talmente monotono, nel suo orrore, da far pensare che esistesse una sorta di „scuola di formazione" per i torturatori. Quello che si può ipotizzare è che, nonostante alcuni tra i più feroci aguzzini fossero arrestati dalle autorità stesse della Repubblica, un quadro così compattamente omogeneo è forse il risultato di direttive arrivate dalle gerarchie superiori. E' poco credibile che praticamente tutti gli Upi

[72] ACS, Grazie, fascicolo 1153.

torturassero i prigionieri senza che il Partito o il Ministero non ne venissero a conoscenza. Le interpretazioni di cui abbiamo parlato all'inizio del saggio, utilizzate dalla più recente storiografia, per spiegare la violenza fascista hanno bisogno quindi di almeno due integrazioni. La prima è che forse la violenza fu esercitata per ordine superiore o almeno con l'assenso implicito delle massime autorità repubblicane. Inoltre, analizzando in profondità la prassi repressiva non si può più ritenere credibile ogni interpretazione giustificativa della „repubblica necessaria", nata per fermare il *furor teutonicus*. Anzi, spesso i tedeschi si congratularono con i fascisti per l'efficacia delle loro azioni e in alcuni casi furono i tedeschi stessi a dover fermare la violenza fascista. Non si può quindi liquidare il problema della violenza fascista come un'aberrazione, come l'esagerata risposta di alcuni criminali alla violenza resistenziale,[73] ma fu, più probabilmente, un piano prestabilito del governo repubblicano, che intendeva estirpare con tutti i mezzi a sua disposizione la guerriglia e il terrorismo. Torna inoltre realistica e plausibile la spiegazione che venne data „a caldo" da molti ex partigiani, subito dopo la guerra civile, che descriveva alcuni fascisti come degli psicopatici e dei sadici.[74] Di fronte a tali esplosioni di odio e di sadismo, infatti, le vittime non seppero darsi altra spiegazione che quella di trovarsi di fronte ad esseri inumani. Come si esprimeva una sentenza di condanna ad un esponente dell'Upi di Pavia: *emerge come costui assolveva il suo compito, già di per se stesso odioso, quasi fosse animato da una sadica voluttà. Non è soltanto il funzionario mosso da eccessivo zelo, come il patrono di difesa ha sostenuto; si direbbe invece l'uomo che si compiaccia di veder soffrire, e irride al dolore, al tormento altrui, soddisfatto di poterlo cagionare.*[75] Non si spiegano altrimenti sevizie assolutamente inutili contro persone che non avevano nulla a che fare con la Resistenza, l'omicidio di perfetti innocenti, l'irrisione verso i condannati a morte,

[73] È la tesi, ad esempio, di Romualdi (vedi nota 27) p. 92.

[74] Ad esempio L. Valiani, Tutte le strade conducono a Roma, Bologna 1995, p. 172. Giorgio Bocca, ex comandante partigiano, giornalista e autore di numerosi saggi sulla storia della guerra civile, utilizza spesso aggettivi come „degenerato" per descrivere i più noti torturatori della Rsi. Ad esempio G. Bocca, Storia dell'Italia partigiana, Milano 1995, p. 484.

[75] ACS, Grazie, fascicolo 451.

gli stupri e tutta la galleria di orrori di cui si resero protagonisti gli Upi.[76] E questo senza contare le innumerevoli „bande“ o uffici politici di cui si è parlato all'inizio di questo saggio. Bisogna ricordare anche che nessuno di questi militi fu costretto a lavorare nella Gnr. Il servizio era volontario, e chi lo chiedeva poteva essere tranquillamente messo a svolgere altre mansioni, nella Rsi non c'era che la scelta dei corpi armati. Le alternative c'erano, ed erano a portata di mano.

5. Gli Upi della Rsi nacquero per combattere la guerra partigiana, e la combatterono con metodi tipici dei conflitti privi di ogni regola, come le guerre civili o le guerre asimmetriche. La prassi generalizzata della tortura permette però di capire i motivi della violenza partigiana dopo il 25 aprile. Evidentemente, nei giorni della „resa dei conti“, molti partigiani videro in ogni fascista un seviziatore o un complice dei seviziatori. La violenza divenne, come è facile comprendere, una vendetta svolta con gli stessi metodi della violenza subita. Sintomatico il fatto che le impiccagioni e le fucilazioni avvennero, in alcuni casi, nei luoghi e con le modalità delle esecuzioni fasciste. Tipico e famoso il caso dell'impiccagione della salma di Mussolini a Piazzale Loreto, a Milano, nello stesso luogo dove nell'agosto precedente erano stati esposti i corpi di dodici partigiani. Anche le violenze contro le donne, l'esposizione delle „ausiliarie“ e delle collaboratrici dei tedeschi, nude, oppure con i capelli tagliati fino alla radice, rispecchia un tipo di violenza e di umiliazione che era stato largamente praticato dai fascisti.

Entrambe le parti si accusarono di „aver cominciato“ la guerra civile e di aver voluto la violenza generalizzata. Quello che però emerge da questa indagine è che per i fascisti la tortura era una prassi normale, accettata e voluta dalle autorità. Si spiega così, forse, l'infelice frase del decreto di amnistia voluto dal ministro comunista Togliatti nel 1946, che diceva che soltanto i responsabili di sevizie „parti-

[76] Nel fondo grazie dell'Acs, sono custodite le sentenze contro Upi o militi degli Upi delle province di Savona, Reggio Emilia, Biella, Asti, La Spezia, Mantova, Novara, Piacenza, Modena, Cuneo, Vicenza, Asti, Milano, Monza, Forlì, Vercelli, Trieste, Bologna, Alessandria, Torino, Ancona, Varese, Venezia, Perugia, Pavia, Imperia, Genova.

colarmente efferate" erano esclusi dall'amnistia; escludere anche i responsabili, in numero talmente alto, di sevizie, per così dire, „normali", avrebbe praticamente vanificato l'amnistia stessa.

ZUSAMMENFASSUNG

Der Beitrag analysiert die sog. *Uffici politici investigativi* der faschistisch-republikanischen „Nationalgarde" unter deutscher Besatzung in Norditalien 1943–1945. Es handelte sich um ein polizeiliches Organ, das der Bekämpfung von Antifaschisten und Partisanen diente und das von zentraler Bedeutung war, damit sich die faschistische Kollaborationsrepublik in dem Bürgerkrieg der Besatzungsjahre behaupten konnte. Der Beitrag gibt einen Überblick über die Geschichte der UPI vor dem Umsturzjahr 1943, schildert die Stärke der Polizeikräfte, die Mussolinis „Sozialrepublik" zur Verfügung standen, um sich dann anhand von Beispielen auf die polizeilichen Aktivitäten der UPI zu konzentrieren, wobei die Vorgänge in ausgewählten Städten, wie Bologna und Reggio Emilia, im Vordergrund stehen.

VERHINDERTER ARCHIVALIENRAUB IN ITALIEN

Theodor Mayer und die Abteilung „Archivschutz“ bei der Militärverwaltung in Verona 1943–1945

von

JÜRGEN KLÖCKLER

1. Einleitung. – 2. Das Deutsche Historische Institut in Rom. – 3. Der Sicherheitsdienst und die Abteilung Kunstschutz der Militärverwaltung. – 4. Der Aufbau der Abteilung Archivschutz. – 5. Der deutsche Archivschutz in Italien. – 6. Theodor Mayer kündigt die Mitarbeit auf. – 7. Zusammenfassende Überlegungen. – 8. Der *Rapporto finale sugli archivi* oder das Nachspiel nach Kriegsende.

1. In einer anläßlich seines 75. Geburtstages veröffentlichten autobiographischen Notiz erinnerte sich der Mediävist Theodor Mayer[1]

[1] Theodor Mayer (1883–1972) 1893–1901 Besuch von Gymnasien in Linz und Innsbruck; 1901–05 Studium an den Universitäten Florenz und Wien; 1906 Promotion; 1906–23 Archivar bzw. Archivdirektor im österreichischen Archivdienst; 1914–18 Artillerieoffizier in der österreichischen Armee; 1923–30 Professor an der deutschen Universität in Prag; 1930–34 Professor in Gießen; 1934–38 Professor in Freiburg/Br.; 1937 Beitritt zur NSDAP; 1938–42 Prof. bzw. Rektor in Marburg; 1942 Präsident des „Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde (*Monumenta Germaniae Historica*)“ in Berlin und in Personalunion Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom; 1944 Übersiedlung mit den MGH nach Pommersfelden; 1945/46 Internierung im Lager Hammelburg; 1947 durch Spruchkammerbeschluß entnazifiziert als „Mitläufer“; 1951–68 Leiter des „Städtischen Instituts für Landschaftskunde des Bodenseegebietes“ bzw. (seit 1958) des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte. Eine umfassende, wissenschaftlich fundierte Biographie zu Theodor Mayer steht noch aus. Einführend: K. Bosl, Theodor Mayer, in: NDB, Bd. 16, S. 555f. Weiterführend zu seiner Rolle nach 1945 im

in den 1950er Jahren rückblickend an seinen Kriegseinsatz in Italien: *Wegen der großen Schwierigkeiten und Gefahren, die im Laufe des Krieges für die italienischen Archive entstanden, wurde von deutscher Seite ein Archivschutz eingerichtet und mir die Leitung übertragen. Eine sehr große Zahl von kirchlichen Archiven wurde nach dem Vatikan überführt, wofür mir Kardinal Giovanni Mercati schriftlich seinen Dank aussprach. Schließlich wurde der Reichsführer SS von irgend jemand veranlaßt, einen Befehl herauszugeben, daß die italienischen Archive nach Deutschland überführt werden sollten. Der Befehl wurde dann darauf beschränkt, daß die auf die deutsche Geschichte bezüglichen Stücke nach Deutschland gebracht werden sollten. Ich weigerte mich bei den mündlichen Besprechungen, diesen Befehl auszuführen und wiederholte meine Weigerung auch noch schriftlich; dadurch konnte ich die Durchführung dieser törichten Aktion verhindern.*[2]

Ist Theodor Mayer mit diesen wenigen, dürren Sätzen – wie viele Historiker seiner Generation – schlichtweg über die „schlimmen Jahre" und die eigene Verstrickung in die NS-Besatzungspolitik hinweggehuscht?[3] Zwar ist bekannt, daß Mayer aus innerer Überzeugung

---

Rahmen der Gründung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte: A. Chr. Nagel, Im Schatten des Dritten Reiches. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970, Formen der Erinnerung 24, Göttingen 2005, S. 156–187 sowie T. Endemann, Geschichte des Konstanzer Arbeitskreises. Entwicklung und Strukturen 1951–2001, Stuttgart 2001.

[2] T. Mayer, Ein Rückblick, in: Ders., Mittelalterliche Studien. Gesammelte Aufsätze, Lindau-Konstanz 1963, S. 477 f. Die in der Textpassage angesprochenen Dokumente sind im Anhang abgedruckt.

[3] P. Schöttler, Von der rheinischen Landesgeschichte zur nazistischen Volksgeschichte oder die „unüberhörbare Stimme des Blutes", in: W. Schulze/O. G. Oexle (Hg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt/Main ⁴2000, S. 91. Mayer selbst wollte die Geschichtswissenschaft als *politische Wissenschaft* verstanden wissen. So führte er etwa in der Aula der Marburger Universität am 30. Januar 1940 auf einer offiziellen Feier anläßlich der Reichsgründung aus: *Die Politik des großdeutschen Reiches, die Politik der Sicherung des deutschen Lebensraumes ist also die organische Fortsetzung der mittelalterlichen Kaiserpolitik, die vor 700 Jahren abgebrochen worden war*; T. Mayer, Deutschland und Europa, Marburger Universitätsreden 3, Marburg 1940, S. 6 bzw. S. 22.

dem Nationalsozialismus positiv gegenüberstand, er es jedoch auch während des Krieges ablehnte, die Grundsätze wissenschaftlichen Arbeitens zugunsten ideologischer Vorgaben preiszugeben.[4] Hat er als Wissenschaftler möglicherweise seine führende Rolle beim Archivschutz im besetzten Italien seit Herbst 1943 zu positiv dargestellt? Wie stand es um die Effizienz des deutschen Archivschutzes? Sind Sachverhalte in seinen autobiographischen Aufzeichnungen verdreht oder gar falsch rezipiert? Hat er tatsächlich einen von Heinrich Himmler befohlenen, weitreichenden Archivalienraub in Italien verhindert? Wer ist der Spiritus rector des Planes, der ominöse „irgend jemand"?

Ich muß demnächst vermutlich wieder nach Italien fahren, teilte Theodor Mayer ohne erkennbaren Überschwang seinem akademischen Ziehsohn Heinrich Büttner[5] im März 1944 mit.[6] Der vormalige Rektor der Universität Marburg und seit April 1942 Präsident des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde (*Monumenta Germaniae Historica*) hatte bereits mehrfach im Laufe des Jahres 1943 Rom besucht, da mit der Übernahme des Präsidentenamts in Berlin zugleich die Leitung des Deutschen Historischen Instituts verbunden war.[7] Die 1888 gegründete Einrichtung, die trotz versuchter

---

[4] Zu seiner Einstellung zu Staat, Partei und Wissenschaft vgl. A. Nagel, Zwischen Führertum und Selbstverwaltung. Theodor Mayer als Rektor der Marburger Universität 1939–1942, in: W. Speitkamp (Hg.), Staat, Gesellschaft, Wissenschaft. Beiträge zur modernen hessischen Geschichte, Veröffentlichung der Historischen Kommission für Hessen 55, Marburg 1994, S. 349f.

[5] Heinrich Büttner (1908–1970) 1927–31 Studium in Freiburg/Br. und Gießen; 1931 Promotion; 1935 Assistent von Theodor Mayer in Freiburg; 1936 Habilitation; 1938/39 Geschäftsführer der MGH; 1939–40 Archivar am Hessischen Staatsarchiv in Darmstadt; 1940–42 Mitarbeiter der Archivschutzkommission in Frankreich; 1942–45 Militärdienst; 1946–62 Prof. in Mainz; 1962–70 Prof. in Köln. Zur Biographie vgl.: J. Petersohn (Hg.), Der Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 1951–2001. Die Mitglieder und ihr Werk. Eine bio-bibliographische Dokumentation bearbeitet von J. Schwarz, Stuttgart 2001, S. 81–89.

[6] Schreiben von Mayer an Büttner vom 14. März 1944; Stadtarchiv Konstanz Nachlaß Theodor Mayer (zukünftig zitiert als StadtA KN NL Mayer) Korrespondenzen 27.

[7] Mit Erlaß vom 29. Mai 1935 wurde geregelt, daß *der jeweilige Präsident dieses Reichsinstituts stets zugleich Direktor des Preußischen Historischen Instituts in Rom ist. Dadurch wird die altbewährte Verbindung beider In-*

ideologischer Vereinnahmung als Träger einer „kulturpolitischen Mission" auch während des „Dritten Reiches" seriöse Forschungsarbeit geleistet hat,[8] befand sich nach dem italienischen Waffenstillstand vom 8. September 1943 in einer äußerst schwierigen Situation.

2. Viele deutsche Einrichtungen und Dienststellen hatten die Stadt nach dem Sturz Mussolinis verlassen. Es schien im Herbst 1943 nur noch eine Frage der Zeit, bis auch das Deutsche Historische Institut (DHI) geschlossen würde. Als Institutsdirektor beschäftigten Theodor Mayer, der sich wegen seiner dienstlichen Verpflichtungen als Präsident der MGH in Berlin nur sehr sporadisch in Italien aufhalten konnte, zwei drängende Probleme: Einerseits die dienstrechtliche Verantwortung für das in Rom verbliebene wissenschaftliche Personal und andererseits die Sorge um die Zukunft der wertvollen Bibliothek.[9] Sie hatte nach dem „Anschluß" die Bücher des Österreichischen Historischen Instituts, dessen kaum fertiggestelltes Gebäude am *Viale dei Martiri Fascisti* seit März 1939 als neues Domizil des DHI genutzt

---

stitute dauernd gewährleistet; Pol. Archiv AA Quirinal 1324a. Zur Geschichte der MGH vgl. H. Grundmann, Monumenta Germaniae Historica 1819–1969, München 1969 und H. Fuhrmann, „Sind eben alles Menschen gewesen". Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert dargestellt am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica und ihrer Mitarbeiter unter Mitarbeit von M. Wesche, München 1996.

[8] Vgl. zur Rolle des Instituts und dessen 2. Sekretär Friedrich Bock in den Jahren nach 1933: A. Hoffend, Zwischen Kultur-Achse und Kulturkampf. Die Beziehungen zwischen ‚Drittem Reich' und faschistischem Italien in den Bereichen Medien, Kunst, Wissenschaft und Rassenfragen, Italien in Geschichte und Gegenwart 10, Frankfurt/Main 1998, S. 270–274.

[9] An seinen professoralen Kollegen Fritz Rörig in Berlin schrieb Mayer am 1. Oktober 1943: *Augenblicklich habe ich Sorge, wie es mit unserem Institut in Rom werden wird. Wir müssen doch damit rechnen, daß die Hauptwiderstandslinie erst nördlich von Rom aufgebaut wird. Somit können die Amerikaner in aller Bequemlichkeit unser Institut besetzen und sich herausholen, was ihnen passt. Sie haben ja einige deutsche Historiker drüben, die Bescheid wissen. Am liebsten brächte ich möglichst [viel] noch weg, das wird aber jetzt gewiß nicht möglich sein. Schade, die Bibliothek hat 45 000 Bände, die kommt nie mehr zusammen, wenn sie einmal zerstört ist. Überhaupt kann man heute noch gar nicht sagen, was aus dem Institut einmal werden soll*; StadtA KN NL Mayer Korrespondenzen 13.

wurde, in sich aufgenommen. Im Falle der Besetzung der Stadt durch die Alliierten könne die Institutsbibliothek dem Vatikan anvertraut werden – so erste Überlegungen, die auf freundliches Entgegenkommen stießen.[10] Doch der „Führer" ließ über das Auswärtige Amt am 27. November 1943 die Überführung aller wissenschaftlichen Bibliotheken der deutschen Institute von Italien „ins Reich" anordnen.[11] Darunter befanden sich aus Rom die Buchbestände des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kunstwissenschaft (vormals Bibliotheca Hertziana), des Archäologischen Instituts, des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kulturwissenschaften und des Deutschen Historischen Instituts.[12]

Im Dezember 1943 wurde am DHI in Abwesenheit von Mayer mit dem Verpacken der Bücher in Kisten begonnen. Unter dem wachsamen Auge von Leopold Bruhns,[13] dem Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kunstgeschichte, gelang der Abtransport der Kisten auf Eisenbahnwaggons.[14] Wegen Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs wurden von Ende Januar an schließlich Lkws der Wehrmacht eingesetzt. Ziel der Institutsbibliothek war ein Salzbergwerk bei Bad Aussee in der Steiermark, das allerdings nicht für die Aufnahme der Bü-

---

[10] Zur Geschichte des DHI in Rom vgl. R. Elze, Hundert Jahre Deutsches Historisches Institut in Rom, in: Deutsches Historisches Institut Rom 1888–1988, Roma 1988, S. 13–49, hier S. 31.

[11] Vgl. das Telegramm von Außenminister von Ribbentrop an Botschafter Rahn vom 27. November 1943; ADAP, Serie E, Bd. VII, Dok. 102, S. 201. In Auszügen veröffentlicht in: Die Okkupationspolitik des deutschen Faschismus in Jugoslawien, Griechenland, Albanien, Italien und Ungarn (1941–1945). Dokumentenauswahl und Einleitung von M. Seckendorf, Europa unterm Hakenkreuz 6, Berlin 1992, S. 182f.

[12] Zum Schicksal der Bibliothek des DHI vgl. ausführlich: H. Goldbrunner, Von der Casa Tarpea zur Via Aurelia Antica. Zur Geschichte der Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, in: R. Elze/A. Esch (Hg.), Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 70, Tübingen 1990, S. 33–86, besonders S. 62–71.

[13] Leopold Bruhns (1884–1957) 1924–27 Prof. der Kunstgeschichte in Rostock, 1927–34 in Leipzig; 1934–53 Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kunstgeschichte (Bibliotheca Hertziana) in Rom. Vgl. DBE, Bd. 2, S. 164.

[14] Vgl. dazu den „Bericht über den Abtransport der deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken aus Rom nach Deutschland im Dezember 1943" von Leopold Bruhns vom 11. März 1944; Archiv der MGH B 704/I.

cherkisten vorbereitet war. Also wurde das Material in einem nahegelegenen Salzmagazin provisorisch eingelagert, wo die insgesamt 539 Bücherkisten ab Ostern 1944 Wasserschaden zu nehmen drohten.[15] Unter großen Schwierigkeiten und ohne Rücksprache mit dem zuständigen Ministerium veranlaßte Theodor Mayer, der als gebürtiger Österreicher über persönliche Kontakte zur Reichsbahninspektion Linz verfügte, eigenmächtig im Frühsommer 1944 die erneute Verlagerung der Institutsbibliothek nach Pommersfelden bei Bamberg in einen Gutshof, der zum gräflich Schönborn'schen Schloß Weißenstein gehörte. Dort in der Orangerie befanden sich bereits nach erfolgreicher Evakuierung aus dem luftkrieggefährdeten Berlin sowohl die Bibliothek der *Monumenta* als auch die Mitarbeiter der Quellenedition.[16] Die Bücher aus Rom konnten mangels Regalen nicht mehr aufgestellt werden. Die Bibliothek blieb in Kisten verpackt liegen und überlebte ohne Verluste das Kriegsende in der bayerischen Provinz.

Ohne wissenschaftliche Literatur waren seit Ende 1943 die Arbeiten und Forschungen am Deutschen Historischen Institut in Rom zwangsläufig zum Erliegen gekommen. Schon in den Monaten zuvor hatten sich die Wissenschaftler Gedanken über die Zukunft des Instituts und ihr eigenes Schicksal gemacht. Bereits seit der alliierten Landung auf Sizilien war der Schutz italienischer Archive als möglicher Aufgabenbereich des DHI mehrfach Gegenstand interner Besprechun-

---

[15] Schreiben von Mayer an Langsdorff vom 21. Juni 1944; StadtA KN NL Mayer Varia 24.

[16] Theodor Mayer teilte dem Reichsgeschäftsführer des Ahnenerbes, SS-Standartenführer Sievers, am 11. Oktober mit, daß die Bibliothek im Januar nach Pommersfelden verbracht worden sei: *Fräulein Neumann [...] hat [...] mit 3 anderen Damen im Laufe von 5 Wochen die durch den Transport völlig durcheinander gebrachte Bibliothek in den gänzlich ungeheizten Räumen des an und für sich sehr kalten Schlosses Pommersfelden geordnet und aufgestellt*; StadtA KN NL Mayer Varia 24. Als mögliches Ausweichquartier war auch die ehemals fürstlich-fürstenbergische Residenzstadt Donaueschingen im Gespräch gewesen. Doch die Pläne zerschlugen sich. *Mir wäre ja D-Eschingen viel lieber*, schrieb Mayer an den Freiburger Hauptlehrer Joseph L. Wohleb, *Pommersfelden liegt ganz in der Einöde*. Doch die besseren Verkehrsverbindungen nach Berlin sowie die günstigeren Wohnverhältnisse sprachen für Pommersfelden; Mayer an Wohleb vom 22. Oktober 1943; StadtA KN NL Mayer Korrespondenzen 14.

gen gewesen.[17] In seiner Funktion als Dienstvorgesetzter galt Theodor Mayers Sorge dem in Rom verbliebenen wissenschaftlichen Personal, das nur bis zur einstweiligen Schließung des Instituts über eine Befreiung vom Militärdienst verfügte.[18] Lediglich Wolfgang Hagemann[19] war seit Februar 1941 als Dolmetscher zur Wehrmacht eingezogen. Was aber sollte aus den jungen Historikern Friedrich Bock, Gottfried Lang, Gottfried Opitz und Fritz Weigle werden? Zweifellos beunruhigte deren mögliche, wohl sogar unabwendbare Einberufung zur Wehrmacht niemanden weniger als Mayer selbst, der zum damaligen Zeitpunkt den erst anderthalb Jahre zurückliegenden Soldatentod seines einzigen Sohnes nicht überwunden hatte. Der habilitierte Rechtshistoriker[20] und hochbefähigte Nachwuchswissenschaftler Theodor Mayer-Edenhauser junior war als Oberleutnant der Gebirgsartillerie am 29. Mai 1942 bei Charkow seinen schweren Verletzungen erlegen.[21] Das „Ausbluten" des sorgsam herangezogenen wissenschaftli-

[17] Undatierte Stellungnahme Mayers, die am 3. Februar 1947 an Hagemann nach Verona geschickt worden ist; StadtA KN NL Mayer Varia 25.

[18] Vgl. dazu R. Elze, Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988, in: Ders./Esch (wie Anm. 12) S. 1–31, hier S. 19.

[19] Wolfgang Hagemann (1911–1978) 1936 Abschluß eines geisteswissenschaftlichen Studiums mit einer Promotion bei Albert Brackmann in Berlin zum Thema „Die Entstehung der Scaligersignorie in Verona"; 1936–40 wissenschaftlicher Mitarbeiter am DHI in Rom; 1941–45 im Rang eines Sonderführers K (d. h. Hauptmann) Dolmetscher bzw. Mitarbeiter der Abteilung Kunstschutz der Militärverwaltung in Verona; 1945 nach Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft Unterschlupf in Verona bei dem Archivar Turrini; 1947/48 Betreuung der Bibliothek des DHI, die zwischenzeitlich in der Biblioteca Apostolica Vaticana Aufnahme gefunden hatte; 1953–76 stellvertretender Direktor des DHI in Rom. Vgl. auch den Nachruf von H. Diener in: QFIAB 58 (1978) S. XXIV–XXIX (mit Bibliographie). Zu Hagemanns Kriegseinsatz in Italien vgl. weiter: P. Herde, Wolfgang Hagemann als Zeitzeuge und Zeuge im Kesselring-Prozeß (25. April 1947), in: Italia et Germania. Liber Amicorum Arnold Esch, hg. von H. Keller, W. Paravicini und W. Schieder, Tübingen 2001, S. 51–112.

[20] Die Habilitation erfolgte im März 1941 an der Universität Prag, an der schon sein Vater eine Professur innegehabt hatte: T. Mayer-Edenhauser, Untersuchungen über Anerbenrecht und Güterschluß in Kurhessen, Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte 17, Prag 1942.

[21] Den Verlust seines Sohnes hat Theodor Mayer in beruflich schwieriger Zeit getroffen, da sein Wechsel vom Marburger Rektorat nach Berlin zur MGH

chen Nachwuchses schien dem damals sechzigjährigen Theodor Mayer senior ein unerträglicher Gedanke.[22] Ein zusätzlicher, spürbarer Niveauverlust nicht nur der Mediävisten aufgrund einer sich zunehmend nach dem politischen und weltanschaulichen Leumund orientierenden Rekrutierung des Nachwuchses machte den Gedanken für Mayer nur noch unerträglicher. Empfahlen nicht solide Sprach-, Geschichts- und Landeskenntnisse seine hochqualifizierten und ausgewiesenen Mitarbeiter in Rom für weniger gefahrvolle Einsätze weit hinter der Front?

3. Wie kaum anders zu erwarten, haben sich im besetzten Italien rasch die charakteristisch polykratischen Strukturen der NS-Herrschaft herausgebildet.[23] Ab August 1943 war die Einrichtung der Stelle eines Höheren (später Höchsten) SS- und Polizeiführers (HSSPF) geplant, die mit dem Adjutanten Himmlers, dem SS-Obergruppenführer Karl Wolff,[24] besetzt werden sollte. Als Vertreter des Reichssicher-

keineswegs freiwillig erfolgt war. An den Freiburger Rechtshistoriker Franz Beyerle schrieb er am 11. Juni 1942 über seine zerstörten Hoffnungen: *Das alles ist aus, unser einziger Sohn, ich darf wohl auch sagen, unser Stolz, mein Freund und Schüler, dem ich einmal meine Arbeiten und Pläne weitergeben wollte, ist dahingegangen. Ich darf niemand einen Vorwurf machen, er selbst wollte an der Front sein*; StadtA Konstanz NL Mayer Korrespondenzen 13. Beyerle schrieb einen einfühlsamen Nachruf: Ders., Theodor Mayer-Edenhauser † in: ZRG germ. Abt. 63 (1943) S. 523–527.

[22] In einer Aufzeichnung vom 20. Juli 1947 bemerkte Mayer dazu: *Ich habe die ungeheueren Verluste gesehen, die die deutsche Wissenschaft im ersten Weltkrieg erlitten hat, ich habe festgestellt, wie schwer es war, einen tüchtigen akademischen Nachwuchs zu erziehen und habe mich daher immer und auch mit Erfolg bemüht, tüchtige junge Leute zu fördern*; StadtA KN NL Mayer Varia 25.

[23] Zu den Strukturen der deutschen Besatzungsverwaltung vgl. E. Collotti, L'Amministrazione tedesca dell'Italia occupata. Studio e documenti, Milano 1963.

[24] Karl Wolff (1900–1984) 1918 Kriegsteilnahme; 1919 Beitritt zum Freikorps Hessen; Kaufmann; 1931 Beitritt zur NSDAP und SS; 1933 Karriere als persönlicher Adjutant Himmlers; 1939 SS-Gruppenführer und Verbindungsoffizier zum Führerhauptquartier; 1942 General der Waffen-SS; 1943 Höherer SS- und Polizeiführer in Italien; seit Juli 1944 in Personalunion zugleich Bevollmächtigter General der deutschen Wehrmacht bei der italienischen faschistischen Regierung; 1945 Kontaktaufnahme zu den Alliierten zwecks vorzeitiger Kapi-

heitshauptamtes (RSHA) wurde Wilhelm Harster[25] von den Niederlanden nach Italien gesandt, der als Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD (BdS) faktisch eine weitgehende Unabhängigkeit von Wolff besaß.[26] Die zentrale Dienststelle des BdS in Verona wies bei Kriegsende einen Personalbestand von 248 Personen auf, der sich aus drei Quellen rekrutierte: aus den Einsatzkommandos, dem deutschen Polizeiapparat sowie aus direkt angeworbenen Italienexperten. Nach dem Muster des RSHA organisiert, war sie in einen polizeilichen und einen nachrichtendienstlichen Zweig geteilt. Von den sechs Abteilungen ist für die vorliegende Fragestellung Abteilung III (Nachrichtendienst – Inland – Lebensgebiete) unter SS-Sturmbannführer Ernst Turowski[27]

---

tulation; 1946 lediglich Zeuge bei den Nürnberger Prozessen; 1949 nach Spruchkammerverfahren vier Jahre Haft; 1964 Verurteilung zu 15 Jahren Haft wegen Beihilfe zum Mord an mindestens 300000 Juden; 1971 wegen Haftunfähigkeit entlassen. Vgl. W. Benz/H. Graml/H. Weiß (Hg.), Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München [4]2001, S. 894.

[25] Wilhelm Harster (1904–1977) juristisches Studium mit Promotion in München; 1929 Regierungsassessor beim Polizeipräsidium in Stuttgart; 1933 Beitritt zur NSDAP und zur SS, zugleich stellvertretender Leiter der Staatspolizeistelle Stuttgart, dann Berlin; 1938 im Rang eines SS-Obersturmführers Aufbau der Stapo-Stelle in Innsbruck; 1939 Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD (BdS) in Krakau; 1940–43 BdS in den Niederlanden; 1943–45 BdS in Italien; 1949 in den Niederlanden verurteilt; 1953–63 Verwaltungstätigkeit in Bayern; 1963 Pensionierung; 1967 Verurteilung zu 15 Jahren Haft wegen der Deportation der holländischen Juden. Vgl. weiter G. Meershoek, Machtentfaltung und Scheitern. Sicherheitspolizei und SD in den Niederlanden, in: G. Paul/K.-M. Mallmann (Hg.): Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. „Heimatfront" und besetztes Europa, Darmstadt 2000, S. 383–402, besonders S. 385f.

[26] Zu den Strukturen des sicherheitspolizeilichen Apparats vgl. C. Gentile/L. Klinkhammer, Gegen die Verbündeten von einst. Die Gestapo in Italien, in: Paul/Mallmann (wie Anm. 25) S. 521–540 (besonders S. 522–527).

[27] Ernst Turowski (1906–1986) nach 1933 Eintritt in die SS; 1937 Promotion zur Entwicklung Polnisch-Preußens und dessen staatsrechtliche Stellung zu Polen im 15./16. Jh.; seit September 1937 hauptamtlicher Mitarbeiter im Sicherheitsdienst-Hauptamt (Referat II/211 Wissenschaft); 1939–41 als Angehöriger des neugebildeten RSHA Zuteilung zu einer Einsatzgruppe der Sicherheitspolizei und des SD; 1942/43 Leiter des Referats III C 1 (Wissenschaft) im RSHA; seit September 1943 Leiter der Abteilung III des BdS in Verona; nach 1945 Geschäftsstellenleiter einer Bausparkasse in Hannover. Vgl. M. Wildt, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2003, S. 385, S. 390, S. 776.

von Interesse. Obwohl sie für die Beschaffung von Informationen über die Stimmung der Bevölkerung und für die Erstellung von Ereignis-, Wochen- und Monatsberichten verantwortlich war, hat sie bisher in der historischen Forschung nur wenig Beachtung gefunden. Als Hilfsreferenten den SS-Offizieren zugeordnet, waren die Mitarbeiter der Abteilung III in der Regel exzellente Kenner Italiens, oftmals mit langjähriger Lebens- und Berufserfahrung auf der Apenninenhalbinsel. Hier war der erste Historiker des DHI untergekommen: Fritz Weigle[28] bearbeitete seit seiner Beurlaubung vom 1. November 1943 als Hilfsreferent im Rang eines Sonderführers Z[29] für Turowski das Gebiet Wissenschaft. Wie war diese Abteilung im speziellen und der BdS im allgemeinen in die polykratischen Strukturen der deutschen Besatzung eingebunden?

Sofort nach dem Waffenstillstand vom 8. September 1943 wurden von deutscher Seite mit der Rundfunk-Proklamation einer „Faschistischen Nationalregierung" Fakten geschaffen, die nach der „Befreiung" von Mussolini durch deutsche Fallschirmjäger auf dem Gran

---

[28] Fritz Weigle (1899–1966) 1918 Kriegsteilnehmer; Volksschullehrer; 1934 Ausscheiden aus dem Staatsdienst und Promotion bei Ernst Perels in Berlin mit einer Arbeit über die Briefe des Bischofs Rather von Verona; 1934–38 Mitarbeiter der MGH unter Paul Kehr; 1939–43 Mitarbeiter am DHI in Rom; seit Herbst 1943 im Rang eines Sonderführers Z Hilfsreferent bei der Abteilung III beim BdS in Verona; Juni 1945 Übersiedlung nach Pommersfelden zur MGH; Referent beim Regierungspräsidenten in Ansbach; Frühjahr 1947 Verurteilung zu einem Jahr Haft mit Bewährung wegen Verschweigens seiner Tätigkeit beim BdS auf dem Entnazifizierungs-Fragebogen; umgehende Entlassung; 1947–66 erneut Mitarbeiter der MGH zuerst in Pommersfelden, dann in München; 1956 Korrespondierendes Mitglied der Deputazione di Storia Patria per l'Umbria. Vgl. die Nachrufe von G. Tellenbach, QFIAB 47 (1967) S. 641f., von W. Hagemann, Boll. della Deputazione di storia patria per l'Umbria 67 (1970) S. 195–200 und von H. Grundmann, DA 22 (1966) S. 693 sowie die Personalakte von Weigle im Archiv der MGH B 740.

[29] Für bestimmte Arbeitsgebiete, die besondere Fachkenntnisse erforderten, wurden während des Krieges Personen ohne oder mit nur rudimentärer militärischer Ausbildung aufgrund ihrer zivilen Fachkenntnisse und leitender Stellung als Sonderführer im Offiziersrang eingesetzt. Z bedeutete konkret Zugführer, d. h. Rang eines Leutnants. Vgl. R. Absolon, Wehrgesetz und Wehrdienst 1935–1945. Das Personalwesen in der Wehrmacht, Boppard 1960, S. 183f.

Sasso und der Bildung der *Repubblica Sociale Italiana* mit Regierungssitz in Salò am Gardasee staatspolitische Bedeutung gewannen.[30] Zuvor hatte Adolf Hitler mit geheimem „Führerbefehl" am 10. September 1943 die Bestellung eines „Bevollmächtigten des Großdeutschen Reichs bei der Italienischen Faschistischen Nationalregierung" in der Person des Gesandten Rudolf Rahn[31] angeordnet, der *seine Weisungen durch den Reichsminister des Auswärtigen*[32] erhalten werde.[33] Als „Reichsbevollmächtigter" gelang es Rahn, die übrigen, umgehend nach Italien entsandten deutschen Organe zur Koordi-

---

[30] Zu den Ereignissen vgl. J. Petersen, Sommer 1943, in: H. Woller (Hg.), Italien und die Großmächte 1943–1949, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 57, München 1988, S. 23–48; C. Gentile/L. Klinkhammer/S. Prauser, I nazisti. I rapporti tra Italia e Germania nelle fotografie dell'Istituto Luce, Roma 2003, besonders S. 195–203 sowie R. De Felice, Mussolinis Motive für seine Rückkehr in die Politik und die Übernahme der Führung der RSI (September 1943), in: R. Lill (Hg.), Deutschland – Italien. Aspekte einer Entzweiung, Reihe der Villa Vigoni 3, Tübingen 1992, S. 38–50.

[31] Rudolf Rahn (1900–1975) 1923 Promotion in Heidelberg zum Dr. phil; 1928 Eintritt in das Auswärtige Amt; 1931–34 Legationssekretär in Ankara, dann 1938/39 in Lissabon; 1940 Legationsrat unter Botschafter Abetz in Paris; 1941 Vortragender Legationsrat und politischer Beauftragter in Syrien; 1941–43 in gleicher Eigenschaft beim Befehlshaber der deutschen Truppen in Tunis; seit August 1943 deutscher Geschäftsträger in Rom; seit November „Reichsbevollmächtigter" mit Sitz in Fasano; nach 1945 in der Wirtschaft tätig. Vgl. AAPD, Ergänzungsband zu den Serien A–E, Göttingen 1995, S. 488 (mit Portrait) sowie seine allerdings historiographisch nicht unproblematischen Lebenserinnerungen: R. Rahn, Ruheloses Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen, Düsseldorf 1949.

[32] Für den Wortlaut der nicht veröffentlichten „Anordnung des Führers über die Bestellung eines Bevollmächtigten des Großdeutschen Reiches in Italien und die Gliederung des besetzten italienischen Gebietes" vgl. ADAP, Serie E, Band VI, Dok. 311 (Anlage 1), S. 533f.

[33] Zur Errichtung der deutschen Herrschaftsstrukturen vgl. ausführlich: L. Klinkhammer, Zwischen Bündnis und Besatzung. Das nationalsozialistische Deutschland und die Republik von Salò 1943–1945, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 75, Tübingen 1993, S 69–95 sowie M. Wedekind, Nationalsozialistische Besatzungs- und Annexionspolitik in Norditalien 1943 bis 1945. Die Operationszonen „Alpenvorland" und „Adriatisches Küstenland", Militärgeschichtliche Studien 38, München 2003, insbesondere S. 77.

nierung zu zwingen.[34] Neben dem Auswärtigen Amt vermochten es nämlich in einer ersten Phase auch das Oberkommando der Wehrmacht (OKW) in Gestalt eines Militärbefehlshabers und Himmler in Person des oben genannten Wolff, eigene Vertreter in das besetzte Italien zu entsenden. Das Machtgespann von Auswärtigem Amt, OKW und SS-Komplex war komplett.[35]

Für den Archivschutz ist im folgenden der Aufbau der Dienststelle des Militärbefehlshabers von Bedeutung. In den nicht als Operationszone deklarierten Gebieten Italiens wurde der vormalige „Deutsche General im Hauptquartier der italienischen Wehrmacht" in Rom, Rudolf Toussaint,[36] kurzerhand ab 26. Oktober 1943 zum Militärbefehlshaber ernannt. Mit Sitz in Verona unterstand Toussaint die von einem Verwaltungschef geleitete und in diverse Abteilungen gegliederte Militärverwaltung.

Mit dem Aufbau einer Abteilung für den Kunstschutz innerhalb der Militärverwaltung in Italien hatte ab Oktober 1943 – also fast zeitgleich – Militärverwaltungsrat Bernhard von Tieschowitz[37] begon-

---

[34] Botschafter Rahn äußerte die Ansicht, daß *er den Bevollmächtigten General der Deutschen Wehrmacht in Italien nicht für erforderlich hält, daß er vielmehr dessen Verwaltung in verkleinertem Umfang an sich nehmen möchte [...] Die enge Verbindung zum Höchsten SS- und Polizeiführer und dessen Exekutive würden ihm vollständig genügen*; Bericht des Sonderbeauftragten für Überprüfung des zweckmäßigen Kriegseinsatzes, von Unruh, an Reichsleiter Bormann vom 15. Februar 1944; ADAP, Serie E, Bd. VII, Dok. 218, S. 416–429, hier S. 417.

[35] Bald schon gelang es auch anderen Akteuren, etwa dem Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion, Albert Speer, sich in Italien Kompetenzen zu verschaffen. Vgl. den „Führerbefehl" vom 13. September 1943, in: „Führer-Erlasse" 1939–1945. [...] Zusammengestellt und eingeleitet von M. Moll, Stuttgart 1997, Dok. 269, S. 359.

[36] Rudolf Toussaint (1891–1968) seit 1911 Offizier beim 18. Bayerischen Infanterie-Regiment; 1914–18 Kriegsteilnahme; 1939–41 Militärattaché in Belgrad; 1941–43 z.b.V. im OKH; September 1943 Beförderung zum General der Infanterie; zugleich Deutscher General im Hauptquartier der italienischen Wehrmacht in Rom; seit Oktober 1943 Militärbefehlshaber in Italien (die Bezeichnung wurde auf Wunsch Mussolinis nach wenigen Tagen geändert in: „Bevollmächtigter General der Deutschen Wehrmacht bei der Italienischen Faschistischen Regierung"); Ende Juli 1944 Wehrmachtsbevollmächtigter im „Protektorat Böhmen und Mähren"; 1945 Stadtkommandant von Prag; Verhaftung; 1948 von einem tschechoslowakischen Gericht zu lebenslanger Haft

nen, der in gleicher Funktion bereits in Frankreich entsprechende Erfahrungen gesammelt hatte.[38] Der organisatorische Aufbau des Kunstschutzes in Frankreich diente als Vorbild für Italien. Die Abteilung sollte ganz bewußt nicht an den BdS, sondern an den Stab der Militärverwaltung beim Bevollmächtigten General angegliedert sein, mit dem Ziel, die italienischen Kunstwerke möglichst vor Kriegseinwirkungen zu schützen. Aufgaben und Aufbau der Abteilung Kunstschutz besprach von Tieschowitz Ende Oktober 1943 im Generalquartiermeisteramt in Berlin, im Dezember schließlich mit General Toussaint und Botschafter Rahn in Fasano. Damit war sein Auftrag erfüllt. Als Leiter der Kunstschutzabteilung in Rom wurde Militärverwaltungsrat Gerhard Evers[39] ausersehen, seines Zeichens außerplanmäßiger Profes-

verurteilt; 1961 entlassen. Zu seiner Rolle in Italien vgl. Klinkhammer (wie Anm. 33) passim.

[37] Bernhard von Tieschowitz (1902–1963) Baron; Studium der Kunstgeschichte mit Promotion in mittelalterlicher Kunstgeschichte bei Richard Hamann; 1932–34 Abteilungsleiter des Preußischen Forschungsinstituts für Kunstgeschichte in Marburg („Lektorat für wissenschaftliche Photographie"); Sekretär an der Schriftleitung des Reallexikons für Deutsche Kunstgeschichte; seit Sommer 1942 Leiter des Kunstschutzes in Frankreich; ab Ende Oktober 1943 Aufbau des Kunstschutzes in Italien; 1944 wieder in Frankreich, wo T. den Abtransport des Teppichs von Bayeux nach Deutschland verhinderte. Vgl. Catalogus professorum academiae Marburgensis. Die akademischen Lehrer der Philipps-Universität Marburg, zweiter Band: 1911–1971. Bearbeitet von I. Auerbach, Marburg 1979, S. 744 und J. Tralles, Die Fotokampagnen des Preußischen Forschungsinstituts für Kunstgeschichte in Marburg während des Zweiten Weltkrieges, in: N. Doll/C. Fuhrmeister/M. H. Sprenger (Hg.), Kunstgeschichte im Nationalsozialismus. Beiträge zu einer Wissenschaft zwischen 1930 und 1950, Weimar 2005, S. 268ff.

[38] Vgl. dazu ausführlich: L. Klinkhammer, Die Abteilung „Kunstschutz" der deutschen Militärverwaltung in Italien 1943–1945, QFIAB 72 (1992) S. 483–549. Außerdem liegt zu dieser Fragestellung vor: E. Kubin, Raub oder Schutz? Der deutsche militärische Kunstschutz in Italien, Graz 1994. Wenig ergiebig: C. Friemuth, Die geraubte Kunst. Der dramatische Wettlauf um die Rettung der Kulturschätze nach dem Zweiten Weltkrieg. Entführung, Bergung und Restitution europäischen Kulturgutes 1939–1948, Braunschweig 1989, besonders S. 31–36.

[39] Gerhard Evers (1900–1990) kunstgeschichtliches Studium mit Promotion; 1932 Habilitation; 1933 Privatdozent in München; 1937 Scheidung von seiner jüdischen Ehefrau; 1939 Eintritt in die SA und den NS-Dozentenbund; 1940 Abkommandierung zum Kunstschutz des OKH nach Paris; 1942 Ernennung

sor für Kunstgeschichte, der zuvor schon mit Angelegenheiten des Kunstschutzes im besetzten Frankreich befaßt gewesen war. Evers und von Tieschowitz kannten sich aus gemeinsamen Pariser Tagen.

Doch Evers Amtszeit war von nur kurzer Dauer, er sollte bereits im Februar 1944 von Rom aus in die Außenstelle Mailand versetzt werden, da SS-Standartenführer Alexander Langsdorff[40] in die Leitungsfunktion eintrat. Protegiert von Himmler und ohne Beteiligung des Oberkommandos des Heeres war der Berliner Professor für Vor- und Frühgeschichte zum Leiter der Chef-Abteilung der Militärverwaltung und Kunstschutzverantwortlichen aufgestiegen. Der von ihm geleitete Kunstschutz firmierte seit der Einbindung von Theodor Mayer und den Historikern des DHI ab Anfang April 1944 unter der Bezeichnung „Abteilung Kunst-, Archiv- und Bibliotheksschutz beim Chef der Militärverwaltung" und residierte zuerst in Florenz, dann in Ve-

---

zum apl. Prof. für Kunstgeschichte; Nachfolger von Tieschowitz; ab 22. November 1943 Leiter der Außenstelle Rom des Kunstschutzes in Italien; Mai bis Juli 1944 Tätigkeit beim Kunstschutz in Verona, August 1944 bis April 1945 in Mailand; amerikanische Kriegsgefangenschaft; 1947 Entnazifizierung („Enlasteter"); 1948 apl. Professur an der Universität München; 1950–68 Professor für Kunstgeschichte an der TH Darmstadt. Vgl. zu seinen Jahren in Italien: C. Fuhrmeister, Optionen, Kompromisse und Karrieren. Überlegungen zu den Münchener Privatdozenten Hans Gerhard Evers, Harald Keller und Oskar Schürer, in: Kunstgeschichte (wie Anm. 37) S. 219–242.

[40] Alexander Langsdorff (1898–1946) Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkriegs; 1920 veröffentlichte L. unter dem Pseudonym Sandro das Buch „Fluchtnächte in Frankreich"; 1927 Promotion bei dem Archäologen Paul Jacobsthal in Marburg; wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an Museen in Kassel und Berlin (Museum für Vor- und Frühgeschichte); Prof. für Archäologie und Leiter des Außenamtes der Staatlichen Museen in Berlin; 1934 Eintritt in die SS; 1935–40 Ministerialrat im Reichsinnenministerium, schließlich persönlicher Referent von Minister Frick; Grabungsreferent des Reichsführers-SS Heinrich Himmler; seit Februar 1944 als SS-Standartenführer Leiter der Chef-Abteilung der Militärverwaltung und seit April 1944 Leiter der „Abteilung Kunst-, Archiv- und Bibliotheksschutz beim Chef der Militärverwaltung" in Verona; unmittelbar nach Kriegsende in einem Lazarett in Schleswig-Holstein verstorben. Vgl. R. Bollmus, Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, Studien zur Zeitgeschichte, Stuttgart 1970, S. 168ff. sowie M. H. Kater, Das „Ahnenerbe" der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches, Studien zur Zeitgeschichte 6, München ^{2}1997, S. 20–24.

rona und schließlich ab der zweiten Jahreshälfte 1944 in Bergamo.[41] Langsdorff spielte eine wichtige Rolle beim Aufbau des Archivschutzes, dessen oberste, von Theodor Mayer ausgegebene Maxime lautete: Die letzte Entscheidung bei allen Maßnahmen zum Schutz der Archive, besonders im Falle von Verlagerungen, liegt bei den italienischen Behörden.[42]

4. Nicht nur die immensen Kunstschätze Italiens faszinierten die deutsche Militärverwaltung. Auch die reichhaltigen Archivbestände weckten schon kurz nach der Besetzung des Landes Interesse im Reichssicherheitshauptamt und in der Generaldirektion der preußischen Staatsarchive. Die italienischen Archive sollten unter vollständige deutsche Verfügungsgewalt gelangen. Die aufgrund der Kriegslage als unbeschränkt empfundenen Zugriffsmöglichkeiten auf die Archivalien könnten doch dazu genutzt werden, kurzfristig – so das Kalkül mancher Beteiligter in Berlin – ganze Bestände oder zumindest einzelne besonders wichtige Dokumente mit Bezug zur Reichsgeschichte den italienischen Archiven zu entreißen und zum endgültigen Verbleib nördlich der Alpen zu transportieren.

Die Initiative für einen großangelegten Archivalienraub in Italien ging von der Dienststelle des BdS in Verona aus. Erst nachfolgend sollte das RSHA in Berlin tätig werden und die Angelegenheit dem Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei vorlegen. Mit Entscheidung vom 22. Februar 1944 verfügte Heinrich Himmler, *die praktische Durchführung der Sicherungsaktion dem Deutschen Historischen Institut in Rom, die organisatorische Leitung dem BdS in Italien [zu] übertragen. [...] In Anbetracht der Bedeutung der Massnahmen werden die Kosten übernommen und zwar durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft.*[43] In die Vorbereitung der Anweisung

[41] W. Hagemann: Resoconto sulla organizzazione e attività degli uffici militari germanici incaricati della protezione del patrimonio storico e artistico in Italia durante la guerra (9. April 1946); abgedruckt in: E. Gencarelli, Gli archivi italiani durante la seconda guerra mondiale, Quaderni della rassegna degli archivi di stato 5, Roma 1979, S. 135.

[42] Ebd., S. 132.

[43] Schreiben von SS-Standartenführer Sievers, dem Leiter des Geschäftsführenden Beirats des Reichsforschungsrates, an SS-Standartenführer Spengler vom

Himmlers eng involviert war Abteilung III unter SS-Sturmbannführer Turowski und dessen Hilfsreferent Sonderführer Fritz Weigle. Gewichtige Indizien sprechen dafür, daß die von Himmler angeordneten Archivbergungen auf eine höchstwahrscheinlich von Weigle konzipierte, von Turowski unterschriebene und wohl nicht erhaltene Archivschutz-Vorlage der Abteilung III des BdS in Verona zurückging.[44] Das RSHA schaltete in einem weiteren Schritt das Auswärtige Amt ein. Die Wilhelmstraße wiederum stimmte dem Vorschlag unter der Bedingung zu, daß Theodor Mayer die Leitung der Aktion übernähme.[45] Mayer selbst informierte schriftlich seine vorgesetzte Dienstbe-

---

RSHA Abteilung III C vom 9. Juni 1944; gezeichnete Abschrift in StadtA KN NL Mayer Varia 24.

[44] Über die Initiative schrieb Mayer rückblickend am 4. Februar 1948 an den Hochschulreferenten beim Münchner Staatsministerium für Unterricht und Kultus, Hans Rheinfelder: *Weiters hatte ich mit dem SD zu tun, denn von ihm war die Anregung zur Archivalienbergung, bezw. zum Abtransport der italienischen Archivalien ausgegangen*; StadtA KN NL Mayer Varia 16. Aus intimer Innensicht urteilte Wolfgang Hagemann über die Rolle von Weigle, jener habe sich innerhalb des BdS für sämtliche, die Archive betreffenden Fragen interessiert (*interessandosi di tutte le questioni archivistiche*); Hagemann (wie Anm. 41) S. 138. Am 28. Oktober 1946 hatte Mayer an den damals beteiligten Fritz Weigle geschrieben: *Wie Sie wissen, ist vom BdS in Verona im Herbst 1943 ein Antrag an den Reichsführer SS Himmler gestellt worden, die italienischen Archive nach Norditalien und nach Deutschland zu bringen*; StadtA KN NL Mayer Korrespondenzen 15. Bezeichnenderweise hat Weigle schriftlich ausweichend geantwortet und statt dessen wenige Tage später Mayer im nahen Pommersfelden aufgesucht. Der Inhalt des Gesprächs, das in einer heftigen Auseinandersetzung mündete, ist nur rudimentär bekannt. Rückblickend erinnerte sich Mayer zumindest an seine Drohung, bei der *Entnazifizierung würde die Archivaliensache zur Sprache kommen.[...] Dr. Weigle [...] erklärte, in diesem Falle würde er mich anzeigen, daß ich mit dem SD zusammengearbeitet hätte. Ich lachte und sagte, daß ich das ohnehin selbst und zwar zu meiner Entlastung angeben würde;* Schreiben von Mayer an Rheinfelder vom 4. Februar 1948; StadtA KN NL Mayer Varia 16.

[45] Der Leiter des Referats „Wissenschaftliche Beziehungen zum Ausland" in der Kulturpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amts, Vortragender Legationsrat Roth, habe die Einsetzung von Mayer verlangt; undatierter Vermerk von Theodor Mayer; StadtA KN NL Mayer Varia 16. Zur Struktur der Kulturpolitischen Abteilung (KULT POL) unter Franz Alfred Six vgl. ADAP, Serie E, Band VII, S. 710 bzw. Bd. VIII, S. 656.

hörde, das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. In Berlin wurden zahlreiche Gespräche geführt, an denen auch der MGH-Präsident teilnahm. Mayer hat eigenen Angaben zufolge versucht, *mit allen Mitteln in Berlin die Vorlage bei Himmler zu verhindern*,[46] was ihm allerdings nicht gelang. Das ursprüngliche Programm wurde auf Weisung des Reichsführers SS durch das RSHA in Berlin sogar noch erweitert und beträchtlich verschärft: Erstens seien alle italienischen Archive sicherzustellen und nach Norditalien zu transportieren, zweitens seien für die deutsche Geschichte wichtige Archivalien ins Deutsche Reich zu verbringen. Die Implementierung[47] eines umfassenden Archivalienraubes schien geglückt.

Es bleibt festzuhalten, daß die Bergung und Sicherstellung italienischer Archive auf Anregung des BdS in Verona von Berlin aus befohlen wurde. Der Plan selbst erfuhr freilich erst durch Himmler und seine Entourage eine wesentliche Verschärfung und wurde zum geplanten Raub. Als verantwortliche Ideengeber stecken Turowski und vor allem der Historiker Fritz Weigle hinter dem Projekt. Weigle, der sich in Verona dienstlich unter anderem auch mit archivfachlichen Fragen zu beschäftigen hatte, kann mit ziemlicher Sicherheit als der „irgend jemand" identifiziert werden, von dem Mayer rückblickend sprach.

Auf Bitten des Auswärtigen Amts wurde im nächsten Schritt der Präsident der MGH in seiner Funktion als Direktor des DHI um eine schriftliche Stellungnahme gebeten. Zuerst äußerte sich Mayer im März 1944 gegenüber seinem Dienstherrn und riet zur Einrichtung eines Archivschutzes: *Die Aufgabe ist groß und wichtig, es ist notwendig, Klarheit darüber zu schaffen, was notwendig und was möglich ist. Eine allgemeine Bergung der italienischen Archive durch Abtransport nach Norditalien oder gar ins Reich, sei es mit der Eisenbahn oder mit Lastkraftwagen ist wegen der damit verbundenen Gefahr nicht ratsam und außerdem wegen der sehr starken Bela-*

[46] Schreiben von Mayer an Weigle vom 28. Oktober 1946; StadtA KN NL Mayer Korrespondenzen 15.

[47] Eine schriftliche Weisung Himmlers hat sich – soweit bekannt – nicht erhalten. Doch kann aus dem im Anhang abgedruckten Dokument Nr. 3 auf eine Implementierung des Archivalienraubs durch den Reichsführer SS geschlossen werden.

stung der Transportmittel mit militärischen Transporten kaum möglich. [...] Der Gedanke, die auf die deutsche Geschichte bezüglichen Archivalien besonders zu schützen, allenfalls sie ins Reich zu bringen, ist im gegenwärtigen Augenblick kaum durchführbar.[48]

Mit einer Dienstreisegenehmigung seines Ministeriums versehen, reiste Mayer bereits am 28. März erneut nach Italien. Seine erste Stellungnahme überarbeitete er in Verona zu der umfangreichen Denkschrift vom 1. April 1944. Sie ist abgedruckt als Dokument Nr. 1 im Anhang dieses Beitrags und wurde im Nachkriegsitalien als Plan Mayer (*piano Mayer*) bezeichnet. In beiden Dokumenten bediente sich Mayer einer unverblümt klaren Sprache. Es habe sich *eine weitgehende Beschränkung dieser ausgreifenden Pläne, einerseits auf das durchführbare und andererseits auf das vom politischen und wissenschaftlich-kulturellen Standpunkt aus empfehlenswerte Maß* ergeben.[49] Den Abtransport aller Bestände der mittelitalienischen Archive bezeichnete er wie schon in seiner ersten Denkschrift vom 21. März als undurchführbar. Die Verbringung einzelner Archivalien nach Deutschland lehnte er mit für ihn gefährlich deutlichen Worten ab: *Der wissenschaftliche Wert von Einzelstücken wird aber dadurch, daß sie aus ihren Beständen herausgelöst werden, sehr herabgesetzt, diese Stücke wären im Reich kaum benützbar, weil sonst immer der Vorwurf des Archivalienraubes erhoben werden würde. Es müßte also der Besitz geheim gehalten und die Archivalien der Benützung völlig entzogen werden. Damit wäre der deutschen Wissenschaft nichts genützt. Andererseits aber würde dadurch das Verhältnis der deutschen Wissenschaft zur italienischen auf sehr lange Zeit hinaus schwer belastet werden.* Statt eines Archivalienraubes empfahl Mayer

---

[48] Denkschrift von Mayer für Reichsminister Rust vom 21. März 1944; StadtA KN NL Mayer Varia 25.

[49] Lutz Klinkhammer gibt diese Stelle folgendermaßen wieder: Als Resultat verschiendener Gespräche wurde „das breite ursprüngliche Projekt auf einen vernünftigen Maßstab reduziert" (Klinkhammer [wie Anm. 38] S. 521). Das fußt auf der Übersetzung der bereits ungenauen italienischen Vorlage: *il vasto progetto primitivo fu ridotto ad una misura più ragionevole*; Commissione Alleata (APO 394) Sottocommissione per i monumenti, belle arti e archivi (ed.): Rapporto finale sugli archivi, Roma 1946, S. 43. Nachgedruckt bei: Gencarelli (wie Anm. 41) S. 145–222.

mit werbenden Worten eine photographische Erfassung der Dokumente.

Noch während Mayers Aufenthalt in Italien fand am 3. April 1944 eine entscheidende Besprechung beim BdS in Verona statt. An jenem Montag in der Karwoche trafen sich um 22 Uhr unter dem Vorsitz von Alexander Langsdorff Sturmbannführer Turowski und Sonderführer Weigle mit Theodor Mayer und Friedrich Bock, mit der Maßgabe, die Kompetenzen der Kunstschutzabteilung um den Schutz der Archive zu erweitern. Ein eindeutiger Arbeitsauftrag wurde in einem der Forschung bisher nur in italienischer Übersetzung bekannten Ergebnisprotokoll formuliert.[50] Das DHI werde durch seine Mitarbeiter die in italienischen Archiven und Bibliotheken befindlichen Quellen zur deutschen Geschichte „schützen" (*salvaguardare*) und die italienischen Archive „in Sicherheit bringen" (*porre in salvo*). Der erste Auftrag der Identifizierung von Archivalien solle „mittels photographischer Aufnahmen" (*mediante riprese fotografiche*), der zweite durch den Schutz der durch die Kriegsereignisse gefährdeten Archive Italiens erledigt werden. Am nächsten Tag informierte Mayer General Toussaint über die Ergebnisse der Besprechung und den Inhalt seiner Denkschrift. Die Abteilung Archivschutz war offiziell gegründet und beim Kunst-, Archiv- und Bibliotheksschutz unter Langsdorff angesiedelt. Von einer generellen Verlagerung italienischer Archive oder einzelner Archivalien über die Alpen war nicht mehr die Rede. In der Konsequenz hat Theodor Mayer mit seiner mutigen Denkschrift und deren schriftlichen Fixierung als Arbeitsauftrag an die Historiker des DHI tatsächlich einen weitreichenden Archivalienraub verhindert.[51]

---

[50] Das Original des Ergebnisprotokolls vom 9. April 1944 ist nicht greifbar. Obwohl mit dem Namen Theodor Mayer links oben versehen und damit als von ihm verfaßt gekennzeichnet, ist es im Nachlaß des Historikers nicht vorhanden. Allerdings wurde 1946 eine italienische Übersetzung des Protokolls veröffentlicht in: Rapporto finale (wie Anm. 49) S. 46f. Die Übersetzung spricht von einem „Sturmbannführer dott. Duromsky", bei dem es sich jedoch zweifelsfrei um Turowski handelt. Offensichtlich wurden Buchstaben verwechselt, möglicherweise wegen eines Hörfehlers beim Diktat.

[51] Zu einem anderen Urteil, das allerdings nicht auf einer Auswertung der verfügbaren Quellen beruht, kommt Michael Fahlbusch. Mayer habe den Abtransport von Archivalien nicht verhindern können, eine Aussage, die schlicht unzutreffend ist. Zudem kann der damalige Direktor des DHI, der für den

Die vorhersehbaren Belastungen im zukünftigen deutsch-italienischen Verhältnis stellten sicherlich das zentrale Motiv dar, weshalb sich Mayer so vehement gegen den Abtransport von Archiven gewehrt hat, *damit* – wie er es damals ausdrückte – *manche Voraussetzungen für bessere Tage in der Zukunft gegeben sind.*[52] Als lebens- und forschungserfahrener Wissenschaftler dachte er weit über den besatzungspolitischen Alltag des Frühjahrs 1944 und die nicht nur aus seiner Sicht insgesamt ungünstige Kriegslage hinaus. Doch war ihm bewußt, daß eine reine Verweigerungshaltung gegenüber dem RSHA der Sache selbst schaden konnte, ja mußte. Aus eigener Kenntnis unterschiedlichster Verwaltungen im NS-Staat blockierte er daher das Projekt nicht gänzlich, sondern reduzierte es und lenkte es vor allem in eine völlig andere Richtung. In seiner Denkschrift schlug er äußerst geschickt statt des Abtransports vor, wichtige Archivalien zu photographieren. Seit den 1930er Jahren war Mayer von dem Verfahren begeistert, das von ihm zuerst bei Editionsprojekten in Freiburg eingesetzt und während des Krieges schließlich, mit der tragischen Vernich-

Archivschutz die Verantwortung trug, nicht lediglich als „Berater der deutschen Archivbergungsaktion in Italien" bezeichnet werden. Vgl. Ders., Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften" von 1931–1945, Baden-Baden 1999, S. 358. Die unzutreffende Behauptung wiederholt Fahlbusch an anderer Stelle (Ders., Deutschtumspolitik und Westdeutsche Forschungsgemeinschaft, in: Griff nach dem Westen. Die „Westforschung" der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960), hg. von B. Dietz/H. Gabel/U. Thiedau, Teilband II, Münster [2003], S. 569–647, besonders Anm. 92). Allerdings ist Fahlbusch unklar, weshalb das Preußische Staatsarchiv einen eigenen Archivschutzbeauftragten nach Italien schicken wollte. Einer Zusammenarbeit mit Mayer habe doch nichts im Wege gestanden. Da Mayer de facto eine Obstruktionspolitik in Italien betrieben hat, ist das Verhalten m. E. freilich unschwer zu erklären. Ebenso geht Karen Schönwälder (Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft und Nationalsozialismus, Historische Studien 9, Frankfurt/Main 1992) in ihrer Interpretation auf der Grundlage weniger Quellen aus dem Bestand R 73 (Deutsche Forschungsgemeinschaft) im Bundesarchiv völlig fehl: „Die Dokumente sind aber trotz aller Lücken wohl kaum anders als im Sinne einer Beteiligung Mayers an Bemühungen der SS, im Rücken der zurückweichenden deutschen Truppen Materialien in italienischen Archiven zu erfassen und zu ‚sichern', zu deuten"; ebd. S. 208.

[52] Schreiben von Mayer an Lang vom 21. Oktober 1944; Archiv der MGH B 704/I.

tung des Staatsarchivs in Neapel,[53] seine Nützlichkeit und Bedeutung erwiesen hatte. Mit geschwellter Brust schrieb er an SS-Sturmbannführer Rößner[54] ins Reichssicherheitshauptamt: *Gleichzeitig kann ich Ihnen noch mitteilen, daß es mir gelungen ist, eine Fotokopie des Registers von Kaiser Friedrich II., das im Staatsarchiv in Neapel lag und von dort aus geborgen und am Bergungsort verbrannt ist, zu bekommen. Es ist klar, daß unter diesen Umständen die Fotokopie einen besonderen Wert besitzt. Ich lasse eben die Fotokopie neu fotographieren, um für alle Fälle einen Film zu besitzen und die Möglichkeit zu haben, weitere Abzüge machen zu lassen.*[55]

Auch eine zweite, nicht minder wichtige Überlegung lenkte seine Gedanken auf das photographische Erfassen von Archivalien: das Schicksal seiner Mitarbeiter am DHI in Rom. Unablässig und unbeirrt verfolgte er sein Ziel, befähigte Nachwuchswissenschaftler in das Projekt Archivschutz einzubinden, um sie so möglichst sicher in die Nachkriegszeit hinüberzuretten. Es bestand kein Zweifel, daß niemand außer seinen jungen Rom-Historikern in den italienischen Ar-

---

[53] Am 30. September 1943 zerstörte ein Pioniertrupp der Wehrmacht auf dem Rückzug die Villa Montesano unweit von Nola, in der sich das Depot des Staatsarchivs von Neapel mit seinen einzigartigen Dokumenten befand. Eventuell wurde das Gebäude als Repressalie zerstört, es darf jedoch als sicher gelten, daß man an verantwortlicher deutscher Stelle nichts von der Existenz des Archivdepots in den Kellern der Villa wußte. Vgl. Klinkhammer (wie Anm. 38) S. 498ff. und Herde (wie Anm. 19) S. 70–81. Die umfangreichen Verluste sind dokumentiert in einer undatierten Auflistung des Grafen Filangieri, die abgedruckt ist in: Rapporto finale (vgl. Anm. 49) S. 76–86.

[54] Hans Rößner (1910–1997) Studium und Promotion in Leipzig; November 1933 Eintritt in die SA; Mai 1934 Eintritt in die SS; Mitarbeiter in der Schrifttumsstelle des SD-Hauptamtes in der Deutschen Bibliothek in Leipzig; 1936 Assistent von Karl Justus Obenauer in Bonn; zum 1. Mai 1937 Mitglied der NSDAP; 1938 Promotion mit einer Arbeit zum Georgekreis; 1938 Mitarbeiter im SD-Hauptamt unter Franz Six; 1939–45 Mitarbeiter der Abteilung III C des RSHA unter Wilhelm Spengler; 1945 Mitarbeiter der geschäftsführenden Reichsregierung unter Admiral Dönitz in Flensburg; 1945–48 Internierung; 1949 Lektor beim Stalling-Verlag Oldenburg, danach Lektor beim Insel-Verlag; seit 1958 Verlagsleiter bei Piper in München. Vgl. weiter: Wildt (wie Anm. 27) S. 385–390 (mit Portrait).

[55] Schreiben von Mayer an Rößner vom 30. November 1944; StadtA KN NL Mayer Varia 24.

chiven bedeutende Quellen mit Bezug zur deutschen Geschichte identifizieren und zur photographischen Erfassung auswählen konnte. Mit einem solchen Arbeitsauftrag im rückwärtigen Raum betraut, sah er sie den Gefahren des Krieges weit weniger ausgesetzt. Seine Taktik sollte in allen Punkten von Erfolg gekrönt sein.

5. Die Gespräche von Mayer mit Langsdorff verliefen für beide Seiten zufriedenstellend, der faschistische Erziehungsminister wurde informiert, die eigentliche Arbeit konnte offiziell beginnen.[56] Am 12. April 1944 trat Gottfried Opitz[57] seinen Dienst bei der Außenstelle der Abteilung Kunst-, Archiv- und Bibliotheksschutz in Florenz an, wo er gemeinsam mit seinem Kollegen Friedrich Bock[58] unterkam. Mayer schärfte beiden Mitarbeitern ein, daß ihre Dienststelle lediglich den zuständigen italienischen Behörden bei der Sicherstellung von gefährdetem Archiv- und Bibliotheksgut behilflich zu sein habe. Sie mögen sich als Verbindungsoffiziere zwischen italienischen Behörden und deutscher Militärverwaltung betrachten, um Fahrzeuge und Treib-

---

[56] Schreiben von Langsdorff an Mayer vom 17. April 1944; ebd.

[57] Gottfried Opitz (1904–1976) 1925–30 geisteswissenschaftliches Studium in Heidelberg, München und Wien; 1931–36 Arbeiten an der Dissertation „Urkundenwesen, Rat und Kanzlei Friedrichs IV."; 1937–43 wissenschaftlicher Mitarbeiter am DHI in Rom; 1944 maßgebliche Beteiligung an der Auslagerung der Bibliothek der MGH nach Pommersfelden; April und Mai 1944 Archivschutz in Italien; Juni 1944 Rückkehr nach Pommersfelden zur MGH; November 1944 Einberufung zur Wehrmacht; Mai 1945 bis Februar 1946 französische Kriegsgefangenschaft; ab März 1946 Mitarbeiter, dann Geschäftsführer der MGH zuerst in Pommersfelden, dann in München; 1969 Pensionierung; Weiterarbeit bei der MGH mit Werkvertrag. Vgl. auch den Nachruf von H. M. Schaller, DA 32 (1976) S. 328f. sowie die Personalakte von Opitz im Archiv der MGH B 598 (1936–1945).

[58] Friedrich Bock (1890–1963) Ausbildung zum Volksschullehrer; 1914–18 Kriegsteilnahme; 1925 als Schüler von Albert Brackmann in Berlin Promotion über das Kloster Ettal; seit 1928 nebenamtlicher Mitarbeiter der MGH; 1929–33 als Gymnasialprofessor Leiter des Aufbaugymnasiums Berlin-Falkensee; Mitglied der NSDAP; 1933–45 2. Sekretär des Preußischen bzw. Deutschen Historischen Instituts in Rom; Juni 1944 Rückkehr nach Pommersfelden zur MGH; nach 1945 Bewirtschaftung des väterlichen Hofes in Niedersachsen; Privatgelehrter. Zur Biographie vgl. die Nachrufe von G. Tellenbach, QFIAB 42/43 (1963) S. XI und G. Opitz, HZ 251 (1965) S. 522ff.

stoffe zu organisieren sowie Archiv- und Bibliotheksgut durch entsprechende Kennzeichnung der Depots zu schützen. Opitz und Bock wurde ausdrücklich untersagt, irgendwelche Initiativen zwecks Verlagerung von Archivalien zu entwickeln, das sei Aufgabe der italienischen Stellen. Bei Transporten müsse immer ein italienischer Beamter zugegen sein.[59] Bis zum 14. Juni 1944 blieben beide in Florenz, dann reisten sie wegen der Kriegslage und mit Zustimmung von Langsdorff nach Pommersfelden zur MGH ab.[60] In diesen angesichts der immensen Aufgabe kurzen acht Wochen gelang es ihnen, Fahrzeuge und Treibstoffe zu organisieren. Vor allem aber brachten sie Schutztafeln an Gebäuden an, die Archiv- und Bibliotheksgut bargen, um sie vor der Belegung mit deutschem Militär zu schützen. Die Kennzeichnung von Depots dürfte wohl ihr Hauptverdienst gewesen sein. Nach Kriegsende erklärte Opitz schriftlich, daß *in dieser Zeit kein Archival und kein Buch durch unsere Dienststelle nach außerhalb Italiens verbracht worden ist.*[61]

Der dritte Mitarbeiter des DHI, der Stipendiat Gottfried Lang,[62] war zum Jahreswechsel 1943/44 von der Militärverwaltung in Rom

---

[59] Schriftliche Erklärung von Gottfried Opitz vom 2. Februar 1947; StadtA KN NL Mayer Varia 25.

[60] *MVC Dr. Langsdorff hatte uns am Sonntag Abend zu einem feierlichen Abschiedsessen eingeladen, bei dem alles recht harmonisch verlaufen ist*; Schreiben von Bock an Mayer vom 28. Juni 1944; Archiv der MGH B 704/I.

[61] Schriftliche Erklärung von Gottfried Opitz vom 2. Februar 1947; StadtA KN NL Mayer Varia 25.

[62] Gottfried Lang (1909–1982) Besuch des Gymnasiums in Wien-Klosterneuburg; Studium an der Universität Wien mit Promotion in Geschichte; 1934–38 Mitglied der Vaterländischen Front; Sekretär am Österreichischen Historischen Institut in Rom, seit 1938 Mitglied der DAF; 1939–43 Stipendiat des Deutschen Historischen Instituts in Rom und Bearbeiter des Supplikenregisters von Papst Innozenz VI. im Rahmen einer geplanten Erweiterung des *Repertorium Germanicum* in die Zeit vor dem großen Schisma; 1943–45 verantwortlich für den Archivschutz in Mittel- und Norditalien; 1945 Rückkehr nach Österreich; nach 1950 zeitweise stellvertretender Direktor des Österreichischen Kulturinstituts in Rom; wegen eines Vergehens aus dem Dienst entlassen; Ministerialrat in Wien. Vgl. die dünne, für die vorliegende Fragestellung jedoch unergiebige Personalakte im Archiv der MGH B 596 (1938–1944). Weitere Personalakten sind weder im Archiv des Österreichischen Kulturinstituts in Rom noch im Österreichischen Staatsarchiv in Wien

ehrenamtlich für die Archivbergung verwendet, ohne daß aber dem Institut irgendeine Mitteilung gemacht worden wäre[63] – wie Theodor Mayer bitter vermerkte. Nach der Schließung des DHI im Dezember 1943 hatte Gottfried Lang eigenmächtig und aus freien Stücken dem Kunstschutzbeauftragten Evers angeboten, sich speziell um die Archive im Latium kümmern zu wollen.[64] An der für den jungen Historiker vorteilhaften Situation wurde von Theodor Mayer trotz finanz- und buchungstechnischer Probleme auch in den folgenden Monaten nichts geändert. In der ersten Jahreshälfte operierte Lang nachweislich im Latium. Dabei stand er in engem Kontakt mit dem vatikanischen Delegierten für die kirchlichen Archive, Professor Giulio Battelli,[65] der zwischen Dezember 1943 und Mai 1944 zusammen mit weiteren Offizieren des Kunstschutzes insgesamt 37 Städte besichtigte, um sich über die Sicherheit der dortigen Archive zu informieren und – falls notwendig – weniger umfangreiche, aber gefährdete kirchliche Archive in den Vatikan verbringen zu lassen.[66] Auch der Leiter des römischen Staatsarchivs, Emilio Re,[67] war in die Aktion

---

vorhanden. Für die Recherchen danke ich meinem Kollegen Dr. Rudolf Jerábek in Wien und Herrn Dr. Andreas Gottsmann in Rom.

[63] Schreiben von Mayer an Langsdorff vom 21. Juni 1944; StadtA KN NL Mayer Varia 24.

[64] Hagemann (wie Anm. 41) S. 132.

[65] Giulio Battelli (1904–2005) Direktor der vatikanischen Schule für Paläographie und Diplomatik; ord. Prof. an der Universität Rom; Ehrenvorsitzender der Commissione Internazionale di Diplomatica; Mitglied der Commissione Pontificia per gli Archivi Ecclesiastici d'Italia und der Commissione Internazionale per la Bibliografia dell'Archivio Vaticano; Ehrenmitglied der Pontificia Accademia Romana di Archeologia; Mitglied des Istituto Nazionale di Studi Romani, des Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo, der Società Romana di Storia Patria, der Deputazione di Storia Patria per le Marche und der Deputazione di Storia Patria per l'Umbria. Vgl. Chi è? Dizionario biografico degli italiani d'oggi, Roma ^{7}1961, S. 63.

[66] Darunter befanden sich etwa Archive aus Anagni, Frascati, Gaeta, Montefiascone, Tarquinia, Velletri und Veroli. Vgl. dazu: Italian Archives During the War and its Close, compiled by H. Jenkinson und H. Bell, London 1947, S. 6.

[67] Emilio Re war 1943/44 Leiter des römischen Staatsarchivs und zugleich für die Archive in Umbrien und den Marken verantwortlich. Mit Dekret vom 19. Oktober 1944 wurde er zum Commissario per gli Archivi del Regno er-

einbezogen. Zusammen mit Mayer hielt sich Lang am 1. Februar 1944 beim Staatsarchivar zu „einem etwas kühlen, aber von gegenseitigem Respekt" gekennzeichneten Besuch auf. Rückblickend erinnerte sich Re im Ton der Rechtfertigung und der Abwehr deutscher Forderungen (dem fälschlicherweise im Nachkriegsitalien als Plan Mayer bezeichneten, jedoch von RSHA angeordneten Archivalienraub) an das nachmittägliche Gespräch und zitierte aus einer eigenhändig gefertigten Gesprächsnotiz: „Mayer macht auch eine –wenngleich undeutliche– Anspielung dahingehend, daß aus Sicherheitsgründen Archivmaterial über die Alpen verbracht werden könnte, aber er besteht nicht darauf."[68]

Nach dem Gespräch mit Re brachte Lang weiter an Gebäuden und Depots Schutzschilder an, führte Inspektionen durch und ließ rund 20 kleinere Archive aus Umbrien und Latium nach Rom ins Staatsarchiv oder in den Vatikan überführen, der nach übereinstimmender Meinung als der sicherste Ort in ganz Mittelitalien galt.[69] Diese Aktionen bildeten Höhepunkt und zugleich Glanzzeit des deutschen Archivschutzes in Italien. Für die insgesamt fruchtbare Tätigkeit von Lang erhielt Theodor Mayer ein Dankesschreiben des obersten Bibliothekars und Archivars der katholischen Kirche, Kardinal Giovanni Mercati[70] (abgedruckt als Dokument Nr. 2 im Anhang dieses Beitrags).

Anfang Juni 1944, kurz vor der Besetzung durch die Alliierten, verließ Gottfried Lang Rom und erreichte wohlbehalten Verona. Seine

---

nannt und mit Leitungsfunktionen im Consiglio Superiore und der Giunta per gli Archivi betraut. Vgl. Italian archives (wie Anm. 66) S. 20 sowie G. Battelli, Archivi, biblioteche e opere d'arte. Ricordi del tempo di guerra, Miscellanea bibliothecae apostolicae vaticanae 7 (2000) S. 53–104.

[68] Die wohl im Rahmen eines Vortrags gehaltenen Ausführungen sind veröffentlicht unter dem Datum des 25. Mai 1946 bei E. Re, Gli archivi italiani durante la guerra, in: Archivio della Deputazione romana di Storia patria XII (1946) S. 11.

[69] Klinkhammer (wie Anm. 38) S. 523.

[70] Giovanni Mercati (1866–1955) 1889 Priesterweihe; seit 1893 in der *Biblioteca Ambrosiana* in Mailand tätig; 1919–36 Präfekt der Bibliothek; 1936 Ernennung zum Kardinal; 1936–55 Bibliothekar und Archivar der Römischen Kirche. Vgl. Grande Dizionario Enciclopedico UTET, vol. XII., Torino 1970, S. 360 und K. Ganzer, Mercati, in: LThK, Bd. 7, Freiburg ^{3}1998, Sp. 140.

nächste Reise führte ihn nach Bologna, um mit dem zuständigen *Soprintendente* Gespräche zu führen. Danach besuchte er die Archivdirektoren in Modena, Nonantola, Parma und Piacenza.[71] Er nahm im folgenden seinen Dienstsitz bei dem nach Mailand übersiedelten Evers, der als Mitarbeiter in der Abteilung Kunstschutz die Zuständigkeit für die Lombardei, Ligurien und Piemont erhielt.[72] An Mayer schrieb er am 25. September 1944: *Auf jeden Fall wiederhole ich, dass ich, seit wir uns im Juni gesehen und gesprochen haben, ununterbrochen an der Durchführung der von Ihnen gewünschten Aufgabe tätig bin. Ich begann mit dem Raum der Sovrintendenza Bologna, also hauptsächlich der Emilia, noch im Juli, setzte dann mit Ligurien von Genua aus noch im August fort und habe dort wie jetzt im September in Piemonte von Turin aus angestrengt die erforderlichen Massnahmen in die Wege geleitet. Bombardements (in Genua auch vom Meere aus) haben allenthalben grosse Schäden verursacht, und Tiefflieger, Partisanen u. s. w. machen Fahrten, Transporte und Transferierungen recht schwierig.*[73]

Neben den Archiven war Gottfried Lang schon seit geraumer Zeit von Langsdorff zusätzlich mit dem Schutz der norditalienischen Bibliotheken beauftragt, einer Doppelaufgabe, der ein Einzelner gar nicht gerecht werden konnte. In der zweiten Jahreshälfte 1944 verlagerte sich seine Tätigkeit gänzlich nach Norditalien; wie vorhersehbar, konnte er den weitgesteckten eigenen Anspruch zu keinem Zeitpunkt einlösen. Er schrieb Anfang Januar 1945 in einem einzigen, in Form und Umfang einem Arbeitsbericht ähnelnden Brief an Mayer: *Die Tätigkeit des Archivschutzes erstreckt sich auf jede Art von Archiven, also staatliche, städtische, geistliche, private und notarile Archive.*[74] Er habe in der Emilia in Zusammenarbeit mit italienischen Stellen die Archive in Bologna, Argelato, Nonantola, Modena, Parma, Gaione-Vigatto, Monticelli, Piacenza, Rivalta, Villó, Carpi, Correggio, Guastalla, Novellara, Malvezzi, Pallavicini, Soragna und Vitale gesichert. Berichte über seine Tätigkeit in Ligurien und Piemont stellte

[71] Schreiben von Lang an Mayer vom 6. Juli 1944; StadtA KN NL Mayer Korrespondenzen 15.
[72] Hagemann (wie Anm. 41) S. 136.
[73] Archiv der MGH B 704/I.
[74] Schreiben von Lang an Mayer vom 2. Januar 1945; ebd.

er Mayer in Aussicht, er verfaßte sie allerdings nie. Trotzdem kann zumindest rudimentär seine Tätigkeit nachgezeichnet werden. In Oberitalien hatte Gottfried Lang das Depot von Erbazzo mit einem Schutzschild versehen. Dort waren die Bibliothek und das Archiv des Domkapitels von Verona untergebracht. Zudem führte Lang Besichtigungen der Staatsarchive (und deren Depots) in Mailand, Brescia, Bergamo, Turin und Genua durch. Kraftstoffmangel erschwerte seine Arbeit wesentlich. Er ließ Schutzschilder anbringen und gab den zuständigen italienischen Archivbeamten Ratschläge. In Modena, wo sich das bedeutende Staatsarchiv außerhalb der Stadt in einem Depot befand, wurde er teilnahmslos-unbewegter Zeuge einer deutschen Repressalie: *Bedauerlicherweise ist der Archivdirektor, Prof. Dr. Braghiroli, der auch mit unserem Institut in schriftlichem Kontakt stand, und welcher auch recht entgegenkommend gewesen war, [...] in einem Ort in der Umgebung seiner Wirkungsstätte in das Jenseits hinüberbefördert worden (als Demonstration gegen Partisanen).*[75] Nicht nur in Modena, sondern auch in Bologna ist Langs Archivschutz letztlich wenig wirkungsvoll gewesen: Trotz Kennzeichnung belegten deutsche Truppen die Depots; das eingelagerte Archivgut trug erhebliche Schäden davon.[76] So wurden etwa wertvolle Bologneser Archivalienbestände im Depot in der Villa Talon in San Donnino durch deutsche Soldaten zerstört, beschädigt oder zumindest in heillose Unordung gebracht.[77]

In Pommersfelden war Mayer weder mit den spärlichen Informationen noch dem mangelhaften persönlichen Einsatz seines Mitarbeiters zufrieden. Unzählige Male forderte er detaillierte, schriftliche Tätigkeitsberichte an, doch erreichten ihn im Gegenzug lediglich Briefe mit der Bitte um Anweisung von Devisen, die Lang eigentlich von der Militärverwaltung hätte erhalten müssen. Fühlbar erbost setzte Theodor Mayer am Jahresende 1944 einem Einberufungsbefehl

---

[75] Schreiben von Lang an Mayer vom 2. Oktober 1944; ebd.

[76] Italian Archives (wie Anm. 66) S. 8f.

[77] Der zuständige *Soprintendente* berichtete unmittelbar nach Kriegsende über den Vandalismus der Truppe: *I piatti di legno delle legature più antiche furono spezzati e il cuoio strappato e portato via; i cartoni vuotati e il loro contenuto sparpagliato in terra, adoperato per accendere il fuoco, i mazzi e volumi asportati*; Rapporto finale (wie Anm. 49) S. 25.

des Berliner Wehrbezirkskommandos Ausland für Lang zur berüchtigten Division Brandenburg keinen Widerstand mehr entgegen.[78] Doch Lang war aufgrund seiner ständigen Ortswechsel in Italien nicht greifbar. Resigniert schrieb Mayer an ihn: Er wisse seit Monaten nicht, *wo Sie sind und was Sie machen, denn die oft verlangten monatlichen Arbeitsberichte haben Sie nicht geschickt.*[79] Zudem hatte Lang entgegen ausdrücklichem Auftrag in Rom ein Exemplar des Inhaltsverzeichnisses der Bücherkisten, welche die Bibliothek des DHI enthielten, zurückgelassen, anstatt es nach Pommersfelden zu schicken.

Das Verhältnis zwischen beiden war bei Kriegsende aufs Äußerste gespannt und heillos zerrüttet, Mayer hatte schon zuvor *nicht sehr viel von seiner Leistung*[80] gehalten. Gegenüber Langsdorff erklärte der Mediävist Ende 1944 in aller Offenheit: *Ich weiß nicht, was er eigentlich macht [...] Nun weiß ich wohl, daß Lang bei einigen Bergungen beteiligt war, aber das liegt schon Monate zurück. Andererseits weiß ich auch, daß Lang nicht jenen zivilen Zeitbegriff hat, wonach man die Zeit bis zum letzten ausnützen müsste [...] ich verlange das aber von meinen Herren.*[81] Ausgerechnet den in seinen Augen am wenigsten befähigten und leistungsbereiten Mitarbeiter hatte er in Italien zurückgelassen, das ist bezeichnend für den Stellenwert des Archivschutzes in Mayers Denken, nachdem er – wie weiter unten noch detailliert geschildert wird – im Frühsommer 1944 die Mitarbeit bei der Militärverwaltung aufgekündigt hatte. Von Pommersfelden aus bediente sich Mayer zum Jahreswechsel 1944/45 schließlich eines schärferen Tons in seinem Briefwechsel mit Lang und stellte klar: *die Beschäftigung bei der Militärverwaltung ist noch kein Beweis für Arbeit.*[82] Das Tuch zwischen beiden war endgültig zerschnitten. Es verwundert kaum, daß Gottfried Lang nach Kriegsende weder im Umfeld Mayers noch der MGH erneut auftaucht.

---

[78] Einberufungsbescheid vom 22. November 1944; Archiv der MGH B 704/I.
[79] Schreiben von Mayer an Lang vom 3. Dezember 1944; ebd.
[80] Schreiben von Mayer an Otto Meyer vom 30. Dezember 1942; StadtA KN NL Mayer Korrespondenzen 13.
[81] Schreiben von Mayer an Langsdorff vom 22. Dezember 1944; Archiv der MGH B 704/I.
[82] Schreiben von Mayer an Lang vom 27. Dezember 1944; ebd.

6. Zu Jahresbeginn 1945 hatte sich Theodor Mayer nach einem für ihn bezeichnenden Vorfall sowohl mental wie physisch längst aus Italien verabschiedet. Was war geschehen? Zum Abschluss seiner fünften Reise als Beauftragter für den Archivschutz war der Mediävist am 13. Juni 1944 von einer Besprechung mit Langsdorff in Florenz kommend nach einer chaotischen, 22-stündigen Fahrt in Verona eingetroffen. Sofort hatte er wegen der möglichst unverzüglichen Weiterfahrt nach Deutschland Militärverwaltungsrat Wachter aufgesucht, den er aber nicht am Schreibtisch antraf. Wachter war in einer Besprechung bei Paul Kanstein,[83] dem stellvertretenden Chef der Militärverwaltung. Mayer bedrängte im Vorzimmer eine Sekretärin so lange, bis diese den Fahrschein zur Unterschrift in das Besprechungszimmer brachte. Erbost stürmte Kanstein daraufhin aus dem Zimmer und fuhr Mayer im Ton *eines Feldwebels beim Exerzieren im Kasernenhof* an: *Herr Mayer, Sie haben meine Sekretärin unter Druck gesetzt. Ich verbitte mir das, das kommt nicht mehr vor!*[84] Sprach's und kehrte in die Besprechung zurück. Die Wut und Enttäuschung des egozentrischen Wissenschaftlers war grenzenlos, da er im ersten Moment damit gerechnet hatte, daß Kanstein nur deshalb aus der Besprechung gekommen sei, um ihm für seine Tätigkeit zu danken. Verdutzt und in höchstem Maße erregt diktierte Mayer seinem in Verona beim BdS tätigen Mitarbeiter Fritz Weigle einen Vermerk für Langs-

---

[83] Paul Kanstein (1899–1980) in den 1920er Jahre Beginn einer verwaltungsjuristischen Laufbahn; 1925 Regierungsreferendar in Schneidemühl; Kommunaldezernent bei der Regierung in Königsberg, später Verwaltungstätigkeiten in Osnabrück, Hannover und Düsseldorf; 1937 Leiter der Staatspolizei in Berlin; seit April 1940 „Beauftragter des Auswärtigen Amts für Fragen der Inneren Verwaltung in Dänemark"; Chef der Zivilverwaltung in Dänemark; SS-Brigadeführer; seit November 1943 Chef der Militärverwaltung in Italien; 1944 Vertreter des Chefs der Militärverwaltung; im Umfeld des Attentats vom 20. Juli wegen seiner Kontakte zu Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg durch Kaltenbrunner persönlich in Berlin verhört; Rückkehr nach Italien. Vgl. weiter: U. Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989, Bonn ^{3}1996, passim; A. Krebs, Fritz-Dietlof von der Schulenburg. Zwischen Staatsraison und Hochverrat, Hamburg 1964, besonders S. 320.

[84] Diktierter Vermerk Mayers für Langsdorff vom 13. Juni 1944, mit Durchschlag an Turowski, unterzeichnet von Fritz Weigle; StadtA KN NL Mayer Varia 24.

dorff: Er sehe sich nach diesem Vorfall außerstande, seine *freiwillig und ehrenamtlich geleisteten Dienste fortzusetzen.*[85] Tief gekränkt fuhr der im persönlichen Umgang als schroff, ausgeprägt streitsüchtig und selbstherrlich bekannte Mayer[86] am nächsten Tag mit der Eisenbahn nach Deutschland zurück. Mit diesem Paukenschlag war seine Mitarbeit beim deutschen Archivschutz unwiderruflich beendet.

7. Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß die Initiative zur Sicherung der italienischen Archive im besetzten Italien ab September 1943 vom BdS in Verona ausging. Spiritus rector des Planes war mit hoher Wahrscheinlichkeit der vom BdS übernommene Mitarbeiter des Deutschen Historischen Instituts, der junge Historiker Fritz Weigle.[87] Seine Motive scheinen vielfältig, bleiben aber letztlich mangels Quellen ungeklärt: Wollte er wie in zahllosen Gesprächen im Frühjahr und Sommer 1943 am DHI durchdacht mit dem Projekt Archivschutz seinen Kollegen vor der Einberufung schützen? Ging es ihm als quellenforschendem Historiker um die Sache selbst? Plante er, seinen Vorgesetzten Theodor Mayer, mit dem er in heftigem Clinch wegen seiner Bezahlung lag,[88] in eine delikate Situation zu manövrieren? Wollte sich der politisch linksstehende Historiker[89] vielleicht sogar zur gege-

---

[85] Ebd.

[86] Nagel (wie Anm. 1) S. 169.

[87] Diese Vermutung, für die sämtliche Indizien sprechen, ist auch von Theodor Mayer selbst geäußert worden; Schreiben von Mayer an Rheinfelder vom 4. Februar 1948; StadtA KN NL Mayer Varia 16.

[88] Der BdS in Verona hatte Weigle im Herbst 1943 angefordert und bat um dessen Beurlaubung. Mayer weigerte sich, da er weiterhin aus Institutsmitteln das Gehalt bezahlen sollte. Als Sonderführer erhielt Weigle lediglich ein Viertel seiner Bezüge gegenüber seiner Tätigkeit am DHI. Über ein Jahr dauerte die Auseinandersetzung, bis schließlich der SD die gesamte Bezahlung übernahm; Schreiben von Mayer an Rheinfelder vom 4. Februar 1948; ebd.

[89] Fritz Weigle, der weder der NSDAP noch einer ihrer Untergliederungen angehörte, scheint 1943 wegen politischer Äußerungen in Rom gefährdet gewesen zu sein. Rückblickend erklärte sein Kollege Gottfried Opitz am 28. August 1946 schriftlich: *Unser gemeinsamer Chef, Herr Prof. Bock, teilte mir im Laufe des Jahres 1943 mit, daß der Polizeiattachée in Rom, Obersturmbannführer Kappler, ihn damals um Auskunft über Dr. W. gebeten habe, da gegen ihn Anzeige wegen antinationalsozialistischer Haltung, pazifistischer Äußerungen und Teilnahme an staatsfeindlicher Verschwörung vor-*

benen Zeit selbst als kompetenter Organisator des Archivschutzes und Retter der italienischen Archive ins Spiel bringen?

Fakt ist, daß das vom BdS Italien lancierte Projekt eines Archivschutzes im Reichssicherheitshauptamt aufgegriffen und durch einen Befehl Himmlers (siehe Dokument Nr. 3) eine beträchtliche Verschärfung erfuhr. Das Auswärtige Amt wiederum hat darauf bestanden, daß Theodor Mayer als Präsident der MGH und Direktor des DHI die Leitung der Aktion übernimmt. Mayer gelang es, das Projekt eines großangelegten Archivalienraubs – denn nur so kann das Herausziehen und Verbringen von Urkunden, Dokumenten und Akten mit deutschen Betreffen „ins Reich" bezeichnet werden – zu vereiteln. Den Himmlerschen Plan verhindert hat sein geschickter, in einen Arbeitsauftrag an das DHI umformulierter Vorschlag, wichtige Archivalien stattdessen photographieren zu lassen. Seine jungen Historiker in Rom konnte er nun ganz offiziell in einer erweiterten Abteilung Kunstschutz der Militärverwaltung institutionell verankern. Mit dem Einsatz für den Archivschutz hat Mayer ihnen die Einberufung zur Wehrmacht erspart. Die Aktion des Abphotographierens selbst lief bezeichnenderweise erst gar nicht an. Theodor Mayer stellte rückblickend im Februar 1947 fest: *Die Photoaktion unterblieb, weil alle Vorbereitungen fehlten, keine Apparate und keine Leute vorhanden waren und weil ich die Sache nicht betrieb, da es mir von Anfang an klar war, daß sie damals kaum durchgeführt werden könnte; mir kam es darauf an, durch diesen Vorschlag den Abtransport zu verhindern.*[90] Das ist ihm auch ohne jede Einschränkung gelungen.

Nachdem die Bibliothek des DHI nach Deutschland überführt und seine Mitarbeiter untergekommen waren, schien es Mayer an der Zeit, sich aus dem brisanten Auftrag zu verabschieden. Folglich suchte der Mediävist, der als Organisationstalent bis ins Frühjahr 1945 mit einer Vielzahl wissenschaftsorganisatorischer Fragen und Projekte des „Kriegseinsatzes der Geisteswissenschaften" im Rahmen

---

lag. Prof. Bock hat damals, durch eine günstige bagatellisierende Aussage, die Verhaftungsabsicht des Polizeiattachées verhindert; Archiv der MGH B 704/III.

[90] Anhang zum Schreiben von Mayer an Hagemann vom 3. Februar 1947; StadtA KN NL Mayer Varia 25.

der „Aktion Ritterbusch“[91] mehr als ausgelastet war,[92] nur einen günstigen Anlaß, um sich aus Italien zurückzuziehen. Der Vorfall in Verona, als der selbstbewußte Wissenschaftler mit dem stellvertretenden Chef der Militärverwaltung heftig aneinander geriet, diente Mayer zweifelsfrei als willkommener Vorwand für einen geordneten und sein Gesicht wahrenden Rückzug. Er sah seinen Auftrag in Italien als erfüllt an und nutzte die Gelegenheit, sich auf elegante Weise aus Italien zu verabschieden und nicht weiter in den für seine Reputation als Wissenschaftler durchaus gefährlichen und auch persönlich lästigen Archivschutz involviert zu sein. Beklagte er doch mehr als einmal die angesichts der Kriegslage äußerst beschwerlichen Reisen über die Alpen[93] sowie die insgesamt mangelhafte Unterstützung durch die Militärverwaltung.

---

[91] Benannt nach dem Kieler Rektor Paul Ritterbusch.

[92] Theodor Mayer leitete zusammen mit dem Frankfurter Rektor Walter Platzhoff den „Kriegseinsatz“ der Historiker, wobei er selbst für die Mediävistik, sein Kollege für die Neuzeit zuständig war. Mayer entwickelte ein großes Engagement, wobei er allerdings durch die Themenwahl versuchte, die Tagungen frei von ideologischer Propaganda zu halten. Als talentierter Wissenschaftsorganisator gelang es ihm, immer wieder auch abgesetzte oder zumindest vom NS-Regime in der Karriere behinderte Historiker sprechen zu lassen. Es fanden insgesamt acht Tagungen statt (Juni 1940 in Berlin; Februar 1941 in Nürnberg; November 1941 in Weimar; Mai 1942 in Weimar; November 1942 in Magdeburg; 1943 reichsweites Tagungsverbot; April 1944 in Erlangen; Oktober 1944 in Pretzsch bei Wittenberg; Januar 1945 Braunau am Inn). Vgl. F.-R. Hausmann, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945), Schriften zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 1, Dresden 1998, S. 177–203. Die Ergebnisse der Tagungen wurden teilweise veröffentlicht, vgl. etwa: T. Mayer (Hg.), Der Vertrag von Verdun 843. Neun Aufsätze zur Begründung der europäischen Völker- und Staatenwelt, Leipzig 1943 oder ders. (Hg.), Adel und Bauern im deutschen Staat des Mittelalters, Leipzig 1943. Beide Bände sind, hg. von Th. Mayer und W. Platzhoff, in der Reihe „Das Reich und Europa. Gemeinschaftsarbeit deutscher Historiker“ erschienen.

[93] Anschaulich berichtete Mayer in einem in Florenz verfaßten Schreiben vom 12. April 1944 an Langsdorff: *Gestern fuhr ich mit dem Kurierwagen aus Rom zurück, bis er an eine Mauer ankrachte. Dann musste ich schauen, irgendwo auf einem LKW unterzukommen. Wenn man einmal droben ist, geht es meist gut, die Landser sind meist sehr nett, aber vorher muss man sich häufig von den Fahrern duzen lassen und untertänigst bitten. PKW's*

Der praktizierte deutsche Archivschutz in Italien war über weite Strecken nicht mehr als eine auf dem Papier aufgebauschte Aktion, das belegen nicht zuletzt die äußerst geringen Kosten in Höhe von lediglich 1612,– Reichsmark.[94] Eine ebenfalls wenig günstige Einschätzung der Effizienz des Archivschutzes wurde auch im näheren Umfeld geäußert. Der Leiter der Zweigstelle des Kunstschutzes in Florenz, Ludwig Heydenreich,[95] schrieb im Herbst 1944 an seinen Vorgesetzten Langsdorff über die Aktivitäten des DHI: *Die Sache scheint aber (aus einmal mündlich zu erörternden Gründen) ziemlich langsam anzurollen.*[96] Noch vernichtender war das Urteil der alliierten Kunstschutzoffiziere, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit die deutschen Maßnahmen als „großen Reinfall" (*a very damp squid*)[97] bezeichneten.

Der offensichtlich sehr inkonsequent und unsystematisch betriebene Archivschutz bot andererseits vielseitige Angriffsflächen. Nachdem der Sachverhalt auch Ernst Zipfel,[98] dem Generaldirektor der

---

fahren immer vorbei, wenn man in Zivil ist. Dieser Zustand [ist] peinlich, ich habe noch keinen Stabsoffizier jemals in dieser Form bitten und warten sehen; StadtA KN NL Mayer Varia 24.

[94] Zur exakten Kostenaufstellung vgl. Dok. 4.

[95] Ludwig Heydenreich (1903–1978) Studium der Archäologie und Kunstgeschichte in Berlin und Hamburg; 1928 Promotion; 1929–34 Forschungsstipendiat am Kunsthistorischen Institut in Florenz; 1934 Habilitation in Hamburg; 1941 Ernennung zum apl. Professor in Berlin; 1943 Direktor des Kunsthistorischen Instituts in Florenz; 1944 Angehöriger der Abteilung Kunstschutz; 1947–70 Direktor des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München. Vgl. DBE, Bd. 5, S. 19.

[96] Schreiben von Heydenreich an Langsdorff vom September 1944; Archivio della Commissione per il recupero delle opere d'arte, Roma. Für den Hinweis auf das Dokument und die Übersendung einer Kopie danke ich Herrn Dr. Lutz Klinkhammer/Rom.

[97] Italian Archives (wie Anm. 66) S. 8. Der Bericht fährt fort: *When the Allied Archives Officer entered Florence in August, he naturally raised the question of what had been done by Professor Mayer and Dr. Bock; and received from the Director the reply that the ‚presence of these gentlemen did neither harm nor good, and was ineffective'*; ebd.

[98] Ernst Zipfel (1891–1966), 1911–20 Offizierslaufbahn im sächsischen Heer; 1920–23 Studium der Volkswirtschaft in Berlin und Würzburg mit Promotion; 1923 Archivrat im Reichsarchiv in Potsdam; 1932 Beitritt zur NSDAP; 1936 Direktor des neuen zivilen Reichsarchivs; daneben seit September 1938–45

preußischen Staatsarchive und bekannten Archivplünderer im deutsch besetzten Europa,[99] zur Kenntnis kam, versuchte er im Juli 1944 einen Archivar auf der Grundlage eines OKH-Befehls nach Italien zu entsenden, was jedoch aus bislang unbekannten Gründen nicht gelang.[100] Vielleicht lag der Grund, so ist zu vermuten, in der institutionellen Verankerung der Abteilung Archivschutz in der Militärverwaltung. Es bleibt der eigenen Phantasie und Vorstellungskraft überlassen, welches Gefahrenpotential für die italienischen Archive in der von Zipfel betriebenen Entwicklung verborgen lag.

Der praktische Archivschutz, der im wesentlichen aus Besichtigen und Kennzeichnen von Depots bestand, wurde ab Juni 1944 nur noch von einem einzigen deutschen Historiker, nämlich Gottfried Lang, durchgeführt. Die flächendeckende Wirksamkeit der Maßnahmen kann daher mit Recht angezweifelt werden. Das ganze Programm Archivschutz stellt sich als ein ad hoc implementiertes und konzeptionell nicht vorbereitetes Projekt dar, das realistisch gesehen aufgrund der geringen Ressourcen an Personal wie an Transportkapazitäten nicht einmal in Ansätzen zu verwirklichen gewesen ist. Dennoch kann dem deutschen Archivschutz in Italien in seiner Ineffizienz Erfolg in der Sache bescheinigt werden. Es konnte schließlich durch seine bloße Existenz, sprich durch den Aufbau eines Papiertigers mit dem klingenden Namen Archivschutz, der von Himmler angeordnete und im Fall der Fälle von Wehrmacht oder SD sicherlich unqualifiziert durchgeführte Abtransport von Archivalien abgeblockt werden. Das Verdienst des verhinderten Archivalienraubs gebührt ungeteilt Theodor Mayer.

Generaldirektor der preußischen Staatsarchive; seit Mai 1940 Kommissar für Archivschutz für das westliche und seit April 1941 auch für das östliche Operationsgebiet; 1942 in Personalunion Leiter des neuen Sonderreferats Archivwesen im Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete; seit Januar 1944 zugleich Leiter der Unterabteilung Archiv- und Schriftgutwesen im Reichsministerium des Innern; seit 7. Mai 1945 im Ruhestand; zurückgezogenes Leben in Bad Pyrmont; 1951 Pensionierung. Vgl. W. Rohr, Ernst Zipfel †, Der Archivar 2 (1967) Sp. 206f.

[99] Vgl. dazu Fahlbusch, Deutschtumspolitik (wie Anm. 51) besonders S. 638ff.

[100] Vgl. zu diesem Plan: T. Musial, Staatsarchive im Dritten Reich. Zur Geschichte des staatlichen Archivwesens in Deutschland 1933–1945, Potsdamer Studien 2, Potsdam 1996, S. 168.

8. Der persönliche Einsatz für die italienischen Archive hat sich für Mayer unmittelbar nach 1945 nicht in barer Münze ausgezahlt. Er sollte nicht wieder in das Präsidentenamt der MGH eingesetzt werden. Nach einer rund neunmonatigen, auf eine Denunziation zurückgehenden Internierung im Lager Hammelburg (September 1945 bis Juni 1946) und einem langen, durch ein anonymes Schreiben[101] verzögerten Entnazifizierungsverfahren[102] wurde Mayer wegen einer lediglich als Vorwand dienenden, angeblichen Ablehnung seiner Person durch die amerikanische Militärregierung und die bayerische Staatskanzlei kaltgestellt.[103] Die in Wissenschaftskreisen spektakuläre Verdrängung aus dem Präsidentenamt galt freilich nicht so sehr dem NS-belasteten Wissenschaftler, einem zwar nicht fanatischen, aber doch überzeugten Nationalsozialisten, sondern sie galt dem ungeliebten, ständig einen Konfrontationskurs einschlagenden Kollegen,[104] dem selbstherrlichen Großordinarius und Mandarin Theodor Mayer. Der Mediävist wurde im wesentlichen wegen erheblicher Mängel im persönlichen Umgang auf das wissenschaftliche Abstellgleis gestellt.[105]

---

[101] Das Schreiben stammt höchstwahrscheinlich von Fritz Weigle, wie Theodor Mayer nach reiflicher und schlüssiger Überlegung vermutete. Es ist im Wortlaut publiziert bei: Hausmann (wie Anm. 92) S. 96 Anm. 190.

[102] Die Spruchkammer Höchstadt/Aisch verurteilte Mayer am 22. September 1947 zu einer „Sühnemaßnahme" in Form einer Geldbuße von RM 1000,– und teilte ihn in der Gruppe IV („Mitläufer") ein. Zur Begründung des Urteils vgl. den Bescheid in: StadtA KN NL Mayer Varia 25.

[103] Zur Neuorganisation der MGH vgl. W. Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1993, S. 145–158. Unter dem Historiker Walter Goetz wurde 1947 eine neue Zentraldirektion der MGH gebildet. Goetz behauptete fälschlicherweise in seinen Erinnerungen, daß Mayer *auf Anordnung der amerikanischen Behörden* nicht mehr in sein Amt eingesetzt worden sei. Ders., Historiker in meiner Zeit. Gesammelte Aufsätze. Mit einem Geleitwort von T. Heuss, Köln 1957, S. 84.

[104] Der Kurator der Universität Marburg, der für seine sachlich-nüchternen Berichte bekannt war, urteilte am 3. November 1941 über ihn: *Professor Mayer ist eine Persönlichkeit, die fortgesetzt den Frieden und die Arbeit der Universität durch Übergriffe und unberechtigte Einmischungen sowie durch die Art seiner Menschenbehandlung stört. [...] Rektor Mayer leidet an einem übertriebenen Geltungsbedürfnis und Machtstreben und an einem hemmungslosen Machtgefühl*; zitiert nach Nagel (wie Anm. 4) S. 357.

[105] Nagel (wie Anm. 1) S. 171.

Der Zusammenbruch des Jahres 1945 bot nicht nur im Fall Mayer die günstige Gelegenheit, sich eines unliebsamen Kollegen zu entledigen.

In Italien war zwischenzeitlich durch eine Kommission die Rolle des deutschen Archivschutzes untersucht worden. Die Ergebnisse basierten auf der Vernehmung von kriegsgefangenen Mitarbeitern des deutschen Kunstschutzes sowie den in Verona aufgefundenen Akten der Abteilung Kunst-, Archiv- und Bibliotheksschutz, über deren Verbleib offiziell bis heute nichts bekannt ist.[106] Der *Sottocommissione per i monumenti belle arti e archivi*, hinter der sich amerikanische und britische Kunstschutzoffiziere verbargen, diente vor allem die Vernichtung des Depots des Staatsarchivs Neapel als Beweis für das kulturzerstörerische Verhalten der deutschen Besatzer: „Der gute Name der Deutschen wird auf immer befleckt sein wegen der brutalen und sinnlosen Zerstörung der so bedeutenden Dokumente des Staatsarchivs Neapel, die im Depot der Villa Montesano absichtlich verbrannt wurden."[107]

Überhaupt war die Stimmung in der italienischen Nachkriegsgesellschaft wenig günstig für eine objektive Beurteilung der deutschen Besatzungspolitik im allgemeinen und des deutschen Archivschutzes im besonderen. Apologetische, germanophobe Tendenzen herrschten vor. Ohne den Text des Abschlußberichts zu den Archiven im Wortlaut zu kennen, war Theodor Mayer über das Erscheinen der Publikation im Januar 1947 informiert worden. Tief entrüstet und *peinlich berührt* schrieb er nach Italien: *Ich hatte bestimmt erwartet, daß man von Seite der italienischen Archivverwaltung dem Deutschen Historischen Institut in Rom und mir im besonderen danken würde für die werktätige und erfolgreiche Hilfe, die wir bei der Bergung und beim Schutz des italienischen Archivgutes geleistet haben. Niemals hätte ich gedacht, daß deshalb irgendwelche Vorwürfe erhoben werden könnten. Es ist nicht leicht, gegen solche Angriffe Stellung zu nehmen, da ich deren Wortlaut nicht kenne. Ich kann mir denken, daß von irgendwelchen Seiten die wirklichen Vorgänge einfach auf*

---

[106] Kopien der Kunstschutz-Akten befinden sich in Rom im Archiv der *Commissione Recupero* des italienischen Außenministeriums. Über den Verbleib der Originale ist nichts bekannt.

[107] Rapporto finale (wie Anm. 49) S. 24. Zum Geschehen selbst vgl. Anm. 52.

den Kopf gestellt worden sind, welche Persönlichkeiten hieran die Schuld tragen, weiß ich nicht, ich kann nur Mutmaßungen anstellen. Ich sehe nur wieder, daß, wie es oft im Leben geht, bei einer Sache, die gut ausgegangen ist, hinterher jeder möglichst aktiv beteiligt gewesen sein wollte, während sich nachträglich jeder drückt, wenn es schlecht ausgegangen ist. Im vorliegenden Falle wollen jetzt sehr viele den erfolgreichen Archivschutz durchgeführt haben; als es darauf ankam Widerstände, Schwierigkeiten und feindliche Absichten zu überwinden, da stand ich mutterseelen allein.[108]

ANHANG

1) Denkschrift von Theodor Mayer vom 1. April 1944[109]

Prof. Theodor Mayer
Reichsinstitut für ältere deutsche
Geschichte und deutsches historisches
Institut in Rom Verona, den 1. April 1944

Betr.: Bergung und Fotografierung italienischer Archivalien.

Im Herbst 1943 wurde ich vom Reichssicherheitshauptamt zur Stellungnahme gegenüber einer vom BdS in Verona ausgegangenen Anregung betreffend die Sicherstellung der italienischen Archivalien, vorzüglich jener, die sich auf die deutsche Geschichte beziehen, aufgefordert. Ich habe den Gedanken als solchen sehr lebhaft begrüßt und auch Vorschläge wegen der Durchführung gemacht. Der SD setzte sich noch ins Einvernehmen mit dem Auswärtigen Amt, während ich dem Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung Bericht erstattete.[110] Das Programm ist aber in der Folge in dem Sinn erweitert worden, daß alle italienischen Archivalien aus dem gefährdeten Kampfgebiet durch Abtransport nach Norditalien gesichert werden sollten, es wurde wohl auch daran gedacht, die für die deutsche Geschichte besonders wichtigen Stücke ins Reich zu bringen.

[108] Schreiben von Mayer an Hagemann vom 3. Februar 1947; StadtA KN NL Mayer Varia 25.
[109] Ungezeichnete Abschrift.
[110] Denkschrift von Mayer an Reichsminister Rust vom 21. März 1944; StadtA KN NL Mayer Varia 25.

In wiederholten Besprechungen, die in Berlin stattfanden und nachdem ich mir selbst bei einem Aufenthalt in Italien, währenddessen ich Gelegenheit hatte, die Frage beim BdS in Verona und in Rom mit führenden italienischen Archivaren zu besprechen, ein klares Bild verschafft hatte, ergab sich eine weitgehende Beschränkung dieser ausgreifenden Pläne, einerseits auf das durchführbare und andererseits auf das vom politischen und wissenschaftlich-kulturellen Standpunkt aus empfehlenswerte Maß. Es handelt sich im Ganzen um zwei nebeneinander laufende, aber miteinander zu verbindende Aktionen.

1. Die Bergung und Sicherstellung der italienischen Archivalien gegenüber Zerstörungen durch kriegerische Einwirkungen, aber auch gegenüber allfälliger Verschleppung durch die Anglo-Amerikaner im Falle einer Besetzung weiterer italienischer Gebiete. Unter den italienischen Archiven ist zu unterscheiden zwischen den staatlichen einerseits und denen der autonomen Stellen, also städtischen oder geistlichen und endlich den privaten Archiven andererseits. Die wichtigen wertvollen Bestände der staatlichen Archive soll dem Vernehmen nach bereits gegen Luftgefahr oder Artilleriebeschuß gesichert und geborgen sein, im übrigen ließe sich hier durch *[Seite 2]* freundschaftliche Einwirkung auf die italienische Regierung aufgrund der im Reich gemachten Erfahrungen leicht erreichen, daß irgendwelche Versäumnisse von der italienischen Archivverwaltung nachgeholt würden. Die Sicherung gegen Verschleppung durch Anglo-Amerikaner ließe sich durch Verstecken der Archivalien oder durch Abtransport erreichen. In wie weit die Verstecke eine wirkliche Sicherung bedeuten würden, müßte im einzelnen Fall festgestellt werden. Jedenfalls könnten nicht ganz große Bestände versteckt werden, sondern nur Einzelstücke oder kleine Mengen. Der Abtransport ganzer italienischer Staatsarchive ist wegen der ungeheuren Menge der Archivalien und wegen der außerordentlich angespannten Transportverhältnisse völlig ausgeschlossen. Eisenbahntransport käme wegen der heutigen Unterbrechung der Eisenbahnlinien für den nahe der Front liegenden Raum wohl überhaupt nicht infrage: die Archivalien würden auch einer sehr großen Gefährdung durch Luftangriffe während des Transportes ausgesetzt sein. Es könnte sich also beim Abtransport nur um eine Auswahl von wichtigen Archivalien handeln. Die systematische Durchforschung der in Frage kommenden Archive wäre aber im gegenwärtigen Zeitpunkt kaum möglich, weil ein Teil der Archivalien bereits verpackt oder geborgen ist und weil diese Durchforschung sehr lange Zeit in Anspruch nehmen würde und selbst mit einem großen Mitarbeiterstab nicht rasch bewältigt werden könnte. Es würde sich also empfehlen, sich beim Abtransport in erster Linie auf die leicht erfaßbaren und besonders für den Archivalienhandel wertvollen Stücke zu beschränken. Das gilt vornehm-

lich gegenüber den staatlichen Archiven, bei den städtischen, geistlichen und privaten Archiven liegen die Dinge ähnlich, nur handelt es sich hier im allgemeinen nicht um sehr große Bestände. Gegenüber diesen Archiven hat die staatliche Archivverwaltung nur ein Aufsichts-, nicht ein Befehlsrecht. Sie kann also auf diese Archivbesitzer keinen Zwang ausüben. Hier könnte im Einvernehmen mit den italienischen Stellen von deutscher Seite eine gewisse Unterstützung bei der Veranlassung der Bergung gewährt werden. Grundsätzlich aber sollen solche Aktionen von den Italienern mit deutscher Unterstützung nicht aber von den deutschen Stellen selbständig durchgeführt werden. Die Bergung soll grundsätzlich innerhalb eines begrenzten Raumes erfolgen, wobei in erster Linie an die Verbringung in die großen Staatsarchive, aber auch an *[Seite 3]* andere geeignete Orte, Klöster oder sonstige feste Gebäude zu denken wäre. Auf diese Weise könnten große Transporte vermieden und doch der Zweck erreicht werden.

Die Frage des Abtransportes einzelner für die deutsche Geschichte wichtiger Archivalien ins Reich muß besonders geprüft werden. Die Möglichkeit, daß wertvolle Archivalien allenfalls von den Anglo-Amerikanern weggeschleppt werden könnten, würde eine Wegbringung durch uns noch keinesfalls begründen. Das Ergebnis wäre außerdem nicht sehr groß. Aus der älteren Zeit gibt es nicht mehr viele noch unbekannte archivalische Quellen; in der späteren Zeit schwellen aber die Bestände so an, daß die Einzelstücke nur als Teile des gesamten Quellenbestandes wichtig sind. Der wissenschaftliche Wert von Einzelstücken wird aber dadurch, daß sie aus ihren Beständen herausgelöst werden, sehr herabgesetzt, diese Stücke wären im Reich kaum benützbar, weil sonst immer der Vorwurf des Archivalienraubes erhoben werden würde. Es müßte also der Besitz geheim gehalten und die Archivalien der Benützung völlig entzogen werden. Damit wäre der deutschen Wissenschaft nichts genützt. Andererseits aber würde dadurch das Verhältnis der deutschen Wissenschaft zur italienischen auf sehr lange Zeit hinaus schwer belastet werden.

Für die Durchführung der Aktion sollen die Mitglieder des deutschen historischen Instituts in Rom als Kenner der italienischen Geschichte und der gegenwärtigen italienischen Verhältnisse eingesetzt werden. Das Institut würde sich aber für alle Zeiten in Italien unmöglich machen, wenn gegen dasselbe der Vorwurf erhoben werden könnte, daß es an einer Wegbringung der Archivalien beteiligt gewesen wäre. Ich glaube auch nicht, daß vom allgemein politischen Standpunkt aus ein Abtransport nach Deutschland empfohlen werden könnte, da er zweifellos zu weitgehenden diplomatischen Spannungen führen könnte.

Die 2. Aktion, die mit der Bergungsaktion verbunden werden könnte, betrifft die Fotografierung der für die deutsche Geschichte wichtigen Be-

stände der italienischen Archive. Durch gute Fotografien können die Originale weitgehendst für die wissenschaftliche Benützung ersetzt werden. Man wird sich jedoch im allgemeinen auf *[Seite 4]* Einzelstücke, Urkunden, einzelne Handschriften usw. beschränken. Die Aufnahme großer Aktenbestände oder auch Kopial- oder Registraturbücher wird im allgemeinen als zu umfangreich nicht zu empfehlen sein. Man muß bedenken, daß die großen Archive doch immer wieder besucht werden müssen. Anders ist es mit den kleinen Archiven, die außerhalb der großen Städte liegen. Hier wäre es sehr wohl zu empfehlen, die wichtigeren Stücke zu fotografieren um für die Zukunft die zeitraubenden Reisen zu ersparen.

Für die Durchführung einer Fotografieraktion müßten aber entsprechende Ausrüstungen (Leikaapparaturen) und ausgebildete Fotografen zur Verfügung gestellt werden. Das Institut besitzt eine solche Ausrüstung nicht, eine Nachfrage bei der deutschen Forschungsgemeinschaft in Berlin hat ergeben, daß auch dort gegenwärtig keine Apparate frei sind. Es wäre aber möglich, dass verschiedene von der Forschungsgemeinschaft dem Ahnenerbe geliehene Apparate dort nicht benützt werden. Es war mir aber bisher noch nicht möglich, beim Ahnenerbe Erkundigungen einzuziehen. Die Kosten für die ganze Aktion sollen laut Entscheidung des Reichsführers SS[111] von der deutschen Forschungsgemeinschaft übernommen werden. Wie ich durch persönliche Nachfrage erfahren habe, dürfte es wohl möglich sein, die nicht großen Mittel auf diese Weise aufzubringen. Die Mitglieder des deutschen historischen Instituts in Rom würden unter Beibehaltung ihrer bisherigen Bezüge an den in betrachtkommenden Orten eingesetzt werden. Die Durchführung der Aktion hätte zuerst in den frontnahen Gebieten einzusetzen, also in Latium, Umbrien und in den Marken. Dort ist bereits der Mitarbeiter des Instituts Dr. Gottfried Lang in Rom tätig, ich habe ihn bei meinem letzten Aufenthalt in Rom besonders angewiesen, sich dieser Dinge im Einvernehmen mit den Vertretern des Kunstschutzes anzunehmen. Soweit ich unterrichtet bin, ist die Archivalienbergungsaktion dort schon voll im Gange. Es wäre aber zu überlegen, ob nicht noch ein zweiter Mitarbeiter zur Verstärkung nach Rom abgeordnet werden sollte. Die nächste Landschaft, die daran käme, wäre Toscana, dort sollen ein oder zwei Herren eingesetzt werden, die in Verbindung mit der italienischen Archivverwaltung die geplante Aktion *[Seite 5]* durchzuführen hätten. Die nördlich der Apenninen gelegenen Gebiete könnten in einem späteren Zeitpunkt bearbeitet werden.

Laut mir *[bekannt]* gewordenen Nachrichten, die auch durch die Zeitungen gegangen sind, ist für den Archivschutz der SS-Standartenführer Dr.

---

[111] Heinrich Himmler.

Langsdorff[112] mit dem Dienstsitz in Florenz eingesetzt worden. Dem Vernehmen nach ist aber diese Aktion hauptsächlich auf den Kunstschutz gerichtet. Jedenfalls aber müßte mit Dr. Langsdorff[113] ein Einvernehmen herbeigeführt werden, damit eine reibungslose Zusammenarbeit sichergestellt würde. Im übrigen soll die Aktion von den Mitgliedern des deutschen historischen Instituts in Anlehnung an die Wehrmacht (Heeresleitung Kesselring im frontnahen Raum, sonst an den Bevollmächtigten Deutschen General in Italien),[114] an den Generalbevollmächtigten Botschafter Dr. Rahn und an den BdS[115] durchgeführt werden. In wieweit und in welcher Weise die Angelegenheit mit den italienischen Behörden geordnet werden müßte, ist mir nicht bekannt, jedenfalls aber wäre es notwendig, daß die italienischen Archivverwaltungen darauf hingewiesen würden, daß es sich hier um eine Aktion handelt, die in erster Linie die italienischen Interessen dort wahren soll, wo die Italiener das selbst nicht vermögen, die aber auch für uns wichtig ist, weil die italienische und die deutsche Geschichte eng miteinander verflochten sind und es sich vielfach schlechthin um wichtiges europäisches Kulturgut handelt.

[Theodor Mayer]

(StadtA KN NL Mayer Varia 25)

2) Schreiben von Mercati an Mayer vom 2. Juni 1944

Archivio Segreto Vaticano

Città del Vaticano, li 2 giugno 1944

Illustre Professore,

sono dolente che le circostanze non mi abbiano permesso di avere la Sua visita. Avrei desiderato salutarLa ed insieme esprimere un vivo ringraziamento a Lei e a quanti si sono adoperati e si adoperano per la difesa degli archivi ecclesiastici dai pericoli della guerra: è un'opera di gran merito, un servigio che si rende alla cultura.

Lieto di poterLa rivedere in altra occasione mi professo

obbl. G. Card. Mercati

---

[112] Korrigiert aus Langsdorf.
[113] Korrigiert aus Langsdorf.
[114] Rudolf Toussaint.
[115] Wilhelm Harster.

Chiarissimo
Prof. Teodoro Mayer
Direttore dell'Istituto Storico Germanico
in Roma

(StadtA KN NL Mayer Varia 25)

3) Schreiben von Spengler[116] an Mayer vom 18. September 1944

Der Chef der Sicherheitspolizei
und des SD
III C

Berlin SW 11, den 18.9.1944
Prinz-Albrecht-Straße 8

Herrn
Professor Mayer
Schloss Pommersfelden bei Bamberg

Betr.: Erfassung des in italienischen Archiven und Bibliotheken befindlichen Quellenmaterials zur Reichsgeschichte
Vorg.: bekannt

Sehr geehrter Herr Professor!

Auf Weisung des Reichsführers-SS[117] sollten die in italienischen Archiven und Bibliotheken ruhenden Quellen zur Reichsgeschichte für die deutsche Wissenschaft gesichert werden. Die wissenschaftliche Leitung der Aktion wurde Ihnen übertragen.

Reichsführer-SS hat angeordnet, dass Sie

1. einen Tätigkeitsbericht über die bisher von Ihnen veranlassten Massnahmen und gesicherten Archivalien vorlegen,

---

[116] Wilhelm Spengler (1907–1961) Studium der Germanistik und Geschichte in München; 1932 Promotion über das Drama Schillers; 1933 ehrenamtlicher Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes; 1934 Quittierung des gymnasialen Schuldienstes und Aufbau der Schrifttumsstelle des SD in Leipzig; 1937 Leiter der Hauptabteilung II 21 (Kulturelles Leben) des SD-Hauptamtes in Berlin; 1939–45 Leiter der Amtsgruppe III C (Kultur) beim RSHA; März 1942 Partisanenbekämpfung im Nordabschnitt der Ostfront; Mai 1942 bei der Einsatzgruppe D auf der Krim; 1951 Pressewart der „Stillen Hilfe für Kriegsgefangene und Internierte e.V."; Lektor beim Stalling Verlag in Oldenburg. Vgl. Wildt (wie Anm. 27) besonders S. 170ff.

[117] Heinrich Himmler.

2. eine Aufstellung über die bei der Durchführung des Auftrags bisher aufgewendeten finanziellen Mittel,
3. eine Erklärung abgeben, weshalb Sie die Arbeit eingestellt haben.
Ich bitte um umgehende Übersendung der Unterlagen an mich zur Vorlage beim Reichsführer-SS.

Heil Hitler!
Ihr Spengler
SS-Standartenführer

(StadtA KN NL Mayer Varia 25)

4) Schreiben von Mayer an Spengler vom 28. September 1944[118]

Prof. Dr. Th. Mayer 28.9.44[119]

Zu 1: Im Herbst 1943 ist vom BdS in Italien ein Antrag auf Bergung italienischer Archive und Sicherung der Quellen zur deutschen Geschichte aus italienischen Archiven und Bibliotheken gemacht worden. Ich hatte Gelegenheit, dazu Stellung zu nehmen und habe einen Gesamtplan für die Durchführung dieser Arbeiten in ganz Italien entworfen. Mit der Bergung der Archivalien in Latium und Umbrien habe ich im Einvernehmen mit dem SD unmittelbar begonnen. Über den von mir aufgestellten Plan und die veranlaßten Maßnahmen verweise ich auf die Denkschriften vom 21. März[120] und 1. April 1944.[121] Bei einer Besprechung der Angelegenheit in Verona ergab sich, daß von der Militärverwaltung ebenfalls eine Aktion zur Bergung von Kunst-, Archiv- und Bibliotheksgut eingeleitet war, die jedoch über keine, für die Bergung von Archiven wissenschaftlich ausgebildeten Kräfte verfügte. Aus diesem Grunde habe ich mich zu einer Zusammenarbeit mit der Militärverwaltung bereit erklärt. Ich lege eine Abschrift einer von mir am 5. April in Verona abgefaßten Gedächtnisschrift bei.[122] Für die Bergung der Archive in Latium, Umbrien und in den Marken habe ich im Januar 1944 Herrn Dr. Lang eingesetzt und selbst

---

[118] Ungezeichnete Abschrift.
[119] Handschriftlich mit Bleistift von Mayer vorgenommene Datierung.
[120] Denkschrift an den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 21. März 1944; StadtA KN NL Mayer Varia 25.
[121] Abgedruckt als Dokument 1.
[122] Liegt nicht bei. Das Dokument ist lediglich in einer italienischen Übersetzung publiziert: Rapporto finale (wie Anm. 49) S. 46f.

wiederholt mit den zuständigen italienischen staatlichen Behörden in Rom, sowie mit den kirchlichen Stellen im Vatican verhandelt. Die Bergungsaktion ist in diesem Gebiet recht erfolgreich gewesen; es sind über 20 Archive aus Latium und Umbrien nach Rom überführt und teils im Staatsarchiv, teils im Vatikanischen Archiv untergebracht worden. In den Marken konnte die Bergungsaktion wegen der raschen Rückverlegung der Kampffront nach Norden nicht mehr durchgeführt werden.

Diese Archivbergung hat volle Anerkennung, besonders im Vatican gefunden, das zeigt ein Schreiben des Kardinals Giovanni Mercati,[123] das er mir am 2. Juni durch einen Beamten des Vatikanischen Archivs schickte, als ich gerade in Rom anwesend war.

Erheblich schwieriger gestalteten sich die Verhältnisse in Toscana [sic]. Prof. Bock und Dr. Opitz, die von April bis Juni in Florenz ihren Sitz hatten, haben zwar mehrere Fahrten nach Siena, S. Gimignano, Arezzo, Poppi un- *[Seite 2]* ternommen. Sie konnten dort hauptsächlich eine bessere Unterbringung der Archive und Bibliotheken veranlassen, zu größeren Aktentransporten ist es nicht gekommen; der Eisenbahnverkehr war bereits weitgehend lahmgelegt und Kraftfahrzeuge nur in sehr beschränktem Ausmaß vorhanden.

Günstiger hat sich die Bergungsaktion im nordapenninischen Raum und in Ligurien angelassen, wo Dr. Lang die weiteren Arbeiten durchgeführt hat. Leider sind die genauen Berichte von Dr. Lang bisher nicht eingelaufen. Aus kurzen brieflichen Mitteilungen Dr. Langs konnte ich aber ersehen, daß in Modena, Nonantola, Parma, Piacenza und in Genua zum Teil größere Bergungsaktionen durchgeführt worden sind. Im ganzen hat sich der allgemeine Plan der Bergung voll bewährt und es kann die Bergungsaktion als erfolgreich bezeichnet werden, wenn sie sich auch wegen der Schwierigkeiten in den Transportverhältnissen, die wesentlich größer waren als man vorher annehmen konnte, nicht vollständig durchführen ließ. Man war für die ganze Aktion auf das Verständnis und die Unterstützung der militärischen Verwaltungsstellen angewiesen und mußte dabei mitunter recht unerfreuliche Erfahrungen machen.

Es stellte sich heraus, daß in den italienischen Archiven die wertvolleren Bestände bereits irgendwo geborgen waren, zum Teil waren sie in Kellern der Archivgebäude, in Kirchen usw. untergebracht, zum Teil waren sie außerhalb der Städte, in privaten Villen, in Klöstern usw. verwahrt. Infolgedessen waren gerade die historisch wertvollen Bestände für eine wissenschaftliche systematische Durcharbeitung zumeist nicht mehr greifbar, so daß eine systematische Erfassung der die deutsche Geschichte betreffenden Archivalien in

---

[123] Abgedruckt als Dokument Nr. 2.

diesem Zeitpunkt nicht erreicht werden konnte. Dazu wäre auch wegen der überaus großen Menge des Materials ein großer Stab von Mitarbeitern, die lange Zeit ungestört hätten arbeiten können, notwendig gewesen. Für die geplante Fotokopierung wären entsprechende Ausrüstungen und Personal erforderlich gewesen, beides stand nicht zur Verfügung.

Es hat sich ergeben, daß der Grundsatz, nach dem die Aktion durchgeführt wurde, nämlich die außerhalb der großen Städte irgendwo untergebrachten Archive *[Seite 3]* und Bibliotheken in die Städte zurückzuführen und, wo das nicht möglich war, die Archivalien an Ort und Stelle so gut es ging, zu bergen, richtig war. In Florenz z. B. war in Kellerräumen des Archivs und der Bibliothek für eine recht gute Verwahrung Sorge getragen. Dem Vernehmen nach sind vom Staatsarchiv in Neapel von den Italienern große Bestände außerhalb Neapels in Nola geborgen worden, unter diesen die angiovinischen Register und das Register Kaiser Friedrichs II., also Bestände von unschätzbarem Werte. Alle die Archivalien sollen einem, durch die kriegerischen Ereignisse hervorgerufenen Brande zum Opfer gefallen sein. Wären sie in Neapel geblieben, so wären sie noch heute unversehrt.[124] Zum Glück ist von dem Register Kaiser Friedrichs II., dessen Bearbeitung vom Deutschen Historischen Institut in Rom eingeleitet war, eine Fotokopie vorhanden, die jetzt einen vermutlich einmaligen Wert besitzt; sie befindet sich innerhalb des Reiches.

Zu 2: Die finanziellen Aufwendungen, die für diese Aktion gemacht worden sind, sind verhältnismäßig sehr gering. Die Angestellten des Deutschen Historischen Instituts haben ihre früheren Bezüge vom Institut weiter erhalten, nur Dr. Lang, dessen Bezüge gering sind und der bis zur Räumung Roms durch die deutschen Truppen dort geblieben ist, habe ich eine einmalige Teuerungszulage in der Höhe von 280,- RM bewilligt. Der Betrag, der für meine eigenen Reisen für Tagegelder erwachsen ist, beläuft sich für die Zeit vom 29. März bis 18. April und vom 29. Mai bis zum 16. Juni auf insgesamt 1332,- RM. Ich konnte aus dieser Summe auch noch Auslagen begleichen, die dadurch erwachsen sind, daß ich mehrfach italienische Gelehrte und Archivbeamte zum

[124] Diese Behauptung Mayers ist bloße Spekulation. Kontrafaktisch schiebt er der italienischen Archivverwaltung und nicht der deutschen Wehrmacht die Schuld an der Zerstörung zu: Die Verlagerung habe die Zerstörung provoziert, so das Credo Mayer. Wie allerdings die Bombenangriffe auf Neapel und der Brand der Universitätsbibliothek belegen, war zweifellos zum Zeitpunkt der Verlagerung eine starke Gefährdung der Archivbestände im Stadtgebiet gegeben und es ist nicht wahrscheinlich, daß die Archivalien in Neapel selbst gänzlich unversehrt geblieben wären.

Essen eingeladen habe. Der Betrag von 1300,- RM für meine Auslagen und von 280,- RM für Dr. Lang ist bereits von der Deutschen Forschungsgemeinschaft an mich erstattet worden.

Zu 3: Der Grund, weshalb ich meine Arbeit eingestellt habe, lag in einem peinlichen Vorfall, der sich bei meiner Rückreise aus Italien in Verona ereignet hat. Ich habe noch am Abend desselben Tages Herrn Dr. Weigle einen Vermerk diktiert, der Herrn Sturmbannführer Dr. Turowski übergeben worden ist. Ich lege Abschriften des ganzen, *[Seite 4]* sich damals ergebenen Schriftwechsels bei.[125]

Ich bemerke zu dieser Angelegenheit nur, daß ich den Weltkrieg 1914/18 als Frontsoldat mitgemacht habe und mich bei Beginn dieses Krieges zum aktiven Dienst bei der Wehrmacht freiwillig gemeldet habe, aber wegen meines Alters nicht mehr für den Frontdienst angenommen worden bin, man sagte mir, daß ich nur noch für Verwaltungsaufgaben bei Orts- oder Bahnhofskommandanturen verwendet werden könne. Unter diesen Umständen bestand ich nicht mehr auf einer Einziehung zum Militärdienst und übernahm das Rektorat der Philipps Universität in Marburg, das ich von 1939 bis 1942 führte. Ich glaube also, die militärischen Gebräuche und zivilen Gepflogenheiten zur Genüge zu kennen und im übrigen bin ich der Meinung, daß Verwaltungs- und Kulturaufgaben 300 bis 400 km hinter der Front „in zivilen Gepflogenheiten und entsprechender Weise" behandelt werden können. Ich habe den Dienst in Italien nicht leicht genommen. Ich habe bei meiner letzten Reise von 6 aufeinanderfolgenden Nächten 5 davon in überfüllten Eisenbahnwagen und Kraftwagen verbracht, um noch nach Rom zu kommen. Das Ergebnis war neben anderen wichtigen Dingen das Schreiben des Kardinals,[126] das für die spätere Zeit noch sehr wertvoll sein kann. Ich muß weiter leider auch noch bemerken, daß ich für die Reisen kaum eine praktische Unterstützung gefunden habe. Ich glaube nicht, daß Offiziere in meinem Alter in Lastkraftwagen fahren, daß sie viele Kilometer weit zu Fuß gehen und dabei ihr Gepäck selbst tragen, daß sie stundenlang an Straßen warten, um eine Fahrgelegenheit zu finden. Wer im Personenkraftwagen fährt verliert leicht das Verständnis dafür, wie die Verwaltungs- und Kulturaufgaben praktisch ausgeführt werden, was es heißt als Zivilist zu reisen, um Zeit zu gewinnen und nicht einfach tagelang zu warten, bis sich eine bequemere Reise ergibt.

---

[125] Liegt nicht bei.

[126] Das Dankesschreiben von Kardinal Mercati ist abgedruckt als Dokument Nr. 2.

Damit war die Zusammenarbeit mit der Militärverwaltung, wie sie in der Besprechung vom 3. April[127] vereinbart war, abgeschlossen und bei einem Besuch bei Herrn SS-Standartenführer Spengler erklärte dieser, daß wegen der Fortsetzung der ganzen Aktion die weitere militärische Lage abzuwarten wäre.

Prof. Bock und Dr. Opitz sind gemäß einer Abrede, *[Seite 5]* die ich mit Dr. Langsdorff hatte, nach Deutschland zurückgekehrt. Dr. Lang habe ich aus sachlichen Gründen weiter beim Archivschutz belassen, obwohl es mir sehr schwer fiel, weil Dr. Lang zum Jahrgang 1909[128] gehört. Ich habe mich daher auch nicht entschlossen, für ihn und für Dr. Opitz, der dem Jahrgang 1904 angehört, einen Uk-Antrag zu stellen, doch sind beide bisher nicht eingezogen worden.

[Theodor Mayer]

(StadtA KN NL Mayer Varia 25)

RIASSUNTO

Dopo l'armistizio dell'8 settembre 1943 fu istituita, nell'Italia occupata dai nazisti, un'amministrazione militare che, nella lotta policratica per il potere contro il ministero degli esteri e del *Reichsführer SS*, riuscì a ottenere la facoltà di creare l'ufficio *Kunst-, Archiv- und Bibliotheksschutz* (Ufficio di tutela dell'arte, degli archivi e delle biblioteche). Fu però il *Sicherheitsdienst* di Verona a portare l'attenzione del *Reichssicherheitshauptamt* sugli archivi italiani. Il ministero degli esteri chiamò ad assumere il compito della protezione degli archivi in Italia Theodor Mayer che nella sua qualità di presidente dei *Monumenta Germaniae Historica* era anche direttore dell'Istituto Storico Germanico di Roma. Mayer incaricò della rilevazione e tutela dei depositi archivistici alcuni giovani storici dell'Istituto e sventò un tentativo di sottrazione di fondi archivistici, ordinato da Himmler, con l'astuta proposta di non trasferire in Germania, come progettato, i documenti con riferimento alla storia tedesca, ma di farne soltanto una raccolta fotografica. Tuttavia, per mancanza di macchine fotografiche e di personale neppure questo fu fatto; tutta l'azione tedesca tesa alla tutela degli archivi si rivelò pertanto una tigre di carta la cui mera esistenza ha comunque evitato il peggio.

---

[127] Korrigiert aus 5. April.
[128] Korrigiert aus 1908.

MISZELLE

EXPERIMENT EINER DIGITALEN EDITION URKUNDLICHER QUELLEN

Der *Codice diplomatico della Lombardia medievale* (8.–12. Jahrhundert)

von

MICHELE ANSANI UND VALERIA LEONI*

1. Der *Codice diplomatico della Lombardia medievale*[1] (CDLM, dt. *Codex diplomaticus* der mittelalterlichen Lombardei) strebt die Realisierung einer im Internet zugänglichen kritischen Edition in Digitalformat an. Aus typologischer Sicht umfasst er einen Korpus homogener Quellen (sogenannter ‚diplomatischer' Quellen), die zum größten Teil, aber nicht gänzlich unveröffentlicht sind. Sie liegen in alten Archiven – nicht nur kirchlicher – Institutionen, deren Wirkungsfeld sich auf ein weiträumiges und von einer überwiegend einheitlichen Urkundenkultur charakterisiertes Territorium erstreckte. Der Zeitraum ist dabei relativ ‚lang' (5 Jahrhunderte, zwischen dem 8. und 12.); allerdings ist dieser nicht so lang, dass er das Anliegen – d. h. die vollständige Erfassung des Urkundenmaterials – wegen einer zu großen, in die Sammlung einzubeziehenden Materialfülle gefährden würde. Es handelt sich folglich um ein ganz traditionelles, vielleicht geradezu ‚übertrieben' traditionelles Projekt: einen *Codex diplomaticus* für ein bestimmtes Gebiet. In ähnli-

---

* Kapitel 1–3 von Michele Ansani; Kapitel 4 von Valeria Leoni; Übersetzung von Kordula Wolf.

[1] http://cdlm.unipv.it. Die Seite enthält vollständige Informationen über die Inhalte des Projektes, die Vorgehensweise und die angewandten Kriterien. Siehe auch M. Ansani, Il ‚Codice diplomatico digitale della Lombardia medievale': note di lavoro, in: Comuni e memoria storica. Alle origini del comune di Genova, Atti del convegno di studi, Genova 24–26 settembre 2001, Genova 2003, S. 23–49.

cher Form wurden seit Jahrhunderten historischer Gelehrsamkeit viele andere Vorhaben (in Italien, aber nicht nur dort) in Angriff genommen.

Es geht demnach um ein Editionsprojekt, in dessen Zentrum – wie gehabt – Quellen und Texte stehen. Was die Arbeit an den Texten anbelangt, spiegelt unsere digitale Version die räumliche Dimension und Funktionalität einer Druckedition wider. Sie ist in jedem Fall nicht darauf ausgerichtet, methodologisch neue Aspekte gegenüber den erprobten und traditionellen zu definieren.[2]

Beginnen wir zunächst bei derjenigen Tradition, die man (wie auch im gewählten Titel) *Codex diplomaticus* zu nennen pflegt. Ohne im Einzelnen auf die Ergebnisse der gelehrten Forschung zurückzukommen, sei in Erinnerung gerufen, wie die auf eine Edition ausgerichteten Untersuchungen über *cartae* und Diplome seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eine gewisse Bandbreite an Modellen und Lösungsansätzen sowie eine unerschöpfliche Diskussion über Editionsmethoden und -kriterien hervorgebracht hat.[3] Ihre Umsetzung durch Historiker ist in der Regel von dem notwendigen Bewusstsein um operative und kulturelle Bedingungen, innerhalb der diese Vorhaben (und diese Modelle) entstanden, bestimmt. Eine kurze Übersicht über die in Druckedition verfügbaren Quellen des hier in Frage kommenden Zeitraums und Gebiets zeigt ein Panorama, das von Diskontinuität, Qualitätsunterschieden, differierendem Aufbau der Sammlungen und Uneinheitlichkeit bei der Planung editorischer Projekte geprägt ist (das lässt sich auch für Quelleneditionen in vielen anderen Gebieten Italiens verallgemeinern).

Ohne auf die Abhandlungen Muratoris und die Bischofs- und Diözesangeschichten Ughellis zurückzukommen, in denen sich historische Erörterung und Transkriptionen sorgfältig ausgewählter urkundlicher und anderer Quellen abwechseln, kann diese Untersuchung ausgehen von dem durch Porro Lambertenghi besorgten *Codex Diplomaticus Langobardiae* (1873).

---

[2] Beobachtungen allgemeinen Charakters und ein Verweis auf die in den letzten Jahren eröffnete Debatte zum Thema bei: M. Ansani, Diplomatica (e diplomatisti) nell'arena digitale, Archivio Storico Italiano 158 (2000) Nr. 584 II, S. 349–379; Ders., Sull'edizione digitale di fonti documentarie, in: R. Greci (Hg.), Medioevo in Rete tra ricerca e didattica, Bologna 2002, S. 35–46; Ders., Diplomatica e nuove tecnologie. La tradizione disciplinare fra innovazione e nemesi digitale, in: Scrineum Rivista 1 (2003), http://scrineum.unipv.it/rivista/ansani.html.

[3] Vgl. A. Bartoli Langeli, L'edizione dei testi documentari. Riflessioni sulla filologia diplomatica, in: L'edizione dei testi mediolatini. Problemi metodi prospettive, Palermo 1991, S. 116–131, hier S. 116–118.

Er reicht bis in das Jahr 1000[4] und stellt den ersten Versuch einer systematischen (wenngleich in der Umsetzung weitgehend unvollständigen) Sammlung von Dokumenten und Urkunden in dem und für das Gebiet des Langobardenreichs dar. In kritischer Hinsicht ist es jedoch ein sehr unzulängliches Werk. Im Abstand von einigen Jahrzehnten folgten ihm die Editionen von Schiaparelli, die sich an die in den *Diplomata* der MGH angewandte Methodologie stark anlehnten.[5] Mit dem von Schiaparelli und Brühl herausgegebenen *Codice diplomatico longobardo* (CDL)[6] erfreut sich auch die gesamte lombardische Urkundenüberlieferung aus vorkarolingischer Zeit einer hervorragenden Edition. Allerdings wird in ihr eine kritische Beurteilung der einzelnen Zeugnisse mit Informationen über ihre Entstehung, ihre Sachverhalte und die (zumeist kirchlichen oder klösterlichen) Archivbestände, in denen diese konserviert und überliefert wurden, kaum vorgenommen. Dasselbe gilt für die von Luigi Schiaparelli zwischen 1903 und 1924 untersuchten und gesammelten Herrscherdiplome des *Regnum Italiae* aus der Zeit vom Ende des 9. und der Mitte des 10. Jahrhunderts.[7] Ähnlich verhält es sich – um auf dem Gebiet der Urkundenüberlieferung sogenannten ‚öffentlichen' Charakters zu bleiben – mit der von Cesare Manaresi herausgegebenen Sammlung von Gerichtsurkunden (oder *notitiae iudicati* – Schriften, in denen die vom König oder Kaiser oder anderen Autoritäten im königlichen oder kaiserlichen Auftrag geleiteten Prozesse festgehalten wurden). Diese umfasst die Zeit bis zum Ende des 11. Jahrhunderts und erschien in drei Bänden zwischen 1955 und 1960.[8] Die Edition des CDL, der Herrscherdiplome und später der Gerichtsurkunden erfolgte unter dem Dach des *Istituto Storico Italiano per il*

---

[4] Codex diplomaticus Langobardiae, Historiae Patriae Monumenta edita iussu regis Caroli Alberti XIII, Torino 1873.

[5] S. S. Scalfati, Carlo Cipolla, Luigi Schiaparelli e la scienza del documento, in: Carlo Cipolla e la storiografia italiana fra otto e novecento, Verona 1994, S. 145–167.

[6] Die zwei von Luigi Schiaparelli edierten Bände, welche die königlichen Diplome ausschließen, gehen zurück auf die Jahre 1929 und 1933. Vgl. Codice diplomatico Longobardo (sec. VIII), I, Fonti per la storia d'Italia 62, Roma 1929; II, Fonti per la storia d'Italia 63, Roma 1933.

[7] I diplomi di Berengario I, Fonti per la storia d'Italia 35, Roma 1903; I diplomi di Guido e di Lamberto, Fonti per la storia d'Italia 36, Roma 1906; I diplomi italiani di Lodovico III e di Rodolfo II, Fonti per la storia d'Italia 37, Roma 1910; I diplomi di Ugo e di Lotario, di Berengario II e di Adalberto, Fonti per la storia d'Italia 38, Roma 1924.

[8] I placiti del Regnum Italiae, vol. I–III, Fonti per la storia d'Italia 92, 96, 97, Roma 1955–1960.

Medio Evo (ISIME). In derselben Zeit (den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts) und wieder beruhend auf der Fleißarbeit des Cesare Manaresi, entstand die Sammlung der *Atti del Comune di Milano*. Sie wurde 1919 publiziert und bezieht alle schriftlichen (überlieferten) Zeugnisse der politischen, Verwaltungs- und Rechtsaktivitäten der Kommune für die Zeit vor der Redaktion des *Liber consuetudinum* (1216) ein.

In der Nachkriegszeit, vor allem Ende des vergangenen Jahrhunderts, gab es dann kaum noch Projekte und Editionen größeren Umfangs. Die vom ISIME koordinierten Vorhaben wurden durch Initiativen anderer Institute (Archive, Universitätsinstitute, Kommunal- und Provinzverwaltungen, kulturelle Stiftungen) oder natürlich einzelner Gelehrter ersetzt. Durch diese Aufteilung verändern sich auch die Kriterien bei der Auswahl der für eine Edition vorgesehenen Dokumente. Wir haben Sammlungen, die auf Kriterien geographischer Provenienz aufbauen und zum Großteil auf städtisches Gebiet beschränkt sind (zum Beispiel jene von Cesare Manaresi und Caterina Santoro in den *Atti milanesi e comaschi del secolo XI* edierte, die bereits 1933 begonnen und Ende der 60er Jahre fertiggestellt wurde).[9] Oder auch die zwischen den 70er und 80er Jahren in vier Bänden erschienene Edition der Urkunden Cremonas von Ettore Falconi, die sich (trotz der Absicht, weiträumiger vorzugehen) auf die erhaltenen Archivbestände in Cremona beschränkt und leider kein Register besitzt.[10] Oder, noch ein anderes Beispiel, die von Maria Franca Baroni bearbeitete und 1984 herausgegebene Reihe der *Pergamene milanesi dei secoli XII-XIII*. Auf der Grundlage nur weniger Auswahlkriterien geht es hier in erster Linie darum, Material zusammenzutragen und es auf der Basis aktueller archivwissenschaftlicher Prinzipien zu ordnen. Bis heute jedoch konzentriert sich diese Reihe, abgesehen von einigen Ausnahmen, auf wenige wichtige Bestände.[11] Die gleiche Vorgehensweise, allerdings mit einer Veröffentlichung beigelegter Faksimili im Anhang eines jeden der drei zwischen 1988 und 2000 erschienenen Bände, kennzeichnet die von Mariarosa Cortesi und Alessandro Pratesi besorgte Sammlung *Pergamene*

---

[9] Gli atti privati milanesi e comaschi del sec. XI. 1 (a. 1001–1025), ed. G. Vittani/C. Manaresi/C. Santoro, Milano 1933; 2 (a. 1026–1050), ed. C. Manaresi/C. Santoro, Milano 1960; 3 (a. 1051–1074), Milano 1965; 4 (a. 1075–1100), Milano 1969.

[10] Le carte cremonesi dei secoli VIII-XII, Ministero per i beni culturali e ambientali, Biblioteca Statale di Cremona, Fonti e sussidi I/1–4, Cremona 1979–1988.

[11] Le pergamene del secolo XII del monastero di S. Maria di Aurona di Milano conservate presso l'Archivio di Stato di Milano, ed. M. F. Baroni.

degli archivi di Bergamo. Das Unternehmen berücksichtigt bis heute nur die Überlieferung vor dem 12. Jahrhundert.[12]

Es bleibt noch auf solche Editionen hinzuweisen, die auf Forschungsarbeiten zurückgehen. Sie greifen, abgesehen von den Einrichtungen, an denen die Dokumente derzeit aufbewahrt werden, auf alle verfügbaren Instrumente zurück, um die Beschaffenheit und die Zusammensetzung der alten *tabularia* zu rekonstruieren: Das gilt für die von Ezio Barbieri, Ettore Cau und Michele Ansani edierten Urkunden von S. Pietro in Ciel d'Oro (1984),[13] S. Maria di Morimondo (1994)[14] und S. Pietro in Monte Serle (2000).[15]

Im Allgemeinen scheinen während der letzten Jahre die in Kodexform überlieferten Dokumente des 13. Jahrhunderts (kommunale *libri iurium*, Schriftgut aus Kirchen und Bistümern) die besondere Aufmerksamkeit der Spezialisten auf sich gezogen zu haben, ohne dass die Bestandsaufnahmen und Studien immer zu einer Edition geführt hätten.[16] Es bleibt noch viel zu

---

[12] Le pergamene degli archivi di Bergamo a. 740–1000, ed. M. Cortesi, kritische Edition von M. L. Bosco/D. Frioli/G. Mantovani, Carte medievali bergamasche I, Bergamo 1988; Le pergamene degli archivi di Bergamo aa. 1002–1058, ed. M. Cortesi/A. Pratesi, kritische Edition von C. Carbonetti Vendittelli/R. Cosma/M. Vendittelli, Carte medievali bergamasche II/1, Bergamo 1995; Le pergamene degli archivi di Bergamo aa. 1059 (?)–1100, ed. M Cortesi/A. Pratesi, kritische Edition von G. Ancidei/C. Carbonetti Vendittelli/R. Cosma, Carte medievali bergamasche II/2, Bergamo 2000.

[13] Le carte del monastero di S. Pietro in Ciel d'Oro di Pavia. II (1165–1190), ed. E. Barbieri/M. Casagrande Mazzoli/E. Cau, Fontes, Fonti storico-giuridiche. Documenti 1, Pavia-Milano 1984.

[14] Le carte del monastero di Santa Maria di Morimondo. I (1010–1170), ed. M. Ansani, Fontes. Fonti storico-giuridiche 3, Spoleto 1992.

[15] Le carte del monastero di San Pietro in Monte Ursino di Serle (1038–1200), ed. E. Barbieri/E. Cau, Codice Diplomatico Bresciano 1, Brescia 2000.

[16] Es genüge hier der Hinweis auf: Libro, scrittura, documento della civiltà monastica e conventuale nel basso medioevo (secoli XIII-XV), Atti del Convegno di studio (Fermo, 17–19 settembre 1997), ed. G. Avarucci/R. M. Borraccini Verducci/G. Borri, Studi e Ricerche. Collana dell'Associazione Italiana dei Paleografi e Diplomatisti 1, Spoleto 1999; A. Rovere, Tipologia documentale nei „Libri iurium" dell'Italia comunale, in: La diplomatique urbaine en Europe au moyen âge, Actes du congrès de la Commission internationale de Diplomatique, Gand, 25–29 août 1998, ed. W. Prevenier/Th. De Hemptinne, Leuwen-Apeldoorn 2000, S. 417–436; I registri vescovili dell'Italia settentrionale. Secoli XII–XV. Atti del convegno di studi (Monselice, 24–25 novembre 2000), ed. A. Bartoli Langeli/A. Rigon, Italia Sacra. Studi e documenti di storia ecclesiastica 72, Roma 2003.

arbeiten über die größtenteils noch unedierte Urkundenüberlieferung des 11. und vor allem des 12. Jahrhunderts. Man denke nur an den Bestand der alten *cartae*, welche im Hinblick auf eine kritische Edition noch zu untersuchen sind. Es soll hier genügen, an die von den Klöstern S. Ambrogio in Mailand und S. Giulia in Brescia überlieferten Pergament-Bestände und an die eindrückliche Menge an *cartae* zu erinnern, die in den Archiven von Bergamo (vor allem im Kapitelsarchiv und in der Bibliothek Angelo Mai) lagern.

Angesichts dieses Forschungsstandes ist, denke ich, ein Quellenedition-sprojekt vollkommen gerechtfertigt, welches

a) in der neuen digitalen Form die besten – oder schwer zu verbessernden – Editionen der jüngeren Tradition noch einmal vorlegt;
b) einheitliche Kriterien festlegt, wie bei der elektronischen Bearbeitung der Texte und bei der Datenstruktur vorgegangen werden soll;
c) das Material nach einem einzigen, historisch akzeptablen Kriterium ordnet, das im Stande ist, über die eventuelle Vielfalt der wichtigsten Personen innerhalb des Dokumentationszyklus (Inauftraggebung-Herstellung-Aufbewahrung) Rechenschaft abzulegen;
d) das Material in einem einzigen (digitalen) Ambiente zur Verfügung stellt, indem es neben den Textsammlungen Arbeitsmittel für die Benutzung und automatische Recherche erstellt.

Auf der anderen Seite ist die Diplomatik eine Disziplin, die sich in erster Linie mit Texten beschäftigt, eine Disziplin, deren innere problematische Dimension durch die ständige Arbeit mit den Texten,[17] d. h. Urkundentexten, zunimmt. Und deshalb ist es offensichtlich, dass es nur eine breite Verfügbarkeit von kritisch aufgearbeitetem und vertrauenswürdigem Material erlauben wird, in den nächsten Jahren die Forschung über die Vielfalt von Formen, Funktionen, Personen der Urkundenproduktion zu vertiefen und zu intensivieren (bzw. bisweilen wieder aufzunehmen). Denn auf unterschiedlichen Ebenen ist diese implizit mit institutionellen Ordnungen, politischen Implikationen sowie der juristischen Praxis und Kultur verflochten. Auf diese Themen konzentrierten sich – vor allem in jüngster Zeit – Spezialuntersuchungen zum 11. und 12. Jahrhundert.[18]

---

[17] Vgl. A. Bartoli Langeli, L'edizione dei testi documentari (wie Anm. 3) S. 118ff.

[18] Vgl. zum Beispiel G. G. Fissore, Il notariato urbano tra funzionariato e professionismo nell'area subalpina, in: L'evoluzione delle città italiane nell'XI secolo, a cura di R. Bordone e J. Jarnut, Annali dell'Istituto storico italo-germanico. Quaderno 23, Bologna 1988, S. 137–150; Ders., Alle origini del documento comunale: i rapporti fra notai e l'istituzione, in: Civiltà comunale: libro, scrittura, documento. Atti del Convegno dell'Associazione Italiana dei

2. Das Projekt konnte über große Ressourcen verfügen, die normalerweise Vorhaben auf geisteswissenschaftlichem Gebiet ‚verwehrt' bleiben. Seit 2000 sind Zuwendungen und Finanzierungen in verschiedener Form von der Region Lombardei, der Stiftung Cariplo, des MIUR[19] und der Universität Pavia zur Verfügung gestellt worden. Mit diesen Zuwendungen konnte ein Forscherteam aus jungen Promovierten und Promovenden sowie Absolventen der Fächer Diplomatik und Mittelalterliche Geschichte aufgestellt werden, das zu einem großen Teil für Recherchen in Archiven und für die kritische Arbeit an Texten ausgebildet ist. Dieses musste für eine elektronische Datenverarbeitung geschult und vor allem in die Prinzipien der Zeichenkodierung eingeführt werden, für die es Ziele, Grenzen und Vorgehensweisen festzulegen galt.

Die Verfügbarkeit großer Ressourcen verpflichtet dazu, und auch daran sind wir nur wenig gewöhnt, die Mittel vorab durch eine Aufstellung sogenannter ‚Projekt-Aktivitäten' und ihrer genauen Organisation und zeitlichen Durchführbarkeit zu planen. Aktivitäten, die sich also von Anfang an entlang konkreter Richtlinien entwickelt haben:

a) Definition eines Modells für die Kodierung von Texten auf der Basis von XML (*eXtensible Markup Language*), die zugleich für praktische und wissenschaftliche Verfahren geeignet ist; Formalisierung des Markierungsschemas (DTD, *Document Type Definition*), das Einheitlichkeit bei der digitalen Bearbeitung der Urkundentexte garantieren soll. Darauf wird später noch zurückzukommen sein. Der Beschreibung des Modells ist der letzte Teil dieses Artikels gewidmet.

b) Zugänglichmachen der Druckeditionen durch die Umwandlung des Materials in Digitalformat, seine Kodierung und eine erneute Publikation online. Mit Blick auf die Vollständigkeit des CDLM wurde entschieden, in die Online-Edition einige Urkundeneditionen einzubeziehen, die wegen dem Prestige und Ansehen ihrer Herausgeber und wegen wirklicher Qualität als essenziell wichtig angesehen werden. Die Einbeziehung geschieht durch einige ‚technische' Veränderungen, aber unter weitestmöglicher Wahrung der Kriterien, nach der diese ausgerichtet waren.

c) Erstellung ‚neuer' Editionen, denen eine Bestandsaufnahme, Durchsicht und Verzeichnung unedierter (oder bisher nur teilweise edierter) Archivbestände vorausgingen, um so die Herkunft der Urkunden zu ermitteln. Es handelt sich also um den ‚originalen' Teil des CDLM: Erst-Editionen in digitaler Form, von denen einige eventuell auch in Druckedition erscheinen wer-

Paleografi e Diplomatisti (Genova, 8–11 novembre 1988), Atti della Società Ligure di Storia Patria n. s. XXIX/2, Genova 1989, S. 99–128; G. Nicolaj, Cultura e prassi di notai preirneriani. Alle origini del rinascimento giuridico, Ius nostrum 19, Milano 1991.

[19] MIUR – Ministero dell'Istruzione, dell'Università e della Ricerca; d. Übers.

den. Unter gewissen Umständen kann es geschehen, dass Material publiziert wird, bevor die Edition des zu erforschenden Bestands abgeschlossen ist. Denn: Es kann in der Tat auch die einfache Verfügbarkeit von Urkundenlisten (die auf eine kleine Kartei verweisen könnten, in der die wichtigsten Informationen über den Aufbewahrungsort, die Überlieferung und eventuelle frühere Editionen einzelner Stücke enthalten sind) hilfreich sein; sicherlich hilfreich ist die Präsentation des Materials von in Bearbeitung befindlichen Editionen, das bereits fertig und hinreichend geprüft und vorbereitet ist.

d) Entwicklung einer Suchmaschine, die eine Arbeit mit dem im CDLM edierten Textmaterial in unterschiedlichen Komplexitätsgraden gewährleistet: von einem einfacheren, der eine Volltextsuche innerhalb des verfügbaren Quellenkorpus zulässt, bis zu einem verfeinerteren, der Eingrenzungen der Felder (chronologisch, territorial, nach Überlieferungsmodalitäten und juristischen Verhandlungsgegenständen) und eine Auswertung des Informationsgehalts der Daten (zum Beispiel begrenzte Suche nach bestimmten wichtigen Absätzen in der Textstruktur oder auf der Basis der von den Protagonisten der Dokumentation ausgeübten Funktionen) erlaubt. Das auf diese Weise zur Verfügung gestellte Arbeitsinstrument ist vom *Centro di Ricerche informatiche per i Beni Culturali* (CriBeCu) der *Scuola Normale Superiore* in Pisa entwickelt worden und implementiert eine bereits zuvor erprobte Software (TreSy, *Text Retrieval System*).

3. Als darüber nachgedacht wurde, wie das System und das Prozedere bei der digitalen Bearbeitung der Texte aufzugliedern sei, ging man selbstverständlich von der Notwendigkeit aus, Vorgehensweisen zu übernehmen, die verhindern, dass die Daten mit der Zeit veraltern; so, wie das Bedürfnis abzusehen war, bestimmte Prinzipien der Zeichenkodierung mit jenen einer Publikation im Netz zu verbinden. In dieser Hinsicht also konnten durch die Wahl von XML und damit verbundenen Technologien keine alternativen Lösungen einbezogen werden. Anders war das Problem der begrifflichen Struktur der Daten, über welche die Arbeitsgruppe, die sich konstituiert hatte, lange diskutierte. Es musste entschieden werden, welche DTD zu übernehmen bzw. ob ein *ad hoc*-Arbeitsmittel zu organisieren sei. Das heißt, um es auf den Punkt zu bringen: Es musste entschieden werden, welche textlichen Phänomene und Informationen durch ein Zeichensystem zu beschreiben sind, vor allem (wenn auch nicht allein) um die Funktionsfähigkeit der Suchmaschine danach auszurichten, die gleichzeitig entwickelt werden sollte.

Im Jahr 2000 gab es die Möglichkeit, *Guidelines* von TEI (die 1999 veröffentlichte P4 Beta)[20] zu übernehmen, damals die wichtigste Anwendung,

[20] Vgl. C. M. Sperberg-McQueen/L. Burnard, Guidelines for Electronic Text Encoding and Interchange, Chicago-Oxford 1994.

welche darauf ausgerichtet war, ein Zeichenkodierungsmodell im geisteswissenschaftlich-literarischen Bereich zu definieren. Weil TEI enorm komplex ist, weil die ‚leichte' Version der *Guidelines*[21] allgemein gehalten und überwiegend auf die Kodierung von literarischen Texten ausgerichtet ist und schließlich weil es in jenem Moment keine vergleichbare Initiative gab, die einen unumgehbaren Bezugs- und Vergleichspunkt hätte bilden können, schien es angebracht, ein eigenständiges Modell umzusetzen.[22]

Mehrmals während dieser letzten Jahre kam es vor, dass ich in Beiträgen, die in verschiedener Weise dazu dienten, das Berührungsfeld zwischen Diplomatik und Digitaltechnik[23] auszuloten, einzugrenzen und mit möglichen Themen zu füllen, auf das *Vocabulaire internationale de la Diplomatique* (VID)[24] als einen ersten möglichen und notwendigen Ausgangspunkt für ein Vorhaben dieser Art hinwies. Ich möchte mich nicht lange bei dem *Vocabulaire* aufhalten, einem Werk, das von der *Commission Internationale de Diplomatique* geplant und umgesetzt wurde. Es mag hier der Hinweis genügen, dass darin der Hang zur Klassifizierung und das Beharren auf Begrifflichkeiten, die schon immer die Disziplin kennzeichneten, bis zum Äußersten getrieben wurden und demzufolge die Elemente des diplomatischen Sprachgebrauchs durch eine Kombination von Begriffen sowie terminologischen Entsprechungen von allen Urkundentypen und ihren jeweiligen Erscheinungsformen so umfassend wie möglich *vereinheitlicht und kodiert* wurden.

Die Quellen, die wir als ‚diplomatische' oder urkundliche bezeichnen, das heißt, Texte mit Rechtsfunktion, die in den Jahrhunderten des Mittelalters und danach im öffentlichen und privaten Bereich entstanden, stellen aber ein Gebiet dar, auf dem Urkundenanalyse und das Bedürfnis nach Modellbildung

---

[21] Il manuale TEI Lite. Introduzione alla codifica elettronica dei testi letterari, a cura di F. Ciotti, Milano 2005.

[22] Die Situation ist heute etwas anders, auch dank der Ausarbeitung von Problemstellungen und Arbeitslinien in einem Workshop, der 2004 (5.–6. April) in München stattfand (*A DTD for medieval charters*): http://www.geschichte.uni-muenchen.de/ghw/UrkDTD.shtml, wo man auch auf eine aktualisierte Bibliographie zum Thema zugreifen kann. Vgl. auch G. Vogeler, Towards a standard of encoding medieval charters with XML, eine Zusammenfassung des auf der *conference* über *Digital Resources for the Humanities* im Jahr 2004 (Newcastle) präsentierten Vortrages: http://drh2004.ncl.ac.uk/abstract.php?abstract=215.

[23] Siehe oben Anm. 2.

[24] M. M. Cárcel Ortí (Hg.), Vocabulaire international de la diplomatique [Commission internationale de diplomatique. Comité international des sciences historiques], Valencia ^{2}1997 (^{1}1994).

und Vereinheitlichung von Daten eben aus der *Computer Science* leicht zusammengehen können. Es handelt sich in der Tat um eine Gesamtheit von Zeichen und Textsequenzen, deren Kodierung auf strenge Formalismen und daraus abgeleitete Formulierungen zurückgeht. Sie war für das Vorhandensein der Urkunde an sich sowie deren Angemessenheit und Übereinstimmung mit der Praxis und Gerichtsstruktur fundamental. Im Grunde ein Gegenstand, der sich viel besser als andere Bereiche oder Textgattungen für eine Digitalisierung eignet. Natürlich weisen die Urkundentypen und -strukturen Mannigfaltigkeiten, Analogien und Differenzen auf, die geschichtlich in Zeit und Raum verortbar sind. Aber das, was wir uns als eine abstrakte Logik des Urkundentextes vorstellen können, scheint nicht unendlichen Variationen zu unterliegen. Überdies sind die Elemente dieses Themenfeldes gerade im VID einer Kritik unterworfen, die offenen und festgelegten Kriterien folgt.

Aus der Perspektive der Textkodierung konnte (und musste) man demnach von jener Situation ausgehen. Dazu waren die erkennbaren Eigentümlichkeiten in der lombardischen Überlieferung aus den entsprechenden Jahrhunderten zu vereinheitlichen und mit einem ersten hypothetischen Modell zu kombinieren, das auf einer allgemeinen Ebene funktioniert und möglichst auf andere Bereiche erweiterbar und auf jeden Fall verbesserbar ist. Wir arbeiten überwiegend an Notariatsurkunden; in weitaus geringerem Maße an Urkunden, die in kleineren Kanzleien, vor allem bischöflichen, entstanden; und natürlich an Diplomen, Briefen und Privilegien aus der päpstlichen, königlichen und kaiserlichen Kanzlei.

Die DTD bewegt sich, genau genommen, auf drei Ebenen. Die erste Ebene sieht eine sehr ‚leichte' Markierung (auch Markup-Deklaration genannt, d. Übers.) vor und bezieht sich auf den editorischen Rahmen, sprich auf Informationen allgemeinen Charakters über die jeweilige Urkunde, die ‚gedruckt' und auf dem Monitor visualisiert werden. Dazu zählen der Archivbestand, zu dem das Dokument gehört, die Nummerierung innerhalb der entsprechenden Urkundenserie, der Titel, die Überlieferung, die Bibliographie u. s. w. Die zweite Ebene legt hilfreiche ‚Meta-Daten' für die automatische Suche und die Vernetzung mit anderen Informationssystemen fest und vereinheitlicht Daten über Chronologie, Archivsignatur, Ausstellungsort, Notare, Schreiber und deren Funktionen im Verlauf der Urkundenherstellung bis hin zu den wissenschaftlichen Verantwortlichen der Edition. Die dritte und wichtigste Ebene ist diejenige, die den Wortlaut einer jeden Urkunde festhält. Sie definiert den Aufbau und die einzelnen Informationen als Objekte der Textkodierung nach einer eigens dafür erstellten und hierarchisch geordneten Gliederung. Die Markierung des Textes stellt die letzte Phase der Arbeit am Dokument dar – eine Phase, die beginnt, wenn alle kritischen Untersuchungen abgeschlossen

sind: von der Transkription zur Interpretation des Inhalts, welcher durch ein Regest wiedergegeben wird; von der Wahl der Abkürzungen, deren Spuren in der Edition bewahrt werden sollen; bis hin zur Erstellung des kritisch-philologischen Anmerkungsapparates. An diesem Punkt wäre normalerweise das Material für eine Publikation fertig. Es muss dann nur noch entsprechend dem Kodierungsschema, das durch die DTD festgelegt wurde, ‚verändert' werden. Aber auch das ist, wie sollte es anders sein, ein gutes Stück kritischer Arbeit. In dieser Hinsicht kann die Kodierung die Dimension und die Bedeutung einer gänzlich neuen Anwendungsmöglichkeit der Methode annehmen. Sie zwingt zur Auswahl, oder besser: sie verhindert es, um eine Auswahl herumzukommen. In einer Zeit, in der Editionsvorhaben zur laufenden Praxis der historischen Forschung gehören und sehr oft den Eindruck vermitteln, dass es sich hierbei um eine eingeschliffene Routineübung handelt, kann eine klare Formulierung der Methodenwahl und eine weitestmögliche Transparenz des bei der Interpretation der Texte angewandten Prozedere paradoxerweise ein innovatives Moment in sich bergen.

Die hierarchische Folge der benutzten Markierungen spiegelt eine Logik des Textaufbaus wider, welche stufenweise die Elemente umschreibt, die wiederum an die Eigentümlichkeit und schließlich die Einmaligkeit des konkreten Urkundenaktes gebunden sind. Ausgegangen wird hierbei allerdings von einem allgemeinen Modell, das sich auf das gesamte urkundliche Schriftgut im herkömmlichen Sinne bezieht. Man schreitet also a) von der (für jede Konfiguration unabdingbaren) formalen Makro-Partitionierung zu b) einer Einteilung in Unter-Partitionierungen, die durch den Urkunden-‚Typ' bestimmt sind (zum Beispiel königliches Diplom, *carta*, *breve*), bis hin zu c) einer Definition der jeweiligen juristischen und urkundlichen Funktionen, welche für die einzelnen Typologien der Schriftstücke charakteristisch sind (zum Beispiel unterschiedliche Funktionen im Falle eines Prozesses oder einer Verkaufsurkunde). Bei der Erstellung eines ‚Wörterbuchs' möglicher Funktionen musste das Risiko einer ‚Über-Kodierung' beziehungsweise einer Markierung von Informationen, die ausschließlich aus der Urkundenvorlage erschlossen wurden, vermieden werden. Am Ende gelangt man zur Erstellung eines Namensregisters von Personen, Orten und in den Urkunden erwähnten Institutionen, welches standardisierte Namensformen, verwandtschaftliche Bindungen, juristische Tätigkeiten sowie die Identifizierung von Ortsnamen und Institutionen enthält.

Gegenüber diesem Modell weist die Textwirklichkeit selbstverständlich zahlreiche Ausnahmen auf: Man denke nur an die hinzugefügten Klauseln, die – besonders in den Notariatsinstrumenten der Jahrzehnte an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert – die perfekte Abfolge Protokoll-Text-Eschatokoll

unterbrechen und an unterschiedlichen Stellen innerhalb des Wortlauts inseriert sind. Es handelt sich jedenfalls um Ausnahmen, die in der DTD berücksichtigt sind.

Die auf diese Weise erhaltene Datenstruktur erlaubte es, eine recht flexible und effiziente automatische Suchmaschine zu entwickeln, die im Stande ist, unter vorheriger Bestimmung des Kontextes Informationen aus dem Urkundenkorpus herauszugreifen, das Material durch eine Festlegung der Chronologie, Archive, Typologie u. s. w. zu bearbeiten sowie die Recherche noch weiter einzuschränken, indem man die ausgewählten Textabschnitte mit Hilfe der Anwendung von DTD durchsucht. Letzteres kann durch eine Auswahl geschehen, ob Ortsnamen zum Beispiel als Bestandteile von Personenidentifizierungen oder im Zusammenhang mit Besitz- oder Eigentumsübertragungen oder Rechtsstreitigkeiten vorkommen; oder, noch ein anderes Beispiel, durch die Festlegung, ob unter Auslotung der verfügbaren Urkundentexte oder Zeugenlisten nach Personennamen gesucht werden soll. Man bestimmt also von vornherein den Informationsgehalt der abgefragten und erhaltenen Daten.

Ich möchte abschließend zwei Aspekte unterstreichen, die ich für besonders wichtig halte. Erstens: Eine genaue, gewissermaßen für das Vorhaben und die Absicht der Online-Edition angemessene, aber nicht überdimensionierte Darstellung des Kodierungsschemas XML (ein Schema also, das auf eine zum Teil interpretative Beschreibung des Textes und seiner Bestandteile abzielt: darauf werde ich im zweiten Punkt zurückkommen) hat die grundlegende Bedingung dafür geschaffen, dass es in ähnlicher Form wie im *Codice diplomatico lombardo* auch in anderen italienischen Projekten angewendet werden kann, wenngleich mit bestimmten Korrekturen, Ausweitungen und Einschränkungen je nach den unterschiedlichen Merkmalen des Materials (und natürlich der Gegenstände). Es gewährleistet also zunächst eine einfache Benutzung für junge Wissenschaftler mit geisteswissenschaftlicher Ausbildung, Absolventen und Promovenden, die fähig sind, mit gewissem Geschick mit den Quellen zu arbeiten. Die Reise durch Textdokumente, die nach erweiterten digitalen Standards ausgearbeitet wurden, bedeutet jedoch keinen ‚Urlaub für den Kopf'.

Zweitens: Das übernommene Markierungsmodell ist nicht ausgerichtet auf eine *Darstellung* der Quelle in allen ihren Aspekten, auf eine *digitale Darstellung*, die alle ihre entsprechenden Merkmale wiedergibt. Das heißt, es wurde nicht zu dem Zweck erstellt, die Vielfalt aller möglichen Gesichtspunkte zu berücksichtigen, oder, mit anderen Worten, das Originaldokument zu ersetzen. Berücksichtigt werden zum Beispiel weder die Maße noch eine einheitliche Beschreibung der *Material*-Aspekte, die ohnehin [bisher, d. Übers.] unsystematisch und als solche nicht standardisiert ist; vorgesehen ist

auch keine Kodierung bestimmter Elemente nach linguistischen Gesichtspunkten, ja nicht einmal (zum Beispiel) eine systematische Markierung von Zusammenfassungen, Interpunktionszeichen u. s. w. Es handelt sich um ein Modell, das keine Vollständigkeit beansprucht und auf Neutralität verzichtet. Die Perspektive, aus der heraus das Bild erstellt wird, ist gänzlich an die sich in der Tradition der Disziplin eingebürgerte Editionspraxis gebunden und übernimmt die Technologien der Informatik, und zwar unter prinzipiellem Verzicht auf den Anspruch, eine *methodologisch* innovative Dimension zu eröffnen. Denn diese wird für ein grundsätzlich falsches Vorhaben gehalten. Das Modell stellt vielmehr eine *Umwandlung*, eine *Übertragung* von Anwendungen, die außerhalb von diesem entstanden sind und sich gefestigt haben, in das digitale Ambiente dar, dessen Regeln und Gepflogenheiten trotzdem respektiert werden. Es geht aber nicht darum, eine echte (und vorzeitige) Lösung von weitreichender Tragweite hervorzubringen.

4. Wie bereits im ersten Teil dieses Artikels ausgeführt wurde, sieht der *Codice Diplomatico della Lombardia medievale* eine digitale Edition der Beurkundungen aus den Archiven kirchlicher und nicht-kirchlicher Institutionen oder aus Familienarchiven im Gebiet der Lombardei bis zum Ende des 12. Jahrhunderts vor. In einer späteren Phase wird die Edition auch durch Digitalaufnahmen der Urkunden selbst ergänzt werden können. Über die Texte und die Suchmaschine hinaus werden hilfreiche Arbeitsmittel wie Notarsverzeichnisse für die historisch-urkundliche Suche zur Verfügung stehen. Das Verzeichnis, welches für die Notare aus der Gegend um Pavia fertiggestellt wurde, veranschaulicht die Aufgaben derjenigen, die in verschiedener Weise an der Ausfertigung der Urkunden beteiligt waren: bei der Erstellung von Privaturkunden, beim Schreiben von Gerichtsurkunden, beim Abfassen und Beglaubigen von Kopien öffentlicher und privater Urkunden. Die Suche innerhalb des Textkorpus wird durch die Suchmaschine TreSy ermöglicht, welche eigens für den *Codex diplomaticus* ausgearbeitet wurde.

Im Folgenden sollen die grundlegenden Elemente des Kodierungsmodells ausführlich erklärt werden.

Der Standart der angewendeten Kodierung XML ist eine ‚erläuternde' Textmarkierungssprache: Durch die Einführung von Markierungen, welche zu kodierende Textabschnitte eingrenzen, werden dem Computer nicht direkt die notwendigen Anweisungen für die Ausführung einer entsprechenden Operation in dem Textabschnitt gegeben, wie es zum Beispiel beim Programm Word geschieht. Stattdessen gibt man lediglich an, dass eine bestimmte Wortsequenz zu einer bestimmten Kategorie von Texteigenschaften gehört.

Derartige Markierungen oder Kodierungen sind praktisch zusammengesetzt aus zwei eckigen Klammern, die einige Buchstaben oder ganze Worte

einschließen. Wenn diese, wie beschrieben, in den Text selbst eingefügt werden, sind sie natürlich bei der Anzeige dann nicht mehr sichtbar.

Ein sehr einfaches Beispiel kann verdeutlichen, wie das gemeint ist: Will man einige Worte, die Bestandteil einer Überschrift sind, definieren, kann man Befehle benutzen, die Anweisungen geben, damit jene Buchstaben fettgedruckt erscheinen (das ist übrigens eine typographische Eigenheit, die nicht allein in einer Überschrift, sondern auch in anderen Kontexten vorgefunden werden kann). Bedient man sich einer ‚erläuternden' Sprache, fügt man stattdessen Kodierungen ein, die ganz einfach anzeigen, dass jener bestimmte Textabschnitt eine Überschrift bildet. Somit wird das allgemeine Textmerkmal kenntlich gemacht, auf das die Worte zu beziehen sind. In welcher Form diese angezeigt werden, wird anschließend durch eine andere Anwendung in der Datenverarbeitung definiert: das Formblatt, welches die Information deutet, aber weder den Text noch die Kodierung modifiziert.

Es ist offensichtlich, dass, während der Text im ersten Fall leichten und kaum sichtbar gemachten Veränderungen ausgesetzt ist, im zweiten Fall dadurch, dass man nur Sequenzen aus Zeichen und Kodierungserklärungen hat, auf lange Sicht sowohl die Haltbarkeit des Urkundentextes als auch die Verständlichkeit seiner Struktur garantiert werden kann. Mit einer ‚erläuternden' Kodierung kann man darüber hinaus nach Belieben das Ansichtsformat verändern, das erst in einer nächsten Phase umgesetzt wird. Hierbei muss nicht in das entsprechende Dokument, d.h. in den Text als Ganzes und die eingefügten Kodierungen, eingegriffen werden, um Struktur und Texteigenschaften zu definieren und bestimmte Elemente so hervorzuheben, dass sie eine verfeinerte Suche und die Erstellung einer Häufigkeitsliste ermöglichen.

Auf einen letzten und wichtigen Aspekt muss noch eingegangen werden. Die erwähnte XML-Sprache schreibt nicht die Kodierungen vor, die wir in unsere Urkunden einfügen müssen, sondern beschränkt sich ganz einfach darauf festzulegen, welches die syntaktischen Regeln sind, an die man sich halten soll, um die Markierungen zu erstellen und in die zu bearbeitenden Urkunden einzufügen. Mit anderen Worten, sie ist eine Metasprache. Es gibt demnach kein Set an vorab definierten, allgemeingültigen Markierungen, die den Such- und Darstellungsbedürfnissen gerecht werden. Eine auf jeden Texttyp abgestimmte Kodierung kann es nicht geben und machte auch keinen Sinn.

Einen Text im oben dargestellten Sinn zu kodieren, bedeutet, seine Struktur zu erfassen und seine Elemente zu definieren. Es ist also klar, dass sich bei der Ausführung eines solchen auf unterschiedliche Texttypen angewandten Vorhabens spezifische Probleme ergeben.

Alle Kodierungen und syntaktisch-hierarchischen Beziehungen, die zwischen diesen bestehen sollen, werden in einem Datenverarbeitungsdokument,

einer *Document Type Definition* (DTD) genannten Datei, festgelegt. Die einzelnen kodierten Texte müssen diesem ‚Modell' angepasst sein. Auf der Grundlage der Überlegungen, die im ersten Teil ausführlich dargelegt wurden, ist im Zusammenhang mit unserem Projekt eine spezielle DTD erarbeitet worden. Es wurden also Kodierungen festgelegt und Beziehungen, die zwischen diesen bestehen sollen, so angemessen flexibel definiert, dass sie eine Kodierungsbeschreibung unterschiedlicher Urkundentypen erlaubt: Notariatsurkunden, aber auch Gerichtsurkunden, Privilegien und päpstliche *litterae*, Königs- und Kaiserdiplome.

Um das ‚Modell' und seine Anwendung konkret zu veranschaulichen, wird ein Beispiel vorgeführt und die angewandte Kodierung anhand einer Privaturkunde untersucht, einer *carta vendicionis*, die auf den 24. Juli 1110 datiert und aus dem Archiv des Klosters S. Giovanni della Pippia in Cremona stammt.

Cartula vendicionis
1110 Juli 24, Cremona

Lanfranco, Sohn des verstorbenen Ugo, und seine Frau Aloiha, beide langobardischen Rechts, erklären, vom dem nahe der Stadt Cremona gelegenen Kloster S. Giovanni della Pippia in der Ortschaft Montecornio durch die Äbtissin Febronia 44 Lire guter Mailänder Silbermünze als Preis für den Verkauf eines Stücks Land mit einem überdachten Gebäude (*teza*) und einer Presse, das teils für Wein- bzw. Gemüseanbau, teils als Ackerland genutzt wird, in der Nähe des Klosters gelegen ist und 21 *perticae* umfaßt, erhalten zu haben.

Original, ASMi, FR, p. a., cart. 4638 [A]. Regest 18. Jh., ebd., Umschlag aus dem 18. Jh. mit der Signatur: „Filza AAA, Fascio primo, n. 4, S. Giovanni della Pippia, 1110 agosto 9".

Auf der Rückseite handschriftlicher Vermerk des Aufsetzers: *Carta monasterii Sancti Iohannis eguangneliste fecerunt Lanfrancus et Aloiha iugales*; handschriftlicher Vermerk aus dem 13. Jh.: *Carta venditionis domini Lafranchi facte monasterio Sancti Iohannis de la Pippia de petia terra sedumie, partim et aratorie, iac(ente) prope dictum monasterium, millesimo centesimo decimo nono* (sic).

(SN) Anno ab incarnacione d(omi)ni nostri Iesu Christi millesimo centesimo decimo, nono kalendas augu|sti, indic(ione) tercia. Constat nos Lanfrancus, filius quondam Ugonis, et Aloiha iugal(is), qui professi sumus | ex nacione nostra vivere lege Longobardorum, mihi cui supra Aloihe consenciente suprascripto Lanfranco vi|ro et mondoaldo meo et subter confirmante et iusta lege(m) n(ost)ra(m) in qua nati sumus una cum noticia et interroga|cione propinquorum parentum meorum q(ui) s(upra) Aloihe, i sunt Petrus pater meus et Urlandus frater meus seu Iohannes | consobrinus meus, in quorum

presencia et testium certam feci professionem et manifestacionem quod nullam me pati violen\ciam a quopiam homine nec ab ipso iugale et mondoaldo meo, nisi mea bona et spontanea voluntate, acce\pisemus [a] *nos iugales cummuniter, sicuti et in presencia testium manifesti sumus quod accepimus, da parte monaste\rii Sancti Iohannis eguangneliste, sito foris civitate Cremona, in loco ubi dicitur Montecornio, per misum eius Fabro\nia abbatissa eiusdem monasterii, argenti denarios bonos Mediolanenses libras quadraginta quatuor,* | *finito precio, sicut inter nos convenit, pro pecia una de terra cum teza et torculari seu vitibus atque broilo et* | *terra aratoria superabente iuris nostri q(ui) s(upra) iugal(es), quam abere visi sumus non multum longne a predicto mo\nasterio, que est per mensuram iustam perticas viginti una; coeret ei a mane Otonis* [b]*, a meridie via que dicitur* | *strata Mantoana, a sera Adammi Manara, a montibus Coparasi et Obizonis, si ibique alie sunt coerencie.* | *Et si amplius de nostris iuris rebus* [c] *infra predictas coerencias inventum fuerit quam ut supra mensura* | *legitur, per hanc cartam et hunc precium permaneat in iure et potestate ipsius monasterii. Quam autem suprascriptam* | *vendicionem iuris nostri superius dictam una cum accessione et ingresso seu cum superioribus et inferio\ribus suis, qualiter superius legitur, ab ac die parti suprascripti monasteri pro suprascripto precio vendimus, tradimus, emancipamus, nul\li alii vendita, donata, alienata, obnoxiata vel tradita nisi predicto monasterio Sancti* [d] *Iohannis,* | *et faciat exinde pars predicti monasterii aut cui ipsa pars dederit a presenti die iure* | *proprietario nomine quicquit voluerint sine omni nostra et heredum nostrorum contradicione. Q(ui)de(m) spondimus atque* | *promitimus nos q(ui) s(upra) iugal(es) una cum nostris heredibus parti suprascripti monasteri Sancti Iohannis aut cui ipsa pars dede\rit suprascriptam vendicionem ut supra legitur ab omni homine defensare; q(uod) si defendere non potuerimus aut* | *si parti suprascripti monasteri aut cui ipsa pars dederit exinde aliquit per quodvix ingnenium subtra\ere quesierimus, tunc in duplum suprascriptam vendicionem ut supra legitur inintegrum parti suprascripti monasteri aut cui ip\sa pars dederit restituamus sicut pro tempore fuerit meliorata aut valuerit sub extimacione* | *in consimili loco. Actum in civitate Cremona, feliciter.*

Signum ++ manuum suprascriptorum iugalium qui hanc car(tam) vendicionis fieri rogaverunt et suprascriptum precium acceperunt | *et predictus Lanfrancus suprascripte iugali sue consensit ut supra.*

Signum +++ manuum suprascriptorum Petri et Urlandi seu Iohannis qui suprascriptam Aloiham interrogaverunt ut supra.

Signum ++++++ manuum Bellincase et Bernardi seu Petri atque Iohannis eciam Cremosia\ni ac Riboldi qui rogati sunt testes.

(SN) Albertus notarius et iudex rogatus scripsi, post traditam complevi et dedi.

(a) A *acccepisemus.*
(b) *-t-* korrigiert, scheinbar aus einem anderen Buchstaben.

(c) So in A.
(d) Danach zwei getilgte, unleserliche Buchstaben.

Die hier vorgestellte Urkunde ist mit einem verbreiteten Schreibprogramm, Word für Windows, bearbeitet worden und weist die Merkmale auf, welche normalerweise in der kritischen Edition einer Urkunde zu beobachten sind: zuerst das Datum und die Bezeichnung der Urkunde, dann das Regest, danach die Überlieferungssituation und schließlich der Urkundentext, innerhalb dessen Fußnoten (die an hochgestellten Buchstaben in alphabetischer Reihenfolge erkennbar sind), runde Klammern (die Buchstaben, welche vom Herausgeber der Edition bei der Auflösung der Abkürzungen hinzugefügt wurden, umschließen) und Schrägstriche (die auf den Zeilenverlauf in der Originalurkunde hinweisen) zu bemerken sind.

Und so präsentiert sich dieselbe Urkunde, nachdem in sie die XML-Kodierungen eingefügt wurden.

```
<?xml version="1.0" encoding="ISO-8859-1"?>
<!DOCTYPE EDITIO SYSTEM „../../../cdlm.dtd">
<?xml-stylesheet href="../../../../stili/cdlm.xsl" type="text/xsl"?>

<EDITIO>
<INFOED>
<FILE>giovannipippia1110-07-24</FILE>
<AREA>Pergamene cremonesi</AREA>
<FONDO>S. Giovanni della Pippia</FONDO>
<NUMERO>11</NUMERO>
<TIT-DOC>Cartula vendicionis</TIT-DOC>
<DATA>1110 Juli 24, Cremona.</DATA>
<REG>Lanfranco, Sohn des verstorbenen Ugo, und seine Frau Aloiha, beide
langobardischen Rechts, erklären, vom dem nahe der Stadt Cremona gelegenen
Kloster S. Giovanni della Pippia in der Ortschaft Montecornio durch die Äbtissin
Febronia 44 Lire guter Mailänder Silbermünze als Preis für den Verkauf eines
Stücks Land mit einem überdachten Gebäude (teza) und einer Presse, das teils
für Wein- bzw. Gemüseanbau, teils als Ackerland genutzt wird, in der Nähe des
Klosters gelegen ist und 21 perticae umfaßt, erhalten zu haben. </REG>
<APPARATO>
<TRADITIO>Originale, ASMi, FR, p. a., cart. 4638 [A]. Regest 18. Jh., ebd., Um-
schlag aus dem 18. Jh. mit der Signatur: <TXT>Filza AAA, Fascio primo, n. 4,
S. Giovanni della Pippia, 1110 agosto 9</TXT>.</TRADITIO><P/>
<VERSO>Auf der Rückseite handschriftlicher Vermerk des Aufsetzers:
<TXT>Carta monasterii Sancti Iohannis eguangneliste fecerunt Lanfrancus et
Aloiha iugales</TXT>; handschriftlicher Vermerk aus dem 13. Jh.: <TXT>Carta
venditionis domini Lafranchi facte monasterio Sancti Iohannis de la Pippia de
```

petia terre sedumie, partim et aratorie, iac<ABBR>ente</ABBR> prope dictum monasterium, millesimo centesimo decimo nono.</TXT> (sic).</VERSO>
</INFOED>
<INFODB>
<FILE>giovannipippia1110-07-24</FILE>
<VALID>
<FROM>1110-07-24</FROM>
<TO>1110-07-24</TO>
</VALID>
<LOC>Cremona</LOC>
<TIT>Cartula vendicionis</TIT>
<TRAD>Original</TRAD>
<SEGN>
<ARCH>ASMi</ARCH>
<FONDO>Fondo di religione p. a.</FONDO>
<PEZZO>4638</PEZZO>
</SEGN>
<ARCH-PROV>S. Monica, monastero</ARCH-PROV>
<TERRITORIO>Cremona</TERRITORIO>
<CONFECTIO>
<NOT>Albertus <QUAL>notarius et iudex</QUAL></NOT>
</CONFECTIO>
</INFODB>
<TENOR><PROTOCOLLO>(SN) <DTCRON stl="incarnazione fiorentino"> Anno ab incarnacione d<ABBR>omi</ABBR>ni nostri Iesu Christi millesimo centesimo decimo, nono kalendas augu<LB/>sti, indic<ABBR>ione</ABBR> tercia</DTCRON>.</PROTOCOLLO><TESTO><DISPOSITIO> Constat nos <AUCT><PERSONA nm="Lanfrancus" pat="Ugo qd" ux="Aloiha" lex="langobarda">Lanfrancus, filius <PERSONA nm="Ugo qd" fil="Lanfrancus">quondam Ugonis</PERSONA>,</PERSONA> et <PERSONA nm="Aloiha" pat="Petrus" vir="Lanfrancus" fr="Urlandus" par="Iohannes" lex="langobarda">Aloiha</PERSONA> iugal<ABBR>is</ABBR>, qui professi sumus <LB/> ex nacione nostra vivere lege Longobardorum,</AUCT><CONS> mihi cui supra Aloihe consenciente suprascripto Lanfranco vi<LB/>ro et mondoaldo meo et subter confirmante et iusta lege<ABBR>m</ABBR> n <ABBR>ost</ABBR>ra<ABBR>m</ABBR> in qua nati sumus una cum noticia et interroga<LB/>cione propinquorum parentum meorum q<ABBR>ui </ABBR> s<ABBR>upra</ABBR> Aloihe, i sunt <PERSONA nm="Petrus" fil="Aloiha" lex="langobarda">Petrus</PERSONA> pater meus et <PERSONA nm="Urlandus" sor="Aloiha" lex="langobarda">Urlandus</PERSONA> frater meus seu <PERSONA nm="Iohannes" par="Aloiha" lex="langobarda">Iohannes </PERSONA><LB/> consobrinus meus,</CONS> in quorum presencia et testium certam feci professionem et manifestacionem quod nullam me pati violen<LB/>ciam a quopiam homine nec ab ipso iugale et mondoaldo meo, nisi

mea bona et spontanea voluntate, acce<LB/>pisemus<NOTA>(a)</NOTA> nos iugal<ABBR>es</ABBR> cummuniter, sicuti et in presencia testium manifesti sumus quod accepimus, <RECIP>da parte <ECCL id="S. Giovanni della Pippia, monastero" top="Cremona">monaste<LB/>rii Sancti Iohannis eguangneliste, sito foris civitate <TOP nm="Cremona" id="Cremona">Cremona</TOP>, in loco ubi dicitur <MCRTOP nm="Montecornio" top="Cremona">Montecornio</MCRTOP>,</ECCL> per misum eius <PERSONA nm="Fabronia abbatissa monasterii Sancti Iohannis prope Pipiam">Fabro<LB/>nia abbatissa eiusdem monasterii</PERSONA></RECIP>, argenti denarios bonos Mediolanenses libras quadraginta quatuor, <LB/> finito precio, sicut inter nos convenit, <RES>pro pecia una de terra cum teza et torculari seu vitibus atque broilo et <LB/> terra aratoria superabente iuris nostri q<ABBR>ui</ABBR> s<ABBR>upra</ABBR> iugal<ABBR>es</ABBR>, quam abere visi sumus non multum longne a predicto <ECCL id="S. Giovanni della Pippia, monastero" top="Cremona">mo<LB/>nasterio</ECCL>, que est per mensuram iustam perticas viginti una; coeret ei a mane <PERSONA nm="Oto">Otonis</PERSONA><NOTA>(b)</NOTA>, a meridie via que dicitur <LB/><TOP nm="strata Mantoana" id="via Mantova, Cr"> strata Mantoana </TOP>, a sera <PERSONA nm="Adam Manara">Adammi Manara</PERSONA>, a montibus <PERSONA nm="Coparasus">Coparasi</PERSONA> et <PERSONA nm="Obizo">Obizonis</PERSONA>, si ibique alie sunt coerencie. </RES><LB/><FORMULAE> Et si amplius de nostris iuris rebus<NOTA>(c)</NOTA> infra predictas coerencias inventum fuerit quam ut supra mensura <LB/> legitur, per hanc car<ABBR>tam</ABBR> et hunc precium permaneat in iure et potestate ipsius monasterii. Quam autem suprascriptam <LB/> vendicionem iuris nostri superius dictam una cum accessione et ingresso seu cum superioribus et inferio<LB/>ribus suis, qualiter superius legitur, ab ac die parti suprascripti monasteri pro suprascripto precio vendimus, tradimus, emancipamus, nul<LB/>li alii vendita, donata, alienata, obnoxiata vel tradita nisi predicto monasterio Sancti<NOTA>(d)</NOTA> Iohannis <LB/> et faciat exinde pars predicti monasterii aut cui ipsa pars dederit a presenti die iure <LB/> proprietario nomine quicquit voluerint sine omni nostra et heredum nostrorum contradicione.</FORMULAE><CLAUSULAE> Q<ABBR>ui</ABBR> de<ABBR>m</ABBR> spondimus atque <LB/> promitimus nos q<ABBR>ui</ABBR> s<ABBR>upra</ABBR> iugal<ABBR>es</ABBR> una cum nostris heredibus parti suprascripti monasteri Sancti Iohannis aut cui ipsa pars dede<LB/>rit suprascriptam vendicionem ut supra legitur ab omni homine defensare. Q<ABBR>uod</ABBR> si defendere non potuerimus aut <LB/> si parti suprascripti monasteri aut cui ipsa pars dederit exinde aliquit per quodvix ingnenium subtra<LB/>ere quesierimus, tunc in duplum suprascriptam vendicionem ut supra legitur inintegrum parti suprascripti monasterii aut cui ip <LB/>sa pars dederit restituamus sicut pro tempore fuerit meliorata aut valuerit sub extimacione <LB/> in consimili loco.</CLAUSULAE></DISPOSITIO></TESTO><ESCATOCOLLO><DTTOP> Actum in civitate <TOP nm="Cremona" id="Cremona">Cremona</TOP></DTTOP>, feliciter.<P/>

<SMR>Signum ++ manuum suprascriptorum iugalium qui hanc car <ABBR>tam</ABBR> vendicionis fieri rogaverunt et suprascriptum precium acceperunt <LB/> et predictus Lanfrancus suprascripte iugali sue consensit ut supra.</SMR><P/>
<SMC>Signum +++ manuum suprascriptorum Petri et Urlandi seu Iohannis qui suprascriptam Aloiham interrogaverunt ut supra</SMC>.<P/>
<SMT>Signum ++++++ manuum <PERSONA nm="Bellincasa">Bellincase </PERSONA> et <PERSONA nm="Bernardus">Bernardi</PERSONA> seu <PERSONA nm="Petrus">Petri</PERSONA> atque <PERSONA nm= "Iohannes">Iohannis</PERSONA> eciam <PERSONA nm="Cremosianus"> Cremosia<LB/>ni</PERSONA> ac <PERSONA nm="Riboldus">Riboldi </PERSONA> qui rogati sunt testes.</SMT><P/>
<COMPLETIO>(SN) <SCRIPT><PERSONA nm="Albertus notarius et iudex">Albertus notarius et iudex</PERSONA></SCRIPT> rogatus scripsi, post traditam complevi et dedi</COMPLETIO></ESCATOCOLLO>.
</TENOR>

<NOTE><P/>(a) A <TXT>acccepisemus</TXT><P/>
(b) <TXT>-t-</TXT> korrigiert, scheinbar aus einem anderen Buchstaben. <P/>
(c) So in A.<P/>
(d) Danach zwei getilgte, unleserliche Buchstaben.
</NOTE>

<INFOCUR>
<EDIT>Valeria Leoni</EDIT>
<ENCODING>Valeria Leoni</ENCODING>
<STATUS>completo</STATUS>
<LR>2005-00-00</LR>
</INFOCUR>
</EDITIO>

Die Datei beginnt mit den Anfangskodierungen in den ersten drei Zeilen. Sie enthalten: den Bezug auf den ISO-Standard, der die XML-Kodierung kennzeichnet – <?xml version="1.0" encoding="ISO-8859–1"?> –; die Verbindung zu unserer DTD, auf die sich die kodierte Urkunde beziehen soll – <!DOCTYPE EDITIO SYSTEM "../../../cdlm.dtd"> –; und schließlich einen Link auf das Formblatt, das, auf unsere Urkunde angewendet, eine korrekte Ansicht derselben erlaubt – <?xml-stylesheet href="../../../../stili/cdlm.xsl" type="text/xsl"?>.

Es folgt die Edition der Urkunde, die zwischen den Markierungen <EDITIO></EDITIO> eingeschlossen ist; dazwischen sind Kodierungen zweiten Grades erkennbar[25]:

[25] Jeder Textabschnitt ist am Anfang und am Ende entsprechend gekennzeichnet, in Analogie zu den erwähnten Markierungen <EDITIO></EDITIO>. Die

– die Informationen des Apparats, zusammengesetzt aus Datum, Zuordnung (der Urkunde, d. Übers.), Überlieferungssituation etc. (<INFOED>);
– die erforderlichen Daten für die Erstellung des Notarsverzeichnisses (<INFODB>);
– der eigentliche Urkundentext (<TENOR>), welcher auf mehreren Ebenen weiter kodiert ist, was im Folgenden eingehend darzulegen sein wird;
– der Text des kritischen Anmerkungsapparats (<NOTE>);
– und schließlich eine Art Kolophon, innerhalb dessen die entsprechenden Informationen über die Verantwortlichen der Edition erscheinen <INFOCUR>.

Wie erwähnt, vollzieht sich die Kodierung des Urkundentextes auf mehreren Ebenen.

Auf der ersten Ebene, die ihrerseits aus Unterebenen besteht, beschreiben die Markierungen die Unterteilungen und deren nochmalige Untergliederungen, die zur Strukturierung des Urkundentextes dienen. In diesem Fall haben wir also eine Struktur bestehend aus den Markierungen <PROTOCOLLO>, <TESTO>, <ESCATOCOLLO>, eingeteilt in Untergliederungen, die durch die Kodierungen <DTCRON>, <DISPOSITIO>, <DTTOP>, <SMR>, <SMC>, <SMT>, <COMPLETIO> eingegrenzt sind. Innerhalb der durch <DISPOSITIO> markierten Textgliederungsebene gibt es weitere, durch die Kodierungen <FORMULAE> e <CLAUSULAE> eingegrenzte Unterteilungen, welche innerhalb des gekennzeichneten Segments der höheren Ebene – in einem *terminus technicus* gesprochen – ‚eingenistet' sind. Wie man deutlich sieht, sind einige Markierungen aus Worten gebildet, deren Bedeutung unmittelbar verständlich ist, zumindest für einen Spezialisten mittelalterlicher Urkunden. Andere stellen hingegen Siglen oder Abkürzungen dar: DTCRON bedeutet demnach „Data cronica", DTTOP „Data topica", SMR „Signa manuum rogantium" o „Signum manus rogantis", SMC „Signa manuum consentientium" o „Signum manus consentientis"; SMT „Signa manuum testium" o „Signum manus testis".

Die auf der zweiten Kodierungsebene eingefügten Markierungen definieren die rechtlichen Funktionen von Personen, die an der Beurkundung des Rechtsgeschäfts (in diesem Fall einem Verkauf) und dem Akt selbst beteiligt

kodierten Abschnitte untergeordneter Ebenen müssen zwischen den Markierungen stehen, welche die jeweils höhere Ebene kennzeichnen. Um ein gültiges XML-Dokument zu erstellen, müssen Erscheinungen von ‚overlapping' vermieden werden. Es sei darauf hingewiesen, dass innerhalb der folgenden Ausführungen nur der Anfang der Urkunde widergegeben wird.

waren: Der Markierung <AUCT> kennzeichnet demnach den Urheber des Rechtsgeschäfts; <CONS> diejenigen, die als *consentientes* am Verkauf beteiligt sind (es handelt sich hier um einen Verkauf, an dem auch eine Frau beteiligt war, welche sich zum langobardischen Recht bekannte); <RECIP> die Empfänger des Rechtsgeschäfts; <SCRIPT> die für die Ausstellung der Urkunde verantwortliche Person. Die Markierung <RES> steht schließlich für den Gegenstand des Rechtsaktes selbst, bei dem es um ein Grundstück geht.

Eine dritte Kodierungsebene besteht aus Markierungen für Namen von Personen (<PERSONA>), Orten (<TOP> e <MCRTOP>) und kirchlichen Institutionen (<ECCL>). Innerhalb der verwendeten Markierungen für Namen von Personen, Orten und kirchlichen Institutionen werden häufig Zusätze verwendet, die eingefügt sind, um in standardisierter Form die charakteristischen Eigenschaften der kodierten Textelemente hervorzuheben: zum Beispiel <PERSONA nm="Lanfrancus" pat="Ugo qd" ux="Aloiha" lex= "langobarda">; <ECCL id="S. Giovanni della Pippia, monastero" top= "Cremona">.

Die zahlreichen, den Markierungen hinzugefügten Zusätze geben die vereinheitlichte Schreibweise der Namen an und ergänzen diese durch weitere Informationen, welche eine möglichst genaue Bestimmung der genannten Personen und der – soweit nachweisbar – identifizierten Namen von Orten und kirchlichen Institutionen erlauben.

Zuletzt haben wir Kodierungen, die Eingriffe der Herausgeber wie Abkürzungen von unsicheren Auflösungen (<ABBR>), Textergänzungen (<REST>), Schrägstriche am Zeilenende (<LB/>) oder Zeichen für Absätze (<P/>) kennzeichnen.

Bei den hier erläuterten Markierungen handelt es sich nur um diejenigen, die zur Kodierung der einen Beispielurkunde verwendet wurden. Selbstverständlich sieht die DTD eine viel größere Bandbreite an Kodierungen vor, dank derer es möglich ist, die Struktur der verschiedenen Urkundentypen in der Diplomatik – sowohl öffentliche als auch private – mit der notwendigen Elastizität zu analysieren und zu definieren.

Die für eine Markierung vorgesehenen Elemente und die durch diese sowie durch die verwendeten Zusätze erhaltenen Informationen erlauben eine Suche in den Urkunden vermittels TreSy, ein *Text Retrieval System*, das mit teilstrukturierten Dokumenten arbeitet. Mit diesem Arbeitsmittel können auf der einen Seite Begriffe frei im Text gesucht werden, auf der anderen Seite kann man eine strukturierte Suche im XML-Dokument vornehmen, das – wie beschrieben – aus dem Text und den Kodierungen, die seine Struktur definieren und festlegen, besteht. Zu guter Letzt erlauben die Zusätze, welche inner-

halb der Personen, Orte und kirchliche Institutionen kennzeichnenden Markierungen hinzugefügt wurden, dem TreSy, eine Liste onomastischer und toponomastischer Häufigkeit bzw. derjenigen kirchlicher Institutionen zu erstellen.

Die Web-Seite des CDLM (http://cdlm.unipv.it) steht in Verbindung mit Forschungsaktivitäten der Online-Zeitschrift „Scrineum". Nachdem diese jüngst umgestaltet wurde, öffnet sie sich mit einer ‚Index' betitelten Seite, die eine kurze Präsentation des Projektes enthält, während die Rubrik ‚Notizie' einen Überblick über aktuelle Online-Publikationen neuer Urkunden gibt. Die Seite ‚Progetto' hingegen ist der ausführlichen Vorstellung der wissenschaftlichen Grundlagen des CDLM und den Aufgaben, die hierbei in Angriff genommen werden sollen, gewidmet. Auf derselben Seite ist der Plan für die Realisierung des Projektes beschrieben, während der Link ‚Documentazione' zu einer Unterebene führt, die der Beschreibung des Kodierungssystems XML und der DTD der Urkunden des CDLM gewidmet ist.

Der zentrale Kern besteht natürlich aus der Oberfläche ‚Edizioni', der zunächst eine kurze Einführung in ihre Benutzung – ‚Guida alla consultazione' – bereitstellt. Der Index in einer Leiste am rechten Seitenrand führt zu den Editionen der einzelnen Urkundenbestände, die nach geographischen Gebieten (Gebiet Brescia, Gebiet Cremona ...) unterteilt sind. Von demselben Index aus besteht außerdem eine Verbindung zu einer allgemeinen Karte der Region *Lombardia*, in der die Namen der Städte und größeren Zentren – Sitz der Institutionen, in denen sich die für die Edition relevanten Archivbestände befinden – verzeichnet sind: aktive Links verbinden auch diese mit den Urkundeneditionen. Der ‚Buchdeckel' einer jeden Edition erlaubt die Konsultierung einer Übersicht, in der bei einem großen Teil der Fälle die Geschichte und der alte Archivbestand der Institution beschrieben werden und die eine Auflistung der Urkunden enthält, von welcher man zu den Editionen der einzelnen Urkunden gelangt.

Von der Oberfläche ‚Strumenti' kann man schließlich auf die Suchmaschine TreSy und auf die Notarsverzeichnisse zugreifen. Bis heute sind, wie schon angedeutet, in der Online-Edition ungefähr 4500 Urkunden publiziert worden, von denen viele zuvor nicht ediert waren.

RIASSUNTO

Il Codice diplomatico della Lombardia medievale, progetto avviato nel 2000 presso il Dipartimento di Scienze storiche e geografiche dell'Università di Pavia, intende offrire l'edizione digitale delle fonti documentarie prodotte tra VIII e XII secolo da istituzioni perlopiù ecclesiastiche, ma non solo, attive

nel territorio corrispondente all'attuale Lombardia. Nel rispetto di una tradizione disciplinare ampiamente consolidata, il modello di edizione digitale, elaborato utilizzando il linguaggio di codifica XML (eXtensible Markup Language), già sperimentato nell'ambito delle discipline umanistico-letterarie, intende: riproporre in forma digitale le edizioni migliori o già disponibili a stampa; avviare nuove edizioni in forma originariamente digitale; stabilire criteri operativi uniformi nelle procedure di manipolazione elettronica dei testi e nella struttura dei dati; mettere a disposizione nello stesso ambiente digitale strumenti di consultazione e di ricerca automatica che operino sulle raccolte testuali. Alla descrizione del sistema di codifica adottato e all'esemplificazione della sua concreta applicazione è dedicata l'ultima parte del saggio.

MISZELLE

PÄPSTLICHE CARITAS AUF DEM PRÜFSTAND

Anmerkungen zu einer neuen Studie zum Heilig-Geist-Orden*

von

ANDREAS REHBERG

Es war Innocenz III. (1198–1216), der die Gemeinschaft von Laienbrüdern um Guido von Montpellier, die sich im Dienst an den Kranken ausgezeichnet hatte, mit der Leitung des Hospitals S. Maria in Sassia in Rom unweit der Peterskirche betraute. Er war es, der das Heilig-Geist-Spital in Montpellier zugunsten des römischen Haupthauses in das zweite Glied zurückverwies (und damit einen immer wieder aufbrechenden Konflikt im Inneren des Ordens hervorrief). Dieser Hintergrund ist für Gisela Drossbach der Ausgangspunkt für eine Studie über die christliche *caritas* als in einem Hospitalorden umgesetztes Rechtsinstitut. Dabei wird der große Jurist auf dem Thron Petri mit gutem Grund als eigentlicher Schöpfer des ersten nicht-ritterlichen Hospitalordens vorgestellt. Frau Drossbach zeigt, daß der Krankendienst im Heilig-Geist-Orden erstmals institutionalisiert und rechtlich abgesichert wird.

Das hier vorzustellende Buch ist so strukturiert, daß – nach der Einleitung (Teil I) – die Gründungsgeschichte (Teil II), der Stiftungsauftrag bzw. die „spirituelle[n] Leitideen" (Teil III), die Regel (Teil IV „Normgenese"), die Organisation (Teil V) und Ausdehnung (Teil VI und VII) des Heilig-Geist-Or-

---

* Zu Gisela Drossbach, Christliche *caritas* als Rechtsinstitut. Hospital und Orden von Santo Spirito in Sassia (1198–1378), Kirchen- und Staatskirchenrecht 2, Paderborn 2005, ISBN 3-506-71766-9, € 59. Das Manuskript wurde im Herbst 2001 abgeschlossen und im Sommersemester 2002 von der Philosophischen Fakultät der Technischen Universität Dresden als Habilitationsschrift angenommen. Die Autorin arbeitet derzeit am Stephan Kuttner Institute of Medieval Canon Law in München, was die Aufnahme der Schrift in die neue Reihe „Kirchen- und Staatskirchenrecht" erklärt.

dens vorstellt werden. Bedenkt man die Tatsache, daß der Heilig-Geist-Orden erst in allerjüngster Zeit wieder das Interesse der Forschung geweckt hat und daß man für eine Gesamtdarstellung seiner Geschichte immer noch mit einem, heutigen Ansprüchen nicht genügenden Werk aus der Feder eines römischen Lokalhistorikers von 1960/62[1] – wenn man nicht gar auf eine französische Arbeit von 1892 zurückgehen will[2] – vorlieb nehmen muß, erkennt man sofort, daß die Autorin mit ihrer Studie eine gewaltige Aufgabe auf sich genommen hat. Sie muß eine Fülle von Einzelfragen klären. Zusätzlich nimmt sie auch die Edition der Ordensregel in Angriff. Man gewinnt den Eindruck, daß dieses Programm nicht in allen Punkten mit derselben Sorgfalt durchgearbeitet wurde. Gerade in den Teilen V bis VII finden sich mitunter gravierende Mißverständnisse, die zu Fehlschlüssen führen. Der Rezensent steht deshalb vor der nicht einfachen Aufgabe, die rechte Balance zwischen dem reinen Referieren der Inhalte und den nötigen Korrekturen und Ergänzungen im Detail zu finden. Oft sind schon die Formulierungen der Autorin so gewagt, daß man sie als Zitate wiedergeben muß, ohne daß der Rezensent jedesmal seine Bedenken artikuliert. Die Lektüre des Buches ist nicht immer einfach, da trotz des klaren Aufbaus in sieben Teilen die Argumentation nicht immer geradlinig verläuft und es zu störenden Wiederholungen kommt.

Allgegenwärtig ist die Leitfrage danach, „inwiefern für den Orden das von fremder – vornehmlich päpstlicher – Hand gesetzte und/oder das autonom gesetzte eigene Recht institutionsbildend wurden" (S. 32). Der Stiftungsauftrag wurde schon bald spezialisiert auf die Fürsorge für Findelkinder, so daß dem Heilig-Geist-Orden „eine Vorreiterrolle in der Errichtung von Findelhäusern in Italien als auch im südwestdeutschen Raum" zukam (S. 115ff.; Zitat S. 121). Ebenso waren die im römischen Haupthaus betriebene Schwangeren-Fürsorge und die – allerdings auf die Karwoche befristeten – Bemühungen um die Prostituierten eine Neuheit (S. 106ff.). Die Autorin bindet die Genese des Heilig-Geist-Ordens in einen ordensgeschichtlichen Vergleich ein. Zu Recht (zumindest bis zum späten 14. Jahrhundert) stellt sie fest: „Grundsätzlich ist festzuhalten, dass der Heilig-Geist-Orden weder einen *ordo monasticus* noch einen *ordo canonicus* darstellte; strenggenommen war sein Mutterhaus also weder Kloster noch Stift" (S. 38). Die Ordensgemeinschaft bestand aus Laienbrüdern, Schwestern und Klerikern (S. 72f.). Die Spitalverbände der Brüder vom Hl. Lazarus und von Saint-Antoine-en-Viennois[3] übernahmen erst

[1] P. De Angelis, L'ospedale di S. Spirito in Saxia, 2 Bde., Roma 1960–1962.

[2] P. Brune, Histoire de l'ordre hospitalier du Saint-Esprit, Lons-Le-Saunier–Paris 1892.

[3] Drossbach schreibt „Saint-Antoine in Vienne" (S. 99) und läßt auch im Ortsverzeichnis erkennen, daß sie die heute Saint-Antoine-l'Abbaye genannte

um die Mitte des 13. Jahrhunderts aufgrund päpstlicher Bestimmungen eine Ordensorganisation (beide mit dem „Status als Augustinerchorherren" [S. 87]), während die Johanniter „bereits bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, d. h. zirka fünfzig Jahre nach der Gründung ihres Mutterhauses, dem Hospital des Heiligen Johannes in Jerusalem, aus eigener Kraft zum Orden gereift" waren (S. 47). Die Hospitaliter von Altopascio hätten dagegen „niemals die kuriale Anerkennung als Orden" erhalten (S. 47).[4] Wieder war es – so die Autorin – Innocenz III., der dem neuen Orden die schon bei den Zisterziensern gepflegten ständigen Visitationen und jährlich abzuhaltende Generalkapitel vorschrieb, hatte er solche doch auch in exemten Klöstern und in benediktinischen Verbänden (Cluny, Montecassino) eingeführt (S. 81). Die Förderung des Heilig-Geist-Ordens durch die Päpste war ein Akt von großer kirchenpolitischer Tragweite. Hinter ihr stand „auch das Bedauern der Päpste, dass die großen Ritterorden bereits weitgehend militärische Funktionen innehatten und dem Spitaldienst kaum noch nachgingen" (S. 82, vgl. 89). Der Hospitalorden erhielt mit der Bulle *Inter opera pietatis* jene vom Papst zugestandenen Privilegien, die in der Bulle *Christianae fidei religio* von 1154 den Johannitern zugestanden worden waren und den Johanniterorden begründeten (S. 82). Auf weitere Elemente des Ordensvergleichs wird noch zurückzukommen sein.

Unter den spirituellen Leitideen, denen der Teil III (S. 91 ff.) gewidmet ist, versteht die Autorin die „ideelle Basis einer jeden religiösen Gemeinschaft". Große Bedeutung mißt sie der Frage bei, ob dem Heilig-Geist-Orden oder den Johannitern der Primat gebührt, in der Formulierung des Gelübdes neben der Trias der Evangelischen Räte (Armut, Gehorsam, Ehelosigkeit) noch ein Sondergelübde auf den Hospitaldienst eingeführt zu haben. Die Argumente, die sie zugunsten des Heilig-Geist-Ordens anführt (S. 92 ff.), sind aber noch nicht ausreichend. Denn letztlich steht und fällt diese These mit der Datierung der jeweiligen Ordensregeln. Für die Rekonstruktion der Entste-

Ortschaft (63 Straßenkilometer von Vienne entfernt) in der Stadt Vienne verortet.

[4] Ohne Einschränkungen wird in der von Drossbach nicht zitierten Literatur Altopascio der Ordensstatus zugebilligt: vgl. L. Schmugge, Lucca e il pellegrinaggio medievale, in: Lucca, il Volto Santo e la Civiltà. Medioevale, Lucca 1984, S. 163 ff. und S. Andreucci, San Giacomo, di Altopascio, in: Dizionario degli Istituti di Perfezione, vol. VIII, Roma 1988, Sp. 462–465. Was die in Volgare abgefaßte Regel von Altopascio betrifft (S. 148 f.), kann man ergänzend auf die Neuedition in A. Santangelo, Sulla lingua della „Regola dei frati di S. Jacopo d'Altopascio", Firenze 1983, S. 71–90 hinweisen.

hung der Ordensregel des Heilig-Geist-Ordens stehen allerdings nur – wie im Teil IV und auf den S. 351f. noch einmal und genauer ausgeführt wird[5] – vier spätere Handschriften zur Verfügung. Ohne die Sicherheit in der Datierung der Handschriften verlieren Aussagen wie „Die Formulierung des Gelübdes im Rahmen der Professformel fällt in der Borghese-Handschrift hinter die Errungenschaften der Wiener Regelfassung zurück" (S. 96) ihr Fundament. Dann relativiert die Autorin – in einer auch in anderen Fällen zu beobachtenden Unsicherheit – doch wieder die Exklusivität von S. Spirito in Sassia bezüglich des 4. Gelübdes, indem sie zu bedenken gibt, „dass auch andere Spitalorden im Rahmen der Profess ein viertes Gelübde de facto praktizierten" (S. 101). Eine weitere „Vorreiterrolle" – und von Gregor IX. so gewollt – kam dem Heilig-Geist-Orden mit der Aufnahme von Findelkindern just zu dem Zeitpunkt zu, als das Kirchenrecht bei Todesstrafe verbot, Kinder auszusetzen (S. 125).

Die Ausführungen zur geistigen Dimension der spirituellen Leitideen des Ordens konzentrieren sich im wesentlichen auf die Feststellung eines Christozentrismus, der – wie die Autorin ausführt – schon in dem von den Benediktinern und Johannitern propagierten Dienst an den Kranken und Gästen als Dienst an Christus vorgelebt wurde (S. 127ff.), und auf einige kurze Bemerkungen zu Seelsorge und Liturgie (S. 130–135). Die Sichtung und Analyse der liturgischen Schriften im Orden bleiben also weiterhin ein großes Forschungsdesiderat.[6] Wichtig für die Geschichte des Hospitals sind die Informationen zu seiner Herbergsfunktion – der kommerziell geführte „Adelstrakt" war eine der besten Adressen in Rom, wo auch Kardinäle abstiegen (S. 109ff., 115) – und zu den hier angewandten therapeutischen Maßnahmen, über die man leider wenig weiß (S. 111–114).

Der Teil IV (S. 137ff.) zur Normgenese hat einen Schwerpunkt im Versuch, die Entstehung der Ordensregel zu klären. Keine Gewißheit besteht über den Autor (oder sollte man besser von „Ideator" sprechen?), als der gemeinhin entweder Guido von Montpellier oder Innocenz III. selbst genannt wird. Der Autorin gebührt das Verdienst, in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien eine bislang unbekannte Version der Regel entdeckt zu haben. Sie stellt für sie die „jüngste" (sie meint aber „älteste") erhaltene Regelfassung dar, die – obwohl ihr 18 Kapitel fehlen – „wohl jene zum Zeitpunkt der Appro-

[5] Siehe unten S. 579.

[6] Anregungen für Methode und Fragestellung bietet Z. H. Nowak (Hg.), Die Spiritualität der Ritterorden im Mittelalter, Ordines Militares – Colloquia Torunensia Historica 7, Toruń 1993.

bation vorliegende Fassung darstellt" (S. 141; vgl. im einzelnen S. 150ff.). Frau Drossbach spürt zunächst der Entwicklung von möglichen „protoformulae" bis zur Verschriftlichung der Regel nach. Dabei wendet sie sich zu Recht gegen die – schon bei Jakob von Vitry (*Historia occidentalis*) zu findende – Auffassung, daß alle Spitäler die Augustinusregel befolgt hätten (S. 142). Ebenso ist ihr zuzustimmen, wenn sie sich gegen die Vorstellung wendet, daß die *fratres* von S. Spirito in Sassia „von Anfang an Regularkanoniker" gewesen seien. Allerdings scheint die Autorin der Meinung zu sein, daß die Ausrichtung auf die an sich flexible Augustinus-Regel schon die einseitige Zuspitzung auf ein reguliertes Leben von Chorherren impliziere.[7] Sie geht davon aus, daß die Augustinusregel im Heilig-Geist-Orden erst ab Bonifaz IX. belegt sei[8] (S. 144). Die aus der „Hausordnung" Innocenz' III. hervorgegangene Regel des Ordens sei jedenfalls von Gregor IX. um 1230 approbiert worden (S. 147–149).

---

[7] Auf die relative Unverbindlichkeit der Augustinusregel im Kontext der Hospitalsstatuten ist wiederholt hingewiesen worden. E. Emerton, Altopascio – a Forgotten Order, American Historical Review 29 (1923/24) S. 1–23: 10 schreibt – gemünzt auf den in seinen Strukturen mit dem Heilig-Geist-Orden vergleichbaren Hospitalorden von Altopascio, der 1239 die Johanniterregel annahm, ohne die Augustinusregel aufzugeben: „The Augustinian ‚Rule' was rather a series of counsels for the general conduct of the ‚religious' life than a code of prescriptions for strict observation". Vgl. ähnlich F.-O. Touati, Les groupes de laïcs dans les hôpitaux et les léproseries au moyen âge, in: Les mouvances laïques des ordres religieux, Actes du IIIe Colloque international du C.E.R.C.O.R., Tournus, 17–20 juin 1992, Saint-Étienne 1996, S. 137–162: 144 („les propos de la lettre augustinienne sont en effet suffisamment vagues et souples pour s'adapter aux expériences diverses"). Auch die Johanniter befolgten „a mixed but essentially Augustinian Rule": A. Luttrell, The Spiritual Life of the Hospitallers of Rhodes, in: Nowak (Hg.), Die Spiritualität (wie Anm. 6) S. 75–130: 76, vgl. K. Toomaspoeg, I cavalieri templari e i giovanniti, in: Regulae – Consuetudines – Statuta. Studi sulle fonti normative degli ordini religiosi nei secoli centrali del Medioevo, Atti del I e del II Seminario internazionale di studio del Centro italo-tedesco di storia comparata degli ordini religiosi (Bari-Noci-Lecce, 26–27 ottobre 2002, Castiglione delle Stiviere, 23–24 maggio 2003), a cura di C. Andenna e G. Melville, Vita regularis. Abhandlungen 25, Münster 2005, S. 387–401: 397f. Zu der neueren Literatur zur Augustinus-Regel vgl. G. Melville/A. Müller (Hg.), Regula sancti Augustini. Normative Grundlage differenter Verbände im Mittelalter, Paring 2002.

[8] Übersehen wurden die Nachweise aus der Avignoneser Zeit: vgl. A. Rehberg, I papi, l'ospedale e l'ordine di S. Spirito nell'età avignonese, Archivio della Società Romana di Storia Patria 124 (2001) S. 35–140: 58 Anm. 82.

Unverständlich ist, daß sich die Autorin nicht des umfangreichen Kommentars annimmt,[9] der in der Prunkhandschrift im römischen Staatsarchiv viele Kapitel begleitet und der – wie Drossbach bedauert – „erst noch einer eingehenden quellenmäßigen und inhaltlichen Untersuchung bedarf, die hier nicht geleistet werden kann" (S. 152). Hier liegt nämlich m. W. der Schlüssel zum tieferen Verständnis des geistigen Lebens im Orden und möglicherweise auch eine Datierungshilfe für die Regel selbst. Der Kommentar versteht sich nicht vorrangig als eine Erklärungshilfe zu den einzelnen Kapiteln, sondern als Anleitung zu einem harmonischen Zusammenleben in den Ordenshäusern (daher die besondere Aufmerksamkeit für die Vorgesetzten). Dabei fallen die vielen Zitate aus den Schriften der Kirchenväter – darunter des hl. Augustin – und anderer Autoren auf, die möglicherweise aus Florilegien stammen. Der Krankendienst spielt dagegen in den offenbar für die Tischlektüre bestimmten Ausführungen keine große Rolle.

Von großem Interesse ist der Abgleich des Regeltextes mit anderen Ordensregeln. Von den 20 ersten Kapiteln der Regel des Heilig-Geist-Ordens sind neun den *Esgarts* und *Usances*, also dem Gewohnheitsrecht der Johanniter, entnommen (S. 153ff.). Die Regel der Trinitarier stimmt in drei Kapiteln mit der Regel von S. Spirito in Sassia überein (S. 155). Nach Drossbach weisen „fast alle Kapitel der Regel des Heilig-Geist-Ordens ... das Hospital und den Orden als monastische Einrichtung aus" (S. 156). Es finden sich hier nämlich Regelungen zum Fasten, zur Unzucht, Liturgie und das Verbot, in einen weniger strengen Orden überzuwechseln (S. 156). Das Kirchenrecht hat in den Kapiteln zu Noviziat,[10] Oblaten und zum Verbot von Blutvergießen die Hand geführt (S. 157). Nach Meinung der Autorin sei die Regel „wegen ihres Inhaltes stark rezipiert" worden (S. 159). Nachweisen läßt sich eine Rezeption nach ihren eigenen Erkenntnissen hingegen nur in einzelnen Kapiteln in den Regeln des Deutschen Ordens und des Ordens von Altopascio sowie in den Satzungen weniger Hospitäler in Deutschland (Eichstätt) und Frankreich (S. 159f.).

---

[9] Dabei ist der Kommentar – wenn auch sehr fehlerbehaftet und ohne Kommentierung und textkritischen Apparat – schon zusammen mit der Regel in F. La Cava, Liber regulae S. Spiritus, Studi di Storia della Medicina 6, Milano 1947 publiziert worden, worauf Drossbach den Leser hätte hinweisen können.

[10] Als Vorbild für das auf die Benediktregel zurückgehende Noviziat kommen weniger die Johanniter – wie Drossbach aufgrund ihrer Verwechslung der *confrayres* (im Kapitel 122 der *Usances*) mit Novizen glaubt (S. 154) – als vielmehr die Templer in Frage. Vgl. hierzu A. Forey, Novitiate and instruction in the military orders during the Twelfth and Thirteenth Centuries, Speculum 61 (1986) S. 1–17 (= in ders., Military Orders and Crusades, Aldershot 1994, Nr. 3).

Teil V (S. 167ff.) untersucht die Organisationsstruktur des Ordens, der sich dadurch auszeichne, daß mit S. Spirito in Sassia erstmals ein *hospitale* und kein Kloster *caput* eines Ordens wurde (S. 168, 339). Der Kardinalprotektor sicherte das päpstliche Eingriffsrecht (S. 184). Die „zentralistisch angelegte Ordensstruktur ermöglichte es dem Papst, auch künftig auf den gesamten Orden und damit auf die Gründung von Spitälern Einfluß zu nehmen" (S. 77).[11] Der durch die Brüder des S. Spirito in Sassia gewählte Magister[12] war nur dem Papst unterstellt, dem er einen Eid leisten mußte. Die Filialen von Dijon – und nicht nur diese – wurden direkt von Rom visitiert. Die wohl richtige Feststellung auf S. 207, daß der Begriff „Provinz" „im Zusammenhang mit den französischen Niederlassungen des Hospitals von S. Spirito in Sassia nicht belegt werden" kann, kontrastiert mit Ausführungen im Teil VI, auf die noch zurückzukommen ist. Hier jedenfalls meint Frau Drossbach wohl zu recht, daß die Filialenbildung um die Häuser in Dijon und Besançon und die geringe Dichte der Niederlassungen insgesamt die Einteilung in Provinzen überflüssig machten (S. 209). Doch so eindeutig will sich die Autorin dann aber doch nicht festlegen. Sie führt dazu – wenigstens für die „Provinz" Burgund – den Aspekt der Questbezirke ein: „Die eigentliche Ausbildung der Ordensprovinzen im burgundischen Raum hängt eng mit den Almosensammelgebieten zusammen, die wiederum als strukturierendes Prinzip nur aufgrund päpstlicher Privilegien möglich werden" (S. 214). Ganz vergessen sind aber die anfänglichen Bedenken, wenn sie auf S. 212 schreibt: „Ordensgeschichtlich einmalig ist das Phänomen, wonach die Einteilung des Ordens in

[11] Wieweit Innocenz III. und seine Nachfolger tatsächlich auf die Gründung von Spitälern Einfluß nahmen, bleibt offen. Selbstverständlich unterstützten sie die entsprechenden Initiativen mit der Gewährung von Privilegien. Wenn Drossbach in diesem Zusammenhang auf das Wirken des Kardinals Hugolino von Ostia (Gregors IX.) für die Klarissen verweist, das u. a. zur „Errichtung des Klosters St. Cosmedin in Rom" geführt habe, ist ihr ein Fehler unterlaufen. Es handelt sich um den Konvent SS. Cosma e Damiano (gemeinhin zu S. Cosimato verkürzt) in Trastevere, wie auch die von der Autorin zitierte Quelle in Anm. 166 nahelegt. Ebenfalls mit den angeführten Quellen unvereinbar ist im übrigen die Deutung der bekannten Standbilder der Rossebändiger Kastor und Pollux vor dem Quirinalpalast als „Flussgötter, die sich einst auf dem Kapitol und heute vor dem Quirinalspalast befinden [sic!]" (S. 229 Anm. 29).

[12] Bei der Vorstellung der Magister bzw. Präzeptoren, d. h. Leiter, von S. Spirito in Sassia macht die Autorin den Kardinal Matteo Rosso Orsini – ein Neffe des Papstes Nikolaus' III. (und keineswegs Nikolaus' IV.) – zum Magister (S. 184f., 193f.); tatsächlich war er aber Kardinalprotektor (wie im übrigen auch aus einem von der Autorin herangezogenen Zitat aus „Reg. Bonif. VIII. Nr. 580" hervorgeht).

Provinzen und die Almosengebiete identisch sind".[13] Dabei führt die Autorin selbst eine Quelle von 1347 an, die zeigt, daß die mit der Quest betrauten Ordensangehörigen in Deutschland sich für ihre Sammlungen an Diözesangrenzen orientierten (S. 213 Anm. 208). Die Autorin definiert den Questbezirk (*balivia*) selbst – allerdings nicht (wie sie behauptet) gemäß c. 95 und c. 105 der Ordensregel (mit anderen Inhalten) – als „die Diözese, in der ein Spital Almosen sammeln kann" (S. 212). Die Korrelation, wonach „der Orden seine Niederlassungen nur dort entfalten kann und will, wo mit Sammellizenzen von weltlicher und bischöflicher Seite zu rechnen ist" (S. 343), kann man mit dem Fall England widerlegen, wo es an solchen nicht gefehlt hat.[14] Trotzdem hatte der Heilig-Geist-Orden hier nur eine feste Niederlassung, Writtle, die im Teil VI vorgestellt wird.

Die Struktur des Hl.-Geist-Ordens wird anschließend im ordensgeschichtlichen Vergleich untersucht (S. 215 ff.). Schon Alexander IV. habe 1258 auf die Ähnlichkeit der hierarchischen Ordnung des Ordens mit der der Johanniter und Templer hingewiesen (S. 215). Trotz dieser – übrigens auch von Gregor X. 1273 bekräftigten[15] – Aussage erkennt die Autorin trotz aller Gemeinsamkeiten mit den Ritterorden auch „größere Unterschiede" (S. 216), die aber – bei genauerem Hinsehen – weniger strukturell waren als vielmehr darauf zurückzuführen sind, daß die beiden Orden eigene Profile entwickelt haben, denen sich auch ihre Ordensorganisation anpassen mußte. Die Autorin sieht in der Tatsache, daß im Antoniterorden „die Mitglieder aller Häuser … Chorherren derselben Abtei [= Saint-Antoine-en-Viennois]" waren (S. 218), einen Gegensatz zum Heilig-Geist-Orden, obwohl dessen Regel ebenfalls klar vorsieht, daß eigentlich nur das Generalkapitel (im Mutterhaus) befugt war, neue Mitglieder aufzunehmen,[16] die dann in den Filialen Aufgaben übernehmen sollten.[17] Daß die mächtigeren Filialen in Frankreich und im Reich die

[13] Diese These wird mehrmals wiederholt: auf S. 219, 221, 331 und – unverfänglicher – auf S. 343 („Sammelgebiete und Provinzeinteilungen können übereinstimmen").

[14] Vgl. A. Rehberg, *Nuntii, questuarii, falsarii*. L'ospedale di S. Sprito in Sassia e la raccolta delle elemosine nel periodo avignonese, Mélanges de l'École française de Rome. Moyen Age 115 (2003) S. 41–132: 64 ff.

[15] In seinem, den Wortlaut des Privilegs Alexanders IV. wiederholenden Schreiben *Inter opera pietatis*, das als Insert überliefert ist: ASV, Reg. Aven. 191, f. 349r–351r: 350r (*sicut domibus hospitalis Hierosolimitani et militie Templi sunt supposite et subiecte domus sue*).

[16] Nach der Ordensregel von S. Spirito sollte der Ordenseintritt eigentlich nur auf den Generalkapiteln in Rom vollzogen werden (S. 195 f., 416: Kap. LXXXVI: *De fratribus recipiendis*).

[17] Vgl. A. Rehberg, Die *fratres* von jenseits der Alpen im römischen Hospital

Rekrutierung neuer Mitglieder selbst in die Hand nehmen wollten, steht auf einem anderen Blatt. Wenigstens unter diesem Aspekt kann man Zweifel an dem Fazit der Autorin anmelden, daß von „einer Vorbildfunktion des Heilig-Geist-Ordens auf spätere Hospitalorden, wie die Antoniter, ... nicht gesprochen werden" kann (S. 218).

Frau Drossbach ist es zu danken, daß sie die Elemente, die aus dem römischen Hospital S. Spirito in Sassia eine papstnahe Institution und päpstliche Stiftung im Sinne einer Seelenheilstiftung machten, klar herausgearbeitet hat (S. 218f.). Sie geht sogar so weit, den Orden mit den Franziskanern zu vergleichen, die u. a. ebenfalls die Figur des Kardinalprotektors, den apostolischen Gehorsam und die römische Liturgie übernommen haben. Obwohl sich der Hospitalorden im Vergleich zu den Bettelorden mit der „institutionellen Verdichtung" so schwer tat, habe es das „autonom gesetzte[s] Recht des Ordens" geschafft, „neuartige zukunftsträchtige Paradigmen für die kirchliche Verfassungsgeschichte im Mittelalter" zu setzen (S. 220f.).

Die beiden letzten Teile (VI und VII, S. 223–334), die fast ein Drittel des gesamten Buches ausmachen, beschäftigen sich mit der Ausbreitung des Ordens und entfernen sich erheblich von der Methode der vorangegangenen Kapitel, die der Rechts- und vergleichenden Ordensgeschichte verpflichtet sind. Jetzt überwiegt die kleinteilige Analyse der topographischen und chronologischen Entwicklung des Ordens. Dabei wird schon von Anfang an auf die *Enumerationes bonorum* in päpstlichen Privilegien vor allem von 1258, 1273, 1291, 1295 und 1373 Bezug genommen, die allerdings erst auf S. 285ff. systematisch vorgestellt werden.[18]

S. Spirito in Sassia. Mit einem Ausblick auf die Attraktivität Roms für den europäischen Ordensklerus im Spätmittelalter, in: Vita communis und ethnische Vielfalt. Multinational zusammengesetzte Klöster im Mittelalter. Akten des Internationalen Studientags vom 26. Januar 2005 im Deutschen Historischen Institut in Rom, hg. von U. Israel, Vita regularis. Abhandlungen 29, Berlin 2006, S. 97–155.

[18] Erst auf S. 288 erfährt man (oder besser: kann man erahnen), was es mit der vielzitierten Angabe „Gregor XI. Nr. 28026" auf sich hat. Diese Nummer gehört nämlich zu den – in der Bibliographie vergessenen – nur noch elektronisch verfügbaren Lettres communes. Grégoire XI (1370–1378), hg. v. A.-M. Hayez, deren gedruckte Version nur bis Band III reicht. Analog dazu sind auch die ebenfalls nicht im Abkürzungsverzeichnis zu findenden Angaben „Nikolaus IV. Nr." und „Bonifaz VIII. Nr." etc. auf die von der École française in Rom publizierten Regestenwerke zu den vatikanischen Papstbriefserien zu beziehen, die unter den Herausgebern im Literaturverzeichnis zu finden sind.

Die Autorin folgt den Angaben der *Enumerationes bonorum* in all jene Gegenden, wo der Orden Niederlassungen und sogenannte „Wirtschaftsgüter" (*grangiae*) besaß. Diese Unterscheidung ist legitim und notwendig, sollte aber im Einzelfall genauer begründet werden. Die Autorin ist bemüht, der Wortwahl der *Enumerationes* zu folgen, gibt diesen aber mitunter wechselnde Bedeutungsinhalte, so daß ein verwirrendes Gesamtbild entsteht. Auf den S. 285 ff. stuft sie die *membra* richtig als Filialen ein, während sie in ihnen auf den S. 176 und 291 „weniger Hospitäler als Wirtschaftsgüter" sieht. Ambivalent ist auch der Begriff *domus*. In der Ordensregel wird der Terminus *domus* synonym für *hospitale* (S. 167), eine Niederlassung mit Hospital (auch für das Mutterhaus in Rom) sowie für eine Filiale (*domus filia*) gebraucht (vgl. Beispiele in der Regel, S. 398–401). Die jüngste Hospitals-Forschung hat die Vielgestaltigkeit und Plurifunktionalität mittelalterlicher Spitäler herausgearbeitet, für die die Begriffe variieren.[19] Aufgrund dieser terminologischen Unsicherheit erscheinen manche Einschätzungen der Autorin zumindest kontrollbedürftig. Manchmal läßt sich eine Diskrepanz zwischen dem darstellenden Teil und den Tabellen sowie den – mitunter zuverlässigeren – Karten im Anhang feststellen. Dabei ist das Bemühen, auch an entlegene lokalgeschichtliche Literatur zu gelangen und Archivalien aus verschiedenen Ländern heranzuziehen, insgesamt durchaus anzuerkennen.

Der Überblick beginnt mit dem Kirchenstaat (S. 223 ff.), und zunächst mit Latium, das in das *Patrimonium S. Petri* bzw. das römische Tuszien und die süd-östlich von Rom gelegene Campagna-Marittima geteilt ist. Mit großer Akribie werden die diversen Schenkungen in Nordlatium aufgeführt. Auffallend und wohl nicht unbeabsichtigt ist die Zurückhaltung des Ordens, in dieser romnahen Region Hospitäler zu gründen (S. 244, 278). Allerdings wird dabei das Hospital in Tarquinia (= Corneto) auf S. 289 Anm. 13 beiläufig erwähnt, aber in der Tabelle (S. 259 f.) und der Karte 3 vergessen. Insgesamt würde man gerne mehr über die Stifter, ihre soziale Herkunft und ihre Motive erfahren. Zu einem päpstlichen Eingreifen bezüglich der Besitzverhältnisse Torricellas finden sich zwei gegensätzliche Interpretationen. Auf S. 283 heißt es, daß Johannes XXII. „die Entsetzung und Rückführung des Kastells unter die Leitung des Präzeptors und Hospitals von Santo Spirito" angeordnet habe. Tatsache ist dagegen, daß sich damals Johannes XXII. gegen die offenbar nicht vor Übergriffen gegen Kirchengut zurückschreckende Erwerbspolitik des römischen Hospitals gewandt hat (so richtig bewertet auf S. 247 f.).[20]

[19] Vgl. zuletzt M. Matheus (Hg.), Funktions- und Strukturwandel spätmittelalterlicher Hospitäler im europäischen Vergleich (Geschichtliche Landeskunde 56), Stuttgart 2005.

[20] Ungenauigkeiten haben sich bei der Klassifizierung der nördlich von Rom gelegenen Ortschaften Cesano (S. 233) und Gallese (S. 245) als „Städtchen"

In der Campagna-Marittima, das bis an die Grenze des Königreichs Neapel reicht, kann der Orden früh Fuß fassen und mehrere Hospitäler gründen (S. 261 ff.). Die genauen Hintergründe lassen sich aber nicht immer klären. So ist die Darstellung zur Geschichte des Hospitals in Tivoli ziemlich verwirrend (S. 262).[21] Unbestritten ist dagegen, daß sich die Wirtschaftsgüter und *castra* im Besitz des römischen Hospitals im heutigen Latium konzentrierten. Die Erklärungsversuche der Autorin für diese Ausrichtung der Wirtschaftsinteressen auf Latium erschöpfen sich in der Rekapitulation makroökonomischer Faktoren und in dem Hinweis auf nicht spezifizierte „machterhaltende Interessen zwischen dem Hospital und dem Papsttum" (S. 280 f.). Dabei müßte doch auch auf die Zufälligkeiten bei den Stiftungen hingewiesen werden, die der Orden durch eine gezielte Erwerbs- und Arrondierungspolitik auszugleichen hatte. Dieses letztere Bestreben hat die Autorin ja selbst bestens belegt.

Danach wendet sich Drossbach dem Rest des Kirchenstaats bis hin zur Mark Ancona zu (S. 271 ff.). Wieder fallen einige Unzulänglichkeiten auf. So wird das 1256 dem Hospital S. Spirito in Sassia inkorporierte Benediktinerkloster S. Elia unter dem Dukat von Spoleto behandelt (S. 272; in der Karte 4 findet es sich dann aber richtig in Latium nördlich von Rom plaziert).

Die heutige Toskana wird durchgehend als „Tuszien" geführt. Bezüglich der Spitäler in Florenz und S. Quirico d'Orcia bezweifelt die Autorin, daß „sie auch wirklich existiert haben" (S. 273); dabei haben sich von ihnen sogar bis heute Bauteile erhalten.[22] Bei der Lokalisierung einer dritten Ortschaft muß man schon auf die Quelle rekurrieren, um weiterzukommen. Dort liest man

---

bzw. „Stadt", bei der Charakterisierung der Salvator-Bruderschaft in Rom (S. 239), bei den Ortsangaben „Casamarius" (Casamari) und „Pileus" (Piglio) (S. 253) sowie bei der „Porta Settingiana" in Rom (Porta Settimiana) eingeschlichen. Fabrica di Roma wird in einer nicht-existierenden Provinz Ronciglione verortet (S. 254).

[21] Das unweit von Tivoli gelegene Empiglione wird zu Empoli (S. 265 Anm. 227). Die Autorin vermengt Güter an der Via Aurelia im Norden Roms mit solchen im Süden an der Via Ardeatina (S. 267). Vgl. dagegen – mit wertvollen Informationen zum Güterbesitz von S. Spirito – S. Passigli, Una strada, il suo ambiente, il suo uso. La Via Aurelia fra XII e XVIII secolo, in: Strade paesaggio territorio e missioni negli Anni Santi fra medioevo e età moderna, a cura di I. Fosi e A. Pasqua Recchia, Roma 2001, S. 105–154.

[22] Zu Florenz siehe De Angelis, L'ospedale (wie Anm. 1) I, S. 324 f. Zu S. Quirico d'Orcia: Documenti dei secoli XIII e XIV riguardanti il Comune di Roma conservati nel R. Archivio di Siena, in: Miscellanea storica senese, Bd. 3, Siena 1895, Dok. XXXV und XXXVII (1361/1371).

In Tuscia hospitale sancti Spiritus de Castro Casuli[23], was auf Casole d'Elsa (zwischen Volterra und Siena) zu passen scheint, wo es noch heute eine alte dem hl. Geist geweihte Kirche gibt. Die Autorin ist von der Identifizierung mit Città di Castello in Umbrien so überzeugt, daß sie sogar die *Enumerationes* dafür kritisiert, daß sie den Ort „fälschlicherweise unter Tuszien aufgeführt" haben (eigenartigerweise fehlt dann Città di Castello im Kartenteil völlig).

Die Autorin zeigt sich zu Recht vom Erfolg des Heilig-Geist-Ordens in Süditalien beeindruckt, der sich an der großen Zahl von Filialen und Besitzungen ablesen läßt, die leider nicht immer leicht zu lokalisieren sind (S. 273 ff.).[24] „Dieser Bauboom" – so Drossbach – „muss in engem Zusammenhang mit dem Auftreten und der Etablierung der Anjou in Süditalien gesehen werden" (S. 274). An anderer Stelle schreibt sie dieses Verdienst dagegen ohne Quellenangaben den Staufern zu: „Eine Förderung durch die staufische Dynastie kann bereits bei der Ausdehnung des Ordens im Königreich Neapel festgestellt werden" (S. 342).[25]

In ihrem Zwischenergebnis (S. 282 ff.) führt Drossbach die Expansion des Ordens in einer ersten Phase auf die tatkräftige Unterstützung durch die Päpste zurück, die „ihre" Stiftung auch bei Prozessen gegen Usurpatoren ihrer Besitzungen tatkräftig unterstützten. Dabei verneint sie die selbstgestellte Frage, ob S. Spirito in Sassia „ein Spielball päpstlicher Machtpolitik im Kirchenstaat" gewesen sei. Vielmehr sieht sie wieder „gemeinsame existenz- wie machterhaltende Interessen" am Werk (S. 284). Die Autorin interessiert sich wenig dafür, ob der Orden mit seinen Niederlassungen in geringer besiedelten und mitunter abgelegenen Landstrichen – in Zentral- und Süditalien – möglicherweise eine besondere Aufgabe übernahm. Dagegen kann man ergänzend anmerken, daß das Ausgreifen in urbane Ballungszentren wie die Lombardei und die Toskana (sieht man einmal von dem Haus in Florenz ab) offenbar keine Priorität des Ordens war. Eine solche Expansion wäre wohl auch nicht im Interesse des örtlichen, z. T. hochentwickelten kommunalen Gesundheits-

---

[23] Vgl. die Bulle Gregors X. in ASV, Reg. Aven. 191, f. 349v (1273 Mai 23) und die Nikolaus' IV. (1291 Juni 21) in Bullarium diplomatum et privilegiorum Sanctorum Romanorum Pontificum taurinensis editio, IV: a Gregorio X ad Martinum V, Augustae Taurinorum 1859, S. 107–111, doc. X.

[24] Immerhin erkennt man in „*dioc. Valnensi*" (S. 274 Anm. 272) *Valven.*, das sich mit der Diözese Valva-Sulmona auflösen läßt.

[25] Außerdem sei angemerkt, daß bezüglich der ausführlich geschilderten Gründung des Hospitals in Atri von einem weiter nicht bekannten „heiligen Nikolaus von Cerrano" die Rede ist (S. 275).

wesens[26] und konkurrierender Spitalverbände und -orden (wie Altopascio, die Kreuzherren von Bologna oder Santa Maria della Scala in Siena[27]) gewesen.

Beim Übergang zum Teil VII zu den Filialen (*membra*) außerhalb Italiens (S. 285ff.) räumt die Autorin ein, daß sie für ihre Lokalisierungen vorrangig aus der Sekundärliteratur schöpft (S. 292). Sie interessiert sich vielmehr u. a. für die Frage nach „einer Verdichtung oder einem Versagen caritativer Institutionalisierung" (S. 293).

Im deutschsprachigen Raum (S. 293ff.) sind vor allem die Niederlassungen in Wien, im elsässischen Stephansfeld, in Memmingen, Wimpfen (mit eigenen Filialen in Markgröningen und Pforzheim), Rufach, Bern und München (wo der Orden allerdings nur vorübergehend Fuß fassen konnte) zu nennen.[28] Die Tendenz der „Kommunalisierung", die vom Kirchenrecht vorgezeichnet worden sei (hierfür verweist Drossbach auf die in die Clementinen aufgenommene Dekretale *Quia contingit* von 1312/1317), ging auch am Heilig-Geist-Orden nicht spurlos vorbei (S. 308ff.). 1365 traf es Memmingen; in Wimpfen wurde 1376 das Hospital vom Konvent getrennt, wobei wieder die Ordenszentrale in Rom ihr Plazet gab. Hinter den Gründungen in Wien und Stephansfeld vermutet die Autorin Staufer-Einfluß (S. 311). Die Konzentration des Ordens im südwestdeutschen Raum erklärt sie durch die Nähe zum Kerngebiet der Staufer und die besonderen Möglichkeiten in den staufernahen Reichsstädten

---

[26] Die Autorin geht nicht näher auf die allgemeine Situation der Hospitäler in den norditalienischen Kommunen ein. Vgl. hierzu nur Ospedali e città. L'Italia del Centro-Nord, XIII–XVI secolo, Atti del Convegno Internazionale di Studio tenuto dall'Istituto degli Innocenti e Villa i Tatti, Firenze 27–28 aprile 1995, a cura di A. J. Grieco e L. Sandri, Firenze 1997 (mit weiterer Bibliographie).

[27] Zur Geschichte und Expansion dieses Sieneser Hospitals vgl. St. R. Epstein, Alle origini della fattoria toscana: l'Ospedale della Scala di Siena e le sue terre (metà '200–metà '400), Firenze 1986, S. 56ff.

[28] Wenigstens eine Erwähnung verdient außerdem das Frauenkloster zum Heiligen Geist im oberösterreichischen Pulgarn (Steyregg), das von der Familie der Capeller (bzw. von Capellen) gegründet worden war (ratifiziert 1315) und dem Wiener Haus des Ordens unterstand. Vgl. zu Pulgarn zuletzt M. Würthinger/J. Hörmandinger (Hg.), Orden, Säkularinstitute und geistliche Gemeinschaften in der Diözese Linz. Eine historisch-topographische Dokumentation, Neues Archiv für die Geschichte der Diözese Linz 17, Linz 2005, S. 86f. Zu den ebenfalls von Drossbach nicht erwähnten, z. T. auf das 13. Jahrhundert zurückgehenden Niederlassungen in Schlesien siehe schon S. Reicke, Das deutsche Spital und sein Recht im Mittelalter. Erster Teil, Kirchenrechtliche Abhandlungen 111, Stuttgart 1932 (ND Amsterdam 1961), S. 174.

(S. 342). Für die Frage nach der Ausbildung von Ordensprovinzen im Reich, geht Frau Drossbach weit über den zeitlichen Rahmen ihrer Arbeit hinaus, der sich – folgt man dem Titel – auf die Zeit von 1198 bis 1378 konzentriert. Die Aussagen bleiben entsprechend vage. Dabei fließen die Quellen – anders als angegeben (S. 24) – zum 15. Jahrhundert sehr viel reicher, zumal im Jahre 1431 die Serie der Notarsprotokolle der Hospitalsnotare einsetzt. So sei laut der Autorin die Ordensprovinz „Niederdeutschland" (*Alemania inferior*) „erst für das letzte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts nachweisbar", die Ordensprovinz „Oberdeutschland" (*Alemania inferior*) – mit dem Zentrum in Stephansfeld – erst 1498 (S. 198, 209). Tatsache ist, daß diese Strukturen schon ab der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in römischen Quellen nachweisbar sind und wohl de facto auf das 14. Jahrhundert zurückgehen.[29]

Das Kapitel zu Frankreich (S. 311ff.) ist von der schon im Teil V aufgeworfenen Frage bestimmt, inwieweit es hier zur Ausbildung von Ordensprovinzen kam. Die Autorin versteht unter dem Gliederungselement *provincia* in einigen *Enumerationes bonorum* eine Ordensprovinz. Dagegen verweist der Wortlaut der von Drossbach zitierten Quellen (so S. 313) eindeutig auf – unter einem Metropoliten stehende – Kirchenprovinzen. Die Autorin schließt aus dem Umstand, daß in den *Enumerationes* von 1291 die Niederlassungen in Narbonne, Bezièrs, Arles,[30] Vienne als *provinciae* bezeichnet werden, ausgerechnet Burgund und Lothringen aber nicht, darauf, daß letztere noch keine Ordensprovinzen gewesen seien (S. 205ff., 313). Ihr kommen nicht einmal Zweifel bei der Feststellung, daß z. B. die vermeintliche Ordensprovinz Vienne aus einer einzigen Niederlassung – Argentières in der Diözese Viviers – bestehen soll (S. 314). Während man über Montpellier infolge der Archivverluste in den Hugenottenkriegen wenig weiß, stellt sich die Quellenlage zu Dijon (mit Filialen in Fouvent, Bar-sur-Aube und Tonnere) sowie Besançon (u. a. mit Dôle, Gray, Toul und Vaucouleurs als Filialgründungen) erfreulicher dar (S. 314–319).

Nur eine halbe Seite ist Spanien gewidmet (S. 320). Entgegen dem Wortlaut zweier *Enumerationes* – der Alexanders IV.[31] und Nikolaus' IV.[32] – geht die Autorin von einem Hospital in Sevilla (statt in Segovia = *Segobien.*) aus. Nikolaus IV. ordnet das Haus in Lérida keineswegs einer „Ordensprovinz Terracona" zu, sondern korrekt dem Metropolitansprengel Tarragona (*in provin-*

[29] Vgl. entsprechende (keineswegs erschöpfende) Nachweise in Rehberg, Die *fratres* (wie Anm. 17) passim.

[30] S. 205 spricht sie sogar von „Arelat".

[31] ASV, Reg. Vat. 25, fol. 159v–160v, ep. 257; ed. Bullarium (wie Anm. 23) III: A Lucio III ad Clementem IV, Augustae Taurinorum 1858, S. 653–657, doc. XLIII.

[32] Bullarium (wie Anm. 23) IV, S. 107–111, doc. X.

cia Terraconensi). Unter den in der Tat schwer zu identifizierenden Ortschaften in der Kirchenprovinz Toledo sei *Iaemia* (lies *Jaenna*), Jaen, genannt.[33]

Viel besser ist die Quellenlage zu der einzigen englischen Niederlassung des Ordens, Writtle, in der Grafschaft Essex (S. 320ff.). Diesem direkt von Brüdern aus Rom beschickten Sitz kam eine besondere Rolle bei den Almosensammlungen auf den Britischen Inseln zu. Um so unerfreulicher muß es für die Ordenszentrale gewesen sein, daß der englische König (im Zuge seiner allgemeinen Anstrengungen, den Geldabfluß nach Rom und in die Kassen französischer Prälaten zu stoppen), auch den Transfer der englischen Sammelerlöse an das Mutterhaus unterband. Unter diesen Umständen muß es für das Mutterhaus, das – wie alle anderen kirchlichen Institutionen Roms – zur Unterstützung des Kampfes gegen den Gegenpapst verpflichtet war, das kleinere Übel gewesen sein, 1391 statt anderer Güter diesen entfernten, nicht mehr so lukrativen Außenposten zu verkaufen. Wenn die Autorin ohne Angabe dieser Hintergründe mit Berufung auf die *Calendars of Papal Letters* behauptet, daß sich der Papst (Bonifaz IX.) im Jahr darauf „die Verkaufssumme von 5.000 Golddukaten" sicherte, „während das römische Mutterhaus bei der Transaktion leer ausgeht" und daraus schließt, daß der Papst bei seinen Schutzbemühungen für den Orden „vor allem pekuniäre Interessen" verfolgt habe (S. 323), tut sie der Quelle Gewalt an. In dem besagten Brief quittiert Bonifaz IX. dem römischen Generalpräzeptor Egidio von Orte lediglich den Erhalt von 5000 Golddukaten aus dem Verkauf aller englischen Besitzungen als Beitrag des Hospitals zur Verteidigung der römischen Kirche gegen die Schismatiker.[34] Es bleibt offen, ob die Veräußerung dem Hospital nicht noch mehr abgeworfen hat. Ein bewußter Akt der Ausnutzung des Hospitalbesitzes durch den Papst war sie keineswegs, denn zu diesem Notopfer wurde damals – wie gesagt – der gesamte römische Klerus herangezogen.[35] Dieser Einwand steht nicht der richtigen Erkenntnis im Wege, daß Innocenz III. – im Sinne einer spirituellen Leitidee – S. Spirito in Sassia errichtet hat, „um die päpstliche *caritas* zu verwirklichen," und daß die päpstliche Unterstützung nach steter Gegenleistung durch S. Spirito in Sassia verlangte (S. 325).

---

[33] Diese Identifizierung schlug schon De Angelis, L'ospedale (wie Anm. 1) I, S. 345 vor.

[34] W. H. Bliss/J. A. Twemlow, Calendar of Entries in the Papal Registers relating to Great Britain and Ireland. Papal Letters, Bd. 4: A. D. 1362–1404, London 1902, S. 283 (1392 Apr. 3).

[35] Die Folgen für den römischen Kirchenbesitz, der empfindliche Einbußen hinnehmen mußte, ersieht man aus J.-Cl. Maire Vigueur, Les „casali" des églises romaines à la fin du Moyen Age (1348–1428), Mélanges de l'École française de Rome. Moyen Age 86 (1974) S. 63–136.

Diese Dienste bestanden primär in der Aufrechterhaltung der medizinischen Versorgung und den anderen schon beschriebenen Aufgaben in unmittelbarer Nähe zu St. Peter.

Offenbar auch mit Blick auf das englische Beispiel – aber ohne Anführung konkreter Quellen – beschließt die Autorin dieses Kapitel u. a. mit der Feststellung, „dass der bargeldlose[36] Transfer von Almosengeldern die Ausbildung der Organisationsstruktur des Heilig-Geist-Ordens wesentlich beeinflusst" habe (S. 331). Wieder greift sie die Frage nach „Verdichten oder Versagen caritativer Institutionalisierung" auf (S. 331ff., vgl. 84ff., 293). Eine eindeutige Antwort sei nicht möglich. Anders als bei den Bettelorden verlief „die caritative Institutionalisierung" beim Heilig-Geist-Orden „nicht sonderlich erfolgreich", da eine Ausdehnung auf den gesamten europäischen Raum wie bei den Antonitern und den Bettelorden ausblieb. Nähere Untersuchungen dazu werden dagegen „späteren Forschungsvorhaben überlassen" (S. 332). Auch die Hospitaliter von Altopascio und die Trinitarier sowie die Lazariter seien regional begrenzt geblieben. Die Autorin führt eine Reihe von Gründen hierfür an (S. 333f.), die nicht immer zu überzeugen vermögen und manchmal im Widerspruch zu den eigenen Beobachtungen stehen. So meint sie: „Die Rechtssituation des Ordens, in erster Linie die jurisdiktionelle Abhängigkeit vom Papst, erschwert zweifelsohne den Institutionalisierungsprozess des Ordens." Dem kann man entgegenhalten, daß die ebenfalls papstnahen Bettelorden doch sehr erfolgreich waren. Außerdem sei – im Gegensatz zu den Bettelorden – „beim Heilig-Geist-Orden eher ein Mangel an Kompetenzzuweisungen zu konstatieren" (S. 333). Diffus bleiben auch die Antworten Drossbachs auf die von ihr aufgeworfenen Fragen nach der „Durchsetzbarkeit der spirituellen Leitidee" und dem Anteil, den die Gründerfiguren Guido von Montpellier (in Frankreich) und Innocenz III. (im Rest Europas) an ihr hatten (S. 333). Der

[36] Über die Wege des Geldtransfers im Heilig-Geist-Orden fehlen allerdings noch Untersuchungen. Daß von den Hospitalorden mitunter auch Banken eingesetzt wurden, kann – am Beispiel von Altopascio – A. Meyer, Organisierter Bettel und andere Finanzgeschäfte des Hospitals von Altopascio im 13. Jahrhundert, in: Hospitäler in Frankreich, Deutschland und Italien – eine vergleichende Geschichte. Akten der internationalen Tagung, Paris, 19. September 2003, hg. von G. Drossbach, Paris 2006 (im Druck) zeigen. Aber selbst die Johanniter vertrauten die für Akkon bzw. Rhodos bestimmten *responsiones* keineswegs immer Kaufleuten oder Banken an: vgl. J. Sarnowsky, Handel und Geldwirtschaft der Johanniter auf Rhodos, in: R. Czaja / J. Sarnowsky (Hg.), Die Ritterorden in der europäischen Wirtschaft des Mittelalters, Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica 12, Toruń 2003, S. 19–34: 27ff.

Heilig-Geist-Orden habe keine Gewalt anwenden können und sei deshalb „auf die Unterstützung des Papsttums angewiesen" gewesen (als ob der als Gegenbeispiel erwähnte Deutsche Orden auf sie hätte verzichten können – man denke nur an das Ende der Templer). Dann räumt die Autorin schließlich ein, daß „die Verdichtung caritativer Institutionen" im Heilig-Geist-Orden „erst gar nicht angestrebt" war (S. 334).

Das Buch von Gisela Drossbach zeigt, daß auch ein sich in seinen Strukturen langsamer entwickelnder Orden seinen Platz im Gefüge der alten und neuen Orden finden konnte. Die Ausbildung von Ordensprovinzen gehörte indes nicht zu den Prioritäten der Ordensleitung, die die – in ihrer Zahl überschaubaren – Filialen im direkten Zugriff besser zu kontrollieren hoffte. Die Flexibilität, die Bedachtsamkeit bei der Gründung neuer Häuser und die gelegentlichen Eigenwege, die das Agieren des Mutterhauses S. Spirito in Sassia auszeichneten, garantierten den bleibenden Erfolg des römischen Hospitals. Zur Aufrechterhaltung des aufwendigen Dienstes an den Kranken und Bedürftigen in Rom dienten die Abgaben aus den Filialen und die – wie man aus den Quellen des 15. Jahrhunderts erfährt – generalstabsmäßig geplanten europaweiten Almosensammelaktionen.[37] Mit den Worten der Autorin wird das Hospital S. Spirito in Sassia zur „visuelle[n] Verkörperung einer Idee von der Verpflichtung des Papstes und seiner Kardinäle auf die *caritas*" (S. 334). So schließt die Abhandlung mit der Frage nach dem Stiftungscharakter des Hospitals S. Spirito in Sassia (S. 344ff.). Die päpstliche Stiftung wurde sanktioniert mit dem Privileg *Inter opera pietatis* von 1204. Die Ausübung der Werke der Barmherzigkeit „gründet auf dem Prinzip der Gabe und Gegengabe" (S. 345). Die Hoffnung auf den göttlichen Lohn konstituiert eine Seelgerätsschenkung. Das Kardinalprotektorat und die exemte Stellung des Ordens erleichterten die Kontrolle durch den Papst. Das Gedenken Innocenz' III. sei indes im 15. Jahrhundert zugunsten der Idee eines „Vorzeigeinstituts" verloren gegangen (S. 346). Im Sinne Innocenz' III. war es aber – wie man hinzufügen kann –, daß seine Nachfolger sich seiner Stiftung verpflichtet fühlten und in der Unterstützung des päpstlichen Hospitals nicht nachließen.

Der Band wird von einer Edition der Ordensregel (S. 354–431) beschlossen, auf die die Autorin schon im Laufe der Darstellung immer wieder

---

[37] Dagegen meint Drossbach: „Weniger erfolgreich erweißt [sic!] sich hingegen das von Innocenz III. verfolgte Ziel, das gesamte Abendland als Sammelgebiet für den Orden auszubauen" (S. 346). Daß letzteres tatsächlich schon früh gelang, belegt Rehberg, Nuntii (wie Anm. 14).

eingeht.[38] Erstmals wird damit dieser wichtige Text mit einem kritischen Apparat vorgelegt. Die Beschreibung der vier zugrundeliegenden Handschriften nimmt nicht einmal zwei volle Seiten ein (S. 351f.). Ohne paläographische Analyse und ohne Abbildungen zu Schriftproben bleibt die Behauptung unbewiesen, daß die Wiener Handschrift (A) auf Pergament „aus dem 13. Jahrhundert" stammt und die Handschrift in Dijon (D) „von einem italienischen Schreiber Mitte des 14. Jahrhunderts angefertigt" (S. 152) wurde. Zur Prunkhandschrift im römischen Staatsarchiv (C) merkt die Autorin an, daß „die Anordnung der Zeilen … zweispaltig" sei, wovon tatsächlich keine Rede sein kann. Der die einzelnen Kapitel unterbrechende Kommentar zur Regel,[39] der erst den großen Umfang von 248 Blättern erklärt, wird nicht mehr erwähnt. Obwohl nach der Autorin A und die Borghese-Handschrift (B) als „eigenständige Fassungen" aufzufassen seien, entscheidet sie sich dafür, der Version A nicht B, sondern C gegenüberzustellen, da C „wohl nur wenige Jahre nach B" entstanden ist und „als der künftig konstitutive Text vorgesehen" war.

Bedauerlich ist, daß die Literatur nur bis 2002 nachgetragen wurde (S. 6).[40] Störend sind die offenkundigen Versehen in Sachangaben[41] und die gelegentlichen Fehler in den Bibliotheks- und Archivsignaturen.[42] Der Leser bleibt ratlos, wenn er auf so mysteriöse Dinge wie das *patrimonium Dohanae*

---

[38] Einmal bezeichnet Drossbach die Ordensregel als „ein von Kardinälen unterschriebenes Privileg" (S. 338), was doch einigermaßen überrascht, da von diesen Unterschriften nicht die Rede ist und – wie die Autorin sehr wohl weiß – selbst ein Ausstellungsdatum fehlt.

[39] Siehe oben S. 567.

[40] Beispielsweise werden die in zwei Lieferungen erschienen Bände zur Tagung von 2001 zur Geschichte des Hospitals S. Spirito in Sassia nur partiell herangezogen: L'Antico Ospedale Santo Spirito. Dall'istituzione papale alla sanità del terzo millennio. [Atti del convegno, Roma 15–17 maggio 2001], I, in: Il Veltro 45/5–6 (2001); II, in: Il Veltro 46/1–4 (2002).

[41] Auf S. 24 wird der Name des Direktors der Biblioteca Lancisiana, Marco Fiorilla, mit „Fiorini" angegeben. Auf S. 84 wird eine unbekannte „Bistumsstadt Planels" und auf S. 241 ein Kardinal Penallo – statt Poncello – Orsini erwähnt.

[42] So heißt es einmal „Biblioteca Lancisiana, Ms. 283" (statt 228) (S. 24) und „BAV [statt ASV], Inst. Misc. 5141" (S. 289). Lateinische Zitate sind oft mangelhaft wiedergegeben und werden auch nicht immer richtig interpretiert, wie schon bei der Fehldeutung des Wortes *provincia* deutlich wurde (vgl. auch beispielsweise S. 211). Auch Zitate aus dem Französischen werden oft ohne Sorgfalt angeführt (vgl. z. B. S. 53 Anm. 56).

stößt (S. 75).[43] Das Literaturverzeichnis sowie die Indizes weisen einige Unzulänglichkeiten auf.

RIASSUNTO

Questo contributo è la recensione del libro di Gisela Drossbach dedicato all'ordine ospedaliero di S. Spirito (Paderborn 2005). Nato come una comunità di *fratres* laici sotto Guido di Montpellier dedicata al servizio dei malati a Montpellier, l'ordine divenne tale solo per merito dell'impegno di Innocenzo III (1198–1216) che gli affidò l'ospedale accanto alla chiesa di S. Maria in Sassia a Roma, non lontano dalla basilica di S. Pietro. Questo retroscena è per la Drossbach il punto di partenza per uno studio sulla *caritas* cristiana come istituzione giuridica concretizzatasi in un ordine ospedaliero. Il papa giurista divenne il fondatore proprio del primo ordine ospedaliero non cavalleresco. Il famoso ospedale di S. Spirito in Sassia rappresentò presto – per dirlo con le parole dell'autrice – „l'incarnazione visibile dell'idea dell'obbligo del papa e dei suoi cardinali alla *caritas*" (p. 334). Anche se non si possono condividere tante affermazioni e conclusioni esposte nel corso della trattazione (come sono da segnalare tanti errori e sviste in dettagli come nella localizzazione di alcune case filiali e nella toponomastica), lo studio della Drossbach dimostra bene come l'ordine di S. Spirito trovò il suo spazio nel quadro delle istituzioni religiose anche se sviluppò solo lentamente le sue strutture. Naturalmente aiutò l'ordine il fatto che la sua espansione in tutta Europa restava numericamente circoscritta e non richiese subito l'introduzione di vere e proprie province come successe invece negli ordini cavallereschi e mendicanti. Conclude il volume una edizione della Regola di S. Spirito che mette una accanto all'altra le due versioni più importanti secondo la Drossbach, cioè una versione fin'ora sconosciuta proveniente da Vienna, rite-

[43] Es fehlt auch nicht an unverständlichen sprachlichen Konstruktionen (S. 85: „Des weiteren lässt sich dieser Institutionalisierungsprozeß des Heilig-Geist-Ordens auch mit dem bisher ... weitgehend unberücksichtigt gebliebenen Homobonus vergleichen"; S. 290: „Nur das dort angeführte Hospital von Lausanne muss falsifiziert werden"). Zahlreiche banale Tippfehler wie „frägt" (S. 95) und „Schweitz" (S. 312 Anm. 136f.) sind beim Korrekturlesen nicht aufgefallen. Typographische Fehler – wie bei den Anmerkungen auf S. 169 und 171 – hätten ebenfalls beseitigt werden können. Werner Maleczeks Studie zum Kardinalprotektor im Kreuzherrenorden wird zu einem „Aufsatz über den Kardinalprotektor des Heilig-Geist-Ordens" (S. 183).

nuta dall'autrice – però senza un'analisi paleografica – il testo più antico (alla quale mancano 18 capitoli) e quella „canonica" nel famoso manoscritto miniato dell'Archivio di Stato di Roma.

MISZELLE

NEUE FORSCHUNGEN ZUR APOSTOLISCHEN PÖNITENTIARIE

von

GABRIELLA ERDÉLYI

Ein kleiner, im Zeichen der Zusammenarbeit der Bergener Universität (Norwegen) und der Mittel-Osteuropäischen Universität (Budapest) erschienener Band umfasst die Beiträge zweier Konferenzen.[1] Beide *workshops* richteten ihre Aufmerksamkeit auf die Problematik der Kommunikation zwischen Zentrum und Peripherien. Konkretes Untersuchungsgebiet stellten die Beziehungen zwischen einer der wichtigsten Behörden der spätmittelalterlichen Kurie, nämlich der Apostolischen Pönitentiarie (*Sacra Poenitentiaria Apostolica*) einerseits und den Ländern der abendländischen Christenheit andererseits dar. Eine Einleitung wird dem untersuchten Band nicht vorausgeschickt. Er spricht ein Fachpublikum an, für das die entsprechenden Fakten eine Selbstverständlichkeit bedeuten mögen. Allerdings befasst sich ein Beitrag allgemeiner mit den Beziehungen des päpstlichen Hofes, genauer gesagt der Apostolischen Kanzlei, zu Ostmitteleuropa (S. 71–88). Die Verfasserin, Jadranka Neralić (Hvratski Institut, Agram), kann auf jahrzehntelange Erfahrungen auf dem Gebiet der Kurienforschung verweisen.[2] Ebenfalls soll die von Ludwig Schmugge dargebotene kurze Übersicht über die Geschichte und Ergebnisse der seit der Eröffnung des Archivs der Pönitentiarie im Jahr 1983 stetig intensivierten Forschung (S. 161–164) hier erwähnt werden. Nennenswert ist der emeritierte Züricher Professor auch, weil unter seiner Ägide

[1] The Long Arm of Papal Authority. Late Medieval Christian Peripheries and their Communication with the Holy See, ed. by Gerhard Jaritz, Torstein Jørgensen, Kirsi Salonen, Bergen–Budapest–Krems 2004, Medium Aevum Quotidianum, Sonderband XIV; CEU Medievalia 8, 175 S., ISBN 82-997026-0-7, € 29,95.

[2] Jadranka Neralić, Priručnik za istraživanje hrvatske povijesti u tajnom vatikanskom arhivu. Schedario Garampi, Zagreb 2000.

und aktiven Mitwirkung seit zwei Jahrzehnten die hervorragend koordinierte deutsche Pönitentiarieforschung vorangetrieben wird, aus der bislang sechs Bände von Quellenveröffentlichungen und zahlreiche Bücher bzw. Studien hervorgegangen sind.[3]

Ihr Tätigkeitsbereich der Apostolischen Pönitentiarie umfasste die Rollen des Richters und des Beichtvaters. Das Dikasterium verwaltete Angelegenheiten, die mit Gewissensfragen und der spirituellen Sphäre eng verbunden waren.[4] Die Antragsteller waren mit dem Kirchenrecht in Kollision geraten, das auch diese Aspekte des menschlichen Handelns genau regelte. Die Behörde beschäftigte sich daher mit einer für den an die Trennung von Recht und Gewissen gewöhnten heutigen Menschen verworrenen Masse vielfältiger Angelegenheiten: neben Eheangelegenheiten war sie für Hindernisse und Verstöße im Zusammenhang mit Priesterweihen, sowie für Dispense von unehelicher Geburt zuständig. Einen anderen Zuständigkeitsbereich stellte die Administration des Bußsakraments dar, so etwa in Form von Ablassbriefen und Genehmigungen zur freien Wahl des Beichtvaters. Die vielleicht interessanteste Gruppe von Suppliken bezieht sich auf streng verurteilte Vergehen an der Kirche und der Gesellschaft, von Mord über Bigamie bis hin zum verbotenen Handel mit Türken. Einerseits war also die Pönitentiarie Spitzenorgan der amtlich-institutionellen Kontrolle über das Gewissen. Andererseits ließ gerade die Vielfalt der kirchlichen und weltlichen, bzw. kurialen Instanzen breiten Raum für das individuelle Manövrieren. Die von diesem höchsten Sündengericht erlassenen Absolutionen und Dispense wurden des weiteren in Diözesanprozessen eingesetzt.

Im Mittelpunkt des Bandes steht die Analyse der bei dieser päpstlichen Instanz eingereichten Suppliken. Der methodologische Ansatz der Redakteure

---

[3] Repertorium Poenitentiariae Germanicum. I–VI, bearb. von Ludwig Schmugge et al., Tübingen 1996–2005, hg. vom Deutschen Historischen Institut in Rom. Vgl. darüber hinaus dens., Kirche, Kinder, Karrieren. Päpstliche Dispense von der unehelichen Geburt im Spätmittelalter, Zürich 1995; F. Tamburini/L. Schmugge, Häresie und Luthertum. Quellen aus dem Archiv der Pönitentiarie in Rom (15. und 16. Jahrhundert), Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte, N. F. 19, Paderborn 2000.

[4] Über die Geschichte und den Wirkungsbereich der Pönitentiarie ist grundlegend E. Göller, Die päpstliche Pönitentiarie von ihrem Ursprung bis zu ihrer Umgestaltung unter Pius V., I–II., Bibliothek des Kgl. Preussischen Historischen Instituts in Rom 3–4 und 7–8, Rom 1907, 1911. Neuerlich L. Schmugge/P. Hersperger/B. Wiggenhauser, Die Supplikenregister der päpstlichen Pönitentiarie aus der Zeit Pius' II. (1458–1464), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 84, Tübingen 1996.

und Veranstalter der Konferenzen wird im Vor- bzw. Nachwort (S. 8–10, bzw. 170–172) skizziert. Mit einem Hinweis auf die im nationalen Rahmen geführten Forschungen plädieren die Veranstalter für die Notwendigkeit eines die nationale Perspektive übergreifenden Vorgehens. Obwohl das Verhältnis der abendländischen christlichen Länder zu der römischen Kurie einheitlich geregelt war, müssen wir auf dem Gebiet der Rechtsauslegung und Rechtsanwendung mit erheblichen Unterschieden rechnen. Die Einwohner der zentralen Gebiete hatten bezüglich der Suppliken andere Möglichkeiten, als die der Peripherien, wegen der unterschiedlichen geographischen Entfernung und eines ungleichen institutionellen Rahmens (bischöfliche Jurisdiktion, Tätigkeit der Legaten). Die Veranstalter sind sich bewusst, dass all diese und auch andere Faktoren im Rahmen eines ausgeglichenen internationalen Vergleichs mitbeachtet werden müssen.

Um das Verhältnis zwischen Rom und den christlichen Ländern (*partes*) vergleichen zu können, schlagen die Redakteure die Anwendung des Zentrum-Peripherie-Modells als Hilfsmittel vor. So argumentiert Piroska Nagy (Universität Rouen), und führt dabei auch die reiche sozialwissenschaftliche Fachliteratur auf (S. 11–18). Die Autorin stellt aber die Frage, ob dieses Modell tatsächlich geeignet ist, das Verhältnis Roms zu den einzelnen Regionen des christlichen Abendlandes zu erfassen, ob es den Nachweis von Unterschieden und Übereinstimmungen fördert, oder diese eher verdeckt. Die über die Verwendung des Begriffs „Peripherie" reflektierende Studie geht weiteren unumgehbaren Problemen nach: inwiefern kann die ostmitteleuropäische Region (vom Baltikum bis Albanien) als eine mit der Nordperipherie (Skandinavien, Britische Insel) oder den zentralen Gebieten vergleichbare Einheit angesehen werden? Können überhaupt für die Peripherien typische Merkmale oder verschiedene Peripheriemuster erarbeitet werden?

Wie wir es sehen, werden am Anfang des Buches wichtige methodische Fragen formuliert. Über die Anwendbarkeit und den Nutzen des Zentrum-Peripherie-Modells sollen zukünftige Forschungen entscheiden. Die Betonung der an die Stelle des nationalen Rahmens tretenden europäischen Perspektive kann natürlich schwer von dem heute gängigen offiziellen politischen Diskurs getrennt werden. Ein europäisch komparativer Ansatz erscheint auf dem Gebiet der spätmittelalterlichen christlichen Zivilisation auf jeden Fall fruchtbringend. Paradoxerweise, und gerade für die kleinen und geographisch marginalen Ländern ist er auch im Hinblick auf die eigene Nation vielversprechend.[5]

---

[5] Über Ungarn im europäischen Kontext s. G. Erdélyi, A Sacra Poenitentiaria Apostolica hivatala és magyar kérvényei a 15–16. században, I–II [The office

Im Buch finden wir jedoch nur zwei Versuche, diese Möglichkeit auszunutzen. Dies bedeutet wohl, dass die weit gesteckten Zielsetzungen und ihre Verwirklichung nicht ganz übereinstimmen, was ein typischer Mangel von Konferenzbänden ist. Ein tatsächlicher Vergleich wird von Kirsi Salonen (Universität Tampere) unternommen, einer der führenden Erforscherinnen des Archivs der Pönitenziarie, die 15000 Suppliken aus der Periode Pius' II. (1458–1464) in Betracht zieht. Aufgrund eines quantitativen Vergleichs der aus verschiedenen Ländern eingehenden Fälle stellt die Autorin fest, dass die meisten Anträge aus den Rom nahe gelegenen und dicht bevölkerten Gebieten, oder aus ausgedehnten und reichen Bistümern stammten. Während dieses Ergebnis vorherige Vermutungen bestätigt, kann es vielleicht überraschen, dass sich hinsichtlich der kirchenrechtlichen Praxis je nach Region markante Unterschiede abzeichnen. So etwa wandten sich die Franzosen größtenteils um Beichtbriefe an die Pönitentiarie, während aus Deutschland routinemäßig unehelich Geborene, die Priester werden wollten, die Dienstleistungen des Amtes in Anspruch nahmen. Iren und Schotten, sowie Spanier und Italiener bevorzugten es, ihre ehelichen Angelegenheiten in Rom zu schlichten, und aus Osteuropa kamen vor allem Leute, die wegen ihrer schweren Sünden unter kirchlichem Bann standen. Nach Erhebung dieser Varietät und der Erarbeitung der Ursachen überlässt die Autorin die Schilderung der unterschiedlichen Bräuche, Gesetze und Institutionen lokalen Forschungen, von denen in einigen Aufsätzen des Bandes eine Kostprobe geboten wird.

Kirsi Salonen ist auch Mitverfasserin einer mit Piroska Nagy gemeinsam unternommenen Untersuchung, die im Sinne des in der Einleitung geförderten komparativen Ansatzes durchgeführt wurde. Die Autorinnen analysierten die unter dem Pontifikat Pius' II. und Sixtus' IV. (1458–1484) aus Ostmitteleuropa eingehenden Suppliken, um aufgrund der Verteilung der Anträge die innere Struktur der Region aufzeichnen zu können. Problematisch erscheint jedoch die Absteckung des geographischen Rahmens, da sie statt der zeitgenössischen politischen Verhältnisse von politischen Entitäten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (u. a. Jugoslawien) ausgeht. So halten die Verfasser alle Suppliken für relevant, die aus Ungarn, Polen-Litauen, Böhmen, Krain (heute Slowenien), Kroatien, Dalmatien, Albanien, Preußen-Liwonien (den heutigen baltischen Staaten) bei der Kurie eintrafen. Dabei handelt es sich um ein vom

---

of the Holy Apostolic Penitentiary and the Hungarian Petitions in the 15–16th centuries] Levéltári Közlemények [Archival Communications] 74 (2003) 33–57, 76 (2005) 63–103. Vgl. auch die italienische Kurzfassung: Dies., Ungheresi a Roma tra tardo medioevo ed età moderna. Le suppliche alla Sacra Penitenzieria Apostolica, Annuario dell'Accademia d'Ungheria. Studi e Documenti Italo-Ungheresi, a cura di József Pál, Roma–Szeged 2005, S. 24–31.

Mittelmeerraum bis östlich der deutschen Territorien und zu den orthodoxen Ländern reichendes, heterogenes Gebiet. Krain hätte eher zu den deutschen Territorien, das unter venezianischem Einfluss stehende Dalmatien dagegen dem Mittelmeerraum zugeschrieben werden sollen, was als Ergebnis ihrer Analyse aufgrund der Muster der Pönitentiariensuppliken, d. h. der relativ großen Zahl der Suppliken und dem relativ hohen Anteil der Eheangelegenheiten auch die Verfasserinnen feststellen.

Es wäre auch sinnvoll gewesen, wenn die Autorinnen wenigstens in den Fußnoten genau mitgeteilt hätten, welche Diözesen sie konkret unter den damals ziemlich verworrenen Umständen als zu Ungarn, Kroatien bzw. Dalmatien gehörig ansehen. Allgemeine Tendenzen zeichnen sich jedoch deutlich ab und stimmen mit einem für die Periode Pius' II. erarbeiteten Phänomen überein: aus der Region insgesamt legten am ehesten – persönlich oder durch Vermittler – die wegen ihrer schweren Sünden Exkommunizierten den Weg nach Rom zurück, gemeinsam mit um verschiedene Beichtprivilegien nachsuchenden Mitgliedern des Klerus, die oft als Pilger unterwegs waren.

Innerhalb dieser allgemeinen Tendenz entfaltet sich selbstverständlich ein mannigfaltiges Bild, das die Autorinnen mit den innenpolitischen Zuständen verbinden. Bezüglich des Balkans stellte die wichtigste Änderung im Laufe des 15. Jahrhunderts die türkische Eroberung dar. Deshalb klingt die Bemerkung der Verfasserinnen überraschend, dass die türkische Präsenz in Albanien, das 1479 der türkischen Expansion anheim fiel, nicht zu einer dramatischen Einengung der römischen Supplikationspraxis führte. Das Phänomen wird mit den Auswirkungen der Reformation verglichen, indem darauf Bezug genommen wird, dass die Änderung der religiösen Verhältnisse auf schwedische Antragsteller keinen Einfluss hatte. Was dagegen Albanien betrifft, hoffen wir, dass Etleva Lala, die im Band aufgrund der päpstlichen Register das Verhältnis der politischen (*Regnum Albaniae*) und der religiösen (Erzbistum Antibari) Strukturen des 14. Jahrhunderts untersucht (S. 89–101), in Zukunft die Änderung des Verhältnisses zwischen christlichen Gläubigen und dem apostolischen Gnadenamt unter dem Einfluss der türkischen Eroberungen klären wird.

Torstein Jørgensen (Universität Bergen) hat in seiner Untersuchung des Verhältnisses der Norweger und Isländer zur römischen Kurie die Supplikenregister bis zur offiziellen Einführung der Reformation in 1537 durchforstet (S. 29–41). Seine Bemühungen stießen auf insgesamt 145 Anträge: die geographische Entfernung wirkte sich dabei sehr auf die Intensität der Kontakte zwischen diesem Randgebiet der abendländischen Christenheit und der römischen Kurie aus (auf alle 500–600 deutschen Fälle kommt ein norwegischer Fall).

Die weiteren Aufsätze untersuchen statt der europäisch-vergleichenden Perspektive, die in der Einleitung angesprochen wurde, eher lokale, partikulare Erscheinungen, und zwar in einigen Fällen nur mit provisorischen Ergebnissen. Lucie Doležalová nimmt die Präsenz der Hussitenbewegung und ihrer Vertreter am römischen Gnadenamt in den Blick (S. 113–125). Obwohl die Zahl der die böhmischen Ketzer betreffenden Anträge kaum ein Dutzend ausmacht, konnte die Verfasserin auf ein interessantes und vielleicht zu verallgemeinerndes Phänomen verweisen: in den ausführlich zitierten Anträgen kommen sehr oft Frauen vor, die durch ihren Religionswechsel an Unabhängigkeit und Macht gewannen. Im Lichte des Vergleichs können wir schlussfolgern, dass die im Verhältnis zu Reichtum und Bevölkerungsdichte der Region eher stockende Kommunikation mit dem päpstlichen Hof (insgesamt 172 Anträge zwischen 1438 und 1483) im Kontext der örtlichen religiösen und politischen Verhältnisse interpretiert werden muss.

Es folgen zwei Aufsätze über Eheprobleme. Einer der Schauplätze ist das nordwestliche Randgebiet, Schottland, der andere ist die südeuropäische „Peripherie", die Republik Ragusa. Ana Marinković bringt uns durch die Darstellung der Heiratsgewohnheiten des Raguser Adels eine der geschlossensten Gesellschaftsgruppen Europas nahe (S. 126–144). Irene Furneaux weist darauf hin, dass sich in Schottland Anfang des 16. Jahrhunderts der Anspruch auf Dispensation kirchenrechtlich verbotener Ehen von Verwandten dritten und vierten Grades vervielfachte. Das Phänomen läßt sich laut Verfasserin nur zum Teil mit einem dem Jubiläumsjahr 1500 zuzuschreibenden Frömmigkeitseifer erklären. Deshalb führt sie uns in die Details großer von der Neuregelung des Grunderwerbs und des Erbrechtes bewirkter gesellschaftlicher Umwälzungen ein. Sie stellt überzeugend dar, dass es sich um das Aufkommen einer neuen Grundbesitzerschicht handelte, die das römische Bußgericht zwecks Legalisierung ihrer Ehen und Kinder anging, um so die Vererbung der eigenen Grundstücke zu sichern (S. 60–70). Der auffallend hohe Anteil an Ehesuppliken in zwei fern gelegenen Gebieten – so können wir unter Einbeziehung einer Untersuchung zu den Bergdörfern des norditalienischen Bistums Como[6] schlussfolgern – war grundsätzlich von den gleichen Ursachen bedingt: die Häufigkeit von Verwandtenehen spiegelte die auf Verwandtschaftsverbindung begründeten familiären, erbrechtlichen und politischen Strategien geschlossener, endogamer Gesellschaften wider.

---

[6] P. Ostinelli, Penitenzieria Apostolica. Le suppliche alla Sacra Penitenzieria Apostolica provenienti dalla diocesi di Como (1438–1484), Materiali di storia ecclesiastica lombarda (secoli XIV–XVI), Milano 2003.

Eine der von den Pönitentiariesuppliken unabhängigen Analysen ist der Beitrag von Blanka Szeghyová, die einen Einblick in die städtische bzw. kirchliche Rechtspraxis und ihre Konflikte in Oberungarn gewährt (S. 151–160). Die Untersuchung macht deutlich, dass der Besuch des römischen Gnadenhofes oft nur die Spitze des Eisbergs in einem langen und verwickelten Prozess darstellte. Mit der Darlegung des Falls konnten sich die Gläubigen gegen den für sie ungünstigen städtischen oder bischöflichen Erlaß Unterstützung erhoffen. Es ist also selbstverständlich, dass die bessere Erschließung der in den Suppliken geschilderten Fälle und der Persönlichkeit der Supplikanten ohne die Kenntnis lokaler Quellen und ihre Einbeziehung in die Forschung nicht möglich ist.

In seiner bereits erwähnten Studie sieht Ludwig Schmugge hier eine Auswertungsmöglichkeit über die rein statistische und inhaltliche Erhebung der Suppliken hinaus. Unter der Exploration lokaler Archive versteht er im engeren Sinne die Auffindung verschiedener, von der päpstlichen Behörde erlassenen Akten (originale Suppliken, die die Verrichtung des Bußsakraments bestätigenden sog. *litterae ecclesiae*, bzw. die an die Antragsteller oder an ihre Bischöfe gerichteten Briefe des Großpönitentiars). Im erweiterten Sinne sollten alle vor Ort entstandenen Dokumente in Betracht gezogen werden, die mit den von der Pönitentiarie verwalteten Fällen und deren lokaler Untersuchung in Verbindung stehen (S. 165–169).

Die historische Bedeutung des Pönitentiariematerials liegt jedoch vor allem in Tausenden von Namen und Geschichten, die Einblick in den Alltag einfacher und hochgestellter Dorf- und Stadtbewohner gewähren. Die Studie von Gastone Saletnich und Wolfgang P. Müller weist auf eine andere Verwendungsrichtung der in den Quellen steckenden Möglichkeiten hin: sie rückt eine viel umstrittene und aus narrativen Quellen bereits bekannte Episode aus dem Leben Rodolfo Gonzagas (1452–1495), Fürst von Mantua und Condottiere der italienischen Renaissance, in ein neues Licht: Rodolfo bat um Absolution, weil er seine Frau hatte ermorden lassen. Da Gattenmorde nicht zu den päpstlich reservierten Sünden gehörten, kamen sie am apostolischen Gnadenhof ziemlich selten vor. In Zusammenhang mit dem konkreten Fall erörtern die Autoren mit Feinsinn die Problematik der Machtteilung zwischen päpstlicher und bischöflicher Jurisdiktion, bzw. des Manövrierens der Gläubigen, die ihren Rechtsvorteil auszunutzen suchten.

Ein allgemeines Ergebnis des Bandes ist, dass einer vergleichenden Analyse der Suppliken systematische Vorbereitungen vorausgehen müssen, die auf die durchgehende Erschließung und Publikation der Suppliken zielen. Darauf sollte anschließend die Interpretation der Kommunikation zwischen den einzelnen Ländern und dem Heiligen Stuhl beruhen. Eine international

vergleichende Untersuchung vermag es auch, die zeitgenössischen Grenzen zwischen den Regionen Europas herauszuarbeiten. Die Skizzierung eines europäischen Gesamtpanoramas ist jedoch nur mit der gleichzeitigen vertikalen Vertiefung der Forschung denkbar. Viele anregende Aufgaben stehen Forschern auf dem Gebiet der gesellschaftlichen, bzw. kulturgeschichtlichen Nutzung des Quellenbestandes bevor. Hier seien nur das Alltagsleben, die Eheschließungsgewohnheiten, das Verhältnis der beiden Geschlechter, die Konfliktlösungsmechanismen, sowie die Spannungen zwischen Laien und Klerus als naheliegende Aspekte erwähnt.

RIASSUNTO

Recensione del volume degli atti di due convegni: The Long Arm of Papal Authority. Late Medieval Christian Peripheries and their Communication with the Holy See, ed. by Gerhard Jaritz, Torstein Jørgensen, Kirsi Salonen, Bergen–Budapest–Krems 2004, Medium Aevum Quotidianum, Sonderband XIV; CEU Medievalia 8, 175 S., ISBN 82-997026-0-7.

MISZELLE

LE DOMUS DI S. MARIA DELL'ANIMA A ROMA

Un primo censimento delle fonti archivistiche*

di

SILVIA PUTEO

Dopo gli studi di Schmidlin, Hudal e Steinmann[1] del primo Novecento sul patrimonio immobiliare di S. Maria dell'Anima, non è stata intrapresa alcuna ricerca che completi i precedenti parziali risultati. Tale contributo intende illustrare lo studio in corso sulle *domus* teutoniche, presenze costanti nel tessuto urbano fin dal nono decennio del XIV secolo, data della prima donazione di tre case da parte dei coniugi Johannes Petri da Dordrecht e Catharina.

---

* Desidero ringraziare Mons. Johann Hörist, Rettore del Pontificio Istituto di S. Maria dell'Anima per avermi accordato il permesso di consultare l'archivio; il dott. Johan Ickx archivista per avermi sostenuta in questa e in altre ricerche; il dott. Alessandro Alessandrini amministratore per avermi riferito dell'attuale patrimonio immobiliare e il dott. Andrea Pagano per la sua inesauribile disponibilità.

[1] J. Schmidlin, Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom: S. Maria dell'Anima, Freiburg im Breisgau 1906; L. Hudal, Promemoria sui diritti dei Neerlandesi all'Anima, Roma 1923, pp. 7–30; G. Steinmann, Promemoria sui diritti dei Germanici nelle fondazioni di S. Maria dell'Anima e S. Maria in Campo Santo, s.l. s.d. (volume dattiloscritto conservato presso l'Archivio di S. Maria dell'Anima).

Di interesse per studi di storia socio-economica,[2] dell'urbanistica e dell'architettura[3] è la documentazione conservata nell'Archivio di S. Maria dell'Anima, riguardante il patrimonio immobiliare complessivo posseduto dalla chiesa.[4] Le fonti prese in esame si presentano di due tipologie: la prima raggruppa documenti prodotti dall'amministrazione di S. Maria dell'Anima con la finalità di registrare dati necessari per la contabilità, come i canoni e i nomi degli enfiteuti di ogni casa; la seconda categoria annovera i *Libri delle case*, volumi che raccolgono, oltre alle precedenti informazioni, anche riferimenti alle modalità di acquisizione e di alienazione dell'immobile, alla sua composizione e ai restauri subiti. Se i documenti a carattere contabile sono necessariamente sempre prodotti dall'amministrazione, i secondi sono meno frequenti e tra di loro si differenziano per la predilezione di alcune informazioni piuttosto che altre. Non è pertanto possibile stabilire una priorità tra le fonti di seguito analizzate perché non è significativo ciò che ogni documento

---

[2] Esempi di studi che si sono serviti delle fonti qui analizzate: S. Füssel/K. A. Vogel (a cura di), Deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte im Rom der Renaissance (Akten des interdisziplinären Symposions vom 27. und 28. Mai 1999 im Deutschen Historischen Institut in Rom), Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance und Humanismusforschung 15–16, Wiesbaden 2001; C. Schuchard/K. Schulz, Handwerker deutscher Herkunft und ihre Bruderschaften im Roma der Renaissance: Darstellung und ausgewählte Quellen, RQ suppl. 57, Roma 2005; L. Palermo, Proprietà e rendita immobiliare nella Roma rinascimentale: il caso di Santa Maria dell'Anima, in: Santa Maria dell'Anima. Zur Geschichte einer ‚deutschen' Stiftung in Rom (Internationales Symposion Roma, Pontificio Istituto Teutonico di S. Maria dell'Anima 29–30 maggio 2006), in corso di pubblicazione.

[3] Studi sulle case di S. Maria dell'Anima: K. H. Schäfer, Johannes Sander von Northusen: Notar der Rota und Rektor der Anima, Roma 1913; M. T. Iannaccone, La casa del notaio Sander a Roma, Bollettino d'arte 29, Roma 1985, pp. 91–100; A. Roca de Amicis, Palazzo Gambirasi e piazza della Pace: storia di un connubio difficile, Palladio 25, Roma 2000, pp. 19–38; A. Roca de Amicis, Palazzo Gambirasi e piazza della Pace: la formazione complessa di un isolato nella Roma di Alessandro VII, Quaderni dell'Istituto di Storia dell'Architettura 34–39, Roma 1999–2002, pp. 475–482; G. Fuscello, Brevi note sull'isolato di S. Maria dell'Anima, Palladio 32, Roma 2003, pp. 103–114; S. Puteo, Le *domus* nell'isola di Santa Maria dell'Anima: politica dell'espansione immobiliare teutonica, in: Santa Maria dell'Anima. Zur Geschichte, cit.

[4] Esiste inoltre una documentazione specifica su ogni casa, della quale non si tratterà in questa sede.

riporta, ma l'integrazione delle fonti tra di loro; per questo motivo si sceglie di procedere cronologicamente, senza distinguere le due tipologie.

I volumi di *Recepta* ed *Expensae*[5], scritti dal 1426 al 1821, e la serie dei *Libri di Appigionamenti e Spigionamenti e debitori delle case* redatti tra il 1673 e il 1813,[6] sono compilati per la gestione contabile e forniscono i nomi degli inquilini e i rispettivi canoni senza riferire indicazioni sull'ubicazione, sulla composizione e sull'acquisizione delle *domus*.

Nel manoscritto del *Liber confraternitatis*[7] del 1449 è presente l'elenco[8] di quindici case[9] e due vigne di S. Maria dell'Anima e altre quattro *domus* dell'ospedale di S. Andrea; tra il 1450 e il 1536 sono aggiunte all'elenco altre undici case. Nell'*Inventarium domorum et vinearum* del 1450[10] si numerano diciannove beni, di cui due vigne, di S. Maria dell'Anima e cinque provenienti dall'ospedale di S. Andrea. Nel 1484 una *Descriptio*[11] ne conta sedici, diminuite in seguito alla demolizione di tre case per la costruzione della prima chiesa gotica, distrutta poco dopo per erigere l'attuale all'inizio del Cinquecento. Tali primi documenti descrivono la composizione dell'immobile, la sua ubicazione, le modalità di acquisizione e il canone. Entro la prima metà del Cinquecento le case sono trenta;[12] nel 1577 i beni diventano quarantatre;[13] nelle *Recepta ex reddibus* del 1599[14] le proprietà aumentano a quarantanove. La finalità di questi documenti è prevalentemente amministrativa, a differenza di alcuni dei volumi redatti successivamente.

Il più antico *Libro delle case* è composto da tre sezioni, le prime due, a carattere contabile, e la terza, di cui si tratterà in seguito. La prima,[15] redatta tra il 12 luglio 1639 e il 23 gennaio 1640, probabilmente non è completa in quanto conta solo otto case; a ogni casa è dedicata una pagina, nella quale sono riportati: il nome dell'inquilino, il canone e la sua scadenza, annuale o semestrale, gli eventuali debiti e la somma totale da ricevere; dove possibile

---

[5] Archivio di S. Maria dell'Anima [ASMA], E. I–V, tomi 1–67.
[6] ASMA, B.II, tomi 1–25 (1673–1807); tomi 1–4 (1808–1813).
[7] ASMA, A.II, ora *extra vacante*.
[8] Non pubblicato nella versione a stampa C. Jänig (a cura di), *Liber Confraternitatis B. Marie de Anima Teutonicorum de Urbe*, Romae 1875.
[9] La casa n. 13 ne riunisce quattro, adattate e adibite a *hospitales*.
[10] ASMA, A.V, tomo 3, fol. 159r–160v.
[11] ASMA, A.V, tomo 1, fol. 2r–6v.
[12] ASMA, A.V, tomo 2, fol. 2v–72v.
[13] ASMA, A.V, tomo 5, fol. 267r–294r.
[14] ASMA, A.V, tomo 5, fol. 142r–185r.
[15] ASMA, B.I, tomo 1, fol. 2v–13r.

si fa riferimento al *Liber plantarum.*[16] Nella seconda parte,[17] probabilmente redatta nel 1651,[18] più precisa della precedente, si numerano trentanove case e relative botteghe, con l'indicazione topografica attraverso la localizzazione di palazzi, chiese e strade vicine; dell'affittuario con eventuali riferimenti alla nazionalità e al mestiere; del canone versato o da versare e la sua scadenza.

I due volumi dei *Tabularii Ecclesiae et Hospitalis* del 1678[19] svolgono la funzione di inventari dell'archivio per la cancelleria o l'amministrazione dell'Anima. Per le poche differenze riscontrate si suppone che l'uno sia la prima stesura dell'altro. La voce *domus* dell'indice tematico elenca trentasette case possedute e per diciassette riporta i rimandi al testo, costituito da un sintetico e cronologico regesto delle fonti archivistiche divise per serie.

Nel *Libro dei corpi d'entrata e pesi* del 1694,[20] sebbene redatto con finalità amministrative, per la prima volta le cinquantuno case sono descritte nella loro composizione interna, formata da botteghe, rimesse e appartamenti; l'ubicazione è riferita attraverso l'indicazione sia della strada, sia dei proprietari di beni confinanti. Spesso si fa riferimento a lavori di restauro precedenti o in corso e, in alcuni casi, si rammenta la modalità di acquisizione, per donazione, lascito testamentario o acquisto; alcune aggiunte in merito ad alienazioni, circoscritte entro il primo ventennio del XVIII secolo, indicano l'arco cronologico in cui il volume è valido.

Il *Libretto delle case* del 1699[21] riporta quarantaquattro case e per ognuna riferisce sinteticamente l'ubicazione, gli inquilini di ogni piano o stanza e i relativi canoni. Questa fonte è da ritenersi incompleta, al confronto con la precedente e con la *Descriptio rerum immobilium* del 1725,[22] in cui

[16] Attualmente il volume non è presente in archivio. Si deduce, dalla lettura del *Catasto* del 1780, che il libro è di almeno 103 fogli, generalmente due per ogni casa, forse uno per la pianta e uno per l'alzato. È probabile che il volume sia stato realizzato entro la prima metà del XVII secolo, sia poiché il primo riferimento al *Liber plantarum* si trova nel *Libro delle case* del 1639/40, sia perché i fogli 100–103 riguardano due case acquisite nel 1611. In conseguenza alla prima motivazione si presume che il volume sia stato redatto da un solo architetto, mentre avvalorando la seconda si può ritenere che l'amministrazione abbia commissionato i disegni in seguito all'acquisizione di una nuova casa.

[17] ASMA, B.I, tomo 1, fol. 14v–90v.

[18] H. Spatzenegger, Das Archiv von Santa Maria dell'Anima in Rom, RHM 25 (1983) pp. 109–163, ivi p. 138.

[19] ASMA, B.I, tomi 2–3.

[20] ASMA, B.I, tomo 4.

[21] ASMA, D.III, tomo 1a.

[22] ASMA, A.V, tomo 5, fol. 354r–359v.

le case sono cinquantuno, e con lo *Stato e descrizione generale di tutti e singoli palazzi e case* del 1755[23] in cui ne risultano lo stesso numero e una non numerata. Una irrisoria variazione è ammissibile, in quanto, in alcuni casi, si riscontra che le case contigue sono contate unitamente o separatamente e che le vigne sono incluse tra le *domus*.

La *Rubricella Archivii* del 1763,[24] interamente redatta in latino, a carattere storico-documentario e non amministrativo, conta cinquanta case e nove non numerate. La particolarità e la differenza dalle altre fonti è che ad ogni numero non corrisponde una casa, ma tutte le case che nella numerazione dell'amministrazione hanno avuto quel numero.

La fonte maggiormente densa di informazioni è il *Catasto* del 1780[25] in quanto riunisce tutte le caratteristiche dei precedenti volumi. All'inizio è riportato il numero della casa, l'indicazione toponomastica o delle proprietà confinanti e il rinvio al *Libro delle piante*. Per la prima volta, rispetto ai precedenti volumi, è descritta la divisione interna di ogni *appartamento*:[26] la cantina, il piano terreno adibito a botteghe o rimesse, i mezzanini, il primo piano e i superiori, le soffitte, le logge, fin anche le scale, le porte, le finestre e i *mignani*. Non mancano i nomi degli inquilini e i rispettivi canoni. Inoltre si rileva la presenza di cortili, pozzi, lavatoi e del collegamento all'acquedotto Vergine. Dopo tale descrizione due ‚paragrafi' sono dedicati all'*Acquisto* della casa e alle *Notizie* di cause, restauri e vendite, corredate sempre da rimandi ad altre fonti archivistiche. Il numero delle *domus* ammonta a cinquantadue, senza contare una vigna, un terreno, un fienile con due grotte e una rendita, che costituivano altre entrate annue per l'allora Congregazione di S. Maria dell'Anima. È importante rilevare che tale numero di case è superiore all'effettivo in quell'anno, in quanto include anche quelle alienate entro il XVIII secolo.

L'ultimo *Liber domorum*,[27] la terza sezione del volume già descritto, redatto dal Rettore Mons. Joseph Lohninger nel 1911, non rispecchia lo stato delle case in quell'anno, ma traccia la storia per ogni *domus* posseduta dall'Anima dalle origini fino al 1906, ultima data di riferimento in cui le case sono venti. Tale sezione, prevalentemente scritta in tedesco e con citazioni latine, nonostante sia redatta con finalità storico-documentarie e non amministrative, tralascia alcune proprietà e riporta in modo disomogeneo alcuni dati, fuorviando il lettore. Il numero delle case riferito è di ottantadue, ma a queste

---

[23] ASMA, A.V, tomo 5, fol. 386r–423r.
[24] ASMA, B.I, tomo 5, fol. 205r–287v; tomo 6, fol. 2r–37r.
[25] ASMA, B.I, tomo 8.
[26] Si intenda ogni piano dell'edificio.
[27] ASMA, B.I, tomo 1, fol. 100r–276r.

se ne devono aggiungere altre, omesse dall'autore probabilmente perchè accorpate con altre o perchè presenti per breve tempo tra le proprietà teutoniche. Nell'intestazione della pagina il redattore fa corrispondere a un numero cardinale progressivo il nome del proprietario da cui si è acquisita la casa; nel caso di più *domus* pervenute da uno stesso soggetto aggiunge un numero romano. Servendosi della *Rubricella Archivii* del 1763 il redattore riporta per ogni casa il numero assegnatole dagli amministratori dal momento dell'acquisizione fino al 1906. Ulteriore caratteristica è l'indicazione toponomastica contemporanea a quest'ultima data, anche per quelle case demolite o alienate secoli prima, per le quali si era dato, fino a quel momento, l'ubicazione approssimativa della zona. Come nei precedenti volumi traccia la genesi della casa nelle sue date fondamentali, affiancata da un sintetico regesto delle fonti consultate.

La situazione immobiliare registrata dal *Catasto* del 1780 rimane invariata fino alla metà del secolo successivo, quando nel 1872 la *Rubrica delle pigioni*[28] annovera ventuno case, di cui una a Rocca di Papa, l'ultima acquistata dall'Anima da Mons. Lohninger e alienata nel 1923.[29]

Si evince che il patrimonio immobiliare ha risentito di fattori esterni, quali l'evolversi della storia e del modificarsi dell'urbanistica, ed interni, come la politica economica dell'amministrazione teutonica. Dallo studio delle fonti, non solo di quelle qui analizzate, si è verificato che il numero delle case è aumentato significativamente tra il XV e il XVI secolo. Ma per contestualizzare tali dati è necessario conoscere anche quelli delle alienazioni, per le quali la situazione si presenta più complessa in quanto bisogna tenere conto che alcune case, sia già alienate sia attualmente presenti nel patrimonio immobiliare, occupano il sito di più edifici preesistenti. Per dare un esempio, oggi il Pontificio Istituto di S. Maria dell'Anima possiede venti case che si impostano sul luogo di quaranta edifici demoliti o inglobati. Inoltre è rilevante sapere se le *domus* sono state alienate in vigore della Bolla gregoriana *De aedificiis et jure congrui*, demolite per sistemazioni urbanistiche, permutate o vendute.

Per conoscere questi e altri dati e per tracciare i momenti fondamentali di ogni casa è necessario studiare la documentazione specifica di ogni singola casa. Pertanto tale censimento rappresenta la premessa allo studio di chi scrive sul patrimonio immobiliare di S. Maria dell'Anima dalle origini fino ad oggi, con la finalità di realizzare un esaustivo contributo attraverso la schedatura di ogni *domus*. Per concretizzare tale progetto si rende necessaria l'inte-

[28] ASMA, I.11, c.n.n.
[29] ASMA, I.17, c.n.n.

grazione tra i documenti dell'Archivio di S. Maria dell'Anima[30] e altre fonti conservate sia presso istituti romani, come l'Archivio di Stato, l'Archivio Storico Capitolino e l'Archivio Centrale dello Stato, sia in quelli esteri, della Città del Vaticano e di Vienna.

RIASSUNTO

Das Archiv der deutschen Nationalkirche S. Maria dell'Anima enthält die Verwaltungsakten und das historisch-dokumentarische Material ihres gesamten Immobilienbesitzes vom 9. bis zum 14. Jh. Diese Bestände erlauben es, die deutsche Präsenz in Rom nachzuzeichnen; außerdem lassen sich auf ihrer Grundlage sowohl die sozialökonomischen als auch urbanistisch-architektonischen Prozesse rekonstruieren, denen der Immobilienbesitz im Laufe der Geschichte unterworfen war. Darin spiegelt sich die Wirtschaftspolitik einer Einrichtung wider, die als Bruderschaft begann, dann in eine Kongregation und schließlich in ein päpstliches Institut umgewandelt wurde. Die aus diesem Material gewonnenen Daten beziehen sich auf die Lage und interne Zusammensetzung der *domus*, die gesellschaftliche Stellung und Nationalität der Erbpächter, die Entwicklung der Pachtzinsen, die Restaurierungsmaßnahmen und weitere im Archiv aufbewahrte Dokumente.

[30] Bibliografia essenziale nella quale si trovano anche parziali informazioni sul patrimonio immobiliare, desunte dai documenti d'archivio: Jänig (vedi nota 8); F. Nagl, Urkundliches zur Geschichte der Anima in Rom, in: A. Lang/F. Nagl, Mitteilungen aus dem Archiv des deutschen Nationalhospizes S. Maria dell'Anima in Rom: als Festgabe zu dessen 500-jährigem Jubiläum, RQ suppl. 12, Roma 1899; T. Esser, L'ospizio teutonico di S. Maria dell'Anima in Roma, Roma 1906; Schmidlin (vedi nota 1); J. Lohninger, S. Maria dell'Anima. Die deutsche Nationalkirche in Rom, Roma 1909; Hudal (vedi nota 1); L. Hudal, S. Maria dell'Anima. Die deutsche Nationalkirche in Rom, Roma 1928; J. Lenzenweger, Sancta Maria de Anima, Wien 1959; C. W. Maas, The German community in Renaissance, Rome 1378–1523, Roma–Freiburg–Wien 1981; Spatzenegger (vedi nota 18); Steinmann (vedi nota 1).

MISZELLE

SCHRIFTEN PAUL FRIDOLIN KEHRS IN EINER NEUEN SAMMLUNG*

von

DIETER GIRGENSOHN

Der Direktor Paul Kehr (28. Dezember 1860–9. November 1944)[1] verschaffte seit seinem Amtsantritt (1. Oktober 1903) dem Preußischen historischen Institut in Rom eine Glanzzeit – nach eher unansehnlichen Anfangsjahren.[2] Johannes Haller, ein fachkundiger Beobachter, der nach langjähriger Tä-

* Paul Fridolin Kehr, Ausgewählte Schriften, hg. von Rudolf Hiestand, Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Kl., Folge 3,250, Bd. 1–2, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2005, XXIII, 670, IX, 671–1418 S., 18 Taf., ISBN 3-525-82522-6, € 298. Bei Zitaten aus den dort aufgenommenen Publikationen wird hier die Angabe von Band- und Seitenzahl genügen, in der Regel ohne Hinweis auf den Titel.

[1] Veröffentlichungen zur Biographie sind zusammengestellt in der Aufsatzsammlung 2 S. 1390–1397: am Schluss von St. Weiss, Paul-Kehr-Bibliographie, Neudruck aus QFIAB 72 (1992) S. 374–437, nun mit Ergänzungen. Die großen Etappen in Kehrs Werdegang und Wirken werden in der dort angeführten Literatur ausgiebig behandelt, so dass sich hier Einzelbelege dazu erübrigen.

[2] „Kläglich war fürwahr nach unseren heutigen Begriffen die erste Ausstattung des Instituts", liest man in der Skizze von P. Kehr, Das Preußische Historische Institut in Rom, in: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 8 (1914) Sp. 129–170, dort Sp. 137. Ein düsteres Bild jener Zeit zeichnete aus eigenem Erleben J. Haller, Lebenserinnerungen. Gesehenes – Gehörtes – Gedachtes, hg. von R. Wittram, Stuttgart 1960, S. 120–139: „Das Institut drohte abzusterben"; man habe um das Jahr 1900 in deutschen Fachkreisen bedauert, es „immer tiefer in den Schatten der Bedeutungslosigkeit versinken zu sehen" (S. 132, 134). Zu vergleichen mit diesen kritischen Urteilen ist die detaillierte Darstellung des hauptsächlichen Akteurs in jener Frühzeit: W. Friedensburg, Das Königlich Preußische Historische Institut in

tigkeit als Assistent erst kurz vorher dort ausgeschieden war, rühmte noch Jahrzehnte später das Wirken des neuen Mannes im Institut: „Unter seiner tatkräftigen und sachkundigen Leitung hat es in den zehn Jahren bis zum ersten Weltkrieg eine Blüte erlebt, die den Beweis lieferte, was an dieser Stelle geleistet werden konnte, wenn berufene Hände es führten."[3] Ganz ähnlich urteilte der Italienkenner Walter Goetz[4] in einem Nachruf: „Sicherlich war die Zeit von 1903–1915 ein Höhepunkt in der Geschichte des römischen Instituts."[5] Es vermochte eine solche Stellung zu erringen, wie Friedrich Baethgen[6] erläuterte, indem der Direktor es „gleichermaßen zu einer großartigen Forschungsstätte wie zu einer Pflanzschule für den historischen Nachwuchs entwickelte."[7] Mit dem äußeren Erfolg korrespondierte persönliche Entfaltung, wie Kehr selbst als achtzigjähriger Greis 1940 in seinen „Italienischen Erinnerungen" bekannte: Jene Jahre seien es gewesen, „die meinem Leben einen neuen Inhalt gaben und auch meinem wissenschaftlichen Streben größere und höhere Ziele stellten, in dieser gewiß seltenen Einheit von Amt und

---

Rom in den dreizehn ersten Jahren seines Bestehens 1888–1901, Abhandlungen der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften 1903, Anhang, Phil.-hist. Abh. 1, Berlin 1903.

[3] Haller, Lebenserinnerungen S. 136.

[4] Paul Kehr, in: Goetz, Historiker in meiner Zeit, Köln–Graz 1967, S. 318–325, dort S. 321.

[5] Verabsolutiert hat dieses Urteil der spätere Direktor R. Elze, Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988, in: Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988, hg. von dems./A. Esch, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 70, Tübingen 1990, S. 1–31, dort S. 31: „Rückblickend müssen wir feststellen, daß die Jahre von 1903 bis 1915 den Höhepunkt der Institutsgeschichte bilden."

[6] Paul Kehr 1860–1944, in: Baethgen, Mediaevalia. Aufsätze, Nachrufe, Besprechungen 2, Schriften der Monumenta Germaniae historica 17,2, Stuttgart 1960, S. 501–504, dort S. 504. Der Nachruf war zuerst 1951 erschienen.

[7] Anders verteilt die Gewichte G. Tellenbach, Zur Geschichte des Preußischen historischen Instituts in Rom (1888–1936), QFIAB 50 (1970) S. 382–419. In dem aus eigenem Erleben gespeisten Bericht über die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen (S. 404–418) überwiegt die Kritik an der zwölfjährigen (Nicht-)Leitung durch den meist in der Ferne weilenden, an den Einzelheiten der Arbeit augenscheinlich nicht interessierten Kehr (1924–36), und im Vergleich der Leistungen während dessen zweiter und dessen erster faktischer Amtsperiode sieht der Autor die wichtigsten Ergebnisse erst in der späteren Zeit erreicht, jedenfalls bei zweien der drei wesentlichen Aufgaben, der Edition der Nuntiaturberichte und des Repertorium Germanicum: s. besonders die Urteile auf S. 413f. und 417. Vgl. Anm. 9.

Beruf, von repräsentativer Verantwortung und aktiver Wissenschaft" (2 S. 1318).

Die persönlichen Grundlagen für die Leistung Kehrs waren – in der Zusammenfassung von Reinhard Elze[8] – seine „große Arbeitskraft und hohe Intelligenz, ein hervorragendes Talent zur Organisation und natürliche Autorität."[9] Zwar hat Gerd Tellenbach[10] aus eigenem Erleben gemeint, von diesen Gaben seien die „organisatorischen Fähigkeiten" lediglich mit Einschränkungen zu attestieren,[11] aber das steht im Gegensatz zu anderen Äußerungen: Mancher Zeitgenosse hob gerade „das starke organisatorische Talent" Kehrs hervor,[12] und so konnte ihm in biographischer Darstellung gar eine „For-

[8] Wie Anm. 5, S. 11.

[9] Die Formulierung orientiert sich in der ersten Hälfte an der Charakterisierung durch Tellenbach, Zur Geschichte S. 386. Dieser hebt aus eigener römischer Erfahrung die Leistungen Kehrs dank „seiner grandiosen persönlichen Arbeitsenergie und intellektuellen Kraft" hervor; vgl. ebd. S. 394: „mit einer staunenswerten Arbeitskraft und geistigen Energie".

[10] Ebd. S. 386.

[11] Sie seien dann an ihre Grenzen gestoßen, wenn es darum hätte gehen sollen, die dem Direktor unterstellten Mitarbeiter bei deren Forschungen auch außerhalb seiner eigenen Projekte zu fördern: „Für die eigentlichen wissenschaftlichen Bestrebungen dieser Helfer interessierte er sich im allgemeinen kaum, gewährte ihnen dafür viel Zeit und völlige Freiheit" (ebd. S. 395–397, vgl. S. 409f.); die Erinnerung an die nicht wenigen selbständigen Publikationen früherer Institutsmitglieder führt zum ähnlichen Hinweis, „daß Kehr, entgegen seinem noch mir in meiner Jugend bekannt gewordenen Ruf, seinen Untergebenen viel Freiheit zu eigener wissenschaftlicher Entfaltung ließ" (ebd. S. 393 Anm. 33). Dass dieser den Wissenschaftsbetrieb der von ihm geleiteten Bereiche zu organisieren verstand, dass er insbesondere die von ihm initiierten Unternehmungen zu bleibendem Erfolg zu führen wusste, soll damit aber offenbar nicht in Abrede gestellt werden: „Manche haben Pläne entworfen, wenige so viel davon ausgeführt wie er" (ebd. S. 394). Auf einem anderen Blatt steht, ob die geschilderte Art des Umgangs mit jungen Historikern zur mehrfach ausgedrückten Forderung passt, wesentliche Aufgabe eines Instituts müsse es sein, „selbständige Gelehrte und Forscher heranzubilden" – so Kehr, Das Preußische Historische Institut (wie Anm. 2) Sp. 167; zu seinen Vorstellungen über die notwendige Fortbildung von Universitätsabsolventen s. auch unten S. 610f., 613, 615f.

[12] Das rühmt – mit Hinweis auf die Leitung des römischen Instituts – der Germanist Gustav Roethe, einer der beiden ständigen Sekretare der Philosophisch-historischen Klasse in der Berliner Akademie, als er zu antworten hatte auf Kehrs Antrittsrede nach dessen Aufnahme: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1918 S. 692f.; die autobiogra-

schungsstrategie großen Stils" zugeschrieben werden, dem Gelehrten, der „als Forscher zugleich ein wirklicher Strategie und ein Organisator von Gottes Gnaden war."[13] Das alles zusammen mit einer Zielstrebigkeit, die Kehr, wie Karl Brandi,[14] ein Mitstreiter schon aus frühen Tagen, später festhielt, „nicht selten rücksichtslos in der Verfolgung der eigenen Interessen" handeln ließ, trug ihn weit über die Leitung nur einer Institution hinaus. Er schaffte den Aufstieg zu der gewiss beherrschendsten Figur der deutschen Geschichtsforschung in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, besonders in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg. Der junge Walther Holtzmann, von Kehr viel später als „mein letzter römischer Gehülfe"[15] bezeichnet (2 S. 1323), erlebte

---

phisch geprägte „Antrittsrede" selbst, die Auskunft über wissenschaftliche Formung und laufende Vorhaben gibt, steht ebd. S. 687–692. Kehr erwähnte später, man habe ihn 1915 zum Generaldirektor der preußischen Staatsarchive auch deswegen ernannt, „weil man mir einiges Verwaltungstalent zutraute": Die Preußische Akademie und die Monumenta Germaniae und deren neue Satzung, Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1935, Phil.-hist. Kl. S. 740–771, dort S. 766.

[13] J. Fleckenstein, Paul Kehr. Lehrer, Forscher und Wissenschaftsorganisator in Göttingen, Rom und Berlin (zuerst 1987), in: ders., Ordnungen und formende Kräfte des Mittelalters. Ausgewählte Beiträge, Göttingen 1989, S. 469–489, dort S. 482.

[14] Paul Kehr, Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften in Göttingen 1944–1960, Göttingen 1962, S. 134–152, dort S. 134. Dieser Nachruf ist noch „in diesem Kriege" verfasst worden (S. 149); ein Exemplar im Nachlass Brandis erwähnt Holtzmann, Kehr (wie Anm. 16) S. 26 Anm. 1, und vermerkt dabei, der Text sei am 15. Dezember 1944 vorgetragen worden.

[15] Diese Einordnung bleibt geheimnisvoll. Holtzmann hat nach eigenem Bekunden Kehr 1921 persönlich kennengelernt (s. Anm. 16). Als Mitarbeiter Harry Bresslaus für die Ausgabe der Diplome Heinrichs III. wurde ihm die einzige vorgesehene Assistentenstelle am Preußischen historischen Institut angeboten; diese trat er tatsächlich Anfang 1922 an, musste jedoch zunächst in Berlin arbeiten, bis im November 1924 das römische Institut eröffnet werden konnte; s. R. Elze, Walther Holtzmann, QFIAB 44 (1964) S. XII–XXVI, dort S. XV; P. E. Hübinger, Gedenkrede, in: In memoriam Walther Holtzmann, Alma mater. Beiträge zur Geschichte der Universität Bonn 17, Bonn 1965, S. 11–29, dort S. 17f.; Th. Schieffer, Walther Holtzmann, in: DA 20 (1964) S. 301–324, dort S. 303f. In dieser Zeit unterstützte er Kehr maßgeblich bei der Fertigstellung von Italia pontificia 7,1–2, was in den Vorreden anerkennend hervorgehoben wird (S. VI bzw. S. VII). Danach aber waren noch mehrere Assistenten unter Kehr in Rom tätig, vor allem Otto Vehse von 1926 bis 1930 und Hans-Walter Klewitz von 1930 bis 1934; s. das Verzeichnis der Mitarbeiter in: Das Deutsche Historische Institut (wie Anm. 5) S. 264. Beide

ihn gar als den „Diktator", der eine „alles beherrschende Stellung in unserer Wissenschaft" einnahm.[16] Andere sahen ihn „ein wahres Imperium der Gelehrsamkeit" regieren.[17] Jedenfalls ist dem Forschungsorganisator Kehr damals unter den Historikern Deutschlands an Machtfülle niemand gleichgekommen, an Ansehen unter den Mediävisten allenfalls Heinrich Finke.

Wer sich dafür interessiert, wie einem einzelnen Gelehrten die Erlangung einer derart überragenden Stellung im Wissenschaftsbetrieb seiner Zeit möglich wurde, findet einen wesentlichen Teil der Antwort in der jetzt vorgelegten Sammlung von Aufsätzen Kehrs, denn in der wissenschaftlichen Welt sind es selbstverständlich in erster Linie die Publikationen, die das Ansehen eines Forschers begründen, und nur auf diesem Fundament kann der Aufstieg zu allgemeinem Ruhm gelingen. Im Falle Kehrs bestechen sie durch Qualität, vor allem wohl dank der Konzentration auf wenige große Projekte – fast von Anfang an das Papsturkundenwerk mit den daraus erwachsenen Darstellungen, in späteren Jahren die Diplomata-Ausgaben der Monumenta Germaniae historica –, und auf diesen Feldern ebenso durch den Umfang der Editionsarbeit wie durch die eindringende Schärfe der historischen Untersuchung. Die mit der Konzentration verbundene „großartige Einseitigkeit"[18] hat ihrem Autor offenbar nicht geschadet (jedenfalls nicht unter den Zeitgenossen), vielmehr seine Reputation bei den Fachkollegen sowie den maßgeblichen Beamten und Politikern gefestigt und damit die Voraussetzung für die überragende wissenschaftspolitische Stellung Paul Kehrs geschaffen: Gleichzeitig leitete er das römische Institut (formal von 1903 bis 1936, doch als residierender Direk-

---

arbeiteten an den damals noch ausstehenden Teilen der Italia pontificia, sie werden in Band 8 erwähnt (S. VIII und XII). Genannt wird dort ebenfalls Horst Schlechte, der von 1934 an zweieinhalb Jahre für Kehr tätig war, jedoch in Berlin blieb; s. H. Schieckel, Horst Schlechte zum Gedächtnis, Blätter für deutsche Landesgeschichte 123 (1987) S. 253–255. Zuerst von der Hand Klewitz', dann ergänzend von derjenigen Schlechtes stammte die schon als Druckvorlage gedachte Reinschrift der Bände 9 und 10 (mit Ausnahme von Korsika), die Holtzmann nach dem zweiten Weltkrieg der Weiterarbeit an der Italia pontificia zugrunde legen konnte; vgl. Schieffer, Holtzmann S. 317 Anm. 7. – Holtzmann pflegte Klewitz einen „Windhund" zu nennen, verärgert über dessen Flüchtigkeiten. Wenn diese Einschätzung auf Kehr zurückgeht, was wahrscheinlich ist, lässt sich erahnen, weshalb dieser seinen in Wirklichkeit letzten römischen Mitarbeiter überging.

[16] W. Holtzmann, Paul Fridolin Kehr, DA 8 (1951) S. 26–58, dort S. 26, 45.

[17] Th. Schieffer, Kehr, Paul Fridolin, NDB 11, Berlin 1977, S. 396–398, dort S. 397.

[18] Holtzmann, Kehr S. 32.

tor nur bis zum Kriegseintritt Italiens 1915, als kommissarischer Direktor nach der Wiedereröffnung 1924), die preußischen Staatsarchive als deren Generaldirektor (1915–29), das eigens für ihn errichtete Kaiser-Wilhelm-Institut für deutsche Geschichte (1917–44), die Monumenta Germaniae historica als Vorsitzender von deren Zentraldirektion (1919–36). In dieser Machtkonzentration, zu deren Erlangung er mit dem ihm eigenen diplomatischen Geschick selbst wesentliche Elemente beigesteuert hat, sah er – über den persönlichen Prestigegewinn hinaus – als institutionellen Vorzug eben die Tatsache, dass die meisten der bedeutendsten geschichtsforschenden Institute Deutschlands beziehungsweise Preußens, obwohl von verschiedenen Trägern abhängig, in einer Hand zusammengefasst waren: „Jedes ist für sich nicht kräftig genug und seine Basis ist zu schmal; vereinigt repräsentieren sie eine Summe sehr erheblicher Mittel und die Möglichkeit zu großer Leistungsfähigkeit."[19]

Von Kehrs wissenschaftlicher Fruchtbarkeit, die sich mit seiner Befähigung für die Organisation von Forschung so wirkungsvoll paarte, legt das von Rudolf Hiestand in zwei Bänden angeordnete Material der neuen Sammlung beredtes Zeugnis ab, und unterstützt wird dieser Eindruck durch das von Stefan Weiss erarbeitete Gesamtverzeichnis der Publikationen Kehrs (2 S. 1331–1397).[20] Zu achten ist hierbei weit stärker auf die Qualität der Arbeiten als auf die Menge der Titel, finden sich doch unter den insgesamt 404 zu Lebzeiten erschienenen Veröffentlichungen[21] nicht eben wenige Rezensionen (zumal aus jungen Jahren, im hohen Lebensalter überwiegen kurze Anzeigen im Neuen Archiv) und viele kleine Gelegenheitsschriften, etwa die Vorbemer-

[19] Brief Kehrs vom 25. 4. 1922 an das Preußische Kultusministerium, zitiert von M. Schubert, Zum Wirken Paul Fridolin Kehrs für ein deutsches historisches Zentralinstitut oder: Der lange Weg zum Kaiser-Wilhelm-Institut für Deutsche Geschichte, in: Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte: das Harnack-Prinzip, hg. von B. vom Brocke/H. Laitko, Berlin–New York 1996, S. 423–444, dort S. 443.

[20] Vgl. Anm. 1. Allerdings sei nicht verhehlt, dass der Zusammenstellung vor der anastatischen Wiedergabe eine kritische Durchsicht gut getan hätte, denn sie ist nicht frei von Missgriffen. Abgesehen von gelegentlicher Ungenauigkeit in den Titeln (2 S. 1351: „Scrinium et Palatium" statt „Scrinium und Palatium") fällt auf, dass manche Bände des Neuen Archivs nicht mit der passenden Jahreszahl zitiert werden: verwirrend in einer – wie üblich – nach Erscheinungsjahren gegliederten Bibliographie. Fünf der fraglichen Beiträge sind jetzt in die Aufsatzsammlung aufgenommen; die Kontrolle ergibt, dass die in ihr angegebene Jahreszahl stets verlässlicher ist.

[21] Die Nummerierung in dieser Personalbibliographie reicht bis 401, doch steht 154b neben 154a, 363b neben 363a, nachgetragen ist außerdem Nr. 398a auf S. 1395.

kungen des Institutschefs in Büchern anderer Autoren, meist Editionen, oder die zahllosen Jahresberichte, die Kehr in seinen verschiedenen Funktionen zu erstatten hatte. Eindrucksvoll für seine Bedeutung sprechen fernerhin die beiden Festschriften zum 65. und zum 80. Geburtstag sowie die 71 aufgezählten Veröffentlichungen über Kehr (bis zum Jahre 2002): von den Nachrufen über historiographische Untersuchungen, wovon vor allem fünf Aufsätze von Michèle Schubert (1996–99) hervorzuheben sind,[22] bis hin zu dem Verzeichnis seiner Sammlung antiker Kleinkunst, die inzwischen von der Tochter, Gudila Freifrau von Pölnitz, dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg vermacht worden ist.

Paul Kehr sah sich selbst am stärksten geprägt in der Wiener Schule Theodor von Sickels, zu dem er 1884 gestoßen war, neben dem er 1885–86 in Rom gearbeitet hatte und dem er von 1886 bis 1888 wiederum in Wien als angestellter Mitarbeiter der Monumenta Germaniae historica bei der Edition der Ottonen-Diplome zur Hand ging; allerdings war er später davon überzeugt, durch die Verfeinerung der Methode über ihn hinausgewachsen zu sein (etwa: 1 S. 20f., 34f.). 1896, als er der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen den Plan für das Papsturkundenwerk vorlegte, war er, wie er zehn Jahre danach – inzwischen freilich in kritischer Distanz zu seiner früheren Einstellung und überhaupt zur „reinen Diplomatik" (1 S. 24, 31 Anm. 2) – bekannte, „ganz Diplomatiker, reinster Diplomatiker Sickelscher Observanz" gewesen (1 S. 18), 1900 drückte er in der Glückwunschadresse der Göttinger Gesellschaft zu Sickels 50jährigem Doktorjubiläum die enge Verbundenheit aus: „wir ernten nun, wo Sie zuerst und zugleich so erfolgreich gesät haben,"[23] und noch in hohem Alter, obwohl er sich gerade zu einer Revision von Sickels Ergebnissen anschickte, zollte er ihm öffentlich Respekt, indem er am Anfang einer seiner letzten Kanzleistudien hervorhob, „wieviel ich diesem Manne verdanke, der mich in die Geheimnisse der Diplomatik eingeführt und mich wirklich arbeiten gelehrt hat."[24]

---

[22] Einer davon betrifft die Vergangenheit des römischen Instituts direkt: M. Schubert, Auseinandersetzungen über Aufgaben und Gestalt des Preußischen historischen Instituts in Rom in den Jahren von 1900 bis 1903, QFIAB 76 (1996) S. 383–454. Einen besonderen Hinweis verdient in diesem Zusammenhang auch L. Burchardt, Gründung und Aufbau des Preußischen historischen Instituts in Rom, QFIAB 59 (1979) S. 334–391.

[23] Zitiert von M. Schubert, Meister – Schüler. Theodor von Sickel und Paul Fridolin Kehr (nach ihrem Briefwechsel), MIÖG 106 (1998) S. 149–166, dort S. 165.

[24] P. Kehr, Die Kanzlei Arnolfs, Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1939, Phil.-hist. Kl. Nr. 4, Berlin 1939, S. 3.

So sind denn auch – entsprechend Neigung und Ausbildung – die Bücher, die Kehr veröffentlicht hat, fast ausnahmslos Urkundensammlungen, abgesehen von der historiographisch orientierten Dissertation von 1883 und der 1889 in Marburg vorgelegten Habilitationsschrift über „Die Urkunden Ottos III.“: In demselben Jahre 1889 erschienen die im Vatikanischen Archiv aufgesuchten Papsturkunden von 1353–78 für die Gebiete der damaligen Provinz Sachsen, nach den Abschriften Kehrs bearbeitet von dessen früherem Halberstädter Gymnasialdirektor Gustav Schmidt, 1899 das Urkundenbuch des Hochstiftes Merseburg bis zum Jahre 1357, von dem Karl Brandi[25] noch ein halbes Jahrhundert später feststellen konnte, dass es „als das beste landschaftliche Urkundenbuch gerühmt wird.“ Es folgten im Rahmen der Diplomata 1931 Heinrich III., dessen Urkunden von Harry Bresslau bearbeitet, aber nicht abschließend publiziert worden waren, darauf seit 1934 in rascher Folge die Diplome der ostfränkischen Karolinger: Ludwigs des Deutschen, Karlmanns und Ludwigs des Jüngeren, dann Karls III., zuletzt 1940 als dritter Band diejenigen Arnulfs von Kärnten. Brandi[26] sah in dieser schon durch die Geschwindigkeit staunenswerten Leistung des achten Lebensjahrzehnts einen „Beweis dafür ..., was eine feste hilfswissenschaftliche Tradition und eine persönliche Editionserfahrung bedeuten“, und urteilte über die Ausgaben selbst, dass sie „wissenschaftlich und menschlich Kehrs größter Ruhmestitel sind;“ Josef Fleckenstein[27] nannte sie „editorische Meisterwerke“ und zählte sie ebenfalls „zu den Ruhmestiteln der deutschen Diplomatik“.

Neben diesen Werken Kehrs stehen vor allem die Buchpublikationen des Göttinger Papsturkundenunternehmens, seines ureigensten wissenschaftlichen Vorhabens, vor allem die Italia pontificia, von der zwischen 1906 und 1914 in atemberaubendem Tempo sieben Bände erschienen, nach dem Krieg und der Phase notwendiger Konsolidierung noch einmal schnell zwei weitere 1923 und 1925, die beiden Teile des siebenten Bandes, endlich 1935 der achte und letzte unter seiner Verantwortung, während er inzwischen schon 1926 und 1928 zwei buchstarke Berichte über „Papsturkunden in Spanien“ mit zusammen 509 neuen Texten herausgebracht hatte. Hinzuzufügen sind jetzt die fünf Bände von 1977, zu denen die – mehrheitlich in den „Nachrichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ veröffentlichten – Reiseberichte über die Suche nach Papsturkunden in italienischen Archiven und

---

[25] Wie Anm. 14, dort S. 143. Siehe jetzt auch S. Selzer, Zwischen Rom und Merseburg. Paul Fridolin Kehr und das Urkundenbuch des Hochstiftes Merseburg, Sachsen und Anhalt 24 (2002–03) S. 83–102.

[26] Ebd. S. 147.

[27] Wie Anm. 13, dort S. 487f., 471.

Bibliotheken mitsamt den sie abrundenden Nachträgen (1896–1924) in anastatischem Neudruck zusammengefügt worden sind.[28]

Nun wird die Mehrzahl der übrigen kleineren wissenschaftlichen Arbeiten Kehrs vorgelegt. Nach den 53 von ihm persönlich verfassten italienischen Berichten in der soeben genannten Sammlung sind es 46 weitere Beiträge, darunter vier Rezensionen. Diese Aufsätze haben ganz unterschiedliches Gewicht. Es beginnt mit ihrem Umfang: Der reicht von naturgemäß kurzen Buchbesprechungen und von den zwei Seiten mit einem Mandat Ottos IV. (2 S. 845 f.), den drei Seiten mit einem Diplom Friedrichs II. (2 S. 847–849), den jeweils vier Seiten über ein Siegel Heinrichs III. (2 S. 1270–1273) und das Privileg Coelestins III. für Benevent (1 S. 385–388) – also ganz von der Art, die Walther Holtzmann einen „Einblattdruck" zu nennen pflegte, wohl in Nachahmung des Meisters – bis zur buchstarken Abhandlung „Rom und Venedig bis ins XII. Jahrhundert" von 1927 (1 S. 411–590). Dabei führt das Blättern in den beiden Bänden anschaulich vor Augen, welch unterschiedliche Textmenge auf einer Seite untergebracht werden kann: Man vergleiche den fast kärglichen Schriftspiegel des Neuen Archivs mit dem Quart-Format der Abhandlungen der Preußischen Akademie; deren reduzierte Wiedergabe ist im Übrigen nicht eben augenfreundlich ausgefallen, zumal da der Herausgeber feststellen musste, dass ihre „zum Teil unbefriedigende Druckqualität ... sich trotz langer Bemühungen ... nicht überwinden liess" (1 S. XVII).

Unter inhaltlichem Gesichtspunkt sind die Arbeiten in fünf Abteilungen gegliedert, ihnen folgen als krönender Abschluss die „Italienischen Erinnerungen" von 1940 (2 S. 1303–1327). Die beiden ersten Gruppen sind thematisch orientiert. Am Anfang stehen fünf zusammenfassende Beiträge zu den großen von Kehr initiierten Unternehmungen, dem Papsturkundenwerk und der Germania sacra, es schließen sich elf Aufsätze zu „Papsttum und Papstdiplomatik" an. Zwei Drittel der aufgenommenen Arbeiten haben einen eher geographischen Schwerpunkt, sie beziehen sich auf Italien in siebzehn, auf Spanien in vier und auf Deutschland in acht Fällen. Die Schaffung raumorientierter Abschnitte erweist sich dann als unbezweifelbar praktisch, wenn in einem Artikel etwa Papst- und Kaiserurkunden nebeneinander behandelt werden. Dem Herausgeber ist durchaus bewusst, dass „die Zuordnung ... oft eine Ermessensfrage bleibt" (1 S. XI). Trotzdem sei der Einwand erlaubt, dass nicht

[28] P. F. Kehr, Papsturkunden in Italien. Reiseberichte zur Italia pontificia 1–5, Acta Romanorum pontificum 1–5, Città del Vaticano 1977. Auf den Titelblättern wird nicht eigens vermerkt, dass einige Berichte von anderen Autoren erstattet worden sind, zuletzt 1962 die „Nachträge zu den Papsturkunden Italiens X" von W. Holtzmann. Ein sechster Band der Ausgabe enthält die Register von R. Volpini.

alle seine Entscheidungen einleuchten: Etwa der Aufsatz über „Das Privileg Leos IX. für Adalbert von Bremen“ (1 S. 199–208) hätte eher zu „Deutschland“ gehört, die schon erwähnte kleine Arbeit über Coelestins' III. Schutzprivileg für Klerus und Volk von Benevent besser zu „Italien“ gestellt werden sollen – selbst wenn diese Stadt damals im päpstlichen Besitz war; umgekehrt würde die Abhandlung über „Die ältesten Papsturkunden Spaniens“ (2 S. 943–1002) mehr zu „Papstdiplomatik“ passen als zu „Spanien“, handelt es sich doch um eine der seltenen Spezialuntersuchungen Kehrs zu diesem Gebiet.

Das ist überhaupt das Erstaunliche, wenn man die vorgelegte Sammlung betrachtet und zusätzlich das Werkeverzeichnis im Anhang durchsieht: Der als Papstdiplomatiker allseits bekannte Kehr hat zwar Papsturkunden en masse gesammelt und ediert, er hat Tausende zu Regesten verarbeitet,[29] wobei er sich selbstverständlich in jedem Einzelfall auch ein Urteil über Echtheit oder Verfälschung bilden musste. Er hat mehrfach über seine Tätigkeit zusammenfassende Berichte veröffentlicht; vier davon hat der Herausgeber der Sammlung eingefügt (1 S. 18–72): drei über die Arbeit an den Papsturkunden, nämlich – nach dem Plan des Unternehmens von 1896 – die ausführliche Selbstanzeige zum ersten Band der Italia pontificia (1906), die Vorbemerkung zum ersten der von Hermann Meinert als neue Folge wiederaufgenommenen Reiseberichte aus Frankreich (1932) und den 1934 der Preußischen Akademie vorgelegten Gesamtüberblick, „eine Art von Schlußbericht“ über „die Summe des Erreichten“ (1 S. 40). Dazu gesellt sich die Vorstellung der Germania sacra, als deren erster Band erscheinen konnte (1929).

Kehr hat demgegenüber nur ganz wenige eigene Forschungen speziell zur Papstdiplomatik publiziert. Die drei Arbeiten über Fälschungen wird man ohne Zögern in diese Kategorie einordnen (1 S. 239–320), ebenso die Untersuchung der Briefe Pauls I. im Codex Carolinus (1 S. 75–129) und die kanzleigeschichtliche Studie „Scrinium und Palatium“ über die Reorganisation der Kurie und die Fortentwicklung der Urkundenformen während des Reformpapsttums (1 S. 130–172), doch daneben bleibt eigentlich nur die gerade genannte Untersuchung der ältesten im Original erhaltenen Papsturkunden des 9., 10. und beginnenden 11. Jahrhunderts, ausgehend von den acht in Spanien aufge-

[29] Zahlen einmal für die Editionen im Rahmen des gesamten Unternehmens, dann speziell für die Italia pontificia bietet R. Hiestand, 100 Jahre Papsturkundenwerk, in: Hundert Jahre Papsturkundenforschung. Bilanz – Methoden – Perspektiven. Akten eines Kolloquiums zum hundertjährigen Bestehen der Regesta Pontificum Romanorum vom 9.–11. Oktober 1996 in Göttingen, hg. von dems., Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Kl., Folge 3,261, Göttingen 2003, S. 11–44, dort S. 40, und Die unvollendete Italia Pontificia, ebd. S. 47–57, dort S. 49f.

fundenen Papyri (2 S. 943–1002). Nicht unerwähnt bleiben darf freilich die hier nicht nochmals aufgenommene Studie „Die Minuten von Passignano“,[30] die Behandlung von zufällig überlieferten Konzepten für Mandate Alexanders III. und damit ein Beitrag zur diffizilen Frage nach dem Entstehungsprozess der Papsturkunden im 12. Jahrhundert; bezeichnenderweise trägt sie den Untertitel „Eine diplomatische Miscelle“. Die nicht wenigen, meist kurzen Beiträge, die der Bekanntmachung einer aufgefundenen Urkunde oder einer Handvoll davon gewidmet sind, mit knappen Erläuterungen als Einleitung, wird man dagegen nicht zu den hilfswissenschaftlichen Arbeiten im strikten Wortsinn zählen.

Dieser Befund macht deutlich, dass für Kehr die Urkunden nicht so sehr der eigentliche Zweck seiner wissenschaftlichen Bemühungen gewesen sind als vielmehr Mittel zum Zweck: Grundlagen für die Darlegung eines historischen Sachverhalts, für die Präzisierung von dessen Fakten, für die Vertiefung unserer Erkenntnis. Er sah ihre „kritische Verarbeitung“ – vornehmlich mit dem Ziel der Scheidung zwischen echt und falsch – ausdrücklich als Voraussetzung für höhere Aufgaben des Historikers: „Denn erst dann vermag die Kunst des Geschichtsschreibers, ohne unwahrhaftig zu werden, ihres hohen Amtes zu walten“ (1 S. 4). Die Diplomata der Kaiser und Könige haben ihn am Anfang und am Ende seines Forscherlebens beschäftigt, zuerst als er seine Lehrzeit bei den Monumenta Germaniae historica verbrachte, später als er der Präsident von deren Zentraldirektion war. Dazwischen konzentrierte er sich drei bis vier Jahrzehnte lang vollständig oder doch weitgehend auf die Papsturkunden; Hiestand weist einleitend auf den ganz unregelmäßigen Publikationsrhythmus hin, was die behandelten Themen angeht (1 S. XIf.).

Aus dieser Schwerpunktsetzung sind vor allem zwei Arten von Studien erwachsen. Ausgangspunkt kann eine einzelne neu gefundene Urkunde oder eine Gruppe von solchen sein, die es in ihren historischen Zusammenhang zu stellen gilt. Ein Musterbeispiel bietet der Aufsatz „Zur Geschichte Victors IV. (Octavian von Monticelli)“, des Gegners Alexanders III. von Friedrichs I. Gnaden, wobei ein bis dato unbekannter Papstbrief Gelegenheit zur vertiefenden Erörterung der Probleme im Kampf zwischen Papst und Kaiser bietet (1 S. 321–354).

Die andere Art der Veröffentlichung greift bedeutend weiter aus und liefert die Darstellung eines größeren Zusammenhangs. Die Arbeit an dem von Bresslau unvollendet hinterlassenen Diplomata-Band veranlasste Kehr 1931 zur Veröffentlichung der Abhandlung „Vier Kapitel aus der Geschichte

[30] Aus QFIAB 7 (1904) S. 8–41 wieder abgedruckt in Kehr, Papsturkunden in Italien (wie Anm. 28) 4 S. 385–418.

Kaiser Heinrichs III." (2 S. 1196–1255). Mehrere Untersuchungen galten der komplexen Geschichte der Beziehungen zwischen den Päpsten und den weltlichen Mächten: Als Nebenfrucht der Fertigstellung von Italia pontificia 8 entstand 1934 die Studie über die Belehnungen der unteritalienischen und sizilischen Normannenfürsten durch die Päpste (1 S. 591–641); deren Verbindungen zu den iberischen Territorien, dem Fürstentum Katalonien sowie den Königreichen Aragón und Navarra, bilden die Gegenstände anderer Untersuchungen von 1926 und 1928 (2 S. 853–942, 1003–1087). Sie präsentieren sich als wichtige Themen der allgemeinen Geschichte, ihre Ausführung kann durchaus als Beitrag zur Erhellung jenes Prozesses gelesen werden, durch den die Päpste bis zum Ende des 12. Jahrhunderts ihre Position überragender moralischer Autorität und ihren nicht geringen politischen Einfluss in der westlichen Christenheit zu erlangen verstanden haben. Dazu gesellt sich – neben einer kleineren Studie über Venedigs Rolle im gerade erwähnten Kampf zwischen Friedrich I. und Alexander III. (1 S. 391–410) – die schon genannte umfassende Darstellung der Beziehungen zwischen den Päpsten und dieser Republik bis zum 12. Jahrhundert (1 S. 411–590), erwachsen aus der Beschäftigung mit dem Material für Italia pontificia 7,2. In ihr werden alle verfügbaren Zeugnisse, chronikalischer wie urkundlicher Natur, für die historische Rekonstruktion ausgewertet, wird die Entwicklung der kirchlichen Strukturen in der Provinz Grado erschöpfend dargelegt, das heißt: im Erzbistum selbst und in dessen sechs Suffraganbistümern an den Rändern und auf den Inseln der Lagune mit Castello als Bischofssitz in der Stadt Venedig selbst. Das scheint wirklich gelungen zu sein, wie man aus der Tatsache folgern darf, dass die lokale Forschung nach vorübergehendem Widerspruch zu den Ergebnissen Kehrs inzwischen zu seiner Sicht der Dinge zurückgekehrt ist.[31]

Horst Fuhrmann[32] hat kürzlich festgestellt: Kehr „hat über seine Herkunft und seinen Lebensgang wenig verlauten lassen". Das gilt besonders dann, wenn man etwa mit den umfänglichen rückblickenden Aufzeichnungen vergleicht, die Theodor von Sickel[33] hinterlassen hat, oder an die Sammlung

---

[31] Siehe D. Rando, Una Chiesa di frontiera. Le istituzioni ecclesiastiche veneziane nei secoli VI–XII, Bologna 1994.

[32] Wie Anm. 78, dort S. 176.

[33] Denkwürdigkeiten aus der Werdezeit eines deutschen Geschichtsforschers, hg. von W. Erben, München-Berlin 1926; Römische Erinnerungen. Nebst ergänzenden Briefen und Aktenstücken hg. von L. Santifaller, Veröffentlichungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 3, Wien 1947.

von Selbstporträts führender Historiker jener Zeit denkt,[34] die veranstaltet wurde, als Kehr im Zenit seines Ansehens stand; er hat sich jedoch nicht daran beteiligt. An wirklichen autobiographischen Texten von ihm liegt in der Tat nur ganz wenig vor: „Italienische Erinnerungen" (2 S. 1303–1327), ein besinnlich rückblickender Vortrag, der ursprünglich ein schmales Heft füllte und der sich zudem auf die Verbindungen mit Italien konzentriert, freilich einen zentralen Aspekt seines Lebens. Dazu gesellt sich die ähnlich informative, allerdings sehr knapp gehaltene „Antrittsrede"[35] vom 4. Juli 1918 nach Kehrs Wahl zum ordentlichen Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften – sie hätte die Aufnahme in die „Ausgewählten Schriften" wirklich verdient, gibt sie doch Auskunft über seinen wissenschaftlichen Werdegang: Der Primaner liest die „Monumenta Germaniae Band für Band", als Student „fand ich auf der Universität nicht was ich wünschte; ... ich bin mein Leben lang Autodidakt geblieben", als einziger akademischer Lehrer habe Theodor von Sickel „einen starken Eindruck auf mich gemacht, aber entscheidend hat auch er mich nicht beeinflußt", und so weiter.

Aber auch außerhalb dieser autobiographischen Skizzen hat Paul Kehr sich häufig über seine Absichten und Pläne, über seine Arbeiten mitsamt den zugrunde liegenden Motiven, über sein Verhältnis zu den von ihm geleiteten Institutionen geäußert. Es finden sich einerseits zahlreiche Denkschriften zu den Einrichtungen, mit denen er zu tun hatte; die Herausgabe einer Sammlung von ihnen wäre durchaus wünschenswert, sie würde Kehr als Forschungsorganisator deutlicher hervortreten lassen. Doch andererseits gibt es solche Mitteilungen auch in gedruckter Form: Da sind einmal die regelmäßigen Berichte aus fast vier Jahrzehnten, erstattet für das Papsturkundenunternehmen, das Preußische historische Institut in Rom, die Monumenta Germaniae historica, in vielen Jahren parallel nebeneinander. Dort überwiegen allerdings die zeitgebundenen Details bei weitem, so dass sich die Aufnahme in gesammelte Schriften in der Tat nicht empfehlen würde.

Daneben aber stehen nicht wenige Rückblicke, die jeweils für einen längeren Zeitraum Rechenschaft bieten; auf die jetzt wieder abgedruckten ist bereits verwiesen worden. Andere Veröffentlichungen fehlen dagegen, ohne dass sich ein grundsätzlicher Qualitätsunterschied zu den aufgenommenen feststellen ließe. Um mit dem Komplex der Papsturkunden selbst zu beginnen:

---

[34] Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, hg. von S. Steinberg, 2 Bde., Leipzig 1925–26. Von engeren Fachkollegen Kehrs beteiligten sich: Georg von Below, Alfons Dopsch, Heinrich Finke, Walter Goetz, Max Lehmann, Karl Julius Beloch, Harry Bresslau, Ludwig von Pastor, Felix Rachfahl.

[35] Siehe Anm. 12.

Aufschlussreich ist etwa Kehrs Anzeige von Germania pontificia 2,1,[36] gab sie ihm doch die „erwünschte Gelegenheit ..., mich vor einem größeren Leserkreise über den Stand des Gesamtunternehmens und seine Fortführung zu äußern". Dabei schlug er erstaunlich selbstkritische Töne an, die sich ihm in ähnlichen Darlegungen nicht ohne weiteres aufdrängten. Dort heißt es, zu Beginn der Arbeiten habe er die Schwierigkeiten, die sich seinem Vorhaben in der Praxis entgegenstellten, bei weitem unterschätzt, „in vielleicht zu starkem Selbstvertrauen", dann „das Unternehmen durch eine Änderung des ursprünglichen Planes sozusagen aus seiner Bahn geworfen" gemäß der Erkenntnis, „daß der geplanten Edition eine urkundliche Quellenkunde vorausgehen müsse. ... Diese Aufgabe trat so sehr in den Vordergrund, dass sich das Ziel beinahe verschob." Doch konnte er den Gewinn hervorheben, „den sowohl die Kirchengeschichte wie die Lokalgeschichte von diesem Versuche einer Rekonstruktion der urkundlichen Überlieferung davongetragen hat und je länger je mehr davontragen wird" – vor allem für die „Feststellung der geschichtlichen und rechtlichen Beziehungen der einzelnen Kircheninstitute zu Rom und zur Kurie". Damit tröstete er sich über den immer größer werdenden Abstand zum angestrebten Ziel hinweg: „Einst hatte ich eine Vision. Ich sah im Geiste eine Serie von dreißig Bänden, in denen das gesamte Papsturkundenmaterial des ganzen Abendlandes für vier bis fünf Jahrhunderte gesammelt und gesichtet war ..."

Gut hätten ebenfalls andere größere Berichte Kehrs in eine Sammlung seiner Aufsätze gepasst, so der Überblick über „Das Kaiser Wilhelm-Institut für deutsche Geschichte",[37] aus dem vor allem die Verflechtung der Institutionen im Rahmen seines „Imperiums der Gelehrsamkeit"[38] hervorgeht, ebenso die als Generaldirektor gehaltene Festrede „Ein Jahrhundert preußischer Archivverwaltung"[39] mit Porträts seiner unmittelbaren Vorgänger, des allmächtigen Heinrich von Sybel und Reinhold Kosers, vor allem aber der Rechenschaftsbericht „Die Preußische Akademie und die Monumenta Germaniae und deren neue Satzung",[40] erstattet 1935 aus Anlass seines Abschieds von der Leitung der nun zum „Reichsinstitut" umgewandelten Monumenta, „die immer meine stärkste Liebe waren", „und dieser ersten Liebe bin ich mein Leben lang treu geblieben." Hier gibt Kehr insbesondere Auskunft über seine unab-

---

[36] Deutsche Literaturzeitung 45 = NF 1 (1924) Sp. 1128–1134.
[37] In: 25 Jahre Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 3, Berlin 1937, S. 68–76.
[38] Siehe Anm. 17.
[39] Preußische Jahrbücher 196 (1924) S. 159–178.
[40] Wie Anm. 12; die beiden folgenden Zitate auf S. 771, 766.

lässigen Bemühungen,[41] eine Institution zu schaffen, die den jungen, in die Forschung strebenden Historikern nach dem Abschluss der Universitätsausbildung die eigentliche Befähigung zur selbständigen Arbeit vermitteln sollte.[42] Er erinnert nun an „die Schaffung eines Instituts für historische Hilfswissenschaften" in Marburg, als er dort Extraordinarius war,[43] berichtet von einer solchen Forderung in seinem 1903 erstatteten Gutachten über eine Neuorganisation des Editionsinstituts, die den „zornigen Protest der Zentraldirektion" hervorgerufen habe, und betont die Notwendigkeit der nach-universitären Fortbildung „für die Monumenta, das römische Institut und ähnliche Unternehmungen", speziell durch „Kurse in Quellenkunde, Paläographie, Diplomatik und den anderen Hilfswissenschaften, vor allem auch in dem ... Mittellatein und in der Rechtsgeschichte." Durch die Zusammenführung der Monumenta, des Papsturkundenunternehmens und des Kaiser-Wilhelm-Instituts, dem Kehr von Anfang an, in der grundlegenden Denkschrift von 1913,[44] neben der Forschung eine Fortbildungsfunktion zugedacht hatte, in Räumen der Berliner Staatsbibliothek sei „ein wirkliches Institut" entstanden, „ungefähr so, wie es mir immer vorgeschwebt hat, und wie ich es in Rom eingerichtet habe."[45] Schon dort habe er es als seine „vornehmste Aufgabe" angesehen gehabt, „wirkliche Gelehrte auszubilden und ihnen größere selbständige Arbeiten zu übertragen, die ihnen den Weg zu den Lehrstühlen an den deutschen Universitäten öffnen sollten" (2 S. 1322).

Das Preußische historische Institut war die Institution, mit der Paul Kehr die engsten Beziehungen verbanden, und so bedauert man, dass manche schriftlichen Äußerungen, die für dessen Entwicklung von erheblicher Bedeutung sind, nicht den Weg in die „Ausgewählten Schriften" gefunden haben. Es beginnt mit jenem vom 1. Januar 1901 datierten, nur mit dem Buchstaben π gezeichneten Artikel „Das Preußische Historische Institut in Rom",[46] der ironisch mit „Neujahrswünschen" ausgestattet wurde; als dessen Autor offen-

---

[41] Zusammenfassend darüber: Tellenbach, Zur Geschichte (wie Anm. 7) S. 399–404.

[42] Kehr, Die Preußische Akademie (wie Anm. 12) S. 762f.

[43] Dazu s. M. Schubert, Paul Kehr und die Gründung des Marburger Seminars für Historische Hilfswissenschaften im Jahre 1894. Der Weg zur preußischen Archivschule in Marburg, Archivalische Zeitschrift 81 (1998) S. 1–59.

[44] Ihren Inhalt referiert H. Heimpel, Über Organisationsformen historischer Forschung in Deutschland, HZ 189 (1959) S. 139–222, dort S. 176–180.

[45] Kehr, Die Preußische Akademie (wie Anm. 12) S. 767.

[46] Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München) 1901 Nr. 9 (11. 1.) S. 1–4.

barte sich Kehr im Sommer desselben Jahres.[47] Neugierig auf diesen Text in seiner Gesamtheit wird man schon durch die in der Literatur zur Person und zum römischen Institut wiederholt zitierte Wendung, der einzige deutsche Professor, der zu dessen erfolgreicher Leitung befähigt sei, „führt leider eine gar zu grobe Feder“[48] – eine durchsichtige Anspielung auf den Verfasser selbst.

Er setzte damals ein mit der Kritik an den herrschenden Zuständen, vor allem an der Führung des Instituts als Arbeitsstelle der preußischen Archivverwaltung mit der ganz überwiegenden Aufgabe der Publikation von Nuntiaturberichten des 16. Jahrhunderts. Bei der Charakterisierung des ideellen Begründers, des als Direktor der preußischen Staatsarchive 1895 verstorbenen Heinrich von Sybel, schimmert durch, was für Kehr als erstrebenswertes eigenes Ziel gegolten haben wird: „Er war zugleich ein Organisator großen Stiles und in gewisser Weise ein Machthaber; ... die gelehrte Welt zu beherrschen, die großen Unternehmungen der historischen Wissenschaft in Deutschland zu dirigiren, war ihm ein Bedürfniß.“ Gefordert werden sodann „eine andere Gestalt, eine breitere Basis und umfassendere Aufgaben,“ wofür aber auch die entschiedene Verbesserung der finanziellen Ausstattung notwendig sei. Die

---

[47] P. Kehr, Das Archivwesen Italiens, ebd. Nr. 172 (30. 7.) S. 1–4, 173 (31. 7.) S. 5–7, 181 (9. 8.) S. 3–6, 185 (14. 8.) S. 5–7, 194 (26. 8.) S. 4–7. Gegen Schluss (S. 6) des letzten Teils ergriff er „die Gelegenheit, mich als den Missethäter zu bekennen, der den Anstoß zu der Diskussion über dieses Institut gegeben hat“. Der Verdacht scheint jedoch so früh auf ihn gefallen zu sein, dass er gegenüber Friedrich Althoff seine Verfasserschaft schon am 23. Februar zugab: Schubert, Auseinandersetzungen (wie Anm. 22) S. 388 Anm. 15. Der einflussreiche Beamte blieb jedoch verärgert über seine „Agitation“ und verwarf nun die Möglichkeit, ihn zum Direktor in Rom ernennen zu lassen, wie man damals bereits erwogen hatte; das berichtete Paul Maria Baumgarten am 22. 3. 1901: s. ebd. S. 404. Kehrs Lehrmeister Sickel fühlte sich von ihm förmlich „irre geführt“ (ebd. S. 395) und war noch ein Jahr später sichtlich gekränkt, „nachdem er mich so getäuscht hat“: Brief vom 1. 7. 1902 in Walther Holtzmann, La corrispondenza fra Theodor von Sickel ed Oreste Tommasini, Archivio della Società romana di storia patria 79 (1956) S. 89–143, dort S. 130f. Nr. 54. Vergeblich geblieben waren offenbar die Vermittlungsbemühungen von Vilmos Fraknói, der am 29. 4. 1902 Sickel von der Behauptung Kehrs berichtet hatte, dieser habe seine Autorschaft an dem Artikel „nie ernst und decidiert“ bestritten, wobei er wörtlich hinzugefügt habe: „Die ganze Welt wusste es, dass ihn Niemand anderer schreiben konnte“; Briefe von Wilhelm Fraknói an Theodor von Sickel aus den Jahren 1877 bis 1906, hg. von L. Santifaller, RHM 6–7 (1962–64) S. 191–351, dort S. 278 Nr. 90.

[48] (Kehr), Das Preußische Historische Institut (wie Anm. 46) S. 4.

Quellenforschung dürfe sich nicht wie bisher auf das Vatikanische Archiv beschränken, sie müsse vielmehr auf ganz Italien ausgedehnt werden. „Die vollkommenste Kenntniß dieser Archive und Bibliotheken Italiens", einmalig in ihrem Reichtum an Material für die Vergangenheit, sei als Institutsaufgabe vom Direktor zu leisten, er müsse sie den dorthin reisenden deutschen Gelehrten zur Verfügung stellen. „Wir bedürfen seiner Hülfe, seines Rathes, seiner Empfehlung. Sein Name muß Geltung haben, seine Empfehlung Gewicht." Außerdem brauchen junge Historiker nach dem Doktor- und Staatsexamen eine spezielle Ausbildung für die Forschung, wozu Stipendien in Rom die Voraussetzung bieten sollen. Ferner sei es angebracht, das Institut als Einrichtung des Reiches zu führen, da Deutschland als ganzes mannigfache Beziehungen zu Italien und besonders zu den Päpsten gehabt habe, Preußen dagegen mit seiner relativ kurzen Staatsgeschichte nur wenig Berührung aufweise, außerdem sollten ja keineswegs nur preußische Stipendiaten dort arbeiten können und fortgebildet werden.

Von Anfang an zielten Kehrs Reformbemühungen auf „ein Institut zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung junger Gelehrter", wie er damals auch gegenüber dem einflussreichen Ministerialdirektor Friedrich Althoff, Abteilungsleiter im preußischen Kultusministerium und seinem wohlwollenden Förderer, betonte.[49] Er wird zugleich eine eigene leitende Rolle im Sinn gehabt haben; jedenfalls wurde ihm das unterstellt, wie ein fachkundiger Beobachter nach dem Erfolg konstatierte: „Also Kehr hat sein Ziel erreicht. Wenn man in den Mitteln nicht scrupulös ist, kann man dessen stets sicher sein."[50] In einem späteren Artikel aus demselben Jahr präzisierte Kehr noch das Anforderungsprofil für den zu suchenden Direktor: Verlangt werde eine „eminente wissenschaftliche Persönlichkeit, welche mit der genauen Kenntniß der italienischen Archive zugleich die Geschicklichkeit eines Diplomaten und das konziliante Wesen des Weltmannes verbindet."[51] Das also waren die Eigenschaften, die er in sich vereinigt sah.

Kehrs damals skizzierte Vorstellungen – abgesehen von der Umwandlung zum Reichsinstitut, die offensichtlich nicht mit der Kulturhoheit der einzelnen Bundesstaaten in Einklang zu bringen war – haben in der Tat zu einer grundlegenden Ausweitung und Umstrukturierung bei den Aufgaben und der Organisation geführt, wovon er selbst am meisten profitierte: Nachdem „die

---

[49] Nach dem Bericht Kehrs an Franz Ehrle vom 28.4.1901, zitiert von Schubert, Auseinandersetzungen (wie Anm. 22) S. 407.

[50] So Vilmos Fraknói, der Direktor des ungarischen Instituts in Rom, am 2. 11. 1903: Briefe von Fraknói an Sickel (wie Anm. 47) S. 291 Nr. 107.

[51] Kehr, Archivwesen Italiens (wie Anm. 47) in Beilage Nr. 194 S. 6f.

schwarzen Pläne gegen das römische Institut",[52] nachdem „jener Feldzug gegen das Preuss. Institut",[53] der sich hinziehende „Kampf"[54] zwar nicht sofort, wohl aber auf einem Umweg – ganz wie er als junger Mann erkannt hatte, „daß der einzige Weg nach Rom damals über Wien ging" (2 S. 1306) – und dank zielgerichteten Intrigen[55] zu dem sicherlich von Anfang an gewünschten Erfolg geführt hatte, konnte Kehr die Leitung übernehmen.

Die Forderung, das Institut solle unter die Obhut des Reiches gestellt werden, war nur eine Konsequenz der Tatsache, dass von Anfang an die Archivforschungen in Italien und zumal in Rom auf den Ertrag für die deutsche Geschichte insgesamt gerichtet waren. In Wirklichkeit wird Kehr schon in jenen Vorschlägen zur Ausweitung des Arbeitsprogramms mehr im Sinn gehabt haben, als er in der öffentlichen Polemik der Jahre 1901–03 erkennen ließ: eine Internationalisierung des Horizonts auch für das römische Institut, wie er sie ja schon Jahre früher zur Grundlage seines Papsturkundenunternehmens gemacht hatte. Klar ausgedrückt findet sich dieser Ansatz in einer Denkschrift über die wünschbare Ausrichtung der Institutsaufgaben aus dem April 1907; es hat seinerzeit gewiss keinen Anlass gegeben, sie zu veröffentlichen, so dass sie nun auch nicht für die „Ausgewählten Schriften" in Erwägung gezogen werden konnte, aber seit kurzem steht sie im Druck zur Verfügung.[56]

Hier herrscht eine Weite der Perspektive, die für jene von nationalistischem Denken geprägte Epoche erstaunlich anmutet. Zunächst schätzt Kehr, dass zur Erfüllung der vor seiner Zeit fast ausschließlichen Institutsaufgabe, der „systematischen Verarbeitung und Publikation von Dokumenten zur deut-

[52] Bekenntnis von 1903: 2 S. 673.

[53] Brief Kehrs an Rudolf Smend vom 4. 4. 1901, zitiert von Schubert, Auseinandersetzungen (wie Anm. 22) S. 405.

[54] Kehr an Johannes Haller, 22. 7. 1902: ebd. S. 432.

[55] Für Aloys Schulte, der nach nicht einmal zweijähriger Institutsleitung das Feld räumte, war Kehr „ein Meister der Intrige": so am 3. 10. 1903 im Brief an Georg Freiherrn von Hertling, Mitglied im dreiköpfigen Institutskuratorium, zitiert von M. Braubach, Aloys Schulte in Rom (1901–1903). Ein Beitrag zur deutschen Wissenschaftsgeschichte, in: Reformata reformanda. Festgabe für Hubert Jedin zum 17. Juni 1965, hg. von E. Iserloh/K. Repgen, Münster Westf. 1965, S. 509–557, dort S. 555. Doch das Odium des „Intriganten" hat Kehr anscheinend nicht weiter gestört; er selbst hatte Schulte am 27. 5. 1902 berichtet, aus Berlin sei ihm zugetragen worden, dass er für einen solchen gehalten werde, s. Schubert, Auseinandersetzungen (wie Anm. 22) S. 430.

[56] H. Houben, Hundert Jahre deutsche Kastellforschung in Süditalien, QFIAB 84 (2004) S. 103–136, dort S. 131–135. Das Memorandum wäre nachzutragen als Nr. 406a in Weiss, Paul-Kehr-Bibliographie (2 S. 1395).

schen Geschichte im Vatikanischen Archiv", weitere 50 Jahre zu veranschlagen seien, dazu ebenso viele für die von ihm selbst zusätzlich in den Vordergrund gestellte „systematische Ausbeute der italienischen Archive" mit demselben Ziel. Aber er distanziert sich sofort von der überkommenen Ausrichtung: „Ich halte diese Methode überhaupt für grundfalsch." Denn „diese Beschränkung auf Quellen der deutschen Geschichte ist überhaupt wissenschaftlich nicht zu halten. Die Geschichte der andern Länder, dann vorzüglich die Geschichte der Kirche, ist garnicht von der deutschen zu trennen. Man kann aus der geschichtlichen Überlieferung nicht das herausschälen, was jeweils als national angesprochen wird, sondern man kann sie wissenschaftlich nur in ihrem ganzen Komplex erfassen." Das mache insbesondere für die nun in Angriff genommenen Forschungsvorhaben die Ergänzung der in Italien aufgefundenen Materialien in England, Frankreich, Spanien unabweisbar.

Auch jetzt gilt ein gezielter Hieb der nach Kehrs Auffassung ungenügenden Ausbildung an der deutschen Universität, besonders für die geforderten thematisch weit ausgreifenden Untersuchungen: „Aber es fehlt uns an geeigneten Kräften; unsere Professoren der Geschichte erziehen zwar eine Legion von Forschern über spezielle Probleme der vaterländischen Geschichte, aber kaum jemals einen, der eine darüber hinausgehende Aufgabe zu übernehmen vorbereitet wäre." Zur Abhilfe biete sich gerade das römische Institut an, wenn man in ihm eine Stätte „zur höheren Ausbildung unserer jungen Historiker" schaffen würde, was dann in eindringlicher Skizze erläutert wird – bezeichnenderweise steht nun auch speziell das Kirchenrecht neben den oben bereits erwähnten hilfswissenschaftlichen Disziplinen, in denen Fortbildung vonnöten sei, während für deren Ausgestaltung im Einzelnen gelte: „Alles hängt von der Persönlichkeit des Direktors ab."

Zehn Jahre nach dem Dienstantritt in Rom, im November 1913, zog Kehr eine Bilanz seines Wirkens unter demselben Titel, der am Beginn seiner öffentlichen Forderungen nach einer Neuausrichtung im Jahre 1901 steht: „Das Preußische Historische Institut in Rom".[57] Auch dieser Artikel dürfte durchaus heute noch auf Interesse stoßen, selbst wenn der Verfasser sich davor gehütet hat, Einzelheiten über den Weg zu seiner Ernennung im Jahre 1903 preiszugeben.[58] Allerdings konnte er seine Angriffe von 1901 nicht einfach für vergessen halten, doch erwähnt er sie nun ohne erkennbare Reue,

[57] Wie Anm. 2; die folgenden Zitate dort Sp. 148, 165, 167, 169, 153f.

[58] Dass solche fehlen, vermerkte D. Schäfer etwas süffisant in einer ausführlichen Antwort: Das Preußische Historische Institut in Rom und die deutsche Geschichtswissenschaft, Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 8 (1914) Sp. 393–420, dort Sp. 393.

indem er bloß einräumt, seine frühere Kritik sei „vielleicht ein wenig keck in der Form, selbstbewußt in jugendlichem Besserwissen, und wie es bei Polemiken herkömmlich ist, gewürzt mit Übertreibungen“ gewesen, jedenfalls habe sie die erforderliche „Diskussion über die Aufgaben und die Organisation des Instituts“ in Gang gebracht. So wird sein früheres Vorgehen zur lässlichen Jugendsünde stilisiert – ganz wie in der später formulierten Selbsteinschätzung, seine Arbeiten jener Jahre stammten aus einer Phase, in welcher er „noch jung, keck und respektlos war.“[59] Wieder nimmt in der 1913 niedergeschriebenen Skizze der Institutsaufgaben der Gedanke der Fortbildung die zentrale Stelle ein, denn „unsere jungen Historiker verlassen die Universität fast ausnahmslos in absolut unzureichender Vorbildung, ... noch schlimmer ist der häufige Mangel an allen elementaren Fähigkeiten, die Unkenntnis des Handwerks, ich meine die ganz ungenügende Ausbildung in den historischen Hilfswissenschaften“. So erwachse dem Institut die Aufgabe, ihnen eine nachträgliche Schulung in diesen Disziplinen zu vermitteln, zugleich aber „die Möglichkeit zu eigenen und selbständigen Arbeiten zu verschaffen.“ Vorbilder sind, wie schon bei früherer Gelegenheit dargelegt, das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien, an dessen Ausbildungskurs Kehr ja selbst teilgenommen hatte, und die École des chartes in Paris mit der Kombination von historischer Forschung und post-universitärer Instruktion des Nachwuchses. Diesen Einrichtungen eifere man in Rom nach, „aber das letzte und höchste was ein Institut erreichen soll, selbständige Gelehrte und Forscher heranzubilden, steht noch aus“. Dem unveränderten Ziel, der Schaffung einer „Stätte selbständiger Arbeit und wissenschaftlicher Fortbildung“, fehle bislang die Perfektion: „Wir sind jetzt noch in der vollen Entwicklung, etwa auf halbem Wege; in zehn Jahren aber wird der Romfahrer im Historischen Institut die geschlossenste und vollständigste historische Spezialbibliothek finden, die es dann überhaupt geben wird.“ Noch heute zehrt, wer im Deutschen historischen Institut zu arbeiten die Möglichkeit hat, von den Früchten dieser Grundlegung.

Neben den Schriften Kehrs, aus denen Aufschlüsse über seinen Werdegang, seine Motive und seine wissenschaftlichen Pläne zu erhalten sind, neben seinen Äußerungen zur Entwicklung des römischen Instituts stehen noch weitere kleine Veröffentlichungen, die hinter den in die Sammlung aufgenomme-

---

[59] P. Kehr, Harry Bresslau. Ein Nachruf, NA 47 (1928) S. 251–266, dort S. 256. Angespielt wird auf die Zeit, als Bresslau das Neue Archiv herausgab, also die Jahre zwischen 1889 und 1903, und sich zuweilen gegen Kehr wandte, etwa „die schnelle Veröffentlichung dieser einzelnen Reiseberichte“ aus Italien als zu fehleranfällig kritisierte: NA 23 (1898) S. 275–277.

nen nicht in Vergessenheit geraten dürfen. Da ist zunächst der frühe Aufsatz „Der Vertrag von Anagni im Jahre 1176".[60] Dass er nicht Berücksichtigung gefunden hat, wird ausdrücklich als Versehen bezeichnet (1 S. XI Anm. 35). Die Lücke bleibt bedauerlich, denn als Vorstufe der langwierigen Verhandlungen zwischen Papst und Kaiser, die schließlich 1177 zum Frieden von Venedig führten, scheint Kehrs Beschäftigung mit diesem Thema seine frühen venezianischen Interessen (Beginn der Archivarbeit für das Papsturkundenwerk gerade dort, schon 1896) zu belegen[61] – freilich nach seiner Hinwendung zu Rom und dem Vatikan.

Erwähnung verdient vor allem die Serie der späten Kanzleistudien, die parallel zur bereits erwähnten Ausgabe der Diplome der ostfränkischen Karolinger erschienen sind: fünf Abhandlungen zu Ludwig dem Deutschen, zu Karlmann und Ludwig dem Jüngeren, zu Karl III., zu Arnulf von Kärnten, zu Ludwig dem Kinde,[62] ferner der umfangreiche Aufsatz über „Die Schreiber und Diktatoren der Diplome Ludwigs des Deutschen".[63] „Sie zeigen den hohen Siebziger ... auf der vollen Höhe seiner sachlichen und methodischen Meisterschaft", hob Friedrich Baethgen[64] hervor, und ähnlich urteilte Karl Brandi:[65] „Sie bilden eine Kette wohlgeformter Musterstücke zusammenfassender Untersuchung und Darstellung." Noch Rudolf Hiestand stellt in seinem Vorwort zur Aufsatzsammlung fest, sie seien „methodisch bis heute nicht überholt" (1 S. VI).

Eine weitere Gruppe bilden die Nekrologe, vorrangig die Nachrufe auf Michael Tangl, Emil Seckel und Harry Bresslau. Sie sind nicht nur aufschlussreich für die innere Entwicklung der Monumenta Germaniae historica am

---

[60] NA 13 (1888) S. 75–118, fußend auf Funden im Vatikanischen Archiv.

[61] In den Jahren um 1890 machte Kehr die Verträge der Republik mit den deutschen Kaisern und Königen aus dem 10.–12. Jahrhundert editionsfertig, erschienen in dem von seinem Doktorvater bearbeiteten Band: Monumenta Germaniae historica, Legum sectio IV: Constitutiones et acta publica imperatorum et regum 1, hg. von L. Weiland, Hannoverae 1893, S. 30–46, 57f., 121–124, 152–156, 171–175, 209–213, 373–377, 526–530. Als Beitrag Kehrs geführt werden ferner drei Texte von 1176 und 1177, die bereits im genannten Aufsatz über den Vertrag von Anagni veröffentlicht worden waren: ebd. S. 349–354, 362–365 Nr. 249f., 260.

[62] Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1932, Phil.-hist. Kl. Nr. 1; 1933, Nr. 1; 1936, Nr. 8; 1939, Nr. 4 und Nr. 16 (erschienen 1940).

[63] NA 50 (1935) S. 1–105, im letzten der unter Kehrs Präsidentschaft erschienenen Bände der Zeitschrift.

[64] Wie Anm. 6, dort S. 503.

[65] Wie Anm. 14, dort S. 147f.

Ende des 19. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, nicht nur beachtlich als Charakterisierung angesehener Mediävisten und Editoren, sondern sie lassen zusätzlich erkennen, welches methodische Rüstzeug in den Augen Kehrs für solche Leistungen eine Voraussetzung war – eine notwendige, gewiss keine hinreichende. So über Tangl: „Selbst Meister der diplomatischen Kritik, betonte grade er die starke Wechselbeziehung zu den verwandten Wissenschaften der Philologie und Rechtsgeschichte, der Kirchen- und Kunstgeschichte."[66] Der Blick auf Seckels Tätigkeit veranlasst ihn zu einer Warnung, die zweifellos aus eigener Erfahrung stammte, und zu besonnter Erinnerung: Dessen Tragik sei gewesen, „daß er sich nur schwer zu entschließen vermochte, seine Kräfte zu konzentrieren und alles, was nicht unmittelbar drängte, abzustoßen oder zurückzustellen"; die „antiquarische Romantik", die er genossen habe, könne nur nachempfinden, „wer sie selbst an sich erlebt hat und von jenen Flitterwochen in Archiven und Bibliotheken mit allen ihren Freuden des Findens und Entdeckens zu erzählen weiß."[67] Auch im Beispiel Bresslaus findet Kehr Warnung und Bestätigung: zunächst die Einsicht, dass den „Spezialisten der Diplomatik" seine Neigungen „leicht zu einem beschränkten Virtuosentum führen" können, dann als Grundlage für tragfähige Ergebnisse, „daß er von den diplomatischen Studien aus, mit der Methode, die er bei diesen angewandt, und mit der Schulung, die er sich bei diesen erworben hatte, an die erzählenden Quellen herangetreten sei."[68]

Hinzugefügt werden mag ein Hinweis auf das Porträt Friedrich Althoffs, des wohl wichtigsten Unterstützers von Kehrs hochfliegenden Plänen, als dessen „größte Freude" bezeichnenderweise „die Förderung junger Talente, die Entdeckung frischer Kräfte, die Unterstützung neuer Unternehmungen, die Einrichtung neuer Institute" hervorgehoben wird, also Eigenheiten, die seinen eigenen Initiativen so wohl getan hatten. Veröffentlicht wurde es im Oktober 1918 anlässlich des zehnjährigen Todestages.[69] Wie die Beschreibung eines Vorbildes klingt die Formulierung: „Er war im Kampfe um die Macht in allen Sätteln gerecht, sei es, daß er von langer Hand her operierte, sei es, daß er ungestüm auf das Ziel losging." Entstanden ist insgesamt eine Lebensskizze des ebenso begabten wie mächtigen, vielfach angefeindeten, jedenfalls höchst komplex angelegten Wissenschaftsorganisators; sie sucht ihresgleichen in der Meisterschaft, mit der in diesem biographischen Entwurf einfühlsam und nuancenreich Licht und Schatten verteilt werden.

---

[66] P. Kehr, Michael Tangl. Ein Nachruf, NA 44 (1922) S. 139–146, dort S. 146.
[67] P. Kehr, Emil Seckel. Ein Nachruf, NA 46 (1926) S. 158–180, dort S. 160, 165.
[68] Kehr, Bresslau (wie Anm. 59) S. 252f. Siehe noch unten bei Anm. 76.
[69] P. Kehr, Friedrich Althoff, Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 13 (1919) Sp. 1–16, die Zitate dort Sp. 13, 9.

Schon der zuletzt genannte kleine Aufsatz bietet ein sprechendes Beispiel für die literarische Gestaltungskraft Paul Kehrs. Von diesem Eindruck ausgehend gibt die Beschäftigung mit seinem wissenschaftlichen Werk den Anlass für den Versuch, manches Urteil über seine Forschungsleistung zurechtzurücken und so zu einer ihr angemesseneren Einschätzung zu kommen – ganz abgesehen von den Erfolgen seiner Organisationsgabe und von den persönlichen Ehrungen, die ihm zuteil geworden sind. Seine Einseitigkeit steht außer Frage, wohlwollende Beobachter haben sie als „großartig" empfunden.[70] Aber er war nicht der einseitige Diplomatiker, gar der bloße „Regesten-Schuster", wie er sich selbstironisch tituliert haben soll,[71] und wer sich als hoffnungsvoller junger Institutsmitarbeiter „im Gegensatz zu ihm als virtuosem Techniker" sah,[72] dem muß manche Arbeit im wissenschaftlichen Œuvre Kehrs verborgen geblieben sein. Nun sind seine Verdienste als Diplomatiker unbestritten, aber das ist gewiss nicht das Einzige, was ihn auszeichnete. Es sollte nicht in Vergessenheit geraten, dass er selbst schon 1906, als das Papsturkundenunternehmen, sein größtes Vorhaben, in vollem Gange war, sich von „der diplomatischen Orthodoxie" distanzierte und über die „Hüter der reinen Diplomatik" spottete (1 S. 24, 31 Anm. 2).

Kehrs Einseitigkeit hat vielmehr vor allem darin bestanden, dass er seine Forschungen nicht über das frühe und das hohe Mittelalter hinaus geführt hat. Für jene Perioden beschränkt sich die historische Überlieferung in der Tat vorwiegend auf Urkunden und erzählende Quellen, abgesehen von Rechtstexten, normativen wie jurisdiktionellen, und speziellen Formen am Rande wie den Memorialaufzeichnungen und den Heiligenlegenden. Mit jenen beiden hauptsächlichen Gattungen aber wusste Kehr meisterhaft umzugehen und ihren Ertrag für ein gegebenes Thema auszuschöpfen, dieses auch zur abgerundeten, im Detail präzisen historischen Darstellung auszuarbeiten. Damit hat er seine Fähigkeit zur historiographischen Gestaltung zweifellos unter Beweis gestellt. Festzuhalten bleibt, dass er mit der Überlieferung späterer Zeit durch eigene Forschungen fast gar nicht in Kontakt gekommen ist. In der

---

[70] Siehe bei Anm. 18.

[71] Das zitiert Tellenbach, Zur Geschichte (wie Anm. 7) S. 395 Anm. 37, aus einer nachgelassenen „Niederschrift" von Philipp Hiltebrandt. Kehr hatte schon bei der Vorlage des Plans für die Sammlung der Papsturkunden ein Regestenwerk als Notbehelf bezeichnet und sogar noch sein eigenes, die Italia pontificia, ebenso kommentiert: „Aber Regesten sind und bleiben nun einmal Notbehelfe" (1 S. 5f., 32).

[72] So Tellenbach, ebd. S. 410, der allerdings gleich anschließend betont: „obwohl er gelegentlich durch dichteste historische Anschauung überraschen konnte".

Konsequenz hat er sich um ganze Quellengruppen nicht gekümmert, etwa um die zahlreich überlieferten Zeugnisse für wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte der Vergangenheit, aus denen wir ein vielfarbiges Bild von der Lebenssituation der Menschen des späteren Mittelalters und nachfolgender Perioden gewinnen können. Sie lagen eben außerhalb seines Horizonts, und damit wurde aus der Einseitigkeit in zeitlicher Hinsicht auch eine thematische.

Wer also Kehr vorhalten will, dass er nur Diplomatiker und nicht Historiker gewesen sei, tut dem Autor einer ganzen Reihe eingehender Geschichtsdarstellungen Unrecht. Die erwähnte Studie zu Heinrich III. habe die Geschichte jenes Herrschers „auf eine neue Grundlage gestellt", urteilt Josef Fleckenstein.[73] Diese und die Arbeiten über die Beziehungen der Päpste zu Venedig und den Normannen des Südens, zu Katalonien, Aragón und Navarra bezeichnet Walther Holtzmann[74] als „wertvolle, für lange Zeit abschließende Beiträge zu unserer gelehrten Literatur". Dass sie dazu werden konnten, verdanken sie der umsichtigen Verwertung aller verfügbaren Quellen, keineswegs nur der urkundlichen. In diesem Lichte ist bezeichnend, dass Kehr selbst dem Begriff Diplomatik eine eigenartige Bedeutung gab,[75] als er – im Rückblick auf seine Wiener Lehrzeit – formulierte, dort sei „damals das Zentrum der diplomatischen Studien, d. h. der auf den Urkunden begründeten Erforschung des Mittelalters" gewesen (2 S. 1306). Solche Beobachtungen über seine Publikationen legen es nahe, dass ein von ihm formuliertes Urteil über Harry Bresslau genau seiner eigenen Vorstellung von dem Verhältnis des Historikers zu seinen Quellen und von deren Verwertung für die Erkenntnis von Ereignissen und Zuständen der Vergangenheit entspricht: „Er operierte niemals bloß als Diplomatiker, sondern immer als Historiker und Diplomatiker."[76] Für beide Eigenschaften gilt Kehrs Überzeugung, „daß es die erste Aufgabe des Historikers ist, die Ueberlieferung, auf der alle Geschichte beruht, zu sammeln und in Sicherheit zu bringen" (1 S. 3).

Dabei ist er aber nicht stehen geblieben. Neben der Sammeltätigkeit war es stets auch die historische Rekonstruktion, in deren Dienst Kehr seine Interessen und Fähigkeiten als Diplomatiker hat stellen wollen. Was seine Absichten waren und wie es dazu kommen konnte, dass er – ihnen zum Trotz – von Mit- und Nachwelt vorzugsweise als virtuoser Techniker,[77] als

---

[73] Wie Anm. 13, dort S. 488.

[74] Wie Anm. 16, dort S. 57.

[75] Holtzmann wiederholte gewiss Kehrs Meinung, wenn er Diplomatik als „Geschichtsdarstellung auf der Grundlage von Urkunden" zu bezeichnen pflegte.

[76] Kehr, Bresslau (wie Anm. 59) S. 257.

[77] Siehe Anm. 72.

bloßer Diplomatiker angesehen wird,[78] lehrt der Blick auf das große Papsturkundenunternehmen. Auskunft dazu geben mehrere der von ihm veröffentlichten Rechenschaftsberichte und sonstigen Äußerungen über seine Pläne und Ziele, ist es doch, wenngleich im Zustande eines gigantischen Torsos hinterlassen, zu seinem eigentlichen Lebenswerk geworden, jedenfalls war es „am meisten mit meinem Namen verbunden", wie er 1934 feststellte (1 S. 40).

Als Kehr im März 1895 ein Ordinariat in Göttingen antrat und nach nur drei Monaten von der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften, der späteren Akademie, zum ordentlichen Mitglied gewählt wurde, war diese auf der Suche nach einer großen historischen Aufgabe.[79] Der Neuankömmling lieferte ein Jahr später tatsächlich das Konzept für eine solche, für ein Unternehmen, „von dem zu hoffen, daß es der Gesellschaft zu dauerndem Ruhm gereichen werde."[80] Den „Plan einer kritischen Ausgabe der Papsturkunden bis Innocenz III." (1 S. 3–17) begründete Kehr am 7. November 1896 in der öffentlichen Jahressitzung der Göttinger Gesellschaft. Selbstverständlich hatte er sein Publikum von der Brauchbarkeit der erwarteten Ergebnisse zu überzeugen, vom „Nutzen ... für die Erweiterung unsres Wissens", und er sprach dabei zwar von einem „der wichtigsten Kapitel der Diplomatik", fügte aber sofort auch den Hinweis auf das angestrebte Ziel hinzu: die „kritisch gesicherte Grundlage" für „ein Stück der allgemeinen Geschichte des Occidents im Mit-

---

[78] Jedenfalls soweit sein wissenschaftliches Dasein im engeren Sinne zur Diskussion steht; andere Eigenschaften, zumal solche im Rahmen seiner Organisationsfähigkeit, treten selbstverständlich hinzu, ausgedrückt etwa im Untertitel des Porträts von H. Fuhrmann, Paul Fridolin Kehr. „Urkundione" und Weltmann, in: ders., Menschen und Meriten. Eine persönliche Portraitgalerie, München 2001, S. 174–212. Der von Jacob Burckhardt geprägte Begriff „Urkundione" war schon früher auf Kehr angewendet worden: Heimpel, Über Organisationsformen (wie Anm. 44) S. 177.

[79] Dazu s. R. Hiestand, Die Göttinger Akademie als Trägerin eines internationalen Forschungsunternehmens: das Papsturkundenwerk, in: Die Wissenschaften in der Akademie. Vorträge beim Jubiläumskolloquium der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen im Juni 2000, hg. von R. Smend/H.-H. Voigt, Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Kl., Folge 3,247 = Math.-phys. Kl., Folge 3,51, Göttingen 2002, S. 321–341, dort S. 323. Kehr selbst erwähnt den ihm seinerzeit erteilten Auftrag, dass er der Göttinger Gesellschaft „ein gelehrtes Unternehmen größeren Stils vorschlagen sollte": 1 S. 62, wörtlich übernommen aus P. Kehr, Zur Einführung, in: G. Abb/G. Wentz, Das Bistum Brandenburg 1, Germania sacra, Abt. 1,1, Berlin–Leipzig 1929, S. VII–XVI, dort S. VII.

[80] So im ersten Antrag vom 4. Mai 1896, zitiert von Brandi, Kehr (wie Anm. 14) S. 137.

telalter." Wichtigste Aufgabe des Diplomatikers sei es – nach dem Aufsuchen der besten Überlieferung – „das Echte und Unechte von einander zu sondern. ... Er schuldet dem Historiker die kritische Voruntersuchung" für die Verwertung einer „Urkunde als historisches Beweismittel" (1 S. 13f.).

In Kehrs Perspektive leistet also der Diplomatiker die Kärrnerarbeit für den Historiker, die Diplomatik ist „doch nur eine selbständiger Bedeutung entbehrende Hülfsdisciplin" (1 S. 15). Immerhin war die auf ihrem Boden entwickelte Methode unentbehrlich für die Vorlage einer Edition verlässlicher Texte. Nach Abschluss der Phase der Sammlung, die besonders durch Suche in der verstreuten Archivüberlieferung der Empfänger von Papsturkunden zu bewerkstelligen war, sollte die kritische Verarbeitung erfolgen, „was sicherer und was unsicherer Besitz sei" (1 S. 4). Dabei dachte Kehr an Einzelstudien, beabsichtigte aber schon in den ersten Anfängen auch „ein großes Faksimilewerk" sowie eine „Lehre von den Papsturkunden" (1 S. 19, ähnlich S. 40f.), in deren Zentrum „die Geschichte der päpstlichen Kanzlei" zu stehen hatte.[81]

Die tieferen, die eigentlichen Motive für diesen Plan waren solche des Historikers, nicht hilfswissenschaftliche. Über die Hintergründe hat Kehr allerdings erst sehr viel später öffentlich Auskunft gegeben. Nach seinen frühen Erfahrungen in Rom hatte er den „Plan zu einer Verfassungsgeschichte Italiens im älteren Mittelalter" entwickelt und dabei mit der Herrschaft der Päpste beginnen wollen.[82] Doch „bei einem ersten Versuch einer Geschichte des Kirchenstaats" (1 S. 40) wurde ihm deutlich, auf wie unsicherem Boden er sich bewegen musste, denn „die Urkunden, auf die es vor allem ankam, waren teils gar nicht oder nicht vollständig bekannt oder nur in schlechten Texten und von zweifelhafter Glaubwürdigkeit."[83] Man sieht: Es sind die notwendigen Voraussetzungen für jede historiographische Leistung, deren Fehlen Kehr hier beklagt.

Sein Rezept zum Schließen dieser Lücke übersteigt allerdings ein rationelles Maß bei weitem. Um die relativ spärlichen Zeugnisse für die Frühzeit des weltlichen Besitzes und der Herrschaft der Päpste nach den Maßstäben der Echtheitskritik beurteilen zu können, hätte es gewiss nicht der Prüfung sämtlicher erhaltenen Papsturkunden gleich bis 1198 bedurft und schon gar nicht einer vollständigen Edition. Aber Kehr konnte augenscheinlich der Attraktivität des wirklich großen Vorhabens nicht widerstehen, und der Nachlebende konstatiert mit Erstaunen, dass sich auch viele andere darauf eingelas-

---

[81] P. Kehr, Diplomatische Miszellen (1898), in: ders., Papsturkunden in Italien (wie Anm. 28) 1 S. 443 Anm. 1.

[82] Kehr, Antrittsrede (wie Anm. 12) S. 689.

[83] Wie Anm. 82.

sen haben, indem sie sein Vorhaben tatkräftig unterstützten. Sie müssen seine Argumentation, wie er sie in der Rückschau darlegte, sogar trotz ihrer Zuspitzung als überzeugend empfunden haben: „So entstand mit Notwendigkeit der Plan, die älteren Urkunden der Päpste bis Innozenz III. zu sammeln und herauszugeben."[84] Einleuchtender wirkt aus heutiger Sicht die – ebenfalls lange nachher formulierte – allgemeinere Begründung, „daß zur richtigen Erkenntnis der Geschichte des Mittelalters und des damit untrennbar verbundenen Papsttums eine möglichst vollständige Sammlung und Bearbeitung der Urkunden der Päpste ... erforderlich sei" (2 S. 1312). Die Dimensionen dieses Unterfangens hat Kehr jedoch nicht entfernt übersehen.

Es wird seine Vorstellung gewesen sein, dass er nach der Vollendung der Gesamtausgabe der Papsturkunden bis 1198, wofür er anfänglich eben gerade „ein Jahrzehnt und einige Mitarbeiter" veranschlagt hatte (1 S. 41), zur ursprünglichen Absicht zurückkehren und die eigentlich geplante historische Darstellung liefern könne. Aber der Diplomatiker hat die Schwierigkeiten und den notwendigen Arbeitsaufwand der einmal gewählten Aufgabe grotesk unterschätzt, dann jedoch nicht von ihr lassen oder sie drastisch reduzieren wollen, denn sie ist fürwahr gewaltig und eines großen Geistes würdig: „Dabei ... wuchs das Unternehmen gleichsam über sich selbst hinaus."[85] Nicht mit Beschränkung hat Kehr auf diese allmählich erwachsende Einsicht reagiert, vielmehr hat er alle seine Kräfte und die anderer, die er mobilisieren konnte, auf ihre Förderung konzentriert. Er mochte nicht aufgeben trotz des langsamen Fortschreitens der Sammeltätigkeit, die er inzwischen offenbar als Hemmnis für die Vollendung des großen Planes empfand, trotz erkennbar ansteigender Ungeduld, die ihn 1905 eine erste Serie von „Nachträgen" zu den italienischen Berichten mit dem Ausruf beginnen ließ: „Papsturkunden und kein Ende."[86] Sieben Jahre später betonte er mit beinahe verzweifelt anmutender Emphase, „daß das nächste Ziel unsrer Arbeit die möglichste Vollständigkeit in der Sammlung des Materials ist", woraus „alles andre ... sich dann von selbst" ergebe.[87] Der Historiker in Kehr hat also zurückstehen müssen.

Als eine seiner Einseitigkeiten ist wiederholt der Positivismus hingestellt worden,[88] weswegen in diesem Versuch einer Charakterisierung seiner

---

[84] Kehr, Antrittsrede S. 689.

[85] Kehr, Antrittsrede S. 690.

[86] Kehr, Papsturkunden in Italien (wie Anm. 28) 5 S. 1; ähnliche Äußerungen der Ungeduld – schon seit 1903 – ebd. 4 S. 163 und 5 S. 3, 61, 228.

[87] Ebd. 5 S. 357.

[88] So etwa Heimpel, Über Organisationsformen (wie Anm. 44) S. 177–179, der an einer Denkschrift Kehrs von 1913 kritisiert, dass seine Sicht der damaligen Situation der deutschen Geschichtsforschung und -schreibung die sich anbah-

Sicht- und Arbeitsweise auch hierzu ein Wort nicht fehlen soll. Er selbst hat sich zu positivistischer Einstellung bekannt, allerdings nicht mit dem Begriff, wohl aber in der Sache, wenn er seine grundsätzliche Haltung bei der Erforschung der Vergangenheit so beschreibt: „Aller spekulativen Betrachtung abhold, im innersten Wesen ganz gerichtet auf das Tatsächliche, sicher Erkennbare, gleichsam Greifbare, nach Klarheit und Übersicht verlangend, mit einem angeborenen Talent für Ordnung und Disposition."[89] Solche Eigenschaften allein beflügeln den Historiker noch nicht zu großer Darstellungsleistung, wohl aber dürften Nüchternheit und methodisch saubere Sichtung der Überlieferung die unverzichtbare Voraussetzung auch für jede Synthese sein, denn eine nur ungefähre Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse wird selbst mit der schönsten Phantasie unmöglich zu einer zutreffenden Schilderung vergangener Abläufe und Zustände führen. Um noch einmal mit Kehr zu sprechen: Der Historiker habe die Pflicht, „die Ueberlieferung ... zu sammeln und in Sicherheit zu bringen", „dann vermag die Kunst des Geschichtsschreibers, ohne unwahrhaftig zu werden, ihres hohen Amtes zu walten" (1 S. 3, 4).

Wenn nun jemand meint, eine solche methodische Entscheidung als „Trivialpositivismus der Urkundenforscher"[90] in Bausch und Bogen abtun zu sollen, dann werden Leistungen solider Mittelalterforschung diffamiert, wird diese insgesamt in Frage gestellt und somit in Gefahr gebracht, ihre Geltung in den Augen der Öffentlichkeit zu verlieren – und auch ihre Förderungswürdigkeit durch öffentliche Mittel. Kehrs Beispiel legt dagegen ein anderes Postulat als bleibende Lehre nahe: das Erfordernis einer gründlichen handwerklichen Ausbildung des Historikers, zumindest jedes Historikers, der sich auf eigene Forschung einzulassen gedenkt, also seine Befähigung zum quellenkritisch sicheren Umgang – selbstverständlich nicht nur mit Urkunden, sondern mit der gesamten Überlieferung, die uns die Vergangenheit nahe zu bringen vermag.

Ein abschließender Blick sei noch einmal insgesamt auf die neue Sammlung von Kehrs kleineren Schriften gerichtet. Mit dem Herausgeber wird

---

nende methodische Neuorientierung nicht zur Kenntnis genommen habe, und Fleckenstein, Kehr (wie Anm. 13) S. 488f., der hervorhebt, dass Kehr zwar aus der intimen Kenntnis der Quellen heraus auch überzeugende historiographische Gestaltung gelungen sei, dass ihm aber für die „große Darstellung" der dafür notwendige Impuls aus der eigenen Gegenwart gefehlt habe.

[89] Kehr, Antrittsrede (wie Anm. 12) S. 688f.

[90] O. G. Oexle, Meine erste Million. Begriffe sind Blüten: Johan Huizinga wurde die Geschichte zum Bild, Frankfurter Allgemeine vom 21.3.2000, Nr. 68 S. L 18.

der Leser, mehr noch der eilige Benutzer es bedauern, dass auf „die Erstellung eines Personen-, Orts- und Sachregisters … verzichtet werden" musste (1 S. XVII Anm. 64). Immerhin stehen am Schluss chronologische Verzeichnisse der edierten Urkunden, geschieden nach Papst-, Kaiser- und Königs- sowie den so genannten Privaturkunden, endlich eine Liste der zitierten Nummern in der zweiten, maßgeblichen Auflage der Regesta pontificum Romanorum von Philipp Jaffé.

Wenn in den vorstehenden Bemerkungen mehrfach an kleinere Schriften Kehrs erinnert worden ist, die nicht in die Sammlung Eingang gefunden haben, soll damit selbstverständlich nicht die vom Herausgeber getroffene Auswahl kritisiert werden; das könnte allenfalls auf der Grundlage eines überzeugenden anderen Auswahlkriteriums geschehen, und ein solches bietet sich nicht an. Vielmehr gilt es bloß, einem Missverständnis vorzubeugen: der eiligen, doch gar nicht so abseitigen Schlussfolgerung, mit dieser Sammlung läge so etwas wie ein approbierter Kanon vor, in dem der interessierte Leser – zusammen mit den selbständig erschienenen Werken und den „Papsturkunden in Italien" – nun alles Wesentliche aus Kehrs wissenschaftlicher Produktion fände, so dass sich eine weitere Umschau unter seinen anderen Arbeiten hinfort erübrigen würde. Dass dem keineswegs so ist, sollen die hier gegebenen Beispiele verdeutlichen.

Naheliegend wird somit der Wunsch, die Sammlung von Kehrs Aufsätzen wäre vollständiger ausgefallen. Aber das hätte wohl einen zusätzlichen Band bedeutet, zumal da allein schon die genannten Studien zu den ostfränkischen Diplomen zusammen 339 Seiten umfassen. Und so drängt sich die Befürchtung auf, eine solche Erweiterung hätte das ganze Vorhaben zum Scheitern bringen können, und das wäre weit weniger wünschbar gewesen. Immerhin lässt die beinahe zehnjährige Zeitspanne zwischen der Vorlage bei der Göttinger Akademie am 24. Mai 1996 und der Auslieferung der beiden Bände im Herbst 2005 erhebliche Schwierigkeiten bei der Produktion erahnen; im Vorwort ist von „einigen unerfreulichen technischen Problemen" die Rede (1 S. IX). Da das Bessere nicht erreichbar scheint, wird man sich mit dem Guten begnügen und dem Herausgeber dankbar sein für die Mühe, die er sich aufgeladen hat, und für die daraus entstandenen Bände, die er dem Publikum darbietet. Sie sind geeignet, das Andenken an einen der wichtigsten deutschen Mediävisten des vorigen Jahrhunderts wach zu halten und ihn erneut in dem Lichte zu zeigen, das er sich durch seine Forschungsleistung verdient hat.

Zuletzt sei ein Wunsch für die Zukunft angefügt: die Erarbeitung und Publikation einer nicht allzu sparsamen Auswahl aus Kehrs umfangreicher Korrespondenz. In seinem eigenen Nachlass im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz zu Berlin, in den Nachlässen zahlreicher Zeit- und Fach-

genossen, mit denen er in Briefwechsel stand, werden die erhaltenen Stücke insgesamt zu Tausenden zählen. Mehrere Aufsätze aus den vergangenen Jahrzehnten bieten Auszüge aus Schreiben Kehrs, vereinzelt sogar volle Texte: Sie machen Appetit auf mehr. Vor einem halben Jahrhundert hat der 1963 verstorbene Friedrich Bock sogar eine „Gesamtedition der Kehr-Korrespondenz" vorbereitet,[91] von ihm gesammeltes Material befindet sich bei den Monumenta Germaniae historica in München. Für die Geschichte der deutschen Mediävistik im 19.–20. Jahrhundert wäre es ein beachtlicher Gewinn, wenn sich – etwa im Zusammenwirken der Institutionen, die Kehr einmal geleitet hat – die Möglichkeit einer auswählenden Edition seiner Briefe schaffen ließe.

RIASSUNTO

Il testo prende in considerazione la pubblicazione recente di due volumi di scritti minori di Paul Fridolin Kehr, curata da Rudolf Hiestand. L'autore si distinse nella prima metà del secolo XX come uno degli storici tedeschi più influenti, in specie nel campo dell'organizzazione delle ricerche, ricoprendo, fra l'altro, dal 1903 al 1936 la carica di direttore dell'Istituto storico prussiano di Roma, in seguito Istituto storico germanico. Ma innanzitutto il nome di Kehr rimane vivo in connessione con la raccolta sistematica delle bolle pontificie sino al 1198, impresa ideata da lui nel 1896 per essere accettata e promossa dalla Società delle scienze di Gottinga, l'odierna Accademia delle scienze. È ovvio che la massima parte degli articoli riuniti riguarda appunto la storia del papato e la diplomatica pontificia, ma sono presenti anche i „Ricordi italiani", conferenza del 1940 ora posta alla fine dei due volumi. È da sottolineare, però, che si tratta di una silloge, non di una raccolta completa; infatti esistono altre opere minori di Kehr delle quali alcune pare meritino senz'altro la stessa attenzione di quelle scelte.

[91] Darauf verweist Santifaller in Briefe von Fraknói an Sickel (wie Anm. 47) S. 322.

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Eigenbild im Konflikt. Zur Selbstdeutung von Päpsten in Mittelalter und Neuzeit

Eine vom Deutschen Historischen Institut in Rom organisierte Sektion am Historikertag in Konstanz (20. 9. 2006) warf Schlaglichter auf die Selbstdeutung von Päpsten. Wie Michael Matheus (Rom) in seinen einleitenden Worten unterstrich, führten die ausgewählten fünf Päpste die Kirche allesamt über Epochenschwellen. Gregor VII. (1073–1085) steht am Beginn des Investiturstreits; Pius II. (1458–1464) versetzte der konziliaren Idee den Todesstoß. Über Leo X. (1513–1521) brach die Reformation herein, während Pius VII. (1800–1823) die Folgen der Französischen Revolution durchlebte. Pius IX. (1846–1878) schließlich stärkte die Kirche innerlich bei der nationalen Einigung Italiens. Die Leitfragen dieser Sektion ergaben sich aus den Konfliktsituationen, in denen sich die Päpste befanden. In ihnen kann man die gegenseitige Prägung von Person und Amt besonders deutlich erkennen. Die Kirchenoberhäupter stießen mit ihren Strategien von Amtsausübung und Selbstverständnis auf die Kritik von Zeitgenossen. Diese Kritik wiederum beeinflußte – bewußt oder unbewußt – das Selbstbild, welches im Mittelpunkt der Untersuchungen der Sektion stand. Als formale Prämisse schickte Michael Matheus zuletzt voran, daß für die hier behandelten Päpste alle vatikanischen Quellen zur Verfügung stehen. Freilich sind diese Quellen von unterschiedlicher Art (autobiographisch, diplomatisch, publizistisch), und dementsprechend lösten die Referenten ihre Aufgabe auf unterschiedliche Art.

Jochen Johrendt (Rom) konnte für Gregor VII. (Hildebrand) vor allem auf dessen Briefe zurückgreifen; dort sind versprengte Äußerungen zu finden, aus denen sich ein Eigenbild rekonstruieren läßt. Als spiritueller Führer, der mit Konsequenz und Härte sein Reformprogramm durchzusetzen trachtete, sah sich Gregor dem Haß und der Verfolgung weltlicher Herrscher ausgesetzt. Er starb schließlich 1085 im Exil in Salerno, nachdem er aus Rom hatte flüchten müssen. Die Verfolgung entsprang für Gregor aus der Pflichterfüllung seinem Amt gegenüber: gegen alle Widerstände fühlte er sich daran gebunden,

gemäß dem Prinzip der *iustitia* den Primatsanspruch des Papstes auszuführen. Auch visuell setzte Gregor seinen Anspruch um. Er war der erste Papst, der beide Apostelfürsten auf dem Apostelstempel seiner Bleibullen abbilden ließ. Johrendt stellte bei der Analyse von Gregors Briefen auch sprachlich eine „Militarisierung" fest. Insgesamt erschien in diesem Vortrag das Porträt eines Papstes, der mit Leidenschaft und Konsequenz die Selbstauffassung und das Amtsverständnis des Papsttums neu definiert.

Claudia Märtl (München) widmete sich mit Pius II. (Enea Silvio Piccolomini) einem Meister der Selbstdarstellung. In scharfer Form war Piccolomini in seinen jüngeren Jahren zunächst selbst Konziliarist, bevor er als Papst seiner Vergangenheit abschwor und den monarchischen Papat verfocht. Mit seiner Bulle *Execrabilis* von 1460 erklärte er Konzile zu juristisch irrelevanten Phantomen. Mit seinen autobiographischen *Commentarii* erreichte das Papsttum einen Höhepunkt der Selbstdarstellung und -stilisierung. Hier versuchte er, „das Bild seines päpstlichen Agierens den Wirrnissen des Tagesgeschäfts zu entheben und es in bleibender Monumentalität gemäß seinen Absichten zu formen". Pius II. trat effektvoll als „Papstkönig" auf und stellte sich als entscheidungssicherer Politiker dar. Zeremoniell erniedrigte er militärisch geschlagene Gegner. Mit der Überführung des Hauptes des hl. Andreas nach Rom präsentierte sich Pius als Kirchenoberhaupt, das auch für die griechische Christenheit verantwortlich war. Seine römische Baupolitik spricht in imperial überhöhten Formen. Für die Peterskirche plante er eine bühnenhafte Loggia, die sich an den Bauformen des Kolosseums orientierte. Das Bewußtsein, allen irdischen Königen überlegen zu sein, schöpfte Pius bildträchtig aus dem Rückgriff auf die christliche Antike.

Leo X. (Giovanni de' Medici) stilisierte sich sehr aufwendig als universaler Friedenspapst, um sich damit von seinem Vorgänger, dem kriegerischen Julius II., abzuheben. Götz-Rüdiger Tewes (Köln) verfolgte, wie dieses Bild durch die tatsächlichen Handlungen des Papstes seine Geschlossenheit verlor. Leo X. galt unter Zeitgenossen wie unter Historikern als doppelzüngig und unaufrichtig. Während er seinen Weg zum Pontifikat als Erfüllung eines göttlichen Planes zum allgemeinen Nutzen der Christenheit begriff, regierte Leo faktisch primär zum Nutzen seiner Familie, auch weil er gleichzeitig die Republik Florenz beherrschte. So geriet sein Eigenbild nach außen hin in Konflikt. Leo selbst hingegen sah keinen Widerspruch in seinen Handlungen, denn, wie Tewes pointiert zu bedenken gab: „Kurienräson war für den ersten Medici-Papst von Gottes Hand geführte Familienräson". Als eindrückliche Selbstzeugnisse beschrieb Tewes die neun monumentalen, antikisierenden Triumphbögen, die den *possesso* dieses Papstes im Jahr 1513 schmückten und an denen sich die Verwebung von Universalität und individueller Biographie

deutlich machen läßt. Ein Beispiel für das Janusköpfige des Medici war sein freundschaftliches Verhältnis zu dem französischen Kurienprokurator, aber schismatischen Kardinal Federico Sanseverino, dem er, als er noch Kardinal war, nach der Schlacht von Ravenna 1512 seine eigene Freilassung verdankt hatte. Auch deshalb hatte Leo gewichtige Gründe, den französischen König Ludwig XII. nicht als Feind der Kirche zu betrachten. Dies sei, so Tewes, im Attila-Fresko in den vatikanischen Stanzen demonstriert worden: Dort reite Sanseverino links hinter Leo I. (d.h. Leo X.).

Leo X. hatte 1516 im Konkordat von Bologna dem französischen König praktisch die Kontrolle über die Kirche in Frankreich zugestanden. Die Vereinbarung hielt bis zur Französischen Revolution, im Zuge derer die Revolutionsarmeen Pius VI. absetzten. Pius VII. (Barnaba Chiaramonti) gelang 1801 ein neues Konkordat zwischen dem Hl. Stuhl und der französischen Republik, vertreten durch Napoleon. Zwar mußte Pius den Verlust des großen Immobilienbesitzes in Frankreich anerkennen, doch der Katholizismus in Frankreich war gerettet. Lutz Klinkhammer (Rom) verfolgte die dramatischen Auseinandersetzungen zwischen Pius VII. und Bonaparte und erhellte das Selbstverständnis eines Papstes, der als elastischer Vermittler die Veränderungen im Rahmen des Unvermeidlichen halten wollte. Auch gegenüber Kritik von Seiten des konservativen Klerus handelte Pius VII. nach dem Machbaren und nahm in Kauf, daß die französischen Kirchenmänner quasi zu Staatsfunktionären wurden. Pius war, so Klinkhammer, „kein innerlich überzeugter Reformer, sondern mehr ein von den Ereignissen getriebener". Aus einer fast aussichtslosen Lage erfolgte dennoch eine grundlegende Transformation, Modernisierung und Zentralisierung der Kirche. Im Konflikt mit dem Kaiser der Franzosen führte er den Primat des Papsttums zu einer neuen Bedeutung.

Noch Pius IX. (Giovanni Maria Mastai-Ferretti) war von den Schrecken der Französischen Revolution geprägt. Stefano Trinchese (Chieti) präsentierte diesen Papst, der über die längste Zeitspanne überhaupt geherrscht hat (1846–1878), als widersprüchliche Figur. Zu Beginn seines Pontifikats wurde Pius mißverstanden und den Liberalen zugerechnet: ein Mythos, der, so Trinchese, danach von der liberalen Geschichtsschreibung perpetuiert wurde. Aber Pius IX. sei auch kein reaktionärer Feind der Moderne tout court gewesen. Pius sei einen Kurs voller Gegensätze gefahren. Er war zu klugen Reformen fähig, sah sich jedoch zugleich zur Verteidigung seiner absoluten Vorrechte als Souverän gezwungen. Politisch schloß er sich Neuerungen gegenüber ab und verfocht die traditionelle Bindung von Thron und Altar. Er versuchte, den Verfassungsstaat zu verhindern, da sich für ihn weltliche Macht von göttlicher Legitimation herleitete. 1860 erlitt Pius den Verlust von weiten Teilen des Kirchenstaats, 1870 den Verlust Roms. Dem Papst, der sich als

Gefangener im Vatikan betrachtete, gelang gleichwohl eine stringente Zentralisierung der Kirche im Sinne des Ultramontanismus. Sein Pontifikat ist durch eine bemerkenswerte spirituelle Erneuerung geprägt, sowohl auf der Ebene des Klerus wie auch auf der Ebene der Gläubigen. „Pio Nono" setzte die *societas perfecta* als Gegenbild gegen die revolutionäre Gesellschaft.

Die epochenübergreifende Sektion schlug den Bogen über knapp 900 Jahre. Zwei Kernanliegen der Päpste sind über die Zeitenwenden hinweg konstant geblieben: die Auseinandersetzung mit den weltlichen Mächten und die Sorge um innere Reform der Kirche, die sich zunehmend durch Hierarchisierung ausdrückte. Im Gewebe der konflikthaltigen politischen Konstellationen prägten die Kirchenoberhäupter vielfältige Eigenbilder, welche in den Vorträgen der Sektion nebeneinandergestellt wurden. So erschienen der strenge Reformpapst, der humanistische Papstkönig, der Friedenspapst mit Familienmacht, der elastische Vermittler und der moderne Reaktionär. Die zahlreichen Besucher dieser anregenden Sektion profitierten von dem Vergleich der Jahrhunderte, zu dem die Geschichte des Papsttums auf plastische Weise einlädt. Eine Publikation der Referate ist geplant.

Stefan Bauer

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Römische Zentrale und kirchliche Peripherie. Das universale Papsttum als Bezugspunkt der Kirchen von den Reformpäpsten bis zu Innozenz III.*

Der Zentralisationsprozess der mittelalterlichen Kirche, speziell die Epoche von den Reformpäpsten bis zu Innozenz III., wurde bisher vorrangig aus der Perspektive der Päpste und den in päpstlichen Verlautbarungen artikulierten Ansprüchen beschrieben. Die Blickrichtung Roms auf die Gesamtkirche dominiert die Forschung. Der Studientag am Deutschen Historischen Institut in Rom hatte sich jedoch nicht dem komplexen Gesamtthema der Zentralisation gewidmet, sondern sich bewusst auf die Instrumente konzentriert, die den Päpsten zur Durchdringung der lateinischen Kirche zur Verfügung standen. Ziel und Anliegen war es, zu einem besseren Verständnis von der Praxis des Austausches zwischen römischer Zentrale und kirchlicher Peripherie zu kommen, dem Geben und Nehmen zwischen beiden, wobei Zentralisierung als eine Durchdringung der Kirche von Seiten Roms und eine Homogenisierung der lateinischen Kirche in ihrer Gesamtheit verstanden wurde. Aufgrund der beschränkten Zeit konnte dies nur exemplarisch geschehen. Dabei wollte die Veranstaltung nicht einen möglichen Arbeitstitel „Das Papsttum und die Regionen" lediglich in „Die Regionen und das Papsttum" umformulieren. Vielmehr sollten beide Perspektiven kontrastiv nebeneinander gesetzt werden. Die Sicht Roms auf die Instrumente wurde mit deren Akzeptanz und Interpretation in unterschiedlichen Regionen Europas konfrontiert. Dazu wurde die Tagung in zwei Sektionen aufgeteilt, in „römische Zentrale" und „kirchliche Peripherie".

Teil 1: Römische Zentrale

Der erste Teil der Giornata fokussierte die Sicht Roms auf ihre Instrumente. Die Referenten konnten hier als ausgewiesene Spezialisten aus ihren eigenen

---

* Giornata di studi, 20. Januar 2006, DHI Rom.

reichhaltigen Forschungen zu den von ihnen abgedeckten Themen schöpfen, die gelungen auf die Fragestellung zugeschnitten waren.

Der erste Vortrag dieser Sektion befasste sich mit dem kanonischen Recht. Lotte Kéry (Bonn) verdeutlichte in ihrem Referat mit dem Titel „Post vom Papst – Dekretalenrecht zwischen Zentrale und Peripherie", dass zwar die wachsende Rechtsgeltung der Dekretalen klar an die Ausbildung des päpstlichen Primats, die Stellung des Papstes als oberstrichterliche Instanz innerhalb der Kirche gekoppelt war. Doch ging es nicht allen Sammlungen um eine systematische Sammlung und Interpretation der Dekretalen, sondern ein Teil orientierte sich bei der Zusammenstellung an den Bedürfnissen sowie Konflikten vor Ort und formte die Rechtsbildung damit durch die eigenen Vorstellungen. Als Bezugspunkt hatte sich zudem Bologna als eine Art Neben-Zentrum herausgebildet, das sich teilweise auch über die Interpretationen Roms hinwegsetzte.

Der Erfassung und Formung des Raums durch die römische Zentrale widmete sich der Vortrag „Wie die *urbs* zum *orbis* wurde. Das Papsttum und die Entstehung eines Kommunikationsraumes" von Thomas Wetzstein (Frankfurt am Main). Mit Leo IX. begann eine völlig neue Erfassung und Durchdringung des Raums durch die Päpste. Das Vorbild der bischöflichen Verwaltung einer Diözese wurde nun auf die päpstliche Verwaltung der Gesamtkirche übertragen. Die mit den Reformpäpsten beginnende Zurückdrängung des Eigenkirchenwesens hatte ein Aufbrechen der kleinräumigen Kommunikationsstruktur zur Folge, was den effektiven Einsatz neuer Instrumente des „Herrschens aus der Ferne" erst ermöglichte. Begrifflich aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang, dass der Terminus *orbis* in der Bedeutung des Rechtsraumes, der dem Papst untersteht, nicht vor 1216 nachzuweisen ist.

Die beiden nächsten Referate widmeten sich den beiden Instrumenten, die für die Kirchen der unterschiedlichen Regionen am deutlichsten als päpstliche Mittel der Durchdringung fassbar wurden. Claudia Zey (Zürich) sprach über „Die Augen des Papstes – Päpstliche Legaten als Informations- und Entscheidungsträger". Richtete sich bei Gregor VII. noch jeder zweite Brief direkt an Legaten und hier schwerpunktmäßig an die ständigen Legaten, so wird dieser Anteil in den Briefen immer geringer, da von Paschalis II. an kaum mehr lokale Amtsträger zu Legaten ernannt wurden. Die Quellensituation spiegelt die Veränderung im Einsatz der Legaten wider. Unter Alexander III. erfolgte eine Monopolisierung der Legationen durch die Kardinäle, lokale Amtsträger wurden nun als *nuntii* bezeichnet. Die Bedeutung der Kardinallegaten im Kardinalskolleg wird daran deutlich, dass sich die *sanior pars* im Sinne der legationserfahrenen Kardinäle in den Schismen von 1118, 1130 und 1159 stets auf seiten des später obsiegenden Kandidaten gestellt hatte.

Das Pendant zu den in die Konfliktregionen geschickten Legaten, die aus diesen stammenden Delegaten, behandelte Harald Müller (Leipzig) mit seinem Referat „Entscheidung auf Nachfrage. Die delegierten Richter als Verbindungsglieder zwischen Kurie und Region sowie als Gradmesser päpstlicher Autorität". Die Appellation an den Papst konnte ihre Ursache im Orientierungsbedarf der Kläger oder der bewussten Überwindung des lokalen Rechtsverbundes haben. Sie bedeutete die Akzeptanz der päpstlichen Autorität im konkreten Klagefall. Die ersten Nachweise reichen bis zu Alexander II. zurück, von einer vollen Entwicklung des Instrumentes kann man aber erst unter Alexander III. ausgehen. Die Summe der Prozesse am Ende des 12. Jahrhunderts verdeutlicht die gestiegene Akzeptanz päpstlichen Handelns vor Ort. Doch fehlen immer noch genügend regionenbezogene Studien, um etwa den Befund, dass die ersten delegierten Richter in Böhmen nicht vor 1188 nachzuweisen sind, in ein Gesamtpanorama der Delegationsgerichtsbarkeit angemessen einordnen zu können, zumal die Forschung immer noch stark durch die Perspektive der Zentrale geprägt ist.

Teil 2: Kirchliche Peripherie

Der zweite Teil der Tagung stand im Zeichen vertiefender Beobachtungen zu einzelnen Landeskirchen. Dabei wurden Kernregionen der lateinischen Christenheit wie Frankreich bewusst einem Land wie Polen gegenübergestellt, das erst spät dem christlichen Glauben römischer Prägung geöffnet wurde, die geographische Nähe Italiens mit der Randlage der iberischen Halbinsel konfrontiert. Diese bewusst asymmetrische Auswahl, so die Erwartung der Veranstalter, sollte nicht nur eine gewisse Bandbreite an Variationen im Verhältnis zu Rom zu Tage fördern. Vielmehr sollte sie den Blick schärfen für die strukturellen Unterschiede des Romkontakts und seine daraus resultierenden uneinheitlichen, möglicherweise auch diskontinuierlichen Entwicklungen.

Den Auftakt machte Ingo Fleisch (Erlangen), der unter dem Titel „*In extremis mundi finibus* ... – der westiberische Raum und das Papsttum vom 11. bis ins 13. Jahrhundert" einen dichten Überblick über die vielfältigen Beziehungen beider Partner gab. Die Reconquista schuf hier konkrete Organisationsprobleme, die sich als willkommenes Anwendungsfeld päpstlicher Autorität erwiesen. Fleisch stellte die strukturellen Unterschiede der Kirchenpolitik in den einzelnen Reichen heraus und verwies auf bewusste Romimitation, etwa in Santiago de Compostela unter Diego Gelmirez. Auch die steigende Anzahl juristisch gebildeter Kleriker und deren Einsatz gegen Ende des 12. Jahrhunderts fernab von Rom waren zu konstatieren.

Ein wenig erforschtes, zumindest aber dem durchschnittlichen westlichen Historiker kaum bekanntes Feld eröffnete Przemysław Nowak (War-

schau) den Zuhörern mit seinem Beitrag „Die Kirchenprovinz Gnesen und die Kurie im 12. Jahrhundert". Ganze 31 Papsturkunden weist Polen bis 1198 auf. Nowak bereicherte dieses Spektrum um den nachdrücklichen Hinweis, dass den historiografischen Quellen insbesondere für die Missionen päpstlicher Legaten nach Polen manche Nachricht abzugewinnen sei, und gab einige Kostproben daraus. Der Vortrag wartete zudem mit einigen überraschenden Deutungen auf. So ließ er erkennen, dass das berühmte Exemplar der *Collectio Tripartita* Ivos von Chartres erst circa 1110 nach Gnesen gekommen sei, und damit später als die Forschung bislang glaubte; man darf auf die Nachweise gespannt sein.

Zwei Beiträge befassten sich mit Italien. Unter dem Titel „Chiesa romana e chiese della Lombardia: prove ed esperimenti di centralizzazione" widmete sich Nicolangelo D'Acunto (Brescia) einer Region, deren Verhältnis zum Papsttum traditionell schwierig war, weil insbesondere die Kirche von Mailand einen Primat Roms nur widerstrebend anerkennen wollte und sie zudem zumindest partiell unter dem Gebot des Reiches stand. D'Acunto präsentierte daher statt einer geradlinig verlaufenden Zentralisierung die Beziehungslinie zwischen Rom und der päpstlichen Kirche als Sinuskurve. Besonders bemerkenswert erscheint die vom Referenten herausgearbeitete Beobachtung, dass die Versuche der Zentralisierung keineswegs nur im Einsatz vertrauter Mittel bestanden, sondern ein situationsgebundenes Experimentieren erkennen lassen.

Jochen Johrendt (Rom) stellte diesen Betrachtungen einen Vortrag an die Seite, der die Besonderheiten der historischen Entwicklungen vor allem in Kalabrien beleuchtete („Der Sonderfall vor der Haustür – Unteritalien und die Kurie"). In systematischer Auswertung der erhaltenen Zeugnisse unterzog er die gesamte Palette der Mittel, die das Papsttum üblicherweise einsetzte, um seine Autorität in der Ferne zur Geltung zu bringen, einer Überprüfung. Dabei stellte sich heraus, dass die Doppelwahl von 1130 das Verhältnis Unteritaliens zu Rom nachhaltig geprägt hat. Die enge Zusammenarbeit zwischen Anaklet II. und Roger II. von Sizilien erwies sich nach der Niederlage Anaklets als Hypothek; man hatte auf den Falschen gesetzt. Die Zahl der Papsturkunden erreichte nach Beilegung des Schismas nie wieder dieselbe Frequenz wie in den 1120er Jahren. Von einem geradlinig verlaufenden Prozess der Hinordnung der Kirche auf Rom kann also in diesem Fall keine Rede sein. Andererseits rissen die Verbindungen zum Papst auch nicht ab, wie unter anderem päpstliche Bestätigungen von lokalen Schiedsgerichtsurteilen und der päpstliche Weihevorbehalt für einige Äbte dokumentieren.

Rolf Große (Paris), „La fille aînée de l'Église: Frankreichs Kirche und die Kurie im 12. Jahrhundert" gab einen Überblick über die traditionell engen

Beziehungen zwischen Papsttum und französischer Kirche, die sich praktisch auf alle Felder erstreckten, die am Vormittag angerissen worden waren. Trotz der politischen Zersplitterung, die eine Gesamtbetrachtung erheblich erschwert, kann Frankreich als die stabilste Stütze der Päpste angesehen werden. Es gelang Große in überzeugender Weise, nicht nur die Zusammenarbeit zwischen beiden Partnern zu dokumentieren, sondern auch aufzuzeigen, dass in Frankreich das römische Vorbild bereitwillig nachgeahmt wurde – etwa bei der Gestaltung von Bischofsurkunden. Die Quintessenz des Vortrages „Ohne die französische Kirche wäre das Papsttum im 12. Jahrhundert nicht zur universalen Macht aufgestiegen" verschiebt im Prozess kirchlicher Zentralisierung die Gewichte eindeutig zu Ungunsten Roms.

Abschließend beschäftigte sich Stefan Weiß (Paris) mit dem Verhältnis der römischen Kirche zum Reich, exemplarisch charakterisiert anhand von „Papst und Kanzler – Das Papsttum und der Erzbischof von Köln im 12. Jahrhundert". Im Mittelpunkt des Beitrags stand die Frage nach römischer Einmischung in die Kölner Bischofserhebungen. Mehr und mehr wurde dabei die beherrschende Rolle des Erzbischofs als Reichsfürst herausgearbeitet, der an politischen Entscheidungen unmittelbar beteiligt war.

Die schwierige Aufgabe der Zusammenfassung oblag Klaus Herbers (Erlangen). Er gliederte seine Beobachtungen in vier Punkte:

1. befand er es für schwierig, die beiden zentralen Begriffe des Tagungstitels „Zentrum" und „Peripherie" zuverlässig zu bestimmen. Die suggerierte Unterscheidung unterliege doch zahlreichen differenzierenden Faktoren und werde so der komplexen Situation nur bedingt gerecht. So könne als Zentrum Rom benannt werden, aus der Perspektive der Kanonistik aber auch Bologna und schließlich mit Huguccio der Papst als Person (*ubi papa ibi Roma*). Zu bedenken sei, ob man nicht eine Terminologie wählen sollte, die sich an aus der Reichsgeschichte vertrauten Parametern orientiert: papstnah und papstfern.
2. ermutigte er dazu, sich auf die genauere Bestimmung von Räumen einzulassen und Themen wie Grenzen, Grenzbewusstsein, Grenzerfahrung und Mischzonen mehr Aufmerksamkeit zu schenken.
3. bestünden thematische Ausbaumöglichkeiten im Hinblick auf die modernen Forschungen zum Kulturtransfer. Diese Perspektive liege aufgrund der Tagungsbefunde nahe, weil mehrere Beiträge gezeigt hätten, dass der Prozess der Zentralisierung keiner Entwicklungslogik folge. Er *verlaufe* viel mehr von unten nach oben und werde stark von personalen Elementen getragen. Mobilität, Netzwerke, Personenverflechtung könnten möglicherweise noch stärker als bislang geschehen berücksichtigt werden. Auch der

Aspekt der „Anverwandlung“ römischer Praxis durch die Kirchen vor Ort verdiene eine noch eingehendere Betrachtung.

4. sei im Sinne gerade dieser Beobachtungen das stete Wechselspiel von Integration und Desintegration, von Zentralismus und Partikularismus im Blick zu behalten.

Die Tagungsakten erscheinen in den Abhandlungen der Göttinger Akademie der Wissenschaften.

Jochen Johrendt und Harald Müller

TAGUNGEN DES INSTITUTS

S. Maria dell'Anima. Zur Geschichte einer ‚deutschen' Stiftung in Rom*

Das päpstliche Schutzprivileg vom 21. Mai 1406 für das im 14. Jahrhundert gegründete Hospiz für deutsche Pilger in Rom, das noch heute als Päpstliches Institut S. Maria dell'Anima weiterbesteht, war der Anlaß für die Feier des 600jährigen Bestehens dieser bedeutenden „National"stiftung, deren bewegte Geschichte im Mittelpunkt des von der Anima und dem Deutschen Historischen Institut (DHI) in Rom organisierten Tagung stand. Nach der Begrüßung durch den Rektor der Anima Johann Hörist betonte der Direktor des DHI Michael Matheus in seiner Einleitung die Bedeutung der Anima als Begegnungsstätte zwischen Nord und Süd und bettete ihre Geschichte in den Zeitkontext ein, zu deren Beginn auch die Migrationswellen von Handwerkern aus dem Norden gehörten. Im späten 14. und im 15. Jahrhundert entstanden die sog. „Nationalkirchen", die auch eine wichtige Rolle für den Kulturtransfer spielten. Die „deutsche" Stiftung der Anima wurde von einer Bruderschaft getragen, die zunächst von in Rom ansässigen Laien (insbesondere Bäckern und Schustern), dann aber von Klerikern dominiert wurde. Der besondere Charakter der Anima in der neueren Geschichte als Brennpunkt einer nicht selten zwiespältigen deutschen Identität in der Ewigen Stadt läßt sich beispielhaft an der Jubiläumsschrift von 1906 ablesen, die von nationalem Pathos durchdrungen ist. Sein Autor, Josef Schmidlin, gehörte jedoch später zu den entschiedenen Gegnern des Nationalsozialismus und kam 1944 im Konzentrationslager um. Matheus betonte, daß die Tagung keine systematische Geschichte der Anima liefern wolle und könne. Sie gehe indessen schwerpunktmäßig ihrer Einbindung in das soziale und urbanistische römische Umfeld sowie ihrer Brückenfunktion zum Norden (*in partibus*) nach, wobei auch die Kunst- und Musikgeschichte in die Betrachtung einbezogen werden sollten.

Die der Geschichte der Anima im 15. Jahrhundert gewidmete 1. Sektion wurde von Ludwig Schmugge (Rom) geleitet. Christiane Schuchard (Berlin)

* Internationales Symposion, 29.–30. Mai 2006, S. Maria dell'Anima.

stellte zunächst das päpstliche Exemtionsprivileg von 1406 vor. Nach der diplomatischen Analyse untersuchte sie die Bedeutung der Bulle für den kirchlichen Status des Pilgerhospizes. Ein kopial überlieferter Ablaßbrief von 1398 referiert dagegen die eigentliche Gründungsgeschichte. Demnach war die Initiative für die Errichtung des Hauses von einem Ehepaar aus Dordrecht – der Mann, Johann Petri, war ein päpstlicher *serviens armorum* gewesen – ausgegangen. Der reiche Kuriale Dietrich von Niem, der auch großen Einfluß auf die zunächst von Laien dominierte Bruderschaft nahm, unterstützte die Gründung großzügig. Weitere päpstliche Privilegien sicherten der Anima Begräbnis- und Pfarrechte. Der Erwerb des für die Bestreitung des Unterhalts notwendigen Hausbesitzes wurde 1431 von der Übernahme des älteren, zwischenzeitlich als Beginenkonvent genutzten Andreas-Hospizes im Rione Parione gekrönt. Bemerkenswert ist, daß schon in den Anfängen die Rivalität zu den anderen „nationalen" Gründungen in Rom (man denke nur an die der Franzosen, Aragonesen, Kastilier und Engländer) eine große Rolle spielte. Dies zeigte sich nicht zuletzt um 1500, als man zum Neubau der Kirche schritt, bei dem man nicht hinter den anderen *nationes* zurückstehen wollte.

Michael Matheus ging den Stiftungen Nikolaus von Kues' (1401–1464) in Rom und im Reich nach, an denen sich die Bedeutung des deutschen Kardinals für den kulturellen Austausch zwischen Italien und dem Norden ablesen lasse. Cusanus war einer der wenigen Deutschen, die es im Spätmittelalter zum Purpur brachten. Keiner von ihnen war so in Rom präsent wie er. Obwohl er als „armer" Kardinal galt, waren seine Stiftungen von beachtlichem Zuschnitt (von dem allerdings als Familienstiftung einzuschätzenden St. Nikolaus-Spital in Bernkastel-Kues bis hin zu einer Studienstiftung). In Rom dagegen war die Anima für den Kardinal nicht die prominenteste Adresse, obgleich sein Name natürlich im Bruderschaftsbuch eingetragen ist. Zugunsten der Anima stiftete er einen für betagte Priester gedachten Erweiterungsbau des Andreas-Hospitals. Als Stätte seiner *memoria* erwählte er aber seine römische Titelkirche, S. Pietro in Vincoli, wo er auch bestattet wurde. Noch heute sind wichtige Teile der Grabausstattung sowie mit dem Wappen des Cusanus geschmückte Balken aus dem Dachstuhl erhalten, die von Restaurierungsarbeiten künden. Aus dem Vergleich des römischen Grabmonuments mit den Kunstwerken in Bernkastel-Kues erschloß Matheus überzeugend eine im Kreis des Cusanus gepflegte Kunstauffassung, die bewußt die Verschmelzung nordeuropäischer Kunstelemente mit Stilformen der italienischen Renaissance betrieb. Diese Erkenntnis wird auch durch die Betrachtung der Lebensläufe einiger Testamentsvollstrecker und Mitarbeiter des Kardinals, allen voran seiner Familiaren Peter von Erkelenz († 1494) und des dem neuen Medium des Buchdrucks gegenüber aufgeschlossenen Giovanni Andrea Bussi

(† 1475), erhärtet, die auch für den Kulturtransfer wichtige Verbindungen nach Rom (und den dortigen Universitäten) sowie zur Anima ergeben. Der unermüdlichen Tatkraft des Peter von Erkelenz war es letztlich zu verdanken, daß die Stiftungen seines längst verstorbenen Herrn auch realisiert wurden.

Kirsi Salonen (Tampere/Rom) untersuchte die Namen von Skandinaviern, die sich im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Verbindung mit der Anima nachweisen lassen. Sie benutzte für diese prosopographische Untersuchung vorwiegend das Bruderschaftsbuch der Anima und ergänzte die dortigen Informationen durch Quellen aus dem Vatikanischen Archiv – was naheliegt, weil diese Persönlichkeiten meist geistlichen Standes waren – und solchen in den Herkunftsländern. Namentlich erwähnt seien Magnus Andree (Mogens Andersen) de Dacia († 1473), Dekan von Roskilde und Rotanotar, und sein Widerpart im Streit um das Dekanat in der dänischen Heimat, Johan Jensen Quitzow, der in Perugia und Rom studiert hatte. König Christian von Dänemark (reg. 1426–1481) – als Herzog von Holstein und vormaliger Page am Hofe des Kaisers Friedrich III. dem Reich verbunden – stattete während seines Rombesuchs 1474 der Anima einen Besuch ab und ließ sich mitsamt seinem Marschall Nicolaus Ronnowe (Claus Rønnow) († 1486) in ihr Bruderschaftsbuch eintragen. Kein Zweifel, die Beitritte solcher Potentaten kann man nur als Ehrenmitgliedschaft bewerten. Am Beginn des 16. Jahrhunderts findet man einige z. T. hochrangige Kuriale und Bischöfe als Mitglieder der Anima-Bruderschaft belegt. Nach der Reformation in Skandinavien um 1530 ließen sich einige exilierte Katholiken in Rom nieder, wobei mitunter alte Netzwerke um die Anima zum Tragen kamen. Die Vorliebe dieser Skandinavier – meist auch aus sprachlichen Gründen Dänen – für die Anima beruhte auf dem Fehlen eigener „nationaler" Häuser (nur die Schweden hatten mit dem Hospiz der hl. Brigitta eine eigene Anlaufstelle), auf der kulturellen und politischen Nähe zum Reich und – bei den Klerikern – auf den gemeinsamen Interessen an der Kurie.

Der Nachmittag war der Zeit nach 1850 gewidmet und stand unter der Leitung von Alexander Koller (Vizedirektor des DHI Rom). Rupert Klieber (Wien) behandelte die Rolle des 1859 eingerichteten Priesterkollegs der Anima für die deutschen und österreichischen Rompilgerzüge von 1877 bis 1914, wobei er diese als ein neues Phänomen in den gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Hintergrund der Zeit einbettete. Auch dank der neuen Eisenbahnverbindungen zog Rom wie niemals zuvor Massen von Pilgern an, die die Ewige Stadt vor erhebliche logistische Probleme stellte. Dem vom vereinten Italien – der Verlust des Kirchenstaates provozierte 1870 die „römische Frage" – und vom liberalen Zeitgeist bedrohten Papst schlug die Begeisterung

dieser Pilger entgegen, die aus allen Bevölkerungsschichten stammten, besonders aber aus den unteren Schichten und dem Adel. Während nördlich der Alpen Pilgerkomitees die Zugfahrten und Übernachtungen fachmännisch planten, lag der Beitrag der Rektoren und Priester der Anima in der geistlichen Betreuung der Pilger, die in einem straffen Programm zu den sieben Hauptkirchen und den Katakomben gebracht wurden. Höhepunkt des Romaufenthaltes war in der Regel die Audienz beim Papst, die trotz so mancher Unbill (wie dem langen Warten in Vorkammern) ihre emotionale Wirkung nicht verfehlte, wovon zahlreiche Reiseberichte Zeugnis ablegen.

Der Archivar der Anima, Johan Ickx, stellte in seinem Beitrag die Kriegergedächtniskapelle von S. Maria dell'Anima vor, deren Errichtung im Jahre 1937 von ihrem damaligen Rektor Alois Hudal (1919–1963) betrieben wurde. Dieser Aktion kommt angesichts des uneinheitlichen Bildes in der Forschung über den mindestens bis 1936/37 dem Nationalsozialismus nahestehenden Titularbischof von Ela und Verfasser der Schrift „Die Grundlagen des Nationalsozialismus" eine nicht unbedeutende Rolle zu. Hudal nutzte seine guten Beziehungen zu österreichischen und italienischen Stellen, um nach längerem Tauziehen schließlich am 31. Oktober 1937 in feierlichem Rahmen (selbst der Governatore di Roma, Fürst Colonna, war anwesend) in 456 Schachteln die Überreste von Soldaten der deutsch-österreichischen Armee beizusetzen, die wohl als Kriegsgefangene im 1. Weltkrieg in Rom und Latium verstorben und an verschiedenen Orten bestattet worden waren. Nach seinen ursprünglichen Plänen sollten auch die in Norditalien beigesetzten österreichischen Soldaten nach Rom überführt werden, was aber am fehlenden politischen und finanziellen Rückhalt scheiterte. Die Berliner Stellen reagierten äußerst verhalten, da wohl nicht zuletzt die religiöse Motivation Hudals, der sein Tun als Pflichterfüllung eines Weltkriegsveteranen empfand, befremdete. Die Beschreibung der Architektur und der künstlerischen Ausstattung der Kapelle beschloß den Vortrag. Im übrigen wird die Anima ihrem so umstrittenen Rektor in den Jahren von 1923 bis 1952 im Oktober dieses Jahres eine eigene Tagung widmen.

Am Dienstag, 30. Mai, übernahm Hans Cools (Koninklijk Nederlands Instituut in Rom) die Leitung der 3. Sektion, die der Bedeutung der Anima für die Kunst und Musik in der Neuzeit gewidmet war. Eva Reichart (München) sprach über S. Maria dell'Anima als Hallenkirche, wobei sie die Architekturwahrnehmung um 1500 und heute verglich. Der 1499 beschlossene Neubau der Anima-Kirche erfolgte bewußt in Konkurrenz zu den anderen Nationalkirchen in Rom. Daß die Provisoren der Bruderschaft in ihrer denkwürdigen Sitzung vom 25. September ein *opus laudabile Alemanico more compositum* beschlossen und am folgenden Tag von aus Deutschland zu berufenden Stein-

metzen und einer Kirche mit gleichhohen Gewölben, also einer Hallenkirche, sprachen, wurde bislang als Ausweis ihres Willens gedeutet, einen gotischen Kirchenbau nach nordalpinem Vorbild zu errichten. Die Analyse der Architektur der Anima-Kirche, wie sie sich noch heute trotz späterer Eingriffe und Übermalungen präsentiert, scheint aber angesichts der korinthischen Pilaster, der Rundbögen und der geringen, bei genauerem Hinsehen nicht einmal im Turm und in den Fenstern durchgehaltenen gotischen Elemente dem zitierten Beschluß zu widersprechen, weswegen die ältere Forschung von einem Wechsel des Bauplans ausging. Gewiß wollten die Bauherren wohl keineswegs eine altmodische – also gotische – Kirche errichten (was auch nicht zu der von Vasari überlieferten Nachricht passen würde, daß kein Geringerer als Bramante an den Plänen mitgewirkt habe). So sehr auch in Italien die – hier seltenen – Hallenkirchen (der Begriff ist eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts!) als *modello tedesco* galten, so zeigt nach Reichart gerade das Beispiel der Kathedrale von Pienza, daß es seinem Errichter, dem in seiner Jugend viel im Reich herumgekommenen Papst Pius II., nicht um die Imitation eines deutschen Kirchenbautyps, sondern um den Vorzug der Helligkeit ging, den eine Hallenkirche auszeichnete. Während in Pienza die gleiche Höhe der Schiffe also lediglich der guten Raumbeleuchtung diente, ist sie in S. Maria dell'Anima das alleinige bedeutungstragende Element: Nur dadurch wurde der Bau als Werk von deutscher Art begriffen. Deshalb zeige letztlich nur der Bau selbst und die dazu erhaltenen Schriftquellen, daß die Hallenkirche schon um 1500 – wie auch heute noch – als eigener, nämlich als deutscher Bautypus wahrgenommen wurde. In der Diskussion ergab sich, daß man für die Frage eines möglichen Planungswandels auch den Umstand berücksichtigen müßte, daß Johannes Burckard, der bekannte, aus Straßburg stammende päpstliche Zeremonienmeister, der 1499 mit der Berufung deutscher Steinmetze betraut worden war, just 1504 gestorben ist. Burckards noch heute in seinem Wohnhaus in der Via del Sudario sichtbare Vorliebe für den gotischen Stil hatte sich also nicht durchgesetzt; die Steinmetze kamen schließlich nicht aus Deutschland, sondern aus Norditalien.

Nicole Hegener (Rom/Berlin) wandte sich einem besonders schönen Beispiel der Innenausstattung der Anima-Kirche zu, und zwar der aus Mitteln des Kardinals Albrecht von Brandenburg (1490–1545) finanzierten sog. Markgrafenkapelle (auch Kreuz- oder Zenturio-Kapelle). Der Erzbischof von Mainz, der niemals in Rom war, ist durch die Übernahme mehrerer deutscher Bistümer (Halberstadt, Magdeburg) und seine fruchtlosen Versuche, Martin Luther zum Schweigen zu bringen, bekannt. Mit einem überaus großzügigen und vielseitigen Mäzenatentum wollte er seine *memoria* sichern. Daß er hierfür – neben den bekannten Stätten in Halle, Aschaffenburg und Mainz – auch an

Rom und die Anima dachte, ist wenig bekannt. Wahrscheinlich erinnerte sich Albrecht, der 1518 den Kardinalshut und die Titelkirche S. Crisogono erhalten hatte, an Cusanus, als er sich 1521 als neuen *titulus* die Kirche S. Pietro in Vincoli zuteilen ließ. Die genauen Umstände der Wahl der Kapelle in der Anima für die *memoria* des 1545 verstorbenen Kardinals liegen im Dunkeln. Die Entscheidung hierzu war aber wohl schon früh unter Einschaltung des Willem van Enckenvoirt († 1534) gefallen, der als Provisor der Anima Bartolomeo Lante mit den Marmorarbeiten im Chor der Kirche und am Altarbau der Markgrafenkapelle beauftragte. Die Vertreter Albrechts an der Kurie, Quirinus Galler, Kleriker der Diözese Passau, und Johann Lemeken, Priester aus Ratzeburg, sorgten dafür, daß der hochdotierte Auftrag für die malerische Ausstattung dem damals in Florenz und Rom sehr gefragten Florentiner Francesco Salviati (1510–1563) übertragen wurde, der mit ihren Portraits auch ihre eigene *memoria* sicherte. Das ausgefeilte Bildprogramm umfaßt das Altarbild mit der Kreuzabnahme und dem dort integrierten monumentalen Stifterportrait Albrechts, der die Pietà verehrt, sowie die Darstellungen der Bistumsheiligen von Magdeburg und Halberstadt, Mauritius und Laurentius, sowie der Namenspatrone Albrechts, Albertus Magnus und Johannes Elemosinarius. Für das Profilbildnis des Kardinals, den der Maler sicherlich nicht kannte, dürfte Salviati sich eines der zahlreichen zeitgenössischen Portraits Dürers oder Cranachs bedient haben. Während die gemalte Kapellenarchitektur und die Figurenfindungen von Salviatis Bewunderung Michelangelos und seines Lehrers Bandinelli künden, zeugt die phantasievolle Groteskendekoration von der zeittypischen Begeisterung für die Ausstattung der Domus Aurea und die antike Wandmalerei. In der künstlerischen Gestaltung der Markgrafenkapelle zeigt sich die gelungene Verbindung römischer und Florentiner Motive ebenso wie die von Antike und Christentum. Somit bewahrheitete sich für Albrecht im fernen Rom jener Passus aus der Inschrifttafel seines zweiten Grabmalsprojektes in Halle: „Vivit post funera virtus".

Rainer Heyink (Halle) präsentierte die Anima-Kirche in ihrer Funktion als „nationalpolitische" Schaubühne. Ihre große Bedeutung für die Fest- und Musikgeschichte war ja schon durch das Konzert des Ensembles „Cantus Modalis" am Vorabend der Tagung unter Beweis gestellt worden, das dem musikalischen Werk des von Michiel Verweij (Brüssel) vorgestellten, der Anima vielfach verbundenen Sängers und Komponisten Christiaan van der Ameijden (1530–1605) gewidmet war. 1584 beklagte der Vorstand der Anima, daß die Kirche einer Musikkapelle bedürfe, wolle man nicht hinter S. Luigi dei Francesi zurückstehen. Im Jahr darauf berief man einen Kapellmeister, im übrigen auch unter Hinzuziehung des Christiaan van der Ameijden, der der letzte päpstliche Sänger aus den alten Niederlanden war. Die *maestri di ca-*

pella waren aber durchweg Italiener, was den gewandelten Musikgeschmack widerspiegelte. Bedauerlicherweise sind die Musikalien der Anima während der Besetzung Roms durch die Franzosen um 1800 verlorengegangen. Der besondere Status der Anima als „Hofkirche ohne Herrscher" hatte Auswirkungen auf ihren liturgischen Festkalender, dem 1697 das Namensfest des regierenden Kaisers und 1722 das Fest des böhmischen Nationalheiligen Johannes Nepomuk hinzugefügt wurden. Darüber hinaus wurden die Türkensiege sowie Geburten und die mit der Errichtung von großen Katafalken verbundenen Todesfälle des Hauses Habsburg gebührend zelebriert. Die enormen Kosten der auch mit öffentlichen Feuerwerken verbundenen Festlichkeiten wurden weitgehend von Wien übernommen.

Die 4. Sektion am Nachmittag stand unter der Leitung von Anna Esposito (Rom) und ging dem Immobilienbesitz der Bruderschaft nach. Luciano Palermo (Rom) konfrontierte den Fall S. Maria dell'Anima mit der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung Roms im 15. und frühen 16. Jahrhundert, als der Besitz von Häusern gegenüber dem Agrarsektor an Bedeutung gewann. Die Buchführung der Bruderschaft beschränkte sich auf einfache Listen der Ausgaben und Einnahmen in chronologischer Abfolge. Dieses im Vergleich zur doppelten Buchführung in Bankhäusern archaisch wirkende Wirtschaften sei dadurch bedingt gewesen, daß ihr spezifischer Zweck nicht etwa – einer kirchlichen Institution auch nicht anstehendes – Gewinnstreben war, sondern nur das Erzielen der Mittel für den Stiftungsauftrag, d. h. die Deckung der Unkosten für die Arbeit an den Bedürftigen. Die Einnahmen bestanden aus Almosen, testamentarischen Hinterlassenschaften (auch solchen der aufgenommenen Kranken) und Mieten. Die Ausgaben ergaben sich aus Reparaturen, den Unterhaltskosten für die Kranken und die Zinszahlungen für Anleihen. Die in den Registern zu findenden Münzsorten – darunter auch rheinische Gulden – spiegeln die wirtschaftlichen Kontakte des Hauses wider, das ja von vielen Deutschen aufgesucht wurde. Eine Reihe von Graphiken illustrierten den hohen Stellenwert der Einnahmen aus dem Immobilienbesitz, der auch Ausweis einer guten Verwaltung war. Die Häuser selbst wurden zu 90 % an in Rom seßhafte Deutsche vermietet.

Silvia Puteo (Rom) zeichnete die Stationen des systematischen Häusererwerbs durch die Anima in unmittelbarer Nähe zur Kirche nach, dessen Ziel es war, den gesamten Häuserblock (*isolato*), der von den heutigen Straßen Via della Pace, Via dell'Anima und Via Tor Millina eingerahmt wird und sich noch heute im Besitz der Anima befindet, in einer Hand zu vereinen. Das Ziel wurde erst nach Jahrhunderten – nicht zuletzt mit Hilfe mancher großzügiger Stifter und vermittels geschickter Zukäufe – erreicht. Der älteste Besitz geht

auf Johann Petri aus Dordrecht zurück, dessen Häuser zum Teil den Baugrund für die heutige Kirche hergaben. Aber es gab auch Rückschläge wie unter Sixtus IV. Della Rovere und Alexander VII. Chigi, unter denen einige Häuser des Hospitals dem Bau bzw. der urbanistischen Umgestaltung der benachbarten Kirche S. Maria della Pace und ihres Vorplatzes weichen mußten. Insgesamt umfaßte die „Insel" der Anima 20 Einheiten, während die sonstigen Immobilien in ihrem Besitz aus 69 Häusern bestanden, die sich schwerpunktmäßig in den besonders dicht besiedelten und damit einträglichen Rioni Ponte und Parione konzentrierten.

Den einzelnen Beiträgen schlossen sich lebhafte Diskussionen an, die u. a. die Definition von „deutsch" am Ausgang des Mittelalters (auch in seiner Abgrenzung zum brabantisch-flämischen Raum), die noch offenen Fragen zu den Anfängen der Anima, zum spezifischen Charakter eines „nationalen" Hospizes (das eine multifunktionale Einrichtung war, für die die heutige Vorstellung eines Krankenhauses zu kurz greift), zur sozialen und ökonomischen Stellung der deutschen Zuwanderer in Rom (seien sie nun Geistliche oder Handwerker gewesen) und zuletzt die Einschätzung des wirtschaftlichen Verhaltens solcher Nationalgründungen wie der Anima betrafen, das noch des Vergleichs mit der Rechnungsführung anderer Hospitäler in Rom bedarf. Insgesamt haben die Beiträge der anregenden Tagung – wie Michael Matheus in seinem Schlußwort feststellte – Zeugnis vom Reichtum des Archivs dieser Stiftung gegeben, das noch zahlreiche neue Aufschlüsse zur Geschichte dieser Institution verspricht und – wie schon die Zusammensetzung der Referenten und Sektionsleiter aus sechs Ländern belegt – von nationenübergreifender Bedeutung ist. Die Publikation der Tagungsbeiträge ist in der Reihe „Bibliothek des DHI in Rom" vorgesehen.

Andreas Rehberg

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Kaiserliches und päpstliches Lehnswesen in der Frühen Neuzeit*

Mit dem kaiserlichen und päpstlichen Lehnswesen in der Frühen Neuzeit widmete sich der Studientag einem Thema, das in der Forschung bislang keine bedeutende Rolle gespielt hat. Nach der Begrüßung durch den Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom Michael Matheus legte der Organisator des Kolloquiums, Matthias Schnettger (Rom), aber dar, aus welchen Gründen dieser Gegenstand ein größeres Interesse verdient hätte. Er verwies unter anderem darauf, dass das Alte Reich bis zu seinem Ende *auch* ein Lehnsreich blieb, und auf die Existenz fürstlicher päpstlicher Vasallen, die zeitweise quasisouverän auf europäischer Ebene agierten, deren Territorien jedoch im 16. und 17. Jahrhundert ganz oder teilweise von der Kurie eingezogen wurden (Ferrara, Urbino, Castro). Nicht zuletzt die Konkurrenz päpstlicher und kaiserlicher Oberhoheitsansprüche über eine Reihe italienischer Lehen lasse die Behandlung beider Lehnssysteme auf einer gemeinsamen Tagung sinnvoll erscheinen.

Die erste Sektion, geleitet von Karl Otmar von Aretin, nahm „Das Alte Reich als Lehnsverband" in den Blick. Christine Roll (Aachen) stellte die Frage „Archaische Rechtsordnung oder politisches Instrument? Überlegungen zur Bedeutung des Lehnswesens im Alten Reich". Zwar sei ein allmählicher Bedeutungsverlust des Reichslehnswesens im Verlauf der Frühen Neuzeit unübersehbar, bis ins 18. Jahrhundert habe es jedoch seine Funktion als wichtiges politisches Instrument bewahrt, und noch der Protest der Könige von Schweden und Großbritannien gegen die Auflösung des Reichs 1806 sei durch den alten Lehnsnexus begründet gewesen. Komplementär dazu beschrieb Barbara Stollberg-Rilinger (Münster) „Die frühneuzeitliche Thronbelehnung als Ritual" und verfolgte deren Veränderungen vom 15./16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Die Bedeutung dieses Rituals offenbarte sich gerade in der Krise des Reichslehnssystems im 18. Jahrhundert, denn schon die Zeitgenossen stellten fest: „Freylich konnte sich *kein* Reichsfürst der Lehens-Empfäng-

---

* Giornata di studi, 27. Februar 2006, DHI Rom.

niß geradezu entziehen, ohne das zwischen Haupt und Gliedern bestehende Band aufzulösen, und das ganze Reichssystem zu zerrütten".

Die zweite Sektion (Leitung: Maria Antonietta Visceglia) behandelte „Reichsitalien im Spannungsfeld der Interessen". Cinzia Cremonini (Milano, „La feudalità imperiale italiana tra lealtà all'Impero e interessi spagnoli") vertrat im Gegensatz zu anderen Autoren die Auffassung, dass Spanien im Rahmen der Beziehungen des Kaisers zu seinen italienischen Vasallen nicht in erster Linie als Hindernis zu betrachten sei, sondern eine wichtige Vermittlungsfunktion ausgefüllt habe. In ihren Ausführungen räumte sie den Hofbeziehungen einen hohen Stellenwert ein. Giuliano Annibaletti (Mantova, „Un declino irreversibile? I rapporti tra Mantova e l'Impero dopo il 1627") zeigte, dass es, anders als dies die traditionelle Sichtweise darstellt, den Gonzaga-Nevers vor allem durch den Aufbau guter Beziehungen zum Kaiserhof gelang, ein Gutteil des im Zuge des Erbkonflikts von 1627 verlorenen Einflusses zurückzugewinnen. Auch der Verlust der Unabhängigkeit 1708 sei weniger der Unfähigkeit der Herzöge als vielmehr umfassenden geopolitischen Veränderungen zuzuschreiben, in deren Folge die österreichischen Habsburger sich nicht länger mit einer indirekten Kontrolle Oberitaliens durch Reichsvasallen begnügten, sondern die direkte Beherrschung strategisch wichtiger Territorien anstrebten. Auf die mikropolitische Ebene führte das Referat von Vittorio Tigrino (Alessandria, „L'impero ai confini. I feudi imperiali tra Regno sabaudo e Repubblica di Genova alla fine dell'Età moderna"). Mit einem Blick auf die zeitgenössische Historiographie beleuchtete er zugleich die Versuche Genuas und Turins, das Problem der territorialen Fragmentierung an den jeweiligen Grenzen zu lösen. Tommaso di Carpegna Falconieri (Urbino, „I feudi imperiali dei conti e principi di Carpegna [secoli XIII–XIX]") verfolgte, beginnend im Mittelalter, die Lage einer im Spannungsfeld zwischen Reich und Papsttum stehenden Adelsfamilie über sechs Jahrhunderte hinweg: Auf der Basis der Bestände des Familienarchivs erarbeitete und illustrierte er die Perspektive der Grafen bzw. Fürsten von Carpegna.

„Das päpstliche Lehnswesen zwischen Erfolg und Zusammenbruch" stand im Mittelpunkt der dritten Sektion (Leitung: Alexander Koller). Gian Luca Podestà (Parma, „I Duchi di Parma-Piacenza tra Papato e Impero") ging der Etablierung des Farnese-Herzogtums Parma-Piacenza im Spannungsfeld der unterschiedlichen Interessen nach (Papsttum – Kaisertum; Herzog – Kirchenstaat; Herzog – Kaiser; Herzog – lokaler Adel). Besonders eindringlich schilderte er, wie die Farnese im Zuge einer „politica del delitto" den Adel ihres Herzogtums in verschiedenen Prozessen wegen – echter oder vermeintlicher – Verschwörungen enteigneten und sich so erst eine Basis in ihrem neuen Herzogtum schufen. Maria Teresa Fattori (Bologna) untersuchte „Di-

ritto feudale e rafforzamento dello Stato territoriale nel dibattito del collegio cardinalizio sulla devoluzione di Ferrara alla fine del Cinquecento“ und beschrieb den Wandel in der Debatte nach dem Pontifikatswechsel von Gregor XIV. zu Clemens VIII. Unter anderem arbeitete sie den Gedanken heraus, den päpstlichen Territorialstaat zu kräftigen, als Mittel, das Gewicht des Pontifex im Rahmen des europäischen Staatensystems zu stärken. Abschließend referierte Matthias Schnettger (Roma) über „Das Ende der Präsentation der Chinea und der Zusammenbruch des päpstlichen Lehnssystems im 18. Jahrhundert“. Die Verweigerung des weißen Lehnspferds durch den König von Neapel seit 1788 bedeutete die Aufkündigung des Vasallenverhältnisses und wurde von den Zeitgenossen auch so verstanden. Angesichts der teils sehr grundsätzlichen, vom Geist der Aufklärung geprägten Angriffe auf die weltliche Herrschaft des Papstes hatte die Römische Kurie auch in der publizistischen Debatte einen schweren Stand.

In den lebhaften und fruchtbaren Diskussionen wurden unter anderem verschiedene Anstöße zu einer erweiterten und vertieften Behandlung des Themas gegeben. So könnte es sinnvoll sein, in einer epochenübergreifenden Debatte das Mittelalter in die Untersuchung einzubeziehen. Angeregt wurden ferner vergleichende Studien zwischen der Situation der kleinen Reichsvasallen in Italien sowie den Reichsgrafen und -rittern in Deutschland. Die Publikation der Tagungsakten ist angedacht.

Matthias Schnettger

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Faschismus und Nationalsozialismus in Italien und Deutschland. Geschichtspolitische Debatten und Inszenierungen seit den Achtziger Jahren*

Erinnerung ist für Gesellschaften stets ein schmerzlicher und daher ungeliebter Prozess, und der Wunsch nach einer „Normalisierung" oder „Aussöhnung" beherrscht besonders an Gedenktagen die politische Rhetorik. Seit den 80er Jahren hat sich die Erinnerung an den Krieg in Deutschland wie auch in Italien gewandelt, weg von einer monolithischen und eher abstrakten Geschichtssicht hin zu einem differenzierteren Bild, das freilich auch anfälliger für manche Instrumentalisierung ist. Während sich das Gedenken in Deutschland in den 80er Jahren primär auf Schuld, Täterschaft und Holocaust zentriert hatte und man erst in den letzten Jahren vermehrt die deutschen Opfer des Krieges während Luftangriffen oder Flüchtlingstrecks in den Blick nahm, hat parallel dazu in Italien seit Ende der 80er Jahre eine Abkehr von der Geschichte der Widerstandsbewegung hin zu der Frage nach der Beteiligung Italiens am Krieg bis hin zu Kriegsverbrechen auf dem Balkan und in Nordafrika stattgefunden. Im Verlauf der gemeinsam vom Deutschen Historischen Institut und dem Istituto Italiano di Studi Germanici vorbereiteten Konferenz in Rom wurde deutlich, dass die Frage nach einer angemessenen Erinnerung an die Diktaturerfahrung beide Länder und ihre Geschichtswissenschaft vor ähnliche Herausforderungen stellt.

Die Kriegserinnerung wird durch zwei Pole geformt: zum einen durch die historische Aufarbeitung der Vorgänge und deren Rezeption in Öffentlichkeit, Politik und Presse, zum anderen durch die Politik, die nicht selten die Formen der Erinnerung zielgerichtet steuert, um die nationale Identität zu

---

* Internationale Tagung vom 11.–12. Mai 2006 in der Villa Sciarra-Wurtz in Rom, veranstaltet vom Istituto Italiano di Studi Germanici, vom Deutschen Historischen Institut und der Friedrich Ebert Stiftung in Rom, unter Beteiligung des Centro per gli Studi Storici Italo–Germanici in Trento und des Istituto Italiano per gli Studi Filosofici in Neapel

formen. Im sogenannten „kulturellen Gedächtnis" der Nation verschmelzen individuelle Erfahrungen und Erinnerungen zu einer „kollektiven Erinnerung", die auf dem Konsens der Beteiligten beruht und einen Sinnrahmen schafft. Es war ein Anliegen der Tagung, der Frage nachzugehen, wie sich der gültige Sinnrahmen seit den achtziger Jahren gewandelt hat, welche Zäsuren und welche neuen Inhalte auszumachen sind. Vor allem aber, ob sich nach 1989 ein neuer Umgang mit der eigenen Geschichte abzeichnet, der durch eine „Normalisierung" oder eine „Nationalisierung" geprägt ist.

Normalisierungstendenzen lassen sich nicht zuletzt an den Medien ablesen. Die Präsentation öffentlicher Gedenkrituale und Mahnmaldebatten der letzten Jahre bewirkten eine Medienpräsenz von Kriegserinnerung, die neu war, im Sinne einer „aufmerksamen und identitätsstiftenden Erinnerung" (Sabrow), die allen Bevölkerungsgruppen und erstmals auch ihrer Leidenswege gerecht zu werden versucht. Thematisch war die Tagung in vier Blöcke gegliedert: die Historikerdebatte seit den achtziger Jahren, der gesellschaftliche Schulddiskurs angesichts der Verbrechen der beiden diktatorischen Regime, die Rolle der Medien und zuletzt die politischen Implikationen einer Erinnerungskultur.

Einen Überblick über den langen deutschen Weg „Von der Vergangenheitspolitik zur Erinnerungskultur" bot Martin Sabrow (Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam) gleich zu Anfang der Tagung, und zusammen mit den Thesen von Filippo Focardi wurde er zum Referenzpunkt für alle anderen Beiträge. In seiner Studie zum Ort der Resistenza im italienischen kollektiven Gedächtnis hat Focardi nachgewiesen, dass die Bilder, die im Resistenza-Mythos transportiert wurden, für Italien identitätsprägend gewesen sind und in exkulpatorischer Absicht eng mit den Bildern, die man vom ehemaligen deutschen „Achsen"-Verbündeten geprägt hatte, verflochten waren. Eine Aufarbeitung der eigenen Anteile am Kriegsgeschehen fand vor dem Hintergrund des übermächtigen bösen deutschen Bruders dadurch über Jahrzehnte nicht statt. Eine Umkehr dieses Bildes, parallel zur neuen deutschen Opfererinnerung, hat dagegen in Italien verschiedene Gegenbewegungen gezeitigt, nicht zuletzt von politischer Seite. So intervenierte Regierungschef Berlusconi nach seinem (zweiten) Regierungsantritt 2001 mit einer eigenen Geschichtspolitik. Scheint die italienische Erinnerungslandschaft in etwa gleichwertige positive und negative Splitter zerklüftet, lebt die deutsche Kriegserinnerung, so Hans Woller (Institut für Zeitgeschichte, München) noch primär von einem Negativbild. Dennoch ist auch in Deutschland der Wandel erkennbar, ist man doch in den letzten Jahren von einer um Anerkennung der Schuld bemühten Erinnerungsarbeit durch umfangreiche Forschungen, Ausstellungen und Fernsehserien zu einer breiteren Darstellung des Nationalsozialismus gelangt, die in-

zwischen auch Raum lässt für einen Opferdiskurs um Luftkriegstote und Vertreibungsopfer. Die Medialisierung des Krieges ermöglichte es, das Geschehen in das kollektive Gedächtnis zu integrieren, was gesellschaftlich zu einer Entlastung von der Vergangenheit geführt hat.

Die italienischen Beiträge zur ersten Sektion beleuchteten vor allem die Tabuisierungen im universitären Geschichtsbetrieb. Enzo Collotti (Universität Florenz), der Doyen der kritischen Faschismus- wie auch der Resistenzaforschung, zeichnete verschiedene Ausprägungen eines italienischen „Historikerstreits" in den letzten Jahrzehnten nach, mit besonderer Betonung auf den Kontroversen der letzten Jahre. Dabei betonte er, dass Italien, auf dem antifaschistischen Gründungsmythos aufbauend, eine Differenzierung der eigenen Anteile am Kriegsgeschehen, Besatzungsterror und Kriegsverbrechen mit dem Segen der politischen Parteien jahrzehntelang vermieden habe. Erst in den letzten Jahren sei etwa der italienische Giftgaseinsatz in Afrika und das Thema der Verbrechen auf dem Balkan überhaupt von der Forschung angegangen worden. Dianella Gagliani (Universität Bologna) ging der Frage nach der Verwurzelung des italienischen Regimes in der Bevölkerung nach und wies darauf hin, dass erst Claudio Pavone mit seinen Thesen 1991 u. a. die Verbindung zwischen Faschismus und Resistenza aufgeworfen habe – fast 50 Jahre nach Kriegsende. Forschungskontroversen fänden in Italien jedoch nur ein geringes Echo in der Öffentlichkeit.

Dietmar Süss (Institut für Zeitgeschichte, München) fragte im Gegenzug nach dem vermeintlichen deutschen Tabu anhand der momentanen Debatte um den Luftkrieg und seine Opfer und wandte sich gegen Sebalds These von der Unfähigkeit der Geschichtswissenschaft, die Tiefen der Traumatisierung wirkungsvoll aufzuarbeiten. Vielmehr trügen gerade die neuen Publikationen wenig zur historischen Klarheit bei, da sie den Zusammenhang von „rassistischer Krisenbewältigung, volksgemeinschaftlicher Loyalität und Vernichtungskrieg eher vernebeln" als aufklären. Die Dominanz der Opfer- und Verlustperspektive sei jedoch quotentauglicher als eine nüchterne Analyse, wie das im Februar dieses Jahres ausgestrahlte Doku-Drama „Dresden" zu zeigen vermochte.

Die dem Diskurs über die Verbrechen der Diktaturen gewidmete zweite Sektion wurde von Thomas Schlemmer (Institut für Zeitgeschichte, München) mit einem Überblick über die Auseinandersetzungen um die Wehrmachtsausstellung eröffnet, einer „Chronik des Skandals". Die Auseinandersetzung habe jedoch vor allem gezeigt, dass sich Forschungsergebnisse nicht dauerhaft im kollektiven Gedächtnis der Öffentlichkeit verankern lassen. Brunello Mantelli (Universität Turin) fragte nach der Möglichkeit, auch die italienischen Verbrechen in einer Ausstellung zu thematisieren, kam jedoch zu

dem Schluß, dass angesichts des inzwischen erreichten Forschungsstands zwar nicht die Ausstellung als solche, wohl aber eine, sich deren Inhalte aneignende lebhafte öffentliche Debatte in Italien noch undenkbar seien, zumal der faschistische Krieg als „normaler Krieg" und nicht als Vernichtungskrieg rezipiert werde.

Giorgio Fabre (Rom) rekonstruierte die Debatte, die in der italienischen Presse seit den achtziger Jahren zum Thema des italienischen Antisemitismus geführt wurde. Die aufsehenerregenden Zeitungsinterviews von Renzo De Felice im Corriere della Sera stellten eine deutliche Zäsur dar und seien einer italienischen Version des deutschen Historikerstreits gleichgekommen. Wurde die Forschung jahrelang von Übervätern wie Renzo De Felice dominiert, die mit ihrem Quellenverständnis nach heutigem Wissensstand auch Fehleinschätzungen unterlagen, so habe die eigentliche Forschung weitgehend außerhalb des akademischen Bereichs stattgefunden, sich aber gesellschaftlich noch nicht durchsetzen können. Die antisemitische Politik des Faschismus und die entsprechende Durchdringung der italienischen Gesellschaft werfe die Frage nach einer italienischen Eigenmotivation bzw. einem italienischen Staatsantisemitismus auf, die von der Geschichtsforschung noch nicht genügend behandelt worden sei.

Zum einen liegt das daran, dass Kritik am „maestro" De Felice undenkbar war, aber auch an politischem Kalkül, gab es doch Interesse an einem harmlosen Faschismus-Geschichtsbild. Denn gleichzeitig mit den Bekräftigungen der Nichtexistenz eines italienischen Staatsantisemitismus vollzog sich der Wiederaufstieg der postfaschistischen Partei MSI unter ihrem dynamischen Sekretär Gianfranco Fini, die sich nach dem Regierungsantritt Berlusconis 1994 schon bald darauf in „Alleanza Nazionale" umbenannte, um alle gedanklichen Verbindungs-Taue zu kappen und die Regierungsbeteiligung zu flankieren. Unter dem Druck publizierter Forschungsergebnisse etwa von Michele Sarfatti, die eindeutig den faschistischen Antisemitismus und seinen weiten Rückhalt in allen Bevölkerungsschichten belegen konnten, kam es zwar zu Verdammungsritualen und politischen Floskeln – man denke nur an Finis Jerusalemreise 2003 und sein Bedauern gegenüber der „mörderischen Judenpolitik des Faschismus", aber zu keiner gesellschaftlichen Debatte. Statt sich der Kernfrage zu widmen, woher der Antisemitismus in Italien kam, den es schon vor den Rassegesetzen von 1938 gegeben hatte oder gar die Frage der Wiedergutmachung anzugehen, ließ die Regierung Berlusconi das Thema aus der Öffentlichkeit verschwinden. In Gedenkritualen widmete man sich viel lieber der Ehrung einzelner „Judenretter", um das Bild des „guten Italieners" weiter zu verbreiten.

Sybille Steinbacher (Universität Jena) betonte in ihrem Beitrag über den „Holocaust und die Historiker" in Deutschland, daß eine ernsthafte Aus-

einandersetzung über die Shoah erst vergleichsweise spät eingesetzt habe, nachdem zunächst die wenigen überlebenden Opfer der Verfolgung selbst in Memoiren und Erlebnisschriften eine Reflexion versucht hatten. Die Thesen Ernst Noltes hätten auch deshalb zu einem derartigen Skandal geführt, weil man angesichts der Diskussion über eine Vergleichbarkeit des nationalsozialistischen Judenmordes mit dem stalinistischen Terror um den Gründungskonsens der deutschen Nachkriegsgesellschaft („Nie wieder Auschwitz") fürchtete. Der „Historikerstreit" machte jedoch die Verankerung dieses Konsenses in der Gesellschaft sichtbar, bevor der Publikumserfolg des Kinofilms „Schindlers Liste" 1994 verdeutlichte, daß dieser Prozeß auch die breite Öffentlichkeit erfaßt hat. Seit Ausstrahlung der Fernsehserie „Holocaust" 1979 in Deutschland hat sich gezeigt, dass die Medien erheblich dazu beitragen, Forschungsergebnisse in die Öffentlichkeit zu tragen, und zwar in einer Weise, die es dem Zuschauer erlaubte, Einzelschicksale wahrzunehmen, Empathie zu zeigen und somit das Geschehen zu akzeptieren. Der Konsens über die Verurteilung des nationalsozialistischen Judenmords war danach gesellschaftlich unumkehrbar. Die dritte Sektion galt daher der Wechselwirkung zwischen Geschichtsforschung und Medien, gerade auch im Hinblick auf die boomenden Geschichtsserien im Fernsehen.

Giovanni Spagnoletti (Universität Rom) beschrieb die Auseinandersetzung des Kinos mit dem Faschismus und zeigte die Zäsur und die Normalisierungstendenz auf, die mit „La notte di San Lorenzo" der Brüder Taviani 1981 eingeleitet wurde. Weder idealisierte Leidenschaft und Heldenmut wurden thematisiert, wie etwa in Rosselinis bereits 1945 entstandenem Meisterwerk „Roma Città aperta", sondern es galt nunmehr, der Welt der kleinen Leute, die den Faschismus mitgetragen und sich – ein sehr italienischer Begriff – mit ihm „arrangiert" hatten, den (moralisierenden) Spiegel vorzuhalten. Eine Weiterentwicklung dieser Innenansicht von Geschichte stellt Roberto Benignis Film „La vita è bella" von 1997 dar.

Der Germanist Matteo Galli (Universität Ferrara) bot dem Zuhörer am Beispiel der Konzeption und Rezeption der deutschen Fernsehserie „Heimat" einen kenntnisreichen Blick auf die deutsche Befindlichkeit. So hat der Holocaust im deutschen Familiengedächtnis keinen Platz gefunden und wird von der Gesellschaft zwar akzeptiert, aber nicht verinnerlicht. Der römische Filmemacher Vito Zagarrio sprach anschließend über die Konzeptionen von historischen Fernsehserien und Zeitzeugenforen im italienischen Fernsehen und wies darauf hin, dass die Medien ein positives Bild des Faschismus am Leben erhalten, indem sie unkommentiert Wochenschau an Wochenschau reihen. Das Bedürfnis nach Normalisierung zeige sich dabei auch im Detail, etwa dem Casting in Serien und Filmen: so sei etwa Bruno Ganz als Hitler im Film

„Der Untergang" derart brillant, dass man als Zuschauer den Menschen Hitler zur Kenntnis nehmen musste, was dazu geführt habe, das mediale Erklärungsmuster von Hitler als Dämon zu hinterfragen.

Norbert Frei (Universität Jena) erläuterte die Begleiterscheinung des neuen Geschichtsbewusstseins anhand der Marktmacht von Geschichtsserien, ihre kommerziellen Motive fern jeder aufklärerischen Absicht und deren Folgen für das Geschichtsbild der Öffentlichkeit. Die jüngere Generation dürfte heute eine genauere Vorstellung von Hitler und seiner Elite haben als die Erlebnisgeneration, doch genau wie jene bekomme sie die Zusammenhänge nicht erklärt, sondern werde nur „emotionalisiert", die Lust an der historischen Erkenntnis werde systematisch nicht erfüllt. Der kometenhafte Aufstieg der Figur des „Zeitzeugen", der den Experten in der Fernsehsendung ablöste, hat dabei das Gewicht weg vom Heldenkult hin zur Thematisierung des deutschen Leidens verschoben. Mario Isnenghi (Universität Venedig) sprach in seinem Kommentar denn auch sehr plastisch von einer „dolcificazione della storia", im Sinne einer Verklebung der Geschichte durch pappige Details aus dem Alltagsleben. Dennoch wurde deutlich, dass eine Aufarbeitung der NS-Zeit in dieser Breitenwirkung ohne das Fernsehen gar nicht möglich gewesen wäre und somit dessen Wirkung deutlich über alles hinausgehe, was Bücher an Wirkungsmacht entfalten können.

Fragt man nach den Auslösern des geschichtspolitischen Perspektivenwechsels seit den 80er Jahren, kommt man um eine Analyse der tief greifenden politischen Umwälzungen nicht herum. In Deutschland stellt die Wiedervereinigung diese Zäsur dar, in Italien der Zusammenbruch des Parteiensystems, in dessen politischem Vakuum nach dem Zusammenbruch der etablierten Parteien ab 1994 Berlusconi mit seiner neu gegründeten Partei Fuß fassen konnte. Die Abschlusssektion beschäftigte sich mit den Implikationen der dargestellten Entwicklungen auf Literatur und Politik. Ursula Heukenkamp (Humboldt Universität Berlin) bot einen literaturwissenschaftlichen Blick auf die vergangenheitspolitischen Romane und Reden der letzten Jahre, von Martin Walsers als „geistiger Brandschatzung" gescholtenen Rede zum 9. November 1998 bis hin zu Günther Grass' „Im Krebsgang". Interessant war vor allem ihr Blick auf die Außenseiter bzw. Kritiker der „NS-Chroniken einer Jugend ohne Handlungsalternative", wie etwa Elfriede Jelinek. Gianpasquale Santomassimo (Universität Siena) gab in seiner Analyse der Rolle der italienischen Presse zu bedenken, dass in Italien der Diskurs von vier überregionalen Tageszeitungen bestimmt werde, dabei aber oft übersehen werde, dass sich gerade in den kleinen Blättern Journalisten immer wieder gegen die unkritische Verherrlichung und Verkitschung der Resistenza gewandt hätten.

Christoph Cornelißen (Universität Kiel) stellte den Wandel des politischen Gedenkdiskurses in der Bundesrepublik als „Ergebnis konfliktreicher

Aushandelungsprozesse" zwischen politischen Eliten, Überlebenden sowie den Historikern dar, wobei gerade letztere zunehmend an Einfluß gewonnen haben. Zeichnete sich der Umgang mit der NS-Zeit und Kriegsvergangenheit bis in die 70er Jahre noch durch eine „Ent-Konkretisierung" im politischen Gedenken aus, die vor allem sprachlichen Trost durch Vernebelung spendete (über Anspielungen auf das Leben in einer „dunklen Zeit"), stand der Gedenkdiskurs seit den 80er Jahren im Spannungsfeld eines Schuldbekenntnisses, das begleitet wurde von der Konkretisierung von Täter- und Opfergruppen. Das Massenengagement von Geschichtsvereinen und Bürgergruppen hat in der Denkmalsbewegung und anderen lokalen Initiativen beträchtlichen Druck von unten erzeugt, der den Wandel hin zur differenzierteren Erinnerung deutlich machte und in den Medien weiter verbreitet wurde. In Weizsäckers Rede vom 8. Mai 1985 und seiner Formel vom „Tag der Befreiung" deutete sich die neue Narration an, wonach das Leid des Kriegsendes nicht persönliche Katastrophe, sondern Ausgangspunkt für die bessere Gegenwart sei: die Mythisierung des politischen Gedenkens hatte begonnen. Die dritte Phase seit den 90er Jahren, die noch andauere, subsumierte Cornelißen unter den Begriff der „Universalisierung". Die Kritik an der normativen Auslegung des Weltkriegsgedenkens sei zu einem immer lauter werdenden Protest der Zeitzeugengeneration angeschwollen, die ihren Platz in der Leidens-Geschichte fordert und damit einen Trend zur stärker auf sich selbst ausgerichteten Gedenkkultur setzt. Mahnmalsdebatten und Literaturkritik, wie etwa um Grass' „Krebsgang", sind Indizien für diese neue Innen-Ansicht, wie der überraschende Erfolg von Friedrichs Luftkriegsbuch „Der Brand" und den erbitterten politischen Scharmützeln um ein Berliner „Zentrum gegen Vertreibungen". Deutlich zeigt sich, dass historische Analyse weniger gefragt ist als die Botschaft des Gedenkens selbst. An Eckdaten des Gedenkkultes wie dem seit 1996 begangenen Auschwitz-Befreiungstag lässt sich ablesen, dass die universale politische Botschaft die einer zeitlosen Ermahnung zur Humanität ist, die vor der mächtigen Kulisse des Grauens im ehemaligen KZ fast formelhaft wiederholt wird und sich dadurch immer mehr vom historischen Kern des tatsächlichen Geschehens entfernt.

Filippo Focardi (Universität Padua) beschrieb für Italien einen „historischen Revisionismus", der von den zwei Polen Kritik am Antifaschismus bzw. der Resistenza sowie wohlwollender Beurteilung der faschistischen Zeit in der Balance gehalten wird. Anknüpfend an Fabres Bemerkungen wies auch Focardi darauf hin, dass De Felices verharmlosende Sicht der Ära Mussolini von politischen Kräften bewusst gebraucht und in den Medien unter dem Stichwort „pacificazione" („Versöhnung", und dies auch mit den faschistischen Mitläufern und Salò-Milizionären) verbreitet werde. Der Salonfähigkeit

oder De-Faschistisierung des Faschismus sei so seit dem zweiten Amtsantritt Berlusconis ab 2001 eine Welle der Re-Faschistisierung gefolgt. Zudem kam es unter der Regierung Berlusconi zu einer Zunahme von Gedenktagen, mithilfe derer an die Verbrechen des Kommunismus erinnert werden sollte: diese Tendenz ist vor allem erkennbar an der Debatte um die Ermordung von Italienern durch Tito-Partisanen in den istrischen Karsthöhlen („Foibe"). Doch dieser Revisionismus ist in Italien, so Focardi, keineswegs unwidersprochen geblieben: Repräsentanten des traditionellen Antifaschismus, ihnen voran der ehemalige Staatspräsident Oskar Luigi Scalfaro, verlangten unter dem Schlagwort von der „ehrlichen Versöhnung", die Verfolger sprachlich deutlich von den Verfolgten zu trennen. Auch haben die neu aufgenommenen Kriegsverbrecherprozesse seit Mitte der 90er Jahre gegen deutsche Offiziere dazu beigetragen, die Erinnerung an die Kriegsverbrechen und die Befreiungs-Leistung der Widerstandsbewegung neu zu positionieren. Dadurch kam es zwar zu einer Aufwertung der italienischen Opfer von deutschen Massakern und alliierten Bombenangriffen, doch erst zögerlich nimmt die italienische Gesellschaft in den Blick, dass eine universale Opfererinnerung auch die Opfer eigener Grausamkeiten einschließen müsste.

In der Abschlußdebatte stellte sich die Frage nach der Rolle der Historiker heute, an der Schnittstelle zwischen Forschung und Gedenkdiskurs. Der Kampf der Wissenschaftler um die Selbstverständlichkeit, die historischen Tatsachen im Mittelpunkt des Gedenkens zu belassen, wurde dabei als vordringlichstes Ziel benannt, wolle man nicht den Medien oder der Politik das Feld für ihre Zwecke überlassen. Stehen wir vor einer Gezeitenwende in der Geschichtspolitik, in der der Forscher eine diskursprägende Rolle übernehmen muß? Während die einen zur Beobachtung aufriefen, forderten die anderen direktes Engagement. Claudio Pavone appellierte in seinem Schlusswort an die versammelten Kollegen, sich nicht in die vermeintliche Sicherheit des Elfenbeinturms zurückzuziehen: alle seien „Forscher und Zeitzeugen zugleich". Wie Jens Bisky parallel zum Tagungsbeginn in der Süddeutschen Zeitung geschrieben hat, wünscht die Gesellschaft eine Form des Gedenkens, bei der „der Einzelne an keiner Stelle überwältigt oder zum emotionalen Hakkenschlagen aufgefordert" wird. Die Erinnerung wird zur Gratwanderung zwischen der späten Würdigung erlittenen Leides und der Gefahr der Aufrechnung gegen anderes Unrecht. Die Geschichtswissenschaft ist somit aufgefordert, eine Balance zwischen historiographisch korrekter Erinnerung und ihrer öffentlichen Präsentation, die im Spannungsfeld von Emotionalisierung, politischer Instrumentalisierung und abwehrbereiter Sättigung der Adressaten liegt, zu finden.

Kerstin von Lingen

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Die „Achse“ im Krieg. Protokoll einer Podiumsdiskussion zur Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in Italien und Deutschland

Die Erforschung der Geschichte des Zweiten Weltkriegs hat in den letzten zehn Jahren eine bemerkenswerte Renaissance erlebt. Dies gilt für Deutschland ebenso wie für Italien, wo man damit begonnen hat, Forschungsdefizite zu beseitigen und die Geschichte des „faschistischen Krieges“ unter veränderten Fragestellungen neu zu thematisieren. Auffällig ist freilich, daß diese Renaissance an der Geschichte der deutsch-italienischen Kriegsallianz mehr oder weniger vorbeigegangen ist. So muß konstatiert werden, daß Forschung und Erinnerung in beiden Ländern zumeist der eigenen Nationalgeschichte verhaftet bleiben. Die bündnispolitische Dimension des Krieges blendet man gemeinhin auch dort weitgehend aus, wo sie zum Verständnis strategischer, militärischer und ökonomischer Zusammenhänge in die Analyse einbezogen werden müßte oder wo ein vergleichender Blick auf die Kriegführung und die Besatzungspolitik des Verbündeten weiterführende Ergebnisse verspräche. Lediglich wenn es darum geht, die Schuldigen für militärische Katastrophen wie Stalingrad oder El Alamein namhaft zu machen, erinnert man sich in schöner Regelmäßigkeit der Verbündeten. Dies verweist nicht zuletzt auf die Frage nach den Kriegserfahrungen deutscher und italienischer Soldaten, die in komparatistischer Perspektive bisher ebenfalls nicht gestellt worden ist, sowie auf die formative Kraft von Stereotypen, die in diesen Jahren begründet oder neu aufgeladen wurden und bis heute wirkungsmächtig geblieben sind.

Mit Blick auf die Bedeutung dieses Themas und angesichts des sechzigsten Jahrestags des Kriegsendes veranstalteten das Deutsche Historische Institut in Rom und das Institut für Zeitgeschichte (München – Berlin) gemeinsam mit dem *Istituto Nazionale per la Storia del Movimento di Liberazione in Italia* (Mailand) vom 13. bis 15. April 2005 eine internationale Konferenz zum Thema „Die ‚Achse‘ im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945“. Am Ende der Tagung, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde und in den Räumen des Deutschen Historischen Instituts in

Rom stattfand, stand eine Podiumsdiskussion zum Thema „Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in Italien und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg“ – ein Problemkreis, der Wissenschaft und Öffentlichkeit in beiden Ländern bewegt und hier wie dort stark mit der Geschichte von Diktatur und Krieg verbunden ist. Während in der Bundesrepublik die Debatte um Deutsche als Kriegsopfer wiederaufgeflammt ist, scheint in Italien ein „Krieg der Erinnerungen“ über die Rolle der *Resistenza* und den historischen Ort der Republik von Salò stattzufinden. In beiden Ländern sind dabei immer wieder Forderungen nach einer „Normalisierung“ oder gar einer „Aussöhnung“ mit der eigenen Geschichte laut geworden. Im einzelnen sollte sich die *Tavola Rotonda* mit den Fragen auseinandersetzen, welchen Metamorphosen die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg unterworfen war, welche Bedeutung dem politischen Diskurs für die Konstruktion eines neuen Bildes der Vergangenheit zugekommen ist und welche Haltung die Historiker demgegenüber einnehmen sollten.

Die Leitung der Podiumsdiskussion oblag keinem geringeren als Oscar Luigi Scalfaro. Der 1918 geborene Jurist hat als junger Leutnant selbst am Zweiten Weltkrieg teilgenommen, den 8. September 1943 und den Bürgerkrieg in Italien erlebt und als Mitglied der *Democrazia Cristiana* die demokratische Entwicklung seines Landes nach 1945 an führender Stelle mitgestaltet: als Innenminister, als Präsident der Abgeordnetenkammer und schließlich von 1992 bis 1999 als Staatspräsident. Als Senator auf Lebenszeit und Präsident des mitveranstaltenden *Istituto Nazionale per la Storia del Movimento di Liberazione in Italia* begleitet Oscar Luigi Scalfaro die politische wie die wissenschaftliche Debatte über den Umgang mit der schwierigen Vergangenheit Italiens bis heute. Des weiteren nahmen drei italienische und drei deutsche Wissenschaftler an der Podiumsdiskussion teil: Christoph Cornelißen, Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel; Lutz Klinkhammer, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut in Rom; Gianni Perona, Professor an der Universität Turin und Forschungsdirektor des *Istituto Nazionale*; Paolo Pezzino, Professor für Zeitgeschichte an der Universität Pisa; Gian Enrico Rusconi, Professor für politische Wissenschaften an der Universität Turin und Direktor des *Istituto Storico Italo-Germanico* in Trient, sowie Wolfgang Schieder, emeritierter Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität zu Köln und Vorsitzender des Stiftungsrats der Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland. Aus dem Publikum beteiligten sich Gustavo Corni (Universität Trient), Brunello Mantelli (Universität Turin), Lidia Santarelli (Universität *La Sapienza*, Rom), Luca Richter (cand. phil.) sowie die Direktoren des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Michael Matheus, und des Instituts für Zeitgeschichte, Horst Möller, an der Diskussion.

Die Redebeiträge wurden aufgezeichnet und von Kordula Wolf transkribiert. Gerhard Kuck, Amedeo Osti Guerrazzi und Thomas Schlemmer bemühten sich im Zuge der weiteren Bearbeitung darum, den Charakter der zumeist in freier Rede vorgetragenen Beiträge so weit wie möglich zu erhalten und so auch dem Leser einen Eindruck von der Lebendigkeit der Debatte zu vermitteln. Das vorliegende Protokoll der Podiumsdiskussion geht dem eigentlichen Tagungsband voraus, der die Beiträge der vier vorangegangenen Sektionen enthalten und 2007/08 erscheinen wird. Eine ausführliche Zusammenfassung der Tagung aus der Feder von Malte König findet sich in Band 85 (2005) der Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken (S. 546–554).

Gerhard Kuck, Amedeo Osti Guerrazzi, Thomas Schlemmer

PODIUMSDISKUSSION

Oscar Luigi Scalfaro: Ich heiße alle Anwesenden herzlich willkommen und möchte Herrn Klinkhammer das Wort für seinen Diskussionsbeitrag erteilen, der auch als Einführung gedacht ist. Danach werde ich einige Beobachtungen meinerseits anschließen.

Lutz Klinkhammer: „Nie waren sich Deutschland und Italien in der neuzeitlichen Geschichte näher als in der Zeit von 1933 bis 1945", hat Wolfgang Schieder kürzlich festgestellt, indem er sich auf die intensiven Beziehungen zwischen den beiden faschistischen Regimen bezog. Und doch könnten wir sagen, daß gerade der Zweite Weltkrieg, als die Kriegsallianz für noch engere Kontakte gesorgt hat, im kollektiven Gedächtnis der beiden Nachkriegsgesellschaften völlig ausgeblendet blieb. Für die Erinnerungskultur der Bundesrepublik könnte man geradezu von einer doppelten Verdrängung sprechen: weder an den „Stahlpakt" und das im besetzten Europa praktizierte deutsch-italienische Militärbündnis wurde erinnert noch an die Zeit der deutschen Besetzung und Ausbeutung Italiens nach dem 8. September 1943. Weitverbreitete, wenn auch eher private Äußerungen ehemaliger Soldaten und öffentlich-staatliche Erinnerung fielen dabei freilich nachhaltig auseinander. Im kollektiven Gedächtnis der ehemaligen Wehrmachtsoldaten kondensierte sich das deutsch-italienische Bündnis der Achsenjahre vor allem zu zwei Schlagworten: italienischer „Verrat" und „feige, heimtückische" Angriffe der italienischen Partisanen im Rücken der „ehrenhaft kämpfenden" deutschen Soldaten. In den Fluß der öffentlichen Erinnerung gingen solche Themen allerdings kaum ein. Sie blieben randständig, obwohl doch über 100.000 deutsche Sol-

daten in Italien ihr Leben gelassen hatten. Stalingrad und die Vertreibungen aus dem Osten dominierten den Diskurs weitgehend. Das deutsche Opfer war erinnerungsfähiger als das, was in erster Linie an einen verbrecherischen Aggressionskrieg erinnert hätte. Allenfalls der Afrikafeldzug konnte auf der Ebene kollektiver Erinnerung eine gewisse Bedeutung für sich beanspruchen.

Angesichts des gegenwärtigen öffentlichen Interesses an den deutschen Opfern des Bombenkriegs und den Opfern der Vertreibung drängt sich die Frage geradezu auf, ob die deutschen Historiker ihren Einfluß auf die Öffentlichkeit nicht überschätzen. Welche Auswirkungen haben Bücher wie Jörg Friedrichs nun auch ins Italienische übersetzte „Der Brand“? Besteht nicht auch auf deutschem Boden seit 1945 ein *basso continuo*, der Schlagworte kennt wie „Schlußstrich“ oder – oft mit Verweis auf das Schicksal Dresdens – „Bombenterror“ und der immer wieder auf die Leiden deutscher Kriegsgefangener rekurriert, wie etwa die Debatte über die sogenannten Rheinwiesenlager gezeigt hat?

Im demokratischen Nachkriegsitalien hingegen wurde die Erinnerung an den eigenen Aggressionskrieg erfolgreich verdrängt – trotz ausländischen Beharrens auf einer Strafverfolgung italienischer Kriegsverbrecher, wie sie Italien im Waffenstillstandsvertrag hatte zugestehen müssen. Um dies auszugleichen, konzentrierte sich das politische Gedächtnis der Nation, die ohne nennenswerte Verluste mit einem Friedensvertrag mehr als glimpflich aus diesem Krieg herausgekommen war, fast ausschließlich auf die Zeit nach dem Bündniswechsel, die „Mitkriegführung“ auf Seiten der westlichen Alliierten, auf die *Resistenza* und den eigenen Anteil an der Befreiung vom „Nazifaschismus“. 50 Jahre lang war die neofaschistische Erinnerungskultur, die den Faschismus massiv verharmloste, nicht öffentlich konsensfähig, obwohl sie unterschwellig stets präsent war, wie Filippo Focardi gezeigt hat. Seit 1945 kursierte die Forderung nach einer pazifizierenden Verständigung zwischen der *Resistenza* und den Anhängern der Republik von Salò. Die damit verbundenen Themen sind aber erst im letzten Jahrzehnt hoffähig und – vor allem seit dem Wahlerfolg der *Alleanza Nazionale* im Bündnis mit Berlusconis *Forza Italia* – in den massenmedialen Diskurs eingespeist worden.

Während die Erinnerung an den Partisanenkrieg seit den späten achtziger Jahren in der Öffentlichkeit deutlich an Bindungskraft verloren hat, droht nun eine ausschließliche Opfererinnerung deren Stelle einzunehmen und zur neuen „Zivilreligion“ eines „postfaschistischen“ Italien zu werden. Um den von vielen für anachronistisch gehaltenen Gegensatz von „Antifaschisten“ und „Faschisten“ zu überwinden, wird in jüngster Zeit häufig der Versuch gemacht, im Zuge einer „nationalen Wiederversöhnung“ auch die Salò-Faschisten als (angeblich überwiegend unschuldige) Opfer zu deuten, obwohl die Ergebnisse

historischer Forschung das Gegenteil zutage fördern. Diese Gleichbehandlung der Opfer, die beide Seiten in den Jahren des Bürgerkriegs zwischen 1943 und 1945 gebracht haben, verstärkt die Ausblendung einer italienischen Tätererinnerung zusätzlich.

Verändern sich damit auch die nach 1945 kanonisierten „Gedächtnisorte" der Nation? Die politische Rechte versucht, die *Foibe* in den Rang eines nationalen Gedächtnisortes zu erheben. Für die Linke hingegen ist die Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen in Italien und in Europa der Kitt, der den auseinanderbrechenden Kern des gesellschaftlichen wie historischen Grundkonsenses zusammenhalten soll. So wird das ehemals positiv definierte antifaschistische Paradigma abgelöst durch die Erinnerung an die NS-Verbrechen. Doch zentrale Elemente des italienischen Eroberungskriegs vor 1943 fallen in der breiten Öffentlichkeit weiterhin dem Vergessen anheim.

Es ist jedenfalls auffällig, daß die einzige überwölbende, allen Italienern gemeinsame Erinnerung, die evoziert werden kann, ohne daß innere Spannungen zum Vorschein kommen, die Verbrechen betrifft, die der nationalsozialistische Staat während des Zweiten Weltkriegs begangen hat. Ist das in den vergangenen Jahrzehnten so positiv konnotierte antifaschistische Paradigma etwa abgelöst worden durch eine Erinnerung an Traumata und negative Kriegsereignisse? Wird die Dämonie des nationalsozialistischen Deutschlands beschworen, um inneritalienische Prozesse der Spaltung und des Auseinanderklaffens der *memoria* zu überlagern? Überraschend ist jedenfalls, daß die Erinnerung an das faschistische Regime in Italien, wie es zwischen 1922 und 1943 bestanden hat, für die gegenwärtige Debatte um die politische Kultur der Republik keine Rolle spielt. Dabei könnte man meinen, daß das problematische Verhältnis, das in Italien bei der Erinnerung an den Prototyp faschistischer Regime zu bestehen scheint, Auswirkungen auf die heute so schwierige Suche nach einem gemeinsamen Nenner für das Gedächtnis der Republik haben müßte. Polemisch gewendet: Ist Benito Mussolini nicht bereits zum Ahnherrn eines großen Teils der Italiener geworden und nur Alessandra Mussolini glaubt noch daran, eine exklusive Familienbeziehung zu ihrem Großvater zu haben?

Welche Bedeutung hat das denn heute noch?, könnte man polemisch fragen. Antworten wir darauf mit einem Beispiel aus Fernost: Am vergangenen Wochenende – am 9. April 2005 – haben in Beijing die größten Demonstrationen stattgefunden, die China in den letzten sechs Jahren erlebt hat. Diese Demonstrationen richteten sich gegen ein Buch, genauer gesagt gegen ein neues japanisches Geschichtsbuch, das die japanischen Kriegsverbrechen verharmlost hat. Für die Verharmlosung *italienischer* Kriegsverbrechen gibt es auch ein Symbol, das sich in Teile zerlegt in Fiumicino vor den Toren Roms

befindet: Es handelt sich um den Obelisken von Axum, den Italien seit 1947 hätte an Äthiopien zurückgeben müssen! Nur daß der äthiopische Protest keine internationale Bedeutung entfaltet hat.

Wäre es da nicht besser, dem Vorschlag Paolo Pezzinos zu folgen und die staatlichen Gedenktage fallenzulassen, die allzu stark politisch instrumentalisiert zu werden drohen? Bedeutet das auch, den Gedenktag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz wieder abzuschaffen? Aber hat der italienische Gedenktag des 27. Januar nicht ohnehin eine andere Funktion? Zwar wird am 27. Januar auch des italienischen Antisemitismus und der schändlichen Rassengesetze von 1938 gedacht. Gleichzeitig wird jedoch auch anderer italienischer Opfer – des Nationalsozialismus wohlgemerkt – gedacht, nämlich der in die Konzentrationslager Deportierten und der von der Wehrmacht internierten italienischen Soldaten. Damit wird der Tag der Erinnerung auch ein Tag der Entlastung von einer italienischen Tätererinnerung. Wurde die *giornata della memoria* nicht auch deswegen einstimmig verabschiedet – und mit dieser zugegebenermaßen stark zugespitzten Frage möchte ich schließen –, weil sich ein großer Teil der italienischen Abgeordneten hinter den Glauben zurückzog, daß Auschwitz eine Sigle für das deutsche Jahrhundertverbrechen darstelle und das faschistische Italien eben nicht „im Lichtkegel des Holocaust“ gestanden habe, wie Renzo De Felice in seiner Geschichtsschreibung betont hat?

Oscar Luigi Scalfaro: Ich danke Herrn Klinkhammer für die einleitenden Worte und für die Einladung zur Teilnahme an dieser Diskussionsrunde. Wenn man in meinem Alter, und mir scheint, ich bin hier der Älteste, verschiedene Ämter bekleidet hat und nun historische Gedenkschriften liest beziehungsweise an Gedenkfeiern teilnimmt, stößt man mitunter auf Tatsachen, die die Zeit verschüttet hatte, und diese Entdeckungen können äußerst schmerzhaft sein. Zeitabschnitte werden wieder lebendig, in denen das menschliche Leid ein unvorstellbares Ausmaß erlangte, obgleich daraus kaum Lehren gezogen worden sind.

Zwei verschiedene Diktaturen: Wie oft habe ich in Debatten italienische Wissenschaftler gehört, die den Faschismus zusammenfassend als eine „zweitrangige“ Diktatur bezeichnet haben. Ich habe diese Definition grundsätzlich immer abgelehnt, denn ich glaube nicht, daß man die politischen Regime, und in diesem Fall die Diktaturen, nur nach der Zahl der Ermordeten beurteilen darf. Die vernichteten Menschenleben stellen einen Faktor von außerordentlicher Bedeutung dar, doch ich glaube nicht, daß sie als Maßeinheit dienen können. Die Diktaturen treten die individuellen Grundrechte, angefangen bei den Freiheitsrechten, mit Füßen, andernfalls wären es keine. Mit der Mißach-

tung dieser Rechte ist das Verbrechen bereits vollendet. Daß es darüber hinaus zur Auslöschung ganzer Völker, so der kaukasischen unter Stalin, gekommen ist, daß es die Schrecken Hitlers und seiner Schergen gegeben hat und daß der Faschismus weniger grausam war, läßt sich vielleicht recht einfach aufzeigen. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß der Faschismus in den Krieg und zu einer Menschenvernichtung ohnegleichen geführt hat. In der Schule befaßten wir uns mit dem Ersten Weltkrieg von 1915 bis 1918, der von Italien bei einer Bevölkerungszahl, die nicht einmal halb so groß war wie heute, ungefähr 500.000 Soldatenleben forderte, während wir, glaube ich, die genaue Zahl der Toten des Zweiten Weltkriegs selbst heute noch nicht kennen. Zweifellos gab es zumindest in unserer Geschichte zum ersten Mal mehr Tote unter der Zivilbevölkerung als unter den Soldaten. Die beiden Diktaturen hatten also einen gemeinsamen Ursprung in ihrer absoluten Negation der Menschenwürde und der individuellen Grundrechte und mit ihrer Theorie der höherwertigen Rasse. So kam es zur „Achse" Rom–Berlin–Tokio.

Die italienische Kriegsbeteiligung stand unter schlechten, sehr schlechten Vorzeichen. In einer Art Wettlauf und in der Hoffnung, ein wenig vom Sieg zu erhaschen, trat Italien am 10. Juni 1940 in einen Krieg ein, der bereits seit einem knappen Jahr im Gange war. Ich studierte damals im zweiten Jahr Rechtswissenschaften. Die katholische Welt, in der ich mich damals bewegte, hatte uns einen Beurteilungsmaßstab an die Hand gegeben, der die Diktatur ablehnte. Denn die faschistische Rechtstheorie negiert die individuellen Grundrechte, weil sie als Träger der Grundrechte nur den Staat anerkennt, während die Einzelpersonen an diesen Rechten nur insofern teilhaben, als sie Emanation des Staates sind; noch vor jedem Rechtsgefühl widerspricht diese Theorie bereits dem gesunden Menschenverstand.

Ich erinnere mich an Kommilitonen an der Universität, die den Kriegsbeginn begeistert begrüßt hatten, dann aber, als Italien das zusammenbrechende, sich in einem verheerenden Zustand befindende Frankreich angriff, von argen Zweifeln befallen wurden. Die Schande, die sich darin ausdrückte, spiegelte sich für uns auch im Gesicht und in der Gefühlslage der einfachen Soldaten wider, die sich der moralischen Abgründigkeit einer derartigen Aggression sehr wohl bewußt waren. Andererseits wurde Mussolini von den Verhandlungen zwischen dem Sieger und dem geschlagenen Frankreich ausgeschlossen, was zweifellos einen ersten Akt der Strafe für ihn darstellte. Hier begann nun jene Kriegsphase, die in den schwer zu beurteilenden 8. September einmündete: ein wirklich einschneidendes Negativereignis angesichts der in Auflösung befindlichen Streitkräfte und einer für die Nation fast völlig ausweglosen Situation. Schon damals befremdete es, daß Italien völlig unvorbe-

reitet war und mit dröhnenden, aber inhaltsleeren Erklärungen – „mehrere Millionen Bajonette“ – an der Seite eines hochgerüsteten Deutschen Reiches in den Krieg zog, um einen Plan auszuführen, der seit langem (und als ehemaliger Richter würde ich sagen: mit hartnäckigem Vorsatz) verfolgt worden war. Wie dem auch sei, jedenfalls befand sich Italien in Auflösung. Nach meiner Einberufung führte ich Gespräche mit Soldaten, die aus dem Griechenlandfeldzug zurückkehrten. Deutsche Soldaten hatten ihnen aus der Patsche geholfen. Die Heimkehrer erzählten, sie hätten Plakate und Leim im Marschgepäck gehabt, als sie nach Griechenland aufbrachen, um sie dort nach Überwindung des feindlichen Widerstands anzuschlagen. Wir konnten das damals kaum glauben: Für uns hörte es sich wie ein Märchen an.

Nach meiner einjährigen Ausbildungszeit als Soldat, Gefreiter und Unteroffizier war ich Leutnant auf Sizilien und wechselte aufgrund meines Universitätsdiploms von der Infanterie in den militärischen Verwaltungsapparat. In Acireale traf ich auf einen Brigadegeneral; es war der Vater eines meiner Schulkameraden aus der Gymnasialzeit, der in El Alamein gefallen war und daraufhin mit der Tapferkeitsmedaille in Gold ausgezeichnet wurde. Ich hatte nicht damit gerechnet, diesen General jemals wiederzutreffen, der mich seit meiner Schulzeit nicht mehr gesehen hatte; er umarmte mich und fing zu weinen an. Er sagte mir, ihm sei aufgetragen worden, die Küste von Messina bis Syrakus zu verteidigen, und er habe um acht Uhr morgens den Schießbefehl gegeben, aber erst mittags sei der erste Schuß gefallen. Er sprach zu mir wie ein Vater. Als ich in Ausführung eines Auftrags auf meinem Weg nach Palermo die Meerenge überquerte, ertönten auf dem Fährschiff verschiedene Signale. Auf mein Fragen hin antwortete mir ein Matrose, es handele sich um einen U-Boot-Alarm. Wenn schon Messina bedroht ist, schrieb ich meinen Eltern, werden die U-Boote sicherlich auch im Lago d'Orta stehen, in dessen Nähe sie lebten. Mittlerweile lief kein mit Lebensmitteln oder Munition beladenes Schiff mehr aus, das nicht torpediert worden wäre. Es gab keinen Moment zum Luftholen. Und wenn die Sirenen losheulten, waren die Flugzeuge bereits über uns, so daß ich nie verstanden habe, warum noch Alarm gegeben wurde.

Zweifellos war es für mich damals, noch vor dem 8. September, kein angenehmes Gefühl, mit den Deutschen in direkten Kontakt zu treten, was mein Aufgabenbereich im übrigen auch nicht mit sich brachte. Wir grüßten uns, wenn wir uns sahen. Selbst die unteren Offiziersränge der Deutschen verfügten über zumindest ursprünglich schöne, jetzt allerdings ziemlich ramponierte Autos aus französischer Kriegsbeute. Dort, wo ich stationiert war, gab es ein Hotel mit 100 Zimmern, in dem zwischen zehn und zwanzig italienische Offiziere logierten; sie wurden alle ausquartiert, um Platz zu schaffen für

zwei bis drei deutsche Offiziere. Auch wenn es sich dabei um ein zweifellos anmaßendes Verhalten handelte, war es noch erträglich. Schlimmer wurde es nach dem 8. September.

Um die Justizverwaltung in den wichtigsten Bereichen zu gewährleisten, wurden die Richter vom Militärdienst befreit. Da ich nach meinem Universitätsabschluß ein Auswahlverfahren bestanden hatte, wurde auch ich freigestellt. Damit begann die Zeit meiner Untergrundtätigkeit: das heißt – und mag weniger heroisch klingen –, tagsüber erledigte ich meine Aufgaben als Richter, um dann abends oder nachts an geheimen Treffen teilzunehmen.

Zweifellos konnte man nicht erwarten, daß die deutschen Soldaten und Offiziere sich nach dem 8. September zuvorkommend verhalten würden. Aus einem menschlichen Blickwinkel hätte ich damals nicht in der Haut der deutschen Soldaten stecken mögen, die in ihren Verbündeten von 1940 bis 1943 auf einmal einen Feind erkannten, von dem sie umgeben waren. Das darf nicht vergessen werden, obgleich mich einige Personen zunächst verstört ansehen, wenn ich in Diskussionen über die Kriegs- und Nachkriegszeit darauf zu sprechen komme. Selbstverständlich bin ich weit davon entfernt, den fürchterlichen Gewalttaten, die ich gesehen habe, auch nur Verständnis entgegenzubringen. In ihnen drückt sich ein solches Maß an Unmenschlichkeit aus, daß ich seitdem – und zuletzt noch im Falle des Irak – jedem Krieg ein absolutes Nein entgegengesetzt habe.

Es gibt somit kein Argument zur Verteidigung des Krieges, es sei denn, es handelt sich um Notwehr. Ich habe schlimme Taten gesehen, die die Deutschen nach dem 8. September und beim Rückzug der Truppen begangen haben. Aber auch sie befanden sich in einer sehr schwierigen Lage. Befriedung und Versöhnung setzen die Achtung vor der Wahrheit voraus. In den 60 Jahren meiner politischen Tätigkeit im Untergrund und im Parlament habe ich niemals die Lüge als politische Kraft akzeptiert; gleichwohl beobachten wir, daß diese menschenfeindliche, der Intelligenz hohnsprechende Methode immer weitere Kreise zieht. Ich habe die von den Deutschen begangenen Verbrechen gesehen, die heroischen Aktionen, aber auch die Untaten der Partisanen, ich habe Jugendliche gesehen, die mit den besten Idealen ihr Leben in den Bergen begonnen haben und in eine erschreckende Degeneration abgeglitten sind. Der Krieg führt schnell zur Degeneration. Man meint oft, die Nutzlosigkeit derartiger Äußerungen zu spüren, doch auch sie legen Zeugnis ab von der Wahrheit.

Ich bin aber auch immer davon ausgegangen, daß die Wiederaufnahme der zwischenmenschlichen Beziehungen, die schließlich allein zählen, zwischen den Italienern und Deutschen bei denjenigen begann, die Hitler, seine Doktrin und seine SS nicht akzeptiert hatten. Die nachhaltige Erneuerung

der Kontakte verdanken wir aber meiner Meinung nach auch dem besonders glücklichen Umstand, daß es in Italien einen De Gasperi und in Deutschland einen Adenauer gegeben hat. Heute sehen wir, daß in Italien eine Geschichtspolitik betrieben wird, die im Zeichen der Befriedung oder mit anderen Begründungen auf eine Geschichtsrevision zielt und eine Aufwertung des Faschismus betreibt. Tatsächlich hat der Verteidigungsausschuß des Senats vor einigen Monaten beschlossen, die Soldaten der Republik von Salò als legitime Kriegsteilnehmer anzuerkennen. Ich denke, und wohl nicht nur ich, daß die Geschichte ihre Kraft daraus gewinnt, daß sie die Tatsachen wiedergibt, wie sie sind. Zu Beginn meiner Karriere gab mir der Vorsitzende des Gerichts, dem ich zugeteilt worden war, folgende Worte mit auf den Weg, die ich auch während meiner langen politischen Tätigkeit niemals vergessen habe: Um ein Urteil fällen zu können, reiche nicht die erworbene Kenntnis des Rechts, der Rechtsprechung aus; den Tatbestand müsse man kennen, und je genauer, desto mehr reduziere man die Möglichkeit des Irrtums, dem man zwangsläufig ausgesetzt ist aufgrund der objektiven Schwierigkeiten, das Handeln einer anderen Person einzuschätzen. Der Tatbestand sei heilig, selbst Gott könne ihn nicht ändern, er sei Realität. Man muß sich also mit der Geschichte auseinandersetzen, so wie sie gewesen ist, und sie dann kommentieren. Damit schließe ich erst einmal und gebe Herrn Cornelißen das Wort, dem dann die weiteren Podiumsredner folgen werden.

Christoph Cornelißen: Meine Damen und Herren, wir sind von der Regie auf kurze Statements verpflichtet worden. Zu diesem Zweck habe ich mir drei Punkte herausgesucht, die mir relevant für unsere Podiumsdiskussion zu sein scheinen, möglicherweise auch für die Diskussion mit dem Publikum. Ich gehe zunächst einmal ganz kurz auf das allgemeine Phänomen der Erinnerungskultur der Moderne ein, in der wir uns befinden und wovon auch diese Veranstaltung, wie mir scheint, ein Teil ist. Ich werde dann zweitens ganz kurz einige Bemerkungen machen zum Generationenwandel und seinen Rückwirkungen auf die Formierung der Erinnerung. Und abschließend werde ich mir eine ganz kurze politisch-didaktische Bemerkung erlauben, weil ich glaube, daß es wichtig ist, daß das, was heute und gestern hier gesagt wurde, auch aus diesem Raum wieder herauskommt, um gewissermaßen ein Publikum vor allem der jüngeren Generation zu erreichen.

Zunächst einmal: Das bemerkenswerte Phänomen überhaupt ist ja, daß wir in einer Zeit leben, die so viele Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg produziert wie wohl nie zuvor, und das sowohl in Italien als auch in Deutschland. Jeder, der mit zeithistorischen Fragen zu tun hat, und das sind fast alle der hier vertretenen Kolleginnen und Kollegen, weiß, daß es eine Art von

Aufdringlichkeit, eine neue Aufdringlichkeit der Zeitgeschichte gibt. Und wie ich gerade andeutete: Ich glaube, selbst die hier abgehaltene Konferenz kann, ohne dies in irgendeiner Weise despektierlich zu meinen, in den weiteren Rahmen eines in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten ausgebrochenen, auch stetig wachsenden *Memory-Booms*, wie Jay Winter ihn genannt hat, eingeordnet werden. Ohne die Expansion im öffentlichen Bildungswesen und ohne die materielle Besserstellung großer Bevölkerungskreise wäre das Phänomen, dessen Zeugen wir im Moment sind, so gar nicht denkbar. Daß Erinnerung im öffentlichen Raum zum Ausdruck kommt, ist mithin von materiellen Faktoren ebenso abhängig wie von politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Kurz und zugespitzt: Sie ist ein Wohlstandsphänomen, jedenfalls in der Dichte, wie wir es zur Zeit erleben. Vor diesem Hintergrund nehmen der Zweite Weltkrieg und seine tiefgreifenden Folgen heute einen weit prominenteren Platz in der auch westdeutschen/deutschen Erinnerungskultur ein als dies für frühere Jahrzehnte gesagt werden kann. Das zeigt sich nicht zuletzt an der immens gewachsenen Historiographie zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs; in Großbritannien beispielsweise beziehen sich zehn Prozent der Sachbücher auf den Zweiten Weltkrieg. Aber wir erleben das eben auch in den elektronischen Medien, und wir erleben es in der Belletristik.

Ein Beispiel hierfür hat Christof Dipper in den letzten Tagen schon genannt: Das ist die Sammlung „Echolot" von Walter Kempowski. Es ist nur ein Beispiel, aber wie mir scheint, ein sehr problematisches. Ich würde mich da etwas von Herrn Dippers Urteil absetzen, eigentlich ein konträres Urteil formulieren wollen: Die Sammlung „Echolot" ist ja genau genommen eine monumentale, unkritische Zusammenstellung von Quellen, die sich gewissermaßen entlang der Schnittstelle von Geschichtsschreibung und Literatur bewegt. Daß sie das Bild vieler Deutscher – gerade auch der jüngeren – über den Zweiten Weltkrieg stärker prägen wird als die historische Fachliteratur, davon müssen wir wohl ausgehen. Aber ich denke doch, daß es unsere Pflicht als Historiker ist, eben in kritischer Manier auf die Probleme dieser Sammlung hinzuweisen. Ich will es scharf formulieren: Es erscheint mir fast wie eine Art Krönungsmesse der deutschen Versöhnung, die dort gefeiert wird – jedenfalls ergibt sich das schon aus dem sehr kurzen Vorwort –, eine Krönungsmesse, die dann gewissermaßen in der Summe der dort präsentierten Quellen hinter den Forschungsstand zurückfällt. Und es ist für Historiker eigentlich immer schwer zu akzeptieren, wenn in der wissenschaftlichen Entwicklung sozusagen ein Rückschritt eintritt.

Zur zweiten Frage, die auch Lutz Klinkhammer aufgeworfen hat: Welche Form von Erinnerung und welches Maß an Schuld konnte die deutsche Gesellschaft nach 1945 ertragen beziehungsweise akzeptieren und wie konnte

diese Erinnerung dann tatsächlich zu einem Bestandteil der politischen Kultur werden? Dazu können wir vielleicht zunächst festhalten, daß es in Westdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst einmal eine sehr intensive – vor allem auch historiographische – Beschäftigung mit der NS-Vergangenheit gegeben hat, auch in der Form einer wissenschaftlichen Bewältigung, wie man lange gesagt hat. Die Anfänge dieser Entwicklung lassen sich zurückverfolgen bis in die allgemeine Revisionsliteratur der frühen Nachkriegs- und Gründungsjahre der Bundesrepublik. Gleichwohl stellt die Beschäftigung mit der NS-Vergangenheit, zumal mit den Verbrechen in deutscher Verantwortung während des Zweiten Weltkriegs, sicherlich keine reine Erfolgsgeschichte, auch keine historiographische Erfolgsgeschichte dar. Denn zum einen bediente sich die einschlägige zeithistorische Forschung, die ja im wesentlichen zunächst einmal von Angehörigen der Frontgeneration des Ersten Weltkriegs geschrieben worden ist, bewußt allgemein gehaltener Kategorien, um den konkreten Schuldanteil von Einzeltätern oder auch von sozialen Gruppen nicht so genau bestimmen zu müssen. Und zum anderen ist eine zweite Tendenz sehr offensichtlich: die Tendenz, gewissermaßen in eine europäische Unverbindlichkeit zu flüchten. Hier führte der frühe Versuch des historischen Vergleichs nicht selten zur Exkulpation. Die unter den führenden deutschen Historikern ohnehin zunächst nur vorsichtig geäußerte Bereitschaft zur wissenschaftlichen Aufklärung der NS-Verbrechenspolitik wurde in den fünfziger Jahren zudem stark gebremst von einer Vergangenheitspolitik, die außenpolitisch primär zunächst einmal auf die Integration Westdeutschlands in einen westeuropäischen Staatenverbund abzielte und innenpolitisch im Signum gesellschaftspolitischer Versöhnung stand. Konkret bedeutete das zunächst einmal die Re-Integration der Funktionseliten des Dritten Reiches in das politische System der Bundesrepublik und ihre Gesellschaft.

Ein breiteres öffentliches Interesse an der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit konnte angesichts dieses politischen Klimas schlechterdings nicht gedeihen und ist Anfang der fünfziger Jahre tatsächlich nicht zu erkennen. Was man hierbei freilich nicht übersehen sollte: Eigene Opfer – und wir haben hier schon die Konzentration jeweils auf die eigenen Opfer angesprochen – hatten die Deutschen in den fünfziger Jahren und danach zu Hauf zu beklagen. Millionen von Toten, Millionen von Flüchtlingen und Vertriebenen sowie die massiven Kriegszerstörungen und ihre Folgen, zumal in den Großstädten, lenkten mehr oder minder zwangsläufig die Aufmerksamkeit und die Blickrichtung vieler Deutscher auf die eigenen Opfer. Eine öffentlich gestaltete Erinnerung im Widerspruch zu dieser millionenfachen privaten und ja letztendlich auch gesellschaftlichen Trauerkultur wäre zum Scheitern verurteilt gewesen. Einen zusätzlichen Schub erhielt die Erinnerung an die eigenen

Opfer aus dem sich rasch organisierenden Umfeld der Interessenvereinigungen, namentlich der Heimatvertriebenen-Verbände, die früh die Leiden der deutschen Bevölkerung im Krieg und in der Nachkriegszeit gegen die Verbrechen aufrechneten, die im deutschen Namen in ganz Europa verübt worden waren.

Ende der fünfziger Jahre, Anfang der sechziger Jahre änderte sich diese Ausgangslage und damit eben auch die Zielrichtung der westdeutschen Erinnerungskultur. Seitdem wurde in zahllosen Skandalen die bislang beschwiegene oder unbekannte NS-Vergangenheit führender westdeutscher Politiker und Beamter, oft auch mit entsprechenden Informationen aus der DDR, aufgedeckt. Parallel dazu rückten die Angehörigen einer neuen politischen Erfahrungsgeneration in Schlüsselpositionen von Politik und Gesellschaft. Der Ruf nach energischen Aufklärungskampagnen, zumal nach der Kölner Synagogenschändung von 1959, hatte dann eine intensive Hinwendung zur Aufarbeitung (oder wie man dann zeitgenössisch auch gesagt hat: zur „Bewältigung") der Vergangenheit gefördert. Daß die Forderung nach Vergangenheitsbewältigung nun auch tatsächlich ein breites gesellschaftliches Echo auslösen konnte, hängt eng mit dem Wechsel und dem Wandel der außen- und innenpolitischen Rahmenbedingungen zusammen. Auch von den großen NS-Prozessen sind bekanntlich, angefangen vom Ulmer Einsatzgruppen-Prozeß 1958 bis hin zum Majdanek-Prozeß in Düsseldorf 1975 bis 1981, weitere wichtige Impulse in die Öffentlichkeit hineingetragen worden. Alle diese Faktoren zusammengenommen haben Lernprozesse ausgelöst und induzierten längerfristig einen Einstellungswandel in der Bevölkerung. Wir können historiographiegeschichtlich seitdem einen immensen Schub in der Zeitgeschichtsforschung beobachten. Gleichwohl zeigen die immer noch laufenden Debatten, beispielsweise über die Rückwirkungen der Fernsehserie „Holocaust", die 1979 zum ersten Mal in Westdeutschland gezeigt wurde, daß es durchaus zu diesem Zeitpunkt noch einen sehr großen Aufklärungsbedarf gab, wohl aber auch einen Redebedarf, jetzt Dinge in die Öffentlichkeit zu tragen, die vorher weitgehend beschwiegen worden waren.

Und damit will ich jetzt auch zum Ende kommen und noch einen letzten Punkt kurz ansprechen: die Frage der politisch-historischen Didaktik. Ob die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und seine Verbrechen in der jüngsten Zeit – um hier auch einen großen zeitlichen Sprung zu machen – tatsächlich dazu tendiert, zum Bezugspunkt eines im Entstehen begriffenen transnationalen europäischen oder auch binationalen deutsch-italienischen Gedächtnisses werden zu können, wie verschiedenen Orts behauptet wird, bleibt abzuwarten. Sicherlich hat die Rückkehr des Krieges auf den europäischen Kontinent in den 1990er Jahren dazu beigetragen, viele Menschen, und ich glaube auch

gerade viele Jugendliche, wieder stärker für die Geschichte der Gewaltregime des 20. Jahrhunderts zu sensibilisieren. Von außen betrachtet, müßte dies – auch in Deutschland und Italien – zu einer Einebnung nationaler narrativer Erinnerungskulturen führen. Aber auf dem Weg dorthin, so scheint mir, haben wir Historiker noch viel Arbeit vor uns. Ich möchte Ihnen das anhand eines ganz kleinen Beispiels verdeutlichen und damit auch zum Schluß kommen: Ich unterrichte zur Zeit in Kiel ein kleines propädeutisches Seminar, ein Proseminar, zum Thema „Der Faschismus auf dem Weg an die Macht“ mit mehr als 40 Teilnehmern. Und ich habe mir die Frage erlaubt – die Studenten sind vorher mit Literatur ausgestattet worden –, ob irgendeiner sagen könne, wann der Zweite Weltkrieg in Italien an ein Ende gekommen sei. Von den 40 deutschen Kommilitonen, den zukünftigen Experten unserer Wissenschaft, kannte keiner den Tag der italienischen Kapitulation und keiner den 25. April 1945. Ich denke, wir sollten das zur Kenntnis nehmen und auch entsprechende Versuche unternehmen, um Korrekturarbeit und Vermittlertätigkeit zu leisten.

Gianni Perona: Meine Damen und Herren, ich möchte in gebotener Kürze auf ein Problem hinweisen. Es ist hier von „Italienern“ und „Deutschen“, von „Erinnerung des Krieges“ und „Kenntnis des Krieges“ gesprochen worden. Wir wissen, daß wir nur eine begrenzte Kenntnis vom Krieg haben und daß es notwendig ist, neue Quellen zu erschließen, neue Wege zu erkunden. Die Frage, die ich aufwerfen möchte, betrifft indessen das Geschichtsbewußtsein. In Italien gründet sich dieses in hohem Maße auf lokale Erinnerungskulturen mit asymmetrischen lokalen Wurzeln, die ihrerseits an asymmetrische politische Verhaltensweisen gebunden sind und zu recht eigenartigen Verzerrungen führen. Zweifellos gibt es eine rechte Wählerschaft, die – vorsichtig ausgedrückt – die Erinnerung an den Faschismus ohne Abneigung betreibt, und diese Haltung ist sicher stärker im Süden verankert, wo die sogenannte Judenfrage ein abstraktes Problem darstellte. Wir sind nämlich die Erben der spanischen Inquisition: im Königreich Neapel, also in ganz Süditalien, gab es praktisch keine Juden. Juden lebten von Rom an nordwärts, vom Kirchenstaat bis hin zum sardisch-piemontesischen Königreich und nach Lombardo-Venetien. Einige für die Geschichtsschreibung zentrale Themen scheinen hier deshalb als fremde, nebensächliche Aspekte wahrgenommen zu werden. In Süditalien wird uns Historikern beispielsweise vorgeworfen, die Bedeutung des Bombenkriegs durchweg vernachlässigt zu haben. Und nicht zu Unrecht, denn noch kürzlich habe ich von sardischen Historikern gehört, Cagliari sei 1945 so stark zerstört gewesen, daß man ernsthaft daran gedacht habe, die Stadt völlig aufzugeben. Weil sie den Konsens gegenüber dem Faschismus untergraben haben, bezieht man sich immer auf die großen Bombardements im

Norden, auf Turin und Mailand, auf die Distanzierung der Arbeitermassen, auf die Streiks vom März 1943 und so weiter. Gleichzeitig jedoch wurden Catania, Palermo, Brindisi und Neapel zerstört: die Bürgermeisterin von Neapel, Rosa Russo Iervolino, hat jüngst von insgesamt 104 Luftangriffen auf die Stadt gesprochen. Auch bei der apulischen Bevölkerung ist der Groll über die Nichtachtung ihrer Leiden sehr groß, denn hier begannen die Bombardierungen im Zusammenhang mit dem Feldzug gegen Griechenland; die Region Salento wurde ab 1941 verwüstet, und bereits bis Ende 1941 hatten sich etwa im Fall Brindisi 90 Prozent der Bevölkerung aufs Land geflüchtet.

Ich verweise oft auf ein weiteres Beispiel, um die geringe Aufmerksamkeit zu erklären, die man der *Resistenza* in Süditalien gewidmet hat. Es gab sehr viele Süditaliener unter den Partisanen, an die allerdings niemand denkt. Auf der Basis der piemontesischen Datenbank, in der die Aktivisten des Widerstands erfaßt sind, habe ich folgende Berechnungen durchgeführt: unter insgesamt 85.000 Partisanen waren 5000 Süditaliener, davon 2500 Sizilianer, und es gab 400 süditalienische Gefallene. Wie sieht nun die Erinnerung an diese Vergangenheit aus? Eine Analyse der berühmten Sammlung von Abschiedsbriefen der zum Tode verurteilten Partisanen ergibt 262 Briefe aus Nordwestitalien, weniger als dreißig Briefe aus Nordostitalien, und nur vier süditalienische Briefe. Fast die gesamte Briefsammlung, die lange Zeit eines der wichtigsten Instrumente für die Erinnerungskultur und die staatsbürgerliche Erziehung gewesen ist, bezieht sich somit auf Gefallene aus dem Nordwesten Italiens. Wir haben Wissenschaftler aus dem Nordosten Italiens gefragt, warum die Partisanen dort so wenige von diesen Zeugnissen identitätsstiftender Erinnerung hervorgebracht haben. Die Antwort lautete: Zweifellos kam es auch im Nordosten, etwa in Bassano, zu umfassenden Massakern an Partisanen, doch lag ihnen – wie Dianella Gagliani zu Recht hervorgehoben hat – kein juristisches Verfahren zugrunde, so daß die Partisanen keine Zeit hatten, einen Abschiedsbrief zu schreiben. Im Nordwesten ist mit der von Giovanni Pirelli und Piero Malvezzi herausgegebenen Briefsammlung versucht worden, eine nationale Erinnerung zu schaffen. Wir verfügen also über eine Erinnerung an diejenigen, die mit den letzten Briefen eine Spur hinterlassen haben, und über eine zeugnislose Erinnerung. Bleibt von denen, die nichts hinterlassen, nur die Erinnerung des Leides? Giovanni Contini Bonacossi hat den treffenden Begriff der „getrennten Erinnerung" (*memoria divisa*) ins Zentrum der Debatte gestellt. Er ist vielleicht auch hier aufzugreifen.

Zweifellos besteht ein Problem im Verhältnis zwischen Erinnerung und Identität. Die Gewissensprüfungen eines François Mitterand und die Affäre Touvier, die Reflexionen in Frankreich über diese Fragen führen zu nichts, wenn wir nicht wahrnehmen, daß es Antisemiten und Denunzianten von

Juden gab, die zugleich auch Partisanen und Unterstützer der Widerstandskämpfer waren; solche Lebenswege schaffen aber keine Identität. Zweifellos treffen diese Personen nach Kriegsende ihre Wahl, wie Mitterand, der von sich selbst sagte, er sei einer der wenigen Vertrauensleute gewesen, als De Gaulle in Paris einzog; er habe zu den wenigen gehört, auf die man zählen konnte. Erst im Alter hat er sich an sein persönliches Freundschaftsverhältnis zu einigen Exponenten der Rassenverfolgung im Vichy-Regime erinnert, diesen Umstand aber keineswegs verleugnet.

In Italien stehen wir nun denselben Problemen gegenüber. Mario Isnenghi und einige andere haben auf diese Widersprüchlichkeiten aufmerksam gemacht. Ich denke, man sollte die Erforschung der Erinnerung dazu zu nutzen, eine tragische Dimension (im aristotelischen Sinne) in die Historiographie einzuführen. Der tragische Held durchläuft eine Veränderung, eine *metabolé*, die sich in der Regel, aber nicht notwendigerweise, vom Besseren zum Schlechteren wendet. Er behält aber die Erinnerung an das, was er vorher gewesen war. Und genau mit diesem Konzept will ich unsere Geschichtsschreibung konfrontieren. Wenn die Historiographie stark zur Identitätsstiftung tendiert, wird sie leicht zur Epik, da sie sich in der Regel auf einen jungen Helden ohne Erinnerung bezieht. Ein Partisanenheld identifiziert sich mit seiner Rolle und verfügt praktisch über keine oder nur eine unbedeutende Vergangenheit. Wie oft haben wir Menschen, die 1943 neunzehn Jahre alt waren, sagen hören, sie seien nur arme unwissende Trottel gewesen, die nichts verstanden hätten; erst im Partisanenkrieg sei ihnen ein Licht aufgegangen. Und dann treffen wir auf eine viel komplexere Lebenswelt: Partisanen, die sich der Republik von Salò anschließen; Anhänger der Republik von Salò, die zu den Partisanen gehen; Personen, die ein doppeltes Spiel treiben; andere, die ein- oder zweimal von einem Lager ins andere wechseln; Menschen, die deportiert werden und so weiter. Verfolgen wir individuelle Lebensläufe, ist alles viel komplizierter und läßt sich mit einem epischen Ansatz nicht angemessen erfassen. All diese Aspekte zusammengenommen machen einen Vergleich mit Deutschland extrem schwierig. Uns traf kein Unglück wie die Versenkung der „Wilhelm Gustloff“, bei uns hat es keine großen Flüchtlingsströme gegeben. Im Vergleich mit diesen Zahlen ist selbst die Vertreibung der Italiener aus Istrien nicht der Rede wert. Im Deutungsrahmen des Kalten Krieges ging man dieses Problem später an, behandelte es also aus einem völlig anderen politischen Blickwinkel. Es mit dem Krieg, dem Faschismus und so weiter zu erklären, ist stets die subversive Operation einer instrumentalisierten Linken gewesen, die es nicht geschafft hat, die harte Realität ganz zur Kenntnis zu nehmen. Ein nützlicher Vergleich, um den wir uns bemühen sollten, darf sich nicht nur auf Deutschland und Italien beschränken, sondern

muß gerade im Hinblick auf die Kollaboration vielleicht auch Frankreich miteinbeziehen. Schließlich aber denke ich, daß wir Italiener vor einer sehr großen Aufgabe stehen: Wir müssen eine Leserschaft schaffen, die spürt, daß es nicht um den Wunsch nach einer von allen geteilten Geschichtserzählung geht, sondern die den Mut hat, der Tragödie des Krieges offen ins Gesicht zu sehen.

Paolo Pezzino: Ich möchte kurz auf das Thema Erinnerung eingehen, das offensichtlich mit dem hier in den letzten Tagen erörterten Problem des Vergessens engstens verbunden ist. Wir haben eine Reihe von Aspekten aus der Geschichte der beiden Länder aufgegriffen, die in unterschiedlichem Maße entweder vollkommen vergessen und aus dem Kollektivbewußtsein der nationalen Gemeinschaft verbannt beziehungsweise teilweise auf eine eher deformierende Weise erinnert worden sind. Wenn wir von Erinnerung sprechen, gar von einer „Erinnerung, die von allen geteilt wird" (*memoria condivisa*), sind Unterscheidungen notwendig. Es gibt eine Form von Erinnerung, mit der ein Staat oder eine Nation bestimmte Vergangenheitselemente zusammenstellt, um der eigenen Existenz eine Identität zu geben, um die Grundregeln und Grundwerte festzulegen, die für diese Gemeinschaft gelten sollen und worin sie sich wiedererkennt. Diese Erinnerung kommt offiziell und öffentlich an den nationalen Feiertagen zum Tragen. In Italien gibt es momentan zwei solcher Feste: den 25. April als Tag der Befreiung und den 2. Juni, als durch Volksabstimmung die Monarchie abgeschafft und die Republik begründet wurde. Über eine solche offizielle Erinnerung verfügt jeder Staat, denn es gibt keinen, der sich nicht auf Werte bezieht, welche dem staatsbürgerlichen Zusammenleben zugrunde liegen. Aber es handelt sich dabei wie immer nicht um eine neutrale Erinnerung, denn um Erinnern und Vergessen werden regelrechte Schlachten geschlagen, die über die kollektive Identität entscheiden. Dieses Erinnern ist grundlegend, und ich halte es für schwerwiegend, daß Ministerpräsident Berlusconi in seiner Amtszeit noch nie an einer Gedenkfeier zum 25. April teilgenommen hat. Daran zeigt sich exemplarisch die Verarmung unseres staatsbürgerlichen und institutionellen Lebens.

Gerade als Historiker dürfen wir allerdings auch nicht verkennen, daß diese offizielle Erinnerung teilweise selbst zum Vergessen beigetragen hat. Insbesondere seit Beginn der sechziger Jahre wurde die *Resistenza* in den öffentlichen Gedenkfeiern bevorzugt als Volksepos und Gründungsmythos einer neuen nationalen Identität präsentiert, so daß die Italiener darüber ihre faschistische Vergangenheit vergaßen. Ein Vertreter des katholischen Klerus hat die Feiertage zum 25. April in jenen Jahren sogar als „öffentliche Heldenindustrie" bezeichnet. Die Konzentration auf die Opfer, auf die Gefallenen der

Resistenza, auf die Märtyrer als Grundlage der neuen nationalen Identität hat dazu geführt, daß man nicht mehr an die Kriegsverbrechen dachte, welche die Italiener unmittelbar vorher begangen hatten. Ich habe Partisanen gekannt, die mir von ihrer Zeit als Soldaten in der Besatzungsarmee in Jugoslawien erzählt und auch die „Säuberungsaktionen“ angesprochen haben, an denen sie damals teilnahmen. Eine Erinnerungskultur, die tatsächlich Rechenschaft über die eigene Vergangenheit abzulegen vermag, stellt ein komplexes Problem dar. Ein gewisses Maß an Einseitigkeit oder Vergessen ist vor allem auch in den ersten Jahren nach einer Tragödie wie dem Krieg unvermeidlich. Ein Übermaß an Erinnerung hätte zum Beispiel möglicherweise den Wiederaufbau von Ländern wie Deutschland und Italien behindert, die sich schwerwiegender Kriegsverbrechen schuldig gemacht haben. Die Historiker hingegen haben insbesondere 60 Jahre nach diesen Ereignissen die Möglichkeit, ja fast schon die Pflicht, alle vergessenen Aspekte der nationalen Geschichte ans Licht zu holen und auch den regelrechten Kampf um die Erinnerung darzustellen, der in dieser Zeit um Themen wie *Resistenza*, Krieg und Faschismus stattgefunden hat. Im übrigen beweist der Gesetzesentwurf, auf den Präsident Scalfaro verwiesen hat, wie sehr die Erinnerung an Salò, die jetzt aus den Reihen der Ehemaligen in die öffentliche Meinung eindringt, zumindest bei einem Teil der Italiener noch lebendig ist. Ferner gibt es die Erinnerung einzelner Gruppen, einzelner Gemeinschaften, einzelner Familien und Individuen. Aus diesem Blickwinkel stellt sich die Frage, inwieweit wir an der Idee einer einheitsstiftenden Erinnerung der Italiener festhalten sollen. Ich frage mich zum Beispiel, ob die nationale Pädagogik unseres Staatspräsidenten [Carlo Azeglio Ciampi, Amtszeit 1999 bis 2006] unter historischen Gesichtspunkten funktionieren kann. Ist es sinnvoll, Ereignisse in einen einzigen historischen Deutungszusammenhang zu stellen, die untereinander so konfliktträchtig und gegensätzlich sind wie Vittorio Veneto, El Alamein, Kephallonia, der 25. April, das *Risorgimento* und die *Resistenza*, nur um ein Gebäude zu errichten, in das alle Italiener ihre spezifischen Erinnerungen einbringen können, denen damit aber ihr an sich unvereinbarer Charakter genommen wird?

Im übrigen sei daran erinnert, daß der Widerstand zwar in Kephallonia begann, daß aber bis zu jenem Tag die italienischen Soldaten Griechenland besetzt hielten und ein hartes Besatzungsregiment führten. Dieselbe Frage stellt sich, wenn wir unterhalb der nationalen Ebene konkret die Orte, in denen die Massaker der deutschen Truppen und ihrer republikanisch-faschistischen Verbündeten stattgefunden haben, und ihre von Perona erwähnten getrennten Erinnerungen in den Blick nehmen: Ist es sinnvoll, die Erinnerungen der Opfer und der Überlebenden mit denen der Partisanen zusammenzu-

bringen, denen oftmals zu Unrecht vorgeworfen wird, mit ihrer Präsenz oder ihren Aktionen die Reaktion der Deutschen überhaupt erst provoziert zu haben? Ich glaube, daß diese Erinnerungen immer geteilt und gegensätzlich sein werden. Das ist auch richtig so, unterscheidet sich eine demokratische Gesellschaft von einer totalitären Gesellschaft doch gerade dadurch, daß sie getrennte Erinnerungen zuläßt und keine einheitliche Sicht auf die Vergangenheit erzwingt.

Und damit komme ich zu einigen Fragen, auf die ich keine wirkliche Antwort weiß; sie beziehen sich auf die neuesten Tendenzen seitens der staatlichen Institutionen, per Gesetz festzulegen, was erinnert werden soll. Wir begehen hier in Italien am 27. Januar die *Giornata della memoria*, das heißt den Holocaust-Gedenktag, um an ein Schlüsselereignis des 20. Jahrhunderts – die Vernichtung der europäischen Juden – zu erinnern. Als dieser Gedenktag geschaffen wurde, gab es keine Widerstände, und wer würde heute auch leugnen, daß es sich bei der Shoa um eines der größten Verbrechen im Verlauf der Menschheitsgeschichte handelt. Danach institutionalisierte man einen Tag der Erinnerung, die *Giornata del ricordo*, der die Toten der *Foibe* zum Gegenstand hat. Das ist natürlich etwas völlig anderes, handelt es sich doch um ein – wenn auch schmerzhaftes – Ereignis aus der italienischen Geschichte, das sich allerdings nicht aus dem allgemeineren Zusammenhang des Krieges der „Achse" und der italienischen Besetzung jener Territorien herauslösen läßt. Gedenken heißt hier natürlich nicht, daß jene Episoden kritisch geprüft würden; vielmehr werden die Toten gleichsam nach ihrer vermeintlichen politischen Orientierung gewichtet, so als ob sie Opfer der Rechten seien, während die Gefallenen auf Seiten der *Resistenza* als Opfer der Linken zu gelten hätten. Jetzt gibt es einen weiteren Gedenktag für die Opfer des Kommunismus, einen Gedenktag, der zur Erinnerung an den Fall der Berliner Mauer begangen werden soll. Nun handelt es sich hier meines Erachtens um einen offensichtlich manipulatorischen Gebrauch der Geschichte durch den Staat. Wenn man zuläßt, daß die staatlichen Zentralstellen den Schulen als den wichtigsten Orten, an denen über den Geschichtsunterricht die Erinnerung an die Vergangenheit vermittelt wird, per Gesetz auferlegen, was erinnert werden soll, beschreitet man einen sehr gefährlichen Weg. Erst kürzlich haben die französischen Behörden den Verfassern von Geschichtslehrbüchern empfohlen, in angemessener Weise auf den Blutzoll hinzuweisen, den die Franzosen im Verlauf der kolonialen Befreiungskriege in Algerien oder in Vietnam entrichtet haben. Angesichts solcher Perspektiven sollte doch mancher Zweifel über die verschiedenen Gedenktage angebracht sein.

Zum Abschluß möchte ich noch auf die Funktion des Historikers eingehen, die meines Erachtens nicht darin bestehen kann, Operationen zur Kon-

struktion von Identitäten zu unterstützen. Der Historiker zerlegt die Mechanismen zur Identitätsbildung und prüft deren innere Funktionsweise, die immer auch manipulierend auf die Realität einwirkt. Man denke nur an den gegenwärtigen Versuch, die – wahrscheinlich nicht existierende – historische Realität eines gemeinsamen Europa zu definieren. Die Europäische Union ist jedoch das klassische Beispiel einer politischen Erfindung und deshalb offensichtlich allen Imponderabilien der politischen Entwicklung preisgegeben. Der Historiker, dem das Detail heilig ist, bewegt sich in die entgegengesetzte Richtung jener Nationen und lokalen Gemeinschaften, die auf der Basis eines gemeinsamen Fühlens unaufhörlich Geschichtsnarrationen zur Festigung der eigenen Identität entwickeln und sich nicht durch die Aufarbeitung von Details daran hindern lassen wollen.

Gian Enrico Rusconi: Ich bin mit den Ausführungen meines Vorredners vollkommen einverstanden. Niemand verlangt von den Historikern, daß sie sich zum Retter der Nation aufschwingen. Aber was geschieht, wenn das Chaos der Erinnerungen bleibt, wenn man sie völlig dem Spiel der wechselhaften Tagespolitik überläßt? Ich habe keine Lösung zur Hand; wenn aber die Historiker auf dem Feld der Erinnerungspolitik nichts unternehmen, werden wir Politikwissenschaftler es tun. Spaß beiseite, wir müssen in der Tat jenseits aller akademischen Unterschiede die Verantwortung dafür übernehmen, daß unvereinbare Erinnerungen nicht harmonisiert werden. Unter diesem Gesichtspunkt ist die politische Rhetorik wirklich verheerend. Aber auch wenn die Erinnerungen gegensätzlich sind: die Geschichte muß doch einen Sinn haben! Sind wir denn nicht zu einer Demokratie gelangt? Müssen wir diese Republik verteidigen oder nicht? Müssen wir nicht die Jugendlichen von der Qualität dieser Verfassung überzeugen? Insofern fürchte ich mich vor dem Rückzug aus der Verantwortung. Das soll kein persönlicher Vorwurf an Herrn Pezzino sein, denn auch ein Historiker der Rechten, einer, der vom Tod des Vaterlandes spricht, benutzt ebensolche Begriffe wie er. In welcher Hinsicht zieht ihr Euch aus der Verantwortung? Ihr wißt genau, daß die großen Historiker in gewisser Weise der Geschichte einen Sinn eingeschrieben haben. Und wir können uns nicht der Aufgabe entziehen, die von Paolo Pezzino so exzellent dargelegte Regellosigkeit der Erinnerungen zu überwinden. Auch ich habe dafür kein Patentrezept. Hier sind Anstrengungen nötig, und gewiß stellt jeder Schritt alles wieder in Frage. Das nenne ich Geschichtspolitik, die nicht den Politikern überlassen werden darf. Im übrigen steht hinter jedem Politiker immer ein professioneller Historiker als Berater, der ihm etwas zuträgt, denn die Politiker kommen nicht von selbst darauf.

Paolo Pezzinos Argumentation besticht gerade dadurch, daß er sie bis zu ihren letzten Konsequenzen weiterführt und damit unannehmbar macht.

Unannehmbar in staatsbürgerlicher Hinsicht, denn das neue Jahrhundert bedarf der Rekonstruktion unter Vermeidung eines manipulativen Gebrauchs der Erinnerungen und ohne Attitüde zur Rettung der Nation. Als man seinerzeit den Begriff des „Verfassungspatriotismus" – den wir wenn auch nicht als Konzept, so zumindest als Wort aus Deutschland übernommen haben – einführte, diente er als gesellschaftlicher Leitbegriff. Damit kehren wir zur Politik im besten Sinne zurück. Es ist kein Geheimnis, daß Staatspräsident Ciampi sich dafür einsetzt, die verschiedenen Stränge der Erinnerung zusammenzuhalten. Aber: *Risorgimento*, Piave, Kephallonia, El Alamein, die *Foibe*, wie kann man das alles zusammenhalten? Der Ansatz ist nicht falsch, denn diesen Weg muß man beschreiten, um zumindest auf einer – sagen wir elementaren – Erziehungsebene einige Beiträge zu leisten. Auf welche Weise können Politikwissenschaftler und Historiker diese notwendige Aufgabe erfüllen? Ich habe hierfür keine Lösung. Ich meine nur, daß wir konstruktiv auf Pezzinos Fragestellung antworten müssen. Das ist unsere Aufgabe, die keinen Revisionismus, aber auch keine Form von Umarmungsstrategie beinhaltet. Es handelt sich dabei um eine Herausforderung, die sich aus unserer sehr komplizierten Geschichte ableitet. Die italienische Geschichte ist aus geohistorischen beziehungsweise geopolitischen Gründen vielleicht weniger tragisch als die deutsche, dafür aber in mancher Hinsicht zwiespältiger.

Daraus leitet sich ein zweiter Punkt ab, auf den ich eingehen möchte: Wie lassen sich die Vorurteile und Stereotypen abbauen, die unsere Geschichte, das Verhältnis zwischen Deutschland und Italien, durchziehen? Hinsichtlich Italiens steht immer noch die Frage des Verrats im Raum. Niemand der hier Anwesenden wird noch im Zusammenhang von 1915 oder 1943 von Verrat sprechen; die Wissenschaft hat das Vorurteil widerlegt, ohne es allerdings ausrotten zu können, denn auf der subkulturellen Ebene, in der Art, in der die Aussage übermittelt wird, wirkt es fort. Es ist uns nicht gelungen, das Bild zu entkräften, der Italiener des 20. Jahrhunderts habe Verrat geübt. In diesem Zusammenhang sind selbstverständlich Instrumente nötig, die über eine reine historiographische Epistemologie hinausgehen, denn latent halten sich der Verdacht und das Schlagwort von der „Unzuverlässigkeit der Italiener". Wie ich in den letzten Jahren bei meinen Studien über die italienisch-deutschen Beziehungen von Bismarck bis heute habe feststellen können, ist die Vorstellung des Verrats ein fürchterlich dauerhafter *basso continuo*, der als Narrativ auf der familiär-subkulturellen Ebene selbst bei den Studenten der Geschichts- und Politikwissenschaften, wie ich an der Berliner Humboldt-Universität selbst erfahren konnte, weiter transportiert wird.

Damit komme ich zu einem dritten Punkt: Unser wissenschaftliches Instrumentarium ist nützlich für Tagungen und Seminare, nicht aber für den

öffentlichen Diskurs, der sich in Erinnerungsveranstaltungen, Monumenten und Gedenktagen äußert. Hier müssen wir unser Unbehagen gegenüber den Massenmedien überwinden, denn es ist wichtig, daß unsere Argumente im Rahmen der Erinnerungsdiskurse über diese Medien vermittelt werden. Wenn wir das Problem des Kollektivgedächtnisses aufwerfen, müssen wir auch nach den Werkzeugen suchen, um es zu korrigieren.

Daher möchte ich zum Abschluß noch auf zwei Filme eingehen, die von Italien und Deutschland sprechen. Kürzlich wurde im italienischen Fernsehen ein Film über Kephallonia gezeigt. Die an sich zweitrangigen Ereignisse auf der Insel beginnen mittlerweile im Erinnerungsdiskurs eine zentrale Stellung einzunehmen. An diesem Spielfilm interessierten mich zwei beziehungsweise drei wichtige Aspekte. Selbstverständlich ist der Deutsche hier der Böse, doch es tritt auch ein guter Deutscher auf. Und dieser gute Deutsche erklärt den italienischen Offizieren in der vielleicht intelligentesten Passage dieses Films, warum sie hingerichtet werden. Der Regisseur beabsichtigte also, die Handlungsmotive der Deutschen zu erklären; es handelt sich dabei um ein zweitrangiges Detail, aber immerhin doch schon um einen Fortschritt. Im übrigen war Hubert Lanz, der Kommandierende General dieser deutschen Gebirgsjäger, ein Frondeur, gleichsam ein Gegner Hitlers. Von ganz anderer Art ist der zweite Film, „Der Untergang“, der wie ein Schlag in die Magengrube wirkt und die Tragödie in ihrem ganzen Ausmaß erhellt. Gewiß wird er das in Italien gängige Bild von Hitler verändern. Gezeigt wird ein Diktator, der zu seiner Sekretärin freundlich ist und die Köchin für ihre Kochkünste lobt. Das ist nicht banal, sondern beweist, wie die wissenschaftliche Historiographie versucht, in den öffentlichen Diskurs, den Erinnerungsdiskurs einzudringen. Das scheint mir die Herausforderung unserer Zeit zu sein.

Wolfgang Schieder: Ich könnte gleich anschließen an das, was Herr Rusconi gesagt hat. Ich will jedoch nur bemerken, daß ich natürlich auch seiner Meinung bin, daß wir nicht dazu da sind, die Erinnerung zu vereinheitlichen. Die Arbeit des Historikers ist ja meist dekonstruktiv, aber er ist immerhin dazu in der Lage, gewisse Schemata anzubieten, nach denen Erinnerungsdiskussionen verlaufen können. In dem Sinne will ich einige Anmerkungen zur Methode machen, wie wir mit der Erinnerung vielleicht umgehen können.

Zunächst möchte ich jedoch noch etwas zur „Achse“ sagen. Daß die „Achse“ eine noch weitgehend unbekannte Geschichte ist und daß es eine geteilte Erinnerung an die „Achse“ in Deutschland und Italien gibt, ist auf dieser Tagung deutlich geworden. Ich sage das deshalb, weil Lutz Klinkhammer aus einem Aufsatz von mir zitiert hat, in dem ich gesagt habe, Deutsche und Italiener seien sich nie so nahe gewesen wie in der Zeit der „Achse“. Das

ist natürlich, wenn man den Satz nur so hört, durchaus mißverständlich. Ich will das deshalb erklären. Diktaturen im 20. Jahrhundert sind ja in der Regel außerordentlich selbstreferenziell, sehen nur sich selbst und kreisen in ihren Legitimationsstrategien nur um sich selbst. Im Vergleich dazu haben die faschistische und die nationalsozialistische Diktatur erstaunlich viele Gemeinsamkeiten gehabt, schon bei der Entstehung – Präsident Scalfaro sprach ja von *due dittature con identica origine* –, aber auch im Verlauf. Und die „Achse" war gewissermaßen der Höhepunkt dieser Parallelgeschichte, die auch eine gemeinsame Geschichte geworden ist. Das heißt nun nicht, wie dann oft gesagt wird, daß alles Harmonie gewesen sei. Auch wenn in vielen Forschungen festgestellt wird, daß alles nicht so harmonisch gewesen sei, so ist das in Relation zur Beziehung zu anderen Staaten einigermaßen unerheblich. Wichtig ist, daß es immer so etwas wie eine Gemeinsamkeit der Rivalität in der „Achse" gegeben hat, wobei die „Achse" – und das ist mir das Wichtigste jetzt – nicht nur auf Politik und Militär reduziert werden darf. In der berühmten Rede Mussolinis vor dem Dom in Mailand klingt das sogar schon an. Vieles haben wir bisher noch gar nicht oder nur oberflächlich untersucht. Den ganzen Bereich der Kultur übersehen wir zum Beispiel nur ansatzweise. Das gilt auch für die Wissenschaften, wo sich sehr viel getan hat. Eines ist klar: Es gab zwischen Deutschland und Italien sehr viel mehr Gemeinsamkeiten als zwischen Italien und anderen Ländern beziehungsweise zwischen Deutschland und anderen Ländern. Das ist noch überhaupt nicht aufgearbeitet. In der Architektur wissen wir ein wenig mehr darüber, weil Speer und Piacentini sich gekannt und geschätzt haben. Wir werden es demnächst sehr genau wissen in der Sozialpolitik, in der Freizeitpolitik, wenn das Buch von Daniela Liebscher herauskommt. Bis in den Krieg hinein bestand hier ein dichtes Netz von persönlichen Begegnungen, Beratungen, Gesetzesinitiativen und gemeinsamer Politik. Gemeinsamkeiten gab es auch auf dem Feld der Sportpolitik, und zwar in außerordentlichem Maße. Das Internationale Olympische Komitee, nicht gerade eine ehrenwerte Gesellschaft, wie wir wissen, ist in den dreißiger Jahren mit Unterstützung ihrer Trabanten von Italien, Deutschland und Japan gesteuert und den demokratischen Staaten aus der Hand genommen worden. Man hat zum Beispiel die Austragungsorte der Olympischen Spiele festgelegt: 1936 Berlin, 1940 Rom und 1944 Tokio. Wir wissen, das hat nicht ganz so funktioniert; aber nach dem Krieg ist das erstaunlicherweise so realisiert worden, erst in Rom und dann in Tokio. Es gab also in vielen Bereichen, die noch gar nicht aufgearbeitet sind, so etwas wie eine real existierende „Achse".

Zweitens will ich etwas dazu sagen, wie man nun an die Frage des historischen Vergleichs der beiden wichtigsten Achsenmächte herangehen

sollte. Ich möchte vor allem auf zwei Traditionsstränge eingehen. Das eine Muster ist, daß man sich dem Vergleich verweigert, wie das in Italien typischerweise Renzo De Felice gemacht hat, da er der Meinung war, daß man, wenn man überhaupt erst anfängt, den Faschismus international in irgendeiner Weise zu vergleichen, dann sofort die Rolle Mussolinis und des Faschismus bei Kriegsverbrechen und bei der Vernichtung der Juden thematisieren müßte. Deshalb hat er konsequent auf jeden Vergleich verzichtet. Das Gegenteil ist in mancher Hinsicht in Deutschland der Fall gewesen, obwohl es nicht so intendiert war. Die Beliebtheit der Totalitarismustheorien in den fünfziger, sechziger und noch in den siebziger Jahren rührte unter anderem daher, daß sie einen gewissen Entlastungseffekt hatten. Indem man den deutschen Totalitarismus mit dem stalinistischen vergleichen konnte, stand er sozusagen nicht mehr einzigartig und einmalig da. Und so sind die Totalitarismustheorien im politischen Diskurs auch benutzt worden. Was notwendig sein wird – und das liegt ja auf der Hand –, ist der Vergleich zum Zwecke einer Historisierung, um genau jeweils festzustellen, in welcher Form die beiden Regime übereinstimmten und wo die sicherlich geringeren Unterschiede bestanden.

Und, drittens, schließlich noch etwas zur Debatte über Opfer- und Täterrollen. Eigentlich ist das kein echtes historisches Problem, obwohl es darüber in ganz Europa – etwa auch in Holland oder Frankreich – einen aufgeregten öffentlichen Diskurs gibt, der immer von einem entweder – oder gezeichnet ist, so als ob man nur Täter oder Opfer hätte gewesen sein können. Dabei liegt natürlich die historische Wahrheit in der Regel in der Mitte. Ich mache deshalb den Vorschlag, deutlich zwischen „Primäropfern“ und „Sekundäropfern“ sowie zwischen „Primärtätern“ und „Sekundärtätern“ zu unterscheiden. Das heißt: Kollaboration und die Beteiligung an Kriegsverbrechen kann dem Opferstatus vorausgehen, so wie wir wissen, daß der Vertreibung der Deutschen, über die jetzt neuerdings wieder diskutiert wird, der „Generalplan Ost“ vorausging, und so wie wir wissen, daß dem Bombenkrieg gegen Deutschland die Bombardierung Londons und anderer englischer Großstädte vorausging. In dieser schwierigen Diskussion gerät dann häufig in Vergessenheit, daß Opfer auch Täter waren.

Oscar Luigi Scalfaro: Nach dieser ersten Diskussionsrunde bitte ich um Beiträge aus dem Kreis der Zuhörer.

Lidia Santarelli: Zunächst möchte ich auf die komplexe Frage des Verhältnisses zwischen Geschichte und Erinnerung eingehen. Professor Rusconis Überlegungen zur öffentlichen Funktion der Historiker als Intellektuelle, die Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher Historiographie und Populari-

sierung der Wissenschaft haben mich wenig überzeugt, auch im italienischen Zusammenhang und angesichts unserer Schwierigkeiten, die so widersprüchliche Erfahrung eines angreifenden und angegriffenen, eines besetzenden und besetzten Landes im Zweiten Weltkrieg zu durchdringen. Vor allem mit Blick auf die Verdrängung der Kriegsverbrechen und des Eroberungskriegs, die einen Kernpunkt für die Aufarbeitung der Kriegserfahrungen darstellt, frage ich mich, ob man immer wieder dieselbe Antwort geben kann, wonach diese Gesellschaft zu unreif, zu unvorbereitet und zu unfähig ist, um sich mit den problematischen Knotenpunkten der Erinnerung auseinanderzusetzen. Warum kommt es in Italien nicht zu einer demokratischen Diskussionskultur, die es möglich macht, sich mit den widerstreitenden, meiner Meinung nach *per definitionem* unterschiedlichen Erinnerungen und – auf der Ebene der öffentlichen Kollektiverinnerung – mit den Kernfragen der Vergangenheit und mit widersprüchlichen individuellen Erfahrungen zu befassen? Die Tatsache, daß wir ein besetzendes und ein besetztes beziehungsweise angegriffenes Land gewesen sind, ist unsere Schlüsselerfahrung des Zweiten Weltkriegs. Meines Erachtens kann sich eine Beziehung zwischen der Erinnerung und der demokratischen nationalen Identität nur auf diesem Boden entwickeln.

Zweitens verblüfft mich die Vorstellung, daß die Historiker unter der Vielzahl der Erinnerungen Ordnung schaffen sollen. Meines Erachtens steht dahinter immer auch die Ansicht, daß die Historiker in gewisser Weise eine politische Führungsschicht ersetzen müssen, die unfähig ist, dem Land einen gemeinsamen Werterahmen zu bieten. Ich bin skeptisch, daß die Historiker dieser Aufgabe überhaupt entsprechen können. Ich glaube nicht, daß eine von den Historikern nicht kontrollierte Erinnerungskultur in Anomie versinken würde. Die Agenturen, die den Sinnrahmen für die Erinnerung stiften, befinden sich meist außerhalb der Geschichtsschreibung. Zudem gibt es wohl auch Mechanismen und historische Prozesse von kollektiver Erinnerungs- und Sinnproduktion, die von der Arbeit und dem Eingriff der Historiker unabhängig sind.

Mit einigen Bemerkungen zum Film über Kephallonia, der mich ebenfalls beeindruckt hat, möchte ich schließen. Herr Rusconi meinte, man müsse in gewisser Weise auf etwas verzichten. Ich bin hingegen der Ansicht, daß die Historiker ihre Arbeit, die Konzentration auf das Detail eifersüchtig verteidigen sollten, und begrüße auch Herrn Schieders Anregung, Paradigmen zur Organisation von Diskursen über die Vergangenheit bereitzustellen. Der Spielfilm *Corellis Mandoline* mag wegen der für das große Publikum vorgenommenen Vereinfachungen verdienstvoll gewesen sein, doch seine narrativen Paradigmen behindern die kritische Aufarbeitung der Vergangenheit. Im Film kommen keine Griechen vor, es scheint, als handele es sich um eine italienische

Insel. Bezüglich des „guten Deutschen“ endet der Film damit, daß der italienische Unteroffizier ihn mit der Feststellung davor rettet, gelyncht zu werden, die Italiener seien nicht wie die Deutschen; Recht zu schaffen sei bei ihnen Aufgabe der Gerichte. Vor dem Hintergrund der Kriegserinnerungen mag man über diese in gewisser Weise groteske Episode entsetzt sein oder auch lächeln, aber für ein Land, das jeder Verantwortung ausgewichen ist, ist sie sehr bezeichnend. Die Frage ist also in Wahrheit folgende: Warum können wir aus der Kriegserinnerung nicht eine Übernahme von Verantwortung ableiten? Gelten die Rechte, die wir für uns in Anspruch nehmen, nicht auch für die anderen? Unsere Erinnerungskultur ruht gänzlich auf der Anklage der nationalsozialistischen Verbrechen, so daß wir uns als Zivilgesellschaft und als Nation vielleicht auch unserer eigenen Verantwortung stellen sollten und dann hoffentlich zu dem Schluß kommen, daß diese Gesellschaft etwas weniger unreif ist für die Demokratie.

Michael Matheus: Ich möchte einen Aspekt ansprechen, der auffälligerweise sowohl vom Kollegen Cornelißen angesprochen wurde wie auch vom Kollegen Rusconi, mit unterschiedlichem Temperament, aber ich denke, in der Zielrichtung durchaus vergleichbar, und zwar das Problem der Vermittlung, der Geschichtsdidaktik, der Präsenz der Historiker in der Gesellschaft. Ich möchte in dem Zusammenhang auch unsere Organisatoren hier etwas in Schutz nehmen, denn ich fand das schon bemerkenswert, daß eine der großen italienischen Tageszeitungen bereits über diesen Kongreß berichtet hat, und ich fand es bemerkenswert, daß heute auch ein Fernsehsender, und zwar ein nicht ganz unwichtiger, hier in diesen Räumen war. Das zeigt mir, daß in Italien offenbar doch eine solche Vermittlung gelingen kann. Wir haben im Vorfeld natürlich auch die wichtigen überregionalen Zeitungen und die einschlägigen Medien in Deutschland angesprochen, im Moment habe ich aber leider den Eindruck, Deutschland schaut nach Rom auf einen verstorbenen Papst und erwartet mit Spannung die Wahl eines neuen Papstes; alles andere geht da im Moment etwas unter. Ich will es aber gar nicht nur auf diese ganz konkreten Umstände zurückführen. Ich denke schon, wir haben uns – und da gebe ich Herrn Rusconi und Herrn Cornelißen völlig recht – schärfer die Frage zu stellen, wie wir Forschungsergebnisse besser in der Öffentlichkeit vermitteln können. Ich will zu einem zweiten Punkt kommen. Ich erkenne keinen Unterschied zwischen dem, was die Herren Pezzino und Rusconi gesagt haben. In dem Moment, wo Historiker verifizieren, falsifizieren und auch destruktiv mit Argumenten arbeiten, befestigen sie anderes. Und darin erkenne ich immer noch eine ganz zentrale Aufgabe.

Eine letzte Bemerkung: Wir sollten uns vielleicht auch nicht zu wichtig nehmen. Ich habe den Eindruck, daß wir schon etwas darunter leiden, daß

die Geschichtswissenschaft heute nicht mehr die Leitdisziplin ist, die sie im 19. und 20. Jahrhundert lange Zeit gewesen ist. Aber wir haben auf der anderen Seite überhaupt keinen Grund zu verzagen. Wenn ich sehe, wie gerade in Italien so etwas wie diese Tagung zu Kenntnis genommen wird, kann ich nur sagen, da können wir in Deutschland von Italien lernen.

Horst Möller: Meine Damen und Herren, ich möchte zu zwei, drei Punkten, die auch in der Diskussion eine Rolle spielten, Stellung nehmen. Das eine ist: Wir konzentrieren uns bei der Frage nach historischer Identität, der Erinnerung jetzt auf ein einziges Thema – den Zweiten Weltkrieg und auf den Anteil von Faschismus und nationalsozialistischer Diktatur. Das ist natürlich nur ein Teil der Erinnerung. Die Frage, die wir immer zu stellen haben, wie die Historiker Erinnerung mitkonstituieren können, halte ich in manchen Punkten für eine bedenkliche Frage. Keine Nation hat nur eine Identität. Es gibt generationelle, es gibt soziale, es gibt konfessionelle sowie Bildungsidentitäten, und es gibt eben unterschiedliche historische Traditionen mit wechselndem Gewicht. Das Konstrukt einer nationalen Identität ist in meinen Augen tendenziell totalitär. Die Historiker sollten meines Erachtens dazu beitragen, die Pluralität und die Komplexität von Identitäten bewußt zu machen.

Das zweite: Wir sollten nicht die Illusion haben, daß dieser Prozeß irgendwann abgeschlossen ist. Und die Diskussion, die etwa über den deutschen Umgang mit der Vergangenheit in Deutschland selbst, weniger im Ausland, geführt wird, geht immer von einer Norm aus und sagt: das und das sind die Defizite. Ich meine, es gibt hier durchaus eine selektive Wahrnehmung. Das eine ist die Annahme, man könnte, um mit Brecht zu sprechen, ein Volk austauschen. Wenn es also vor 1945 über acht Millionen Parteimitglieder der NSDAP gegeben hat – wobei auch zu berücksichtigen ist, daß diese nicht alle im Sinne des Wortes schuldig gewesen sind, selbst wenn uns ihre Option natürlich fragwürdig und kritisierbar vorkommt –, dann wird man davon ausgehen müssen: Ein totalitäres oder vom Anspruch her totalitäres System, das über 12 Jahre existiert, produziert eine große Zahl Belasteter oder Minderbelasteter, wie es so schön in den Entnazifizierungskategorien hieß. Das heißt, man hat 1945 nicht ein neues Volk und kann deswegen nicht einfach sagen, jetzt leben nur Leute, die vor 1945 nicht in irgendeiner Weise mit diesem System zu tun gehabt haben. Solche Annahmen wären illusionär. Das gilt nicht nur nicht im deutschen Fall, das sehen Sie beispielsweise heute an den neuen Demokratien in Ostmitteleuropa, wo sich viele Altkommunisten nach dem Sturz der Diktatur durchaus als Reformsozialisten bewähren. Sie geben sich einen anderen Namen, und manchmal sind sie nur gewendete Kommunisten, aber manchmal haben sie durchaus gelernt. Wir müssen also auch den Generationswandel im Lernprozeß berücksichtigen.

Die deutsche Entwicklung nach 1945 sehe ich etwas anders als Sie, Herr Cornelißen. Zum einen handelt es sich bei der Einschätzung, in den fünfziger, auch zum Teil noch in den sechziger Jahren habe praktisch keine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus stattgefunden – so scharf haben Sie es nicht formuliert, aber doch angedeutet – um ein Enthistorisieren. Denn natürlich muß man die erste Phase von 1945 bis 1949 sehen, mit den Nürnberger Prozessen, den Nachfolgeprozessen, mit der Entnazifizierung, mit den vielen kulturpolitischen und kulturphilosophischen Zeitschriften – ich nenne nur einige Beispiele: Karl Jaspers und die „Wandlung“, die „Frankfurter Hefte“ von Eugen Kogon, Walter Dirks. Das heißt: Es hat nach 1945 eine sehr heftige Diskussion über Schuld und Verantwortung gegeben.

Nachdem nun aber im Bewußtsein der Zeit ein gewisser Sättigungsgrad erreicht schien, waren immer mehr Menschen der Ansicht, man könne nicht alles neu machen. Adenauer hat einmal gesagt: Wenn man kein reines Wasser hat, dann muß man eben auch mit schmutzigem waschen. Das klingt zynisch, ist aber Realpolitik. Nach 1949 gibt es in der Tat zunächst einen Rückgang der öffentlichen Debatte, der sich aber schon Ende der fünfziger Jahre wieder in sein Gegenteil zu verkehren beginnt. Dafür gibt es viele Indizien.

Mein Institut, das Institut für Zeitgeschichte in München und Berlin, ist ja 1949 durchaus auch mit einem politischen Bildungsauftrag gegründet worden. Und dieses Institut hat gemeinsam mit Historikern an den Universitäten intensive Forschungen betrieben. Das Institut für Zeitgeschichte beispielsweise hat etwa 9000 Gutachten für NS-Prozesse erstellt. Es hat parallel zu ähnlichen Arbeiten von Yad Vashem und in Kooperation mit dieser Einrichtung die Ermittlungsverfahren gegen NS-Straftäter gesammelt, und das sind von 1949 bis 1989 für die alte Bundesrepublik 37.000 Ermittlungsverfahren gegen etwa 140.000 Personen. 1958 wurde von den Justizministern des Bundes und der Länder die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung von NS-Verbrechen in Ludwigsburg gegründet. 1963 bis 1966 fand in Frankfurt am Main der Auschwitz-Prozeß statt, über den in den Zeitungen breit berichtet wurde; auch eine ganze Reihe weiterer Prozesse könnte genannt werden. Daß es Schönheitsfehler gibt, ist ohne weiteres zuzugeben, zum Beispiel in bezug auf belastete Richter. Aber schon die Zahl der wirklich Belasteten in den politischen Führungsämtern ist relativ klein. Wie viele außer den immer wieder genannten Fällen Globke, Oberländer, Schlüter in Niedersachsen und einigen mehr gab es? Man muß die prozentualen Anteile sehen. Daß es keine perfekten Lösungen gibt, gilt grundsätzlich. Doch ist sehr viel geschehen, wenn man es mit anderen Ländern vergleicht.

Und dann muß man einen Blick auf die Auflagen werfen: Kogons „SS-Staat“, 1946 erschienen, 350.000 Auflage schon bis in die siebziger Jahre; das

Tagebuch der Anne Frank, schon Ende der siebziger Jahre über 800.000 Auflage und so weiter. Tatsächlich gab es eine intensive Auseinandersetzung mit dem NS-Regime. Daß diese aber – und hier spielen die gebrochenen Identitäten eine Rolle – gruppenspezifisch verläuft und daß es natürlich Einzelpersonen und ganze Gruppen gibt, die verdrängen wollen, versteht sich. Es handelt sich also um einen sehr komplexen Vorgang, der in Schüben erfolgt. Und so ist das mit der Geschichtswissenschaft auch. Ich finde es immer etwas ungerecht, wenn wir unseren Vorgängern oder Vorvorgängern vorwerfen, das und das haben sie alles nicht gesehen. Das ist zwar wahrscheinlich richtig, ich vermute nur, daß unsere wissenschaftlichen Kinder und unsere wissenschaftlichen Enkel auch alles Mögliche feststellen, das wir nicht gesehen haben. Auch Fragestellungen wandeln sich ja, und ich glaube, das muß man berücksichtigen, um zu einer gerechten Beurteilung zu gelangen. Es handelt sich immer um Wandlungsprozesse, aber auch um Aktualitätsschübe, die zum Teil durch die Wissenschaft, zum Teil durch öffentliche Diskussionen, aber auch durch gesellschaftlichen Wandel veranlaßt werden.

Gustavo Corni: Wir haben fast die ganze Diskussion auf die Rolle des Historikers bei der Konstruktion der kollektiven Erinnerung eingeschränkt. Auch ich habe nun meine Zweifel über die Notwendigkeit oder Opportunität, die Historiker institutionell in die Konstruktion eines nationalen historischen Sinnes, einer nationalen historischen Erinnerung einzubinden. Und auch ich glaube wie Lidia Santarelli an die Demokratie, an die Konstruktion der Demokratie auf den unterschiedlichsten Wegen. Dazu möchte ich zwei allen hier bekannte Beispiele zitieren. Vor einigen Jahren entdeckte man, daß die großen Historiker von Theodor Schieder bis Werner Conze, die später an der Konstruktion der historischen Erinnerung der Bundesrepublik Deutschland mitgewirkt haben, in den dreißiger und vierziger Jahren wie viele andere Intellektuelle, Technokraten und Beamte in der NS-Zeit Führungs-, Beratungs- und Planungsfunktionen übernommen hatten. Daran hat sich in Deutschland eine heftige, sehr dramatische und nachhaltige Debatte entzündet, aber wir dürfen nicht vergessen, daß dieselben Historiker einen sehr wichtigen Beitrag zur Konstruktion einer demokratischen Erinnerungskultur und zum Aufbau der Demokratie in Deutschland geleistet haben. Und die italienischen Historiker erst: Ein Großteil der italienischen Nachkriegsgeschichtsschreibung – vor allem aus dem kommunistischen Umfeld – kommt von der Erfahrung des Faschismus her. Wenn wir voraussetzen, daß Ausbildung und Erziehung den weiteren Weg in gewisser Weise vorherbestimmen, müssen wir annehmen, daß es sich bei den Betreffenden um Opportunisten handelt, und zuweilen ist es wohl auch so. Andernfalls müssen wir davon ausgehen, daß die Demokra-

tie ein kontinuierlicher Transformationsprozeß ist, in dessen Verlauf es natürlich auch zu krisenhaften Momenten kommen kann, zu dem aber die Historiker wie alle anderen Intellektuellen ihren Beitrag leisten können. Ich denke nicht, daß sie ihn leisten müssen. Es besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen demokratischen und nichtdemokratischen Systemen.

Unter diesem Gesichtspunkt haben wir zweifellos enorme Probleme in Osteuropa, wo sich die intellektuellen Kader der kommunistischen Regime fast bruchlos in die neu entstandenen Demokratien oder, sagen wir, postkommunistischen Staaten eingegliedert haben. Ratlos läßt uns auch, wenn wir hören, daß in China Demonstrationen gegen Japan stattfinden, denn wir fragen uns in der Tat, wo diese Bewegungen und Dynamiken entstehen. Handelt es sich dabei um Phänomene, die von unten kommen? Oder noch um Operationen, die von der chinesischen Führungselite im Rahmen ihrer politischen Strategien gesteuert werden? Es macht die Stärke der Demokratie aus, daß die Historiker wie alle anderen Bürger einen Beitrag zu ihrer Entwicklung liefern können – aber auch ihre Schwäche, denn nicht- beziehungsweise antidemokratische Lösungen sind dabei immer möglich. Es geht meines Erachtens jedoch zu weit, den Historikern die Rolle und Funktion der Konstrukteure einer nationalen Erinnerungskultur zuzuschreiben. Und zwar schon deshalb, weil unsere Einflußmöglichkeiten äußerst gering sind. Giampaolo Pansa erreicht mit seiner „Entdeckung“ der unkontrollierten, gewaltsamen Abrechnung mit den Faschisten bei Kriegsende eine Auflage, die in die Hunderttausende geht. Er behauptet dabei, die Geschichtsschreibung der *Resistenza* habe dieses Thema bisher nicht untersucht, während wir wissen, daß die *Istituti Storici della Resistenza* seit Jahrzehnten die Säuberungen der unmittelbaren Nachkriegszeit erforscht haben. Doch die einschlägigen Bücher, Informationsblätter und Zeitschriften haben fast nur die Fachleute gelesen. Pansa hingegen wirkt auf breiter Ebene meinungsbildend.

Gian Enrico Rusconi: Warum hat Lidia Santarelli von einer staatsbürgerlich-nationalen Verantwortung gesprochen? Was heißt das genau? Positiv gewendet: Ist es möglich, eine Geschichtsschreibung zu konstruieren, die dieser staatsbügerlich-nationalen Verantwortung entspricht, die Pluralität der Unterschiede anerkennt und die getrennte Erinnerung akzeptiert? Das ist genau der Punkt: Die irreversible Gegenwart der getrennten Erinnerung verhindert automatisch die Entwicklung einer Geschichtsschreibung, die auf eine staatsbürgerlich-nationale Verantwortung zielt. Es geht hier keineswegs um eine patriotische Pädagogik. Die wirkliche Alternative besteht darin, diese von der jeweiligen Regierung in Rom abhängige chaotische Einrichtung der Gedenktage zu akzeptieren oder es zu ermöglichen, daß professionell dafür qualifi-

zierte Personen diesen Zustand in irgendeiner Form verändern können. Wenn die erstgenannte Alternative der Demokratie, dem demokratischen Reifungsprozeß entsprechen soll, dann haben wir es mit einem wichtigen historischen Wandel zu tun: Wenn die alte, national orientierte Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts reversibel ist, läßt sich auch jede andere an den staatsbürgerlichen demokratischen Werten orientierte Geschichtsschreibung verändern. Dieses Problem bewegt mich sehr, auch wenn es immer wieder die Befürchtung hervorruft, man wolle der Zunft etwas aufzwingen. Es geht also darum, daß eine bestimmte Form von Geschichtsschreibung der staatsbürgerlichen, nationalen und demokratischen Verantwortung Genüge tut.

Meine Position ist sicher stark von den italienischen Erfahrungen geprägt. Aber auch wenn die Situation in unseren beiden Ländern voneinander abweicht, halte ich es für interessant, daß wir im Verlauf einer deutsch-italienischen Tagung zu der Feststellung gelangt sind, daß man das Problem auf verschiedene Weise angehen kann, weil in den beiden Ländern eine unterschiedliche Politik betrieben wird. Auf keinen Fall verlange ich, gegen die Ethik und die Grundsätze unseres Berufsstandes zu handeln. Es geht mir darum zu prüfen, ob die professionelle Seriosität und Kritik zu einer derart reichen, wildwüchsigen Gesellschaft passen, die nach Maßgabe der jeweiligen Regierung in Rom drei verschiedene Gedenktage einrichtet.

Eine kleine abschließende Bemerkung geschichtswissenschaftlicher Natur sei mir erlaubt. Ich bitte die Zuhörer und vor allem die deutschen Historiker, die Forschungen zur Regierung Badoglio zu vertiefen, zu untersuchen, wie sie damals in Deutschland wahrgenommen wurde. Denn ich habe einige Beobachtungen Ulrich von Hassells über den „deutschen Badoglio" gelesen und gesehen, welche Erwartungen der deutsche Widerstand in Badoglio setzte. Unser Wissen über diese für den 8. September so entscheidende Figur ist noch zu vertiefen. Indirekt wird damit auch Kephallonia angesprochen, denn es waren Badoglianer, die sich dort hinrichten ließen. Mit diesem rein wissenschaftlichen Appell möchte ich schließen.

Paolo Pezzino: Die lebhaften Reaktionen auf meinen Beitrag freuen mich sehr. Mir scheint es fast etwas Selbstverständliches zu sein, wenn ich über den manipulativen Charakter der Identitätskonstruktionen spreche. Eine große Zahl historiographischer Arbeiten dekonstruiert beispielsweise schon seit geraumer Zeit die rhetorischen Diskurse, die im Zusammenhang mit dem Aufbau der Nationalstaaten und vor allem in ihrer Anfangsphase, das heißt im 19. Jahrhundert, entstanden sind; in diesen Zeitraum fällt auch die Entwicklung der nationalen Historiographien. Auf Herrn Rusconi würde ich antworten, daß es die klassische Geschichtsschreibung, die mit Ranke beginnt,

nicht mehr gibt. Der Zweite Weltkrieg, das Jahr 1945, ist auch hier eine Zäsur. Man müßte hier weit ausholen und sehen, wie die zeitgeschichtliche Forschung nach dem Zweiten Weltkrieg in unseren beiden Ländern entstanden ist. In Italien war sie fest an die großen politisch-ideologischen Familien gebunden, die unser Land wiederaufgebaut haben. Die katholisch geprägte zeitgeschichtliche Forschung hat in der Regel die katholische Bewegung untersucht, die Zeitgeschichtsforschung kommunistischer Provenienz die kommunistische und die Arbeiterbewegung und so weiter. Die Entstehung der Zeitgeschichtsforschung war engstens mit der Aufgabe verknüpft, den politisch-ideologischen Kampf zu flankieren. Mir scheint, daß sich von einem bestimmten Zeitpunkt und insbesondere vom Ende der achtziger Jahre an – der Fall der Mauer, die Krise des antifaschistischen Paradigmas – auch die Geschichtsschreibung aus der bedrückenden Abhängigkeit von der Politik und von den großen Ideologien befreit hat.

Aber gibt es nicht doch einen Grund, warum die Historiker nicht darauf verzichten können, sich zu den großen Themen zu äußern, die heute in Italien und Deutschland auf der politischen Agenda stehen? Eines dieser Themen ist in Italien der Angriff auf die nationale Einheit, der von einer wichtigen politischen Kraft aus dem Regierungslager ausgeht. Ja natürlich, es gibt eine Form der Einmischung, die darin besteht, daß der Historiker einen Beruf ausübt, der nach den Worten von Direktor Matheus das beste Gegenmittel darstellt sowohl gegen die lügnerischen Verzerrungen, gegen die Manipulation der Erinnerungen als auch gegen den von Lutz Klinkhammer angesprochenen Viktimismus, für den wir Italiener besonders anfällig sind. Diesbezüglich nur ein kleiner Einschub: Der parlamentarische Untersuchungsausschuß [der beiden Kammern des italienischen Parlaments, der zwischen 2003 und 2006 tätig war] über die nazifaschistischen Verbrechen und die Behinderung von Ermittlungsverfahren bezüglich dieser Verbrechen ist erst auf starken Druck der öffentlichen Meinung hin eingerichtet worden – zu Recht, denn wir sind noch heute über diese Heimlichkeiten empört. Paradoxerweise – und Lutz Klinkhammer hat als erster darauf hingewiesen – wurde damit aber auch erneut die Opferrolle der Italiener betont: Wieder einmal hat man nur über die von den Nazifaschisten getöteten Italiener gesprochen, ohne auf die Verbrechen hinzuweisen, welche die Italiener in Jugoslawien begangen haben. Der öffentlichen Meinung wurde nicht mit gleichem Nachdruck die Notwendigkeit deutlich gemacht, daß auch die – mutmaßlichen – italienischen Kriegsverbrecher zumindest vor das Gericht der Geschichte zu stellen seien. Damit wären wir wieder beim Viktimismus. Die guten Historiker, diejenigen, die in die Archive gehen, die ihre Deutungen auf das gründen, was sich aus den Quellen ableiten läßt, und die sich den Fälschungen widersetzen, tragen mit zur Demokratie

in diesem Land bei. Wir sollten uns zumindest darin einig sein, daß vielleicht der Zeitpunkt gekommen ist aufzuhören, von einer Erinnerung zu sprechen, die von allen geteilt werden sollte. Die Historiker haben das weniger gemacht als andere, aber auch sie haben sich dem nicht ganz entzogen. So behauptet noch mancher unter den Historikern auf der Rechten, die Gian Enrico Rusconi genannt hat, das Problem Italiens bestehe darin, keine von allen geteilte Erinnerung zu haben. Vielleicht ist es wichtiger, sich endlich über gemeinsame Regeln als Grundlage der Demokratie in diesem Land zu unterhalten.

Christoph Cornelißen: Herr Möller, da Sie mich direkt angesprochen haben, vielleicht eine ganz kurze Antwort, wobei ich es auch deswegen ganz kurz halte, weil es jetzt gar keinen Sinn hat, eine Art Fehde vor einem großen italienischen Publikum auszutragen. Als Historiographie-Historiker bemühe ich mich in der Regel schon, Vorvätern und Vormüttern in der Geschichtsschreibung eine gewisse Gerechtigkeit zukommen zu lassen. Das mag jetzt in der hier gebotenen Kürze der Zeit nicht überall angekommen sein. Ich denke aber schon: Wenn Sie die Leistungsbilanz so aufmachen, wie Sie sie gerade in Kurzform vorgetragen haben, wird man im Einzelnen doch noch einmal nachfragen müssen, was konkret für ein Bild vom Nationalsozialismus in die Öffentlichkeit getragen worden ist, welches die Schlüsseltexte gewesen sind, mit denen eine große Öffentlichkeit erreicht worden ist. Und da wird man auch eine ganze Menge von Defiziten erkennen können. Ich glaube, das dürften im Zweifelsfall eher Akzentunterschiede sein als wirklich gravierende Unterschiede in der Beurteilung. Ich glaube, daß es insgesamt auch viel wichtiger ist – und das ist ein Punkt, der auf dem Podium schon mehrfach angesprochen worden ist –, sich noch einmal Gedanken zu machen über die Profis, wenn ich sie kurz und salopp einmal so bezeichnen darf, also über die Historikerinnen und Historiker, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg und seinen Folgen beschäftigen. Weil wir ja in der Tat ein ganz wichtiges – ich will es so nennen – Problem haben: Die Erinnerungskultur auch unserer Tage ist geprägt von einem dreifachen Spannungsfeld. Da sind einerseits die professionellen Historiker, auf der anderen Seite stehen die gesellschaftlichen Bedürfnisse sowie die politische Form und das Bedürfnis der Kommemoration. Und es gibt eine dritte wichtige Gruppe, und das sind die Zeitzeugen. Diese Stimme der Zeitzeugen, wie sie uns hier auch eindrucksvoll noch einmal präsentiert worden ist, die verläßt uns nach und nach. Und damit wächst zwangsläufig die Verantwortung der Historiker und Historikerinnen, sich eben in der Entscheidung klarer zu sein, was sie denn in Zukunft mit den Zeitzeugenberichten tun werden. Vielleicht sollten wir diesen Punkt noch einmal gemeinsam diskutieren.

Wolfgang Schieder: Ich will doch noch kurz auf die Frage antworten, die Herr Rusconi aufgeworfen hat, also ob die Stellung der Historiker gegenüber der sogenannten nationalen Identität und ihrer Formierung in Deutschland nun so anders sei als in Italien. Ich bin nicht der Meinung, daß hier so große Unterschiede bestehen. Die Frage, die Herr Rusconi einmal in einem Essay aufgeworfen hat, ob die Italiener noch eine Nation seien, haben sich die Deutschen 40 Jahre lang bis 1989 immer wieder gestellt, weil sie ja die zentrale Frage der staatlichen Existenz der beiden deutschen Staaten gewesen ist. Das hat sich erst 1989/90 entscheidend geändert. Die Frage lautet jetzt: Werden wir wieder eine Nation? Denn das ist ja noch nicht unbedingt ausgemacht. Und daß wir dieses Problem in Italien wie in Deutschland – wenn auch mit unterschiedlichen Vorzeichen – diskutieren, halte ich nun doch für sehr typisch. Schließlich wird diese Debatte um Erinnerung und Erinnerungskultur beide Male zurückgeführt auf den Zweiten Weltkrieg, auf die „Achse“ und auf den Faschismus. Eine vergleichbare Diskussion kann man in Großbritannien gar nicht führen, da sie in gewisser Hinsicht sinnlos wäre. Auch die Franzosen würden sie in dieser Form nicht führen. Denn diese Debatte ist offenbar eine Gemeinsamkeit der beiden post-faschistischen Nationen. Man könnte sie vielleicht noch in Japan führen, aber dort diskutiert man darüber nicht, weil es der Staat nicht zuläßt. Also insofern bin ich mir nicht so sicher, ob wir es im Falle Deutschlands und Italiens nicht eher mit Gemeinsamkeiten zu tun haben als mit Unterschieden.

Brunello Mantelli: Meiner Meinung nach hat Charles Maier vollkommen recht, als er vor einigen Jahren auf die Gefahr eines Zuviels an Erinnerung verwies. Ich glaube, daß dieses Problem auf der Ebene der öffentlichen Meinung tatsächlich besteht, insofern sich die historiographische Tätigkeit heute sehr häufig mit der Rekonstruktion der Erinnerung befaßt. Und unter der Voraussetzung, daß es mehrere Erinnerungslinien gibt, folgt daraus zweitens eine Hypertrophie des Subjekts beziehungsweise der Subjekte; ich gehe mit Paolo Pezzino davon aus, daß es so bleiben muß und daß jegliche Erinnerung, die von allen geteilt werden soll, schädlich ist. Allerdings gehören die Erinnerungen individuellen oder Kollektivsubjekten (also konstruierten Subjekten), die häufig die Wahrnehmung der Gegenwart auf die Vergangenheit projizieren und dadurch nachhaltige Verzerrungen hervorrufen. Einen anderen Aspekt stellt die staatliche Erinnerungspolitik dar, doch darüber will ich jetzt nicht sprechen.

Ein dritter Problemkomplex ergibt sich aus der Fragmentierung der Erinnerung und aus der Geschichtsforschung auf lokaler Ebene, das heißt, es gibt ein Problem der übermäßigen territorialen Streuung. In den Katalogen

der wichtigsten Verlagshäuser für Geschichte finden wir diese Erinnerungs-, Subjekt- und territoriale Wahrnehmungsvielfalt wieder. Deshalb scheinen mir einige Überlegungen Gian Enrico Rusconis nachvollziehbar zu sein. Als Historiker haben wir hier einige Probleme. Wir müssen zunächst Paradigmen entwickeln, das heißt, nicht schon Richtlinien vorgeben, sondern anspruchsvolle, möglichst supranationale Interpretationsansätze zur Diskussion stellen. Damit hängt zweitens eng zusammen, daß nach Relevanz gewichtet werden muß. Das hat natürlich Auswirkungen auf die historiographische Arbeit, wie Paolo Pezzino in seinem letzten Redebeitrag angedeutet hat. Denn wenn keine Hierarchie der Relevanz entwickelt wird, bleiben die Daten stumm. Hier bietet sich also zwingend Gian Enrico Rusconis Vorschlag an, der sich meines Erachtens nicht nur auf die staatsbürgerliche Rolle des Historikers bezieht, sondern gerade darauf zielt zu überlegen, welche Bedeutung die Historiographie heute hat, und ihren damit verbundenen staatsbürgerlichen Wert auszumessen. Unberührt davon bleibt das Problem der Verbreitung unserer Forschungsergebnisse angesichts der Möglichkeiten, welche die bestehenden Medien der Massenkommunikation bieten. Mit der Frage, inwieweit unsere Forschungen eine stärkere Resonanz finden können, werden wir uns in der Tat zukünftig auseinandersetzen müssen.

Luca Richter: Ich bin ein Student der Kommunikationswissenschaften und sitze gerade an meiner Magisterarbeit zum Thema „Die extreme Rechte in Italien und Deutschland". Ich möchte die Frage an die Historiker und vor allem an Herrn Präsident Scalfaro richten, warum es keine harten Gesetze gibt, welche die Verherrlichung des Faschismus und damit solche Vorfälle, die sich beispielsweise letzten Sonntag in einem Fußballstadion zugetragen haben, unterbinden, oder warum politische Initiativen gegen dieses Phänomen, das leider nicht ausstirbt, fehlen. Ich beispielsweise habe im Rahmen meiner Arbeit den Vorsitzenden einer italienischen rechtsextremen Partei interviewt. Der Meinungsaustausch verlief sehr ruhig und entspannt, gleichwohl denke ich, daß der Politiker verschiedene Male gegen das Verbot der „Apologie des Faschismus" verstoßen hat, und zwar mit einer gewissen Überzeugung, wie ich den Antworten entnehmen konnte. Eine zweite, persönliche Frage möchte ich gerne stellen. Ich bin deutscher Abstammung, denn mein Großvater war Deutscher und während des Krieges bei der Marine. Und gerade im Hinblick auf die Erinnerung hätte ich gerne gewußt, ob es in politischer und historischer beziehungsweise – an Sie gerichtet, Herr Präsident – in rechtlicher Hinsicht nicht möglich gewesen wäre, mehr zu tun. Wenn ich mich früher mit meinem deutschen Nachnamen vorgestellt habe, ist es mir nämlich oft passiert, daß ich als Nazi oder ähnliches abgestempelt wurde.

Heute kommt es sehr viel seltener vor. Nun ist es unleugbar, daß schlimmste Verbrechen begangen worden sind. Doch ebenso richtig ist, daß Deutschland nicht nur Hitler ist, sondern auch Goethe, Schiller, Beethoven, also nicht nur mit dem nazistischen Etikett belegt werden kann.

Oscar Luigi Scalfaro: Ihnen als einem jungen Studenten, der sich auf das Abschlußexamen vorbereitet, danke ich ganz besonders. Sie haben gefragt, ob es keine Gesetze gibt. Zweifellos gibt es sie, doch ihre Anwendung stößt auf nicht geringe Schwierigkeiten vor allem dann, wenn man versucht, der demokratischen Debatte große Entfaltungsmöglichkeiten zu lassen. Die Demokratie lebt nicht nur vom Nein, sie bedarf weiter Spielräume, muß zugleich aber bei den Tatsachen Klarheit schaffen. Die jungen Generationen darauf hinzuweisen, bleibt auch in ethischer Hinsicht besonders wertvoll und wichtig: Es handelt sich darum, die Tatsachen mit der absoluten Sorgfalt des wissenschaftlichen Studiums zu prüfen und dabei zu berücksichtigen, daß auch diejenigen, die sie selbst durchlebt haben, bei aller Bemühung um Objektivität automatisch und fast schon unwiderruflich eine persönlich geprägte Wahrnehmung von ihnen haben. In dem Moment, in dem eine Person das von ihr Erlebte erzählt, wie sie darunter gelitten, wie sie sich darüber in gewisser Weise gefreut hat, führt sie Elemente ein, welche die Tatsache selbst, ohne sie kommentieren zu wollen, in ein bestimmtes Licht rücken.

Das Mailänder *Istituto Nazionale per la Storia del Movimento di Liberazione in Italia*, dessen Präsident ich bin, hat den sechzigsten Jahrestages des Sieges begangen, darunter auch in Bari, wo die allererste Versammlung von über zwanzig *Comitati di Liberazione Nazionale* aus verschiedenen Teilen Italiens stattfand. Man hielt es für die Pflicht eines historischen Instituts, diesen sechzigsten Jahrestag hervorzuheben. Hingegen hat es mich persönlich, als Mensch, betrübt zu sehen, daß man einen eigenen Gedenktag für die bekannten *Foibe* eingerichtet hat. Sicher, jeder muß sich eine Erinnerung schaffen, aber hier kommt eine revanchistische Grundhaltung zum Ausdruck, die erklärbar wird, weil die Politik diese enorme Tragödie über lange Zeit verschwiegen hat. Allerdings wurden auch die Übergriffe, Straftaten oder Schäden verschwiegen, die Italiener anderswo verursacht haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß in Italien über Jahrzehnte hinweg die *Resistenza* mit den Kommunisten identifiziert wurde. Diejenigen, die man nicht sieht, die Grünen, die Blauen, die Katholiken, die Monarchisten, kamen dann nach und nach hervor. Diese Tatsachen lassen sich nicht leugnen.

Es drängt mich, noch etwas zu sagen, was möglicherweise Gegenreaktionen hervorrufen wird. Doch als freier Mensch äußere ich meine Meinung unter Wahrung des höchsten Respekts gegenüber meinen Gesprächspartnern.

Zuweilen hat es den Anschein, als habe das jüdische Volk das ganze Leid der Verfolgung alleine getragen. Bei meinen Besuchen – als Innenminister oder Staatspräsident – in ehemaligen Vernichtungslagern wies mich meine Begleitperson auf die Millionen von jüdischen Opfern hin, worauf ich antwortete, daß es auch Tausende von anderen Opfern gegeben habe. Zuweilen wird die Geschichte eben vom Blickwinkel des engagierteren Teils aus betrachtet, des Teils, der mehr gelitten, mehr gekämpft hat. Zwangsläufig folgt daraus ein unausgewogenes Bild. So kommt es dann zu sehr menschlichen, aber auch sehr schmerzlichen, beschränkten Versuchen des Ausgleichs, die den Eindruck eines Ausschlusses erwecken: Von nun an gedenkt Ihr Eurer Toten an jenem Tag, an einem anderen gedenken wir unserer Toten.

Ich verstehe die Gefühlslage unseres jungen Kollegen gegenüber Personen, die, wenn sie einen deutschen Namen hören, gleich an die SS denken. Es handelt sich dabei um Unwissende, ohne große Schuld, die ihre Schemata im Kopf haben und sich von ihnen nicht lösen. So wie bestimmte Politiker, die mit dem Ruf *Roma ladrona* eine historische, ethische Idee auszudrücken vermeinen. Und dann gibt es übelwollende Menschen. Ich will dazu nur ein kleines persönliches Beispiel anführen. Als jungem Richter von 27 Jahren – denn die Pontii Pilati gehörten zur Vereinigung der Richter und haben nicht wenige Spuren in der Welt der Justiz hinterlassen, in jedem Land, denke ich – wurde mir nach Kriegsende statt der Aufgabe des Richters die Funktion eines Staatsanwalts beim Schwurgerichtshof zugeteilt. Ich fühlte mich nicht reif genug, um die Anklage vor dem Schwurgericht zu vertreten, und dies auf der Basis des Militärstrafrechts für Kriegszeiten, wo als Höchststrafe ohne weiteres die Todesstrafe verhängt werden konnte! Ich machte dies auch geltend und wollte bestenfalls die Ermittlungsverfahren durchführen. Doch dann kam der Moment, als keine anderen Kollegen zur Verfügung standen: In einem großen Prozeß, ein vom Tatbestand her widerlicher Fall, jedoch mit sehr zuverlässigen Zeugen, konnte ich mich nicht der Pflicht entziehen, die Anklage zu vertreten. So stand ich vor dem Problem, die Todesstrafe beantragen zu müssen – ich, der ich als junger Student gegen die Todesstrafe gekämpft hatte. Und als ich ein junger Richter war, war das alte faschistische Strafgesetzbuch noch in Kraft, das die Todesstrafe ja wiedereingeführt hatte. Ich zermarterte mir das Hirn, bis mir kurz vor der Sitzung des Gerichts eine Idee kam. So trat ich vor das Gericht, legte die Tatsachen dar und auch das dafür vorgesehene Strafmaß. Dann aber sagte ich: „Ich bin noch nicht fertig. Ich akzeptiere die Todesstrafe nicht, ich protestiere dagegen!“ Und dann sprach ich aus dem Stegreif über eine halbe Stunde lang gegen das Prinzip der Todesstrafe. Auch in den Fällen, in denen das Gericht ein Todesurteil gefällt hatte, ohne daß ich daran beteiligt gewesen wäre, schrieb ich unter jedes der Gnadengesuche

nicht einfach einen zustimmenden Vermerk (entsprechend der Formel „die Staatsanwaltschaft hat nichts dagegen einzuwenden“), sondern ich ergriff die Initiative und fügte den Gnadengesuchen stets eine ausführliche Begründung bei, warum der Verurteilte das *Recht* habe, begnadigt zu werden. Und als mich „mein“ Verurteilter einmal bei einer Messe im Gefängnis traf, lief er auf mich zu und bedankte sich überschwenglich bei mir, denn er war sich bewußt, daß ich für ihn gekämpft und das Gericht gebeten hatte, einen Ausweg zu suchen, um die Todesstrafe nicht anwenden zu müssen – einen Ausweg, den ich nicht gefunden hatte. Er kam schließlich mit der Amnestie frei, die den Namen Togliattis trug, aber von der ganzen Regierung gebilligt wurde. Während der unmittelbar darauf folgenden Wahlkampagne zur verfassunggebenden Nationalversammlung hörte ich bei einer Veranstaltung, auf der ein Vertreter des *Movimento sociale italiano* sprach, wie einer dem Redner vehement Beifall klatschte. Als ich mich umdrehte, sah ich „meinen“ Verurteilten, der Gott sei Dank dem Tod entronnen war. Gut für ihn, dachte ich bei mir.

Wenig später wurde mir von der faschistischen Rechten vorgeworfen, ich hätte acht Faschisten umbringen lassen. Noch 2004, im Rahmen einer Antikriegsveranstaltung, wo ich über den Artikel 11 der Verfassung („Italien lehnt den Krieg ab“) sprechen sollte und mit Begeisterung empfangen wurde, hat mir ein ungefähr fünfzigjähriger Mann vorgeworfen, ich hätte sieben Faschisten umbringen lassen, und eine Erklärung verlangt. Daraufhin habe ich kurz die damaligen Ereignisse referiert und zum Schluß dem Redner dafür gedankt, daß er mir einen Toten weniger zur Last gelegt hat. Acht Tage später warf dieselbe Person mir vor, ich hätte acht Faschisten auf dem Gewissen. Was ich damit sagen will: Es gibt ein Lager der Dummköpfe, das sehr groß ist und in dem einige auch Karriere machen, und es gibt ein Lager der Unbelehrbaren. Mit den erstgenannten braucht es ein wenig Geduld, bei den anderen kommt jede Hilfe zu spät.

Horst Möller: Meine Damen und Herren, Herr Matheus hat mich gebeten, für die Veranstalter ein paar Schlußworte zu sprechen. Ich komme dem um so lieber nach, als ich mich bedanken kann im Namen von Herrn Matheus, im Namen der Institute, die dieses Kolloquium veranstaltet haben. Zunächst einmal möchte ich Ihnen, sehr verehrter Herr Präsident, ganz herzlich danken, daß Sie uns auf so eindrucksvolle Weise an Ihren Lebenserfahrungen und den politischen Maximen, die Sie daraus ableiten, haben teilhaben lassen. Es ist für die Veranstalter und für alle Teilnehmer eine große Ehre, daß Sie mit uns diskutiert haben. Ich möchte natürlich auch allen Teilnehmern danken, zuvörderst den Referenten, die uns in einer Fülle von sehr interessanten und bereichernden Referaten neue Perspektiven erschlossen haben. Ich selbst

habe aus den einzelnen Referaten viel gelernt, und ich nehme an, daß es anderen auch so ging. Ich freue mich natürlich, daß wir gemeinsam, das Deutsche Historische Institut in Rom, und das Institut für Zeitgeschichte, München–Berlin, wieder einmal eine Tagung haben durchführen können. Ich hoffe, es werden ihr weitere folgen.

Meine Damen und Herren, aufgrund der Vielfalt und des Reichtums der Referate werden Sie von mir nicht erwarten, daß ich auch nur den geringsten Versuch einer Zusammenfassung mache. Das würde niemandem gerecht. Wir haben in der Schlußdiskussion über kollektive Erinnerung, über die Entwicklung der Historiographie gesprochen, auch über das Verhältnis von Historiographie, von Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik. Und wir alle haben immer wieder die Beobachtung gemacht, daß es hier einen Hiatus gibt, daß die wissenschaftlichen Kenntnisse und Erkenntnisse keineswegs rasch oder mit der nötigen Differenziertheit in der Öffentlichkeit rezipiert werden, sondern daß es hier immer wieder selektive Wahrnehmungen gibt, gegen die wir in der Tat angehen müssen. Wir Historiker haben zwar leider politisch nichts zu entscheiden – was viele von uns bedauern, wären doch manche Historiker gerne Politiker geworden –, aber wir können uns damit trösten: Die Politiker haben das erste Wort, die Journalisten das zweite und wir Historiker das letzte, wenn leider auch manchmal sehr, sehr spät. Aber dieses letzte Wort ist immer auch der Versuch, das, was wir und unsere Vorgänger in Jahren und Jahrzehnten an Erkenntnissen erarbeitet haben, dann doch in die Öffentlichkeit zu bringen.

Wir haben, um an das Wort von Herrn Schieder anzuknüpfen, das er selbst erläutert hat, um Mißverständnissen vorzubeugen, inzwischen einen Stand erreicht, der doch sehr viel erfreulicher ist als die Nähe zwischen Deutschland und Italien bis 1943: nämlich die Gemeinsamkeit auf der Basis von Rechtsstaatlichkeit, von pluralistischen Gesellschaften, von politischen Demokratien und von einer gemeinsamen europäischen Verantwortung. Und insofern sind Italiener und Deutsche sich jetzt sehr viel näher als früher. Dieses gemeinsame Kolloquium zwischen italienischen und deutschen Historikern ist ein Ausdruck dieser so erfreulichen Nähe und dieses Lernprozesses aus der Geschichte.

Meine Damen und Herren, es wird sicher nicht zu einer kollektiven Erinnerungskultur in Europa kommen. Es existieren zu viele nationale Unterschiede. Und wir haben außerhalb des Bereichs, den wir hier behandelt haben, viel zu viele Defizite und zu viele unterschiedliche Traditionen. Man sollte diese Differenzen nicht zu einer Einheit wenden wollen, die im Geschichtsbewußtsein ohnehin unerreichbar ist, sondern zu einer Reaktivierung des Reichtums der einzelstaatlichen Kulturen. Dazu fehlt natürlich in jedem

Land – und da sollte niemand den Zeigefinger erheben – sehr viel, wenn wir uns außerhalb unseres Themenbereiches umsehen. In Spanien wird gerade diskutiert, ob man ungefähr 30 Jahre nach seinem Tod das zentrale Franco-Denkmal beseitigen soll. In Rußland führen viele einen Kampf um die Erinnerung, um die historische Erschließung von Quellen, in der gesamten russischen Gesellschaft bleiben sie jedoch eher marginal. Zugleich gibt es Initiativen, die heute Wolgograd genannte Stadt wieder in Stalingrad umzubenennen. Und mehr als 50 Prozent der russischen Bevölkerung halten Stalin für einen großen Staatsmann und für die bedeutendste Persönlichkeit in der russischen beziehungsweise sowjetischen Geschichte. Wir haben auch andere Beispiele. Herr Perona hat von der Komplexität des französischen Falles gesprochen. So hat noch Staatspräsident Mitterand jedes Jahr am Grab des Staatschefs von Vichy, Marschall Pétain, einen Kranz niederlegen lassen. Sein Nachfolger Chirac hat 1995 mit dieser Tradition gebrochen und erstmals erklärt, es gebe eine Mitverantwortung des französischen Staates und der französischen Nation für die Deportation von 78.000 französischen Juden.

Die Auseinandersetzung mit einer diktatorischen Vergangenheit beziehungsweise nationalen Verantwortung geht nicht in allen Ländern gleich schnell, die Situation ist sehr unterschiedlich. Und trotzdem glaube ich, und lassen Sie mich damit schließen: Es wird keine Nation darum herumkommen, sich auf die Dauer mit ihrer eigenen Vergangenheit zu beschäftigen. Die Deutschen haben das gemußt, und sie werden es auch weiterhin müssen. Und sicher wissen gerade wir Deutsche, daß das Maß an Verantwortung, das Maß an Schuld, das Maß an Verbrechen in quantitativer, aber auch in anderer Hinsicht, national sehr unterschiedlich ist. Trotzdem: keiner Nation wird es erspart bleiben, sich mit der eigenen Vergangenheit, aber sicher nicht nur mit den Jahren der Diktatur, zu befassen. Und ich meine, daß der Weg ins Freie nur über solche nationale Selbstkritik führen kann. Freud hat gesagt: „Wer krank wird, der verdrängt.“ Und Nietzsche hat gesagt: „Gesund ist, wer vergißt.“ Für uns Historiker ist das keine Alternative. Wir sind der Meinung, jede Verdrängung führt zur Krankheit und jede historische Legendenbildung zu politischen Verwerfungen. Auf die Dauer sind Rechtsstaatlichkeit, eine pluralistische Gesellschaft und eine pluralistische Wissenschaft nur zu sichern, wenn man sich dieser historischen Verantwortung stellt. Unsere Verantwortung ist nicht mehr diejenige vorheriger Generationen, aber unsere Verantwortung bleibt die, die historische Erkenntnis fortzuführen und damit sicher indirekt – Wissenschaft ist immer auch Selbstzweck – zugleich der historischen Bildung zu dienen. Ich danke Ihnen allen sehr herzlich für Ihre Teilnahme.

Oscar Luigi Scalfaro: Ich schließe die Podiumsdiskussion mit einem Dank an alle, einem Dank an die Redner und einem persönlichen Dank für die Geduld, die Sie mir gegenüber gezeigt haben. Ihnen allen die besten Wünsche.

CIRCOLO MEDIEVISTICO ROMANO 2005

24. Januar: Pierre Savy, Documenti, archivi, memoria: sull'aristocrazia lombarda nel Quattrocento, untersucht die auf verschiedene Archive verteilten Reste der Familienarchive großer Geschlechter des lombardischen Territorialadels (Dal Verme, Borromeo, Scotti etc.) als Quellen der adeligen Selbstdarstellung. Ein besonderes Augenmerk richtet er auf das *cartulario* Dal Verme (in Verona und Mailand), das mit der Aufzeichnung der Gütererwerbungen des Hauses, der Bürgerrechtsverleihungen u. ä. dessen Aufstieg und Expansion dokumentiert. Allgemein läßt sich festhalten, daß aus einsichtigen Gründen oft ausgerechnet in den Momenten der Krise und Schwäche eines Hauses die Anstrengungen am größten sind, Urkunden und Memorialquellen zur Rechtswahrung und für eine Familiengeschichte zusammenzutragen.

21. Februar: Manuel Vaquero Piñeiro, La vendita delle rendite in Italia nel Tardo Medioevo, führt in das noch wenig erforschte Feld des mit den nordalpinen Ewigrenten vergleichbaren *censo consegnativo* in Rom ein. Der *censo consegnativo* verbreitete sich in Italien – im Gegensatz zu der schon älteren Anlageform der Ewigrenten in Nordeuropa – erst Anfang des 16. Jh. Da ein solcher *censo* eine anhaltende Rendite abwarf, war er besonders für kirchliche Institutionen attraktiv. In Rom beteiligte sich aber auch der Stadtadel an diesem Markt. Während einige Familien (wie die Cenci, Capizucchi und Papazurri) davon profitierten, riskierten andere (wie die Capodiferro und Frangipane) die eingesetzten Kapitalien (Häuser, *casali*) wegen der auf ihnen lastenden Hypotheken.

21. März: Julie Enckell, Nuove riflessioni sulla decorazione pittorica a Farfa, stellt ihre Doktorarbeit (Au seuil du salut. Les décors peints de l'avant-nef de Farfa en Sabine, Lausanne/Poitiers 2004) vor, die der Ausmalung des ursprünglich auch als Haupteingang genutzten Turms der Abteikirche von Farfa gewidmet ist. Der Freskenzyklus steht unter dem Einfluß der gregorianischen Reform und der Kultur von Cluny. Enckell interpretiert die Szenen als „sarcofago spiegato", der die Auferstehung mit Episoden aus dem Alten

(Hiob!) und Neuen Testament sowie mit bestimmten Heiligen thematisiert. In Anbetracht der Schriftquellen und der besonderen Typologie des Turms und des sich anschließenden quadratischen Chorraumes (mit einer Weltgerichtsdarstellung) kann man den Eingangsportikus mit seinen Fresken als symbolischen Ort des Übergangs in das Jenseits deuten und mit den damaligen Bestattungsbräuchen in Cluny in Verbindung bringen.

18. April: Étienne Anheim, L'economia della committenza pitturale e il papato nel Trecento, geht der Frage nach, wie während der Avignoneser Epoche die päpstlichen Kunstaufträge abgerechnet wurden. Aus den Registern der Apostolischen Kammer (besonders der *Introitus et Exitus*) erfährt man, daß die mit der Ausmalung des päpstlichen Palastes betrauten Maler regelmäßig bezahlt, aber auch stets vom Bauleiter kontrolliert wurden. Unter Klemens VI. – genauerhin von 1344 bis 1352 – war der Maler Matteo Giovannetti *sopraintendente della pittura*. Jeder Künstler präsentierte seine eigenen Rechnungen, nachdem mit ihm ein regulärer Vertrag geschlossen worden war.

9. Mai: Uwe Israel, Aspetti della mobilità monastica e della molteplicità etnica nelle comunità religiose medievali, geht der Präsenz von Mönchen, die von jenseits der Alpen stammten, in italienischen Klöstern nach. Er richtet an dieses Phänomen grundsätzliche Fragen nach der Ethnogenese, dem Begriff *natio* und der Mobilität im mittelalterlichen (benediktinischen) Mönchtum. Im zweiten Teil seines Referats stellt Israel die Verhältnisse in den Benediktinerklöstern S. Scolastica und Sacro Speco in Subiaco vor. Hier war bekanntermaßen im 14. und 15. Jh. der Anteil der Landesfremden – vor allem aus deutschen Gebieten und aus Flandern – besonders hoch. Die Sogwirkung des benachbarten Rom, die Nähe zu dem an der Vorbildfunktion Subiacos interessierten Papsttum sowie die besondere Bedeutung des Ortes für das lateinische Mönchtum waren gewiß wesentliche Faktoren für die „Internationalität" der Klosterbrüder.

7. Juni: Stefan Bauer, La vendetta retorica del Platina su Paolo II, untersucht die jüngst entdeckten Korrekturen, die der Humanist Bartolomeo Platina in der ersten Niederschrift seiner Papstgeschichte (*Vitae pontificum*) an der Biographie Papst Pauls II. (1464–1471) vornahm. Nachdem der Literat zweimal von diesem Papst eingekerkert worden war, schrieb er zunächst eine feindselige Biographie. Die Korrekturen gewähren Einblick in den Arbeitsprozeß des Humanisten. Vor der Fertigstellung der Papstgeschichte, die er 1475 Sixtus IV. widmete, hat Platina nämlich einige der schärfsten Angriffe gegen Paul II. gestrichen und seine Polemik etwas abgemildert.

25. November: Marie-Charlotte Le Bailly und Giuseppe Motisi, *Diarium Cornelii de Fine*: le testimonianze di un Olandese sulla Roma e sull'Europa del 500, stellen die *Ephemerides Historicae* und die Biographie des holländischen Chronisten Cornelius de Fine aus Bergen op Zoom (ca. 1494–1570) vor. 1511 war De Fine nach Rom gekommen, wo er in die Dienste der Conti, des Bischofs Mario Maffei und von Jacopo Sadoleto trat. Die tagebuchartigen, noch unedierten *Ephemerides Historicae* beschreiben minutiös Ereignisse in Rom, Italien und Europa in der Zeit von 1511 bis 1548. Während er für Nachrichten aus Rom (so bei der Schilderung mancher politischer Handlungen Julius' II. und eines prächtigen Banketts, das Kardinal Pompeo Colonna am 7. Mai 1518 gegeben hat) oft auf eigenes Erleben aufbauen konnte, benutzte er als Quellen für entferntere Ereignisse (so in seiner Heimat) gedruckte *avvisi*. Letzteres läßt sich besonders bei seiner Schilderung der Revolte von Gent in den Jahren 1539–1540 und der Reise Karls V. durch Frankreich nachweisen.

16. Dezember: Anna Esposito, Il collegio medico di Roma: prerogative e giurisdizioni di una corporazione professionale del tardo Medioevo, widmet sich dem Kollegium der römischen Ärzte, an dessen Spitze ein *protomedicus* und zwei *consiglieri* standen. Frau Esposito gibt dazu einen Überblick über die wichtigsten Quellen, die bezeichnenderweise mit der Rückkehr des Papsttums nach Rom Anfang des 15. Jh. einsetzen. Es zeigt sich, daß die Päpste die Mitglieder des Kollegs für ihre Gesundheitspolitik im Kirchenstaat verwandten. Im Gegenzug erhielt das Kolleg die Kontrolle über die Ausbildung (Prüfungsrecht im allgemeinen und Promotionsrecht an der römischen Universität) und über benachbarte Berufsgruppen (Barbiere, Hebammen, Gewürzhändler usw.) und die jüdischen Ärzte. Gerade die letztgenannte Gruppe mußte starke Einschränkungen in ihrer Tätigkeit hinnehmen.

Andreas Rehberg

ANZEIGEN UND BESPRECHUNGEN

Übersicht

1. Allgemeines 699
2. Festschriften – Gesammelte Aufsätze – Kongreßakten 703
3. Historische Hilfswissenschaften 758
4. Rechtsgeschichte 774
5. Mittelalter (chronologisch) 782
6. Frühe Neuzeit (chronologisch) 821
7. 19. Jahrhundert (chronologisch) 847
8. 20. Jahrhundert (chronologisch) 854
9. Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel-, Süditalien) 876

Martirio di pace. Memoria e storia del martirio nel XVII centenario di Vitale e Agricola, a cura di G. Malaguti, Bologna (il Mulino) 2004, 556 pp., ISBN 88-15-10214-0, € 35. – L'edizione curata da G. Malaguti, raccoglie numerosi contributi scritti da studiosi di diverse discipline, realizzati in occasione del XVII centenario del martirio di Vitale e Agricola, avvenuto nel 304 durante la persecuzione di Diocleziano. La ricorrenza ha offerto lo spunto da un lato per un'ampia e approfondita panoramica storico-culturale del concetto di martirio, dall'altro per una riflessione teologico-ecclesiale sui modelli contemporanei di martirio e sulla centralità che esso assume nei testi ufficiali della chiesa del XX secolo. La prima parte dell'opera è dedicata ai martiri bolognesi e alla tradizione liturgico-agiografica a loro dedicata. Il contributo di V. Neri offre un quadro storico e documentario della persecuzione dioclezianea. Nel 303 l'imperatore emana a Tessalonica un editto con il quale prende avvio l'ultima stagione martiriale. G. Malaguti, curatore dell'edizione stessa, si occupa invece della ricostruzione documentata della data del martirio dei due santi, che la Chiesa di Bologna festeggia il 4 novembre, attraverso l'analisi della produzione letteraria del IV e del VI secolo, in particolare delle testimonianze fornite da Ambrogio, Vittricio di Rouen, Paolino di Nola, Paolino di Milano, Gregorio di Tours e della lettera anonima di uno pseudoambrosiano. Delle testimonianze contenute in due epistole pseudoambrosiane si occupa

G. Ropa, il quale ricostruisce „i momenti del culto" dei martiri Vitale e Agricola. La prima epistola risalirebbe alla metà del V secolo, mentre la seconda al IX secolo; esse avrebbero come fonte l'opera di Ambrogio *Exhortatio*. Ropa attua una *comparatio* del testo-fonte con i due documenti e propone per essi autori di origine bolognese. Le due lettere risponderebbero alla necessità di organizzare e promuovere il culto nelle rispettive epoche storiche. Accanto allo studio delle fonti letterarie è presentata „la storia materiale della cripta dei Santi Vitale e Agricola, in Arena a Bologna" realizzata da M. Del Monte. Della chiesa dedicata ai due martiri rimane oggi solo la cripta, la più antica tra quelle esistenti a Bologna. Dopo una lunga premessa atta ad inquadrare le figure di Vitale e Agricola dal punto di vista storico e a delineare la successione degli studi relativi alla cripta, l'autore entra nel vivo della *quaestio* offrendo al lettore un'analisi dettagliatissima delle componenti architettoniche della cripta che a volte possono disorientare. L'autore forza i dati ottenuti dalle indagini archeometriche condotte sulle murature a sostegno della sua datazione all'VIII secolo, procedendo anche al confronto con altri monumenti tra cui la chiesa dei SS. Vitale e Agricola nel complesso di S. Stefano e il duomo di Modena. Poco accurata e priva di attendibilità è l'analisi dell'unico frammento epigrafico, trovato durante gli scavi di fine Ottocento, murato nel corridoio alle spalle della cripta, per cui è proposta una datazione al V–VI secolo che si basa unicamente sulle caratteristiche paleografiche dell'iscrizione. Ai sarcofagi medievali di Vitale ed Agricola, conservati nella chiesa omonima nel complesso di S. Stefano, è dedicato il contributo di P. Porta, che cerca di chiarire i numerosi interrogativi che ancora destano l'interesse degli studiosi per questi manufatti. Senza giungere ad una conclusione definitiva la studiosa propone la datazione all'XI secolo del sarcofago di Agricola, mentre data all'epoca carolingia quello di Vitale. Nella seconda parte del volume la prospettiva storica si dilata fino a raggiungere l'epoca contemporanea proponendo le tappe fondamentali dell'evoluzione del concetto di martirio. E. Zocca prende in considerazione l'epoca pre-costantiniana, l'introduzione del martirio nella vita della Chiesa e la terminologia usata nei testi letterari della Chiesa delle origini atta a designare colui che offre la vita per testimoniare Cristo. Dell'utilizzo nella pastorale di Ambrogio della terminologia martiriale tratta il saggio di G. Scimè. Dopo una breve biografia del vescovo milanese vengono presentati alcuni martiri, tra cui Vitale e Agricola, e le opere ambrosiane in cui questi sono menzionati secondo un principio cronologico di citazione. Per ogni martire vengono indicate le fonti, per le quali viene data una bibliografia di rimando, a cui Ambrogio avrebbe attinto per l'elaborazione della sua pastorale e sono riportate traduzioni in italiano, a cura dell'autore, di alcuni passi significativi. Ad un paragrafo di sintesi sono affidate le conclu-

sioni dell'intervento volte ad evidenziare l'ambito personale e comunitario all'interno del quale si muove la concezione martiriale di Ambrogio: il martire è portatore di un ideale più che una persona storica. Un punto di svolta nella concezione del martirio si ha in relazione ai martiri missionari che partirono da Ravenna per cristianizzare il Baltico nell'XI secolo e che sono oggetto dello studio di P. Golinelli, mentre il saggio di T. Špidlik allarga verso i paesi slavi l'ambito dell'indagine. G. Della Torre si occupa invece del martirio secondo Benedetto XIV la cui opera *De servorum Dei beatificatione et beatorum canonizatione* è caposaldo del diritto canonico, dal momento che fissa gli elementi, nove per la precisione, che devono tassativamente ricorrere per la canonizzazione del martire. Un passo ulteriore nella riflessione relativa al significato del martirio e alla figura del martire viene compiuto negli Atti del Vaticano II, oggetto del contributo di A. Baldassarri. Negli Atti conciliari si chiarisce che ogni cristiano è chiamato alla santità in virtù del battesimo e la carità viene indicata come via imprescindibile. Tale riflessione viene interpretata dall'autore come invito dei Padri conciliari a riscoprire l'attualità del martirio, inteso come dono della propria vita per i fratelli sull'esempio del Cristo. Le riflessioni teologiche di K. Rahner, che propone di riconoscere come martiri tutti coloro che in nome di Cristo difendono i poveri e gli oppressi, di H. U. von Balthasar, secondo cui il martirio è una possibilità a cui ogni fedele dovrebbe essere disposto, e di L. Boff per cui sono da considerare martiri coloro che si adoperano nel mondo per l'affermazione dei valori del Regno di Dio, esaltano il ruolo fondamentale che ha il riconoscimento del martirio nel pontificato di Giovanni Paolo II. Il volume si conclude con una riflessione sugli avvenimenti e le ideologie del XX secolo che hanno causato numerosi martiri alla Chiesa e l'interrogativo „Ci sono martiri anche a Bologna?", vuole essere uno stimolo ad approfondire la conoscenza delle vittime di persecuzioni politiche e delle stragi avvenute nella seconda guerra mondiale, che drammaticamente coinvolsero comunità cristiane radunate in preghiera attorno ai loro pastori. Il volume è corredato da un indice dei nomi, ma manca una bibliografia completa per cui si rimanda indirettamente alle note in calce ai singoli studi. Chiara Cesarini

Jürgen Osterhammel/Niels P. Petersson, Storia della globalizzazione. Dimensioni, processi, epoche, Il Mulino Universale Paperbacks 491, Bologna (il Mulino) 2005, 141 S., ISBN 88-15-09853-4, € 10. – Die Globalisierung ist ein alter Hut. Mit dieser Feststellung beginnen Jürgen Osterhammel und Niels P. Petersson, beide Ostasienexperten, ihre nunmehr auch in italienischer Sprache erschienene „Storia della globalizzazione". Anliegen der kleinen und flüssig geschriebenen Überblicksdarstellung ist es, sowohl der Fachwelt

als auch einem breiteren Leserkreis deutlich zu machen, dass die im Westen in der Regel beklagte politische, wirtschaftliche wie kulturelle Verflechtung der Welt kein Phänomen der unmittelbaren Jetztzeit ist, sondern letztlich eine über 500 Jahre zurückreichende Geschichte besitzt. Am Beginn der Frühen Neuzeit habe sich mit dem kolonialen Ausgreifen Europas und der Verstetigung des interkontinentalen Handels ein globales Netzwerk ausgebildet, das im Unterschied zu frühren Epochen dauerhaft Bestand gehabt habe. Diese Sicht der Dinge ist nun ihrerseits nicht sonderlich neu; das konnte man schon zuvor anderswo lesen. Bemerkenswert ist jedoch, wie die Autoren es auf kleinstem Raum verstehen, Forschungsergebnisse gut lesbar zusammenzufassen und zugleich eigene Akzente zu setzen. Während die erste der vier von Osterhammel und Petersson ausgemachten Epochengrenzen noch sehr traditionell ausfällt (Doppelrevolution des 18. Jh.), läuft bereits die zweite Zäsur des Jahres 1880 den gängigen Periodisierungsschemata völlig zuwider. Dieses Jahr ist den Autoren zufolge jedoch als tief greifender Einschnitt zu verstehen, da die westlichen Staaten ab diesem Zeitpunkt eine bewusste Politik der Deglobalisierung betrieben. So weisen die Autoren zu Recht darauf hin, dass im wirtschaftlichen Bereich Freihandel durch Protektionismus abgelöst wurde, um die heimischen Erzeuger eben vor den negativen Folgen der Globalisierung zu schützen, u. a. vor dem Preisverfall auf den Getreidemärkten. Das änderte sich nach Osterhammel und Petersson radikal nach dem Jahr 1945, das an sich in der sozialgeschichtlichen Forschung immer mehr den Epochencharakter verliert. Eingedenk der vorangegangenen Katastrophenjahre versuchte man damals, eine globale Weltordnung aufzubauen. Sichtbarstes Ergebnis dieser Bemühungen waren die Vereinten Nationen. Der Kalte Krieg machte diese Bemühungen allerdings wieder zu einem Großteil zunichte: Es kam zu einer Teilung der Welt in einen von der Sowjetunion dominierten „Ostblock“ und einen von den USA angeführten „freien Westen“. Dementsprechend ist von einer „halbierten Globalisierung“ die Rede. Die Autoren können damit zeigen, dass die Globalisierung, wie wir sie kennen, kein Produkt anonymer wirtschaftlicher Kräfte ist, sondern auf einer bewussten Entscheidung der politisch Verantwortlichen am Ende des Zweiten Weltkriegs beruht. Die vierte und letzte Zäsur stellt das Jahr 1974 dar, mit dem das „Goldene Zeitalter“ (Eric Hobsbawm) wirtschaftlicher Prosperität im Westen zu Ende ging und Krisenphänomene ihren Ausgang nahmen, die uns heute mit ganzer Vehemenz treffen (strukturelle Massenarbeitslosigkeit, Krise des Sozialstaats). Auffallend ist, wie stark Osterhammel und Petersson in ihrer Darstellung soziokulturelle Phänomene der Globalisierung wie Arbeitsmigration, transnationalen Konsum oder Massentourismus machen. Dabei kommen sie auch auf deren Ambivalenzen, Schattenseiten und Widerstände zu sprechen: auf den

Protest der „68er“ gegen den „Konsumterror“ ebenso wie auf die zerstörerischen Folgen der Fernreisen für die Länder der sog. Dritten Welt. Von einer kulturellen Homogenisierung könne man nicht sprechen, so die Autoren, weil es immer auch gegenläufige Bewegungen gegeben habe, so nicht zuletzt die Anti-Globalisierungsbewegung selbst. Vielmehr müsse man eher von einer Heterogenisierung der nationalen Kulturen ausgehen. Auch mit einer anderen beliebten Vorstellung räumen die beiden Autoren auf: Im Zeichen der Globalisierung kommt es nicht zwangsläufig zum Bedeutungsverlust des Nationalstaats. Zum einen kontrolliert und limitiert dieser nach wie vor Einfuhren und Migrationsströme. Zum anderen liegt die Staatsquote gerade in den Ländern am höchsten, die am stärkten in die Globalisierung eingebunden sind. Es sind genau diese quer liegenden Gedanken, die das Buch so interessant machen. Wer sich demnächst wissenschaftlich mit der Globalisierung beschäftigt, wird daran schwer vorbeikommen. Patrick Bernhard

Chiesa, vita religiosa, società nel Medioevo italiano. Studi offerti a Giuseppina De Sandre Gasparini, a cura di Mariaclara Rossi e Gian Maria Varanini, Italia sacra 80, Roma (Herder Editrice e Libreria) 2005, XXVI, 759 S., 15 Taf., ISBN 88-89670-06-1, € 100. – Die Geschichte der kirchlichen Institutionen im hohen und späteren Mittelalter mit besonderem Blick auf Formen der Frömmigkeit sowohl in ihnen als auch außerhalb ist der bevorzugte Themenbereich der mit dieser Festschrift Geehrten, wobei die Verhältnisse des Veneto und vor allem der Stadt Verona vielfach als Ausgangspunkt gedient haben. Ein deutliches Schwergewicht liegt dabei in der Erforschung der Bruderschaften mit deren verschiedenen Erscheinungsformen, der eigenartigen Stellung zwischen Kirche und Zivilgesellschaft sowie der häufig doppelten Funktion als Orte christlicher Andacht und weltlicher Geselligkeit. Die wissenschaftlichen Interessen von De Sandre Gasparini während der vier Jahrzehnte ihrer Veröffentlichungen sind nun gut abzulesen in der an den Anfang gestellten Personalbibliographie (S. XIX–XXVI). Es folgen nicht weniger als 39 Beiträge, die der Geehrten dargebracht werden; die Hg. haben sie einfach nach dem Alphabet der Autoren aufgereiht. Schon die Fülle schließt auch nur die bloße Wiedergabe der einzelnen Titel aus, es können hier lediglich wenige Aufsätze erwähnt werden – vorzugsweise solche, die sich eher der allgemeinen Kirchengeschichte zuordnen lassen, insofern als ihr Gegenstand über den rein lokalen Rahmen hinausragt. Einen von der Geehrten bevorzugten Themenkomplex berührt A. Esposito, indem sie die Ausbreitung des Ordens der Hospitaliter vom Heiligen Geist, und zwar des weiblichen Zweiges, durch die Affiliation eines venezianischen Konvents im Jahr 1492

schildert und dabei auch die Verbindungen zu Bruderschaften behandelt (L'ospedale romano di Santo Spirito in Sassia e i suoi affiliati nel tardo medioevo: il caso della confraternita dello Spirito Santo di Venezia, S. 319–340). Weiter seien Arbeiten zu anderen Orden genannt, von den Vallombrosanern über die Humiliaten bis zu den Dominikanern, Franziskanern und Serviten: D. Frioli, Alle origini di Vallombrosa: Giovanni Gualberto, la Regula Benedicti e il monaco Geremia (S. 361–376), M. P. Alberzoni, Ex eo quod visitationes nec studiose nec bene observantur magna sequitur dissolutio ordinis. La visita monastica presso gli Umiliati (S. 17–31), C. Delcorno, La predicazione duecentesca su san Pietro Martire (S. 305–318), N. D'Acunto, I pentimenti di frate Angelo da Assisi (S. 271–277, mit dem Text der Begnadigung des entsprungenen Mönchs durch Nikolaus III.), L. Pellegrini, Da Cattaro ad Assisi. La ricostruzione virtuale di un codice (S. 521–538, über Fragmente einer Handschrift des 13.–14. Jh. mit Bonaventura-Legenden), F. A. Dal Pino, R. Citeroni, Economia e libri contabili presso i Servi di Santa Maria nei secoli XIII–XIV. Il caso di Verona (S. 279–303). Von humanistischen Bestrebungen bei Chorherren aus der Lateranensischen Kongregation in der zweiten Hälfte des 15. Jh. handelt G. Bottari, Dall'epistolario di Matteo Bosso: note sulla corrispondenza con Zaccaria Giglio (S. 105–120). Die Sorge der Päpste des 13. Jh. um ein Herrschaftszeichen, das den gleichen Symbolgehalt haben sollte wie die Kronen der Kaiser und Könige, skizziert A. Paravicini Bagliani, Egidio Romano, l'arca di Noè e la tiara di Bonifacio VIII (S. 503–519). G. Cracco schildert Formen spätmittelalterlicher Marienverehrung, ausgehend von einer Stelle im Kommentar Gregors des Großen zum ersten Buch der Könige (Gregorio Magno autore mariano: un'altra immagine del papa nella cultura tardomedievale, S. 253–270). Mit Ketzerverfolgung beschäftigen sich G. G. Merlo, Sulla predicazione degli eretici medievali: pretesti storiografici e metodologici (S. 445–459) und M. Benedetti, Donne valdesi nelle fonti della repressione tra XV e XVI secolo (S. 33–51). Einen Aspekt des im frühen 14. Jh. so erbitterten Streites um die Stellung des Papsttums behandelt S. Collodo, Marsilio da Padova e la polemica sul Papato nella testimonianza di Albertino Mussato (S. 237–251). Den Raum der Kirche, nicht aber die Probleme von Glauben und Moral verlässt ebenfalls G. Ortalli mit dem Blick auf eine Stellungnahme zum Glücksspiel (Morale, fede e atto di notaio: Francesco Petrarca e l'azzardo del domestico, S. 461–469). Genannt sei endlich noch die durch ihren Gegenstand kuriose Studie von P. Golinelli über das Mädchen mit dem Bilsenkraut (nach einer Stelle im Dekret Burchards von Worms) und sonstigen Regenzauber: La fanciulla del giusquiamo. Un rito medievale di propiziazione della pioggia tra storia e antropologia (S. 415–427). Der reichhaltige Inhalt dieser Festschrift zeugt von dem Ansehen, das die Geehrte mit

ihren Interessengebieten bei den Fachkollegen genießt. Hervorgehoben sei noch, dass ihr ein Namenregister nicht fehlt – wie leider so oft in vergleichbaren Publikationen. Dieter Girgensohn

Economia e società a Roma tra Medioevo e Rinascimento. Studi dedicati ad Arnold Esch, a cura di Anna Esposito e Luciano Palermo, I libri di Viella 51, Roma 2005, VIII, 318 S., ISBN 88-8334-170-8, € 25. – Die hier versammelten elf Beiträge zur römischen Stadtgeschichte sind die Frucht eines 2003 zu Ehren von Arnold Esch von der Università di Roma „La Sapienza" veranstalteten Seminars zu den Quellen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Roms in der Renaissance. Der Band ist Ausweis der Hochachtung, die der vormalige Direktor des Deutschen Historischen Instituts bei den römischen Kollegen genießt, die hier besonders seine wissenschaftlichen Verdienste um die Erforschung der Geschichte der Stadt Rom würdigen wollen. Wie könnte das besser geschehen als mit einem Band, dessen Beiträge sich ausgewählter Quellengattungen oder einzelner Dokumente (die jeweils im Anschluß im Wortlaut beigegeben sind) annehmen und kleine Lehrstücke über den Umgang mit den Quellen bilden. A. Esch, nähert sich in einer Art persönlichen Rückblicks dem Rahmenthema und läßt die wichtigsten Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Roms der letzten Jahrzehnte Revue passieren. Daß im Vergleich mit Kommunen wie Florenz und Bologna in Rom ein Großteil der Archive der Kommune und ihrer Ämter untergegangen ist, entmutigt Esch nicht; er nimmt sich auch auf den ersten Blick unscheinbarer Quellengattungen an und bringt Notarsimbreviaturen, Zollregister und sogar Heiligsprechungsprozeßprotokolle zum Sprechen. I. Ait widmet sich der Tuchproduktion in Rom. Ausgangspunkt ist der Vertrag über die Führung einer Färberei, den am 8. Oktober 1505 ein Spanier, der die Ausrüstung stellte, der römische Tuchhändler und Nobile Giuliano Giovenale (*de Iuvenalibus de Manectis*) sowie der eigentliche Handwerker und Färbermeister, Belardino aus Gubbio, abschlossen. Der Umstand, daß das Haus in Tibernähe, in dem die Färberei einzurichten war, keinem geringeren als dem in der Zunft der *mercantia pannorum Urbis* und in der Schafzucht engagierten Prospero Santacroce gehörte, scheint kein Zufall gewesen zu sein und auf die mögliche Zulieferung der Wolle hinzudeuten. Aus den auch in anderen Beispielen durchscheinenden vielfältigen Facetten der Arbeitsteilung und Finanzierungsmechanismen sowie der Lokalisierung der Färbereien (an Wasserläufen) ergibt sich ein eindrucksvolles Bild zu einem wenig beachteten Wirtschaftssektor im Rom der Renaissance. G. Barone versetzt den Leser zwei Jahrhunderte zurück und geht der vom Papsttum betriebenen Verfolgung von Häretikern in Rom (und nicht nur hier) nach, von der ein Statut des Senators Annibaldo von 1231

kündet, das sich die Stadtstatuten von 1360 zu eigen machten. Ähnliche Maßnahmen ergriffen damals auch viele andere italienische Kommunen. Die Florentiner Gesetzgebung kommt dabei dem römischen Text am nächsten. C. Carbonetti Venditelli untersucht das Register der Einnahmen und Ausgaben des Dominikanerinnen-Konvents von San Sisto in den Jahren 1369 und 1381, das heute im Vatikanischen Archiv aufbewahrt wird. Der von der Autorin akkurat beschriebene *liber bursarie* gibt einerseits Einblicke in das Leben der Ordensfrauen und das der kleinen angeschlossenen Gemeinschaft von *fratres* und Konversen und verrät andererseits auch viel über das Wirtschaftsgebahren des über einen großen Grundbesitz verfügenden Konvents sowie allgemein über die Entwicklung von Preisen und Löhnen. Die auch über Eigenbesitz verfügenden Nonnen stammten im übrigen aus den ersten Familien der Stadt. A. Cortonesi stellt die zentrale Wirtschaftseinheit im römischen Umland vor, das Casale. Die Verwaltung dieser Landgüter war für die Oberschicht Roms so charakteristisch, daß den spöttischen Florentinern alle Römer als Rinderhirten erschienen (*tutti paiono vaccari*: S. 126). Eine schon von Esch konsultierte Handschrift aus Prato, deren Publikation Cortonesi ankündigt, bietet neue detaillierte Hinweise über die Größe und Besitzer der Schafs- und Rinderherden, die in der Campagna Romana weideten. Den Beitrag beschließt die Analyse von fünf Dokumenten zur Bewirtschaftung der Casali, die häufig in kirchlicher Hand waren und verpachtet wurden. Die Anti-Luxus-Gesetzgebung in Rom steht im Mittelpunkt des Beitrags von A. Esposito. Sie vergleicht dafür die Bestimmungen des 15. Jh., die unter Martin V. einsetzen, mit denen des frühen Cinquecento, die unter Klemens VII. zum Abschluß kamen (im Anhang ediert sind die von 1512 und 1520). Dem städtischen Magistrat ging es bei ihnen vorrangig um die Bewahrung der kommunalen Identität, die sich in ausgefeilten Hochzeitsriten und Bestattungszeremonien niederschlug. Dahinter standen aber auch wirtschaftliche Interessen der Stadtaristokratie, die in Gefahr geriet, sich angesichts der steigenden Mitgift-Leistungen zu verschulden, wollte sie ihre Töchter standesgemäß verheiraten. Ausgehend von einem Dokument von 1487 wendet sich A. Lanconelli dem Fischhandel in Rom zu. Wie im Mittelalter allgemein auch wegen der Probleme beim Transport und bei der Frischhaltung üblich, konsumierte man auch in Rom vorrangig Fisch aus Süßwasser (Tiber!) und von küstennahen Gewässern (Ostia). M. L. Lombardo stellt den von der Stadt Rom erhobenen Warenzoll (*gabella*) vor, der im Auftrag der *Camera Apostolica* von der *Camera Urbis* erhoben und verwaltet wurde. Die Stadt überließ das Eintreiben der verschiedenen Zölle Steuerpächtern (ital. *appaltatori*). I. Lori Sanfilippo versucht aufzuhellen, warum die Statuten der Kaufleute (*mercanti*) von 1317 ausgerechnet von 13 in Rom offenbar seit 1257 etablierten Zünften

ausgehen. Dank der 13 Stadtviertel war diese Zahl in Rom allgegenwärtig. Immerhin steht fest, daß die Zünfte von den sog. bovattieri (den „Großagrariern") – noch vor den *mercatores* – angeführt wurden, was die Bedeutung des Agrarsektors für die römische Wirtschaft herausstreicht. Ausgehend von Nachrichten um 1400 aus dem Geschäfts- und Briefarchiv des Handelshauses Datini in Prato gibt L. Palermo einen konzisen Überblick über die Münzen, die im frühen 15. Jh. in Rom im Umlauf waren. Aus heutiger Sicht gewöhnungsbedürftig ist, daß im Gegensatz zum *fiorino d'oro* (Kammergulden), der im Wert schwankte, der *fiorino corrente* eine im Handel verbreitete reine Recheneinheit mit einem theoretischen Fixwert von 47 *soldi di provisini* war. Palermo untersucht sodann die Auswirkungen der monetären und ökonomischen Umwälzungen im spätmittelalterlichen Europa auf die wirtschaftliche Entwicklung Roms. Abschließend geht M. Vaquero Piñeiro einer Episode um das Kloster S. Paolo fuori le mura nach. Nach dem Tod Julius' II. war es im Februar 1513 zu schweren Übergriffen seitens des römischen Magistrats und Volkes gegen die Abtei gekommen. Hintergrund war die Forderung, daß das Kloster in eine Kollegiatkirche umgewandelt werden sollte, die – wie die anderen großen Basiliken Roms – zur standesgemäßen Versorgung von römischen Klerikern und zur Kontrolle des in der Regel an Römer verpachteten Kirchenbesitzes gedient hätte. Dieser Vorfall wirft ein Schlaglicht auf die allgemein große Bedeutung des umfangreichen Kirchengutes für die römische Wirtschaft und Gesellschaft. Andreas Rehberg

Manoscritti, editoria e biblioteche dal medioevo all'età contemporanea. Studi offerti a Domenico Maffei per il suo ottantesimo compleanno, a cura di Mario Ascheri, Gaetano Colli e Paola Maffei, Roma (Roma nel Rinascimento) 2006, 3 Bde., XLI, 1540 S., ISBN 88-85913-46-6, € 120. – Mit dieser dreibändigen Festschrift vermehren sich die wissenschaftlichen *omaggi* für den renommierten italienischen Rechtshistoriker auf 8 Bände mit insgesamt rund 170 Beiträgen, die sowohl personell wie thematisch seinen weiten Horizont spiegeln – ganz wie seine eigene Bibliographie mit 139 Titeln, die man hier im ersten Band findet (S. XXVII–XXXVIII). Eigens erwähnt seien auch das liebevolle Porträt von der Hand des jedem Leser des *Corriere della Sera* vertrauten Karikaturisten Giannelli sowie die sorgfältigen Indices von Andrea Bartocci (Personennamen, Handschriften und Dokumente: S. 1437–1540). Im übrigen dürfte dem Leser mit einem einfachen Verzeichnis der 48 Beiträge mehr gedient sein als mit einer subjektiven Auswahl (eine einzige Ausnahme am Ende). – Band I: M. Ascheri, Entro variegati itinerari librari storico-giuridici: un'opera sulle monete di Antonio Gobbi da Mantova (secolo XVII) (S. 1–20). – A. Bartocci, La copia di dedica ad Urbano VI della *Lectura super*

Clementinis di Giovanni da Legnano nelle Biblioteche di Benedetto XIII (1405–1423) (S. 21–45). – C. Bastianoni, Libri e librai a Siena nel secolo XVI (S. 47–85). – M. Bellomo, A un passo dalle voci, dai silenzi e dagli autografi di antichi giuristi (secoli XIII–XIV) (S. 87–96). – I. Birocchi–A. D'Angelis, Francesco Filomusi Guelfi enciclopedista convinto (con considerazioni sull'inedita „Enciclopedia giuridica") (S. 97–134). – C. Biscaglia, Alle origini dell'editoria in Basilicata tra stampa, santità, inquisizione, potere vescovile: *La Vita [...] della veneranda serva di Dio suor Francesca Vacchini di Viterbo* (S. 135–172). – M. Cassandro, Ricordi familiari e gestione patrimoniale di Giorgio di Domenico Centurione (1553–1629) (S. 173–204). – G. Colli, Le edizioni dell'*Index librorum omnium iuris civilis et pontificii* di Giovanni Battista Ziletti. Sulle tracce dei libri giuridici proibiti nella seconda metà del XVI sec. (S. 205–244). – M. Conetti, Un testimone ignoto del *De Maleficiis* di Angelo Gambiglioni in una raccolta cinquecentesca lombarda di diritto penale e statutario (S. 245–257). – C. De Frede, Nella Roma borgiana. L'assassinio del Duca di Bisceglie narrato dall'umanista Raffaele Brandolini (S. 259–280). – A. Esch, Deutsche Frühdrucker in Rom in den Registern Papst Sixtus' IV. (S. 281–302). – J.-L. Ferrary, Documents inédits relatifs à l'édition des fragments des XII Tables par Pierre Pithou (1586) (S. 303–328). – M. C. Ghetti, Il soggiorno padovano di Francisk Skorina (1512) (S. 329–346). – G. Giordanengo, Sur un fragment de dictionnaire juridique (S. 347–368). – P. Griguolo, I libri di Girolamo Ferrarini, giureconsulto e cronista ferrarese (1506) (S. 369–373). – P. Innocenti, „Questa mia varia biblioteca privata ...". In memoria di un avvocato antifascista: Francesco Chioccon (1922–2004) e il dono dei suoi libri alla Chelliana di Grosseto (S. 375–399). – R. Jurlaro, La scuola nella fede. Otranto 1569. Diocesi inquisita e maestri vigili (401–412). – A. Labardi, La Biblioteca Capitolare di Pescia: la sua storia, i suoi testi giuridici (S. 413–446). – P. Landau, Die juristischen Handschriften der Bibliothek des Zisterzienserklosters Altzelle (S. 447–459). – P. Linehan, The Case of the Impugned Chirograph, and the Juristic Culture of early Thirteenth-century Zamora (S. 461–513). – Band II: L. Loschiavo, Sulle tracce bolognesi del Cardinalis decretista (e legista) del secolo XII (S. 515–532). – M. Lucchesi, Il *Tractatus de ludo* di Stefano Costa: Scheda bibliografica (S. 533–541). – F. Macino, I manoscritti delle Istituzioni fino al XII secolo: un tentativo di sistemazione (S. 543–560). – P. Maffei, Collectio repetitionum tholosana (ca. 1280) (S. 561–599). – N. Marcelli, Un mercante fiorentino a Roma: Luigi Giugni (S. 601–616). – E. Martellozzo Forin, Il giurista padovano Pietro Barbò Soncin († 1482) e la sua biblioteca (S. 617–664). – L. Martinoli, Quattro frammenti di „Libri magni quaestionum disputatarum" (S. 665–677). – A. Mattone/T. Olivari, Dal ma-

noscritto alla stampa: il libro universitario italiano nel XV secolo (S. 679–730). – E. Mecacci: vgl. am Ende. – M. Montorzi, Due opuscoli giacobini del contado pisano. Note bibliografiche e politiche. Osservazioni e documenti biografici (S. 835–885). – M. Nardozza, Epistemologia e dommatica giuridica nella romano-civilistica italiana del Novecento. Linee del dibattito metodologico (S. 887–1011). – S. Notari, „A fornire strumenti di lavoro agli studenti". La *Guida alle biblioteche romane* per laureandi in Storia del diritto: storia di una *traditio* (S. 1013–1018). – Band III: A. Nuovo, I Giolito e l'editoria giuridica del XVI secolo (S. 1019–1051) – A. M. Oliva, Lo studio e la biblioteca di Bartolomeo Gerp giurista e bibliofilo a Cagliari alla fine del Quattrocento (S. 1053–1074). – A. Padovani, Il titolo De Summa Trinitate et fide catholica (C. 1. 1) nell'esegesi dei glossatori fino ad Azzone. Con tre interludi su Irnerio (S. 1075–1123). – D. E. Rhodes, Appunti sulla protostampa in alcune città del Piemonte (S. 1125–1137). – T. L. Rizzo, La Biblioteca del Quirinale dalla Monarchia alla Repubblica (S. 1139–1144). – M. Rossi, I libri di giurisprudenza nella Biblioteca di Angelo Maria Bandini (S. 1145–1199). – A. Santangelo Cordani, La politica patrimoniale della Chiesa nella dottrina canonistica tra Due e Trecento. La *Lectura super Sexto Decretalium* di Guido da Baisio (S. 1201–1238). – R. Savelli, Giuristi francesi, biblioteche italiane. Prime note sul problema della circolazione della letteratura giuridica in età moderna (S. 1139–1270). – A. Serrai, Biblioteche private in Italia. Guida storico-bibliografica. Idee orientative (S. 1271–1279). – A. Taurino, I *Libri Commodorum Ruralium* di Pietro de Crescenzi, bolognese (1233–1321). Edizioni a stampa e manoscritti (S. 1281–1309). – G. A. Tishkin, On the Emancipation of Women from Corporal Punishments (S. 1311–1319). – H. E. Troje, Indicium aliud imperfectarum Pandectarum (Cujas Observatio 6, 23) (S. 1321–1331). – M. Vanga, I Marulli d'Ascoli e l'Archivio storico di famiglia (S. 1333–1356). – P. I. Vergine, Manoscritti giuridici (secolo XVIII) della Biblioteca Comunale „P. Siciliani" di Galatina (S. 1357–1378). – O. Zecchino, Il „Liber Constitutionum" nel contrasto tra Federico II e Gregorio IX (S. 1379–1399). – M. C. Zorzoli, Giornale dei fatti di Casa (Pavia, 1692–1711). Prime note (S. 1401–1434). – Aus diesem Inhaltsverzeichnis sei nur ein einziger Beitrag herausgehoben, der nicht nur durch seinen Umfang, sondern mehr noch durch seinen besonderen Gegenstand auffällt: E. Mecacci, Alcune notizie sul fondo manoscritto della raccolta Maffei (S. 731–834) bietet auf mehr als 100 Seiten einen Katalog des Bestands an Handschriften, die Domenico Maffei nach und nach für seine legendäre Privatbibliothek erworben hat und die zugleich seine gelehrten Interessen, seine bibliophile Passion und nicht zuletzt die Großzügigkeit bezeugen, mit der er zahllose Freunde, Kollegen und Schüler an seinen Schätzen teihaben läßt. Beschrieben werden 18 vollständige

Handschriften, u. a. zwei Cicerotexte (Anfang 15. Jh.), *Compilationes Antiquae* mit wertvollen Glossenapparaten, zwei Exemplare der Dekretalen Gregors IX., ein *Infortiatum*, ein *Codex Iustiniani* (alle 13. Jh.), kommunale Statuten (Bologna, 15. Jh.; Genua, 1413–1427) und Register (Modena, 1. Hälfte 14. Jh.), *Rationes doctorum legentium in Studio Paduae 1423* (nicht ganz klare Inhaltsangabe, aber sicher interessant). Dazu kommen 50 Fragmente, die von dem Doppelblatt aus einer Bibel (Regum II) in westgotischer Minuskel des 10. Jh. (eingehende Analyse S. 751–768) bis zu einem auffälligen Dantefragment reichen, dem von anderer Seite schon eine eigene Untersuchung gewidmet worden war. Martin Bertram

Ab imo pectore. In memoria István György Tóth, Quaderni del CESPoM 5, Viterbo (SETTE CITTÀ) 2006, 107 S., ISBN 88-7853-055-7, € 10. – Mit dem vorliegenden Bd. möchte die Universität Viterbo an István Tóth erinnern, der letztes Jahr – für alle Kollegen und Freunde überraschend – noch vor dem Erreichen des 50. Lebensjahres verstarb. Trotz des plötzlichen Todes von T. hinterläßt der ungarische Historiker ein Gesamtwerk, das sowohl durch Umfang als auch Themenvielfalt besticht. Durch seine bemerkenswerte sprachliche Kompetenz gelang es T. zudem, sich über Ungarn hinaus wissenschaftlich Gehör zu verschaffen. Die Initiative dieser Gedächtnisschrift verdankt man Gaetano Platanis und Matteo Sanfilippo, die in ihrer Einleitung (S. 7–13) die Italienbezüge im Œuvre T.s herausstellen, aber auch die wichtigen Beiträge zur ungarischen Sozialgeschichte ansprechen. Es waren die großen Themen aus dem Bereich der politischen, konfessionellen und kulturellen Beziehungen zwischen Mitteleuropa und dem Papsttum, vor allem die Grundfragen des christlich-ottomanischen, aber auch katholisch-protestantischen Gegensatzes, auf die T. bei der Beschäftigung mit der Geschichte seines Landes zwangsläufig stieß und die ihn regelmäßig nach Rom zum Studium der reichen Bestände der vatikanischen Archivlandschaft (ASV, Propaganda-Archiv) führte. Aus dieser Beschäftigung heraus entstand zuletzt das Editions-Projekt der *Litterae missionarium de Hungaria et Transilvania* (vgl. QFIAB 85 [2005] S. 691–693). – Bei den hier abgedruckten sechs Artikeln handelt es sich um die Druckfassung von Vorträgen, die T. im Rahmen von Kolloquien der *Università degli Studi della Tuscia* gehalten hat, der er in den letzten Jahren sehr verbunden war. Der erste Beitrag behandelt die apostolischen Visitationen in Ungarn im 17. Jh. unter Berücksichtigung Siebenbürgens (S. 15–28), gefolgt von einem Aufsatz zu den Glaubenskämpfen in dieser Region während der gesamten Frühen Neuzeit (auf französisch, S. 29–44). Der dritte Text gibt eine Übersicht über die wichtigsten ungedruckten und gedruckten vatikanischen Quellen zur ungarischen Geschichte zwischen dem

16. und 19. Jh. (S. 45–50). Die Bedeutung des Lateinischen für das moderne Ungarn (immerhin bis 1844 offizielle Landessprache des Königreichs!) ist Thema des vierten Referats (auf englisch, S. 51–68). Die beiden letzten Beiträge beschäftigen sich zum einen mit den ungarisch-polnischen Beziehungen zur Zeit von Jan Sobieski und den Missionsbestrebungen in Oberungarn (S. 69–79) und zum anderen mit den Rekatholisierungsbemühungen der Wiener Nuntien in Ungarn während des 18. Jh. (S. 81–89). Der Bd. schließt mit dem Curriculum vitae und dem Schriftenverzeichnis des ungarischen Frühneuzeithistorikers. Alexander Koller

Arnold Esch, Mercenari, mercanti e pellegrini. Viaggi transalpini nella prima Età moderna, Biblioteca di storia 7, Bellinzona (Casagrande) 2005, 308 S. ISBN 88-7713-419-4. – In diesem Band sind vier Aufsätze des ehemaligen Direktors des DHI in Rom vereint, die noch aus Eschs Berner Zeit stammen und zuletzt unter dem Titel „Alltag der Entscheidung. Beiträge zur Geschichte der Schweiz an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit" (Bern, Paul Haupt, 1998) publiziert worden sind. In der Übersetzung von Andrea Michler liegen damit vier methodologisch wie inhaltlich gewichtige Beiträge zur Migrationsforschung nun auch in italienischer Sprache vor. Die Artikel sind durch ein Register der Orts- und Personennamen erschlossen.
Ludwig Schmugge

Germano Gualdo, Diplomatica pontificia e umanesimo curiale. Con altri saggi sull'Archivio Vaticano, tra medioevo ed età moderna, a cura di Rita Cosma, Italia sacra 79, Roma (Herder) 2005, XXIV, 659 pp., ISBN 88-85876-85-4, € 110. – Si raccolgono qui 16 contributi dedicati ai temi della diplomatica pontificia e dell'umanesimo curiale, ai quali Germano Gualdo dedicò anni di studio e di ricerca. Emergono da questi scritti le competenze dello studioso e del funzionario d'archivio, che seppe far parlare archivi e biblioteche, registri e cataloghi traendone sempre risultati di novità e di alto livello. Tre le sezioni in cui sono ripartiti i saggi, selezionati nella vasta produzione di Gualdo: il settore della diplomatica pontificia è illustrato dagli interventi sulla più antica testimonianza conservata fino a noi di una registrazione regolare e sistematica di brevi *de Curia* e *brevia communia*, firmati per la maggior parte dall'umanista Leonardo Dati, segretario preferito di Paolo II. (Il *Liber brevium de Curia anni septimi* di Paolo II. Contributo allo studio del breve pontificio, pp. 3–52); sul singolare documento costituito da un breve con le caratteristiche della bolla (I brevi *sub plumbo*, pp. 53–97), per il quale vengono sollevate questioni sottili e squisitamente tecniche relative alla diplomatica pontificia tra fine Trecento e fine Quattrocento; sulle cinque lettere, con-

servatesi in copia, particolarmente importanti per un decennio, 1404–1415, scarso di testimonianze, con lacune riscontrabili nella serie dei registri di lettere e con la perdita quasi totale dei registri delle suppliche (*Litterae ante coronationem* agli inizi del '400. Innocenzo VII e Gregorio XII, pp. 99–147); sugli aspetti eminentemente tecnico-procedurali che toccano documenti prodotti da un papa eletto mentre era assente da Roma e illustrano le tappe della graduale assunzione del potere durante il non breve trasferimento dalle Province basche a Roma (Da Vitória a Roma. Le *Litterae ante coronationem* di papa Adriano VI (gennaio–agosto 1522), pp. 149–185); sulla categoria di documenti che si evolve alla fine del Medioevo e che si innesta sul filone del privilegio, ormai quasi estinto, in cui si riferiscono questioni discusse e decise nel Concistoro, emesse dal papa con il consenso dei cardinali (Le lettere concistoriali nel Quattrocento. Lettere di Eugenio IV e Sisto V, pp. 187–207); su note di cancelleria, cioè su quelle sigle o cifre che giocano un ruolo importante per la comprensione delle procedure curiali nella spedizione dei documenti e alle quali il diplomatista è particolarmente attento (Un piccolo enigma diplomatico-curiale: *A. de Florentia scriptor apostolicus* di papa Gregorio XII (1406–1415), pp. 209–231). *A. de Florentia*, quale sottoscrizione di un segretario papale o di uno *scriptor litterarum apostolicarum* non può essere attribuita nel periodo di Gregorio XII né ad Alberto degli Albizzi (1390–1415) né ad Andrea Fiocchi, familiare di Eugenio IV e scrittore anche di Niccolò V, per cui solo ulteriori indagini all'interno del personale curiale fedele al papa deposto potranno offrire nuovi dati. Alla lingua usata nei documenti è dedicato l'ultimo contributo: L'introduzione del volgare nella documentazione pontificia tra Leone X e Giulio III (1513–1555), pp. 233–279. La seconda sezione raccoglie le note biografiche di alcuni umanisti, che lasciarono una chiara impronta nei modi e nelle forme della documentazione, dalla lingua latina usata al formulario all'elaborazione della corrispondenza di maggior impegno, all'espletamento di compiti diplomatici: Giovanni Toscanella. Nota biografica, pp. 283–314; Francesco Filelfo e la Curia pontificia. Una carriera mancata, pp. 315–370; Antonio Loschi, segretario apostolico (1406–1436), pp. 371–390; Umanesimo e segretari apostolici all'inizio del Quattrocento. Alcuni casi esemplari, pp. 391–404; Leonardo Bruni segretario papale (1405–1415), pp. 405–433; Pietro da Noceto e l'evoluzione della segreteria papale al tempo di Niccolò V (1447–1455), pp. 435–449. Gli ultimi quattro saggi legati all'Archivio Segreto Vaticano riguardano uno straordinario patrimonio storico e culturale che trascende l'interesse meramente familiare (Archivi di famiglie romane nell'Archivio Vaticano, pp. 453–465), l'importante strumento di ricerca, che prende il nome dallo studioso ed erudito Giuseppe Garampi, complicato nella sua articolazione ma indispensabile per la storia del Basso Me-

dioevo e dell'età moderna (Lo *Schedario Garampi*, pp. 467–536), il primo indice generale (Costanzo Centofiorini e il primo indice generale dell'Archivio Segreto Vaticano, 1646, pp. 537–560) e una breve storia dell'archivio nell'età moderna (L'Archivio Segreto Vaticano da Paolo V (1605–1621) a Leone XIII (1878–1903). Caratteri e limiti degli strumenti di ricerca messi a disposizione tra il 1880 e il 1903, pp. 561–591). Ben mirata è stata la scelta degli scritti che, analizzando le tipologie delle istituzioni curiali e dei documenti papali e legatizi, permettono una lettura migliore e una interpretazione più adeguata di fatti più squisitamente storici e culturali. Mariarosa Cortesi

Nicolai Rubinstein, Studies in Italian History in the Middle Ages and the Renaissance, Bd. I: Political Thought and the Language of Politics. Art and Politics, hg. von Giovanni Ciappelli, Storia e Letteratura 216, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2004, XXV, 405 S., ISBN 88-8498-1468, € 52. – Mit Nicolai Rubinstein verstarb im August 2002 im Alter von 91 Jahren der vielleicht letzte der großen Exilhistoriker, die in den dreißiger Jahren Nazideutschland verlassen mußten. Er war der unbestrittene Doyen der Spezialisten für die Geschichte des politischen Systems von Florenz im späten Mittelalter und in der Renaissance. Die Stadt machte ihn 1991 zu ihrem Ehrenbürger (vgl. die Nachrufe von Riccardo Fubini, Michael Mallett und F. W. Kent, in „Nicolai Rubinstein – In Memoriam", Firenze 2005). R. wuchs in Berlin auf und begann dort sein Universitätsstudium vor allem bei Erich Caspar, er hörte auch bei Hans Baron und Friedrich Meinecke. 1933 wechselte er nach Florenz, wo er die *laurea* erlangte. 1939 mußte R. erneut emigrieren. Er fand zunächst in Oxford und Southampton, schließlich in London eine neue Heimat. In der britischen Hauptstadt lehrte er seit 1945 am Westfield College und hielt am Institute of Historical Research über Jahrzehnte sein berühmtes Seminar zur „Late medieval Italian History". Von seinem Zimmer im Warburg Institute aus organisierte er bis zuletzt die Edition der Briefe von Lorenzo de' Medici. Obwohl er zwei maßgebliche Bücher zu Florenz vorgelegt hat („The Government of Florence under the Medici, 1434–1494", Oxford 1966, ^{2}1997; „The Palazzo Vecchio, 1298–1532", Oxford 1995), sah sich R. selbst vornehmlich als „one of those scholars who write articles rather than books" (S. XVII). Vor seinem Tod gelang es ihm, die auf drei Bände angelegte Sammlung seiner Schriften noch selbst zu konzipieren. Herausgegeben von Giovanni Ciappelli, liegt der erste Band nun vor. Dank der hervorragenden Einführung in R.s Leben und Werk von Daniel Waley (S. VII–XIX) erübrigt sich die Rezension der Aufsätze im einzelnen. Waley kennt das Gesamtwerk und deckt sowohl Stärken als auch Schwachpunkte darin auf. So hätte R., ein elitärer Denker, etwa der Wirtschafts- und Sozialgeschichte mehr Aufmerksamkeit schenken

können. Waley bespricht auch schon vorgreifend die Beiträge, die in den beiden weiteren Bänden erscheinen sollen (vorgesehene Titel der Bände: „Politics, Diplomacy, and the Constitution in Florence and Italy“ und „Humanists, Machiavelli, and Guicciardini“). Band I ist derweil der politischen Theorie sowie ihrer Verbindung zu Kunst und Humanismus gewidmet und enthält Arbeiten aus dem Zeitraum 1942 bis 2001. Darunter sind R.s Untersuchungen zu Marsilius von Padua, Platina, Ambrogio Lorenzetti und Giorgio Vasari. Nur für diesen ersten Band hat R. mehrere Aufsätze noch überarbeiten können. So finden sich nun größere Revisionen in seinen wegweisenden Abhandlungen „The Beginnings of Political Thought in Florence“ (1942) und „Political Ideas in Sienese Art“ (1958). An anderen Stellen hat R. Literaturangaben ergänzt. Neu zur Veröffentlichung kommt hier „Dante and Nobility“, eine Londoner Vorlesung von 1973. An dem tadellos edierten Band gibt es nur eins zu beklagen: daß die Abbildungen hinten im Band fast durchweg zu klein sind, um ihre kniffligen Inhalte gut veranschaulichen zu können. Stefan Bauer

Dominique Barthélemy/François Bougard/Régine Le Jan (Hg.), La vengeance 400–1200, Collection de l'École Française de Rome 357, Rome (École Française) 2006, 526 S., ISBN 2-7283-0751-2, € 61. – Die 20 Beiträge in französischer und italienischer Sprache eines drei Jahre vor Erscheinen in Rom organisierten Kongresses werden am Ende des Bands einzeln zusammengefaßt sowie durch ein Register erschlossen, das auch Quellen und Forschernamen aufnimmt. Die quellennahen Untersuchungen, deren Spektrum vom Island der Sagenzeit (A. Barbero) über das England vor und nach der normannischen Eroberung (J. Hudson) bis zum Italien der vorkommunalen Zeit (P. Brancoli Busdraghi) und von Thietmar von Merseburg (R. Le Jan) über die *Chansons de geste* (S. White) bis zum *Cantar de mío Cid* (I. Alfonso) reicht, können hier nur in Auswahl besprochen werden. Die Autoren sind sich über die Bedeutung der Rache für die mittelalterliche Kultur einig. N. Pancer bringt den Gedanken in ihrem Beitrag über weibliche Rache bei Gregor von Tours (die sich nicht wesentlich von der männlichen Variante unterscheide) auf den Begriff: „La vengeance représente sans aucun doute un trait structurel caractérisant la société du Moyen Âge et plus encore sa littérature.“ (307) Wie F. Bougard in seinem Vorwort hervorhebt, habe sich die in lateinischen Quellen vorfindende Vielfalt der Bezeichnungen für Rache (*ultio* bedeute zuförderst die Rache Gottes oder des Monarchen, *vindicta* die Blutrache für ermordete Familienmitglieder, *faida* die Fehde zwischen gegnerischen Gruppen) im Französischen auf den einen Begriff *vengeance* reduziert, während das Deutsche und Englische mit Rache/*revenge* und Fehde/*feud* noch deren zwei bewahrten. In seiner Literaturübersicht verweist

er auf die Pilotstudie zum Thema, die in den Jahren 1981–84 von Raymond Verdier in drei Bänden herausgegeben wurde. Verdier ist nun das Resümee vorbehalten, in dem er zwischen der jenseitigen Rache unterscheidet, die mit der göttlichen Heiligkeit und dem Ruhm Gottes, und der diesseitigen, die mit dem Blut und der menschlichen Ehre verbunden sei. P. Depreux unternimmt eine Neubewertung der berühmten Abenteuer des Sicharius aus den Zehn Büchern Geschichte Gregors von Tours. P. Geary mißversteht allerdings Depreux' Ansatz, der die Geschichte gerade nicht als die Erzählung einer „‚faide exemplaire'" verstanden haben will, wie Geary zitiert (87), sondern als eine „histoire exemplaire d'une vengeance" (84). Geary analysiert eine Forschungskontroverse, die sich Mitte der 80er Jahre des 19. Jh. zwischen Gabriel Monod (der damals hochmodernen verfassungsgeschichtlichen Schule Georg Waitzens zuneigend) und Fustel de Coulanges (der traditionellen romanistischen Sicht verhaftet) an eben dieser Geschichte entzündete. Obwohl beide Forscher sie als Schlüsseltext zum Verständnis der fränkischen Fehde mißverstanden hätten, sei die Lesart von de Coulanges, der es abgelehnt habe, das Salische Recht auf den Fall anzuwenden, näher an deren aktueller Deutung. Ebenfalls einem forschungsgeschichtlichen Thema geht J. M. Moeglin nach. Ausgehend von den Thesen, die Karl August Rogge 1820 in seiner Monographie „Über das Gerichtswesen der Germanen" aufstellte, und der Kritik François Guizots daran geht er der (rechts)historischen Diskussion um ein auf Friedlosigkeit aufruhendes mittelalterliches Racherecht nach, anhand derer man zum „cœur de la réflexion des médiévistes anciens" gelangen könne (101). Das Fehlen einer monographischen Untersuchung zur Rache in ottonischer Zeit erklärt H. Kamp damit, daß die Forschung die Blutfehde als Praktik früherer Zeiten betrachtet, die gewaltsamen Auseinandersetzungen der ottonischen Zeit aber unter dem Begriff der Fehde subsumiert habe. P. Buc schließlich verfolgt das Bild von Gottes Rache von den Kirchenvätern zum ersten Kreuzzug, wobei er von der These Carl Erdmanns ausgeht, daß während der Kreuzzüge die dem Christentum originäre Ablehnung der Gewalt aufgegeben worden sei, die man erst im Verlauf des Hochmittelalters als Reaktion auf die Fehde wiederentdeckt habe. Uwe Israel

Jean-Marie Sansterre (sous la direction de), L'autorité du passé dans les sociétés médiévales, Collection de l'École Française de Rome 333; Institut Historique Belge de Rome, Bibliothèque LII; Bruxelles – Roma 2004, ISBN 2-7283-0711-3, ISBN 90-74461-57-3, 410 S. m. Abb., € 42. – Inbegriffen die stimulierende Einleitung von Régine Le Jan und die Faszit ziehenden Schlußbetrachtungen von Ludo Milis werden hier zwanzig Beiträge veröffentlicht, Akten eines 2002 in Rom organisierten Kongresses, der sich zum Ziel gesetzt

hatte, auszuloten, welcherlei Einfluß eine als Autorität gewürdigte Vergangenheit auf mittelalterliche Gesellschaften auszuüben in der Lage war. Eine nahe oder entfernte Vergangenheit, an die je nach Bedarf und Wissen angeknüpft wird, um gegenwärtige Situationen oder Institutionen zu legitimieren, auf die als nachzuvollziehendes Vorbild oder als zu vermeidendes Exempel verwiesen werden kann mit ihrer Potentialität, die Ausbildung von Geschichtsbildern und Mentalitäten zu beeinflussen und auf das kulturelle Schaffen richtungsweisend einzuwirken. Probleme, die in einem Mittelalter mit weiter Perspektive, sowohl in chronologischer als auch in räumlicher Hinsicht, verfolgt werden. Abgesehen von westeuropäischen politischen und religiösen Organismen, die allerdings im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen, wird in der Tat auch von einem eurozentrischen Standpunkt aus gesehen mehr peripheren Zonen Aufmerksamkeit geschenkt, wie den orthodoxen Enklaven im islamischen Süditalien, Byzanz und dem moslemischen Ifrîqia. Rund ein Drittel der Artikel bewegt sich innerhalb der Interessensphäre dieser Zeitschrift, darunter die Studie von L. Speciale (Immagini del passato: la tradizione illustrativa di cartulari illustrati italo meridionali), die an Hand einiger in monastischen *scriptoria* verfaßten illustrierten Manuskripten des 12. Jh. die formale Abhängigkeit von in der Vergangenheit geprägten ikonographischen Modellen demonstriert. Interessant die Arbeit von V. Déroche (L'obsession de la continuité. Nil de Rossano face au monachisme ancien), in der die Bedeutung des italo-griechischen Mönchtums vor der Eroberung Süditaliens durch den Islam als mythisches Ideal für eine durch die genannte Invasion in ihrer Kontinuität jäh unterbrochene monastisch-orthodoxe Bewegung aufgezeigt wird, die anders als das lateinische Mönchtum keine der des hl. Benedikt vergleichbare einigende Regel besaß. Ein Ideal, das vor allem um die Wende zum 11. Jh. von Nilus von Rossano aufgegriffen wird, um die in den Heiligenleben der vorislamischen Zeit angesiedelten Tugenden neu zu beleben. Von elitären monastischen Konstruktionen der Vergangenheit handelt auch der Beitrag von C. Caby (Autorité du passé, identités du présent dans l'ordre olivétain aux XIVe et XVe siècles), in dem die für den Olivetanerorden wichtigen Vorbilder und die daraus hervorgehende Reform herausgearbeitet werden. Die enge Verflechtung der Gegenwart mit der unmittelbaren Vergangenheit und die Verpflichtung dieser gegenüber, aber auch die Verantwortung, die die Gegenwart ihrerseits für die Zukunft in sich trägt, so können die inhaltsreichen Reflexionen, die J.-M. Sansterre (Le passé et le présent dans l'argumentation d'un reformateur du XIe siècle: Pierre Damien) den Schriften des Pier Damiani widmet, kondensiert werden. Herauszuheben ist die Vision einer bruchlosen Kontinuität und die ungewöhnliche Wertschätzung, die der heilige Kardinalbischof Gegebenheiten der eigenen Epoche zollt mit einem sich in Gegenten-

denz stellenden positiven Inhalt, mit dem der Begriff *novitas* angefüllt wird. Im Kielwasser der Arbeiten von Hans-Werner Goetz, in denen der Einfluß der polemischen Schriften des Investiturstreits für eine Verfälschung des Vergangenheitsbildes aufgezeigt worden war, bewegt sich A. Knaepen (Le recours à l'Antiquité dans les écrits de la Querelle des Investitures), der das Argument in neuer Sicht aufgreift und darlegt, wie der Rückgriff auf die gleichen Quellen der Antike je nach Auswahl und Anpassung an die Finalitäten des jeweiligen Schreibers gestattet, zu verschiedenartigen, ja entgegengesetzten Interpretationen zu gelangen. Schließlich zwei wichtige Beiträge aus der Feder von G. Milani (Ordinamenta sacrata. Il classicismo del „popolo" bolognese alla fine del Duecento) und C. Klapisch-Zuber (Une catégorie des citoyens entravée par le passé: les magnats florentins au XVe siècle et le poid de définitions surannées). Klar ist die Darstellung, in der Milani eine bereits von Pasquale Villari, Gaetano Salvemini und mit noch stärkerem Nachdruck von Gina Fasoli verfochtene Hypothese wiederaufnimmt und mittels einer gut ausgewählten durchdachten Dokumentation entwickelt, um plausibel deren hohen Wahrscheinlichkeitsgrad nachzuweisen: die Abhängigkeit der *Ordinamenta sacrata* des Bologneser *popolo* aus dem Jahr 1282 von den *Leges sacratae* der römischen *plebs* von 494 v. Chr., außerordentliche Gesetze, die dem Mittelalter durch Vermittlung des Titus Livius bekannt geworden sein dürften. Die soziale und rechtliche Kategorie der *magnati*, wie sie sich in Florenz im späten Duecento ausgeformt hat, und der Bedeutungswandel, den diese Bezeichnung im Laufe der Zeit Hand in Hand mit der politischen Entwicklung durchmacht, bis sie als pejorativer Appellativ entehrend und obsolet, also ungeeignet wird, um damit die höheren sozialen Schichten der Stadt zu benennen, ist ein Prozeß, den Ch. Klapisch-Zuber mit feinsinnigem Sachverständnis verfolgt. Ein inakzeptables Erbe der Vergangenheit, für das ein neues Vokabular gesucht wird: die Chroniken des 14. Jh. weichen auf das Wort „grandi" aus, spätere Autoren, wie Giovanni Cavalcanti, vermeiden auch diesen Namen, während in der zweiten Hälfte des 15. Jh. mit Piero Guicciardini, mittlerweile entfernt von mittelalterlichen Kriterien der Einstufung sozialer Kategorien, der Grundstein für eine neue Definition des modernen Adels gelegt wird. Hannelore Zug Tucci

M. Steinicke/St. Weinfurter (Hg.), Investitur- und Krönungsrituale. Herrschaftseinsetzungen im kulturellen Vergleich, Köln–Weimar–Wien (Böhlau) 2005, VII, 496 S., 20 s/w u. 6 farb. Abb., ISBN 3-412-09604-0, € 54,90. – Der Band besteht nicht allein aus mediävistischen Fachbeiträgen. Er konzentriert sich zwar auf ein vorrangig durch die Mediävistik erforschtes Phänomen, doch ordnet er dieses komparatistisch in ein breites Panorama ein und bietet damit einen großen Facettenreichtum: Chronologisch reicht er von der Antike

bis zur Gegenwart, geographisch über Europa hinaus bis nach Afrika und Asien, und methodisch bietet er unterschiedliche Zugänge vor allem von Historikern, doch enthält er auch Beiträge von Kunsthistorikern, Orientalisten, Sinologen, Theologen und Philologen. Aus dieser Fülle sind hier neben der Einleitung von M. Steinicke, Politische und artistische Zeichensetzung. Zur Dynamik von Krönungs- und Investiturritualen (S. 1–26), die die Inhalte der Beiträge kurz skizziert, folgende Beiträge anzuzeigen: G. Althoff, Wer verantwortet die ‚artistische' Zeichensetzung in Ritualen des Mittelalters? (S. 93–104), behandelt vier Königserhebungen, wobei der Ablauf von 919 mit 936 in Hinblick auf die Einbindung der Großen und deren daran ablesbare Rolle und die Erhebung Konrads II. von 1024 mit der Barbarossas 1152 in Hinblick auf die öffentliche Darstellung der *iustitia* als Königstugend verglichen wird, mit dem Ergebnis: „Abwandlungen erzeugen Sinnnuancen" (S. 94). St. Weinfurter, Investitur und Gnade. Überlegungen zur gratialen Herrschaftsordnung im Mittelalter (S. 105–123), beschreibt vor dem Hintergrund, daß der Investiturstreit „die Idee vom Christusvikariat des Herrschers bereits unrettbar untergraben" hatte (S. 114), und dem der konsensualen Herrschaftspraxis mittelalterlicher Herrschaft, die durch Ordnungsritule gestützt wurde, am Beispiel der Investitur die Umwandlung des durch die „gratiale Königsherrschaft" (S. 109) geprägten Herrschaftsverbandes in einen rechtlich durchdeklinierten Lehnsverband. C. Dartmann, Die Ritualdynamik nichtlegitimierter Herrschaft. Investituren in den italienischen Stadtstaaten des ausgehenden Mittelalters (S. 125–136), spricht sich anhand von zwei Herrschaftseinsetzungen in Mailand (Giangaleazzo Visconti 1395 und Francesco Sforza 1450) für eine besondere Dynamik von Investiturritualen in italienischen Stadtkommunen des Spätmittelalters allgemein aus. G. Melville, ... *et en tel estat le roy Charles lui assist la couronne sur le chief*. Zur Krönung des französischen Wappenkönigs im Spätmittelalter (S. 137–161), untersucht den Ablauf der Erhebung der französischen Wappenkönige, kontrastiert ihn mit Krönungsordines der französischen Könige und weist strukturelle Entsprechungen nach, wobei es ihm „nur um Analogien in der Symbolizität der Rituale beider Handlungskomplexe" (S. 161) geht. H. R. Velten, Einsetzungsrituale als Rituale der Statusumkehr. Narrenbischöfe und Narrenkönige in den mittelalterlichen Klerikerfesten (1200–1500) (S. 201–221), untersucht die Einsetzung von Narrenbischöfen, -äbten u. ä. bei Narrenfesten. Dabei wird Paris schon im 13. Jh. zum Erzbistum und Lc. 1, 52 mit *deposuit potentes de sede, et invocavit humiles* (S. 207) wiedergegeben. Das auf S. 210 gebotene Quellenzitat, das dem Glossarium von Du Cange entnommen sein soll und auf dem weitere Ausführungen argumentativ aufbauen, sucht man am angegebenen Ort vergebens. G. J. Schenk, Rituelle Beraubung – ‚Volksvergnügungen' oder Forschungsmy-

thos? Vorgänge um die Einsetzung des venezianischen Dogen im Vergleich mit ähnlichen *rites de passage* (S. 321–346), geht von der rituellen Beraubung des Dogen Lorenzo Tiepolo als Teil seiner Investitur zum Dogen Venedigs 1268 und von einer Beraubung König Friedrichs III. 1452 in Viterbo aus, wobei er für den Kaiser eine Tradition der rituellen Beraubung bei Ersteinzügen in Städte südlich und nördlich der Alpen feststellt und allgemein, daß die Spoliierung zwar keine Erfindung, aber „eine Art ‚Modeerscheinung' des Spätmittelalters" gewesen sei (S. 340). K. Corsepius, Der Aachener ‚Karlsthron' zwischen Zeremoniell und Herrschermemoria (S. 359–376), sieht die Entstehung des Aachener Kaiserthrons in unmittelbarem Zusammenhang mit der Öffnung des Karlsgrabes am Pfingstfest des Jahres 1000 durch Otto III. und kommt schließlich zu dem Ergebnis: „Otto III. entnahm dem Karlsgrab den hölzernen Thronsitz, den er in den marmornen und aus „heiligen" Marmorspolien konstruierten Salomonischen Thron auf der Empore überführte" (S. 372). H. Rudolph, Kontinuität und Dynamik. Ritual und Zeremoniell bei Krönungsakten im Alten Reich. Maximilian II., Rudolf II. und Matthias in vergleichender Perspektive (S. 377–400), analysiert die Krönungen von 1562, 1575 und 1612 in Hinblick auf den Wandel von rituellen und zeremoniellen Elementen, wobei sich erstere als weniger flexibel erweisen. M. Steinicke, Dichterkrönung und Fiktion. Petrarcas Ritualerfindung als poetischer Selbstentwurf (S. 427–446), untersucht die Dichterkrönung Petrarcas 1341 auf dem römischen Kapitol, in der sie eine bewußt stilisierte Anknüpfung an antike Dichterkrönungen durch Petrarca sieht, die zugleich die „Initiation des modernen Dichterfürsten" (S. 437) darstelle. B. Schneidmüller, Investitur- und Krönungsrituale. Mediaevistische Ein- und Ausblicke (S. 475–488), fordert abschließend, daß zukünftige Forschungen die „Ritualisierung politischer Willensbildung und das Verhältnis von Sakralität und Herrschaft im zeitlichen Übergang vom hohen zum späten Mittelalter" (S. 481) unter der in diesem Band dargelegten Perspektive neu untersuchen sollten. Ferner enthält der Band folgende Beiträge: M. Saur, Königserhebungen im antiken Israel (S. 29–42); A. Chaniotis, Griechische Rituale der Statusänderung und ihre Dynamik (S. 43–62); C. Calame, Theseus' Initiationsweg und symbolische Einsetzung zum Herrn von Athen. Ein rituelles Gedicht zur Legitimierung eines demokratischen Systems und einer politischen Expansion (S. 63–74); E. Norelli, Die himmlische Krone der Seligen in der *Himmelfahrt des Jesaja*. Eine christlich-apokalyptische Soteriologie (S. 75–90); W. Röcke, Zerbrochene Ordnung. Krönungsfest und Eskalation von Ehre und Gewalt in der *Histori von den vier Heymonskindern* (S. 163–176); K. Gvozdeva, Spiel und Ernst der burlesken Investitur in den *sociétés joyeuses* des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (S. 177–200); U. Middendorf, Ritualismus und Usurpation der Namen. Die Verlei-

hung der Königswürde an General Cao Cao (S. 225–274); K. Trampedach, Kaiserwechsel und Krönungsritual im Konstantinopel des 5. bis 6. Jahrhunderts (S. 275–290); C. Imber, Die Thronbesteigung der osmanischen Sultane. Die Entwicklung einer Zeremonie (S. 291–304); J. R. Oesterle, Eine Investitur durch den Kalifen von Bagdad nach Hilāl al-Sābi's Zeremonienbuch. Zur Rolle von Religion, Ehre und Rangordnungen in der Herrschaftsrepräsentation (S. 305–320); W. Kühme, Zwischen Vergöttlichung und enttäuschter Erwartung. Die Inthronisation des Königs von Gobir Abdou Balla Marafa im Jahre 1998 (Süd-Niger) (S. 347–356); E. von der Osten, Trojas Rest oder Der Tele-Louis. Krönungsritual und theatralische Zeremonie in Racines *Andromaque* (S. 401–426); H. G. Held, Ritualästhetik. Goethes Ekphrase der Frankfurter Kaiserkrönung von 1764 (S. 447–473). Gerade durch seine chronologische Vielschichtigkeit und die Kontrastierung mit außereuropäischen Kulturräumen regt der Band den Leser stark an. Es handelt sich um ein gutes Beispiel für gelungene Interdisziplinarität, das die Dynamik der scheinbar immer gleichen Formen über unterschiedliche Grenzen hinweg demonstriert.

Jochen Johrendt

Gregorio Magno nel XIV centenario della morte. Convegno internazionale (Roma, 22–25 ottobre 2003), Atti dei convegni Lincei 209, Roma (Accademia Nazionale dei Lincei) 2004, 365 pp., ISBN 88-2180-929-3, € 15. – Questo ponderoso volume raccoglie gli atti del primo dei Convegni internazionali che hanno celebrato il XIV centenario della morte di Gregorio Magno. Visto che non sono passati moltissimi anni dagli ultimi grandi incontri scientifici dedicati al pontefice (Chantilly 1982 e Roma 1990), il simposio romano si proponeva innanzitutto di fare un bilancio delle nuove acquisizioni della ricerca „gregoriana". Un interessante e ricco panorama di edizioni, traduzioni, monografie e interventi su singoli temi è stato proposto da R. Godding, che ha individuato nella „depennazione", ad opera di Adalbert de Vogue, del Commento al primo Libro dei Re dal *corpus* delle opere di Gregorio la novità forse più importante dell'ultimo decennio di studi. Non tutti, del resto, hanno accettato di espungere il Commento; per G. Cracco, ad esempio, ammettere la fondatezza dell'ipotesi del De Vogue vorrebbe dire „mutilare" la figura spirituale ed intellettuale del pontefice. Molti autori hanno inoltre ribadito la loro più decisa opposizione alla tesi di F. Clark, riproposta dall'autore ancora nel 2003, che nega la paternità gregoriana dei Dialogi, che sono invece stati largamente utilizzati da buona parte dei relatori per la loro ricostruzione della figura del papa. Questi emerge dal Convegno con i caratteri di esponente intellettuale di un mondo mediterraneo ancora unitario (in cui Costantinopoli, la Sicilia e l'Africa svolgono un ruolo ben più ricco ed articolato della Gallia

o della penisola iberica) così come viene presentato in apertura del volume da L. Cracco Ruggini, ma come è ribadito in diversi altri interventi. La cultura del papa risulta imbevuta di temi derivati dall'antichità classica come dal nuovo pensiero cristiano (in primo luogo Cassiano); secondo C. Straw ciò è ben dimostrato dalla impostazione dei *Moralia in Job*, in cui Giobbe è chiamato a combattere un'eroica battaglia, secondo stilemi che sono insieme classici e cristiani, trovandosi al centro del conflitto tra Dio e il Diavolo. M. Simonetti illustra con chiarezza la prudenza con cui Gregorio, nella sua generale scarsa propensione per le questioni dottrinali, ignora il dibattito allora ancora incandescente nella parte orientale dell'Impero sul monofisismo, rivolgendo i suoi strali contro l'assai meno pericoloso nestorianesimo. A. Heinz ridimensiona giustamente l'apporto del pontefice allo sviluppo della liturgia romana, non negando però il valore del suo contributo. G. Jenal ricostruisce in modo equilibrato e sintetico i rapporti tra Gregorio e il monachesimo, dimostrando come la personale esperienza monastica del pontefice non lo abbia indotto a privilegiare i singoli eremiti o le comunità ascetiche, limitandosi a garantire loro quelle condizioni, economiche e normative, che ne garantissero il proposito religioso e mantenendole per il resto sotto il controllo vescovile, così come volevano le decisioni conciliari e le leggi imperiali. Più significativo sarebbe stato il contributo di Gregorio sul piano spirituale: nella sua valutazione della *vita mixta* (un'esistenza ascetica posta a servizio della salute spirituale del prossimo) come forma di vita più vicina alla perfezione, il pontefice si presenterebbe come il primo „papa monaco". Molte delle relazioni si sono concentrate sull'opera di Gregorio come autore. G. Arnaldi ha sottolineato la sua cura „editoriale", per cui il papa si è sforzato di rivedere con la massima cura la versione definitiva delle proprie opere, temendo che copie scorrette od incomplete potessero creare problemi di comprensione e perciò danneggiare la purezza della fede dei suoi futuri lettori. Ben due relazioni (G. Cremascoli e E. Prinzivalli) hanno preso in esame l'attività omiletica del papa, sottolineando la sua grande attenzione ai diversi pubblici che aveva di fronte, chierici o laici, colti od incolti. S. Boesch ha colto una continuità nell'interesse e nella valorizzazione della santità da parte di Gregorio tra opere come i Moralia e i Dialogi, l'unica esplicitamente agiografica. La studiosa romana ha anche delineato la nascita di un'agiografia gregoriana, le cui origini vanno cercate in Inghilterra (Anonimo di Whitby e Beda) e nell'Italia longobarda (Paolo Diacono), prima che Giovanni Diacono, nella Roma della seconda metà del IX secolo, dedicasse al pontefice una *Vita* estremamente ricca e complessa. E. Cavalcanti ha analizzato i Moralia, questa volta dal punto di vista dell'etica cristiana. Infine C. Dagens ha visto in Gregorio l'ispiratore di una nuova cultura, veramente e profondamente cristiana, in cui

un ruolo primario viene attribuito all'interiorità. Tre relazioni, per finire, hanno sottolineato l'escatologismo del pontefice: due vi si richiamano sin dal titolo (R. A. Markus e M. Van Uytfanghe), mentre quella di F. Prinz, che ha al suo centro la gravissima crisi politico-militare negli anni del pontificato gregoriano, sottolinea come la convinzione di vivere alla fine dei tempi sia stata la molla per l'azione missionaria e riformatrice del pontefice.

Giulia Barone

Sauver son âme et se perpétuer. Transmissione du patrimoine et mémoire au haut Moyen Âge, sous la direction de François Bougard, Cristina La Rocca et Régine Le Jan, Collection de L'École française de Rome 351, Rome (École française) 2005, 532 pp., ISBN 2-7283-0737-7, € 63. – Il volume, contenente gli atti dell'incontro „Salvarsi l'anima, perpetuare la famiglia", tenutosi a Padova il 3, 4 e 5 ottobre 2002, è frutto di una collaborazione tra l'École Française di Roma e le Università di Padova e „Ca' Foscari" di Venezia. Si tratta della quarta e ultima tappa del progetto „Les transferts patrimoniaux en Europe occidentale VIIIe–Xe siècle", articolato in seminari tra Francia e Italia a partire del 1999 (cfr. QFIAB 80 [2000], pp. 699s., 83 [2003], pp. 486s. e il presente fascicolo, pp. 879s.), ciascuno distinto per un diverso ambito di fonti affrontate. Nel volume in analisi, che si concentra sui vari tipi di pratiche testamentarie, il problema della trasmissione patrimoniale si intreccia con quello della aspirazione a perpetuarsi e, dunque, al tema della memoria, assai attuale in più ambiti storiografici. Nelle conclusioni, F. Bougard (pp. 485–494) evidenzia la varietà terminologica e tipologica di fonti relative alla trasmissione *pro anima* che traspare dalla ricca messe di studi, basati su documentazione proveniente da più aree storiche europee. Dopo un'introduzione di R. Le Jan (pp. 1–6), infatti, gli autori analizzano sotto diversi punti di vista le fonti: soffermandosi maggiormente sulle caratteristiche intrinseche dei documenti, alcuni; analizzandone in particolare aspetti giuridici, altri; ancora, evidenziando il ruolo delle istituzioni e degli enti ecclesiastici piuttosto che aspetti culturali che emergano dai documenti. J. Barbier (pp. 7–79) si occupa di documentazione dal regno franco; S. H. Brunsch (pp. 81–96) della varietà tipologica, anche in evoluzione cronologica, della documentazione altomedievale italiana; S. Gasparri (pp. 97–113) e L. Provero (pp. 115–130) rispettivamente di testamenti tra VIII e IX secolo e di pratiche ereditarie tra VIII e X secolo in area nord-italiana; con V. Loré (pp. 131–158) ci si sposta invece in Italia meridionale, con un'indagine di taglio sociale; B. Kasten (pp. 159–201) si occupa della dicotomia tra privato e pubblico nei testamenti dei re franchi; H.-W. Goetz (pp. 203–237) di costumi ereditari e strutture famigliari. G. Bührer-Thierry (pp. 239–264) presenta un'indagine su vescovi, prelati e famiglie di provenienza in Baviera tra VIII e IX secolo; con L.

Feller (pp. 265–292) si approda ai rapporti tra gruppi aristocratici e chiese in Italia centrale, mentre L. To Figueras studia quelli tra fondazioni monastiche e memoria famigliare in Catalogna (pp. 293–329). Con i successivi due contributi si torna in area francese, per la precisione nella Francia occidentale, con P. Depreux (pp. 331–378), e nel sud est della Gallia, con E. Magnani (pp. 379–400). W. Davies (pp. 401–416) presenta uno studio basato su documentazione del decimo secolo dalla Galizia e dalla Castilla y León, mentre F. De Rubeis (pp. 417–430) analizza il rapporto tra epigrafi e memoria. C. La Rocca (pp. 431–457) si occupa delle pratiche funerarie nell'Italia longobarda mentre il contributo di E. Santinelli (pp. 459–484) si sofferma su donne e memoria, attraverso lo studio del ruolo delle contesse nella Francia occidentale del secolo XI. Il condivisibile auspicio che Bougard formula nelle già ricordate conclusioni è che il materiale raccolto, non solo con il presente volume ma con l'intera serie del progetto, possa servire da base ad altre inchieste individuali o collettive, per comparazioni tra diverse aree culturali. Chiudono il volume degli utili indici nei quali non si può non notare, però, che il compianto Giovanni Tabacco sia stato inopportunamente ribattezzato Giuseppe. Mario Marrocchi

Guglielmo da Volpiano. La persona e l'opera. Atti della giornata di studio San Benigno Canavese 4 ottobre 2003, a cura di Alfredo Lucioni, Cantalupa (Effatà), 2005, 144 S. m. Abb., ISBN 88-7402-224-7, € 10. – Dieses schmale Bändchen enthält die Beiträge des anläßlich der tausendjährigen Wiederkehr der Gründung der Abtei Fruttuaria von Alfredo Lucioni in San Benigno Canavese organisierten Studientags. Im Mittelpunkt stehen Person und Werk des Gründers Guglielmo da Volpiano – in der deutschen Geschichtsschreibung besser bekannt unter dem Namen Wilhelm von Dijon nach dem Cluniazenserkloster, dem er vierzig Jahre als Abt vorstand – und das Netz seiner weitreichenden persönlichen Beziehungen zu anderen religiösen sowie zu politischen Autoritäten. Beziehungen, die befruchtend wirkten auf die reformatorischen Initiativen und die von Wilhelm geförderte und persönlich inspirierte sakrale Bautätigkeit, die tiefgreifenden Einfluß auf künftige Entwicklungen nehmen sollte. Sicher, hauptsächlich auf die bekannte und weitgehend von der historischen Forschung ausgeschöpfte Biographie des Rodulfus Glaber angewiesen und nach so eingehenden Studien wie der bereits klassischen von Neithard Bulst, war es für die Autoren sicher nicht einfach, neue Aspekte aufzuzeigen und zu weiterführenden Erkenntnissen zu gelangen. Wenn es ihnen trotzdem gelungen ist, so liegt das vor allem an veränderten Fragestellungen, mit denen sie sich konfrontiert haben. So wird bereits in den einführenden Worten von Mons. A. Miglio, Bischof von Ivrea, und mit noch größerem

Nachdruck von Mons. P. G. Debernardi auf die „europäische Physiognomie“ und die „internationalen Horizonte“ Wilhelms von Dijon verwiesen, eine Charakteristik, die, wie M. Dell'Omo ausführt, eng zusammenhängt mit dem Phänomen der Aggregation selbst von einander entfernter Konvente unter der Ägide von Cluny einerseits und Gorze andererseits, um unbehelligt zu bleiben von Eingriffen der bischöflichen und der weltlichen Gewalten. Themen, die sich zusammen mit dem der *mobilitas*, der bemerkenswerten Reisetätigkeit Wilhelms dies- und jenseits der Alpen, wie ein roter Faden mehr oder weniger explizit durch alle Beiträge ziehen. So tituliert N. D'Acunto bezeichnenderweise sein Referat „un itinerario biografico“ und stellt u. a. dem traditionellen monastischen Ideal der *stabilitas* eine für die Wende vom 10. zum 11. Jh. wahrzunehmende Reisebereitschaft voraussetzende und zum Leitbild werdende missionarische Dimension des Mönchtums gegenüber, die die *Vita Willelmi* mit Pier Damians *Vita Romualdi* teilt und die mit wachsender Wertschätzung des Konzepts der *utilitas publica* gegenüber dem *proprium commodum* auch eine theoretische Untermauerung erhält. Und eine Veränderungen mit sich bringende Mobilität ist für Giuseppe Sergi kennzeichnend auch für die politischen und kirchlichen Ordnungen im Wirkungsbereich Wilhelms, zu denen im Grunde allein die alten Diözesangrenzen und die durch die sächsischen Kaiser angebahnte Übertragung öffentlicher Rechte an die Bischöfe ein stabilisierendes Gegengewicht schufen. In diesem Kontext bleiben, wie A. Lucioni – „le ragioni di un incontro“ – ausführt, vor allem zwei bisher nur unzulänglich studierte Probleme offen. Die Bedeutung der Musik für Wilhelm, von der Rodulfus Glaber spricht. Den liturgischen Chorgesang interpretiert G. Boffio als pädagogisches Mittel und Element der Vereinigung. Besonders hervorzuheben schließlich der gut dokumentierte und mit interessantem ikonographischen Material versehene Beitrag über „Guglielmo abate costruttore nel paesaggio artistico subalpino“ von L. Pejrani Baricco, die u. a. die Ausgrabungen von Fruttuaria geleitet hat und der es in hervorragender Weise gelingt, durch Gegenüberstellung und Vergleiche sakraler Bauten, Originalität, Sensibilität und Einflußnahme Wilhelms aufzuzeigen. Durch Verbindung der archäologischen Daten mit den schriftlichen Quellen ist es vor allem gelungen, zu einem tieferen Verständnis der sich in Fruttuaria ausbildenden *consuetudines* zu gelangen.

Hannelore Zug Tucci

Giancarlo Andenna/Mirko Breitenstein/Gert Melville (Hg.), Charisma und religiöse Gemeinschaften im Mittelalter. Akten des 3. Internationalen Kongresses des „Italienisch-deutschen Zentrums für Vergleichende Ordensgeschichte“ in Verbindung mit Projekt C „Institutionelle Strukturen re-

ligiöser Orden im Mittelalter" und Projekt W „Stadtkultur und Klosterkultur in der mittelalterlichen Lombardei. Institutionelle Wechselwirkung zweier politischer und sozialer Felder" des Sonderforschungsbereichs 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit" (Dresden, 10.–12. Juni 2004), Vita regularis. Abhandlungen 26, Münster (LIT) 2005, XX u. 495 S., ISBN 3-8258-8765-0, € 49,90. – Der vorliegende Band der rasch fortschreitenden Dresdner Publikationsreihe „Vita regularis" widmet sich dem Verhältnis von Charisma und *vita religiosa*. Ausgangspunkt war dabei die Definition Max Webers, die für die Ordensforschung in bezug auf die Spannung zwischen Charisma und Institution fruchtbar gemacht werden sollte. Untersucht wurden dabei vor allem die Komplexe Charisma und Norm sowie Charisma und Gemeinschaftsbildung. Zunächst werden unter der Rubrik „Grundlagenreflexionen" in drei Beiträgen allgemeine theoretische Überlegungen angestellt: In den Aufsätzen von K.-S. Rehberg, Rationalisierungsschicksal und Charisma-Sehnsucht. Anmerkungen zur „Außeralltäglichkeit" im Rahmen der institutionellen Analyse (S. 3–23), und K. Tanner, Die Macht des Unverfügbaren. Charisma als Gnadengabe in der Thematisierung von Institutionalisierungsprozessen im Christentum (S. 25–44), wird den Vorüberlegungen entsprechend besonders das Verhältnis von Charisma und Institutionalisierung aus soziologischer (Rehberg) bzw. theologischer (Tanner) Sicht in den Blick genommen. A. Kehnel, Alter–Stigma–Charisma (S. 45–52), ergänzt die Theorie W. Lipps zur Entstehung von Charisma und deren Zusammenhang mit Schuld und Stigmatisierung um den Aspekt der Frage nach dem Lebensalter. Es folgen die „Historischen Studien": F. Neiske, Charismatischer Abt oder charismatische Gemeinschaft? Die frühen Äbte Clunys (S. 55–72), stellt die Entwicklung der cluniazensischen Selbstdeutung dar, die sich mehr und mehr auf die fünf großen Äbte Odo, Maiolus, Odilo, Hugo und Petrus Venerabilis konzentriere und damit erst rückwirkend ein Gründungscharisma konstruiere; der Akzent liege dabei jedoch ebenso auf der Gemeinschaft aller Mönche, auf dem „Charisma des Konventes" (S. 67). F. Panarelli, Carisma in discussione: riformatori e comunità nel Mezzogiorno italiano tra XI e XII secolo (S. 73–84), untersucht die sich wandelnde Bedeutung des Charismas mit zunehmender Verstetigung neu gegründeter monastischer Gemeinschaften anhand von Giovanni da Matera, Guglielmo da Vercelli und Giovanni da Tufara. G. Melville, Stephan von Obazine: Begründung und Überwindung charismatischer Führung (S. 85–101), analysiert anhand der Vita Stephans von Obazine zunächst „Grundstrukturen charismatischen Handelns" (S. 87), um dann den Prozeß der Institutionalisierung seiner Gemeinschaft zu verfolgen, die zum einen eine „Entcharismatisierung" ihres Gründers erfordert habe, welche auf der anderen Seite aber wiederum nur mit Hilfe von dessen Charisma durchzusetzen gewesen

sei. F. J. Felten, Zwischen Berufung und Amt. Norbert von Xanten und seinesgleichen im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts (S. 103–149), geht dem Lebensweg Norberts von Xanten „vom Amt zum Charisma (...) und wieder zurück" (S. 146) nach und beleuchtet die unterschiedlichen Strategien der Quellen, die krisenhaften Auswirkungen seiner radikalen Entscheidungen auf seine Anhänger bzw. später die Prämonstratenser zu bewältigen. A. Müller, Entcharismatisierung als Geltungsgrund? Gilbert vom Sempringham und der frühe Gilbertinerorden (S. 151–172), behandelt einen „Charismatiker mit einer bürokratischen Ader" (S. 171), dem aus diesem Grund die Institutionalisierung seines Ordens bereits relativ frühzeitig gelungen sei, der allerdings möglicherweise aus demselben Grund nicht so große Verehrung erfahren habe wie andere Charismatiker. E. Goez, *... erit communis et nobis* – Verstetigung des Vergänglichen. Zur Perpetuierung Bernhards von Clairvaux im Zisterzienserorden (S. 173–215), verfolgt, wie Bernhard sein Charisma einsetzte und sein Handeln legitimierte, wie sein Charisma erst durch Verschriftlichung zu Lebzeiten und dann durch die schon früh angestrebte Kanonisation verstetigt wurde und wie schließlich die zisterziensische Tradition die potentielle Sprengkraft dieser polarisierenden Figur zugunsten des Ordenscharismas bändigte. H. Houben, Ein Orden ohne Charismatiker. Bemerkungen zum Deutschen (Ritter-)Orden im Mittelalter (S. 217–225), zeigt am Beispiel des Deutschen Ordens, daß das Wirken von Charismatikern keine unabdingbare Voraussetzung für die Entstehung von Orden darstellte. A. Wesjohann, Flüchtigkeit und Bewahrung des Charisma oder: War der heilige Dominikus etwa auch ein Charismatiker? (S. 227–260), untersucht, ob Dominikus ebenso wie Franziskus ein Charismatiker gewesen sei – was er letztlich bejaht –, und versucht zudem, diesen Begriff für die mittelalterliche *vita religiosa* allgemein genauer zu definieren. Eine ganze Reihe von Aufsätzen widmet sich Franziskus von Assisi und den Franziskanern: R. Rusconi, *Moneo atque exhortor ... Firmiter praecipio.* Carisma individuale e potere normativo in Francesco d'Assisi (S. 261–279), analysiert, auf welche Weise – vor allem mit welchen sprachlichen Mitteln – Franziskus in seinen Schriften normativ tätig wurde. J. F. Godet-Calogeras, Francis of Assisi's Resignation: An Historical and Philological Probe (S. 281–300), gelangt nach einer Untersuchung der Quellen zu den Ereignissen von 1220 zu dem Schluß, Franziskus habe nicht von seinem Leitungsamt zurücktreten können, da ein solches noch nicht existiert habe; er habe sich trotz der Spannungen aber auch nicht von dem entstandenen Orden zurückgezogen, sondern weiter im Sinne seiner ursprünglichen Ideale auf diesen eingewirkt. P. Messa, Il carisma d'interpretare il carisma di san Francesco d'Assisi (S. 301–318), verfolgt am Beispiel der Darstellung einer Vision des Franziskus in franziskanischen Quellen vom 13. bis

15. Jh. das Ringen um die „richtige" Interpretation seines Charismas. M. P. Alberzoni, Chiara d'Assisi. Il carisma controverso (S. 319–342), stellt die päpstliche Interpretation von Claras Charisma, die Gregor IX. bereits seit 1228 formuliert hatte, dem Selbstbild Claras gegenüber, das sie im Grunde erst als Reaktion darauf bewußt entwickelt habe, das sich allerdings nicht gegen die päpstliche Deutung habe durchsetzen können. M. F. Cusato, *Esse ergo mitem et humilem corde, hoc est esse vere fratrem minorem:* Bonaventure of Bagnoregio and the Reformation of the Franciscan Charism (S. 343–382), untersucht im Kontext der zeitgenössischen Entwicklung die Transformationen des ursprünglichen franziskanischen Charismas bei Bonaventura, der dadurch ein neues Charisma geschaffen habe. M. Breitenstein, Im Blick der Anderen, oder: Ist Charisma erlernbar? Aspekte zum Franziskanertum der zweiten Generation (S. 383–413), sieht im franziskanischen Noviziat eine „Phase charismatischer Erziehung" (S. 386), die insbesondere auch darauf abgezielt habe, durch die Vermittlung bestimmter Verhaltensweisen in der Außenwelt dieser ein einheitliches Bild von der außeralltäglichen Lebensform der Franziskaner zu bieten. G. Andenna, Il carisma negato: Gerardo Segarelli (S. 415–442), nimmt einen Charismatiker in den Blick, dessen Bewegung aufgrund der fehlenden Institutionalisierung nicht von der Kirche anerkannt und der bekanntermaßen schließlich als Ketzer verbrannt wurde. G. Picasso, La spiritualità dell'antico monachesimo alle origini di Monte Oliveto (S. 443–452), verortet den charismatischen Aspekt bei Bernardo Tolomei bzw. der Gründungsphase der Olivetaner in dem Bezug auf das benediktinische Mönchtum bzw. die Ursprünge des westlichen Mönchtums allgemein. C. D. Fonseca, Il carisma percepito: Bartolomeo da Roma e Teofilo Micheil (S. 452–461), stellt in seinem Beitrag das Charisma des Gründers einer Kanonikergemeinschaft dar, der sich bemühte, die Institutionalisierung auf ein Minimum zu beschränken. P. Rychterova, Charisma als Passion im Leben und Werk spätmittelalterlicher Visionärinnen (S. 463–476), definiert das Charisma von Visionärinnen und Mystikerinnen als „‚geliehenes' Charisma der Nachahmung, ein Charisma der ‚Liminalität'" (S. 476) und zieht damit den Ansatz Victor Turners dem Konzept Max Webers vor. Ein Register der Personen, Orte und Texte (S. 477–495) schließt den Band ab. Auch wenn in dem einen oder anderen Beitrag der jeweilige Charismabegriff noch klarer hätte definiert werden können, so liegt doch insgesamt ein sehr anregender Band vor, der hoffen läßt, daß sich weitere Forschungen anschließen werden. Gritje Hartmann

Giorgio Picasso/Mauro Tagliabue (a cura di), Il monachesimo italiano nel secolo della grande crisi. Atti del V Convegno di studi storici sull'Italia benedettina. Abbazia di Monte Oliveto Maggiore (Siena), 2–5 settembre

1998, Italia Benedettina 21, Cesena (Badia di Santa Maria del Monte) 2004, XII, 641 S., 24 Taf. – Die 19 Beiträge italienischer und französischer Forscher gehen auf ein viertägiges Symposium zurück, das sechs Jahre vor der Publikation im Mutterkloster der Olivetaner, der toskanischen Benediktinerabtei Monte Oliveto Maggiore, anläßlich des 650. Todesjahres des Gründers Bernardo Tolomei abgehalten wurde: ein thematisch stimmiger Ort und Anlaß also. Der Band stellt gleichzeitig die chronologische Fortsetzung einer Vorgängertagung dar (F. G. B. Trolese [Hg.], Il monachesimo italiano nell'età comunale. Atti del IV Convegno di studi storici sull'Italia benedettina, Cesena 1998). In seiner Zusammenfassung hebt C. D. Fonseca hervor, daß es in dem Symposium methodisch darum ging, zu verifizieren, ob das 14. Jh. tatsächlich als „secolo della grande crisi" des italienischen Mönchtums (Titel) bezeichnet werden kann. Fonseca schält aus der Fülle der Tagungsergebnisse fünf thematische Kerne: 1. Beiträge mit einleitendem Charakter (G. Penco, C. Caby, G. Spinelli) zeigten, daß es neben Zeichen der Krise (Kommende, mangelhafte Teilnahme der Mönche an Kapitelsitzungen, simonistische und konkubinistische Äbte, Abtsbischöfe, Zug der Klöster in die Stadt, Auswirkungen des Schismas und des päpstlichen Abgabendrucks) immer auch Zeichen einer Renaissance des Mönchtums gegeben habe (Aggregation kleinerer Gemeinschaften, juristische Aktivitäten bei der Abfassung neuer Regelkommentare, Wiederentdeckung des Eremitismus, Aufwertung Benedikts als Gründervater). 2. Die Geschichte der Olivetaner – geschuldet dem genius loci der Tagung sowie der Bedeutung der Bewegung für das Mönchtum des 14. Jh. (G. Picasso, R. Donghi, A. Rigon, M. Tagliabue). 3. Ein Überblick über die Geschichte klösterlicher Niederlassungen verschiedener Orden und Kongregationen in Italien (G. Andenna, F. Panarelli, M. Dell'Omo, L. Pellegrini, U. Paoli, F. A. Dal Pino). 4. Die Bedeutung der Spiritualität (R. Grégoire, V. Cattana). 5. Die Kultur im Kloster (F. G. B. Trolese, E. Barbieri, G. Mariani Canova). Ohne alle Beiträge hier würdigen zu können, soll wenigstens auf einige besonders interessante verwiesen sein. Der Mitherausgeber G. Picasso ediert erstmals vollständig das Protokoll einer Zeugenbefragung aus dem Jahre 1344 (69–77), in welchem neben dem Gründervater Bernardo Tolomei dessen Bruder Patrizio Patrizi und der Aretiner Kanoniker Donato di Mirancio Aussagen über die Anfänge der Gemeinschaft machen, und geht der Frage nach, weshalb die Olivetaner kurz nach der päpstlichen Approbation ihrer Kongregation das Bedürfnis hatten, derart die Erinnerung an die Anfänge zu dokumentieren. M. Tagliabue geht in einer längeren Untersuchung erstmals der Frage auf den Grund, in welchem Ausmaß die Große Pest von 1348 die Gemeinschaft der Olivetaner heimsuchte (97–221); er präsentiert die Ergebnisse in Tabellen (die u. a. die jährliche Sterberate von 1337–80 zeigt)

sowie in einem prosopographischen Katalog, der das Schicksal von 80 Opfern (darunter der Gründervater) sowie von 77 Überlebenden ebenso ausführlich wie quellengesättigt dokumentiert. G. Andenna spricht für Norditalien von einer „crisi degli antichi cenobi" (255), die nicht nur auf innere Schwierigkeiten, sondern vor allem auf negative institutionelle und politische Einflußnahmen von außen zurückzuführen sei; gleichwohl hätten die Klöster im 14. Jh. ihren Besitz noch weitgehend halten können (im Anhang die Transkription zweier Urkunden, aus denen einmal der Wert der jährlichen Einkünfte von S. Giacomo della Bessa in der Diözese von Vercelli hervorgeht, dann die Gewährung des Transitus einer Nonne von SS. Cosma e Damiano zu S. Giulia di Brescia: 1343 Jul. 31, Ivrea, ASV, Instrumenta Miscellanea, Nr. 1622 und 1390 Mai 12, Brescia, AS Milano, Pergamene, cart. 89). F. Panarelli beklagt bei seiner Untersuchung der Lage der großen Abteien in Süditalien „una disarmante carenza di valida bibliografia" (272). Die „crisi" in seinem Paradebeispiel, der Abtei S. Maria di Montevergine bei Avellino mit allein über 50 Prioraten, führte über ein Doppelabbatiat schließlich zur Kommende: „Dietro questa che può presentarsi come una tipica parabola di crisi e dissoluzione di una potente abbazia medievale si nasconde però un'altra storia, fatta di devozione, di donazioni, interazione continua con il mondo laico circostante." (286 f.) M. Dell'Omo stellt an das Ende seiner Ausführungen zu Montecassino, das im 14. Jahrhundert die höchste Servitienlast in Italien zu tragen gehabt, also als reichste Abtei gegolten habe, eine Zusammenführung von Einkünfteverzeichnissen aus 58 Prioraten aus den Jahren von 1263 bis 1380, die durch verschiedene Indices erschlossen werden (312–325). U. Paoli geht der Laienaggregation bei den Silvestrinern nach und gibt Auszüge aus 21 unedierten Notarsakten der Jahre 1300 bis 1407, wovon 17 Oblations-Formeln aufweisen (355–364). G. Mariani Canova untersucht Miniaturen padanischer Olivetaner, insbesondere Chorbücher aus der Sammlung Obizzi der Biblioteca Estense, und zeigt Beispiele auf 19 teils farbigen Tafeln. Ein Namensregister, das selbst Anmerkungen und Autoren berücksichtigt, ein Orts- sowie ein Manuskript- und Archivalienregister erschließen diesen reichen Tagungsband, bei dem man sich allerdings hätte wünschen können, daß der Krisenbegriff eingehender diskutiert worden wäre. Uwe Israel

Regulae – Consuetudines – Statuta. Studi sulle fonti normative degli ordini religiosi nei secoli centrali del Medioevo, Atti del I e del II Seminario internazionale di studio del Centro italo-tedesco di storia comparata degli ordini religiosi (Bari-Noci-Lecce, 26–27 ottobre 2002, Castiglione delle Stiviere, 23–24 maggio 2003), a cura di Cristina Andenna e Gert Melville, Vita regularis, Abhandlungen 25, Münster (Lit) 2005, 709 S., ISBN 3-8258-8572-0, € 69,90. – Die 27 hier versammelten Beiträge gehen auf zwei internationale

Tagungen des 2001 nicht zuletzt auf Initiative der Professoren Gert Melville (Dresden), Giancarlo Andenna (Brescia) und Cosimo Damiano Fonseca (Bari) gegründeten Italienisch-deutschem Zentrums für vergleichende Ordensforschung „Secundum regulam vivere" zurück. Im Mittelpunkt stehen die drei wichtigsten ordensrechtlichen Instrumentarien zur Gestaltung des gemeinschaftlichen Lebens, nämlich die Ordensregeln, die *consuetudines* und die Statuten in nicht weniger als 23 Orden. Ziel ist es, im steten Vergleich ihren Ursprüngen, Unterschieden und Wechselwirkungen auf den Grund zu gehen. Die weitgefächerten Textgattungen hatten einen unterschiedlichen Stellenwert bei den einzelnen Ordensgemeinschaften (konnten mitunter sogar auch ganz fehlen). Die Beiträge geben einen eindrucksvollen Überblick über den Stand der Forschung, wobei der erste Teil sich auf die alten Orden, speziell die Ordensgründungen des 12. und frühen 13. Jh., konzentriert, während sich der zweite Teil den Bettelorden (Franziskaner, Dominikaner, Augustineremiten etc.) widmet. G. Melville skizziert in seiner Einleitung die methodischen Grundlagen des Bandes und stellt die obige Trias als Typologie des normativen Schrifttums religiöser Gemeinschaften im Mittelalter vor. Er formuliert dazu sechs Leitfragen. C. D. Fonseca geht auf die Gesetzessammlungen zur kanonikalen Lebensform ein. Im Mittelpunkt steht die auf dem Gemeinschaftsmodell der Urkirche beruhende Augustinus-Regel, die Melville treffend als „Joker" bezeichnet (S. 26), da ihre normative Offenheit sie für die verschiedensten *proposita* verknüpfbar machte. G. Picasso spürt den „benediktinischen" *consuetudines* nach. Die schon von der Benedikt-Regel vorgesehene *consuetudo loci* stand und steht bis heute der Ausbildung eines eigentlichen Benediktinerordens im Wege. Und diesen verschiedenen normativen Ausformungen gehen die folgenden Beiträge nach. S. Barret stellt bei den Cluniazensern einen pragmatischen Umgang mit der Benedikt-Regel fest, der sich auch in den *consuetudines* niederschlug. Im 12. und 13. Jh. übernahm Cluny in Reaktion auf das Vorbild der Zisterzienser und auf päpstlichen Druck hin Kontrollinstanzen wie Statuten, Visitationen und Generalkapitel. Darüber verlor aber auch die mündliche Überlieferung nicht an Bedeutung. Als Gründung Wilhelms (Guglielmo) da Volpiano, des Abts von Saint-Bénigne in Dijon, folgte Fruttuaria in Piemont – wie A. Lucioni darlegt – dem Vorbild Clunys, zeichnete sich aber durch besondere Strenge in den Bußübungen aus. Die Ableger in Siegburg und in St. Blasien blieben dem Mutterhaus bis hin zum liturgischen Festkalender stark verbunden. G. Lunardi zeichnet die Geschichte des Klosters von Cava und des *ordo Cavenis* nach, die auf eine Gründung des in Cluny eingetretenen Adeligen Alferio († 1050) zurückgingen. Der dritte Abt von Cava war der Neffe Alferios Pietro Pappacarbone († 1123), der ebenfalls einige Zeit in Cluny verbracht hatte. Und trotzdem wandten sich die Mönche

in Cava von der cluniazensischen Observanz (*ordo*) ab, wie die Analyse der *consuetudines* von Cava erweist. Immerhin bezeugen die zentralistische Struktur und der kontemplative Charakter des Klosterverbandes von Cava den Einfluß Clunys. N. D'Acunto geht der Kapitelsgesetzgebung im Klosterverband von Vallombrosa nach und stellt fest, daß der Umstand, daß im 13. Jh. die *constitutiones* nur alte Normen fortschrieben, die Reform der Kongregation letztlich behinderte. F. Panarelli widmet sich den hauptsächlich in Süditalien florierenden eremitischen Klosterverbänden von S. Maria di Montevergine und S. Maria di Pulsano, deren Gründer – Guglielmo da Vercelli und Giovanni da Matera – aufgrund ihres Selbstverständnisses als Einsiedler keine Regel oder *consuetudo* hinterließen. Die Notwendigkeit, den eigenen Vorrang im Klosterverband zu behaupten, brachte schließlich das Mutterhaus S. Maria di Montevergine dazu, den vom Gründer verpönten Anspruch als Abtei herauszustreichen. In seiner Studie über die Regeln und *consuetudines* der Kartäuser streicht F. Cygler heraus, daß es der fünfte Prior der Grand Chartreuse, Guigues I., war, der zwischen 1121 und 1128 – also 40 Jahre nach deren Gründung durch Bruno von Köln – die *Consuetudines Cartusie* redigierte, denen bis 1509 eine Reihe weiterer Normtexte folgten. C. Caby untersucht den Orden der Kamaldolenser vom 11. bis zum 14. Jh. Der Gründer Romuald von Ravenna hinterließ nur *dicta*; Camaldoli gab sich aber schließlich doch eigene Normen und führte ein Generalkapitel und Visitationen ein, die aber nicht die starke Stellung des Generalpriors als Ordensoberhaupt beeinträchtigten. Die vom Ordensprotektor Kardinal Ottaviano degli Ubaldini 1271 promulgierten 15 Reformkapitel flankierten den Generalprior durch sechs *definitores*. C. Andenna folgt der klassischen Unterscheidung zwischen Regularkanonikern (mit gemeinsamer Lebensführung unter einer Regel) und Säkularkanonikern (mit persönlichem Eigentum). Sie analysiert – neben anderen Quellen – eine Handschrift aus Pavia mit interessanten Hinweisen zum Regularkanonikerverband von Santa Croce von Mortara. Die Handschrift erweist sich als ein „Kapitelsbuch" mit Martyrolog und Nekrolog. Im normativen Teil verdienen die Augustinus-Regel und die an ihr vorgenommenen Interpolationen besondere Aufmerksamkeit. Bemerkenswert ist die (auch im Falle der Kanoniker-Kongregation von S. Maria in Reno) bestätigte Beobachtung, daß sich die Berufung auf den hl. Augustin (gemäß der Formel *secundum beati Augustini regulam*) erst einige Jahrzehnte später (1168) in päpstlichen Briefen findet. J. Oberste bettet die Entscheidung Norberts von Xanten von 1121, seine Gemeinschaft (die Prämonstratenser) an die Augustinus-Regel anzubinden, in die damals zwischen den Mönchen und Kanonikern geführte Debatte um die richtige Interpretation der *vita apostolica* ein. Der Wunsch des Mutterhauses Prémontré nach größtmöglicher Einheitlichkeit im

Ordensleben stieß aber an die von örtlichen *consuetudines* gezogenen Grenzen. G. Cariboni wendet sich den Zisterziensern zu, die ihren Ordensverband auf die Ideale der *caritas*, *pax* und *unanimitas* ausrichteten. Die zwischen 1113 und 1119 vom dritten Abt von Cîteaux, Stefan Harding, verfaßte *Carta caritatis* wurde sowohl von den Äbten der Gemeinschaft wie vom Papst bestätigt. Die vom großen Zuwachs (darunter auch Inkorporationen bereits bestehender Klöster und Klosterverbände wie die von Savigny und des normannischen Obazine) bedrohte Einheit des Ordensverbandes wurde durch jährliche Visitationen und Generalkapitel sowie eine geschickte Anpassung der *Carta caritatis* an die neuen Gegebenheiten gewahrt. Einen ganz anderen Weg beschritten die Florenser, die P. De Leo vorstellt. Joachim von Fiore hatte sich von den Zisterziensern losgelöst. Sein *ordo monasticus* verschrieb sich der streng ausgelegten Benediktsregel und verzeichnete anfangs einen beachtlichen Zulauf. M. P. Alberzoni präsentiert die Humiliaten und ihre drei Zweige: 1. Kleriker, 2. Männer und Frauen, die in Gemeinschaften lebten, 3. sonstige Laien. Die Päpste Innocenz III., Honorius III. und Gregor IX. nahmen auf deren Regel (*propositum*) starken Einfluß. Innocenz IV. gab dem Orden 1246 eine neue Struktur, indem er die ersten beiden Zweige zusammenlegte und einem Generalmagister unterstellte. Der Band wendet sich nun den Ritterorden zu. H. Houben stellt die Statuten (das sog. „Ordensbuch") des Deutschen Ordens vor, das aus der Regel (38/9 Kapitel), erklärenden „Gesetzen" (53 Kapitel) und *consuetudines* (62/3 Kapitel) besteht. Mit päpstlicher Billigung orientierte sich der dritte große Ritterorden am Vorbild der Templer und Johanniter. Trotz der vielen bekannten einschneidenden Transformationen des Ordens in den Jahrhunderten zuvor kam es erst 1606 zur Neuformulierung der Statuten, wobei viel anachronistischer Ballast abgeworfen wurde. K. Toomaspoeg vergleicht die Regeln der Templer und Johanniter miteinander und untersucht ihr Verhältnis zur Benedikt- und Augustinus-Regel. Das enge Verhältnis der Templer zu Bernhard von Clairveaux erklärt die Rezeption von einigen Normen aus Citeaux und der Benedikt-Regel. Die Johanniter neigten dagegen der Augustinus-Regel zu. Der Kranken- und Ritterdienst erforderten aber auch neue Bestimmungen. Der zweite, den Bettelorden gewidmete Teil wird von K. Elm eingeleitet, der einen zu diesem Anlaß ins Italienische übersetzten Aufsatz zum Semireligiosentum von 1998 wiederaufgreift. Die Semireligiosen hatten eine nicht zu unterschätzende Funktion in der mittelalterlichen Kirche, da ihre Lebensform einem weitverbreiteten spirituellen und religiösen Bedürfnis unter den Laien – nicht zuletzt den Frauen – entsprach. Nicht selten gingen aus diesen zu Beginn locker organisierten, an der *ecclesia primitiva* orientierten *societates* richtige *ordines* hervor. Man denke nur an die Anfänge der Ritter- und Hospitalorden aber auch an die der Eremitenge-

meinschaften (der Augustinereremiten, Karmelitaner, Serviten und Pauliner) sowie an die Tertiaren der Bettelorden. L.-A. Dannenberg geht dem Ort der Religiosen im Kirchenrecht nach, dem es am Ende des 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jh. gelang, der „Auffächerung der *vita religiosa*" eine rechtliche Ordnung zu verleihen. Der Begriff *regularis* wurde nun für äußerst heterogene Gruppen von Ordensleuten (Mönche, Eremiten, Regularkanoniker, Ordensritter und Mendikanten) verwandt. Dem *ius particulare* der Dominikaner des 13. Jh. (bestehend aus dem *Praeceptum* Augustins, päpstlichen Bullen und diversen *libri consuetudinum* und *constitutionum*) gehört die Aufmerksamkeit F. Cyglers. Zu den originellen Zügen des Ordensrechts der Dominikaner, die seine Rationalität und beachtliche Modernität belegen, gehören seine Ausbaufähigkeit und die Unterscheidung zwischen Gesetz und „Ausführungsdekret". R. Rusconi versucht, indem er eine Schneise in die mitunter widersprüchliche hagiographische Literatur schlägt, Licht in die Anfänge der Institutionalisierung des Franziskanerordens zu bringen. Er setzt dabei mit der Reise Franziskus' nach Rom (wahrscheinlich 1209) ein, die die – allerdings nicht erhaltenen – *confirmatio* seiner *forma vitae* und die Erlaubnis zum Predigen durch Innocenz III. zum Ziel hatte. Danach versammelten sich seine Anhänger alljährlich zu Kapiteln. Weitere Schlüsseltexte sind die *Regula non bullata*, die *Regula bullata* (1223 von Honorius III. approbiert) und das *Testamentum*. J. Röhrkasten nimmt den Faden mit dem Generalkapitel von 1239 auf und geht der franziskanischen Gesetzgebung bis Ende des 13. Jh. nach. Aus englischer Sicht bedurften vor allem die Entgegennahme von Geldalmosen (auch aus der Kasse des Königs) und der Einsatz von Brüdern als Gesandte des englischen Königs einer befriedigenden Regelung durch die Oberen. M. P. Alberzoni rekonstruiert in ihrem zweiten Beitrag in diesem Band die Anfänge der auf Klara von Assisi zurückgehenden „Damianiten", der Nonnen des Ordens von S. Damiano, die – mit den Dominikanerinnen – den ersten Rom direkt unterstehenden Frauenorden bildeten. Mit Hilfe des Kardinals Ugolino von Ostia (dann Gregor IX.) konnte der Orden für die Seelsorge (*cura monialium*) und die Güterverwaltung institutionell an den Franziskanerorden angebunden werden. Wie die Autorin zeigt, war es die Kurie selbst, von der die Initiative für dieses Modell ausging. Die benediktinisch geprägte Hugolin-Regel von ca. 1219 wurde von Innocenz IV. 1247 im franziskanischen Sinne umgeformt. G. Andenna beleuchtet die weitere Geschichte der Klarissen im schwierigen Verhältnis zu den Franziskanern. Ähnliche Probleme mit ihren weiblichen Zweigen hatten auch die Orden der Zisterzienser, Prämonstratenser und Dominikaner. Andenna erinnert daran, daß Klara – als erste Frau in der Kirchengeschichte! – ihre eigene Ordensregel schrieb, die 1253, als sie im Sterben lag, von Innocenz IV. – allerdings mit ausschließlicher

Geltung für die Schwestern von San Damiano – bestätigt wurde. Urban IV. gab 1263 dem Druck Bonaventuras und des Kardinalprotektors der Franziskaner Giangaetano Orsini nach und erließ eine neue Regel für die Klarissen, deren besonderes Merkmal die strenge Klausur war. Außerdem waren – wie schon in der Regel Innocenz' IV. – Einkünfte aus Dotationen und Grundbesitz erlaubt, deren Verwaltung jetzt – wie auch die Seelsorge – Sache des Kardinalprotektors war. Wie C. Andenna zeigt, waren sich schon die Zeitgenossen (manifest in dem um 1357 geschriebenen *Liber Vitasfratrum* des Augustinereremiten Jordan von Quedlinburg) bewußt, daß die Päpste die eigentlichen Begründer der Augustinereremiten waren. In der Tat hatte Alexander IV. 1256 mehrere kleine Eremiten-Kongregationen unter einem Dach vereint. Dem Anschluß entzogen sich aber die Wilhelmiten und anfangs auch die *pauperes catholici* in Mailand. E. Boaga beschreibt die „legislazione carmelitana" des 13. Jh., die aus der *Norma vitae*, aus der von Innocenz IV. 1247 approbierten Regel und den mitunter am Dominikanerorden ausgerichteten *constitutiones*, die sich für 1281 und 1294 erhalten haben, bestand. Die *Norma vitae* war zwischen 1206 und 1214 vom hl. Alberto degli Avogadri, dem Patriarchen von Jerusalem († 1214), verfaßt worden, ist aber nur fragmentarisch überliefert. Anders als die Berufung auf die Eremiten von Berg Karmel suggeriert, ist die *Norma vitae* von der westlichen Kultur geprägt. Sie wurde vom Patriarchen nicht für Mönche, sondern für lateinische Laien im Heiligen Land als Leitfaden für eine *vita contemplativa eremitica* geschrieben. Der letzte Beitrag stammt von R. Citeroni und ist den Serviten gewidmet, deren Gesetzgebung den Einfluß der Augustinus-Regel und des dominikanischen und franziskanischen Vorbilds zeigt. Besonderes Merkmal war die Marienverehrung, die auf die Ursprünge als Gruppe von Laien verweist, die sich der Buße verpflichtet hatte.

Andreas Rehberg

Le Alpi medievali nello sviluppo delle regioni contermini, a cura di Gian Maria Varanini, Europa mediterranea, Quaderni 17, Napoli (Liguori) 2004, X, 299 S. mit 1 Kt. u. 2 geneal. Taf., ISBN 88-207-3057-X, € 23,50. – Dieser Band sammelt die Ergebnisse einer Tagung des rührigen Gruppo interuniversitario per la storia dell'Europa mediterranea (GISEM), dessen Aktivitäten Gabriella Rossetti von der Universität Pisa koordiniert. Die Alpen haben – besonders in Zeiten beschwerlicherer Verkehrsverhältnisse, als wir sie heute gewohnt sind – stets eine Herausforderung für die Kommunikation bedeutet: Sie sind ein natürliches Hindernis für alle, die von Norden nach Süden reisen wollen oder umgekehrt, den Kaiser mit seinem Heer, den Kaufmann mit seinen Waren, den Studenten auf dem Wege zu den Universitäten Italiens, den Gelehrten mit dem moderneren Bildungsgut im Gepäck; doch anstatt zu ent-

mutigen, haben sie die Menschen dazu gebracht, sich den Schwierigkeiten mit Einfallsreichtum entgegen zu stellen und sie so zu überwinden. Das gelang selbstverständlich nicht ohne die Hilfe der Bewohner jener Regionen selbst. Beide Aspekte bilden die Grundlage der 15 Referate, die vier Themenkreisen zugeordnet sind: alpine Gemeinden, Reisen von Menschen und Transport von Waren in jener Gegend, dort angesiedelter Adel, das Notariat dieses Raumes. P. Guglielmotti und M. H. Gelting handeln in der ersten Abteilung von ländlichen Gemeinschaftsformen, G. Coppola von den Hindernissen, die Ackerbau und Viehzucht erschweren, G. Mastrelli Anzilotti – in einem postum veröffentlichten Beitrag – von den Wurzeln des Tiroler Dialekts. Das Notariat in den Alpenländern wird beleuchtet von G. G. Fissore (allgemeine Betrachtungen), P. Cancian (Bereich der westlichen Alpen) und R. Härtel (Osten). Beispiele sozialer Schichtungen werden einerseits für Savoyen, andererseits für die beiden südlichen Fürstbistümer geboten: B. Andenmatten, Gli insediamenti urbani fra aristocrazia locale e potere sabaudo: il caso del paese di Vaud (XIII–XIV sec.) e delle zone limitrofe, G. Castelnuovo, Parentele di signori e ufficiali fra i due versanti alpini del principato sabaudo nel tardo Medioevo, G. Albertoni, Un'aristocrazia in mutamento: strategie di affermazione nobiliare nei territori dei vescovi di Sabiona-Bressanone (secoli X–XI) und M. Bettotti, Territorio e aristocrazia trentina tra XII e XIV secolo (S. 167–180, 181–194, 195–212, 213–236). Die dem transalpinen Handel gewidmete Abteilung nimmt den breitesten Raum ein. Mit den Wegen durch das Wallis beschäftigt sich F. Morenzoni (La via del Vallese e il commercio internazionale e regionale alla fine del Medioevo, S. 149–164), P. Mainoni wählt als Schwerpunkt die Verbindungen von Nordwesten in die Lombardei (Attraverso i valichi svizzeri: merci oltremontane e mercati lombardi (secoli XIII–XV), S. 99–121), die Bozener Märkte als Knotenpunkt des Warenverkehrs auf der hauptsächlichsten Nord-Süd-Achse behandelt E. Demo in einem materialreichen Beitrag (Le fiere di Bolzano e il commercio fra area atesina e area tedesca fra Quattro e Cinquecento, S. 69–97), D. Degrassi endlich konzentriert sich auf die geographischen Voraussetzungen für den Handel zwischen dem Bereich der oberen Adria und dem deutschen Südosten, wobei Venedig die erste Rolle spielte, skizziert aber auch, wie die Kaufleute sie im Verlaufe es Mittelalters tatsächlich ausgenutzt haben und welche Machtverhältnisse – besonders im Friaul – ihnen dabei im Wege oder förderlich waren (Attraversando le Alpi orientali. Collegamenti stradali, traffici e poteri territoriali (IX–XIII secolo), S. 123–147, mit instruktiver Übersichtskarte der Pässe). Dieter Girgensohn

Martin Bertram (Hg.), Stagnation oder Fortbildung? Aspekte des allgemeinen Kirchenrechts im 14. und 15. Jahrhundert, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 108, Tübingen (Niemeyer) 2005, 425 S., 6 Abb., ISBN 3-484-82108-6, € 62. – Es handelt sich bei diesem Sammelband nicht einfach nur um die Publikation von Beiträgen einer Tagung, die am Deutschen Historischen Institut in Rom im März 2003 stattgefunden hat. Er ist auch Ausdruck der Wertschätzung von Kolleginnen und Kollegen des Organisators dieser Tagung und Herausgebers des Sammelbands, Martin Bertram, der den Abschluss seiner langjährigen Mitarbeit am Institut zum Anlass genommen hat, zu seinem Forschungsfeld des Kirchenrechts einschlägige Experten aus der Geschichtswissenschaft und Rechtswissenschaft einzuladen, um mit ihnen über den bisher eher vernachlässigten Bereich des spätmittelalterlichen Kirchenrechts zu diskutieren. Dieses Desinteresse vor allem vonseiten der Rechtsgeschichte kann aus dem Fehlen einschlägiger Gesetzesinitiativen durch die Päpste oder Konzilien seit den Clementinen von 1317 erklärt werden. In den Augen der rechtsgeschichtlichen Forschung ist in diesem Zeitraum die klassische Periode des Kirchenrechts abgeschlossen. Nichtsdestotrotz wurde das vorhandene Recht nicht nur einfach angewendet, sondern interpretiert, modifiziert und auch kommentiert. Daher der für die Beiträge und die sich anschließenden Kommentare programmatische Titel „Stagnation oder Fortbildung?“ Die in der Forschung entstandene Lücke wurde z. T. von einigen Mediävisten aufgefüllt, die durch ihre Forschung an den vatikanischen Beständen und in den einschlägigen Findmitteln des Repertorium Germanicum (RG), des Repertorium Poenitentiariae Germanicum (RPG) und der Rotamanualien des Basler Konzils Beispiele aus der Rechtspraxis darstellen und analysieren konnten. Bertram hat deshalb bewusst Historiker und Juristen anlässlich dieser Tagung zusammengeführt, um den Austausch der Disziplinen zur oben genannten Fragestellung zu fördern. P. Landaus einleitendes Referat spiegelt denn auch die Entwicklung der klassischen Periode bis zum Ende des 13. Jh. aus der Sicht der Rechtshistoriker, die er in eine Phase vor und nach 1234 (*Liber Extra*) unterteilt. K. W. Nörrs anschließender Beitrag, der eigentlich eine Zusammenfassung der Tagungsbeiträge sein sollte, verlängert diese Übersicht in das spätere Mittelalter und verweist auf die Bedeutung der Extravaganten, Kanzleiregeln und Rotaentscheidungen und den immanenten Zusammenhang zwischen der kurialen Praxis und den Vertretern der Kanonistik der Zeit. O. Condorelli setzt bei diesen Kanonisten an und schildert anhand der Beispiele von Francesco Zabarella, Nicolò Tedeschi und Nikolaus von Kues ihre sich z. T. wandelnde Einstellung zum Primat von Papst oder Konzil als Quelle kirchlicher Rechtsprechung. T. Schmidt geht weiter ins Detail und schildert in seinem Beitrag die direkte und indirekte Rezeption des Liber Sex-

tus in den unmittelbaren Nachfolgejahren. Der Beitrag von B. Schwarz zeigt dagegen die Perspektive der Mediävisten auf, in dem sie auf die Nutzungsmöglichkeiten des RG für die Kanonistik hinweist. Man kann darin umfangreiche Informationen einerseits zu Rechtsgelehrten und Juristen aus dem Reich, andererseits zur kurialen Rechtsprechung finden. L. Schmugge erweitert diese Erkenntnismöglichkeit durch Hinweis auf das RPG und die darin aufgezeigte Rechtsprechung dieser Dikasterie zu Ehedispensen, Simonie und einer Auswahl juristischer Maximen. A. Meyer betont die Bedeutung der Kanzleiregeln für das Forschungsfeld und verweist auf die von ihm geplante kritische Edition dieser Regeln. G. Dolezalek breitet ein weiteres noch wenig bearbeitetes Quellenkompendium aus, das Material der *Sacra Romana Rota*, das bis auf die Manualien des Basler Konzils noch nicht ediert, aber für das Thema einschlägig ist. G.-R. Tewes schildert die seit Mitte des 15. Jh. sprungartig wachsende Bedeutung der Datarie, die außer ihrem klassischen Betätigungsfeld nun auch sukzessive Funktionen der Kämmerei wahrnimmt und aus dem Kompositionsrecht eine eigene, nur dem Papst unterstehende Kasse unterhält. Die neue, zunächst nur auf der Vertrauensstellung zwischen Papst und Datar resultierende Position wird durch eine Kammerordnung von 1481 durch Sixtus IV. rechtlich fixiert und sogar noch erweitert. O. Hageneder diskutiert anhand einiger juristischer Klauseln die zeitgenössische Wechselwirkung zwischen kanonistischer Lehre und kurialer Praxis. B. Hotz analysiert das ständig komplexer werdende System von Prärogativen für die viel umworbenen Expektanzen und ihre mühsame Binnendifferenzierung. P. Herde führt uns in die Quellengattung der Formelbücher ein und zeigt ihren Inhalt und ihre Verbreitung auf. H. Müller verdeutlicht das Dilemma der Kurie, die einerseits durch ihre wachsende Bürokratisierung die Kosten für die Prozessführung mit in die Höhe trieb, andererseits die vielfach beklagten Kosten durch Kanzleiregeln, Konstitutionen, Taxlisten und Verhaltensrichtlinien zu begrenzen versuchte. Der Erfolg blieb dementsprechend mäßig. B. Schimmelpfennig zeigt anhand des Materials des RG, RPG und des Calendar of Entries die Divergenz zwischen Norm und Wirklichkeit im Ablasswesen, vor allem in Fragen der Höchstdauer und Anlässe. W. Benziger macht anhand des Ketzerinquisitionsrechts die Probe aufs Exempel und verdeutlicht, dass nach den maßgeblichen Kodifikationen der klassischen Periode keine wesentliche Rechtsänderung eintritt und die Handbücher der Inquisitoren durch Interpretation und Systematisierung zu einer Fortentwicklung des Inquisitionsrechts beitragen. Den umgekehrten Weg geht nach T. Wetzstein das verwandte Kanonisationsverfahren, denn eine Kodifikation liegt hier erst aus dem Pontifikat Urbans VIII. im 17. Jh. vor. Trotzdem fand mittels der *consuetudines* schon im Hochmittelalter eine Verfestigung des Verfahrens statt, wel-

ches auch durch die wenigen Kommentare der Kanonisten nicht beeinflusst werden konnte. K. Borchardt informiert über die Missstände in der Verwaltung und Seelsorge der Pfarreien und Messpfründe am Beispiel Frankens. Ursache hierfür waren ihre Inkorporation und Union zugunsten Not leidender Klöster, Kollegiatstifte und Universitäten, die Pfründenkumulation bzw. Absenz der Pfründinhaber sowie die zunehmende Einwirkung weltlicher Machthaber als Stifter und Patrone dieser Benefizien. Die Kurie wie auch das Basler Konzil blieben mit ihren wenigen diesbezüglichen Reformbemühungen weitgehend auf der Strecke. M. Ascheri legt mit seinem Beitrag zur Luxusgesetzgebung die einzige Edition in diesem Band vor und hebt die Bedeutung der Traktate (statt der Kommentare) für diesen Bereich hervor. Der Beitrag von A. García y García bewegt sich mit der Entwicklung der Diözesansynode von den Anfängen bis zur Neuzeit und ihrer Erforschung weitgehend außerhalb des Tagungsthemas. Im Anschluss an die Beiträge sind die von Martin Bertram erbetenen Kommentare aus fachjuristischer Sicht abgedruckt, die zum einen zum Thema der Tagung, zum anderen aber auch zur Lage der Rechtsgeschichte im allgemeinen Auskunft erteilen sollten. Sie geben einen Eindruck von der in beiden Universitätssystemen schwierigen Stellung des Kirchenrechts (ausgenommen bleibt der Vatikan), die jedoch durch eine neue Studienordnung in Deutschland sich in Zukunft verbessern könnte. Die eher provokativ formulierte Ausgangsfrage wird zugunsten einer Weiterbildung des Rechts durch Rechtsinterpretation beantwortet. Auf die Kommentare folgen noch die Zusammenfassungen der Beiträge in Deutsch und Englisch, ein Abkürzungsverzeichnis und eine Übersicht der bisher erschienenen RG und RPG-Bände sowie ein Register der Quellenbelege, Autoren und Texte, sonstiger Personen, Orte sowie kurialer Einrichtungen und Schriften. Abschließend sollte die insgesamt sehr sorgfältige Redaktion des Bandes hervorgehoben werden, auch wenn man über die veränderte Reihenfolge der Beiträge und Kommentare (z. B. die Vorziehung des Beitrags Nörr und des Kommentars Landau vor dem Kommentar Stamm) streiten könnte. Thomas Bardelle

Notaires et crédit dans l'Occident méditerranéen médiéval, dir. François Menant et Odile Redon, Collection de l'École Française de Rome 343, Rome (École Française) 2004, 22 Tab., 1 Kt., 1 Graf., 362 S., ISBN 2-7283-0712-1, € 43. – Der vorliegende Band ist aus zwei Tagungen hervorgegangen (Bordighera 1996 und Lyon 1997), die das Thema Notariat und Kredit in einem großen geographischen Bogen von Katalonien über die Provence bis nach Mittelitalien behandelt haben. Die vierzehn Autoren bieten einen weitgespannten Vergleich der unterschiedlichen landschaftlichen Ausformungen der beiden Institute und illustrieren ihre Ergebnisse jeweils in einem Anhang mit ausführ-

lichen Quellenbeispielen. M. Zerner, Introduction, S. 3–5, legt dar, daß der Kongreß von Flaran „Endettement paysan et crédit rural dans l'Europe médiéval e moderne" (1995) zu den vorgelegten Untersuchungen angeregt habe. O. Guyotjeannin, Les actes de crédit chez les maîtres de notariat bolonais au XIIIe siècle, S. 7–29, schildert die allmähliche Präzisierung dieser Geschäfte in den Formelbüchern. F. Menant, Notaires et crédit à Bergame à l'époque communal, S. 31–54, skizziert knapp und instruktiv die Geschichte des Bergamasker Notariats, um sich dann dem 1180 anbrechenden âge d'or (S. 42) des Kredits und dessen Dokumentation zuzuwenden. Er untersucht fünf Notariatsimbreviaturen des 13.–14. Jh. mit dem Ergebnis, daß der Kredit ein Drittel bis die Hälfte der untersuchten 5000 Einträge ausmacht und meist in Geld oder Getreide gewährt wird, wobei nur die Höhe des Überziehungszinses (*guaderdonum*) zu erfahren ist, der 8–10% beträgt. J.-L. Gaulin, Affaires privées et certification publique. La documentation notariale relative au crédit à Bologne au XIIIe siècle, S. 55–95, skizziert die Geschichte des Bologneser Notariats im 13. Jh., indem er auf die vom Jahre 1219 bis 1299 geführten Matrikeln eingeht, die 5500 Notare registrieren, dann deren Ausbildung und Zulassung schildert und das Fehlen eines Archivio notarile konstatiert (das die Imbreviaturen verstorbener Notare aufbewahrt hätte), gleichzeitig aber auf das *Officium memorialium* hinweist, das 1265–1436 alle Verträge im Wert von über 20 Pfund (alleine im Jahre 1270 waren es über 20000) mit summarischen Angaben registriert. G. behandelt weiter den Kredit, der seit ca. 1230 nicht mehr als verschleierter Verkauf notiert, sondern als *mutuum* gewährt wird, erwähnt die *Libri bannitorum pro debito* (die im ersten Halbjahre 1250 950 Einträge verzeichnen) und schildert schließlich die rechtliche Prozedur der Schuldeneintreibung. G. Cagnin, „Pro bono et fino amore, de iusto et vero capitali et vera sorte". Documentazione notarile e credito a Treviso (secoli XIII–XIV), S. 97–124, konstatiert die Präsenz von toskanischen und Florentiner Geldverleihern in Treviso und Umland seit dem ausgehenden 13. Jh., beobachtet Zinssätze um die 10–25%, gelegentlich sogar 40%, wobei die Verzugszinsen bei 20–25% lagen, und stellt fest, daß jüdische Geldverleiher, die aus Deutschland kommen, erst gegen Ende des 14. Jh. in Treviso erscheinen. A. Olivieri, La documentazione delle operazioni creditizie nell'archivio di una famiglia vercellese (secolo XIV), S. 125–148, behandelt Leihgeschäfte der Familie Pettenati mit zwei Kleinkommunen und Privatleuten sowie Depositgeschäfte und Landerwerb. G. Scarcia, La typologie des actes de crédit: les *mutua* des „Lombards" dans les registres notariés du XIVe siècle, S. 149–171, vergleicht Urkunden über Kreditgeschäfte der Lombarden aus der Grafschaft Savoyen mit solchen aus Fribourg und stellt fest, daß letztere anfangs summarisch abgefaßt sind, seit 1380 aber, mit der Ankunft jüdischer und der aufkom-

menden Konkurrenz einheimischer Geldverleiher, ausführlicher werden, wobei in beiden Regionen gleichzeitig auch die Zurückhaltung, das *mutuum* ausdrücklich zu erwähnen, aufgegeben wird. Vereinzelt zu beobachtende Zinssätze bewegen sich zwischen 32% und 43%. É. Hubert, Propriété immobilière et crédit à Rome dans la seconde moitié du XIVe siècle. Quelques mécanismes, S. 173–184, untersucht verschiedene Formen der Kreditgewährung und stellt fest, daß bei der Kreditnahme Verpfändung und Verkauf von Grundbesitz nahe beieinander lagen, was durch gleichzeitig aufgesetzte, separate Urkunden deutlich wird, die den Rückkauf ermöglichen, und vermutet schließlich eine weit verbreitete Verschuldung in Rom. C. Denjean, Crédit et notariat en Cerdagne et Roussillon du XIIIe au XVe siècle, S. 185–206, zeigt, daß die Notariatsregister in den genannten Gegenden die Tätigkeit mehrerer Notare verzeichnen. C. Guilleré, Notariat et crédit: Gérone et ses campagnes dans les années 1330–1340, S. 207–224, schildert die in Gerona übliche Praxis, in der der Herrscher eine sozial hochstehende Person als *notarius maior* einsetzt, unter dem um die zehn Notare als Stellvertreter und mehrere Schreiber tätig sind, und zählt im besagten Jahrzehnt in den überlieferten Notariatsregistern etwa 23000 Einträge, von denen 45% Kredite betreffen. P. Maurice, Documentation notariale et crédit en Gévaudan au Moyen Âge, S. 225–240, beobachtet, daß Kleriker Geld gegen jährliche Grundrenten von 4–5% leihen und weiter, daß von ca. 9000 Imbreviaturen des 13.–15. Jh. etwa 15% Schuldverschreibungen sind. K. Reyerson, Notaires et crédit à Montpellier au Moyen Âge, S. 241–261, untersucht 15 Notariatsregister der Jahre 1293–1348, die rund 4600 Einträge enthalten, von denen 384 Kredit- und 57 Wechselgeschäfte betreffen, und beschreibt ausführlich die Ausbildung und Approbierung der Notare sowie deren Imbreviaturen. N. Coulet, Les créances dans l'inventaire après décès de Salvet de Berre, juif d'Aix-en-Provence, 1442–1445, S. 263–277, zählt im besagten Inventar von 1442 61 Kredite, von denen über die Hälfte mehr als 5 Jahre alt sind, und findet in einem Nachtrag von 1445 weitere 190 Ausstände. J. Drendel, Le crédit dans les archives notariales de Basse-Provence (Haut Vallée de l'Arc) au début de XIVe siècle, S. 279–305, beobachtet, daß von 50 Registern (mit insgesamt 4000 Einträgen), die 13 Notare über die Jahre 1297–1348 hinterlassen haben, vier Register ausschließlich Kredite verzeichnen. G. Le Dantec, Crédit et source notariale à Cavaillon (XIVe–XVe siècles). Essai de typologie, S. 307–335, zählt für den Zeitraum 1320–1460 insgesamt 132 Notariatsregister, in denen ein Drittel der Einträge Kredite betreffen, deren Klassifikation versucht wird. O. Redon, Conclusions, S. 337–348, faßt die vierzehn Beiträge strukturiert zusammen. Beschlossen wird der Band durch einen Orts- und Sachindex, der auch die wichtigsten Namen enthält.

Thomas Szabó

Offices et papauté (XIVe–XVIIe siècle). Charges, hommes, destins, sous la direction d'Armand Jamme et Olivier Poncet, Collection de l'École française de Rome 334, Rome (École française) 2005, 1049 S., ISBN 2-7283-0694-X, 118 €. – Nach der Lektüre von 34 Einzelbeiträgen ist die Frage nach dem Nutzen für das Ganze unvermeidlich. Wobei dessen Definition selbst nicht ganz einfach ist. „Ämter und Papsttum" vom 14. bis 17. Jh.: dieser Bogen ist extrem weit gespannt, eine thematische Verklammerung allenfalls in Ansätzen erkennbar. Der erste Eindruck lautet daher, etwas lieblos formuliert: Miscellanea, verstreute Beiträge zur Geschichte römischer Behörden und Amtsträger – ein Wechselrahmen, in den jede/r das stellen kann, was gerade zur Veröffentlichung ansteht. In der Tat ist die Unterschiedlichkeit von Fragestellungen, Ansätzen, Schwerpunkten und Fokussierungen schwerlich zu überbieten. Das Spektrum reicht von – teilweise sehr ausführlichen – Kurialenbiographien, Ämterentwicklungs-Skizzen aus dem Blickwinkel der longue durée über prosopographische und vernetzungsgeschichtliche Studien bis zur Präsentation von Editionsunternehmungen wie dem Repertorium Germanicum und extrem punktuellen Einblendungen wie der Karriere zweier päpstlicher Köche um 1500. Was diese Fülle fragmentierter Gelehrsamkeit im Inneren zusammenhält, macht auch die blässliche Einleitung nicht deutlich. Eine Schlussauswertung, unabdingbar bei der hier vorgelegten Summe zweier Tagungen, aber fehlt. Und dennoch: ist, metaphorisch gesprochen, der Staub des hier aufgewirbelten Materials erst einmal verflogen, treten durchaus sinnstiftende Umrisse des Unternehmens hervor. Faszinierend ist die hier präsentierte partielle Ertragsbilanz vor allem deshalb, weil sie die Unterschiede in den Vorgehensweisen und kulturellen Vorprägungen der verschiedenen nationalen Schulen deutlich macht. Hebt der deutschsprachige Forschungstrend unübersehbar auf die Klientel als Maß aller römischen Dinge ab, so konzentrieren sich frankophone Untersuchungen, ganz Annales-gemäß, auf das serielle Moment von Ernennungsabfolgen und statistisch erfassbaren Rekrutierungsmechanismen, während die römische Romforschung stärker auf einzelne Karriereverläufe und historische Nahtstellen ausgerichtet ist. Zieht man also von verschiedenen Stellen einer gemeinsamen Plattform an ein und demselben Strang? Eine gewisse Skepsis scheint hier angebracht – das fröhliche Fazit multikultureller Vielfalt in übergeordneter Einheit der Erkenntnisziele drängt sich nicht durchgehend auf. Im Gegenteil: geht man, pedantisch auflistend, die Fußnoten als Summe der Vorgaben und Orientierungen durch, dann ist nicht selten die melancholische Feststellung einseitiger Vorsortierung unausweichlich. Wertet man hingegen auf oberster Abstraktionsebene inhaltlich aus, so zeichnet sich vor allem eine große Linie markant ab. Nimmt man die Quintessenz der Leit-Beiträge für bare Münze, dann stellt sich der Kirchen-

staat der Frühen Neuzeit – wie schon einmal, zu Zeiten des frühen Delumeau – als ein sich konsequent durchzentralisierendes Gebilde von bemerkenswerter administrativer Kohärenz dar; selbst der Begriff „absolutistisch", in jüngerer Zeit eher in den Giftschrank der Frühneuzeit-Historiker verbannt, fällt in diesem Zusammenhang. So wird, um das wohl extremste Beispiel anzuführen, den „Generälen der Kirche" durchweg militärische Kompetenz, ja Professionalität bescheinigt – und das den Inhabern eines auf Nepoten zugeschnittenen Prestigezulieferungs- und Versorgungsamts! Der Ausgang der päpstlichen Kriege zwischen Giovanni Borgia und Carlo Barberini spricht eine andere Sprache. Überhaupt will mir scheinen, dass das Fazit beachtlicher Staatlichkeits-Zugewinne vor allem dadurch zustande kommt, dass der Blick auf Ämtern und den ihnen per Herrscherwillen übertragenen Kompetenzen ruht, also überwiegend von der Zentrale auf die Peripherie gerichtet ist. Das aber ist eine gefährlich einseitige Perspektive – und was von den vielen schönen Zuständigkeiten umsetzbar ist, eine ganz andere, hier kaum beantwortete Frage. Schier unbegreiflich zudem, wie man Ämtergefüge und Karriereverläufe ohne eine vertiefte Erörterung bzw. Problematisierung des Phänomens Nepotismus, der einen von zwei Seelen in der Brust des Papsttums, betrachten kann. Ungeachtet dieser Kritik aber bildet der voluminöse Band einen nützlichen Ausgangspunkt für weiterführende Untersuchungen.

Volker Reinhardt

Humanisme et Église en Italie et en France méridionale (XVe siècle–milieu du XVIe siècle), hg. von Patrick Gilli, Collection de l'École française de Rome 330, Roma (École française) 2004, 500 S., ISBN 2-7283-0677-X, € 47. – Sicher haben Jacob Burckhardt und Ludwig Pastor übertrieben, als sie eine heidnische Prägung des Renaissancehumanismus feststellen wollten; doch sind ebenso Versuche fehlgeschlagen, den Humanismus als genuin christliche Bewegung zu identifizieren (Konrad Burdach). Paul Oskar Kristeller hat 1964 warnend festgestellt, die Frage nach den Beziehungen des Humanismus zum Christentum sei „notoriously delicate and complicated, and it would be too hazardous to make too general a statement". Seitdem wagt die Forschung sich kaum systematisch an das Thema heran, und der Vorstoß der École française im Jahr 2000 mit einer internationalen Konferenz, deren Akten jetzt mit etwas Verspätung vorliegen, ist bemerkenswert. Der Hg. nennt den spürbaren Mangel an Untersuchungen zum Thema in den katholischen Ländern gar eine „silence historiographique" (über deren Gründe er jedoch nicht spekuliert, S. 64). Vorweg sei gesagt, daß auch dieser Band nicht zu definitiven Aussagen gelangt – nicht gelangen kann, wo doch der Humanismus selbst eine individualistische Bewegung war, die sich der Pauschalisierung in den meisten Be-

langen entzieht. Es gab fromme Humanisten, Humanisten innerhalb der Kirche, aber auch solche, die die Kirche einer scharfen Kritik unterzogen und sie reformieren wollten. Explizite unchristliche, heidnische Aussagen wird man bei den Humanisten dagegen nur wenige finden. Diejenigen, die an der Kurie angestellt waren, schwankten oft zwischen kritischer Haltung und praktischer Anbiederung. Der vorliegende Tagungsband durchbricht die Epochenbarriere, mit der in heutigen Universitäten das 15. und das 16. Jh. künstlich getrennt werden. Im einzelnen können seine zwanzig Beiträge hier nur kurz erwähnt werden. Sehr hilfreich ist der Aufsatz von Gilli, der anhand prominenter Beispiele (Petrarca, Bruni, Poggio, Valla, Machiavelli u. a.) eine Typologie von Formen humanistischer Kirchenkritik entwickelt. Ein Schwerpunkt des Bands ist das zuweilen schwierige Verhältnis der Humanisten zu den Orden (Beiträge von R. L. Guidi zu Franziskanern, A. Reltgen-Tallon zu Dominikanern, C. Caby zu Kamaldulensern). G. Alberigo erläutert das Programm zur Kirchenreform, das Leo X. von den Kamaldulensern Vincenzo Querini und Tommaso Giustiniani geschickt bekam. M. Deramaix diskutiert die engen Beziehungen des Generals der Augustiner-Eremiten Egidio da Viterbo zu den Köpfen der neapolitanischen Akademie. Ebenfalls nach Neapel wendet D. de Courcelles den Blick, um den humanistischen Häretiker Juan de Valdés zu porträtieren. C. Delacroix-Besnier und P. Petitmengin beschäftigen sich mit humanistischer Patristik, während D. Quaglioni in der Kanonistik philosophische Anstöße für den juristischen Humanismus sieht. D. Rundle untersucht die Büchersammlung des Pietro del Monte, eines Bischofs mit humanistischen Interessen; R. Fubini geht der Frage nach, inwiefern Kirchenkreise die Publikation von Büchern Petrarcas und Vallas behinderten. C. Bianca zeichnet nach, wie Humanisten seit Martin V. an der römischen Kurie eine Heimat fanden. Bei J. Monfasani erfährt man, daß Jesuiten und Protestanten beständig ciceronianisches Latein lehrten. R. Mouren bespricht den Humanistenpapst Marcellus II. (Marcello Cervini) und dessen Beziehungen zum dem Florentiner Gelehrten Piero Vettori. M. Leathers Kuntz schließlich zeigt, wie Guillaume Postel von einer venezianischen Prophetin auf Abwege geführt wurde. Drei Beiträge zu Südfrankreich stammen von J. Verger, P. Paravy und M. Venard. Venard ist es auch, der mit einem agilen Schlußwort den Band abrundet. – Es sei noch auf zwei weitere neue Bücher zum Thema hingewiesen. In dem ersten untersucht A. Knowles Frazier die Vielfalt der Heiligenviten, die von Humanisten verfaßt wurden (Possible Lives. Authors and Saints in Renaissance Italy, New York 2005). Das zweite ist eine umsichtige Diskussion der beliebten Schmähgedichte (*pasquinate*) des 16. Jh. gegen Klerus und Päpste (O. Niccoli, Rinascimento anticlericale, Roma und Bari 2005). Stefan Bauer

Tod und Verklärung. Grabmalskultur in der Frühen Neuzeit, hg. v. Arne Karsten und Philipp Zitzlsperger, Köln–Weimar–Wien (Böhlau) 2004, VI, 312 S., ISBN 3-412-014303-3, € 39,90. – „Tod und Verklärung" ist der Titel eines berühmten Frühwerks von Richard Strauss, in welcher der Spätromantiker das Sterben eines Helden mit der musikalischen Form der symphonischen Dichtung charakterisieren möchte. Dasselbe Motto ist dem Band vorangestellt, der die Beiträge einer interdisziplinären Tagung (Geschichte/Kunstgeschichte) vereinigt, die im Herbst 2002 in Blankensee bei Berlin stattfand in engem Zusammenhang mit dem Forschungsprojekt REQUIEM (www.requiem-projekt.de), das zwei Datenbanken erstellt, eine zu den erhaltenen frühneuzeitlichen Grabmonumenten von Päpsten und Kardinälen in Rom und Umgebung und eine zu den Kardinälen vom 16 bis 18. Jh. unter besonderer Berücksichtigung der Karriereverläufe und ihrer familiären und klientelären Vernetzungen. 14 Historiker und Kunsthistoriker behandelten ausgewählte Beispiele aus dem Bereich der Grabmälerforschung vor allem unter dem Aspekt des Beziehungsgeflechts, in dessen Zentrum Auftraggeber, Künstler und nicht zuletzt der verstorbene Papst bzw. Kardinal standen, dessen *memoria* das Sepulkralmonument festschreiben sollte. V. Reinhardt zeigt in seinen allgemeinen Überlegungen die grundsätzliche Bedeutung der Einzelvita von Kirchenfürsten in der römischen Geschichtsauffassung des *antico regime*. Es gilt die Verdienste des einzelnen Prälaten in verschiedenen Formen (nicht zuletzt durch ein aussagekräftiges Grabdenkmal) dem Gedächtnis der Nachwelt zu empfehlen. B. Emich analysiert die Bedeutung Ferraras für die Papstgrabmäler in der Cappella Paolina von S. Maria Maggiore und zeigt am Beispiel des 1598 für den Kirchenstaat gewonnenen Este-Herzogtum, wie Papst- und Familienmemoria während der Regierungszeit eines Papstes reibungslos funktionieren, nach Ende des Pontifikats aber sofort auseinanderdriften mit entsprechenden Folgen für das Verhältnis zwischen Rom und Ferrara wie auch für die Klienten des verstorbenen Papstes. D. Büchel beschäftigt sich mit der Funktion von konstruierten Stammbäumen und Vornamen für die Papstmemoria. Welcher Stellenwert einem Papstgrabmal im Zusammenhang mit der Statussicherung bzw. für die Wiedererlangung einer adäquaten gesellschaftlichen Position einer gescheiterten Papstfamilie zukommt, zeigt C. Behrmann in ihrem Beitrag zu dem von Bernini geschaffenen Grabmonument für Urban VIII. Etwas aus dem Rahmen der Tagungsakten fällt der Beitrag von B. Ullrich, die kein Papst- bzw. Kardinalsgrabdenkmal bespricht, sondern sich einem letztlich nicht realisierten Projekt eines Reiterdenkmals von Guglielmo della Porta aus dem Jahr 1560 zuwendet, mit welchem in St. Peter an den zwei Jahre zuvor verstorbenen Kaiser Karl V. – freilich aus der Perspektive der Päpste (Karl als *oboediens filius* und *defensor fidei*) – erin-

nert werden sollte. Ph. Zitzlsperger beleuchtet die Hintergründe, die zur Errichtung der Zwillingsgrabmäler für die Kardinäle Ascanio Maria Sforza und Girolamo Basso della Rovere im Bramante-Chor von S. Maria del Popolo führten, und verweist in diesem Zusammenhang auf die Vorbildfunktion des venezianischen Grabmonuments für den Dogen Andrea Vendramin. D. Erben gibt zunächst eine kurze Übersicht über Traktate zu Errichtung und Gestaltung von Gräbern bzw. Grabdenkmälern aus der Feder von Theologen (Augustinus, Carlo Borromeo), aber auch von Vertretern anderer Disziplinen, bevor er auf die Versuche des Kardinals d'Estrées eingeht, das kurz vor der Vollendung stehende Favoriti-Grabdenkmal in S. Maria Maggiore wegen seiner unangemessenen architektonischen und ikonographischen Form abreißen zu lassen. Eine geglückte Verquickung von geistlichen und säkularen Intentionen bildet das von S. de Blaauw vorgestellte Grab des Kardinals Francisco Quiñones im Chor seiner Titelkirche S. Croce in Gerusalemme, das – in Verbindung mit dem darüber ebenfalls von Quiñones errichteten Sakramentstabernakel – zur Anbetung des *Sanctissimum* und gleichzeitig zum Gedenken an den verstorbenen Purpurträger einlädt. Eine Art Gegenstück zum römischen Totenkult bildete die Bestattungspraxis in der Freien und Hansestadt Hamburg während der Frühen Neuzeit, wo die Patrizier, wie Gr. Rohmann ausführt, offensichtlich höchsten Wert legten auf einen herausgehobenen Bestattungsort in einer großen Kirche, weniger aber auf eine monumentale Gestaltung der Grablege. Der römischen Familie der Santacroce gelang es zwar nicht, einen Papst zu stellen, sie konnte aber im 16. und 17. Jh. allein vier Vertreter im Kardinalskollegium unterbringen. An sie erinnert in der Kirche S. Maria in Publicolis unweit des heutigen Largo di Torre Argentina ein aus vier Gedenkplatten bestehendes Monument (kein Grabmal, denn Prospero Santacroce wurde in S. Maria Maggiore beigesetzt) mit den Medaillons der *porporati* und individuellen Inschriften, ein „Sonderfall" unter den römischen Kardinalsgrabmälern, wie A. Karsten im Titel seines Beitrags betont. Auffällig ist in der Tat die Abfolge der Gedenkplatten abweichend von der Chronologie, wofür der Vf., wie er selbst einräumt (S. 193), allerdings keine Erklärung zu liefern vermag. Offensichtlich wurden aber durch den *committente* Scipione Santacroce (nicht aufgeführt in der S. 201 Genealogie) die Monumente für die engen Verwandten Marcello und Andrea bevorzugt behandelt nicht zuletzt in Bezug zu den gegenüberliegenden Epitaphien der jeweiligen Elternpaare Valerio/Elena bzw. Scipione/Ottavia. Die im Anhang publizierten Inschriften (S. 200–203) sind lückenhaft (so fehlt der 2. Teil der Inschrift für Prospero Santacroce in S. Maria Maggiore mit dem Namen des Auftraggebers) und enthalten zahlreiche Grammatik- und Transkriptionsfehler (falsches Todesdatum von Antonio Santacroce; lies u. a.: POST PRIMARIA PALATINA [statt PLATINA] OFFICIA; IN

COELIO [statt CIELIO] MONTE; EVECTUS ... AD COMPROTECTIONEM [statt COMPROTECTIONE]; GREGEM ... LUE [statt LUF?] VEXATUM; IN ARDUIS NEGOTIIS [statt NEGOTII] PROBATUS; EXTIRPANDIS [statt EXTIRPANDOS] HAERESIBUS; APUD MAIORUM [statt MAIOREM] CINERES HIC TUMULATUS). Bei Urban VIII. fehlt die Angabe der Ordinalzahl, bei der Wendung SACR. COLLEGIUM COOPTATUS EST die Präposition. Die Abkürzungen, sofern als solche erkannt (CONGRONIBUS; A FUNDAM), werden nicht konsequent behandelt. Die Inschriften zu Andrea, Marcello und Prospero von S. Maria in Publicolis begegnen in dieser Form auch in der Requiem-Datenbank (Stand: 15. 12. 2006). Wer auf eine korrekte Textedition zurückgreifen möchte, sei auf Forcella (Bd. IV bzw. XI, Roma 1874 und 1877) verwiesen. Einen Schlüssel zum Verständnis der Karriereplanung und Selbstinszenierung eines Kardinals liefert die Cornaro-Kapelle in S. Maria della Vittoria (gestaltet von Gianlorenzo Bernini), die W. Barcham untersucht. H. Roser setzt sich mit der für die päpstlichen Sepulkraldenkmäler bislang beispiellosen Form des Grabmals für Innozenz VIII. in St. Peter (Kombination aus Liegefigur und Thronstatue) und ihren Vorbildern auseinander. A. Gormans gibt eine Interpretation des Grabmals von Guglielmo della Porta für Paul III., das bewußt auf zentrale päpstliche Insignien verzichtet (Tiara, Pontifikalschuhe) und durch eine geschickte kommemorative Nutzung des Pluviales den Bezug zwischen dem verstorbenen Papst und dem Apostel Paulus, vor allem aber der Moses-Figur herstellt. Der facettenreiche Band schließt mit einem Literaturverzeichnis. Der Benutzer wird ein Register vermissen, das bei Sammelbänden im Grunde unverzichtbar ist. Auch sonst hätte der Band ein besseres Lektorat verdient: So werden beim Beitrag von Barcham der Haupttext auf deutsch, die Bildunterschriften hingegen auf englisch publiziert. Einige Abb. (etwa auf S. 121, 123) sind viel zu klein reproduziert. Alexander Koller

L'uso del denaro. Patrimoni e amministrazione nei luoghi pii e negli enti ecclesiastici in Italia (secoli XV–XVIII), a cura di Alessandro Pastore e Marina Garbellotti, Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Quaderni 55, Bologna (il Mulino) 2001, 402 pp., ISBN 88-15-08204-2, € 24,79. – Il volume raccoglie una serie di contributi di diversi autori, molti dei quali presentati nel corso di un seminario tenutosi presso l'Istituto storico italo-germanico in Trento, nel novembre 1998, e dedicato all'uso del denaro nei luoghi pii e negli enti ecclesiastici fra XVI e XVIII secolo. Come sottolinea M. Garbellotti nella sua introduzione, questo libro si propone di avviare una riflessione su un tema che è rimasto sostanzialmente al margine dell'interesse degli studiosi dell'Italia moderna. Infatti i patrimoni e l'amministrazione economica e finanziaria di enti ecclesiastici e dei luoghi pii sono stati a lungo studiati

solo in un'ottica di storia sociale e religiosa. Il taglio interpretativo auspicato dai curatori si basa su un approccio multidisciplinare. In tale senso, però, gli autori della maggior parte delle ricerche presentate, pur assai valide e interessanti, appaiono propendere per un'analisi di tipo essenzialmente storico-economica su base quantitativa. L'interessante messa a punto di A. Pastore, Usi e abusi nella gestione delle risorse (secoli XVI–XVII), cerca di riannodare i molti fili delle vicende di queste istituzioni, sulla base di una scansione cronologica che – dalle difficoltà economiche quattrocentesche, passando per la fase di ristrutturazione cinquecentesca e approdando alla complessa congiuntura seicentesca – consenta di metterne in correlazione la storia con la vita economica e sociale. Dall'Italia settentrionale (M. Dubini, M. Garbellotti, I. Pastori Bassetto, L. Aiello, A. Vianello) a quella centrale (M. T. Snyder e L. Sandri) e meridionale (F. D'Esposito e G. Poidomani), i diversi saggi contribuiscono a mettere in luce sia le attività economiche (gestione ordinaria ai fini di autoconsumo, investimenti in beni mobili e immobili, deposito e prestito ecc.), sia i rapporti con la fiscalità laica di enti ecclesiastici e luoghi pii. A questi contributi si aggiungono quelli di carattere più generale di F. Lomastro, relativo alla concezione dell'uso del denaro, di F. Landi e di E. Brambilla. Di particolare interesse è l'intervento di F. Landi, Per una storia dei falsi in bilancio: le contabilità pubbliche dei conventi e dei luoghi pii (pp. 41–62), il quale analizza la contabilità di antico regime, sottolineandone l'approssimazione e la propensione a essere normalmente manipolata nel contesto di una cultura economica che privilegiava la quantità a scapito della qualità. Landi quindi ci guida nel mondo della deformazione della contabilità di conventi e luoghi pii e mira a porre in guardia gli studiosi, specialmente gli storici dell'economia, dall'assumere un atteggiamento acritico nell'utilizzo delle registrazioni contabili d'antico regime, basato sull'equazione fra correttezza dei conteggi e correttezza dei bilanci. Esemplare, a tale riguardo, è il caso della contabilità monastica, la cui apparente arbitrarietà nella registrazione dei dati economici era legata a una concezione conservativa del patrimonio, per cui veniva presa debita nota solamente dei cambiamenti che riguardavano i beni immobili: poteva quindi accadere che il patrimonio zootecnico venisse utilizzato per far quadrare i conti, facendolo apparire e scomparire dai bilanci a seconda delle esigenze degli estensori (pp. 50–52). La volontà di uscire dallo schema interpretativo tradizionale – che limitava lo studio delle istituzioni ecclesiastiche e dei luoghi pii agli aspetti socio-religiosi – ha spinto alcuni autori a concentrarsi in maniera prevalente sugli aspetti economico-finanziari, lasciando inevitabilmente in ombra un'analisi approfondita della natura dei legami con la realtà sociale e politica del tempo. Nei diversi contributi non mancano naturalmente riferimenti al

ruolo dei laici o delle istituzioni statali, ma mi pare ravvisabile una certa tendenza più alla creazione di un nuovo ambito storiografico, che all'attuazione di un auspicato e auspicabile approccio interdisciplinare verso il quale tende lo stimolante contributo conclusivo di E. Brambilla, L'economia morale degli enti ecclesiastici. Questioni di metodo e prospettive di ricerca (pp. 379–402) che offre una serie di riflessioni che partono dall'esigenza di abbandonare un'ottica giuridico-istituzionale, tanto più necessaria ove si tenga conto della notevole varietà di ordinamenti, caratteristiche e competenze degli enti in questione nell'Italia d'antico regime. A partire dall'esame degli elementi forniti dai diversi contributi del volume, Brambilla individua nella seconda metà del Cinquecento una fase di diversificazione delle attività economiche degli enti in questione che, accanto alle tradizionali forme di investimento nella terra, fecero sempre più frequentemente ricorso all'acquisto di titoli di debito pubblico e alla concessione di prestiti a interesse (mascherati per non violare le leggi ecclesiastiche in materia). La crescita economica delle istituzioni ecclesiastiche e assistenziali si accompagna alla loro progressiva confessionalizzazione in conformità del nuovo clima post-tridentino.

Massimo Carlo Giannini

Günter Wassilowsky/Hubert Wolf (Hg.), Werte und Symbole im frühneuzeitlichen Rom, Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme, Schriftenreihe des SFB 496, 11, Münster (Rhema) 2005, 144 pp., ill., ISBN 3-930454-58-0, € 21. – La corte di Roma, la curia pontificia, la „famiglia" del papa e il rapporto fra la corte e la città sono stati di recente al centro di significative ricerche in Italia e all'estero. Gli studi di W. Reinhard e dei suoi allievi si sono proposti come un modello consolidato per analizzare, con l'ottica della *Mikropolitik*, il complesso sistema integrato – per usare un'espressione di J. Habermas – che connota la corte e la curia romana in età moderna. I saggi raccolti nel presente volume vanno però oltre l'ottica della micropolitica e si interrogano su altri, sostanziali aspetti. Il sistema di valori e simboli, che si esprime in diversi modi nella Roma della prima età moderna – attraverso cerimonie, mecenatismo, ritualità e procedure fondanti il potere stesso, come il conclave – si connota di significato teologico, culturale, filosofico capace di sistematizzare e al tempo stesso di modificare, solennizzandola, la funzione universale del pontefice romano, capo della Chiesa cattolica e sovrano territoriale. Le domande, e le risposte o almeno, le proposte di analisi di tali questioni, non sono limitate solo al caso romano che pure è al centro di queste analisi. A queste suggestive tematiche – simboli, comunicazione, cerimoniali – è stato dedicato un progetto di ricerca che coinvolge, presso la Westfälische Wilhelms-Universität di Münster, un gruppo di autorevoli stu-

diosi e di giovani ricercatori. Le finalità e i risultati finora raggiunti, ma anche le proposte di ulteriori approfondimenti, sono chiaramente espresse nella introduzione di H. Wolf, Symbolische Kommunikation am Hof des Papstes (pp. 9–19). In essa, ripercorrendo la storiografia sul Papato, ora troppo orientata confessionalmente, ora segnata da polemiche anticlericali, si sottolinea come solo un livello di analisi interdisciplinare, che coniughi la storia politica e sociale del Papato con l'attenzione alla teologia e alla filosofia, può decrittare quel „capitale simbolico" che a Roma si esprime nelle vesti barocche di cerimoniali, apparati, mecenatismo e committenza artistica. Le fonti utilizzate in molti degli studi qui pubblicati – e soprattutto fonti che sono al centro del progetto di ricerca – sono conservate nell'Archivio per le Cerimonie Pontificie, la cui ricchezza è stata messa in luce dai significativi studi di M. A. Visceglia sui cerimoniali a Roma in età moderna. Ma il progetto va oltre, proponendo analisi prosopografiche dei componenti le congregazioni dell'Indice e del S. Uffizio, al fine di misurare quali elementi politici e micropolitici – fazioni, parentele, patronage, ma anche l'appartenenza a ordini religiosi o l'impostazione filosofica e teologica – condizionassero l'azione repressiva e censoria di una macchina troppo spesso considerata monolitica ed efficiente nell'opera di disciplinamento. Insomma, l'idea di un controllo totale e sistematico sarebbe ben presto apparsa illusoria alle menti più aperte e accorte delle due congregazioni (p. 15). Affermazione rilevante che è confermata da studi recenti condotti sulla documentazione dell'Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede. Il progetto dell'Università di Münster si propone inoltre di pubblicare testi fondamentali per la codificazione cerimoniale e per la definizione dell'apparato complessivo della corte romana, come il Diario del cerimoniere Paolo Alaleone de Branca e la *Relazione della corte di Roma* di Girolamo Lunadoro. I saggi – che non è possibile qui analizzare in dettaglio – sono stati presentati nell'incontro svoltosi a Münster il 28–29 gennaio 2005 sul tema „Päpstliches Zeremoniell in der Frühen Neuzeit", parte integrante del suddetto progetto. Il contributo di P. Prodi („Plures in Papa considerantur personae distinctae". Zur Entwicklung des Papsttums in der Neuzeit, pp. 21–35) ricorda i fondamenti teologici e storici della duplice natura del potere papale, solidificatasi anche attraverso la cerimonialità fortemente intrisa di significato teologico, fra la metà del Quattrocento e il periodo tridentino. Le cerimonie papali analizzate dagli autori dei contributi sono diverse: W. Reinhard (Symbol und Performanz zwischen kurialer Mikropolitik und kosmischer Ordnung, pp. 37–50), ricorrendo al concetto di *pietas*, sofferma l'attenzione sul pontificato di Pio II e interpreta le cerimonie come un mezzo per „demagificare il sacro" (p. 50). Il contributo di V. Reinhardt (Normenkonkurrenz an der neuzeitlichen Kurie, pp. 51–65), partendo dal pontificato Borgia,

delinea un quadro sintetico dei mutamenti del sistema di norme e di valori che hanno guidato i diversi pontefici, ad esempio, nelle scelte della committenza e, in particolare, nella scelta del loro monumento funebre. Alla riforma del conclave e all'elezione del papa per scrutinio, a tutti i suoi significati teologici e alle conseguenze politiche è dedicato invece il contributo di G. Wassilowsky (Vorsehung und Verflechtung. Theologie und Mikropolitik im Konklavezeremoniell Gregors XV. (1621/22), pp. 67–82). Il concetto di „autonomia del processo" (N. Luhmann) permette di cogliere questa fondamentale riforma nella storia del Papato che legittima l'elezione del successore di Pietro secondo altri, nuovi valori quali „lealtà", „officio", „bene universale". Sul „possesso", la processione che si snodava dal Vaticano al Laterano con il neoeletto pontefice, è incentrato il saggio di B. Emich (Besitz ergreifen von der Kirche. Normen und Normenkonflikte beim Zeremoniell des päpstlichen Possesso, pp. 83–99) che analizza appunto la conflittualità fra norme codificate e una realtà in movimento, diversa per ogni singolo pontificato, influenzata da fattori differenti, da interessi familiari, di clientage, ma anche dalla volontà di comunicare con i simboli messaggi di carattere teologico. È sempre il tema del conflitto fra norme e pratiche alla base del saggio di J. Zunkel (Rangordnungen der Ortodoxie? Päpstlicher Suprematieanspruch und Wertewandel im Spiegel der Präzedenzenkonflikte am heiligen römischen Hof in post-tridentinischer Zeit, pp. 101–128). L'Autrice, che dimostra una perfetta conoscenza dei più recenti e significativi studi italiani e stranieri sul tema, analizza i numerosi conflitti di precedenza, non solo fra ambasciatori di potenze straniere o di stati italiani, che sulla scena romana, sfociarono in vere e proprie manifestazioni violente, dal chiaro significato politico. La committenza, la concorrenza fra famiglie pontificie nell'abbellimento di chiese e cappelle, ma anche l'uso della santità con la creazione di nuovi santi e la conseguente produzione artistica è il tema infine del saggio di A. Karsten, Die Kunst der Bündnisse. Zur Förderung von Kirchen und Ordensgemeinschaften durch die Papstfamilien Borghese und Ludovisi (pp. 129–139). È, questo, un volume che sebbene proponga un po' rigidamente l'uso di categorie mutuate dalla recente sociologica tedesca, si colloca indubbiamente fra i contributi più innovativi della già ricca tradizione di studi sulla corte e la città del papa in età moderna. Irene Fosi

Almut Bues (Hg.), Zones of Fracture in Modern Europe: the Baltic Countries, the Balkans, and Northern Italy. Zone di frattura in epoca moderna: Il Baltico, i Balcani e l'Italia settentrionale, Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien 16, Wiesbaden (Harrassowitz) 2005, VII, 292 S., ISBN 3-447-05119-1, € 58. – Ein Mittel, um besonders viel zu lernen –

zumal in der Geschichte –, ist es, sich nicht allein mit einer Sache zu befassen, sondern diese Sache im Kontrast zu anderen zu betrachten. Geistige Haltungen werden deutlicher und prägen sich besser ein, wenn man sie anderen gegenüberstellt und die Unterschiede herauszuarbeiten versucht. Dieses Prinzip kann auch für weitere Gebiete gelten, zum Beispiel für Staaten und Reiche. Der vorliegende Band ist die Dokumentation eines solchen Versuchs. Im September 2003 veranstaltete das Deutsche Historische Institut in Warschau auf italienischem Boden, in der Villa Vigoni am Comer See, eine Konferenz, die sich mit Bruchzonen im frühneuzeitlichen Europa befasste, d. h. mit Gebieten, in denen über längere Zeit hinweg die Einflüsse mächtiger Staaten aufeinandertrafen, und mit den Folgen, die das für diese Gebiete hatte, insbesondere für die kleineren staatlichen Gebilde, die es dort gab und die sich gegen die Einflüsse ihrer großen Nachbarn zu behaupten und aus ihrer Zwischenlage oft auch Nutzen zu ziehen versuchten. Gerade das Europa der Frühen Neuzeit ist gekennzeichnet durch ein Nebeneinander von entstehenden Zentral- und Nationalstaaten und von kleineren politischen Einheiten, die oft in einem Lehens- oder Vasallenverhältnis zu den Großen standen, deren Abhängigkeit aber je nach Lage mehr oder minder stark war und auch ganz unterschiedlich ausgeprägt sein konnte. Nicht zu Unrecht verweist W. Reinhard in seinem Schlusswort auf den Forschungsbegriff der zusammengesetzten Monarchie, in der sich unterschiedliche Rechtsbereiche überlappten, was ein Ziehen von klaren, staatlichen Grenzen schwieriger machte. Dieses Phänomen war in den Bruchzonen zwischen den großen Reichen nur stärker ausgeprägt als anderswo. Für die Konferenz wurden drei solcher Bruchzonen ausgewählt: das Baltikum, wo sich in der frühen Neuzeit die Machtbereiche von Dänemark, Polen, Russland und Schweden überschnitten, der Balkan, wo das osmanische Reich an habsburgische Länder, aber auch an venezianische Besitzungen grenzte, und Norditalien, wo sich die Großmächte Habsburg und Frankreich begegneten und auch Venedig eine gewisse Rolle als unabhängige Macht spielte. Historiker, die sich mit diesen Gebieten beschäftigen, dürften selten zusammenkommen, was allein schon ein Verdienst der Konferenz ausmachte. Die Teilnehmer kamen aus 14 Ländern, weshalb die Referate auf Englisch gehalten wurden (bis auf zwei auf Italienisch) und auch auf Englisch publiziert sind. So konnte man sich sowohl mit den Gemeinsamkeiten aller Bruchzonen als auch mit der Frage beschäftigen, ob es zwischen ihnen auch Unterschiede gab und wodurch sie bedingt waren. Die sehr unterschiedliche Herkunft der Referenten brachte aber natürlich auch ihre Schwierigkeiten mit sich. Die Teilnehmer waren Spezialisten für die jeweiligen Zonen oder Teile von ihnen. Sie konnten in ihren Referaten ihre Kenntnisse beisteuern und dabei mehr oder weniger zu einer gemeinsamen, vergleichenden Betrachtung

beitragen. Aber das ist das unvermeidliche Risiko jeder derartigen Tagung, das bei dieser Themenstellung vielleicht nur besonders stark war. Man muss den Teilnehmern einen gewissen Freiraum bei der Wahl ihres Themas einräumen und kann dann nur gespannt sein, was man geboten bekommt, sei es als Teilnehmer der Konferenz, sei es als Leser des Berichtbands. Da selbst Wolfgang Reinhard es für unmöglich erklärt hat, die in den Beiträgen präsentierten Inhalte zusammenzufassen, soll dies hier auch gar nicht versucht werden. Empfohlen seien dem an Italien interessierten Leser vor allem die Artikel von T. Mörschel über das Herzogtum Savoyen-Piemont, von C. Donati über das Fürstbistum Trient und von L. Mocarelli über die Lombardei. Savoyen war 1559 entstanden als Pufferstaat zwischen Frankreich und dem habsburgischen Italien, Trient gehörte als italienischsprachiges Gebiet zum Deutschen Reich und lag in der Frühen Neuzeit zwischen der Republik Venedig und den Besitzungen der Habsburger in Tirol, und die Lombardei war politisch zwischen Venedig und Habsburg aufgeteilt und auch nicht ganz frei von französischem Einfluss. Aber die drei Artikel zeigen, wie sich dennoch (oder gerade deswegen) alle drei Gebiete ein beachtliches Maß an Autonomie bewahren konnten, wenn auch jedes in eigener Weise. In Savoyen-Piemont war dies das Verdienst der Herzöge, denen es durch eine beharrliche Politk gelang, das disparate Territorium weitgehend zu vereinheitlichen, in seinen Strukturen zu modernisieren und zu einem unabhängigen Staat aufzubauen. In Trient standen Fürstbischof, Domkapitel und lokaler Magistrat zwar unter einem starken Einfluss der Habsburger, konnten diesen aber zeitweise deutlich mildern, solange die kaiserliche und die Tiroler Linie der Habsburger in Konkurrenz um diesen Einfluss standen. Und in der Lombardei waren es die lokalen Notablen in den Städten, die sich eine weitgehende Selbstbestimmung sichern konnten. Gegenüber diesen drei Artikeln, die gerade in der Zusammenschau höchst aufschlussreich sind, fällt der vierte Beitrag zu Norditalien deutlich ab. C. Nubolas Text über kirchliche und religiöse Grenzen fehlt es an Zusammenhang. Die Alpen als Barriere gegen den Protestantismus, aber auch als Rückzugsgebiet für religiöse Minderheiten, die religiöse Toleranz der Republik Venedig gegenüber ausländischen Kaufleuten, die Verhinderung von Bibelübersetzungen ins Italienische durch die Inquisition und die wachsende Macht der päpstlichen Kurie gegenüber den Bischöfen nach dem Trienter Konzil sind zwar alle interessante Themen, aber eher nicht in einem einzigen Artikel. Unter den übrigen Beiträgen würde ich die Einleitung der Hg. Almut Bues herausheben, die nicht nur theoretische Grundlagen für die Untersuchung der Bruchzonen erörtert, sondern dann auch als einzige einen Vergleich zwischen zwei Grenzstaaten wagt, den Herzögtümern Savoyen und Kurland. Wertvolle Einblicke in die Geschichte von Kurland liefert aber auch M. Jakovļeva aus

Riga, die beschreibt, wie die Herzöge aus der Kettler-Dynastie im 16. und 17. Jh. zwischen Polen und Schweden lavierten, ehe die Hegemonie über die Region im 18. Jh. an Russland überging. Ein Höhepunkt des Bandes ist zweifellos Gunner Linds Beitrag über Dänemark. Auch wenn Dänemark eigentlich zu keiner der drei behandelten Regionen gehört, überträgt Lind den Forschungsansatz der Konferenz gekonnt auf sein Land und beschäftigt sich mit dessen inneren Bruchzonen, die er anschaulich und detailreich darstellt. Dänemark war eine klassische zusammengesetzte Monarchie aus den Königreichen Dänemark und Norwegen und den Herzogtümern Schleswig und Holstein. Die Integration föderten hier die gemeinsame Armee und die lutherische Religion, aber diese Integration ging nie über ein bestimmtes Maß hinaus. Zwar erlangten die Deutschen aus den Herzogtümern mit der Zeit einen großen Einfluss im Gesamtstaat, aber das rief seit der 2. Hälfte des 18. Jh. eine Gegenbewegung des dänischen Elements auf den Plan, die letztlich die Grundlagen des gemeinsamen Staates zerstörte. Erwähnenswert erscheint mir außerdem noch der Artikel von B. Murgescu aus Bukarest über die Belebung, die die osmanische Eroberung für die Wirtschaft in den Balkanländern brachte, und über die Ursachen des schließlichen Verfalls der Wirtschaft im osmanischen Reich. Und schließlich noch die Ausführungen von I. G. Tóth darüber, wie die osmanische Staatsmacht im eroberten Ungarn mit den verschiedenen christlichen Konfessionen umging und wie auch ein großer Teil derjenigen, die zum Islam konvertiert waren, nach dem Rückzug der Türken zur christlichen Religion zurückkehrte. Martin Faber

Claudio Donati/Helmut Flachenecker (Hg.), Le secolarizzazioni nel Sacro Romano Impero e negli antichi Stati italiani: premesse, confronti, conseguenze/Säkularisationsprozesse im Alten Reich und in Italien: Voraussetzungen, Vergleiche, Folgen, Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento, Contributi/Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient, Beiträge 16, Bologna (il Mulino)/Berlin (Duncker & Humblot) 2005, 337 S., Tab., Abb., ISBN 88-15-10850-5 / ISBN 3-428-11978-9, € 24. – Anlässlich des zweihundertjährigen Jahrestags des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 hatten Veranstaltungen zum Thema Säkularisation 2003 Hochkonjunktur. Der anzuzeigende Sammelband dokumentiert eine vom *Centro per gli studi italo-germanici in Trento*, dem *Archivio Provinciale di Bologna* und dem *Assessorato ai Beni Culturali della Provincia autonoma di Bolzano* veranstaltete Brixener Tagung. Er hebt sich insofern von zahlreichen anderen Publikationen zu diesem Thema ab, als er die Entwicklungen in Deutschland denen in Italien gegenüberstellt. Die Situationen in Deutschland und Italien unterschieden sich allerdings grundlegend, denn das Spezifikum der 1803 fast

ausnahmslos beseitigten deutschen geistlichen Fürstenstaaten hatte auf der Apenninenhalbinsel keine Entsprechung, sieht man von den Hochstiften Trient und Brixen sowie dem weitaus bedeutendsten geistlichen Fürstentum überhaupt, dem Kirchenstaat, einmal ab. Nicht zufällig gibt es auch sprachlich im Italienischen keine Differenzierung zwischen „Säkularisation" und „Säkularisierung", sondern den einheitlichen Begriff „secularizzazione". Dementsprechend unterschiedlich sind die thematischen Schwerpunkte der deutschen und der italienischen Beiträge. Die deutschen Aufsätze behandeln überwiegend „klassische" Themen der Säkularisationsforschung: In seinem Überblicksartikel zeichnet H. Klueting die Entwicklung vom 16. bis 19. Jh. nach. K. Andermann wendet sich gegen das traditionelle negative Bild dieser Territorien. Die Entwicklung im bayerisch-fränkischen Raum schildert H. Flachenecker. Die österreichische Aristokratie war vom Wegfall der Adelskirche im Reich zwar stark betroffen; eine Existenzbedrohung stellte dies angesichts alternativer Versorgungsmöglichkeiten allerdings nicht dar (W. D. Godsey). Eine Aufwertung der von der Vermögenssäkularisation 1803 ausdrücklich ausgenommenen Pfarreien stellt E. Gatz fest. Auch D. Burkard vermag auf ekklesialem und ekklesiologischem Gebiet durchaus positive Folgen der Säkularisation auszumachen. Die italienischen Beiträge behandeln vor allem die Bestrebungen, den Einfluss geistlicher Institutionen vom Papst hinunter bis zum örtlichen Episkopat und Klerus zurückzudrängen. G. Dell'Oro untersucht die Geschichte des *Regio Economo* und das Problem der geistlichen Güter im Herzogtum Mailand und in den savoyischen Territorien. E. Brambilla verfolgt den Abbau der Jurisdiktionsrechte der geistlichen Gerichte in Ober- und Mittelitalien. Wie andere Staaten, war auch die Republik Venedig im 18. Jh. bestrebt, politische und Diözesangrenzen zur Deckung zu bringen (G. Del Torre). Ein wenig aus dem thematischen Rahmen fällt die biographische Skizze über den Kardinalbischof von Brescia Angelo Maria Querini (D. Montanari). Auch A. Trampus verfolgt in seiner Studie über den Erzbischof von Wien Sigismund von Hohenwart einen biographischen Ansatz. Trient unterlag als Hochstift des Reichs prinzipiell denselben Veränderungen wie die deutschen geistlichen Staaten (M. Nequirito). U. Mazzone schildert die Maßnahmen Napoleons nach der Eroberung Bolognas 1796. Einen weiten Bogen vom Mittelalter bis zu den Problemen der Gegenwart (und womöglich noch mehr der Zukunft) spannt abschließend P. Prodi in seinen Betrachtungen „Sul concetto di secolarizzazione". Die einzelnen Beiträge sind durchaus lesenswert. Leider hat aber nach dem Eindruck des Rezensenten ein echter Austausch zwischen deutscher und italienischer Historiographie (wofür möglicherweise eine stärkere thematische Zuspitzung hilfreich gewesen wäre) nur ansatzweise stattgefunden, ein Eindruck, der dadurch verstärkt wird, dass es

zwei getrennte Einleitungen der beiden Herausgeber gibt, von denen sich die eine auf die italienischen und die andere auf die deutschen Aufsätze bezieht.

Matthias Schnettger

Oddone Longo (a cura di), Albertini, Carandini. Una pagina della storia d'Italia, Venezia (Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti) 2005, XI, 155 S., ill., ISBN 88-88143-46-7, € 25. – Die Geschichte Italiens ist in besonderer Weise von adeligen und großbürgerlichen Familien geprägt worden, deren Abkömmlinge über viele Generationen hinweg immer wieder herausragende Positionen in Staat, Wirtschaft und Kultur des Landes eingenommen haben. Im November 2002 hat sich eine Tagung von Historikern in Venedig mit den Familien Albertini und Carandini näher beschäftigt, deren Schicksale seit dem ausgehenden 19. Jh. eng miteinander verbunden waren. Die zweifellos bedeutendste Figur aus diesem ‚Clan' war Luigi Albertini, Anfang des 20. Jh. für mehr als zwanzig Jahre Chefredakteur und Mitherausgeber des *Corriere della Sera*. M. Isnenghi stellt anhand der Korrespondenz Albertinis dessen Rolle als propagandistische Stütze der interventionswilligen Kräfte während des Ersten Weltkriegs dar, als er mit Hilfe seiner Zeitung aktiven Einfluss auf Regierung und Militärführung zugunsten einer energischen Kriegsführung zu nehmen versuchte. Noch enger befasst sich E. Bricchetto mit dem Verhältnis zwischen Albertini und seinen Frontreportern, das sich schon während des Libyen-Kriegs 1911/12 als entscheidend für die informative Monopol-Rolle des *Corriere della Sera* in Italien erwies. Der von den Faschisten 1925 erzwungene Abschied Albertinis vom *Corriere della Sera* führt O. Longo zu einer Illustration des Erwerbs des Gutes Torre in Pietra bei Rom durch Albertini selbst und seines Aufbaus zu einem landwirtschaftlichen Musterbetrieb durch seinen Sohn Leonardo und seinen Schwiegersohn Nicolò Carandini. Dessen Überzeugungswelt eines fortschrittlichen, laizistisch-demokratischen und elitären Liberalismus erläutert S. Lanaro. Dabei unterstreicht er die ideelle Orientierung Carandinis an Giovanni Amendola als ein Patriot, der unter dem angstvollen politischen Verhalten und den autoritären Reflexen seiner Landsleute litt. P. Galli, einer der Amtsnachfolger Carandinis als Botschafter in London, beschreibt sodann dessen wichtige Rolle im schwierigen italienisch-britischen Aussöhnungsprozess zwischen 1944 und 1947, sowie bei der internationalen Rehabilitation Italiens, insbesondere bei den Verhandlungen über den Friedensvertrag mit den Alliierten und die Grenzregelung mit Österreich. Als verbindendes Glied beider Familien gilt vor allem die Tochter Luigi Albertinis und Ehefrau Nicolò Carandinis, Elena Carandini Albertini, deren schriftstellerische Tätigkeit A. Arslan und A. Cambria untersuchen. Während Arslan eine Einordnung Elena Albertinis unter die namhaften Schriftstellerinnen

des 19. und 20. Jh. versucht, beleuchtet Cambria ihr Charakterprofil anhand persönlicher Erinnerungen und zum Teil noch unveröffentlichter Tagebuchzitate. Ein Blick Oddone Longos auf Nicolòs Vater Francesco Carandini und seine Niederschriften und Zeichnungen über das ‚Alte Ivrea' zu Beginn des 20. Jh. beschließt den Band. Christian Blasberg

Franco Bolgiani/Vincenzo Ferrone/Francesco Margiotta Broglio (a cura di), Chiesa cattolica e modernità. Atti del convegno della Fondazione Michele Pellegrino, Università di Torino, 6 febbraio 2004, Collana di Studi della Fondazione Michele Pellegrino, Bologna (il Mulino) 2004, 325 pp., ISBN 88-15-10202-7, € 24,30. – Daniele Menozzi/Renato Moro, Cattolicesimo e totalitarismo. Chiese e culture religiose tra le due guerre mondiali (Italia, Spagna, Francia), Storia 4, Brescia (Morcelliana) 2004, 411 pp., ISBN 88-372-1988-1, € 28. – Nel corso del 2004 sono usciti due volumi di notevole spessore scientifico che si pongono il problema, sempre attuale, del rapporto tra Chiesa cattolica e modernità. Il primo dei due, a cura di F. Bolgiani, V. Ferrone e F. Margiotta Broglio, contiene gli atti di un convegno di studi organizzato a Torino, nel febbraio 2004, dalla Fondazione Michele Pellegrino, nel quale lo stesso Ferrone ha presentato una sua relazione sul tema, che è stata poi discussa con competenza dagli altri storici presenti. Ne è scaturita, a giudicare dagli atti, un'intensa discussione, alla quale non è mancato un tono polemico forse eccessivo. L'altro volume, per la verità, si occupa più specificamente del rapporto tra cattolicesimo e totalitarismo nel periodo tra le due guerre in Italia, Francia e Spagna, ed è frutto di incontri seminariali organizzati a Urbino dalla Fondazione Romolo Murri. Se nel primo volume la discussione è stata promossa, quasi provocata dal saggio di Ferrone, nel secondo ha prevalso un aspetto più tecnico e misurato. Entrambi, nonostante l'impianto generale lievemente differente, si occupano al fondo del tema del rapporto fra Chiesa cattolica e modernità. In questa sede devono essere sottolineati alcuni punti critici, nell'impostazione del saggio di Ferrone, che avrebbero meritato un'analisi più approfondita. Innanzitutto, una questione di approccio metodologico: non si può rimproverare alla Chiesa cattolica di non riconoscere e non far proprio lo *Zeitgeist* di una data epoca, in questo i diritti umani di matrice illuministica, e, allo stesso tempo, indignarsi se la Chiesa appare „menschlich, allzu menschlich" e si confronta, con esiti controversi, con la modernità dei totalitarismi del XX secolo, anch'essa *Zeitgeist*, per quanto tragico. Al fondo della lettura ferroniana c'è l'accusa alla Chiesa di non aver combattuto, di aver anzi favorito l'autoritarismo che avrebbe portato ai regimi totalitari (si veda a titolo esemplificativo il paragrafo 3, „La Chiesa erede del Tridentino di fronte ai totalitarismi: dal rifiuto settecentesco dei diritti dell'uomo ai concor-

dati con Mussolini e Hitler", p. 53), la quale è altrettanto poco convincente quanto la tesi opposta, secondo la quale le radici del totalitarismo andrebbero ricercate nell'illuminismo e nella rivoluzione francese. Ferrone giudica severamente l'operato della Chiesa; non spiega però come un'istituzione afflitta dalla „mala pianta assolutistica del Tridentino" (p. 110) avrebbe potuto di colpo dare vita a un movimento di opposizione ai totalitarismi in nome dei diritti umani. Ancora, citare in apertura il noto discorso di Pio XI del 1938 (p. 17) può essere fuorviante, in quanto non tematizza che cosa possa significare „regime totalitario" nella realtà del corpo ecclesiale e in che senso lo abbia inteso il pontefice, come lucidamente notano Moro e Menozzi nella loro introduzione dell'altro volume qui discusso. Non andrebbero piuttosto approfonditi il „colossale equivoco" e il rapporto tra la prospettiva „ecclesiocentrica" del papato e i totalitarismi, entrambi autorevolmente chiamati in causa da G. Miccoli (p. 64, nota 80, e p. 171)? Un altro punto riguarda la scelta lessicale: „Chiesa cattolica", nella sua apparente chiarezza, nasconde in realtà delle insidie, perché un conto è riferirsi alla curia ovvero alla gerarchia, un conto al corpo dei fedeli. Gli storici della Chiesa sanno bene quanto sia complesso e sfaccettato questo rapporto (si vedano gli interventi di P. Prodi e di A. Padoa-Schioppa, p. 136 e p. 149). Il secondo volume propone, divise in tre gruppi tematici („Autorità"; „Nazione"; „Unità"), le ricerche di un gruppo di studiosi omogeneo per interessi e impostazione, e presenta, accanto a contributi più specifici, indagini di più ampio respiro, come quelle dei curatori Menozzi e Moro. Un'attenzione particolare meritano le „Conclusion", che giungono a risultati opposti e di gran lunga più convincenti di quelli del saggio di Ferrone. Non si può non essere d'accordo con l'affermazione che „se non si vuole perdere il senso della realtà e delle distinzioni, è, del resto, evidente l'abisso che separa una istituzione come quella ecclesiastica dai caratteri del fenomeno politico totalitario tipico del XX secolo" (p. 373). Assolutamente corretta è la lettura del rapporto tra Chiesa, modernità e totalitarismo proposta: il mondo cattolico non capì la vera natura di quest'ultimo, confondendolo con l'autoritarismo tradizionalista e antimoderno; non capì, in sostanza, che il totalitarismo rappresentava „un'altra modernità", ben più reale e presente del laicismo ottocentesco o di una presunta eredità illuministica (p. 379). I due volumi qui discussi meritano di essere letti, possibilmente insieme, perché sollevano, da punti di vista diversi e tra loro complementari, alcune questioni con cui gli storici contemporanei dovranno continuare a confrontarsi.

Patrizio Foresta

Walter Berschin, Mittellateinische Studien, Heidelberg (Mattes) 2005, 456 S., ISBN 3-930978-75-X, € 75. – Das Fach „Mittellatein" hatte in der deutschen, vom Klassikbegriff geprägten Studienlandschaft schon immer einen schweren Stand, ob und wie es sich in den „Modulen" der Studienreform wiederfinden wird, ist fraglich. Um so dankbarer kann der Leser sein, wenn er im vorliegenden Werk 38 mittellateinische Studien von W. Berschin, einem der großen Vertreter seines Faches – erinnert sei an dieser Stelle nur an seine mehrfach übersetzten Studien „Griechisch-lateinisches Mittelalter" (1980) und das mehrbändige Werk „Biographie und Epochenstil" (1986–2004) –, präsentiert bekommt. Inhaltlich bietet der Sammelband wenig Neues; dem fachkundigen Leser sind viele der 34 bereits an anderer Stelle erschienenen Artikel bestens bekannt. Anzumerken sind die vier unveröffentlichten Beiträge: „Possidius, Vita Sancti Augustini. Eine patristische Biographie mit klassischem Hintergrund" (S. 1–7), „Gebehardus episcopus Augustensis, Vita (II) S. Uodalrici (BHL nr. 8361)" (S. 255–266), „Die Gedichte Hildegards von Bingens" (S. 339–346) und „Lachmann (gest. 1851) und der Archetyp" (S. 389–394). Allerdings ist festzuhalten, daß viele Erstveröffentlichungen nicht immer ganz einfach zugänglich sind. Als besonderer Verdienst des Autors ist anzusehen, daß er seine Aufsätze chronologisch geordnet hat, so daß der Leser punktuell Einblicke in die gesamte Entwicklung lateinischer Sprache und Kultur vom 5. bis ins 18. Jh. bekommt; Schwerpunkte liegen in Spätantike und Frühmittelalter bis ca. 800, karolingischer und ottonischer Zeit und in der „Renaissance des 12. Jahrhunderts", aber auch die Renaissance wird mit zwei Aufsätzen behandelt. Die Lektüre wird durch ein einheitliches, sehr ansprechendes Schriftbild, reiche Bebilderung und mehrere Gesamtverzeichnisse (Verzeichnis der zitierten Handschriften und Urkunden; Namenregister; Wörter, Junkturen, Zeichen; Initia carminum) erleichtert, einige Aufsätze sind aus der Originalsprache ins Deutsche übersetzt. Den Abschluß bildet eine umfangreiche Personalbibliographie Walter Berschins. Mehrere Aufsätze behandeln direkt die Kulturgeschichte Italiens: Der Aufsatz „Griechisches in der Domschule von Verona" (S. 17–27) belegt – rudimentäre – Griechischkenntnisse in Verona um 800. In seinem Beitrag „Bonifatius Consiliarius (gest. nach 704). Ein römischer Übersetzer in der byzantinischen Epoche des Papsttums" (S. 65–78) geht der Autor in überzeugender Weise dem Problem und der Methode des Übersetzens aus dem Griechischen in der Phase des „griechischen" Papsttums gegen Ende des 7. Jh. nach, einem Phänomen, das dem Leser eher für das 9. Jh. in der Person von Anastasius Bibliothecarius geläufig ist. Der kurze Buchkatalog in der Handschrift Berlin Diez. B. Sant. 66 aus dem 8. Jahrhundert wird vom Autor geographisch dem langobardischen Italien zugewiesen und beweist die Existenz von Buchsammlungen, wenn auch in bescheide-

nem Umfang, in dieser Region („An Eighth-Century Library Catalogue from Langobardic Italy", S. 87–94). Der Aufsatz „Die publizistische Reaktion auf den Tod Gregors VII. (1085). Nach fünf oberitalienischen Streitschriften" (S. 293–304) führt ins ausgehende 11. Jh. und behandelt ausgewählte Beispiele der Kontroversliteratur unter sprachlichen und stilistischen Aspekten. Zwei Beiträge beleuchten exemplarisch die Übersetzungstätigkeit im 11. und beginnenden 12. Jh. im griechisch-lateinischen Begegnungsraum von Amalfi und Salerno („I traduttori d'Amalfi nell'XI secolo", S. 305–315 und „Salerno um 1100. Die Übersetzungen aus dem Griechischen und ihr byzantinisch-liturgischer Hintergrund", S. 317–322). Die thematischen Schwerpunkte liegen in den Bereichen der Liturgie bzw. Hagiographie sowie der medizinischen Fachliteratur. Der kurze Beitrag „Homer im Reich Friedrichs II. von Hohenstaufen" (S. 351–355) bietet dem Leser, der sich bisher nicht mit den in der speziellen Fachliteratur durchaus vieldiskutierten Themen der Griechischüberlieferung in der Terra d'Otranto und dem sogenannten „Dichterkreis von Otranto" beschäftigt hat, einen kurzen, aber prägnanten Einblick in diesen Kulturraum. Die entscheidenden Einflüsse Italiens auf den deutschen Humanismus dokumentiert der Autor schließlich am Beispiel der Petrarca-Biographie von Rudolf Agricola („Rudolf Agricolas Petrarca-Biographie (um 1474)", S. 365–376). Zusammenfassend kann die Lektüre des vorliegenden Sammelbandes unbedingt empfohlen werden. Der Autor bietet mit seinen sehr überlegt ausgewählten Studien nicht nur einen hervorragenden Einblick in die Bandbreite und in die Methoden des Fachs „Mittellatein", sondern auch einen informativen und anregenden Durchgang durch die mittelalterliche Kulturgeschichte.

Thomas Hofmann

Andrea Fassò, Gioie cavalleresche. Barbarie e civiltà fra epica e lirica medievale, Biblioteca medievale. Saggi 19, Roma (Carocci) 2005, 301 S., ISBN 88-430-3597-5, € 24,60. – Die Frage, unter welchen Einflüssen und auf welchen Wegen der friedlose, plündernde Ritter des französischen 11. Jh. zum *miles christianus* wurde bzw. zur *curialitas* und ritterlichen Ethik fand, hat die Forschung vielfach beschäftigt. Einig ist man sich darin, daß dieser Wandel an der Wende vom 11. zum 12. Jh. einsetzte und auf das Zusammenspiel einer Vielzahl von Einflüssen zurückzuführen ist, daß er dann von Frankreich nach dem übrigen Europa ausstrahlte und einen großen zivilisatorisch-kulturellen Einfluß auf die höfisch-adlige und bürgerliche Welt des Abendlandes ausübte. So klar Ausgangspunkt und Endpunkt der Entwicklung auch sind, so schwierig ist es, die Einflüsse im einzelnen und die Etappen des Wandels präziser zu bestimmen. Genau das nun versucht F. in den acht Kapiteln des vorliegenden Buches, denen Aufsätze aus zwei Jahrzehnten Forschungsarbeit zugrunde lie-

gen. Dem Autor geht es dabei um Vorstellungen und Verhaltensformen des sich allmählich zivilisierenden Kriegertums, die an einer Fülle von Beispielen aus der altfranzösischen Epik des Nordens und der Troubardourlyrik des Südens exemplifiziert werden. – Im einzelnen vermutet F., daß die formelhaften Wendungen, die in den ältesten galloromanischen hagiographischen Liedern wie auch in den *Chansons de geste* anzutreffen sind, einer älteren epischen Tradition entstammen, die mindestens in das 10. Jh., wenn nicht bis in die Karolingerzeit zurückreicht und die Traditon jener *barbara et antiquissima carmina* fortsetzt, die Karl der Große laut Einhard (*Vita Karoli magni*, Kap. 25) aufzeichnen ließ (S. 11, 71). Sie benutzte als Versmaß vermutlich den Achtsilbler, der unter dem Einfluß liturgischer Dichtungen, noch vor dem Jahre 1100, zum Zehnsilbler erweitert wurde (S. 9, 71, 73, 106). Wie F. ausführt, waren es die Dichter, die bei geselligem Zusammensein durch den Vortrag der neuen Lyrik und Epik eine erzieherische Wirkung auf die Gesellschaft entfalteten (S. 244ff., 256). So besang Marcabru das Maßhalten (*mesur'esgardar*) – auch im Kampf beim Töten (S. 173) – als das Charakteristikum des höfischen (*cortes*) Verhaltens (S. 155), und später definierte Dante in seiner *De vulgari eloquentia* die *curialitas* als *librata regula eorum que peragenda sunt* (S. 177), wobei *curialitas* als die Summe aller Tugenden begriffen (S. 192) und als Eigenschaft auch Gott zugeschrieben wurde (S. 192). F. beobachtet dann, daß die Frauen in verschiedenen altfranzösischen Epen übernatürliche Züge aufweisen, und erkennt darin die Verschmelzung zweier Formen, nämlich des Ideals der occitanischen Dama mit der nordfranzösisch-keltischen Tradition des Feen-Glaubens (S. 208). In summa sei durch diese Wandlungen die jubelnde Freude am Krieg gezähmt und der sie tragende Impetus auf das neue Ziel, auf die Liebe gelenkt worden (S. 241ff.). – Das sind einige der wichtigsten Linien der acht Kapitel, die als Aufsätze in unterschiedlicher Ausarbeitung unter den folgenden Titeln erschienen: 1. Traces d'une tradition épique orale dans les chansons de saints? (1984); Dai poemetti agiografici alle chansons de geste o viceversa? (1985); 2. L'ottosillabo nelle chansons de geste: il caso dei versi „a dittico" (1988); Un'ipotesi sul verso epico francese (1989); 3. Per Rinaldo e per Gano (2002); Roland est sage et Charlemagne injuste (2002); Rolando è saggio e Carlomagno è ingiusto: riflessioni sulla „Chanson de Roland" (2002); 4. Cortesie indoeuropee (1992); Cortesia, mito ed epopea (1993); 5. „Cortesamen vuoill comensar": Marcabru e la civilizzazione del guerriero (1996); L'apprivoisement du chevalier à l'époque des croisades: „Cortesamen vuoill comensar" de Marcabrou (1998); 6. La cortesia di Dante (1998); 7. La diffrazione e le fate: „Ben vueill que sapchon li pluzor" (1999); Fate, diffrazione, e una congettura per Guglielmo IX (1996–98); Le troubadour, la dame e la fée (2001); 8. Pulsioni e loro destini. Raoul de Cambrai, Jaufré Rudel e Don Giovanni (2001). Thomas Szabó

Boncompagno da Signa, De malo senectutis et senii. Edizione critica e traduzione a cura di Paolo Garbini, Edizione Nazionale dei testi mediolatini 10, Tavarnuzze (FI) (SISMEL Ed. del Galuzzo) 2004, LXXVIII, 36 S., ISBN 88-8450-112-1, € 27. – Die Stellung des um 1240 entstandenen kleinen Traktats über das Alter im Kontext der mittellateinischen Literaturproduktion ist singulär. Sein Autor, Boncompagno da Signa, von dem nur wenige biographische Details bekannt, dessen Schriften, zuvorderst seine *Boncompagnus* genannte *Rhetorica antica*, jedoch umso prominenter überliefert sind, bietet mit seinem Traktat eine neue Sichtweise auf die seit Cicero behandelte Frage über Stellung und Bewertung des Alters. Daß er dies nicht auf den traditionellen, durch Cicero autoritativ abgesicherten Bahnen tut, macht den Charme des Werks aus, das sich jedweder Gattungszuweisung entzieht. Philosophischer Traktat, medizinische Abhandlung, Satire, Novelle: B. verbindet unterschiedliche Gattungen und Stile, um in seiner letzten Schrift Neues zu schaffen. Er greift dabei auf ein beeindruckendes Quellenmaterial zurück, um seine Hauptthese zu belegen, dass es jenseits der 70 – B. sieht hier den Übergang vom Lebensalter der *senectus* hin zu einer von ihm *senecta* genannten und als *pars ultima senectutis* charakterisierten Zeit – zunehmend schwerer werde, von einem erfüllten Leben zu sprechen. Natürlich taucht auch bei B. der Greis als Träger der Tugenden Weisheit und Maß auf, doch liegt das Schwergewicht klar anticiceronianisch auf den negativen Folgeerscheinungen des Alters, dem physischen, intellektuellen und moralischen Verfall. B. bündelt seine medizinischen Kenntnisse auf engstem Raum. In der Beschreibung der acht Leiden des Alters werden jedoch nicht allein die Krankheitsbilder medizinisch definiert, sondern deren Auswirkungen auf die moralische und intellektuelle Disposition des Greises, darüber hinaus auf seine Umwelt nachgegangen. Der in vier Handschriften des 14. und 15. Jh. überlieferte Text wird von Paolo Garbini nicht nur auf der Grundlage der Codices in Florenz und Salamanca mustergültig ediert, sondern auch inhaltlich erschlossen – dass er dabei auf das durch Steven M. Wight im letzten Jahrzehnt online zur Verfügung gestellte, editorisch nicht immer über alle Zweifel erhabene Gesamtwerk B.s zurückgreifen konnte, hat insbesondere die interpretatorische Arbeit nicht unwesentlich erleichert. Zwei kritische Apparate der Varianten und Quellen erleichtern den Umgang mit dem lateinischen Text. Mitunter greift man dankbar auf die beigegebene, sich eng am Editionstext orientierende italienische Übersetzung zurück. Ein knapper Kommentar nebst einem Index der Namen, Orte und Sachen dient der zusätzlichen Erschließung. Der Forschung steht nun ein verlässlicher Text zur Verfügung, in dem B. die Qualitäten von *versatilitas*, die Fähigkeit, Kenntnisse auf unterschiedlichsten Gebieten zu verknüpfen, und *inventio*, die Gabe, inhaltlich und formal Neues zu schaffen, mustergültig miteinander verbindet. Ralf Lützelschwab

Tom Graber (Hg.), Diplomatische Forschungen in Mitteldeutschland, Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 12, Leipzig (Leipziger Universitäts-Verlag) 2005, 390 S., ISBN 3-937209-37-9, € 40. – Der interessante Band beruht auf Beiträgen zu einem Kolloquium vom Oktober 2000, die nun gedruckt vorliegen. In seiner kurzen Einleitung verdeutlicht der Hg., daß „Diplomatik ... ein kurzweiliges Geschäft" (S. 7f.) sei und die vorhandenen Kompetenzen in dieser Disziplin bewahrt und ausgebaut werden müßten. Dem ist in vollem Umfang zuzustimmen. R. Schieffer, Zur derzeitigen Lage der Diplomatik (S. 11–27), bietet einen Überblick über den Editionsstand der Königs-, Papst- und Privaturkunden sowie der unterschiedlichen Anlageformen von Urkundenbüchern. Dabei geht er abschließend auf die Möglichkeiten der Bereitstellung des „originalen Erscheinungsbildes der Überlieferung" (S. 25) in digitaler Form ein. M. Lindner, War das Medium schon die Botschaft? Mediale Form, Inhalt und Funktion mittelalterlicher Herrscherurkunden (S. 29–57), betont die Notwendigkeit, bei der Arbeit mit Königsurkunden diese nicht isoliert zu betrachten, sondern verstärkt die nichturkundliche Lebenswelt bei der Auseinandersetzung mit den einzelnen Stücken einzubeziehen und nach den Intentionen der Beteiligten zu fragen. Entgegen der These von Marshall McLuhan, daß das Medium die Botschaft sei, kommt er nach der Untersuchung der Urkundenteile vorrangig am Beispiel Karls IV. zu dem Ergebnis, daß „der Inhalt der Urkunde neben ihrer Form wichtig ist" (S. 55). T. Ludwig, Zur Gliederung der Magdeburger Kirchenprovinz im 10. Jahrhundert (S. 59–87), analysiert die Diplome O I 105 und 406 in Hinblick auf das Verhältnis der Niederlausitz zum Magdeburger Erzsprengel. Rückblickend von JL 7854, das die Niederlausitz 1137 aufgrund von Meißener Fälschungen dem Meißener Bischof als Sprengel zuweist, folgert der Vf., daß die Niederlausitz wohl bereits 968 zum Magdeburger Sprengel gehörte. T. Graber, Ein Spurium auf Papst Gregor X. für das Zisterzienserinnenkloster zu Leipzig (1274 Juni 22) (S. 89–143), möchte dem Spurium einen „Platz im Pantheon der Diplomatik" zuweisen, da es dem Fälscher gelungen sei „nicht einen einzigen Fehler auszulassen, den zu begehen ihm überhaupt möglich war" (S. 90f.). Die Fehler legt G. im einzelnen dar. Den Fälschungsanlaß sieht er in Begehrlichkeiten der Leipziger Nonnen auf Begräbnisrechte bzw. die damit verbundene *portio canonica* und Stiftungen (S. 123f.). Eine Edition findet sich auf S. 127f. H. Kunde, Das Zisterzienserkloster Pforte – eine Fälscherwerkstatt aus dem 13. Jahrhundert (S. 145–161), wiederholt Ergebnisse seiner Dissertation, und zwar, daß sich unter den 122 Urkunden des Klosters bis 1236, von denen nur 48 im Original erhalten sind, 16 Fälschungen befinden. Von diesen 16 Fälschungen wurden 13 im ersten Viertel des 13. Jh. verfertigt (darunter drei Diplome König Konrads III. und vier Friedrichs I.) und drei in

den Jahren 1260 bis 1277. H. Steinführer, Urkunden- und Kanzleiwesen der sächsischen Städte im Spätmittelalter (S. 163–184), skizziert die Entwicklung in drei Phasen bis zum Ausgang des Mittelalters, an dem in Sachsen 150–180 Städte existierten, in denen bereits ein Drittel der Bevölkerung lebte, unter denen sich jedoch keine dem Rang Kölns, Nürnbergs, Lübecks oder Erfurts vergleichbare Stadt befand. T. Vogtherr, Die Kanzler der Wettiner (um 1350–1485). Bemerkungen zu ihrer Auswahl, ihrer Tätigkeit und ihren Karrieren (S. 185–195), bietet Skizzen zu einzelnen Kanzlern, die vor dem Ausgang des 14. Jh. noch als Protonotare bezeichnet wurden. Im 15. Jh. seinen nicht mehr als 6–10 Personen in diesem Amt zu finden (S. 188). B. Schwarz, Vom Nutzen des vatikanischen Archivmaterials für die Landesgeschichte, dargestellt an sächsischen Beispielen (S. 197–235), nennt unterschiedliche Forschungsstrategien für das *Repertorium Germanicum* und überprüft in gewohnt souveräner Weise deren „Nutzanwendung für die sächsische Landesgeschichte" (S. 200) vorrangig am Material zu Eugen IV., deren Umsetzung in konkreten Arbeiten zu wünschen ist. E.-M. Eibl, Uferlose Fülle? Urkunden und Briefe des 15. Jahrhunderts. Probleme ihrer Erfassung und Verwertung (S. 237–247), demonstriert an unterschiedlichen Beispielen die Fülle des Materials und die damit verbundene Schwierigkeit der Auffindung von Briefen und Urkunden Friedrichs III. E. Holtz, Zum Problem von Langzeit-Editionen am Beispiel der Regesten Kaiser Friedrichs III. (1440–1493) (S. 249–260), umreißt in seinem „Arbeitsbericht" die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Regesten zu Friedrich III. vor dem Hintergrund der Masse von 40–50.000 Urkunden dieses Herrschers und der Lösung vom strikt chronologischen Prinzip durch die Aufarbeitung der Überlieferung nach Regionen in den jeweiligen Regestenheften. M. Werner, „Zur Ehre Sachsens". Geschichte, Stand und Perspektiven des Codex diplomaticus Saxoniae (S. 261–301), gibt einen instruktiven Überblick über die Entwicklung des Gesamtunternehmens von seinen Anfängen und dem ersten, 1864 erschienenen Band über eine Phase der Krise ab 1918 bis hin zur 1999 erfolgten Umgestaltung der Hauptabteilung III in „Papsturkunden in Sachsen" nach dem Vorbild des *Censimento Bartoloni*. W. Zöllner, Urkundenpublikationen in Sachsen-Anhalt (S. 303–316), bietet einen Überblick über die Geschichte der Urkundenpublikationen vom beginnenden 19. Jh. bis heute. In einem Anhang findet sich eine Zusammenstellung von im Beitrag besprochenen Editionen und Regestenwerken zur Geschichte Sachsen-Anhalts. Der Beitrag von E. Bünz, Die mittelalterlichen Urkunden Thüringens. Überlieferung – Editionsstand – Aufgaben (S. 317–371), reiht sich am Beispiel Thüringens in die Thematik der beiden vorherigen Aufsätze ein. Ein Register rundet den gelungenen Band ab. Jochen Johrendt

Giovanna Murano, Opere diffuse per *exemplar* e pecia, Turnhout (Brepols) 2005, 897 S., ISBN 2-503-51922-9, € 69. – Mit diesem Werk wird die Erforschung der speziellen Technik, mit der die scholastischen Texte aller Disziplinen vervielfältigt wurden, auf eine neue Stufe gehoben. In einem ersten Teil (Le fonti, S. 35–194) werden insgesamt 53 Quellentexte zum Pecienwesen zusammengetragen, im Kern die bekannten Bologneser und Pariser Taxlisten; aber auch sonstige Statutentexte, Notizen über die *stationarii* und *bidelli*, Vorlesungseinteilungen (*punctationes*) usw. Die allermeisten dieser Texte waren schon an anderer Stelle gedruckt, aber verstreut und oft nicht leicht zugänglich. Die Vf. hat deshalb gut daran getan, sie hier zusammenzufassen, oft in verbesserter Form und mit erläuternden und kritischen Anmerkungen (z. B. Nr. VIII: die wichtige Liste von Olmütz, mit einem zwischen den bisherigen Datierungen 1252 [Maffei/Soetermeer] und 1274/76 [Boháček] vermittelnden Vorschlag um 1260; Nr. XXVIII: die vorher nur an abgelegener Stelle zugängliche Greifswalder Liste aus den achtziger Jahren des 13. Jh.; Nr. XLI und Nr. LII: die beiden vielzitierten Listen Paris 1304 und Bologna 1317/1347 ebenfalls in revidierten Editionen, und vieles mehr). Die in diesen Quellen erfaßten Autoren und Titel werden in einem eigenen Register mit den entsprechenden Angaben über Anzahl der Pecien, Quaterne, Entleihpreise usw. erschlossen (S. 171–194). Wie lückenhaft diese weitgehend normative, jedenfalls sekundäre Dokumentation ist, zeigt die Praxis des Pecienwesens, die in dem anschließenden Hauptteil ausgebreitet wird (S. 195–798). Hier findet man nicht weniger als 920 Texte, die laut handschriftlichem Befund mehr oder weniger häufig und einheitlich in Pecien abgeschrieben wurden. Erwartungsgemäß nehmen die scholastischen Textbücher den breitesten Raum ein: die Teile der beiden juristischen Corpora, die führenden Theologen und Philosophen des 13. Jh. (Albertus Magnus, Hugo von Saint-Chère, Thomas von Aquin, dem in der Pecienforschung seit jeher eine Pilotrolle zukam), für die Mediziner vor allem Galen und Avicenna; darüber hinaus aber auch die Bibel, einige Kirchenvätertexte usw. Die für jeden Text gebotenen Handschriftenlisten, die – alphabetisch nach Bibliotheksorten angeordnet – gewissermaßen den harten Kern des Ganzen ausmachen, sind im Wortsinn als Repertorium zu benutzen, d. h. als ein Findmittel, das Rohmaterial zur weiteren Bearbeitung im Einzelfall zur Verfügung stellt. Wenn z. B. für den Dekretalenapparat Papst Innozenz' IV. (S. 570–574 Nr. 578) insgesamt 47 Handschriften verzeichnet werden, muß man vorläufig 22 aussondern, die aus der Sammlung von Jean Destrez ohne nähere Angaben übernommen werden und künftig noch Stück für Stück untersucht werden müßten; 12 weitere Hss. bieten nur mehr oder weniger unvollständige Pecienvermerke, was bekanntlich sehr häufig vorkommt und sich auch in diesem Fall noch leicht vermehren ließe, 3 Hss. sind Sonderfälle (As-

sisi 230, London Arundel 470, Lucca 228). In einem zweiten Schritt kann man die verbleibenden 10 Hss., die mit vollständigen Pecien-Analysen verzeichnet werden, gruppieren, wobei sich in diesem Fall fünf verschiedene Peciensysteme ergeben: 1. durchgehende Zählung mit 122 Pecien (Hs. Troyes); 2. separate Zählung für die beiden *partes* (Bücher I–II/III–V) mit 53 und 34 bzw. 35 Pecien (Hss. Firenze, Laur. Aedil. 94; Tarazona 85 und 113; Venezia Marc. 2120; Wien 2100; hinzuzufügen: *Mantova, Comunale 365); 3. separate Zählung für die beiden *partes* mit 49 und 33 Pecien (Hs. Wien 2072; so auch Admont 10 und Wien 2086?; hinzuzufügen: *Napoli XIII A 9); 4. buchweise Zählung mit 38 (Murano: 34+2), 34, 26, 5, 18 (+2?) Pecien (Hs. *Wien 2097); 5. buchweise Zählung mit 31+?, 26, 19, 4, 9+? Pecien (Hs. Montecassino s. n). In diesem Bestand fehlt schließlich noch eine weitere Zählung nach Büchern mit 29, 53, 16, 20, 35 Pecien (Hs. *Stockholm, KB B.690). Nach dieser Sortierung wird man erst die weiterführenden Fragen nach örtlicher und zeitlicher Einordnung der einzelnen Gruppen, nach der Qualität ihrer Textgestalt usw. stellen können. Überflüssig hervorzuheben, daß derartige Einzelforschungen von diesem Werk nicht erwartet werden dürfen, dessen unschätzbares Verdienst eben gerade darin besteht, dafür das Rohmaterial bereitzustellen, das nun im Einzelfall geprüft, ergänzt, vor allem aber benutzt werden kann. Wie es sich für ein gutes Arbeitsmittel gehört, wird das bereitgestellte Material durch sorgfältige Indices der Initien, der verzeichneten Handschriften und der Eigennamen erschlossen. Martin Bertram

Thomas Frenz, L'introduzione della scrittura umanistica nei documenti e negli atti della Curia Pontificia del secolo XV. Con un saggio di Peter Herde, Littera Antiqua 12, Città del Vaticano (Scuola Vaticana di Paleografia, Diplomatica e Archivistica) 2005, XLVII, 297 pp., XXIV tavv., ISBN-88-85054-14-5, € 35. – Mentre nelle Università tedesche le scienze ausiliarie della storia come disciplina stanno pian piano morendo, all'estero i loro studi principali trovano un interesse sempre maggiore. Ora è uscita una versione aggiornata e tradotta in lingua italiana della tesi di dottorato del medievalista dell'Università di Passau Thomas Frenz che era stata pubblicata in lingua tedesca nel 1973/74. Questo studio è diviso in due parti. La prima presenta al lettore gli uffici di curia (Cancelleria, Camera apostolica, Segreteria) nonché le fonti da essi prodotte in un saggio piuttosto breve. Nella seconda parte, che è molto più lunga, l'autore tratta le differenze tra le lettere gotiche e quelle umanistiche descrivendo i caratteri principali di ogni lettera della nuova scrittura come si presenta nel materiale prodotto dalla Curia. Poi Frenz esamina sia i registri che i documenti stesi da ogni singolo ufficio chiedendo semmai, da quando, in che senso e da chi sia stata adoperata la scrittura nuova umanistica. Ri-

spetto ai singoli uffici l'autore può constatare delle chiare differenze: mentre nei registri delle suppliche della Cancelleria la corsiva umanistica sorge solo sotto Sisto IV, sembra che nei protocolli delle lettere papali la scrittura distintiva si sia avvicinata al nuovo trend grafico da Eugenio IV senza mai, però, assumerlo completamente; per il testo e l'escatocollo, invece, si continuava ad usare la corsiva gotica. Nella Camera apostolica, per la quale disponiamo solamente di materiale interno, la corsiva umanistica è testimoniata sotto Eugenio IV, Niccolò V e da Pio II in poi, mentre non venne adoperata sotto Callisto III. La nuova scrittura ebbe il maggior successo nella Segreteria dove venivano scritti i brevi i quali usavano una scrittura meno formalizzata in confronto alle *litterae*. Il soggiorno della Curia papale a Firenze negli anni trenta e quaranta del 1400 fu decisivo per l'uso della scrittura umanistica. Il libro di Frenz è un modello metodologico sotto vari aspetti e anche al di là delle osservazioni paleografiche. Esso dimostra non solo come i vasti fondi dei registri papali si possano ridurre a porzioni trattabili, ma dà un esempio di uno studio che ha collegato la storia di una scrittura alla storia dei suoi scrittori. Il saggio di Peter Herde, originariamente uscito nel 1971, riguarda la scrittura dei pubblici uffici fiorentini nel primo Rinascimento. In modo molto coscienzioso Giuseppe Lombardi e, dopo il suo decesso, Marco Maiorano hanno tradotto il testo non sempre facile in italiano. Un indice delle cose notevoli e dei nomi conclude il volume che da ora in poi dovrebbe essere usato accanto all'originale tedesco. Andreas Meyer

William Stenhouse, Reading Inscriptions and Writing Ancient History. Historical Scholarship in the Late Renaissance, Bulletin of the Institute of Classical Studies Supplement 86, London (Institute of Classical Studies, University of London) 2005, X, 204 S., ISBN 0-900587-98-9, £ 50. – Das Buch ist aus einer Dissertation am University College London bei Michael Crawford und im Umkreis des Warburg Institute entstanden. Es ist aus drei Gründen außergewöhnlich. Erstens untersucht S. nicht, wie es bei Doktorarbeiten häufig ist, nur einen Autor, sondern er widmet sich der Entwicklung eines Wissenschaftsfeldes, der Epigraphik im 16. Jh. Zweitens verfolgt S. die Geschichte der Epigraphik anschaulich anhand der Denkweisen von Gelehrten, die miteinander agieren; er versucht also nicht im vorhinein, die Entwicklung in ein theoretisches Schema zu pressen. So ergeben sich die Argumente der Arbeit organisch wie von selbst. Drittens ist das Buch schlank und elegant, mit wenigen, essentiellen Fußnoten. An der vorbildlichen Übersetzung lateinischer Zitate wird gleichwohl nicht gespart. Die Kürze des Buchs (160 Seiten plus Anhang) war zwar zunächst durch das Reglement für englische Dissertationen bedingt, welche 100000 Wörter in der Regel nicht überschreiten dürfen, aber

S. hat sich eben auch nicht dazu hinreißen lassen, den Text im nachhinein für die Buchveröffentlichung aufzublähen. Er kennt die Epigraphik des 16. und 17. Jh. intim, hat er doch bereits 2002 den Band zu den Inschriften im „Paper Museum of Cassiano dal Pozzo" ediert. Das hier anzuzeigende Buch liest sich wie eine Fortsetzung des Kapitels zur Inschriftenkunde des 15. Jh. in der fundamentalen Studie von Roberto Weiss, „The Renaissance Discovery of Classical Antiquity" (Oxford 1969); wohl nicht zufällig, denn Weiss, wie auch Arnaldo Momigliano, lehrten am University College, so daß sich S. in eine Tradition von Geistesgeschichtsschreibung einfügt. Wie S. klarstellt, möchte er keine Gesamtdarstellung bieten, sondern anhand von thematisch abfolgenden Fragen die Entwicklung der epigraphischen Praxis vor Augen führen. So fragt er nach den Innovationen der Antiquare, d. h. der Gelehrten, Sammler und Händler, die sich mit den materiellen Hinterlassenschaften der Antike beschäftigten. Aus Sammlung, Vergleich und Beschreibung von antiken Objekten gingen letztlich Fortschritte in so verschiedenen Bereichen wie Kartographie, Naturwissenschaft, Archäologie, Malerei und Skulptur hervor. Im 17. Jh. wurde die antiquarische Forschung ein Grundbestandteil der Gelehrtenkultur und schloß nicht mehr nur die römische und griechische Antike, sondern auch mittelalterliche Objekte, naturgeschichtliche Phänomene, Amerika und Asien in ihre Interessen ein (S. 18–19). Im 16. Jh., dem hier das Augenmerk gilt, beschäftigten sich die Antiquare noch eng mit der klassischen Antike, und sie entwickelten neue Methoden der Altertumsforschung. Forscher wie Jean Matal, Martin Smet, Pirro Ligorio, Onofrio Panvinio und Antonio Agustín strebten nach einem, wie Matal selbst sagte, „vollständigen Verständnis der Antike" (*ad perfectam antiquitatis cognitionem*, S. 44). Sie waren bestrebt, vor allem die Institutionen des römischen Staats gleichsam kartographisch zu erfassen. Dazu wurden Inschriften geordnet nach öffentlichen Gebäuden, *fasti* (Kalendern), Altären, Statuen. Gleichzeitig stand auch immer die Erkenntnis der Entwicklung der lateinischen Sprache im Vordergrund. Dabei ist erstaunlich, wie sehr die antiquarische Forschung als spontanes, internationales Gemeinschaftsprojekt empfunden wurde. Vielerorts lebte die Forschung von der Korrespondenz, vom Austausch neugefundener antiker Inschriften und ihrer Interpretation. Erst in seinem letzten Kapitel geht S. auf Fallstudien von epigraphischen Publikationen ein (Lazius, Morales, Fontei-Giacoboni, Borghini und Welser). Er betont, daß die Publikationen dieser Erkenntnisse in gedruckten Büchern gar nicht immer gewollt war: ein erstaunlicher, doch einleuchtender Befund. Altertumskunde war immer work-in-progress, eventuelle Fehler wollte man nicht im Druck festschreiben. Die Drucker selbst waren meist unzuverlässig und selten gebildet. Stiche zur Abbildung von Monumenten waren teuer. Manuskripte dagegen konnte man gezielt bestimmten Lesern zu-

gänglich machen, und man konnte mit ihnen die Bücherzensur der Kirche umgehen, welche oft die Forschung erschwerte (S. 116). Ein so wichtiger Gelehrter wie Matal hat seine Inschriftenforschungen nicht publiziert (vgl. jetzt auch Peter Arnold Heuser, Jean Matal, Köln 2003). Ein Paradox, dem S. viel Aufmerksamkeit widmet, ist die mutwillige Fälschung von Inschriften seitens der Forscher selbst. Pirro Ligorio hat dermaßen häufig Inschriften erfunden oder verändert, daß die Herausgeber des *Corpus Inscriptionum Latinarum* um Theodor Mommsen rund 3000 römische Inschriften nicht aufgenommen haben, die nur bei Ligorio belegt waren (S. 82). Ligorio wollte wissenschaftliche Debatten mit gezielten Erfindungen für sich entscheiden, wahrscheinlich aber auch seine Kollegen auf die Probe stellen und beweisen, daß er die Antike perfekt nachahmen konnte, so wie die Humanisten seit dem 15. Jh. den klassischen Gebrauch der lateinischen Sprache nachahmten und in ihre Geschichtsschreibung erfundene Reden einbauten. Ligorios Zeitgenossen freilich benutzten seine Schriften trotz der bewiesenen Fälschungen weiter; womöglich ist dies der Punkt, an dem sich unser heutiges Wissenschaftsverständnis von dem des 16. Jh. am stärksten scheidet. Zu Recht weist S. darauf hin, daß Mommsen und seine Nachfolger die Inschriftenstudien der Renaissance „positivistisch" als reine Materialsammlung benutzten, ohne den Kontext zu betrachten (S. 15). Umgekehrt wäre es hilfreich für den Leser gewesen, wenn S. hin und wieder bei der Diskussion der epigraphischen Probleme des 16. Jh. den heutigen Forschungsstand kurz erläutert hätte. So möchte man wissen, wie nahe die Antiquare den heute akzeptierten Vorstellungen tatsächlich gekommen sind, wenn sie etwa die Namen der römischen *tribus* oder die Zuordnung der 1546/1547 wiederentdeckten „kapitolinischen" *fasti* diskutierten. In einer größeren Studie könnte man zudem versuchen, die Dichotomie zwischen Antiquar und Historiker zu überwinden: ein Gelehrter wie Panvinio war sicherlich beides. Die Dichotomie hat freilich lange fortgewirkt. Noch im 19. Jh. trug Jacob Burckhardt seine Vorlesung „Griechische Kulturgeschichte" inhaltlich doppelt vor: zunächst präsentierte er systematisch Staat, Religion und Kunst (in der gedruckten Ausgabe Bde. 1–3), dann diachronisch die Gesamtentwicklung (Bd. 4). Stefan Bauer

Johannes Fried, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik, München (C. H. Beck) 2004, 509 pp., ISBN 3-406-52211-4, € 39,90. – „Io sono la mia memoria." (S. 5) Johannes Fried parte da questo assunto e lo applica a intere culture della conoscenza che, secondo lui, vivono attraverso la memoria e muoiono con essa. Di conseguenza la storia della cultura necessita di un'approfondita ricerca sulla memoria. Secondo il medievista di Francoforte però proprio la storiografia, la cui base documentaria

deriva in gran parte dai ricordi, ha finora evitato di occuparsi della memoria: pertanto egli si rivolge in un primo momento alla propria disciplina per esaminare questa presunta tradizione negativa (S. 56–79). Ci si può senz'altro chiedere se la critica delle fonti tradizionale abbia trascurato, finora, veramente tanto l'(in)efficienza della memoria umana da poter parlare di una „fuga dalla memoria" (S. 56); tuttavia è vero che la storiografia si è occupata troppo poco di questa tematica dal punto di vista teorico e metodico, e che a partire dal romanticismo il rendimento delle tradizioni orali di epoche passate è stato spesso sopravvalutato. Il merito di Fried sta proprio nel fatto di tentare, a questo proposito, un nuovo approccio ispirato alle scienze naturali, per approdare a una valutazione più realistica delle nostre forze cognitive. Gli esempi sui quali Fried applica questa „critica delle fonti", elaborata tra l'altro sulla base delle „scienze cognitive, compresa la neurofisiologia" (S. 6), provengono in gran parte dall'Italia, dove Fried ha riferito per la prima volta le sue tesi; da queste e altre conferenze sono nati sei saggi che costituiscono „ora, rielaborati, alcuni capitoli del presente libro" (S. 7): tale genesi del libro ha fatto sì che alcuni ragionamenti vengono riproposti diverse volte. All'inizio Fried offre alcuni esempi tratti dal tardo Ottocento e dal Novecento sul fatto che il ricordare e il dimenticare hanno una loro propria semantica, e che ci si può fidare raramente della memoria umana; ciò vale anche per i precedenti secoli, e pure per il medioevo, quando l'oralità era molto più importante rispetto ai tempi successivi. Secondo l'autore gli stessi prodotti della memoria, messi per iscritto, non sono privi di travisamenti. Ci si sarebbe aspettato, tra gli esempi dati, che si discutesse anche l'affidabilità delle annotazioni nei diari scritte immediatamente dopo gli avvenimenti. Per descrivere le forze deformative della memoria, Fried si limita però a quei casi in cui il passaggio alla scritturalità è avvenuto soltanto dopo aver fatto trascorrere un certo tempo di ricordo. In generale egli si sofferma troppo poco sulla differenza tra la memoria breve e quella lunga. E raramente si può decidere con sicurezza se la „irritazione della realtà mediante il ricordo" (S. 46), presente nei casi citati, sia stata veramente effettuata dal cervello in modo autonomo, oppure non sia dovuta a un certo calcolo interessato che andrebbe esaminato con la tradizionale critica delle fonti. Impressionante è la quantità di spunti presi dalla teoria dell'evoluzione e dalle scienze cognitive (S. 80–152) che di per sé sono interessanti, ma non sono indispensabili per raggiungere l'obiettivo del libro, cioè l'allargamento della metodologia storica con una *Memorik* di cui vengono proposte le linee fondamentali nell'ultimo capitolo (S. 358–393). Secondo Fried la storiografia dovrebbe prima o poi raggiungere dei risultati insperati sulla base di questa metodologia ancora tutta da sviluppare. Tale processo viene suddiviso in due fasi: in quella della decostruzione, che l'autore inizia

trattando eminenti esempi come il battesimo di Clodovico, o la vita di Benedetto, e nell'altra della costruzione ancora da affrontare. Se Gregorio di Tours, seguendo „secolari modelli di narrazione e di ricordo", ci presenta Clodovico quale santo (S. 341) che certamente non fu, egli segue come narratore determinate tradizioni culturali. Ma si può riconoscere la finzione di tali storie soltanto se si presuppone una memoria autonoma che fa scattare effetti cognitivi non controllati? Lo stesso discorso vale per la biografia di San Benedetto, di cui Fried, nell'ultimo caso da lui trattato, mette in discussione l'effettiva esistenza con gravi argomenti, seguendo del resto in gran parte le regole ben consolidate del mestiere storico. Resta da vedere se questa storiografia, basata sulla critica della memoria, „si estenderà alle correzioni ipotetiche dei ricordi tramandati", come Fried rivendica (S. 152), e se la storia „di tutti i popoli e regni europei" sarà effettivamente „da riscrivere" dopo aver applicato la „critica della memoria conseguentemente a tutti i dati disponibili" (S. 291).

Uwe Israel

Censimento dei codici dell'epistolario di Leonardo Bruni 2: Manoscritti delle biblioteche italiane e della Biblioteca Apostolica Vaticana, a cura di Lucia Gualdo Rosa. Con una Appendice di lettere inedite o poco note a Leonardo Bruni, a cura di James Hankins, Nuovi studi storici 65, Roma (Istituto storico italiano per il Medio Evo) 2004, XIX, 494 S., 97 Taf., ISBN 88-89190-02-7, € 51. – „Die Lektüre weckt die Neugierde auf das Erscheinen des *Censimento*-Bandes der italienischen Überlieferung und insbesondere auf die Edition selbst, die uns hoffentlich nicht mehr allzu lang vorenthalten bleiben." So beendete der unvergessene Hermann Goldbrunner seine Anzeige über den ersten, 1993 erschienenen Band dieses Werkes (QFIAB 74 [1994] S. 732–734), doch es hat ein gutes Jahrzehnt gedauert, bis wenigstens der erste Teil jenes Wunsches in Erfüllung gegangen ist: Das Verzeichnis der Handschriften, in denen Briefe von Leonardo Bruni überliefert sind, liegt nun vollständig vor. Das ist ganz überwiegend das Verdienst der Hg., hat sie doch nicht nur die Arbeiten zur Vorbereitung der erstrebten kritischen Edition begonnen (im Jahre 1978, wie sie schreibt) und seit langem die dazu beitragenden Anstrengungen anderer Gelehrter koordiniert, sondern auch mit eigener Hand die Mehrzahl der jetzt erfassten Handschriften beschrieben. Moderne Bemühungen um die Briefe dieses Autors – mit dem naheliegenden Ziel einer neuen Ausgabe – reichen ein ganzes Jahrhundert zurück. 1903–04 brachte Francesco Paolo Luiso seine „Studi sull'epistolario di Leonardo Bruni" zum Druck, doch in noch unvollendeter Fassung, deren Exemplare zudem fast sämtlich Opfer eines Wasserschadens wurden; das Buch erschien erst 1980 nach der erforderlichen Revision und Ergänzung durch Gualdo Rosa. 1935 hat dann

Ludwig Bertalot die Erarbeitung einer kritischen Edition übernommen, auf der Grundlage seiner früheren Forschungen zu Brunis Werken, einen Abschluss aber nie erreicht. Immerhin sind seine Aufzeichnungen erhalten und haben von der Hg. für ihre eigene Tätigkeit des Sammelns und Beschreibens verwendet werden können; auf sie wird, soweit einschlägig, jetzt in der Bibliographie zu den einzelnen Handschriften stets hingewiesen. Vom Fortschreiten der Arbeiten an der Briefe-Edition kündeten die 1991 veröffentlichten Referate eines „Seminars" von 1987 (Per il censimento dei codici dell'epistolario di Leonardo Bruni, a cura di L. Gualdo Rosa e Paolo Viti, Nuovi studi storici 10) und mehr noch der genannte erste Band des *Censimento* mit der Präsentation von 200 Codices in Bibliotheken außerhalb Italiens. Von den parallelen Bemühungen anderer Gelehrter, die sich zu internationaler Kooperation zusammengefunden haben, zeugt vor allem eine „handlist of manuscripts": James Hankins, Repertorium Brunianum. A critical guide to the writings of Leonardo Bruni 1, Fonti per la storia dell'Italia medievale, Subsidia 5, Roma 1997, mit nicht weniger als 3192 Nummern; darin waren die meisten überlieferten Kopien der Briefe bereits in aller Kürze registriert worden. Nun aber folgt der krönende Abschluss dieser Phase der Vorbereitungen: die Vervollständigung des Verzeichnisses der Handschriften. Es sind 333, die in diesem zweiten Band beschrieben werden, davon allein 78 in der Vatikanischen Bibliothek, dazu gesellen sich drei Nachträge aus Amsterdam und Paris. Für jeden Codex sind nach den allgemeinen Angaben diejenigen zu den Briefen Brunis ausführlich gehalten, der Rest wird dagegen nur kursorisch vermerkt, unterschieden nach anderen Werken Brunis und sonstigen Texten. Der Vorzug dieser Ausführlichkeit ist, dass jeweils der Überlieferungszusammenhang aufgezeigt wird. Den Handschriften, die das in Bücher gegliederte Corpus bieten, stehen auf der anderen Seite der Skala diejenigen mit Einzelstücken gegenüber, und dazwischen befinden sich Sammlungen, die ältere Stufen redaktioneller Bemühungen des Autors widerspiegeln mögen und somit Anhaltspunkte für die chronologische Einordnung der Briefe liefern. Jedenfalls ist es ein direktes Ergebnis des *Censimento* – unabhängig von seinem Wert als Editionsvorbereitung –, dass es insgesamt Schlussfolgerungen auf die Rezeption der Werke Brunis am Beispiel von dessen Briefen ermöglicht. Außer den Handschriftenbeschreibungen bietet der jetzt erschienene Band in einem umfangreichen Anhang Material zu den an Bruni gerichteten Briefen, die Luiso in den „Studi", soweit ihm bekannt, in einem Buch X gesammelt hatte: neben Bemerkungen von Hankins hierzu stehen weitere 20 von ihm edierte Texte sowie die Initien sämtlicher erhaltenen Briefe an Bruni, also der von Luiso erfassten und der nun hinzugefügten (S. 352–424). Es folgen die Tafeln mit Schriftproben aus einer großen Zahl von Codices und die ausführlichen Regis-

ter, vor allem Verzeichnisse der nur erwähnten Codices, der Werke Brunis, der Personen- und Ortsnamen. – Am Rande vermerkt sei, dass die alte Ausgabe soeben wieder in den Buchhandel gekommen ist (in 1 Bd.): Leonardi Bruni Arretini Epistolarum libri VIII ... recensente Laurentio Mehus 1–2, Florentiae 1741, Neudruck Hildesheim–Zürich–New York (Olms) 2006, 14 ungez., CXXVIII, 142, XXIV, 256 S., ISBN 3-487-13164-1, EUR 158. Das scheint keineswegs eine überflüssige Mühe zu sein, trotz dem Stande der Vorarbeiten für die kritische Edition, denn wenn jetzt auch die Liste der überlieferten Briefabschriften wohl komplett vorliegt, zweifellos die unerlässliche Vorbedingung für alles Weitere, stehen doch nicht geringfügige Arbeitsschritte noch bevor, so die Etablierung der Stemmata und vor allem die Textherstellung selbst, kompliziert angesichts wahrscheinlicher redaktioneller Überarbeitung durch den Autor, abgesehen von den üblichen Kopistenfehlern. Vor diesem Hintergrund erklärt sich die resigniert klingende Bemerkung der Hg., für die seit so langer Zeit erträumte maßgebliche Ausgabe von Brunis Briefen sei keineswegs sicher, dass sie selbst jenen Traum verwirklichen könne, doch mache es sie froh, dass sie endlich einen entscheidenden Schritt in diese Richtung vollbracht habe (S. IX). Die Anfänge des Unternehmens waren noch von der Fondazione Raffaele Mattioli der Banca Commerciale Italiana finanziert worden; nach der Einstellung dieser Förderung hat der Band – freilich mit einiger Verzögerung – nun durch eine von Hankins eingeworbene Zuwendung der Harvard-Universität gedruckt werden können. Dieser Umstand veranlasst die Hg. zu beredter Klage über das schwindende öffentliche Interesse an Forschungen zum Humanismus und zu verwandten Themata (S. VIIf.); diese Feststellung, so muss hinzugefügt werden, gilt leider nicht nur für Italien und ist auch nicht auf das spezielle Feld beschränkt, sondern vielerorts hat offenbar die Geschichte insgesamt ihre Förderungswürdigkeit eingebüßt.

Dieter Girgensohn

I manoscritti datati della Classense e delle altre biblioteche della provincia di Ravenna, a cura di Maria Giulia Baldini con il contributo di Teresa De Robertis e Marco Mazzotti, Manoscritti datati d'Italia 11, Firenze (SISMEL – Ed. del Galluzzo) 2004, XI, 111 S., 104 Taf., 1 CD-ROM; I manoscritti datati del fondo Acquisti e doni e dei fondi minori della Biblioteca Medicea Laurenziana di Firenze, a cura di Lisa Fratini e Stefano Zamponi, ebenso 12, ebd. 2004, IX, 133 S., 112 Taf., 1 CD-ROM, ISBN 88-8450-149-0, -153-9, je € 120. – Der 11. Band der Kataloge „datierter" Handschriften in italienischen Bibliotheken, das heißt solcher, die einen präzisen Hinweis auf die Entstehungszeit bieten oder in denen Schreiber genannt werden, präsentiert 94 Handschriften: 85 aus Ravenna, von denen die allermeisten der *Biblioteca*

Classense angehören, nur zwei dem erzbischöflichen Archiv und eine der Bibliothek des *Centro dantesco*, ferner aus Faenza zwei in den *Archivio e biblioteca capitolare* und sieben in der Kommunalbibliothek. Keine dieser Einrichtungen verfügt über einen seit dem Mittelalter gewachsenen Bestand. Die reichen Bücherschätze der Kulturmetropole Ravenna in Spätantike und frühem Mittelalter sind – soweit überhaupt erhalten – als „Trümmer eines Schiffbruchs" (Augusto Campana) über die ganze Welt verstreut, wie C. Giuliani, Direktorin der *Classense*, in einer einführenden Skizze hervorhebt. Was diese Bibliothek heute an Handschriften besitzt, gehörte einst größtenteils dem städtischen Kamaldulenserkloster; die meisten sind von dessen Abt Pietro Canneti (1659–1730), dem eigentlichen Begründer der ansehnlichen Bibliothek des Konvents, aus gelehrtem Interesse angeschafft worden. Dessen Wirksamkeit bildet einen Schwerpunkt im Abriss der Geschichte der großen Ravennater Bibliothek, der – zusammen mit Informationen über die anderen behandelten Institutionen – wie üblich dem eigentlichen Verzeichnis der einschlägigen Codices vorangestellt ist. In der *Classense* befinden sich ausschließlich späte Handschriften, nur sechs gehören noch zum 14. Jh., der Rest entstammt dem folgenden, und auch in den kleineren Sammlungen findet sich lediglich je eine aus dem 13. und dem 14. Jh. Eine Übersicht über die Gesamtbestände der *Classense* und der Kommunalbibliothek in Faenza hatten die von Mazzatinti herausgegebenen Inventari geboten. Rechtshistoriker werden bedauern, dass Class. mss. 485 II–X jetzt nicht behandelt worden sind: Diese höchst aufschlussreiche Sammlung juristischer Texte enthält meist Gutachten, zahlreiche davon datiert, viele sogar Autographe, doch wird geltend gemacht (S. 76), dass die Bände nicht den Aufnahmekriterien entsprechen (Codices werden ausgeschlossen, wenn sie nicht „prodotti secondo un progetto riconoscibile e unitario" sind). Nur ms. 485 I ist berücksichtigt worden (S. 59 Nr. 79), da sein Kompilator, Pandolfo Aurighetti aus Pesaro, in den ersten Jahrzehnten des 15. Jh. nicht nur die einzelnen Teile zusammengefügt, sondern auch ein Inhaltsverzeichnis vorangestellt hat; doch scheint die Vermutung nicht abwegig, das übrige Material sei ebenfalls durch seine Hände gegangen, das wäre genauer zu prüfen gewesen. – Für Florenz gesellt sich nun zu den beiden Bänden mit den „datierten" Handschriften der *Riccardiana* (1997–99) und zwei weiteren mit Teilen der Bestände in der Nationalbibliothek (2002–03) ein erster für die *Medicea Laurenziana*, der das einschlägige Material mehrerer Fonds darbietet: vor allem der in der ersten Hälfte des 19. Jh. angelegten Abteilung *Acquisti e doni*, sodann der Bibliothek der Kartause Calci bei Pisa, weiter der Privatsammlungen Antinori, Martelli, Redi, Rinuccini und Tempi. Von ihnen existierten bisher keine gedruckten Verzeichnisse (außer für Calci), so dass ein Gesamtkatalog wenigstens der mittelalterlichen Handschriften

wünschbarer gewesen wäre. Im vorliegenden Band erläutern die einführenden Skizzen die Umstände des jeweiligen Zugangs in die Bibliothek. Insgesamt 107 Codices werden behandelt, davon 61 aus der allgemeinen Gruppe der Neuerwerbungen. Auch hier überwiegt das 15. Jh. bei weitem, während nur zwei aus dem 13., sieben aus dem 14. stammen. – Beide Bände enthalten Verzeichnisse der angeführten Literatur und der insgesamt zitierten Handschriften, weiter eine chronologische Liste der jetzt beschriebenen, endlich Register der in ihnen präsenten Autoren und anonymen Werke (nebst einigen wenigen Intitien – dabei hätte man sich weniger Sparsamkeit gewünscht) sowie der sonstigen Personen- und Ortsnamen. Danach folgen die Tafeln, die je Handschrift oder selbständigem Teil einer solchen eine Schwarz-Weiß-Abbildung bieten. Dagegen bringen die Disketten, die erstmals den Bänden dieser erfreulich rasch voranschreitenden Reihe beigegeben sind, Reproduktionen von zwei oder mehr Seiten für jeden behandelten Codex, und zwar in Farbe. Für die nicht wenigen illuminierten Handschriften wird diese Beigabe zumal Kunsthistorikern willkommen sein, jedenfalls steigert die Möglichkeit der Vergrößerung, die der Computer schafft, die Lesbarkeit der Texte ungemein. Dieter Girgensohn

Paolo Prodi, Una storia della giustizia. Dal pluralismo dei fori al moderno dualismo tra coscienza e diritto, Bologna (il Mulino) 2000, 512 pp., ISBN 88-15-07349-3, € 28,41. – Questo denso e originale volume si prefigge lo scopo assai ambizioso di fornire una ricostruzione in chiave storica di uno dei temi fondamentali della storia del mondo occidentale, quale quello della giustizia e delle sue basi etiche e giuridiche. Naturalmente, data la vastità del tema, lo stesso autore è consapevole del fatto che il percorso da lui proposto è solo uno di quelli possibili. Punto di partenza dell'analisi di Prodi è la constatazione che l'evoluzione del diritto positivo occidentale nel corso del XX secolo ha ormai comportato un distacco dalla tradizione precedente, caratterizzandosi per la sua pervasività (cioè l'ingresso del diritto positivo in sfere della vita umana che, sino a poco tempo fa, era impensabile sottoporre a norme giuridiche, come ad esempio, la vita sentimentale, la scuola o le attività sportive) e la sua autoreferenzialità (ossia l'idea che si possa risolvere qualunque conflitto mediante il ricorso alla giurisdizione ordinaria). Ciò ha finito per creare una gabbia di normative che ingessano la società, segnando al contempo l'apogeo e la crisi del diritto. Secondo Prodi tale situazione è il risultato dell'esaurimento della dialettica fra etica e diritto, fra coscienza e legge, fra peccato e reato. Egli traccia quindi un affascinante e ricco quadro storico di questo dualismo e sottolinea che, se nell'antica Grecia la coscienza del soggetto coincideva sostanzialmente con l'ordine del cosmo, nella cultura ebraica

la giustizia era sottratta al potere per essere attribuita esclusivamente all'autorità sacrale. Pertanto il peccato, in quanto colpa verso Dio, veniva distinto dal reato quale infrazione della legge umana. Fase cruciale fu quella della nascita e dello sviluppo della giustizia della Chiesa – il cui ruolo in quanto produttrice di norme morali è evidentemente fondamentale – a partire dall'XI secolo, nel quadro del conflitto con l'autorità imperiale. La sconfitta sia del sogno teocratico sia di quello imperiale nei secoli del tardo Medioevo segnò il passaggio dal dualismo medievale degli ordinamenti giuridici (il papato e l'impero) in lotta per la supremazia all'interno della Cristianità al dualismo moderno, in cui le sfere della coscienza e del potere politico tendevano ad operare nel quadro del medesimo ambito territoriale, costituito dallo Stato assoluto confessionale. Le due soluzioni formulate nel corso del Cinquecento, quella evangelico-riformata e quella cattolico-tridentina, accomunate dall'uso del sacro per sottomettere le coscienze dei fedeli al potere (sia esso secolare o ecclesiastico), nel quadro dei processi di confessionalizzazione, differiscono tuttavia per alcuni esiti significativi: nel mondo cattolico, a differenza di quello riformato, si va infatti affermando un foro penitenziale, quello della confessione privata auricolare, sotto il controllo della Chiesa, che consente „uno sdoppiamento del cristiano, fedele-suddito" (p. 292), dandogli un qualche margine di manovra, cioè di libertà, fra norma morale e norma giuridica. Da questo „respiro tra foro della coscienza – più o meno secolarizzato – e la sfera della legge positiva esterna" (p. 326) è scaturito, secondo Prodi, l'universo giuridico dell'Occidente moderno e contemporaneo. È attraverso lo snodo filosofico rappresentato da Ugo Grozio che ha luogo un altro importante mutamento: egli infatti trasforma „i principi morali in diritto, ponendo le basi per la nascita dei diritti soggettivi, e dall'altra giuridicizza la teologia morale esaltando la figura di un Dio legislatore come fondamento della norma" (pp. 359 s.). Ma l'emergere del giusnaturalismo non rappresenta che uno degli elementi che caratterizzano la congiuntura sei e settecentesca nella quale avviene la gestazione del moderno dualismo fra le leggi della coscienza e le leggi del diritto positivo. Si verificò infatti un'autentica esplosione della casuistica, la scienza dei casi di coscienza, cui parteciparono tutte le Chiese, le confessioni e le correnti teologiche, sia cattoliche sia protestanti, nonché le correnti di pensiero laiche e libertine. Attraverso l'analisi della successiva fase sette e ottocentesca di sacralizzazione del diritto, Prodi giunge alla conclusione che „la nostra giustizia, la giustizia delle libertà e delle garanzie, ha potuto svilupparsi in Occidente per la coesistenza storica di ordinamenti diversi, per la concorrenza cioè di diversi ordini di norme, per una pluralità di fori di fronte ai quali l'uomo era chiamato a rispondere delle proprie azioni" (p. 455). Solo dalla dialettica tra due piani separati di norme è potuta nascere la società liberale

e questo è avvenuto „perché il dualismo cristiano in Occidente si è potuto concretare in un dualismo istituzionale capace di dare alla norma morale una sua consistente autonomia rispetto alla norma giuridica“ (p. 463). Oggi Prodi rileva la fine del dualismo e la presenza di norme „a una dimensione“, quella del diritto positivo. L'odierna crisi degli ordinamenti giuridici occidentali deve quindi essere compresa alla luce della lunga e complessa esperienza dei secoli passati. Massimo Carlo Giannini

Wolfgang Kaiser, Die Epitome Iuliani. Beiträge zum römischen Recht im frühen Mittelalter und zum byzantinischen Rechtsunterricht, Studien zur Europäischen Rechtsgeschichte 175, Frankfurt M. (Klostermann) 2004, XXIV, 1005 S., ISBN 3-465-03297-7, ISSN 1610-6040, € 149. – Die sog. *Epitome Iuliani* ist eine Sammlung von Novellen Justinians, die der Rechtslehrer (*antecessor*) Iulianus noch zu Lebzeiten des Gesetzgebers zu Unterrichtszwecken ausgewählt und die Einzeltexte verkürzend in die lateinische Sprache übersetzt hat. Ihre historische Bedeutung hat diese Kompilation im lateinischen Westen entfaltet, indem sie praktisch als einziges Zeugnis Kenntnisse des römischen Rechts wachgehalten und verbreitet hat, bevor die anderen Teile des justinianischen *Corpus* seit Ende des 11. Jh. wiederentdeckt wurden. Aus diesem Grund fand die *Epitome* schon frühzeitig das Interesse der Rechtshistoriker, wurde nach einem ersten Editionsversuch der Brüder Pithou (1576) im Jahre 1873 von Gustav Hänel – wie sich nun herausstellt: unzureichend (vgl. die kritischen Bemerkungen S. 381–386) – ediert und seither sowohl in ihrem byzantinischen Entstehungszusammenhang wie in ihrer westlichen Verbreitung vielfach behandelt. Dennoch kann das vorliegende 1000-Seiten-Werk nun mit einer Fülle von neuen Erkenntnissen aufwarten, die sich letztlich einem strikt problembezogenen Zugriff verdanken, mit dem der gesamte Komplex noch einmal von Grund auf untersucht wird – von den Motiven und der ursprünglichen Gestalt der Kompilation, über ihre vielfältige Bearbeitung bis zu den letzten Verästelungen ihrer frühmittelalterlichen Wirkung. Ausgangspunkt sind die 8 *Epitome*-Handschriften bzw. Fragmente aus der Zeit bis zum 9. Jahrhundert zuzüglich zwei vollständige Hss. aus dem 10. (Vercelli Capit. 122) und 11. Jh. (Leipzig Hänel 6), die hier noch einmal, richtiger gesagt: in vielen Details zum ersten Mal unter Verbindung von paläographischer, kodikologischer und textkritischer Analyse bis zum Grund ausgeschöpft werden. Auf dieser Basis wird zunächst die ursprüngliche Struktur der *Epitome* herausgeschält, wobei sich mehrere „Auflagen“ ergeben, mit denen der Novellenbestand schrittweise von 115 auf 124 erweitert wurde, und zwar anfangs noch vom Autor selber. Es folgen Untersuchungen zur didaktischen Aufbereitung, die immer noch in ihrem byzantinischen Entstehungskontext in Form von

Rubriken, kurzen Erläuterungen (*paragraphae*), Querverweisen (*paratitla*) und Summarien erfolgte. In den Westen führt dann eine exkursartige Untersuchung der Hs. Berlin lat. fol. 269 (9. Jh.), die neben dem „wohl interessantesten Textzeugen der Epitome Iuliani" (S. 39) ein eingesprengtes Endfragment der Institutionen und ein Anfangsfragment der Digesten enthält und als einer der ganz wenigen frühmittelalterlichen Zeugen des Digestentexts seit langem heiß umstritten war. Nachdem bisher die *Epitome* einerseits und das Institutionen/Digestenfragment andererseits immer nur isoliert betrachtet worden waren, ergibt nun ein minutiöser kodikologischer und paläographischer Vergleich der beiden Teile (dazu die Schriftproben S. 867–875), daß sie zwar aus zwei verschiedenen Hss. stammen, die aber beide zusammen entstanden sind – und zwar Anfang des 9. Jh. wahrscheinlich in dem burgundischen Kloster Flavigny. Die an diesem Beispiel schon exerzierte Methode, die Untersuchung nicht auf den thematischen Gegenstand – in diesem Fall den *Epitome*-Text – zu beschränken, sondern den jeweiligen Überlieferungsträger im Ganzen zu betrachten, wird nun mit ebenso großem Aufwand wie Erfolg auf die Untersuchung der *Epitome*-Exzerpte in den folgenden frühmittelalterlichen, teilweise kirchenrechtlichen Sammlungen angewandt: die *Constitutiones imperatoris Iustiniani de rebus ecclesiasticis* (*Brevis libellus de rebus ecclesiae*: Hss. Leipzig Hänel 8 + 9), die Novellensumme *De ordine ecclesiastico* (Hs. Berlin SPK Phillipps 1735), die *Capitula legis Romanae* (besser bekannt als *Lex Romana canonice compta*), die *Regulae ecclesiasticae* (*Excerpta Bobiensia*: Hss. Ambrosiana G 58 sup. und Livorno), die *Collectio Anselmo dedicata*, die *Capitula ex lege Iustiniana* (Hss. Valicelliana T XVIII und Derivate), das Fragment Klagenfurt, Landesarchiv GV-Hs. 10/2/2 (*Epitome+Lex Visigotorum*; komplette Transkription S. 642–644) und – last not least die sog. *Collectio Gaudenziana* (Hs. London BL Add. 47676). Die oben angedeutete ganzheitliche Methode führt dazu, daß die Untersuchung dieser Sekundärzeugnisse äußerlich gegenüber der des Basistexts (S. 11–245) fast den doppelten Umfang erreicht hat (S. 419–846); der sachliche Gewinn liegt darin, daß für alle diese Sammlungen neue, oft grundlegende Erkenntnisse gewonnen werden. Das gilt insbesondere für die sog. *Collectio Gaudenziana* (S. 655–846), eine komplexe Kompilation von römischem und (west)gotischem Recht, auf die seit ihrer Endeckung durch Augusto Gaudenzi 1886 schon viel gelehrter Scharfsinn verwendet worden war; was aber noch fehlte, war die notwendige Gesamtanalyse, die erst hier mit der für das Buch kennzeichnenden Kombination von paläographischer, textkritischer, formaler und inhaltlicher Analyse nachgeliefert wird und zu dem Ergebnis führt, daß die aus Ravello über Neapel nach London gelangte Hs. Ende des 10. Jh. in Süditalien geschrieben worden ist; im Gegensatz zur bisher vorherrschenden Meinung ist sie das Original

der Sammlung, deren Teile zwar „in einem mehrstufigen Redaktionsvorgang" (S. 841), aber in örtlicher und zeitlicher Einheit zusammengesetzt wurden. Dank der gründlichen Recherchen und der überzeugenden Argumentation wird dieses Ergebnis wohl für lange Zeit Bestand haben, was sich auch für die anderen Teile voraussagen läßt. Jedenfalls wird künftig niemand, der direkt oder indirekt mit einer der hier untersuchten Sammlungen zu tun hat, an diesem Buch vorbeikommen. Martin Bertram

Linda Fowler-Magerl, Clavis Canonum. Selected Canon Law Collections Before 1140. Access with data processing, MGH Hilfsmittel 21, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2005, 282 S. mit 1 CD-ROM, ISBN 3-7752-1128-4, ISSN 0343-1266. – Dies ist die neueste Version der inzwischen in Fachkreisen wohlbekannten und vielbenutzten Datenbank zur Erschließung der vorgratianischen Kanones-Sammlungen, deren – noch von der Autorin selbst vertriebene – Vorgänger in dieser Zeitschrift schon mehrfach angezeigt worden waren (QFIAB 78, 1998, S. 627f.; 81, 2001, S. 675; 83, 2003, S. 522). Die vorliegende endgültige Version in englischer Sprache ist nochmals um mehrere Sammlungen, besonders aus der Zeit vor 1000 vermehrt worden und umfaßt nunmehr praktisch sämtliche systematische Sammlungen bis Gratian. Abermals sei nachdrücklich auf den selbständigen Wert der Beschreibungen hingewiesen, die jetzt die aktuellsten und am bequemsten benutzbaren Einführungen zu den einzelnen Sammlungen bieten, und schon deshalb zu konsultieren sind, weil sie an vielen Stellen neue Forschungsergebnisse bieten (die für mehrere Sammlungen einschlägigen Forschungen von Kaiser, die oben S. 75–77 angezeigt wurden, konnten dabei noch nicht berücksichtigt werden). Für die Installation der Datenbank ist es unbedingt erforderlich, entsprechend der Gebrauchsanweisung S. 246 das passende Programm-Verzeichnis (wahlweise Linux, Macintosh, Windows) von der CD auf die eigene Festplatte zu kopieren. Außerdem ist zu beachten, daß die Suchbefehle für die Recherchen in der Datenbank gegenüber den früheren Versionen in einigen Punkten modifiziert wurden; deshalb empfiehlt es sich, die teilweise neu formulierten Anweisungen (S. 248–258) genau zu befolgen. Martin Bertram

Magistri Honorii Summa ‚De Iure Canonico Tractaturus', tom. I, ed. Rudolf Weigand †, Peter Landau, Waltraud Kozur, Monumenta Iuris Canonici A 5, Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2004, XXX, 438 S., ISBN 88-210-9762-6, 100 €. – Die hier edierte Summe – de facto eine Verbalauslegung – zum Dekret Gratians wurde erst von Stephan Kuttner entdeckt und als eins der wichtigsten Werke der anglonormannischen Kanonistik ge-

würdigt; 1980 konnte Rudolf Weigand nachweisen, daß sie dem Magister Honorius von Kent zuzuschreiben ist, der schon früher als Verfasser einer ebenfalls bedeutenden *Summa Quaestionum* (vgl. QFIAB 72, 1992, S. 640) bekannt war. Ausweislich der Dekretalenzitate ist die Dekretsumme um 1187/1188 entstanden, vermutlich in Paris. Im Gegensatz zu der in acht Hss. überlieferten Quaestionensumme ist die Dekretsumme ausschließlich in der Hs. Laon 371bis überliefert, was die Edition besonders an den schwer lesbaren Stellen erschwert (S. XIX: „oft sonderbare und vieldeutige Schriftgebilde, die den Eindruck vermitteln, als habe der Schreiber ein gänzlich undeutbares Schriftbild der Vorlage getreu ‚abgemalt', anstatt sich für eine bestimmte Lesart zu entscheiden"). Die Edition, die nach den von Kuttner für kanonistische Texte vorgeschlagenen Regeln eingerichtet ist, reicht in diesem ersten Band bis Ende der Causa 1, wo nach einem deutlichen Einschnitt der Schreiber wechselt. Der Rest soll mit eingehenden Prolegomena in zwei weiteren Bänden folgen, die man hoffentlich bald begrüßen kann. Dankenswerterweise sind schon diesem Teilband Register der zitierten Bibelstellen und Rechtsquellen, sämtlicher Querverweise im Dekret und der schon zahlreichen Dekretalen beigegeben. Es wäre schön, wenn man in dem künftigen Gesamtregister auch die Klassiker-Zitate finden könnte, die man nach den in der Bibliographie (S. XXVIf.) enthaltenen Ausgaben des Ovid, Prudentius und Terenz vermuten darf. Martin Bertram

Sascha Ragg, Ketzer und Recht. Die weltliche Ketzergesetzgebung des Hochmittelalters unter dem Einfluß des römischen Rechts, Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte 37, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2006, XXII, 303 S., ISBN 3-7752-5737-3, € 40. – Die weltliche Ketzergesetzgebung des Hochmittelalters fand, von wenigen älteren Arbeiten abgesehen, in der neueren Forschung vor allem innerhalb von Studien zur Geschichte der Häretikerverfolgung in bestimmten Regionen, zur mittelalterlichen Ketzerinquisition sowie in verstreuten Arbeiten zu Einzelfragen Beachtung. Der vorliegenden Monographie, die als Dissertation von Prof. Alexander Patschovsky, dessen besonderes Interesse seit Jahren der politischen Funktion von Häresie gilt, angeregt und betreut wurde, kommt daher das Verdienst zu, der Forschung eine aktualisierte, systematische Darstellung zur Verfügung zu stellen. Sie ist in drei große Teile gegliedert, von denen die beiden ersten die Grundlagen und Vorbedingungen schildern, auf denen die weltliche Ketzergesetzgebung des Hochmittelalters aufbaute. Der Chronologie folgend wird zunächst die Entwicklung des Ketzerrechts in Spätantike und Frühmittelalter (S. 7–55), dann im Kirchenrecht und der Rechtsliteratur vom *Decretum Gratiani* bis zu den Dekretalisten des späten 13. Jh. (S. 56–100) beschrieben. Den eigentlichen Schwerpunkt der Studie bildet der dritte Teil (S. 101–282), der,

nach geographisch-politischen Aspekten untergliedert, die weltliche Ketzergesetzgebung in Italien (unterteilt in den Raum der nord- und mittelitalienischen Kommunen, das Patrimonium Petri und das Königreich Sizilien), Deutschland, Frankreich, in den Königreichen Aragon und Kastilien und in England schildert. Das hauptsächliche Augenmerk gilt dem 13. Jh., wobei dem jeweiligen geographisch-politischen Abschnitt ein kurzes Unterkapitel vorgeschaltet ist, das die Rechtsgewohnheiten bis zum Ende des 12. Jh. beschreibt. Die Schlussbetrachtung resümiert die wichtigsten Ergebnisse; ein nach Personen, Orten und Sachen unterteiltes Register rundet das Buch ab und erleichtert seine Benutzung. Die Grundlage der Darstellung sind edierte Quellen, deren inhaltliche Bestimmungen zur Ketzerproblematik im Haupttext zusammengefasst werden und deren lateinischer Wortlaut in den Anmerkungen, häufig auch in längeren Textpassagen, zitiert wird. Der historische Kontext der Quellen wird unter Rückgriff auf einschlägige Sekundärliteratur geschildert. Angesichts des zeitlichen und räumlichen Rahmens der Darstellung bleibt es nicht aus, dass einzelne Forschungsbeiträge unberücksichtigt bleiben bzw. in umstrittenen Einzelfragen bisweilen Forschungsmeinungen übernommen werden, ohne abweichende Interpretationen eingehend zu diskutieren. Was im konkreten Detail hin und wieder problematisch erscheinen mag, ist dem übergeordneten Ansatz, „den Einfluss des römischen und kanonischen Rechts auf die weltliche Ketzergesetzgebung offenzulegen, und zum anderen die politische Dimension von Häresie insbesondere im Hinblick auf die hochmittelalterlichen Ketzergesetze zu verdeutlichen“ (S. 6) nicht hinderlich. Der beherrschende Einfluss des römischen Rechts auf die Ketzergesetzgebung des Mittelalters wird durch die Darstellung ein weiteres Mal erwartungsgemäß bestätigt. Die argumentative Unterscheidung einer politischen und einer religiösen Dimension von Häresie verdeutlicht, dass weltliche und kirchliche Herrschaftsträger die vordergründig rein religiös motivierten Ketzergesetze auch politisch instrumentalisiert haben. Indem Herrscher Häretikergesetze erließen, konnten sie sich als Bewahrer des rechten Glaubens darstellen und mit dem Hinweis auf die notwendige Verteidigung der (katholischen) Kirche die herrschaftliche (‚staatliche‘) Verdichtung der ihrer Regierung unterstehenden Gebiete vorantreiben. Ragg erliegt nicht der Versuchung, einen argumentativ fruchtbaren Ansatz inhaltlich zu überspitzen und in Übertragung eines postaufklärerischen Denkens die für das Mittelalter typische enge Verknüpfung von Religion und Herrschaft in den sich selbst explizit als christlich definierenden Gesellschaften des lateinischen Europas aufzuheben.

Wolfram Benziger

Giovanni da Legnano, Somnium MCCCLXXII, Legnano (Banca di Legnano) 2004, 81 gez., 10 ungez., 293 gez. S. mit zahlr. Abb. und Farbtaf., € 120. – Sorgfältige Editionen von Texten spätmittelalterlicher Jurisprudenz sind immer willkommen, denn nur allzu bekannt ist, wie viele davon noch ungedruckt sind, während die überwiegende Mehrzahl der im Druck zugänglichen allein in alten, unkritischen Ausgaben vorliegt. Die Bank von Legnano hatte schon einmal die Aufmerksamkeit auf den großen Sohn des Städtchens gerichtet, als sie 1983 das Buch von Egidio Gianazza und Giorgio D'Ilario, Vita e opere di Giovanni da Legnano, veröffentlichte. An prachtvoller Aufmachung wird es von der neuen Ausgabe deutlich übertroffen. Nun hat Giulietta Voltolina die Edition des Traktats erarbeitet, vor dessen Text gestellt sind drei Beiträge: ein Vorwort des Bankpräsidenten Rocco Corigliano, ein kurzer Lebensabriss des Autors von Giorgio D'Ilario und eine Einführung in das Werk von Maria Consiglia De Matteis (Diritto e politica nel Somnium di Giovanni da Legnano, S. 59–80 der ersten Zählung; die Hinweise auf einzelne Stellen des *Somnium* in der von Voltolini veranstalteten Ausgabe lassen sich nicht verifizieren). Kernthema des Traktats aus dem Frühjahr 1372, den der Vf. Gregor XI. widmete, ist die Erörterung der den Päpsten von Rechts wegen zustehenden Macht. Der Autor beginnt mit einem Traum, den er gehabt haben will: Fünf Sterne mit starker Leuchtkraft, unter ihnen besonders zwei, die Weisheit und Wissenschaft repräsentieren, schmücken den Thron des Papstes, an dessen beiden Seiten zwei Königinnen das kirchliche und das römische Recht verkörpern. Der Papst entscheidet zunächst, dass sie nicht behindert werden dürfen von den Artisten und Medizinern, die sich ungeordnet um seinen Stuhl drängen. Dann ist herauszuarbeiten, welcher der beiden juristischen Disziplinen der Vorrang zukommt. Das wird langatmig ausgeführt, selbstverständlich zugunsten der Kanonistik, war doch Giovanni da Legnano in jener Zeit einer von deren hervorragendsten Vertretern. Er schließt dem eigentlichen Text seinen wenig früher entstandenen Traktat *De principatu* an, der die Vorrangstellung des Papstes über die weltlichen Fürsten mit reichen Belegen begründet. Acht Handschriften des *Somnium* sind bekannt geworden, von denen Voltolina vier heranzieht, ohne jedoch diese Beschränkung zu begründen. Keine von ihnen stammt aus einer anderen ab, so dass sie für die Textherstellung zunächst gleichwertig sind. Varianten und Sachkommentar – in Form von Hinweisen auf die angeführten Autoritäten – begleiten den Abdruck des reinen Textes. Hingegen fehlen die üblichen Hilfen für den Benutzer völlig, wie Verzeichnisse der Zitate oder der angeführten Autoren, gar ein Sachregister. Deshalb fällt es schwer, von einer „kritischen Ausgabe" zu sprechen. Dafür illustrieren den Band qualitativ hochwertige Abbildungen der prächtigen Miniaturen in cod. Vat. lat. 2639 mit verschiedenen Werken des Giovanni da Legnano. Dieter Girgensohn

Krone und Schleier. Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Ruhrlandmuseum: Die früheren Klöster und Stifte 500–1200, Kunst- und Austellungshalle der Bundesrepublik Deutschland: Die Zeit der Orden 1200–1500, München (Hirmer) 2005, 583 pp., € 45. – Il volume comprende dieci saggi che accompagnano il Catalogo delle due mostre dedicate ai monasteri femminili e alla loro vita – religiosa liturgica architettonica –, dall'Alto Medioevo fino al periodo della Riforma, organizzata dal Ruhrlandmuseum di Essen quella con le testimonianze comprese tra il 500 e il 1200, collocata a Bonn la seconda designata ad illustrare la funzione degli ordini religiosi tra il 1200 e il 1500, che, animati da nuove forme di misticismo, attirano l'attenzione degli abitanti delle città e dell'intera società. L'area interessata dai contributi è quella tedesca e i temi riguardano alcuni aspetti della vita del chiostro: ad es. la pratica liturgica (G. Muschiol, Zeit und Raum. – Liturgie und Ritus in mittelalterlichen Frauenkonventen, pp. 40–51), i santi patroni (H. Röckelein, Gründer, Stifter und Heilige-Patrone der Frauenkonvente, pp. 66–77), l'architettura degli edifici in connessione con la vita claustrale (C. Jäggi-U. Lobbedey, Kirche und Klausur– Zur Architektur mittelalterlicher Frauenklöster, pp. 88–103), i testi delle visioni (B. Newman, Die visionären Texte und visuellen Welten religiöser Frauen, pp. 104–117). Al centro stanno però le opere esemplate o compiute da o per le monache e le canonichesse. Quasi 500 i pezzi esposti, provenienti dalle maggiori collezioni del mondo, dai musei dei conventi e monasteri e dalle ricche raccolte, in cui confluirono i beni di alcune di queste istituzioni a seguito della loro soppressione. Dal materiale illustrato da ampie schede emergono la posizione e il ruolo delle donne, artiste o committenti, più considerevoli di quanto si sia pensato fino ad ora. La normativa su cui si regola la vita all'interno, le condizioni politiche, economiche che accompagnano la fondazione e lo sviluppo dei monasteri offrono un'immagine di religiosità pratica, di teologia e di cultura a carattere scientifico. Cimeli provenienti dall'Italia sono stati esposti ad Essen: consistenti per numero quelli provenienti da Brescia cui si aggiunge il Salterio purpureo della regina Angilberga conservato a Piacenza, nella Biblioteca Comunale Passerini-Landi e appartenuto al monastero di San Sisto (cat. nr. 175). Brescia è naturalmente rappresentata dal Memorialbuch di San Salvatore e Santa Giulia, sulle cui pagine viene menzionata la lunga serie di personalità del vivere religioso e civile in continuo rapporto con il potente monastero regio femminile: vescovi, badesse, abati, personalità religiose di straordinaria cultura, benefattori, che raffigurano la classe dirigente ecclesiastica e laica dell'intera Europa altomedievale. Accompagnano questo codice, nella cui scheda (cat. nr. 15) sarebbe stato opportuno citare i contributi del volume Culto e storia in Santa Giulia, a cura di G. Andenna, Brescia (Grafo) 2001, il manoscritto con il Commento

di Gerolamo a Isaia (cat. nr. 96) dalle iniziali figurate in rosso, verde e giallo di notevole efficacia espressiva, l'*Evangeliario* purpureo del sec. VI (cat. nr. 135) con la versione biblica anteriore alla *Vulgata* di Gerolamo, il dittico consolare di Nonio Ario Manlio Boezio in avorio elefantino, perfettamente conservato anche nelle cerniere (cat. nr. 134), provenienti dal monastero, e l'illustre Queriniano con le *Epistolae ad Lucilium* (cat. nr. 100), primo testimone del *corpus* di lettere unificato, appartenuto alla biblioteca del Capitolo del Duomo, letto e ampiamente postillato tra X e XV secolo. Come corollario a illustrare una Brescia altomedievale in diretto contatto e scambio con Reichenau e San Gallo in particolare si collocano alcuni frammenti di pittura murale, oggetti e colonne con capitelli provenienti ancora da Santa Giulia (cat. nrr. 38–44). L'organizzazione della vita delle monache, le dotazioni economiche e le grandi forze patrimoniali di cui i cenobi femminili godevano, i rapporti con i massimi esponenti della politica e della cultura, i cambiamenti intervenuti nella vita claustrale lungo i secoli trovano nel corposo e variegato catalogo la loro degna illustrazione. Mariarosa Cortesi

Bernd Schneidmüller, Die Kaiser des Mittelalters. Von Karl dem Großen bis Maximilian I., C. H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe 2398, München (C. H. Beck) 2006, 128 S. mit 2 Karten, ISBN3-406-53598-4, € 7,90. – Der erfolgreichen Publikation der von Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter herausgegebenen Herrscherportraits unter dem Titel „Deutsche Herrscher des Mittelalters" folgt nun eine ökonomische Ausgabe, die gemäß den Leitlinien des Verlags für die Reihe „C. H. Beck Wissen" knapp und kompetent zu dem Thema aus berufenem Munde informieren soll. Die Kompetenz ist Schneidmüller nicht nur durch seine vielfältigen Veröffentlichungen vor allem zu den Herrschern des Hochmittelalters gewiss nicht abzusprechen, die Knappheit ist bei 128 Seiten für einen Bogen über das gesamte Mittelalter auch gegeben, der Preis von unter 8 € spricht angesichts der sonst üblichen Kosten für wissenschaftliche Publikationen für sich. Durch die Konzentration auf die Kaiser ergibt sich im Vergleich zur Publikation von 2003 eine etwas andere Gewichtung. Einerseits wird nun die Basis der antiken Wurzeln und des lateinischen Kaisertums mit Karl dem Großen und seinen karolingisch-ostfränkischen Nachfolgern mit einbezogen, andererseits fallen eine Reihe deutscher Herrscher, die durchaus wichtige Stationen in der Entwicklung des Heiligen Römischen Reiches (deutscher Nation) markieren (z. B. Heinrich I., Rudolf von Habsburg oder Wenzel), weitgehend heraus, eben weil sie die Idee eines Kaisertums nicht verfolgen konnten oder wollten. Nur am Rande werden die oströmisch-byzantinischen Kaiser betrachtet, obwohl sie in ihrer Kontinuität bis ins Spätmittelalter Vorbild und Gegenpart zum lateinischen Kaisertum bil-

deten. Die Leitfragen des Buches sind die nach dem universalen Anspruch der lateinischen Kaiser, ihres Rombezugs und ihres heilsgeschichtlichen Auftrags sowie des Verhältnisses zwischen römischem Kaisertum und deutscher Geschichte. Abseits der älteren Historiographie, die die Frage nach dem Einfluss der Kaiseridee auf die Entwicklung der deutschen Nation zur Leitfrage erklärte, stellt Schneidmüller die Frage nach den Ritualen im Kontext der Kaisererhebung, so wie sie aus den Quellen der Zeit (Annalen, Chroniken, Viten) überliefert sind, in den Vordergrund seiner Betrachtung. Auch die Selbstdarstellung der Kaiser und Könige in der *Intitulatio* ihrer Urkunden und Siegeln und die Wahl der Krönungsorte und -daten werden Fall für Fall diskutiert. In diesem Zusammenhang wäre eine Gegenüberstellung zum Selbstbild der Päpste als Gegenpart des Kaisertums eine interessante Ergänzung. Schließlich werden die wichtigsten Ereignisse und politischen Theorien im Verhältnis zwischen Kaiser und Papst mit in die Darstellung einbezogen. Statt eines wünschenswerten Resümees bietet Schneidmüller am Ende seiner Darstellung einen kurzen Ausblick auf die weitere Entwicklung der Kaiseridee in der Neuzeit bis hin zum Zeitalter des Internet. Das Fazit lautet trotz der genannten Einschränkungen: rechteckig, praktisch, gut. Thomas Bardelle

Maria Luigia Forbelli, Un tempio per Giustiniano. Santa Sofia di Costantinopoli e la *Descrizione* di Paolo Silenziario, I libri di Viella. Arte, Roma (Viella) 2005, XIV, 234 S., zahlr. Abb., ISBN 88-8334-162-7, € 45. – Die Ekphrasis (*descriptio*) stellte in der Antike und im Mittelalter eine wichtige Literaturgattung dar, die ein Kunstwerk sprachlich abbildete. Infolge ihres öffentlichen Vortrags diente sie in vielen Fällen auch – oder primär – der Herrschaftsrepräsentation und -legitimation. Sie kann also bei der Interpretation unter literaturwissenschaftlichen, kunstgeschichtlichen oder historischen Aspekten behandelt werden. Eines der bekanntesten Beispiele ist die Ekphrasis der Hagia Sophia von Paolos Silentiarios. Sie behandelt nicht nur ein Bauwerk, das zu Recht in der Architekturgeschichte einen herausragenden Rang einnimmt, sondern bietet zudem den Vorteil, dass der heutige Leser das abgebildete Bauwerk – mit zahlreichen baulichen Veränderungen – *in situ* vor Augen hat, also die Beschreibung visuell nachempfinden kann. Zudem bietet diese Beschreibung einen Einblick in das Herrschaftsverständnis Kaiser Justinians und in dessen Umsetzung in der byzantinischen Öffentlichkeit, der in ähnlicher Form nur in den ravennatischen Mosaiken geboten wird. Die Autorin, die sich im Zusammenhang mit vorliegender Arbeit auch mit der Ekphrasis der Cappella Palatina in Palermo durch Filagato da Cerami beschäftigt hat (L'ekphrasis di Filagato da Cerami sulla Capella Palatina di Palermo e il suo modello, in: Medioevo: i modelli. Atti del Convegno Internazionale di Studi,

Parma 27 settembre – 1 ottobre 1999, Milano, 2002, pp. 267–275), behandelt die Quelle des Paolos Silentiarios vorwiegend unter kunsthistorischen Aspekten. Die Arbeit gliedert sich in drei Teile: Nach kurzen einleitenden Bemerkungen zu Autor und Werk werden zunächst der griechische Originaltext und eine italienische Übersetzung einander gegenüber gestellt, es folgt ein ausführlicher Kommentar. Die folgenden „approfondimenti" vertiefen ausgewählte Themen: Die Balustrade des Presbyterale, das Bildprogramm in der Hagia Sophia und das Beleuchtungssystem. Den dritten Teil bilden 142 Abbildungen. Abgerundet wird die Arbeit durch eine umfangreiche, sehr übersichtliche Bibliographie. Auf Register wurde verzichtet, eine Entscheidung, die aufgrund der Anlage des Werks durchaus vertretbar erscheint. Die Ekphrasis des Paolos Silentiarios ist in einer einzigen Handschrift, dem Palatinus Graecus 23 der Universitätsbibliothek Heidelberg überliefert. Der griechische Text wurde nach der *editio princeps* (Du Change, 1680) mehrfach ediert und übersetzt, den maßgeblichen Text mit deutscher Übersetzung bietet Paul Friedländer in „Johannes von Gaza und Paulus Silentiarius. Kunstbeschreibungen Justinianischer Zeit", Leipzig–Berlin, 1912, auf dessen Edition sich die Autorin auch zurecht beruft. Eine vollständige italienische Übersetzung stand bis zu vorliegender Arbeit aus. Damit bietet die Konstituierung des griechischen Textes keine besonderen Schwierigkeiten. Die italienische Übersetzung, die das zweifelsohne sprachlich nicht einfache Original einem breiteren, kunsthistorisch interessierten italienischsprachigen Leserkreis erschließt, kann als besonders gelungen bezeichnet werden; sie verdankt sicherlich, wie die Autorin auch erwähnt, viel Paolo Cesaretti, einem ausgewiesenen Experten justinianischer Literatur. Der Kommentar (S. 119–177) ist sehr übersichtlich gegliedert, eine kurze inhaltliche Beschreibung am Eingang jedes Abschnitts erleichtert dem Leser die Orientierung. An einigen Stellen wären sprachwissenschaftliche und vor allem literaturgeschichtliche Vertiefungen angebracht, können allerdings bei einer Arbeit mit überwiegend kunstgeschichtlichem Schwerpunkt nicht erwartet werden. Als Gesamteindruck ist festzuhalten, dass der Kommentar den Leser sehr gut bei der Lektüre des Textes begleitet. Die vertiefenden Ausführungen erscheinen sehr überzeugend, ein abschließendes wissenschaftliches Urteil muß hier freilich einem Kunsthistoriker überlassen bleiben. Bemerkenswert ist das „Bildprogramm" der Hagia Sophia, das in hohem Maß – in Rückgriff auf antike Tradition – die Farbsymbolik der verwendeten Marmorarten aufgreift und Symbolelemente gegenüber bildlicher Darstellung im Verhältnis stark bevorzugt. Der besondere Wert der Arbeit liegt im reichen Bildanhang, der in hervorragender Qualität präsentiert wird. Neben zahlreichen Fotografien, die auch wichtige Detailansichten bieten, sei an dieser Stelle vor allem auf die Grund- und Aufrisse und auf das historische Bild-

material hingewiesen. Insgesamt ist festzuhalten, dass die vorliegende Publikation die Ekphrasis des Paolos Silentiarios in hervorragender Weise mit dem bestehenden Monument verbindet und somit eine „moderne Ekphrasis" liefert. Der Schwerpunkt ist kunsthistorischer Natur. Ob der deutschsprachige Leser bei der Beschäftigung mit Paolos Silentiarios nicht weiterhin auf Friedländer zurückgreifen wird, bleibt abzuwarten. Der Erwerb dieser Publikation ist aber allen Interessierten an der byzantinischen Geschichte in justinianischer Zeit – allein schon wegen des Bildmaterials – unbedingt anzuraten.

Thomas Hofmann

Lettere originali del Medioevo Latino (VII–XI sec.), vol. I: Italia, a cura di Armando Petrucci, Giulia Ammannati, Antonino Mastruzzo, Ernesto Stagni, Pisa (Scuola Normale Superiore. Centro di cultura medievale) 2004, XXI, 176 S., ISBN 88-7642-162-9, € 75. – Unter dem Dach der renommierten *Scuola Normale Superiore* in Pisa und unter Leitung von A. Petrucci steht das Forschungsvorhaben, alle im Original überlieferten lateinischen Briefe des 7. bis 11. Jh. in Reproduktion herauszugeben. Nach der Veröffentlichung eines Spezimens mit fünf exemplarischen Briefen (vgl. QFIAB 84, S. 594f.) liegt nun der erste Band vor. Er umfaßt 18 Originalbriefe, die in italienischen Archiven und Bibliotheken sowie im Vatikan überliefert sind. Die ursprünglich geplante Aufnahme aller Konzepte, zeitgleichen Abschriften und Widmungsbriefe wurde aufgrund der Fülle aufgegeben. Der älteste, in Monza überlieferte Brief aus dem 6./7. Jh. ist noch auf Papyrus geschrieben und nur fragmentarisch erhalten. Zwei Briefe stammen aus dem 9. Jh., zwei weitere aus dem ausgehenden 10. bzw. dem beginnenden 11. Jh. Das Gros der Originale datiert aus der zweiten Hälfte des 11. Jh. In der überwiegenden Zahl der Fälle handelt es sich um separat überlieferte Briefe, nur zwei Dokumente sind in gleicher Sache an ein und dieselbe Empfängerin gerichtet (Nr. 15 und 16). Die Edition umfaßt einleitend eine genaue Charakterisierung des Originals, gefolgt von einer ausführlichen Analyse der jeweiligen Schrift, die mit nur einer Ausnahme (Nr. 9) von jeweils einer Hand stammt. Eine Beschreibung der Faltung, der Schließung und gegebenenfalls der Besiegelung schließt sich an. Ein Blick auf den Erhaltungszustand, die Indorsate und eine Diskussion der Datierung runden die Einleitung ab. Dieser folgt der aufwendige Abdruck einer zeilenweisen, diplomatischen Transkription und einer kritischen Edition mit jeweils getrennten Apparaten. Alle Briefe sind bereits andernorts gedruckt und zum Teil in jüngster Zeit neu ediert worden, so daß die Texte an sich bekannt und von den Bearbeitern nur kleinere Korrekturen vorzunehmen waren. Bei zwei Briefen (Nr. 5 und 14) ist die Einschätzung als Original nicht zweifelsfrei. Kernstück des Bandes sind die gelungenen beidseitigen Repro-

duktionen der Briefe in Schwarzweiß. Ein Verzeichnis der Dokumente, der heutigen Aufbewahrungsorte und der abgekürzt zitierten Literatur beschließen den Band. Ziel und Verdienst der Edition ist es, über die bereits bekannten Informationen hinaus einen Eindruck von der physischen und graphischen Gestalt frühmittelalterlicher Korrespondenz zu vermitteln. Die aus der Antike bekannte einseitige Beschriftung wurde in allen Briefen beibehalten. Die Größe des Pergaments hing naturgemäß vom mitzuteilenden Inhalt ab, für kurze Schriftstücke wurden oft schmale Pergamentstreifen oder Randstücke benutzt. Die Originale sind zumeist sehr dicht und bis an die Seitenränder beschrieben, nur am unteren Rand wurden gelegentlich ein oder zwei Zeilen freigelassen. Die klassische Grußformel (*vale* oder *valete*) tritt nur in einem Drittel der Fälle, überwiegend in abgewandelter Form entgegen; sie erfolgte ohne großen Endabstand, wurde aber in Einzelfällen hervorgehoben. Unterschriften bietet nur einer der frühen Briefe (Nr. 2). Eine Angabe des Adressaten auf der Rückseite findet sich auf keinem der hier edierten mittelalterlichen Originale. Die Mehrzahl der Dokumente zählt zur Kategorie der offenen Briefe, von denen zwei (Nr. 2 und 13) besiegelt waren; zumindest ein Brief (Nr. 17) gehört zur Gruppe der *litterae clausae*. Das Bild mittelalterlicher Korrespondenz wird sich verfeinern, sobald die geplanten Bände der im Original überlieferten Briefe aus Frankreich, Deutschland und den deutschsprachigen Ländern, Großbritannien sowie anderen europäischen Länder (mit Supplement und Korrekturen) vorliegen. Ein zügiges Erscheinen ist wünschenswert. Swen Holger Brunsch

Die Lebensbeschreibungen Bischof Burchards von Würzburg. Vita antiquior – Vita posterior – Vita metrica, hg. von Desirée Barlava, MGH SS rer. Germ. 76, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2005, VIII u. 277 S., ISBN 3-7752-5476-5, € 30. – Der Angelsachse Burchard war der erste Bischof von Würzburg; er wurde nach der Gründung des Bistums durch Bonifatius im Jahr 742 von diesem geweiht, nachdem er bereits seit einigen Jahren eng mit ihm zusammengearbeitet hatte. Er nahm sowohl am *Concilium Germanicum* als auch an der Synode von 747 teil. Vermutlich im Zusammenhang mit letzterer, deren Teilnehmer ihre Unterwerfung unter den heiligen Petrus und dessen Stellvertreter erklärten, steht seine erste Romreise (748). Doch bekannt ist vor allem seine zweite Romreise (750/51): Er war einer der beiden Gesandten Pippins zu Zacharias, die dem Hausmeier die berühmte das karolingische Königtum legitimierende Antwort des Papstes überbrachten, wenn wir dem Bericht der Reichsannalen vom Ende des 8. Jh. glauben dürfen. Die zeitgenössischen Quellen berichten allerdings nur wenig zu Burchard; in späterer Zeit wurden jedoch drei Viten verfaßt, die nun erstmals in einer modernen kriti-

schen Gesamtausgabe vorliegen: die *Vita antiquior* (um 960/70) (S. 103–115), die *Vita posterior* (zwischen 1108/13 und 1125, verfaßt von Ekkehard von Aura) (S. 117–200) und die *Vita metrica* (um 1350, von Johannes von Lauterbach) (S. 201–221). Während letztere bisher nur in einem Druck des 18. Jh. zugänglich war, waren die ersten beiden bereits von O. Holder-Egger ediert worden (MGH SS 15,1), die jüngere Vita jedoch nur zum Teil, auch wenn sie gegenüber der späteren vollständigen Ausgabe von F. J. Bendel (1912) den philologisch zuverlässigeren Text bot. D. Barlava hat nun im Rahmen ihrer Bonner Dissertation alle drei Viten neu herausgegeben und dem neuen Forschungsstand entsprechend präsentiert. Eine ausführliche Einleitung (S. 1–96) stellt zunächst die vorhandenen Informationen zu Burchard zusammen und diskutiert die Thesen der Forschung zu seiner Biographie, bevor sie die Viten jeweils nach Entstehungszeit und -ort, Verfasser, Aufbau und Inhalt, Vorlagen, Sprache und Stil sowie historischem Wert untersucht und die handschriftliche Überlieferung wie auch die bisherigen Textausgaben beschreibt. Ein umfangreiches Wortregister erschließt die Viten (S. 223–277). Etwas problematisch ist die Tatsache, daß die Herausgeberin im Grunde nur der *Vita posterior*, für die der Geschichtsschreiber Ekkehard von Aura neben der älteren Vita eine Reihe weiterer Texte heranzog, darunter wohl nicht erhaltene Urkunden des 8. Jh. (S. 72f.; diese Information findet sich allerdings nicht im Kapitel über die Vorlagen S. 59–63), einen „Wert als Geschichtsquelle" beimißt. Dagegen wird den anderen beiden Viten in ein, zwei Sätzen ein solcher Wert abgesprochen (S. 28 u. 92). Dieses Urteil geht auf eine allein auf die Ereignisgeschichte konzentrierte Auswertung zurück, eine Sichtweise, die in der Hagiologie (und nicht nur dort) längst überwunden ist und die ja auch dem Prinzip der Neuedition Barlavas widerspricht, die im Gegensatz zu derjenigen von Holder-Egger die Viten als ganze bietet, sie also als Texte mit jeweils eigener Aussagekraft ernst nimmt. Auch gibt die Einleitung eine ganze Reihe von Hinweisen, die aufschlußreich für die jeweilige zeitgenössische Hagiographie sind und damit den Wert der Viten zeigen: etwa die Vermutung, daß die *Vita antiquior* im Vorfeld der Translation der Burchardsreliquien 986 und damit der Etablierung seines Kultes entstanden sein könnte; die häufige gemeinsame Überlieferung dieser Vita mit der *Passio maior sancti Kiliani*, des Heiligen also, dessen Gebeine Burchard erhoben hatte; die Erweiterungen der *Vita posterior*, die Veränderungen des Heiligenideals und Charakteristika der Bischofsvita im 12. Jh. erkennen lassen; die weitgehend regionale Überlieferung der beiden jüngeren Viten u. a. Es ist erfreulich, daß diese und andere Fragen nun auf solider Textgrundlage weiter verfolgt werden können.

Gritje Hartmann

J. F. Böhmer, Regesta Imperii I: Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 751–918–(926/962), Bd. 3: Die Regesten des Regnum Italiae und der burgundischen Regna, Teil 3: Das Regnum Italiae vom Regierungsantritt Hugos von Vienne bis zur Kaiserkrönung Ottos des Großen (926–962), erarbeitet von Herbert Zielinski, Köln-Weimar–Wien (Böhlau) 2006, XI u. 503 S., ISBN 3-412-31605-9, € 115. – 15 Jahre nach dem Erscheinen des ersten Teils (vgl. QFIAB 73, S. 755f.) und neun Jahre nach dem zweiten Teil (vgl. QFIAB 79, S. 670f.) liegt der dritte wiederum von Herbert Zielinski bearbeitete Teil der italienischen Regesten für die karolingische Zeit (Abt. I) in einem mächtigen Buch vor und schließt die Regesten zu Italien innerhalb der Abteilung ab. Damit ist die Lücke zwischen den neubearbeiteten Regesten der Karolingerzeit durch Mühlbacher und den Regesten der sächsischen Zeit für Italien nunmehr geschlossen. Wie andere Bände der *Regesta Imperii* wird auch dieser Band in Kürze elektronisch über das Internetportal der *Regesta Imperii* (http://www.regesta-imperii.de) zugänglich sein (S. X). Der hier anzuzeigende gedruckte Band mit insgesamt 1063 Regesten unterteilt sich in drei große Abschnitte. Am Beginn steht der Abschnitt „Aufstieg Hugos von Vienne und Berengars II. (880–926)“ (Reg. 1436–1487), gefolgt von „Das Königtum Hugos und Lothars (926–950). Gegnerschaft und Aufstieg Berengars II. (seit 945)“ (Reg. 1488–2165) und „Das Königtum Berengars II. und Adalberts (950–962). Das Eingreifen Ottos des Großen (seit 951)“ (Reg. 2166–2491). Der Band endet mit der Kaiserkrönung Ottos I. am 2. Februar 962 in der Peterskirche in Rom (Reg. 2491). Das den Regesten zugrundeliegende Material hat sich im Vergleich zum zweiten Teilband dahingehend verändert, daß sich der Anteil der regestierten Diplome im Verhältnis zu den übrigen Regesten von 40 % auf 20 % reduzierte, was durch den erhöhten Anteil der *Chartae* (50 %) zu erklären ist. Gemäß dem üblichen Aufbau der Regesten kann der Leser sich hier schnell und präzise über herrscherliches Handeln informieren, über *Placita*, Urkunden sowie weitere Handlungen, sei es die Belagerung Roms durch Hugo (Reg. 1687), eine Urkundenbestätigung für S. Vincenzo al Volturno durch Berengar und Adalbert (Reg. 2196) oder die Tätigkeit der *notarii et iudices domnorum regnum* im privaturkundlichen Bereich (z. B. 2328). Teilweise ist auch päpstliches Handeln erfaßt, sofern es das ostfränkisch-deutsche Reich betrifft (z. B. Reg. 2025). Die bisweilen umfangreichen Erläuterungen zu den Regesten ermöglichen dem Benutzer einen unkomplizierten Zugriff auf die Forschungsliteratur. Welcher schwierigen Materie Z. sich angenommen hat, verdeutlicht die Charakterisierung etlicher Details als „strittig“ (z. B. Reg. 1488) oder „schwierig zu bestimmen“ (z. B. 1530). Auch in den Regesten kann hier eine Festlegung, „wie es wirklich war“, nicht erfolgen. Um so mehr ist dem Autor für seine Leistung zu danken. Daß seine Arbeit eine breite Rezep-

tion finden wird, steht außer Frage. Nach den Regesten findet sich eine Konkordanztafel zu den regestrierten Herrscherdiplomen, in der sich wie in den Vorgängerbänden auch die *Placita* finden (S. 399f.), ein Urkundenregister (S. 401–403), ein nach Empfängern sortiertes Verzeichnis der *Deperdita* (S. 405f.) sowie ein Literatur- und Quellenverzeichnis (S. 407–444). Dem Band sind daran anschließend ein Register der Personen und Orte, sowie ein Register der Schreiber, Notare, Richter und Schöffen beigegeben, die einen gezielten Zugang erleichtern. Jochen Johrendt

Lars Hageneier, Jenseits der Topik. Die karolingische Herrscherbiographie, Historische Studien 483, Husum (Matthiesen) 2004, 306 S., ISBN 3-7868-1483-X, € 46. – Den konkreten Untersuchungen am Quellenmaterial hat H. zunächst eine Einleitung vorgeschaltet (S. 9–31), die sein Erkenntnisinteresse skizziert und in der er seine methodischen Grundüberlegungen ausbreitet. Hier wird beispielsweise die Unterschiedlichkeit der Begriffe Individuum und Individualismus betont (S. 27f.) und ein Überblick über die bisherigen Forschungen zu dieser Fragestellung geboten. Dabei wird der eigene Gedankengang häufig von (durchaus auch längeren) Zitaten durchbrochen, so daß die Häufung der Anführungszeichen den Leser irritiert. Der eigene Gedankengang wird hier oft hinter dem Zitat verborgen. Die Lektüre verkompliziert ferner die bisweilen verunglückte Suche nach Begrifflichkeiten, z. B. „‚wirkliche' Wirklichkeit" (S. 17) u. ä. Dem theoretischen Vorspiel folgt die Probe aufs Exempel. Dazu untersucht der Autor in drei großen Kapiteln die *Vita Karoli magni* Einhards, die von Thegan verfaßten *Gesta Hludowici* sowie die *Gesta Karoli* des Notker Balbulus. Am umfangreichsten gestaltet der Autor die Untersuchung der *Vita Karoli magni*, die auf ihre Übernahme aus Sueton hinsichtlich Sprache, Topik und Gliederung abgeklopft wird. Dabei stellt H. nicht nur Übernahmen, sondern auch bewußte Abweichungen Einhards heraus. Bei der Darstellung der körperlichen Beschaffenheit Karls führt der Autor eine Fülle von Vergleichsmaterial zusammen (S. 90–100), um seinen Befund einzuordnen. Abschließend kommt er zu dem Ergebnis: „Je näher Einhart Karl dem Großen kommt, desto feiner wird die mediale Konstruktionsinstanz Sueton austariert" (S. 127). Wie die *Vita* insgesamt zu werten sei, ob es sich um eine Karlskritik der 820er Jahre handelte und mit welcher Stoßrichtung diese Kritik verbunden war, bleibt für das Interesse des Autors „zweitrangig" (S. 68). Nach der Karlsvita werden die noch zu Lebzeiten Ludwigs des Frommen verfaßten *Gesta Hludowici* Thegans untersucht, wozu H. zunächst Informationen zum Autor selbst anführt und dann die Anlage des Werkes sowie schließlich das „literarische Bezugsfeld seiner spezifischen Schreibsituation" (S. 134) skizziert. In Bezug auf mögliche Vorlagen streicht H. heraus, daß Thegan für

seine *Gesta* „offenbar kaum schriftliche Quellen zu Rate" gezogen habe (S. 163). Anhand des Vergleichs mit der *Vita Karoli* folgert er treffend formuliert: „Thegan tat, was er konnte, Einhart was er wollte" (S. 186). Der dritte größere Analyseteil gilt den *Gesta Karoli* Notkers. Hier bietet H. einen Forschungsüberblick zu den *Gesta*, untersucht die Kommunikationsstruktur des Werkes und seine konkrete inhaltliche Gestaltung im Vergleich mit der *Vita Ambrosii*. Abschließend stellt er fest: „Notker steht mit seinem Karlskonstrukt demjenigen Einharts in mancherlei Hinsicht nahe" (S. 237). In einem weiteren großen Kapitel werden die drei weiteren Herrscherbiographen analysiert, die in der karolingischen Epoche entstanden sind: die *Gesta Dagoberti*, die *Gesta Alfredi* aus der Feder des Walisers Asser und die *Vita Hludowici* des Astronomus. In einer Schlußbetrachtung (S. 261–274) bündelt der Vf. nochmals seine Ergebnisse. Das Buch beschließt ein Register der Personen, Orte und Gebiete (S. 302–306), in dem sich Alkuin, Walter Berschin und (das Buch) Hiob vereint finden. Insgesamt ist es fraglich, an wen sich der Vf. mit seiner Kritik an der scheinbar so verstockten und immer noch in einem Positivismus des 19. Jh. steckenden Zunft wendet. Auch die oftmals pseudowissenschaftliche und geschraubte Sprache läßt die Lektüre selten zum Genuß werden, was viele fruchtbare Entdeckungen des Buches nicht zur Geltung kommen läßt – weniger wäre hier wohl mehr gewesen. Denn wessen Interesse der literarischen Konstruktion von Individuen im Mittelalter gilt, der wird hier fündig werden. Jochen Johrendt

Alberto Ricciardi, L'epistolario di Lupo di Ferrières. Intellettuali, relazioni culturali e politica nell'età di Carlo il Calvo, Istituzioni e società 7, Spoleto (Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo) 2005, XX, 396 S., ISBN 88-7988-094-2, € 45. – Lupus von Ferrières gilt als einer der bedeutendsten Gelehrten des 9. Jh. Er wird aufgrund seines Interesses an antiken Autoren und an philologisch zuverlässigen Texten in der Forschung bisweilen als Vorläufer des Humanismus oder gar als „erster Humanist" gesehen. Die vorliegende Dissertation aus Bologna geht dem frühmittelalterlichen Intellektuellen nach, indem sie seine Person und sein Werk in den politischen, institutionellen und sozialen Zusammenhang einordnet. Grundlage der Untersuchung sind Lupus' eigene Schriften, die von ihm angefertigten Manuskripte sowie insbesondere das von seinen Schülern zusammengestellte Epistolar. Der Vf. gliedert seine Dissertation in vier Teile. Zunächst untersucht er die Lupus zugeschriebenen Handschriften und seine Karriere als Schreiber. Bücher dienten Lupus in erster Linie als Arbeitsinstrumente. Die graphische Gestaltung der Manuskripte und seine kritischen Anmerkungen zu den Texten spiegeln dies wider. Beides hatte Einfluß auf die Gestaltung des Epistolars durch seine

Schüler, sowohl in der thematischen Anordnung und der Auswahl der Briefe als auch in der graphischen Umsetzung. Diesem ersten Teil sind eine kommentierte Aufstellung der bisherigen Editionen des Epistolars (S. 50–52 Appendice 1) sowie ein Verzeichnis der 38 Handschriften, die ganz oder teilweise Lupus zugeschrieben werden (S. 53–66 App. 2), beigegeben. Im Mittelpunkt des zweiten Teils steht die Analyse einzelner im Epistolar überlieferter Briefe, deren an N. D'Acunto angelehnte typologische Klassifizierung in drei grobe Kategorien (monographische Briefe, poligraphische Briefe, Kurzbriefe) und die sich daraus ergebenden Funktionen. Eine Tabelle mit der typologischen Einordnung und einer kurzen Inhaltsangabe der überlieferten Briefe (S. 138–150 App. 3) beschließt diesen Teil. Im Folgenden analysiert der Vf. Briefe des Epistolars und andere Schriften, die mit der theologischen Diskussion über die Natur der Seele, die *Visio beatifica* und die Prädestination im Zusammenhang stehen und an der Lupus und andere bedeutende Gelehrte wie Ratramn von Corbie oder Gottschalk von Orbais teilnahmen. Hervorzuheben ist, wie wichtig in der ersten Phase der Debatte (848–853) der zum Teil in verfeindeten Territorien lebenden Gelehrten die Briefe als Kommunikationsmittel waren. Zum Abschluß bietet der Vf. eine Tabelle der Traktate des 9. Jh. über die *Visio beatifica* und über die Natur der Seele (S. 225 App. 4) sowie den *Elenchus quaestionum* der *Responsa de diversis* Gottschalks von Orbais (S. 226–227 App. 5). Der vierte Teil stellt die Karriere Lupus' bis zu seiner Ernennung zum Abt von Ferrières, Konflikte während seines Abbatiats und den Dienst am Hof Karls des Kahlen dar. Dabei hebt der Vf. neben Lupus' intellektuellen Fähigkeiten auch das auf Familienbande beruhende Netzwerk hervor, das seinen Aufstieg wesentlich erleichterte. Schaubilder über Verwandschaftsverhältnisse (S. 340 App. 6) und mit ihm verbundene geistige Zentren (S. 341 App. 7) folgen. Eine kurze Zusammenfassung, eine Bibliographie, ein Personenregister und ein Nachweis der Zitate schließen das Werk ab. Dem Vf. gelingt es in seiner Dissertation das bisher bekannte Bild Lupus' von Ferrières durch viele einzelne Beobachtungen, beispielsweise zu seiner Arbeitsweise, seiner Didaktik oder der Funktion seiner Briefe, zu erweitern. Die Bewertung als Vorläufer des Humanismus relativiert er in Übereinstimmung mit der jüngeren Forschung behutsam, indem er hervorhebt, daß Lupus' philologisches und textliches Studium keineswegs auf klassische Texte beschränkt war, es vielmehr ebenso patristischen Autoren wie liturgischen Texten galt.

Swen Holger Brunsch

Dorothee Arnold, Johannes VIII. Päpstliche Herrschaft in den karolingischen Teilreichen am Ende des 9. Jahrhunderts (Europäische Hochschulschriften Reihe XXIII Theologie 797), Frankfurt am Main u. a. (Peter Lang)

2005, 267 S., ISBN 3-631-53179-6, € 45,50. – Die von Klaus Herbers betreute und 2003 als Dissertation angenommene Arbeit entstand während der Tätigkeit der Vf. bei den *Regesta Imperii*, wo sie die Regesten zum Pontifikat Johannes' VIII. bearbeitete. Der Pontifikat Johannes' VIII. (872–882) ist durch den Glücksfall einer Registerüberlieferung in Kopie aus dem 11. Jh. gekennzeichnet. Da ein Register erst wieder für den Pontifikat Gregors VII. vorliegt, ist es gerechtfertigt, dem Register ein eigenes Kapitel zu widmen. Arnold versucht zunächst dessen Eigenarten und die Perspektive dieser Quelle herauszuarbeiten. Doch das einleitende Zitat (S. 25) ist mit Fehlern gespickt, so daß der Leser Zweifel bekommt, ob hier sauber gearbeitet wurde. Auch wenn dies bei den weiteren Zitaten nicht mehr so ist, verstärkt sich der Eindruck doch, wenn schließlich behauptet wird, „daß mit Ausnahme von JE 3181 nachweislich keines der überlieferten Privilegien Eingang in das Register gefunden hat" (S. 33). In der sonst oft zitierten Arbeit von Lohrmann, Register S. 167, läßt sich der Nachweis für sechs weitere Privilegien finden. Diesem einleitenden Kapitel „Quellen" werden noch die beiden Kapitel „Beginn und Bedingungen des Pontifikats" und „Die Kaiserkrönungen von 875 und 881" zur Seite gestellt, bevor der eigentliche Hauptteil der Arbeit beginnt. Denn wie dem Untertitel des Buches bereits zu entnehmen ist, handelt es sich nicht um eine Biographie oder eine umfassende Aufarbeitung des Pontifikates. Als zentrales Anliegen der Arbeit formuliert die Vf.: „die Beziehungen von Papst und karolingischen Herrschern sollen … ‚von Rom aus' betrachtet werden, soweit dies aus den Quellen zu erschließen ist" (S. 15). Dementsprechend stehen die Hauptregionen päpstlichen Handelns, die karolingischen Teilreiche und Süditalien, im Mittelpunkt der Analyse. Bei der Beschreibung der Rahmenbedingungen päpstlicher Herrschaft betont die Vf. die Bedeutung der unterschiedlichen Präsenz der Kaiser in Rom und Italien. Das Kaisertum Karls des Kahlen (875) sei als Wendepunkt zu verstehen, da die anschließende Abwesenheit des Kaisers den Päpsten einen größeren Handlungsspielraum ermöglicht habe. Anhand der Krönung des westfränkische Königs, Karls des Kahlen, und derjenigen Karls III. im Jahre 881, unter dem alle drei karolingischen Teilreiche wieder – und zum letzten Mal – vereinigt waren, geht die Arbeit der Frage nach, inwiefern die Krönungen „als Ausdruck päpstlichen Selbstverständnisses gewertet werden können" (S. 70) und ob hier eine neue Qualität des päpstlichen Herrschaftsanspruches zu fassen sei, was die Vf. bejaht. Dabei betont sie resümierend, daß die historiographischen Quellen im Zusammenhang von „Erinnern und Vergessen" sowie der „Bewältigung von Ereignissen" interpretiert werden müßten, die päpstliche Überlieferung sei hingegen „im Kontext der Herrschaftsinszenierung" zu lesen (S. 89) – konkrete Folgen haben diese öfters wiederholten Forderungen nicht. Bei der Untersuchung der Rahmenbe-

dingungen wird auch die Ravennater Predigt Johannes' (877) interpretiert, die Möglichkeit, ob der burgundische Herrscher Boso von Vienne ein möglicher Kaiserkandidat des Papstes war, diskutiert und der Überfall des Markgrafen Lambert von Spoleto auf Rom (878) behandelt. Dabei steht immer wieder die Frage im Vordergrund, wie Johannes seinen Anspruch auf Herrschaft artikulierte und argumentativ zu stützen suchte. Den Hauptteil der Arbeit bildet die Untersuchung der möglichen Um- und Durchsetzung des von Arnold postulierten Wandels des papalen Autoritätsanspruchs seit der Kaiserkrönung Karls des Kahlen in den karolingischen Teilreichen (S. 117–203). Um der faktischen Reichweite und Durchsetzungskraft päpstlicher Ansprüche in der westfränkischen Region nachzuspüren, werden Besitz- und Zehntbestätigungen bzw. -verleihungen sowie der Papstschutz für westfränkische Empfänger behandelt. Arnold konstatiert nach dem Tod Karls des Kahlen eine Ablösung des Königsschutzes durch den Papstschutz, wobei sie Königsschutz und Papstschutz dieselbe Qualität zuweist und letzteren in direkter Verbindung zur päpstlichen Jurisdiktionsgewalt sieht. Die Argumentation ist nicht immer nachzuvollziehen. Ob beispielsweise bei der Verleihung des Papstschutzes die Formulierung *sub nostra apostolica tuitione persisteret* ungenau und die Formulierung *sub apostolica defensione semper valeat permanere* eine „präzise Schutzformel" ist (S. 136f.), erscheint mir fraglich. Für das ostfränkische Reich werden die Palliumverleihungen bzw. -verweigerungen durch Johannes VIII. thematisiert – wobei Kaiser Ludwig II. zum ostfränkischen Herrscher wird (S. 167) –, während das Kapitel über das *Regnum Italiae* sich vorrangig den Synoden des Papstes widmet. Für den süditalienischen Raum arbeitet Arnold die Bemühungen Johannes' VIII. um eine Beendigung des Bündnisses der lokalen Machthaber mit den Sarazenen heraus sowie seine aktive Politik gegen die Sarazenen. Insgesamt gesehen wird das sprachliche Einfühlungsvermögen des Lesers oft auf die Probe gestellt. Aber schwerer wiegt, daß der eigentliche Argumentationsgang aufgrund der sprachlichen Ausdrucksweise nicht immer klar zu fassen ist. Als Beispiel für viele andere Stellen sei auf Ausführungen zu den Papstschutzprivilegien für westfränkische Empfänger verwiesen. Dort heißt es, daß die Stücke „aufgrund der zweifelhaften Echtheit beziehungsweise der erwiesenen Fälschung der Stücke" (S. 130) schwierig einzuordnen seien. Ob die Autorin der Meinung ist, daß die Echtheit der Urkunden bezweifelt wird oder erwiesen ist, ist ihren Aussagen nicht klar zu entnehmen. An die Zusammenfassung schließt sich ein Quellen- und Literaturverzeichnis an, das durch etliche Flüchtigkeitsfehler und Uneinheitlichkeit in der Zitierweise gekennzeichnet ist. Ein Register fehlt. Jochen Johrendt

Martina Giese, Die Textfassungen der Lebensbeschreibung Bischof Bernwards von Hildesheim, Monumenta Germaniae Historica, Studien und Texte 40, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2006, XXVIII u. 137 S., ISBN 3-7752-5700-4, € 20. – Der 1022 gestorbene Bernward von Hildesheim darf als einer der bekanntesten Bischöfe der ottonischen Epoche gelten. In Italien wirkte er 1000/1001 an der Seite Ottos III., worüber auch seine Vita berichtet. Sie enthält auch die in ihrer Authentizität umstrittene Rede Ottos III. an die Römer. Was man von dieser Rede zu halten hat, ist vom Quellenwert der Vita abhängig, der jedoch erst aufgrund einer gründlichen Bestandsaufnahme und Analyse der Überlieferung einzuschätzen ist. Die Diskussion der letzten Jahre hat deutlich gemacht, daß eine systematische Aufarbeitung der Überlieferung dringend geboten ist. Die bisherige maßgebliche Ausgabe der *Vita Bernwardi* durch Pertz von 1841 (MGH SS 4 S. 754–782) ist nach dem heutigen Kenntnisstand unzureichend. Pertz legte seiner Edition als Leithandschrift die Hs. Hannover, Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv, Ms. F 5, zugrunde, die er irrig auf das 11. Jh. datierte. Tatsächlich dürfte diese Hs. 1192 entstanden sein und nicht die älteste Fassung der Vita widerspiegeln. Es handelt sich wohl vielmehr um die Hs., die 1192 bei der Kanonisation Bernwards in Rom vorgelegt worden war (S. 42). Trotz dieser Erkenntnisse wurde leider immer noch keine neue Edition dieser Quelle vorgelegt. Eine Grundlage zur Erfüllung dieses Desiderates hat nun dankenswerterweise Martina Giese geschaffen, bereits durch ihre kundige Edition der Quedlinburger Annalen auf dem editorischen Gebiet ausgewiesen. Ihre Analyse stützt sie auf 27 lateinische Textzeugen (Beschreibung S. 3–28). Die Entwicklung des Textes, die auf dieser Basis nachgezeichnet werden kann, erweist sich als äußerst vielschichtig. Der Schwerpunkt der Überlieferung ist in geographischer Hinsicht Hildesheim und in chronologischer das 15. Jh. Die Verdichtung im 15. Jh. ist nicht zuletzt durch die Tätigkeit von Henning Rose zu erklären, der zwischen 1512 und 1524 als Professe an der Hildesheimer Michaelkirche war, die heute in ihrer baulichen Gestalt der Zeit Bernwards wiederhergestellt ist. Der eher aufgrund seiner literarischen Tätigkeit bei der Kanonisation Bennos von Meißen bekannte Rose schrieb drei der in Hildesheim überlieferten Handschriften eigenhändig (H1, H2 und H8). Ihm und den von ihm verfaßten Einschüben in die Bernwardsvita widmet die Vf. ein eigenes Kapitel (S. 82–96) sowie eine Untersuchung seiner Interpolationen (Anhang III, S. 110–124). Zusammenfassend kommt G. zu dem Ergebnis: Man wird „angesichts von mindesten elf Redaktionen künftig nicht mehr pauschal von der *Vita Bernwardi* sprechen dürfen, sondern stets präzisieren müssen, auf welche Textfassung man sich bezieht“ (S. 100). Als Anhang werden neben dem erwähnten Kapitel eine Konkordanz der Kapitelgliederung der Vita Bernwardi (S. 101f.), ein Überblick über die

Druckausgaben und die diesen zugrundegelegten Textzeugen (S. 102–110) sowie zwei Inedita zu dem erfolglosen Kanonisationsversuch von 1150 auf einer Mainzer Provinzialsynode und zur erfolgreichen Kanonisation Bernwards durch Coelestin III. im Dezember 1192 geboten (S. 124–127). Ein Register der Orts- und Personennamen sowie der Hss. schließt das Buch ab, das die Grundlage für eine neue Edition ist. Jochen Johrendt

Consuetudo Camaldulensis. Rodulphi Constitutiones. Liber Eremitice Regule. Edizione critica e traduzione a cura di Pierluigi Licciardello, Edizione nazionale dei testi mediolatini 8, Firenze (SISMEL Ed. del Galuzzo) 2004, CXXXI, 141 S., Abb., ISBN 88-8450-114-8, € 50.- Die durch den heiligen Romuald um 1023/26 erfolgte Gründung Camaldolis erwies sich nicht zuletzt aufgrund des Charismas der Gründungspersönlichkeit als erstaunlich (über-) lebensfähig. Doch setzte mit dem Tod Romualds das ein, was bei vielen Neugründungen zu beobachten ist: Die Aufbruchsstimmung der Anfangszeit verflog, die eingeübte Lebenspraxis unterlag der Gefahr substantieller Veränderung, schließlich reifte die Erkenntnis, eine bisher mündlich weitergebene Tradition verschriftlichen und kodifizieren zu müssen, um das für den jeweiligen Orden konstitutive Selbstverständnis und damit den Orden selbst zu retten. Vor diesem Hintergrund ist die Entstehung zweier, für die Anfangsphase des Kamaldulenserordens zentraler Texte zu verstehen, der *Rodulphi Constitutiones* (RC) und des *Liber Eremitice Regule* (LER). Pierluigi Licciardello erweist sich in seiner Edition nicht nur als versierter und erfahrener Hg., sondern ermöglicht dem Leser mittels einer umfangreichen Einleitung die Einordnung der Texte in den historischen Kontext. Zentral im einleitenden Teil (VII–LXXI) ist die Frage nach Autorschaft, Abfassungszeit und Zielsetzung der beiden Texte. Im Falle der RC präsentiert sich der historische Befund recht eindeutig: Zwischen 1076 und 1081/82 unternahm der Prior von Camaldoli, Rodulphus I., den Versuch, nicht nur die Gründungsgeschichte verbindlich darzustellen, sondern auch die Beziehung der Einsiedelei Camaldoli zum angegliederten Hospiz Fontebuono rechtlich eindeutig zu definieren. Damit schloß Rodulphus eine Lücke innerhalb der von Petrus Damiani verfassten *Vita Romualdi*. Deutlich wird sein Bestreben, die für Camaldoli charakteristische, eremitisch geprägte Lebenspraxis durch eine Verlagerung der Novizenausbildung ins Hospiz zu retten: Über den Umweg des zönobitischen Lebens sollte in die Härten des Eremitendaseins eingeführt werden. In der Ordnung des asketischen Lebens folgt er den von Petrus Damiani für Fonte Avellana entworfenen Bestimmungen mit wenigen Ausnahmen. Der LER unterscheidet sich nicht nur aufgrund seiner sehr viel komplexeren Struktur von den RC, sondern auch dadurch, dass in ihm eine Verschränkung von juristischer Norm

und spirituell-theologischer Handreichung erfolgt. Mit großem interpretatorischem Aufwand wird überzeugend nachgewiesen, dass als Verfasser des zwischen 1158 und 1176 entstandenen Textes wohl nur ein Rodulphus in Frage kommen kann, der zweimal als Prior von Camaldoli, 1152–1158 und 1180, nachweisbar ist. Die komplexe Struktur des LER ist nicht zuletzt dem Bildungsgrad dieses Autors zu verdanken, der sich als sprachlich gewandter Stilist erweist, was die Lektüre des Textes streckenweise zu einem Vergnügen werden lässt. Nicht nur der Blick auf die Gründungsphase erfährt durch die Einbettung des Phänomens Camaldoli in die Geschichte der eremitischen Bewegung eine deutliche Schärfung, sondern auch die Gesetzgebung selbst. Die eigentlichen *consuetudines* präsentieren sich ausgesprochen detailliert und markieren somit einen weiteren Schritt weg von einer dem Geist und der Eigeninitiative verpflichteten hin zu einer stärker kontrollierten, verbindlichen Regeln unterworfenen Lebensform. Der kritische Text, nach einer *editio princeps* von 1758 während der letzten dreißig Jahre drei Mal mehr oder weniger überzeugend ediert, wurde auf der Grundlage dreier Handschriften konstituiert, die ihrerseits in direkter Abhängigkeit von einem verlorenen Archetyp stehen. Zur Entlastung des eigentlichen Editionstextes wurden die unterschiedlichen Varianten im Rahmen der im Kapitel Prolegomeni (LXXIII–CXV) erfolgten Abhängigkeitsdiskussion der Handschriften untereinander dokumentiert. Der eigentlichen Edition (1–83) folgt ein kleiner Sachkommentar (83–109). Unterschiedlichste Indices (Namen und Personen; Orte; Gelehrte; zitierte Quellen; Worte; Handschriften) erleichtern die Auswertung zweier Schriften, denen im Rahmen der Geschichte der Ordensreformen des 11. und 12. Jh. zentrale Bedeutung zukommt. Ralf Lützelschwab

Stefan Weinfurter, Canossa. Die Entzauberung der Welt, München (C. H. Beck) 2006, 254 S., 16 Abb. und Karten, ISBN 3-406-53590-9, € 19,90. – Was sich Ende Januar 1077 vor der Burg Canossa abspielte, dürfte zumindest für deutsche Leser zu den bekanntesten Szenen der mittelalterlichen Geschichte zählen. Drei Tage hintereinander erschien der von Papst Gregor VII. gebannte König Heinrich IV. ohne königliche Insignien im Gewand eines Büßers und barfuß vor der Burg. Dorthin hatte sich der Papst in den Schutz der Markgräfin Mathilde von Canossa zurückgezogen. Durch diesen Akt der öffentlich zur Schau gestellten Buße erwirkte der König die Verzeihung des Papstes und die Wiederaufnahme in die christliche Gemeinschaft. Doch der Band des Heidelberger Mediävisten Stefan Weinfurter – eines der besten Kenner der Epoche – bietet weit mehr als eine Darstellung und Analyse der letzten Januartage des Jahres 1077. Canossa ist für ihn nur der „Brennspiegel", in dem die gewaltigen Umbrüche der Zeit des Investiturstreits gleichsam „gebün-

delt erscheinen" (S. 8). Und so bietet der Vf. in elf Kapiteln eine genußvoll zu lesende Darstellung der Entwicklung, die er mit der Herrschaft Heinrichs III. († 1056) beginnen und mit dem Wormser Konkordat enden läßt. Der von diesen Eckpunkten eingerahmte Investiturstreit mit seiner grundlegenden Auseinandersetzung zwischen *regnum* und *sacerdotium* wird vielschichtig und differenziert dargestellt: Die Entwicklung der beiden Parteien, ihr Verständnis der Situation sowie die geistigen und geistlichen Strömungen, die zu einer Veränderung der Positionen führte und schließlich in einen offenen Konflikt mündete, der beide teilweise bis an den Abgrund führte. Den Anfangspunkt der Darstellung bildet somit die „Einheit der Welt" unter Heinrich III. Hier legt Weinfurter die Konzeption der Herrschaft dieses Kaisers dar, in deren Zentrum „eine besondere Friedensidee" stand (S. 28). In einem eigenen Kapitel („Rom und das Papsttum vor Gregor VII.") wird die Ausgangssituation des Papsttums beschrieben mit der weiteren Entwicklung hin zu einem Anspruch, in dem Rechtgläubigkeit Gehorsam gegenüber Rom bedeuten sollte, dem ein weiterer Abschnitt gewidmet ist. Illustriert durch treffende Quellenzitate, die es dem Leser ermöglichen, mitzufühlen, was die Zeitgenossen bewegte, schlägt Weinfurter eine Schneise in das Dickicht der folgenden Ereignisse, wenn er in chronologischer Reihenfolge die Absetzung Heinrichs IV., die Wahl Rudolfs von Rheinfelden, die Schlacht an der Weißen Elster, die Inthronisation Wiberts von Ravenna als Clemens (III.), die Lösungsmodelle des Investiturstreits in Frankreich und England, das Angebot Paschalis' II. an Heinrich V. zur Lösung der Investiturproblematik und andere wichtige Stationen der historischen Entwicklung beschreibt. Immer wieder kommt er auf seine zentrale Fragestellung zurück, wie es zu Canossa kam und welche Auswirkungen es hatte. Kunstvoll ist dieser rote Faden durch das gesamte Buch gezogen, das nicht nur der Kenner, sondern auch ein breiteres Publikum sicher mit Genuß lesen wird. Dem Buch, das ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Register abschließt, sind viele Leser zu wünschen. Jochen Johrendt

Knut Görich, Die Staufer. Herrscher und Reich, C.H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe 2393, München (Beck) 2006, 128 S., ISBN 3-406-53593-3, € 7,90. – Die staufische Geschichte sei, so wurde einmal gesagt, „eine Herausforderung ohne Ende" (Arno Borst). Tatsächlich hat sich die Forschung der vergangenen Jahre insbesondere der frühen Stauferzeit intensiv angenommen, wie zahlreiche Neuerscheinungen bezeugen. Neue Zugänge und Ansätze eröffneten dabei nicht nur veränderte Perspektiven, sondern ließen zentrale Ereignisse staufischer Geschichte in neuem Licht erscheinen und bislang als kanonisch akzeptierte Deutungen verblassen. Mit Knut Görich hat sich jetzt ein Kenner der Stauferzeit der Aufgabe unterzogen, in einem knappen Überblick

die Geschichte der Familie von ihren Anfängen im südwestdeutsch-elsässischen Raum bis zum Ende Konradins auf dem Marktplatz in Neapel darzustellen. In chronologischer Abfolge gliedert sich das Buch dementsprechend in insgesamt acht Abschnitte: An eine Einleitung, in der die Rezeption staufischer Geschichte und ihre Instrumentalisierung namentlich zu politischen Zwecken in der Historiographie des 19. und 20. Jh. problematisiert wird (S. 9–18), schließt sich ein Eingangskapitel an, das sich den frühen Staufern, ihrer Herkunft und ihrem Aufstieg widmet (S. 19–28). Es folgen insgesamt fünf Abschnitte, in denen der Autor jeweils einen staufischen Herrscher ins Zentrum der Betrachtung rückt. Von Konrad III. (S. 28–37) und Friedrich Barbarossa (S. 38–68) über Heinrich VI. (S. 68–80), Philipp von Schwaben und Otto IV. (S. 80–87) bis hin zum letzten Stauferkaiser Friedrich II. (S. 87–115) spannt sich der Bogen der Abhandlung. Ein Ausblick behandelt nicht nur die Geschichte der letzten Staufer Konrad IV., Manfred und Konradin, sondern knüpft unter Bezugnahme auf Erinnerung und Nachleben auch an das bereits in der Einleitung thematisierte Problem der Darstellung staufischer Geschichte im Stile einer „Meistererzählung" an. Innerhalb seines thematischen Rahmens, den dem Untertitel zufolge das Verhältnis der staufischen Herrscher zum Reich, namentlich zu den sie unterstützenden sowie mit ihnen und untereinander rivalisierenden Fürsten bildet, behandelt Görich zentrale Scharnierstellen herrschaftlich-fürstlicher Interaktion und gemeinschaftlichen Handelns in den einzelnen Abschnitten wie die Königswahl und -krönung, die Politik gegenüber dem Papsttum und den oberitalienischen Kommunen besonders intensiv. Dabei wird die vom Autor in früheren Werken bereits akzentuierte Bedeutung der Ehre als handlungsleitendes Motiv auch hier betont: Über die gesamte Stauferzeit hinweg erscheint das Bestreben, den verletzten *honor* wiederherzustellen, als Maxime herrscherlichen Handelns. Wenige geringfügige Unstimmigkeiten verzeiht man dem Autor angesichts der verarbeiteten Materialfülle gerne: So erhielt Heinrich VI. die Schwertleite auf dem Mainzer Hoftag von 1184, nicht erst 1185 (S. 69), die Schlacht von Montaperti fand 1260, nicht 1261 statt (S. 118), und für das berühmte Zitat aus den *Annales Mediolanenses Minores* (*balneavit sarabulum in Lambro*) wählt man besser die Übersetzung, Friedrich habe seine Hose im Lambro gebadet (statt „gewaschen", S. 91), um keine falschen Assoziationen zu wecken. Daß nicht nur Manfred und Konradin, sondern auch Konrad IV. in der Abhandlung im „Ausblick" behandelt werden und die beiden erstgenannten in der tabellarischen Sammlung biographischer Daten zu den Staufern nur en passant erwähnt werden, mag nicht nur der dezidiert an der späten Stauferzeit Interessierte bedauern, auch wenn die Konzentration der Darstellung auf das römisch-deutsche Reich diese Perspektivierung vertretbar erscheinen läßt. Ins-

gesamt erfüllt der schmale, sehr eng gesetzte Band alle in eine knappe Gesamtdarstellung gesetzten Erwartungen: Konzise und anschaulich zugleich geschrieben, informativ und aufgrund einer Auswahlbibliographie zum Weiterlesen anregend, über ein Register gut erschlossen und von Kartenmaterial und einer Stammtafel begleitet, bietet das Buch ein echtes Lesevergnügen.

Andreas Fischer

Augustine Thompson O.P., Cities of God. The Religion of the Italian Communes, 1125–1325, Pennsylvania (Pennsylvania State University Press) 2005 , 520 S., 61 Abb., ISBN 10: 0-271-02477-1, $ 65 – Der Dominikaner Augustine Thompson, der als Associate Professor of Religious Studies and History an der Universität von Virginia lehrt, steckt mit seinem neuen Buch über das religiöse Leben in den italienischen Stadtkommunen ein weites Feld ab. Die detailreiche Studie setzt beim Entstehen der Kommunen um 1125 ein und reicht bis zum Anfang des 14. Jh. Der Autor läßt die Quellen (vor allem Stadtstatuten, Synodalakten, Heiligenviten usw.) selber sprechen und gewinnt auch Erkenntnisse aus Kunst und Architektur (so analysiert er Taufbecken, Grundrisse von Kirchen oder die Gestaltung der Altarräume). Man spürt immerzu die Freude des Autors am Entdeckten und folgt ihm gerne auf die Plätze und Markt- und Gerichtsorte, in die kleinen und großen Kirchen, in die Küchen und Schlafzimmer seiner „Helden", die kaum einer kennt, da sie nicht zu den „großen" Heiligen der Kirche, sondern zur Schar der meist anonym gebliebenen Männer und Frauen gehören, die in ihrem tagtäglichen Leben gute Christen sein wollten. Daß etliche von ihnen zur Ehre der Altäre erhoben wurden (auch wenn ihre Verehrung meist nur von regionaler Bedeutung war und ist) (S. 181ff.), ist schon ein Ausweis des gewandelten Frömmigkeitsverständnisses in der kommunalen Epoche Italiens. Das städtische Gemeinwesen definierte sich in vielen jährlich wiederkehrenden religiösen Festen (jede Stadt verehrte eigene Heilige: S. 109ff.), Riten (u. a. S. 134ff.) sowie Prozessionen (S. 148ff.) und gab damit einen hervorragenden Nährboden für eine neue Laienfrömmigkeit ab. Diese in all ihrer Breite zu erfassen, ist Thompsons Ziel. Er stellt zunächst die Stadt als die ideale Bühne eines religiösen Gemeinschaftsbewußtsein dar, das sich in den noch heute beeindruckenden, einst auch für „zivile" Zwecke (als Versammlungs- und mitunter sogar als Handelsplatz) genutzten Kirchenbauten niederschlug, das aber seine Wurzeln in den einzelnen Familien, in Nachbarschaftsverbänden und Pfarreien hat, die in einem engen Beziehungsnetz verflochten waren (S. 141ff.). Das Zentrum des Netzes bildete das für die österliche Massentaufe ausgerichtete Baptisterium neben der Domkirche, das den Bürger auch an die religiöse Funktion seiner Heimatstadt erinnerte („Baptism made the children citizens of both the com-

mune and of heaven", S. 9, vgl. 311 ff.). Die spirituelle Prägung einer mittelalterlichen Stadt läßt sich aber nicht auf die Orte des Welt- und Ordensklerus begrenzen, sondern muß auch die Laien berücksichtigen. Ausdruck der Laienfrömmigkeit waren die allgegenwärtigen Büßer (*poenitentes*, *penitenti*, *conversi*), als die man anfangs diejenigen bezeichnete, die eine Kirchenstrafe abzuleisten hatten (*penitenti*), bzw. diejenigen, die sich vermittels Oblation als Laie einer Mönchsgemeinschaft angeschlossen hatten (*conversi*). Ab dem 12. Jh. verbreitete sich aber der Usus, als Laie unter Aufsicht eines Geistlichen – oder auch als „freelancer" – asketischen Praktiken zu unterwerfen (S. 69 ff.). Anders als später die Franziskaner verpflichteten sich diese Büßer nicht der absoluten Armut, sondern konnten im Gegenteil dank kommunaler Privilegien in quasi-exemter Stellung handwerklichen und sogar kaufmännischen Aktivitäten nachgehen und städtische Ämter übernehmen (S. 94 ff.). Die Frauen tendierten zu „microconvents" (besonders bei Beghinen bzw. *bizoche*) und Klausen (für die *reclusae*) (S. 97 ff.). Büßerinnen wie Sibyllina Biscossi in Pavia oder Umiliana dei Cerchi blieben in ihren Elternhäusern. Im zweiten Teil (S. 235 ff.) untersucht Thompson die religiösen Ausdrucksformen des Bürgers in Gebet, an Fest- und Fastentagen sowie in den großen und kleinen Bußriten. Diese lassen sich ablesen an vielen Episoden aus den Viten der Laienheiligen, die keinem Orden beitraten, sondern unter ihren Mitbürgern lebten. Als Geistlicher vermittelt der Autor dem Leser die theologische Dimension des liturgischen Kalenders und der Sakramente. Wenn der Autor aber bis zu den Gebeten der frommen Bürger vordringen will (S. 343 ff.), stößt er – trotz seines ganz eigenen Optimismus („To some extent, the question of lay or clerical presents a false dilemma", S. 359) – auf eine Reihe von methodischen Problemen, da die Handschriften, die er benutzt, meist nicht eindeutig einem bürgerlichen Umfeld zugeordnet werden können. Abgesehen von dem Umstand, daß sie in der Regel durch Neubindungen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen sind, scheinen doch die meisten herangezogenen Gebete eigentlich einem geistlichen, wenn nicht klösterlichen Ambiente anzugehören, wie schon ihre Niederschrift in einem gewissen Widerspruch zu dem allgemeinen Analphabetismus steht. Vor diesem Hintergrund sind eindeutige Aussagen zum Gebetsverhalten des einfachen Volkes sehr schwierig. Unverfänglicher ist dagegen die Analyse der Testamente, die schon auf eine längere Forschungstradition zurückblicken kann (S. 381 ff.). Im Epilog zeigt der Autor aber, daß die religiöse Einigkeit nicht selten bedroht war und es zu Konflikten kommen konnte. Die Gefahr, die von den keinesfalls speziell in Städten seßhaften Häretikern ausging, schätzt der Autor aber für nicht so groß ein, wie vielfach angenommen wird (S. 428). Zu Recht sieht er in der schnellen Verbreitung der Bettelorden in den Städten, wo ihre Kirchen bald das Stadtbild mit-

prägten, eine Wende. Ihr Auftreten erfolgte in Konkurrenz zu den etablierten Formen der Laienfrömmigkeit, deren Träger nicht zuletzt die Büßer waren. Mit ihren eigenen, auf die Bedürfnisse der Laien zugeschnittenen „dritten Orden" absorbierten die Bettelorden vielfach diese Kreise. Aber mitunter wurde das an sich gute Verhältnis der neuen Orden zu ihrem städtischen Umfeld gestört. Es kam zu Klagen über unlautere Praktiken von Bettelmönchen, und die Tatsache, daß die neu geschaffene Inquisition von ihnen getragen wurde, kostete sie manche Sympathien. Thompson analysiert hierzu den Fall der Verurteilung und Hinrichtung zweier Bologneser Taschenmacher als Katharer im Jahre 1299 (S. 433ff.). Da die beiden bei ihren Nachbarn als unbescholtene Katholiken galten, kam es zu Übergriffen des Volkes gegen das Kloster der Dominikaner in Bologna. Der Inquisitor befragte damals 350 Laien zu dem Vorfall. Dem Autor ist bewußt, daß seine Darstellung nicht die Gesamtbevölkerung erfaßt, in der es natürlich auch weniger Fromme und religiös Indifferente gab (S. 7). Man erfährt vieles auch en passant (so zu den Lateinkenntnissen S. 240f.). Den auch in den Abbildungen sorgfältig gestalteten Band beschließt ein Index, der auch Sachbegriffe enthält. Andreas Rehberg

Uguccione da Pisa, Derivationes. Edizione critica princeps, a cura di Enzo Cecchini e di Guido Arbizzoni, Settiminio Lanciotti, Giorgio Nonni, Maria Grazia Sassi, Alba Tontini, Edizione Nazionale dei testi mediolatini 11, Serie I, 6, Firenze (SISMEL Ed. del Galluzzo) 2004, 2 Bde., XLV, 264 + 1311 S., ISBN 88-8450-130-X, € 179. – Dante, Boccaccio, Salutati kannten und zitierten sie, beurteilten sie jedoch ebenso abschätzig wie die großen Mittellateiner des vergangenen Jahrhunderts: die *Derivationes* des Uguccione da Pisa. Hätte man den Ratschlag Max Manitius' von 1931 beherzigt, wäre die vorliegende – und dies sei vorweggenommen – vorzügliche Edition des umfangreichen Textes wohl niemals in Angriff genommen worden: Für Manitius war er lediglich „für die Geschichte der derivatorischen Methode von Interesse [...] und man hat an den wenigen aus ihm gedruckten Stellen reichlich genug." (Geschichte der lat. Literatur des MA, Bd. 3, S. 192). Von einer Gruppe von Philologen und Historikern um den in Urbino tätigen Enzo Cecchini ediert, steht der Forschung jetzt einer der großen lexikographischen Texte des Mittelalters zur Verfügung, der sich bis ins 15. Jh. hinein einer weiten Verbreitung erfreuen konnte, dann jedoch vom *Catholicon* des Giovanni Balbi (1286) verdrängt wurde. Uguccione (um 1130–1210), eminenter Kanonist und Bischof von Ferrara, dessen Persönlichkeit sich derart schillernd und facettenreich präsentiert, daß jüngst – wohl zum Scheitern verurteilte – Versuche unternommen wurden, in ihm zwei Autoren zu erblicken, demonstriert eine breite Kenntnis der spätantiken und mittelalterlichen grammati-

schen Tradition. Er greift auf das der Nachwelt insbesondere durch Isidor von Sevilla vermittelte Erbe zurück, das er durch die Werke des Papias, Remigius von Auxerre und vor allem Osberns von Gloucester erweitert. Osbern von Gloucester, dessen *Derivationes* bereits in einer vorzüglichen Edition vorliegen (ed. F. Bertini u. a., Spoleto 1996), ist für ihn mehr als ein bloßes Vorbild: Uguccione nutzt das Werk bei der wohl auf die sechziger bzw. siebziger Jahre des 12 Jh. zu datierenden Abfassung seiner eigenen Schrift extensiv. Dies führt naturgemäß zu Schwierigkeiten bei der Bestimmung konkreter Abhängigkeitsverhältnisse, handelt es sich bei den *Derivationes* doch um ein Werk, das seine Entstehung vor allem dem kompilatorischen Geschick seines Autors verdankt, der seinerseits von den durch Kompilation entstandenen Werken seiner Vorgänger profitiert. Uguccione verrät einen unabhängigen Gestaltungswillen, löst sich von der durch Osbern vorgegebenen Anordnung des Materials – und dennoch wird man präzise Regeln beim Aufbau der einzelnen Einträge vermissen. Vorliegende Edition umfasst zwei Bände. Der erste Band besteht aus einer Bibliographie (VII–XXI), einer Einleitung mit Angaben zu Autor, Werk und Editionsrichtlinien (XXI–XLV) und zwei Indices. Neben einem Index der Zitate (245*–264*) findet sich ein umfangreicher lexikalischer Index (1*–243*), ohne den das eigentliche Werk, das sich im zweiten, allein 1311 Seiten umfassenden Band findet, nur unvollkommen zu erschließen wäre. Die *Derivationes* folgen einem alphabetischen Ordnungsprinzip, das sich an den ersten beiden (mitunter drei) Buchstaben des jeweiligen Lemmas orientiert. Was als Ableitung des ursprünglichen Wortes angeführt wird, kann mitunter überraschen. Daß sich Huguccio wie im Falle des Wortes „penta“ lediglich auf zwei Derivationen beschränkt, nämlich „pentecoste(n)“ und „pentateucus“ (II, S. 928), ist die Ausnahme. Sehr viel typischer präsentiert sich die Situation beim Begriff „munio“, der über nicht weniger als 87 Ableitungen, darunter „murus“, „munificus“, „manus“ oder „mendicitas“, verfügt (II, S. 807–814). Um jede der Ableitungen identifizieren zu können, haben die Editoren ein System ersonnen, das sich innerhalb der Buchstaben des Alphabets eines Buchstabenkürzels mit fortlaufender Nummer bedient. Dem Begriff „Penta“ wird so beispielsweise das Kürzel P62, dem Lemma „munio“ das Kürzel M146 zugeordnet, die abgeleiteten Begriffe werden in der Folge lediglich durchnumeriert, so z. B. „pentateucus“ P62 [2] oder „mendicitas“ M146 [82]. Zur Herstellung des Textes griff man auf zwei Textzeugen zurück, die in Paris (P: Bibl. Nat., ms. lat. 15462) und Pisa (R: Bibl. Universitaria, 692) aufbewahrt werden. Zur Klärung strittiger Fragen wurden bei der Kollationierung bei Bedarf noch vier weitere Textzeugen miteinbezogen. Das Ergebnis beeindruckt sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht. Die jeweiligen Worterläuterungen mögen zwar sehr knapp sein, dennoch zeugen die *Derivationes*

des Uguccione da Pisa von einem enzyklopädischen Anspruch und spiegeln den im 12. Jh. gängigen Grundbestand an lexikalischem Wissen wider. Die Forschung wird über das enge Gebiet der Mediolatinistik hinaus von diesem jetzt in einer hervorragenden kritischen Edition zugänglichen Text profitieren.

Ralf Lützelschwab

Massimo Sbarbaro, Le delibere dei Consigli dei Comuni cittadini italiani (secoli XIII–XIV), Polus. Fonti medievali italiane 2, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2005, 246 S., ISBN 88-8498-180-8, € 18. – In den Städten Ober- und Mittelitaliens – soweit sie überhaupt ihre kommunale Verfassung bewahren konnten, was oft auch nach dem Verlust der Selbständigkeit an einen örtlichen Alleinherrscher oder an einen größeren Staat gelang – haben sich während des hohen und späteren Mittelalters ähnlich strukturierte Gremien für ihre Regierung herausgebildet oder doch für die Verwaltung ihrer Angelegenheiten im Rahmen der verbliebenen Kompetenzen: zunächst die Volksversammlung, häufig *arengum* genannt, die allerdings meist relativ bald durch Zusammenkünfte von Gewählten abgelöst wurde, durch einen großen und einen kleineren oder besser mittleren Rat, denn für die Erledigung der alltäglichen Geschäfte gab es in der Regel daneben eine weitere, wirklich kleine Personengruppe, der die Funktionen einer Regierung zukamen. So lag eine vergleichende Untersuchung der Verfahren in diesen Versammlungen nahe. Der Vf. beschränkt sich auf die veröffentlichten Quellen über die Arbeit der Räte, also der Sitzungsprotokolle und Beschlusssammlungen, obwohl er völlig zu Recht hervorhebt, dass zwischen dem auf diese Weise verfügbaren Material und demjenigen, das insgesamt noch in den Archiven schlummert – durchaus beachtet, aber eben nicht veröffentlicht –, ein eklatantes Missverhältnis besteht (S. 9). Diesen Umstand kann sich nachdrücklich vor Augen führen, wer die Übersicht über die einschlägigen Archivbestände, soweit Inventare darüber Auskunft geben (S. 209–230), vergleicht mit dem Verzeichnis der benutzten „Fonti edite" (S. 231–234), das allerdings einerseits auch andere Editionen enthält wie Statuten und Chroniken, andererseits bei den eigentlichen Ratsprotokollen nicht auf dem neuesten Stand ist; es fehlen beispielsweise die *Libri consiliorum* aus Turin, die schon seit 1996 in rascher Folge erscheinen (vgl. S. 177f.). Ein erster Teil bietet eine Typologie des Verfahrens in den mittleren und größeren Räten, wobei acht Schritte herausgearbeitet werden: Vorbereitung der Sitzung, etwa durch vorangehende Beratung im kleinen regierenden Gremium, Einberufung durch Glockenschläge oder herumgehende Boten, Erklärung der Beschlussfähigkeit beziehungsweise Verzeichnung der fehlenden Mitglieder, Bekanntgabe der Themen auf der Tagesordnung, Verlauf der Diskussion über die eingebrachten Anträge, dann Ab-

stimmung über sie oder Durchführung von Personalwahlen, gefolgt von einer förmlichen Feststellung der Ergebnisse, endlich nochmalige Verlesung der Resultate der aktuellen Sitzung. Die einzelnen Phasen werden dabei nicht nur beschrieben, sondern auch durch die Anführung passender Stellen aus dem veröffentlichten Material ausgiebig belegt. Im zweiten Teil behandelt der Vf. das zentrale Thema des Buches, die Aufzeichnungen, die über die Verhandlungen angefertigt worden sind. Das können Zusammenfassungen der Redebeiträge sein, ergänzt durch den Wortlaut der Beschlüsse, oder aber die Protokolle beschränken sich allein auf die Registrierung der Letztgenannten. Außerdem sind verschiedene Phasen der Perfektion zu unterscheiden, vom Konzept bis zur Reinschrift. Es bedarf keiner Hervorhebung, welch wichtige Rolle den Notaren in diesem Geschäft zukam, nicht nur bei der Aufzeichnung der Ergebnisse, sondern bereits weit im Vorfeld der Entstehung, etwa bei der Formulierung der Anträge; in der früheren Zeit waren sie ja stets auf Latein abgefasst, so dass man annehmen muss, sie seien von eben den sprachkundigen Fachleuten für die weniger beschlagenen Mitglieder der Räte in das jeweilige Volgare übersetzt worden. Beispiele aus Bologna, Modena, Chioggia, Prato, Florenz, Lucca und Perugia geben Auskunft über die Details des Vorgehens bei der Registrierung der Beschlüsse oder sonstigen Abstimmungsergebnisse. In einem dritten Abschnitt beschäftigt sich der Vf. systematisch mit dem Verhältnis zwischen Ratsbeschlüssen und den städtischen Statuten. Das liegt schon deshalb nahe, weil vielerorts die Ratsprotokolle als *reformationes* (*riformanze*, *riformagioni*) geführt worden sind, nämlich als Verbesserungen oder Ergänzungen der lokalen Gesetzeskompilation, so dass jeder einzelne Beschluss nach gegebener Zeit daraufhin angesehen werden musste, ob er in die Statuten aufzunehmen war, wenn von diesen eine neue Redaktion hergestellt wurde. Ein umfangreicher Anhang bringt weitere „documenti" – längere Passagen aus Statuten, einschlägige Texte aus Schriftstellern, Gegenüberstellung der Kurzfassung von Redebeiträgen im Protokoll mit deren ausführlicherer Wiedergabe –, die einzelne Aspekte des Ausgeführten illustrieren. Dabei folgt allen lateinischen Zitaten, und das sind die meisten, eine italienische Übersetzung, das gilt auch für die in die voraufgehende Darstellung eingeflochtenen Quellenstellen. Durch die vergleichende und zusammenfassende Behandlung entsteht ein treffliches Bild von einer Quellengattung, die für die Geschichte Italiens im späteren Mittelalter in ihrem Aussagewert bislang nicht angemessen gewürdigt worden ist. Bedauerlich bleibt, dass der Vf. auf ein Ortsverzeichnis verzichtet hat, von einem Begriffsregister ganz zu schweigen. Dieter Girgensohn

Bodo Hechelhammer, Kreuzzug und Herrschaft unter Friedrich II. Handlungsspielräume von Kreuzzugspolitik (1215–1230), Mittelalter-Forschungen 13, Stuttgart (Thorbecke) 2005, 448 S., Abb., ISBN 3-7995-4264-7, € 65.– Kaiser Friedrich II. erfreut sich auch nach der Kongreßflut des Jahres 1994 einer ungebrochenen Popularität, wie nicht zuletzt die zweibändige, 2005 erschienene „Enciclopedia Federiciana" unter Beweis stellt. Eine zentrale Rolle spielen, nicht nur in der Biographie des Staufers, sondern in der gesamten Geschichte der Kreuzzugsbewegung des 13. Jh., dessen Kreuzzugsversprechen und -bemühungen, die schließlich in dem Kreuzzug von 1228–1229 gipfelten. Während in der Forschung der Kreuzzug Friedrichs II. häufig zu stark als isoliertes Phänomen betrachtet wurde, erweitert diese 2000 an der Technischen Universität Darmstadt als Dissertation angenommene Arbeit zu Recht den Blickwinkel und ordnet die Kreuzzugsbestrebungen des Kaisers in den größeren Rahmen seiner Herrschaftskonzeption ein. Dies wird auch aus der Gewichtung des Buches deutlich, in welchem die Darstellung des Kreuzzuges selbst lediglich ein Viertel einnimmt. Zu Recht betont der Autor, daß neben der persönlichen *pietas* des Staufers und dem Bestreben, die unerfüllten Kreuzzugsversprechen seiner Vorfahren Friedrich I. und Heinrich VI. nun endlich in die Tat umzusetzen, vor allem realpolitische Überlegungen und Planungen des königlichen Hofes für die scheinbar überraschende Kreuznahme anläßlich seiner Königskrönung im Sommer 1215 ausschlaggebend waren. Tatsächlich gelang es Friedrich, das Kreuzzugsversprechen im Zusammenspiel mit der römischen Kurie in den folgenden Jahren zu „instrumentalisieren" und vor allem im deutschen Thronstreit mit dem Ziel der Aushöhlung der Machtbasis seines Rivalen Otto IV. propagandistisch einzusetzen. Auch in der Folgezeit wurde das Kreuzzugsgelübde durch den Kaiser mit allerdings unterschiedlichen Erfolgen zur Durchsetzung politischer Ziele sowohl gegenüber dem Papsttum und den Reichsfürsten als auch im östlichen Becken des Mittelmeeres eingesetzt. Letztendlich war als Konsequenz dieser dilatorischen Taktik und der Inanspruchnahme der Kreuzzugsvorbereitungen zur Realisierung seiner Hegemoniebestrebungen über Reichsitalien ein Konflikt mit der Kurie unvermeidlich, weshalb der Kaiser bekanntlich seinen Kreuzzug als Gebannter unternehmen mußte. Positiv hervorzuheben sind auch die Kapitel über die Logistik des Unternehmens (Organisation der Kreuzzugspredigt und Anwerbung der Teilnehmer, Finanzierung, Stärke von Flotte und Heer), während die eigentliche Darstellung des Verlaufs des Kreuzzuges sicher keine grundlegenden Neuerkenntnisse bringen konnte, wurde doch dieses Thema in der Forschung schon wiederholt detailliert behandelt. Als Anhang wurde noch ein prosographisches Verzeichnis der Kreuzfahrer aus den Reichen Friedrichs II. für die Jahre 1215–1228 beigegeben, wobei – zumindest für den Rezensen-

ten – die Frage offen bleibt, wieviele der „Kreuzfahrer", welche das Kreuz genommen hatten, tatsächlich in das Heilige Land aufbrachen. Kleinere Detailfehler – die Hochzeit Friedrichs II. mit Isabella II. von Brienne (S. 174) fand 1225 natürlich im Dom S. Maria von Brindisi und nicht in der erst rund 100 Jahre später gegründeten Kirche S. Maria di Casale statt –, die in einer Monographie solchen Umfangs nahezu unvermeidlich sind, können den überaus positiven Gesamteindruck des Buches nicht stören, das durch eine profunde Kenntnis der Quellen und der häufig an entlegener Stelle erschienenen Sekundärliteratur besticht. Leider endet das Buch viel zu abrupt mit dem Frieden von San Germano-Ceprano (1229), und fehlt ein abschließendes Kapitel über die staufische Herrschaft im Königreich Jerusalem von der Abreise Friedrichs II. aus Akkon bis zu deren Zusammenbruch (1242), weshalb der Leser somit über die längerfristigen Ergebnisse und Folgen des Kreuzzuges fast vollständig im Dunkeln bleibt. Andreas Kiesewetter

Pierre-Yves Le Pogam, Les maîtres d'oeuvre au service de la papauté. Dans la seconde moitié du XIIIe siècle, Collection de l'École française de Rome 337, Rome (École française) 2004, 199 S., ISBN 2-7283-0707-5, € 28.– Grundlage für diese Studie, die sozusagen als Nebenprodukt einer thèse de doctorat über die päpstlichen Residenzen in der zweiten Hälfte des 13. Jh. entstanden ist und sich zum Ziel setzt, Näheres über den Personenkeis in Erfahrung zu bringen, der in voravignonesischer Zeit maßgeblich für die Bautätigkeit der Päpste in deren Residenzorten Verantwortung trug, sind Dokumente aus dem Staatsarchiv Perugia, darunter eine lange Serie (71 Blatt) von Deliberationen der Kommune aus den Jahren 1283–84, die jetzt in der Pariser Nationalbibliothek lagern. In der zweiten Hälfte des 19. Jh. auszugsweise von dem Peruginer Gelehrten Adamo Rossi transkribiert, als sie sich noch in ihrem originalen Aufenthaltsort befanden, werden sie hier in einem Anhang (S. 133–159), soweit sie für das behandelte Thema von Belang sind, zum ersten Mal veröffentlicht und in einem zweiten Anhang (S. 160–176) ergänzt durch Regesten und Exzerpte dokumentarischen Materials des gleichen Archivs aus den Jahren 1269–1495. Sicher, die umbrische Stadt ist nicht die einzige innerhalb des Kirchenstaates, in der die notwendigen baulichen Voraussetzungen getroffen werden mußten, um dem Papst, seinem Hof und der Kurie würdige Unterkunft zu garantieren, doch für keine andere, wie Le Pogam betont, weder für Rieti oder Anagni, noch für Orvieto oder das alles in allem gut dokumentierte Viterbo, sind derart detaillierte Informationen überliefert, wie in dem zwischen der Kurie und Perugia ausgehandelten Abkommen, das somit in gewisser Weise als Maßstab für andere weniger beleuchtete Realitäten herangezogen werden kann, in einer Epoche, in der die Nachfolger

Petri es vorzogen, ihren Wohnsitz außerhalb der Ewigen Stadt zu nehmen. So kommen interessante Einzelheiten ökonomischer und rechtlicher Probleme, die die städtebaulichen Eingriffe und die Anwesenheit der päpstlichen Hofhaltung mit sich bringen, zur Sprache, deren Kostendeckung und – der eigentliche Kern dieser Arbeit – die Auswahl und Heranziehung architektonischer Kompetenzen. Werden die mit der Ausführung der Konstruktionen Beauftragten von der Kommune gestellt oder vom Papst selbst delegiert? Handelt es sich dabei um weltliche Kräfte oder um Angehörige religiöser Orden? Sind sie hochqualifiziert und spezialisiert oder ist ihre Aufgabensphäre mehr allgemeiner Art? Nicht alle Fragen sind leicht zu beantworten, besonders die der individuellen Zuständigkeit bereiten einige Schwierigkeiten verursacht durch mangelnde Eindeutigkeit der in den Quellen verwendeten Terminologie. Nichtsdestoweniger gelingt es dem Autor, verschiedene Kategorien herauszuarbeiten und zwischen deren Funktionen zu unterscheiden, so zwischen Sachverständigen, die mit der Oberaufsicht der Bauarbeiten betraut sind, denen finanzielle und administrative Aufgaben zustehen, die die eigentlichen technischen und künstlerischen Kompetenzen besitzen und die die Arbeiten effektiv verrichten und darüber hinaus besonders herausragenden Architekten, wie fra Bevignate und Iacopo Torriti, Gestalt zu verleihen. Dank vergleichender Studien mit anderen zeitgenössischen Gegebenheiten, besonders Süditalien und England, die unter diesem Aspekt als Vorreiter erscheinen, erkennt Le Pogam auch in der Organisation der päpstlichen Bauaktivitäten die Tendenz zu einer progressiven Zentralisierung mit einem Engagement der besten Talente, vielfach hervorgehend aus den neuen Bettelorden, auf Lebenszeit und nicht mehr wie zuvor von den Päpsten je nach Bedarf und nur für Einzelprojekte herangezogen, eine Entwicklung, die in Avignon vollends zur Reife kommt. Was offen bleibt, ist das Problem der architektonischen Fachausbildung der Individuen, besonders wenn sie sich nicht, wie in einigen Beispielen aus dem Seneser Raum, auf Familientraditionen stützen können.

Hannelore Zug Tucci

Thomas Willich, Wege zur Pfründe. Die Besetzung der Magdeburger Domkanonikate zwischen ordentlicher Kollatur und päpstlicher Provision 1295–1464, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 102, Tübingen (Max Niemeyer) 2005, XII, 683 S., ISBN 3-484-82102-7, € 98. – Die Salzburger Dissertation (2000) des Berliner Historikers W. konzentriert sich auf eine bestimmte Fragestellung: Welche Kleriker gelangten auf welchen Wegen zu Magdeburger Dompfründen, welchen Gruppen gehörten sie an, welche Qualifikationsmerkmale besaßen sie, und welche Rolle spielte das päpstliche Provisionswesen als einer der „Wege zur Pfründe“? Mit Magdeburg wurde

ein von der Quellenüberlieferung her nicht gerade begünstigtes und von der Forschung eher vernachlässigtes Erzstift gewählt. Zunächst stellt W. die kirchenrechtlichen Grundlagen dar (Verfassung des Domkapitels; Mitwirkungsrechte des Erzbischofs, des Papstes und des Königs/Kaisers bei der Besetzung von Pfründen), bevor er die solchermaßen zustandegekommene Zusammensetzung des Domkapitels analysiert. Dabei kann er sich auf die – durch umfangreiche eigene Quellenstudien nicht unwesentlich ergänzten – prosopographischen Daten des Germania-Sacra-Bandes von Gottfried Wentz (†) und Berent Schwineköper (1972) stützen und sich im Anhang seiner Arbeit (S. 541–552) auf Listen der 261 Domherren, ihrer Familien und der 102 mutmaßlich erfolglosen Bewerber beschränken. Etliche Kurzbiographien finden sich im Text der Darstellung, die übrigens ganz ohne Tabellen und Diagramme auskommt, nicht jedoch ohne Zählen und Vergleichen. Um Veränderungen und Zäsuren herausarbeiten zu können, gliedert W. den Zeitraum seiner Untersuchung in drei Abschnitte (1295–1361–1403–1464) und vergleicht die jeweils festzustellenden „Kollaturverhältnisse" und die daraus resultierende soziale Zusammensetzung des Magdeburger Domkapitels unter den Gesichtspunkten „ständische Aspekte", „Universitätsbesucher" und „Funktionsträger und Klienten geistlicher und weltlicher Großer". Als den Zeitraum, in dem das päpstliche Provisionswesen „am Magdeburger Dom seine größte Wirkung entfaltete", bezeichnet W. die Jahrzehnte von 1350 bis 1430 (S. 532); den Höhepunkt seiner Attraktivität erreichte der kuriale Pfründen„markt" unter Papst Martin V. (1417–1431). Gegenüber dem anfangs dominierenden Hochadel gewann bereits in der ersten Hälfte des 14. Jh. der Niederadel zahlenmäßig an Gewicht. Erfolgreiche päpstliche Provisionen verstärkten die „Tendenz zur Durchmischung", denn sie bahnten „vor allem nieder– oder nicht-adligen graduierten Juristen und in höfischen Diensten arrivierten Klerikern den Weg zur Pfründe" (S. 534). Gegen Ende des untersuchten Zeitraums grenzte sich eine neue Generation niederadliger Domherren gegen graduierte bürgerliche Bewerber ab: Während ein Statut von 1447 Geburtsadel und/oder Graduierung als Zugangsvoraussetzung vorsah, erhob ein Beschluß des Kapitels 1458 die *nobilitas carnis* zum ausschließlichen Kriterium (S. 93f.). 1514 schrieb der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise, das Magdeburger Domkapitel bestehe größtenteils aus „eitlen Märkern" (S. 524). Doch war dies, so W., keineswegs der Endpunkt einer kontinuierlichen Entwicklung hin zur Dominanz einer ritteradligen Hohenzollern-Klientel (vgl. S. 525). Für den Zeitraum von 1464 bis 1521 kündigt W. eine Fortsetzung seiner Arbeit an, und damit das missing link zu dem von ihm konstatierten Einsetzen der „‚Dynastisierung' Magdeburgs durch die Kurfürsten von Brandenburg" (S. 524) in den Jahren 1513/14. – Dem Vf. ist die klare, verständliche Darstellung auch komplizierter

Sachverhalte gelungen. Ein Personen- und ein geographisches Register erschließen eine Fülle an Detailinformationen sowohl im Text als auch in den Fußnoten. Christiane Schuchard

Uwe Israel, Fremde aus dem Norden. Transalpine Zuwanderer im spätmittelalterlichen Italien, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 111, Tübingen (Max Niemeyer) 2005, VIII, 380 pp., € 54. – Lo studio di Uwe Israel affronta l'importante tema della migrazione di uomini verso il Sud, e segnatamente verso l'Italia, durante gli ultimi secoli del Medioevo. Il lavoro è diviso in quattro capitoli, ai quali si aggiungono un'ampia introduzione, un breve riassunto in lingua italiana e alcune appendici. Completa l'opera un'ampia bibliografia. Il primo capitolo, dedicato al tema della migrazione come fenomeno generale, si apre con una breve disamina degli aspetti più squisitamente geografici (strade e passi alpini, itinerari maggiormente seguiti etc.). l'A. passa poi a delineare le caratteristiche delle città nelle quali gli stranieri trovavano accoglienza ed evidenzia come la maggior parte di costoro preferisse stanziarsi – almeno inizialmente – nelle regioni settentrionali della penisola; Israel sottolinea però giustamente che la mobilità dei migranti (in particolare di alcune categorie) restava elevata anche dopo il trasferimento in Italia. Non erano pertanto rari i cambi di residenza. In alcuni casi, poi, dopo un periodo più o meno lungo trascorso fuori dal paese d'origine, i migranti decidevano di farvi ritorno. Siamo dunque di fronte ad un „modello di mobilità" molto variegato, che non può e non deve essere semplificato. L'A. tratta anche la questione delle relazioni esistenti tra congiunture e migrazioni. Per il tardo Medioevo, a favorire l'immigrazione verso le città italiane furono anche la Peste Nera di metà Trecento e le successive ondate di morbilità, che s'inserirono in una fase di calo demografico già in atto. I governi cittadini cercarono di porre rimedio al calo della popolazione (con la conseguente drastica diminuzione di mano d'opera specializzata) favorendo – ad esempio con esenzioni fiscali ad hoc – l'immigrazione di stranieri. Sarebbe però semplicistico considerare la Peste Nera come lo stimolo per eccellenza del fenomeno migratorio: se nelle città italiane il morbo aveva ridotto la popolazione in modo drastico, le città d'Oltralpe non erano state risparmiate. Israel sottolinea dunque come si debbano prendere in esame anche altri fattori, ancorché non sia quasi mai semplice valutarne la portata. Il secondo capitolo è dedicato ai migranti, divisi per categorie sociali: sono presi in esame commercianti ed artigiani, chierici e religiosi, i migranti pro tempore, gli ebrei e gli schiavi. Gli artigiani sono una delle categorie più rappresentate e dal flusso migratorio più continuo. Nell'ultimo terzo del XIV secolo, la sempre più evidente tendenza delle corporazioni alla chiusura, e le conseguenti minori chances dei

lavoranti di potere prima o poi divenire maestri può forse essere considerato, secondo Israel, uno dei motivi per i quali il numero degli artigiani è così sproporzionatamente alto fra i migranti tedeschi. Per quanto riguarda i religiosi, l'A. nota la presenza di chierici provenienti dalle attuali Austria e Germania in molte località: segnatamente – come è ovvio – in quelle in cui esistevano dei consistenti insediamenti di stranieri di lingua tedesca. Di solito costoro restavano in Italia per periodi piuttosto lunghi. Di durata limitata, viceversa, era il soggiorno di alcune categorie di migranti: studenti, soldati, mercanti. Nel tardo Medioevo, tra i migranti provenienti dalle regioni del Nord-Europa, abbastanza numerosi furono gli ebrei. L'A. sottolinea come spesso, alla base del movimento migratorio, vi fossero espulsioni e persecuzioni. Ciò è senza dubbio vero, anche se vale la pena, a mio avviso, di indagare più attentamente le ragioni degli spostamenti di ebrei verso sud, spostamenti che in non pochi casi sembrano essere sostanzialmente slegati da eventi persecutori. Nel terzo capitolo, l'A. affronta il tema dell'inclusione e dell'esclusione degli stranieri all'interno della società urbana tardo medioevale. Vengono presi in esame diversi fattori, quali la lingua, la fondazione di confraternite, ospedali e chiese, i diritti e la partecipazione alla vita pubblica. La lingua viene indicata da Israel come uno dei più importanti indicatori del grado di integrazione dello straniero. Nel quarto e ultimo capitolo, l'A. esamina in dettaglio un caso specifico, quello di Treviso. La scelta non è ovviamente casuale: Treviso, infatti, rappresenta un ottimo campo di ricerca, sia per l'ampia presenza di stranieri, e in particolare di stranieri provenienti dall'Europa del Nord, sia per lo stato delle fonti, che per gli ultimi secoli del Medioevo sono abbondanti e consentono di affrontare adeguatamente la questione della presenza dei migranti e del ruolo da loro svolto – a diversi livelli – nell'ambito della società cittadina. In conclusione, mi sembra che lo studio di Uwe Israel apporti un tassello importante allo studio del fenomeno della migrazione e che costituisca un punto di riferimento obbligato per future ricerche.

Alessandra Veronese

Giordano Brunettin, Bertrando di Saint-Geniès patriarca di Aquileia (1334–1350). Presentazione di Paolo Cammarosano, Istituzioni e società 6, Spoleto (Fondazione Centro italiano di studi sull'alto Medioevo) 2004, XI, 968 S., ISBN 88-7988-093-4, € 98. – Man wird Cammarosano ohne Einschränkung zustimmen, wenn er unterstreicht, dass hier ein wichtiges Kapitel aus der allgemeinen Geschichte des christlichen Westens im hohen und späteren Mittelalter berührt wird: die Ausübung weltlicher Macht durch Männer aus dem Priesterstand, um deren Konsolidierung oder gar Ausweitung die Päpste sich ebenso bemüht haben wie die Inhaber von geistlichen Fürstentümern. Das

wird in dieser wohl erschöpfenden Biographie ausgeführt am Beispiel eines Patriarchen von Aquileia, des Inhabers der reichsten Kirche des Abendlandes nach dem Papsttum, zugleich Herrscher über das Friaul. Bertrand de St-Geniès genoss offenbar schon als Student der Rechte die Protektion des Kardinals Jacques Duèse, seines Landsmanns aus dem Quercy. Dieser zog als Papst Johannes XXII. ihn gleich nach seiner Wahl an die Kurie in Avignon und machte ihn später zum Auditor der Rota. 1333 schickte er ihn als Nuntius in diplomatischer Mission nach Italien als Teil seiner Bemühungen um die Festigung der päpstlichen Herrschaft im Kirchenstaat. Weniger als einen Monat nach der Rückkehr providierte er ihn am 4. Juli 1334 mit dem damals seit beinahe zwei Jahren vakanten Patriarchat Aquileia. Dessen Lenkung war aber alles andere als einfach wegen der inneren Zwistigkeiten im Friaul und besonders der nur schwer zähmbaren Bereitschaft zur Unbotmäßigkeit im dortigen Adel. Diese Schwierigkeiten überschatteten die Regierung Betrands: Sie endete am 6. Juni 1350 mit seiner Tötung während eines Scharmützels im Zuge einer „feudalen Revolte" (Pier Silverio Leicht). Das gewaltsame Ende des Kirchenmannes führte schnell zu dessen Erhebung in den Kreis der Seligen. So stehen für dessen Leben und Wirken auch hagiographische Quellen neben chronikalischen zur Verfügung, die meisten Informationen bietet jedoch die archivalische Überlieferung. Die Friauler dürfte für diese Biographie vollständig ausgewertet worden sein, vor allem dank den umfangreichen Sammlungen der Gelehrten des 18. und 19. Jh., und das gilt auch für den Anteil der Grafen von Görz, der Vögte der Kirche von Aquileia. Für das Vatikanische Archiv haben die Registerausgaben der École française de Rome erneut ihren unschätzbaren Wert erwiesen. Abgesehen davon hätte die auswärtige Politik Bertrands ausführlicher beleuchtet werden können, besonders sein Verhältnis zur Republik Venedig als der wichtigsten Nachbarin, hätte der Vf. den Weg in das dortige Staatsarchiv gefunden: Allein die Beschlüsse des Senats, deren Edition nun voranschreitet (s. S. 898–900), bieten Jahr für Jahr zahlreiche Erwähnungen des Patriarchen und seines Landes, wobei es keineswegs nur um die vergleichsweise unbedeutenden Grenzstreitigkeiten geht. Insgesamt besticht das Buch jedoch durch seine Gründlichkeit, durch die eingehende Aufbereitung der Informationen über die Tätigkeit eines Kurialen zur Zeit Johannes' XXII., durch die detaillierte Schilderung der Wirksamkeit eines geistlichen Fürsten im späteren Mittelalter, durch die Charakterisierung der schwierigen inneren Zustände in einem interessanten Territorium, gekennzeichnet durch das Spannungsverhältnis zwischen Papsttum, Reich und den weltlichen Mächten Italiens. Allerdings sei nicht verhehlt, dass man bei der Lektüre manchmal wünscht, der Vf. hätte sich stärker auf die eigentliche Biographie beschränkt und die häufigen Ausblicke in das Umfeld, das diese Lebensge-

schichte umgab, weniger weitschweifig gestaltet. Eine wohl nicht nebensächliche Bemerkung soll endlich dem Grunddatum des beschriebenen Lebens gelten: Bertrand hatte 1313 das Studium noch nicht beendet, vielmehr musste er sich deswegen durch päpstliche Dispens von der Residenzpflicht befreien lassen, doch schon 1314 erscheint er als Lizentiat beider Rechte an der Universität Toulouse, aber noch nicht als Doktor; wenn man nach den damaligen Gepflogenheiten das Alter des Examinierten mit 25, höchstens 30 Jahren annimmt, wird seine Geburt in den Zeitraum 1284–89 fallen, also sogar deutlich nach 1280, wie der Vf. in Korrektur älterer, erheblich früherer Ansätze vorschlägt (S. 64, 76f.) – somit hat er sein wichtigstes Amt bereits im kräftigen Mannesalter von weniger als 50 Jahren angetreten. Dieter Girgensohn

Politische Schriften des Lupold von Bebenburg, hg. von Jürgen Miethke und Christoph Flüeler, MGH Staatsschriften des späteren Mittelalters IV, Hannover (Hahn) 2004, XXIV, 608 S., ISSN 0340-8035, ISBN 3-7752-03044, € 75. – Mit diesem Band wird ein Schlüsseltext der spätmittelalterlichen Politiktheorie, den man bisher nur in unkritischen Drucken des 16. und 17. Jh. lesen konnte, endlich in zuverlässiger Form vorgelegt. Nachdem die vielversprechenden Vorarbeiten von Hermann Meyer noch vor dem 1. Weltkrieg stecken geblieben waren, hat es trotz mehrerer zwischenzeitlicher Anläufe noch fast ein Jahrhundert gedauert, bis das Unternehmen nun zu einem Ergebnis geführt werden konnte, das keine Wünsche offenläßt. Die Edition umfaßt alle drei Schriften des Lupold von Bebenburg (ca. 1300–1363), die dem Problem der Reichsverfassung gewidmet sind, wenn auch in sehr unterschiedlicher Weise. Die umfangreiche Einleitung, die bei aller Gelehrsamkeit ansprechend formuliert und gut lesbar ist, zeichnet zunächst ein vielschichtiges Bild von Lupolds Leben und Wirken: sein Studienaufenthalt in Bologna (1316–1321), wo er als Schüler des Johannes Andreae die kanonistische Bildung erwarb, deren fundamentale Bedeutung sowohl für seine Karriere wie für seine Schriften dank der sachkundigen Aufmerksamkeit der Editoren nun erst voll gewürdigt werden kann; seine vielseitige Tätigkeit als langjähriger Offizial in Würzburg (1332–1351) und schließlich seine Amtsführung als Bischof von Bamberg (1353–1363). Es folgt ein exkursartiger Hintergrundbericht über die Entwicklung der Debatte um die kuriale Approbationstheorie, der auch unabhängig vom vorliegenden Zusammenhang mit Gewinn zu lesen ist. Zwei weitere Kapitel sind dem Inhalt und der Überlieferung der drei edierten Schriften gewidmet. Am umfangreichsten und wichtigsten ist der *Tractatus de iuribus regni et imperii Romanorum*, in dem der Vf. im Jahr 1339 mit weit ausholender historischer Fundierung, scholastischer Methodik und juristischer, vorwiegend kanonistischer Argumentation den päpstlichen An-

spruch auf Approbation des gewählten deutschen Königs zurückweist. Damit stellt sich die Schrift „als ein ausführlich paraphrasierender und argumentativ begründender Kommentar" zu der entsprechenden Erklärung der Kurfürsten in Rhense vom 16. Juli 1338 dar (S. 41). Die zentrale Rolle, die Lupold bei der politischen Vorbereitung, vielleicht auch bei der Formulierung und jedenfalls bei der publizistischen Flankierung dieses längst überfälligen Signals gegen die päpstlichen Anmaßungen gespielt hat, wird in der Einleitung weiter präzisiert (S. 38–41, 95f., 113f, 119f); sehr einleuchtend auch die subtile Gesamtcharakteristik des „theoretisch nicht ganz klaren Realismus", mit dem Lupold unter Berücksichtigung der historisch gewachsenen deutschen Verfassungsverhältnisse „doch schon fast bei einem modernen Staastbegriff ankam" (S. 119f). Die trotz vorliegender Vorarbeiten noch einmal durchgeführte Kollation sämtlicher Handschriften (insgesamt 20, bisher noch nicht berücksichtigt: Besançon, Darmstadt, Leiden, Tübingen, Valenciennes; zwei schon von Meyer als vermißt angezeigte Hss. in der Vallicelliana und in der Palatina leider weiterhin verschollen) führt zu einer gesicherten Gruppierung, wobei die schon von Meyer erkannte Sonderstellung der Hs. Trier 844 bestätigt und präzisiert wird: „zwar Abschrift, aber beinahe makellos" (S. 203); „wahrscheinlich Widmungsexemplar für Erzbischof Balduin von Trier" (S. 173 und 187). Nach Fertigstellung dieser Hs. hat der Autor selber seinen Text noch in drei Schüben mit Nachträgen versehen, mit denen er u. a. postwendend auf die Kritik reagierte, die Wilhelm von Ockham wahrscheinlich in einer mündlichen Auseinandersetzung im Sommer 1341 gegen Lupolds *Tractatus* vorgetragen hatte (S. 200–203). Datierungsvarianten, die von den neu eingeführten Hss. geliefert werden (3. Februar 1340: neben Hs. Leipzig nun auch in den Hss. Besançon und Darmstadt; 26. Nov. 1339 in Hs. Tübingen; 22. Aug. 1341 in Hs. Valenciennes), helfen, diesen Schlagabtausch der gelehrten Theoretiker zu rekonstruieren und die komplizierte Überlieferungsgeschichte des Texts und der Nachträge zu klären (S. 198–203). Analyse und Edition von Lupolds Hauptwerk werden sinnvoll ergänzt durch zwei fast gleichzeitig entstandene Begleitschriften: *Libellus de zelo christiane religionis veterum principum Germanorum* sowie *Ritmaticum querulosum et lamentosum de modernis cursibus et defectibus regni et imperii Romani.* Auch in diesen beiden Fällen wird die untadelige kritische Edition ergänzt duch eindringliche und weiterführende Erläuterungen zu Inhalt, Funktion und Überlieferung.

Martin Bertram

Karsten Plöger, England and the Avignon Popes. The Practice of Diplomacy in Late Medieval Europe, London (Legenda) 2005, 304 S., ISBN 1-904713-04-1. – Vorliegende, in Oxford entstandene Dissertation, gehört zwar zur im-

mer umfangreicher werdenden Reihe derjenigen Arbeiten, die sich mit dem Thema „Kommunikation im Mittelalter" beschäftigen, betritt jedoch insofern Neuland, als sie den Blick auf ein bislang sträflich vernachlässigtes Kapitel mittelalterlicher Diplomatie richtet. Sicher – England konnte nie für sich in Anspruch nehmen, *pupilla oculi nostri* der in Avignon residierenden Päpste zu sein, war für diese jedoch in mehrfacher Hinsicht von großer Bedeutung: als Kriegsgegner Frankreichs im „Hundertjährigen Krieg", als (zeitweiliger) Verbündeter Ludwigs des Bayern – und nicht zuletzt auch als Land, das durch seine umfangreichen und höchst lukrativen Pfründen nicht nur bei den Kardinälen gesteigerte Begehrlichkeiten hervorrief. Doch geht es in vorliegender Dissertation nicht um Diplomatiegeschichte im herkömmlichen Sinne, anders ausgedrückt: weniger die Endprodukte diplomatischen Verkehrs wie Verträge o. ä. stehen im Blickpunkt der Arbeit, sondern Art und Technik der damit verbundenen Kommunikation. Es geht um die Beschreibung diplomatischer Praxis im Zeitraum von 1342–1362 und nicht um eine stringente Gesamtdarstellung anglo-päpstlicher Beziehungen. Die Arbeit gliedert sich in acht Kapitel, behandelt nach methodischen und theoretischen Vorüberlegungen (4–23) die bestimmenden Faktoren und Kontaktpunkte des Verhältnisses zwischen England und der Kurie (23–65), um davon ausgehend den Blick auf das diplomatische Personal (65–124), die Organisation (124–179), die Kommunikationsmittel (179–197) und das Protokoll bzw. Zeremoniell (197–209) zu richten. Auf eine Schlussbetrachtung (226–231) folgt ein Epilog, in dem auf Verbindungslinien zwischen mittelalterlichen und aktuellen Formen von diplomatischem Verkehr aufmerksam gemacht wird. Der Vf. konnte auf umfangreiches Archivmaterial zurückgreifen. Insbesondere die im Public Record Office in London aufbewahrten Bestände der Kanzlei und des *Exchequer* erwiesen sich als ausgesprochen aussagekräftig, belegen sie doch zum einen, wie außerordentlich qualifiziert das diplomatische Personal Edwards III. war, verdeutlichen zum anderen aber auch, wie sehr das diplomatische System insgesamt darunter litt, dass es über keinerlei feste Strukturen – und damit Kontinuität – verfügte. England entbehrte nach Abschaffung des Amtes eines *procurator regis Anglie* um 1340 eines ständigen Repräsentanten an der Kurie, was dazu führte, dass die gegenseitigen Kontakte mehr oder minder Episode blieben. Auf einen „Landeskardinal" musste Edward III. ebenso verzichten – Informationen aus dem innersten Führungszirkel der Kurie lieferten ihm freundlich gesonnene Kardinäle, die für ihre Dienste angemessen entlohnt wurden. Die Auswertung der Quellen zeigt, dass insbesondere Papst Clemens VI. eine Schlüsselrolle bei der Ausformulierung und Gewährung diplomatischer Privilegien, insbesondere der Immunität der Gesandten, zukommt, war bei ihm doch die Einsicht gereift, dass solche Privilegien als Vorbedingung

für ein Zustandekommen effektiver Verhandlungen zwischen England und Frankreich von enormer Bedeutung waren. Das, was 1344 in Avignon seinen Anfang nahm, jedoch 1345 bereits scheiterte, wurde von Clemens VI. ohne Zweifel als seine päpstliche Pflicht begriffen: die Partizipation an den Verhandlungen zwischen England und Frankreich zwecks Beilegung der kriegerischen Auseinandersetzungen. Über das ermüdende diplomatische Taktieren in Avignon gibt dabei eine Art Tagebuch der englischen Gesandten Auskunft, das kritisch – und überzeugend – ausgewertet wurde. Die Arbeit lässt keinerlei Zweifel daran aufkommen, wie mühsam und wenig voraussehbar das diplomatische Tagesgeschäft war, welche Rolle Schlüsselqualifikationen wie „dynamism" oder „adaptability" (228) tatsächlich spielten, kurz: diplomatische Praxis wird auf überzeugende und angenehm lesbare Art und Weise dargestellt.

Ralf Lützelschwab

Birgit Studt, Papst Martin V. (1417–1431) und die Kirchenreform in Deutschland, Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 23, Köln (Böhlau) 2004, X, 789 pp., ISBN 3-412-17003-8, € 89. – L'obiettivo dell'indagine consiste nel dar rilievo alle linee portanti, alle iniziative concrete e agli strumenti usati da papa Martino V nella sua politica di riforma della Chiesa, che, in base alle direttive stesse del Concilio di Costanza, significava pure riforma della Curia. L'ottica entro la quale fu collocata la rilevante e articolata operazione fu quella di ricostituire i rapporti dello stato pontificio con le varie chiese, in questo caso in particolare con quella tedesca: dal decreto *De reformatione ecclesiae* dell'aprile 1418 con il quale si procedette a concludere i negoziati con le singole nazioni, ma riguardante pure la riserva dei benefici ecclesiastici, delle commende, delle indulgenze e delle dispense, all'azione di sostegno a favore dei movimenti riformatori interni agli stessi Ordini religiosi o alle diocesi. Martino V favorì, ad esempio, l'azione riformatrice del vescovo di Treviri, Otto von Ziegenhaim, al quale sono indirizzati numerosi documenti del pontefice a partire dal 22 agosto 1419; e proprio a Treviri si tenne il Capitolo provinciale degli abati benedettini dove furono sancite importanti decisioni inerenti la riforma dell'Ordine. Nel 1421 designò poi legato in Germania il cardinale Branda da Castiglione con lo scopo di attuare la riforma dei vescovati tedeschi, cui seguirono quelle del cardinale Giordano Orsini (1426), dell'inglese Enrico di Beaufort, al quale era stato conferito il cappello cardinalizio nella prima creazione di Martino V del 26 maggio 1426, e infine quella del cardinale Giuliano Cesarini nel 1431. Tutti aspetti affrontati con ampia analisi della documentazione nelle quattro sezioni in cui si suddivide il volume, con particolare attenzione all'istituto della legazione, strumento importante nell'azione del papa. Dall'indagine

condotta a vari livelli e dagli interventi di diversa natura ma tutti intersecantisi tra loro emerge la piena consapevolezza di Martino V nell'affrontare con urgenza i singoli problemi trovati già in fase acuta nel momento della sua elezione – dalla necessità di consolidare il potere pontificio alla risistemazione delle strutture periferiche al potenziamento dei suoi emissari – e ai quali il Colonna pose mano con disposizioni mirate chiare e determinate.

Mariarosa Cortesi

Petra Weigel, Ordensreform und Konzilarismus. Der Franziskanerprovinzial Matthias Döring (1427–1461), Jenaer Beiträge zur Geschichte 7, Frankfurt a. M. ecc. (Peter Lang) 2005, 540 pp., ISSN 14336162, ISBN 3-631-53273-3, € 79,50. – Questo studio biografico di ampio respiro sia brevemente segnalato agli specialisti italiani del francescanesimo, senza poterlo presentare in tutta la sua ricchezza critica e storiografica. In base ad una impressionante raccolta documentaria (pp. 286–444: presentazione critica di 180 documenti di ogni genere) viene proposta una raffinata rivalutazione dell'operato del Döring, energico ed abile capo della provincia sassonica, che fu una figura di primo piano nella travagliata storia dell'ordine nel Quattrocento. Tenace difensore dei Conventuali contro l'avanzata dell'Osservanza, non era comunque un rigido conservatore ed antiriformista. Dall'altro canto era, sì, un convinto sostenitore del Concilio di Basilea e perciò avversario di Eugenio IV, ma non un nemico del papato per principio, come si credeva in base alla *Confutatio primatus papae*, la quale, però, gli fu attribuita erroneamente. Nel complesso questo lavoro risulta un importante contributo alla recente tendenza storiografica di allargare e differenziare il vasto panorama di aspirazioni personali, manovre politiche, proposte istituzionali e concetti ideologici nel riformismo francescano del Quattrocento.

Martin Bertram

Repertorium Poenitentiariae Germanicum VI. Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Sixtus' IV. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches 1471–1484. 1. Teil: Text, bearb. von Ludwig Schmugge mit Michael Marsch und Alessandra Mosciatti. 2. Teil: Indices, bearb. von Hildegard Schneider-Schmugge und Ludwig Schmugge, Tübingen (Max Niemeyer) 2005, XXVII + 948 S. bzw. VII + 468 S., ISBN 3-484-80160-3, € 198. – Drei Jahre nach Erscheinen des Repertorium Poenitentiariae Germanicum (RPG) zum Pontifikat von Paul II. liegt nun der Band zum Pontifikat von Sixtus IV. vor. Der im Vergleich zu den Vorgängern etwas längere Zeitraum der Bearbeitung erklärt sich allein schon aus dem Umfang des aufzunehmenden Materials: Dieses Mal sind es entsprechend der Dauer des Pontifikats dreizehn Supplikenregister und damit mehr als doppelt

so viele als unter seinem Vorgänger, die zudem bis auf wenige Lagen vollständig und lückenlos erhalten sind. Daraus sind 7478 Einträge für das Deutsche Reich von Ludwig Schmugge und seinen Mitarbeitern herausgefiltert worden. Erstmalig musste deshalb das RPG in zwei Teilbände für den Text bzw. die Indices untergliedert werden. Im Textband werden neben den Einträgen ausführliche Bandbeschreibungen, eine Erklärung zur Gestaltung der Regesten, die Amtsträger der Pönitentiarie (Signatare, Großpönitentiare, Regenten, Auditoren, Minderpönitentiare, Prokuratoren), eine Auflistung der sechs in Kopie in den Registern vorgefundenen *litterae* des Großpönitentiars und die Verzeichnisse der Diözesen und Abkürzungen geboten. Die Anordnung der Einträge nach Vorlage in den Supplikenregistern hat sich leicht zu den Vorgängerbänden verändert. Die Dispensationen von Ehehindernissen (*de matrimonialibus*) stellen allein 2018 Einträge, diejenigen für verschiedenartige und meist etwas kompliziertere Fälle (*de diversis formis* und *de declaratoriis*), die wie üblich im Volltext wiedergegeben werden, 1414 bzw. 386 Einträge, die Befreiungen vom Makel unehelicher Geburt (*de defectu natalium*) und darüber hinaus der Gewährung einer oder auch mehrerer kompatibler und/oder nicht kompatibler Pfründen (*de uberiori*) insgesamt 1997 bzw. 516 Einträge, die Dispensationen von Weihehindernissen vor bzw. nach der Weihe (*de promotis et promovendis*) dagegen 349 Einträge und schließlich die Gewährung von Beichtbriefen (*de confessionalibus*) 692 Einträge, wobei unter diese Rubrik nun auch die besonderen Absolutionsvollmachten (*de sententiis generalibus* und *de confessionalibus in forma, Cupientes*) fallen, die vorher gesondert aufgeführt worden waren. Im Indexband kann man nach Vornamen, Zunamen, Orten, Patrozinien, Orden, Kommissionsempfängern, Signataren und (neu!) Auditoren, Daten und Orte der Einträge sowie Wörter und Sachen recherchieren. Das reichhaltige Material bietet trotz unterschiedlicher thematischer Schwerpunkte zahlreiche Ergänzungen zum Material des Repertorium Germanicum (RG), das vor allem die Bemühungen der Petenten um den Erwerb und die Verteidigung von Pfründenbesitz widerspiegelt. Darüber hinaus sind aber auch in den vom RG erfassten Registern der päpstlichen Kanzlei und Kammer Dispensationen zu allen genannten Fällen nachgefragt worden, vor allem in den Bereichen *de uberiori* und *de promotis et promovendis*. Hier stellt sich die Frage, welcher Petent aus welchem Grund welchen Weg zur Erlangung der Dispens gewählt hat. Es ist bekannt, dass der Geschäftsgang über die Kanzlei langwieriger und auch teurer war. Andererseits wog die Genehmigung von Seiten des Papstes oder auch des Vizekanzlers offensichtlich schwerer als die des Großpönitentiars oder seiner Stellvertreter. Weiter kommen auch Fälle vor, in denen eine Supplik von der Kanzlei an die Pönitentiarie zur Expedition weitergereicht wurde. Dies lässt sich anhand des verwendeten Formu-

lars und der anschließenden Genehmigung erkennen. Auch hier wieder die Frage: warum wird die Supplik weitergereicht? Schließlich haben sich viele Kleriker aber auch Laien bei ihrem Besuch in Rom bzw. über Prokuratoren an die eine wie an die andere Dikasterie gewandt, um verschiedene Anliegen ‚auf einen Schlag' erledigen zu können, so dass sich unter Umständen in beiden Findmitteln Angaben zu den Personen finden und ergänzen lassen. Ein Beispiel ist Sixtus Russinger, von dem wir aus dem RG erfahren werden, welche Pfründen er beanspruchte und auch, dass er sich vom Makel unehelicher Geburt und der daraus ergebenden Möglichkeit des Erwerbs von zunächst einem, dann auch mehrerer inkompatibler Pfründen befreien ließ. Im RPG erfahren wir darüber hinaus, dass er sich auch von einem konkubinären Verhältnis absolvieren ließ. Weiter lässt sich die Tertiarin Elizabeth Granderin zunächst von der Kanzlei eine Klause nahe der Kirche St. Moritz zu Augsburg zuweisen, wenige Jahre später erhält sie von der Pönitentiarie auch die freie Wahl ihres Beichtvaters zugestanden. Schließlich lassen sich die gräflichen Brüder von Mansfelt über die Kanzlei bzw. Kammer das Recht auf die Errichtung einer Kollegiatkirche innerhalb ihrer namensgebenden Burg sowie auf Exemtion von der kirchlichen Gerichtsbarkeit zugestehen, in der Pönitentiarie hingegen den Gebrauch von Milchprodukten zur Fastenzeit. Diese knappen Hinweise sollen ermutigen, beide Findmittel, die in ihrer Anlage bewusst aufeinander abgestimmt sind, immer ergänzend zur Hand zu nehmen, auch wenn der Umfang und die Komplexität des im RG zu behandelnden Quellenmaterials eine gleichzeitige Herausgabe der jeweiligen Bände leider nicht ermöglicht. Thomas Bardelle

Gritje Hartmann, Wilhelm Tzewers: Itinerarius terre sancte. Einleitung, Edition, Kommentar und Übersetzung, Abhandlungen des Deutschen Palästina-Vereins 33, Wiesbaden (Harrassowitz) 2004, 455 S., ISBN 3-447-04794-1, € 74. – Dieses Buch ist für jeden, der sich für die Geschichte des Reisens und der Wallfahrten im Mittelalter interessiert, unverzichtbar. Es bietet einen bisher nur handschriftlich bekannten lateinischen Text, ordnet ihn einleitend in seinen weiteren geschichtlichen Zusammenhang ein, erschließt ihn philologisch durch Varianten- und Marginalienapparat, historisch durch umfangreiche Sachkommentare und gibt ihm eine gut lesbare Übersetzung sowie vier Indices (Orte, Personen, Bibelstellen, im Sachkommentar verzeichnete Autoren und Werke) bei. Der Vf., Wilhelm Tzewers (latinisiert Textoris), wurde um 1420 in Aachen geboren, studierte an der Universität Erfurt und erwarb dort verschiedene akademische Grade. 1462 wurde er in Basel zum Doktor der Theologie promoviert und hatte an der dortigen Universität bis 1472 einen theologischen Lehrstuhl inne. Er war also ein hochgebildeter

Mann, der nicht nur als Rektor seiner Universität, sondern auch durch mehrere geistliche Schriften hervortrat und in die Auseinandersetzung zwischen Nominalisten und Realisten an der Universität Basel eingriff. Nach 1472 beschränkte er sich auf seine Tätigkeit als Münsterprediger und zog sich schließlich um 1484 in seine Aachener Heimat zurück, wo er im Jahre 1512 verstarb. Wahrscheinlich ist auch seine Wallfahrt zum Heiligen Land, die er 1477/78 in vergleichsweise hohem Alter unternahm, vor dem Hintergrund dieses allmählichen Rückzugs aus weltlichen Positionen und als Folge einer Besinnung auf geistliche Ziele zu interpretieren. Der Prolog mit seinem resignativen und bußfertigen Grundton deutet das an. Tzewers bezeichnet seine Heiliglandfahrt als eine „heilige und bittere Reise" (*sacra et amara reisa*). Er meinte damit jene charakteristische Mischung aus geistlichem Verdienst und weltlichen Bedrängnissen, die jeder Heiliglandpilger im späten Mittelalter erleben konnte. Auch sein Bericht vermittelt davon einen lebendigen Eindruck, etwa wenn der Verfasser vorausschauend empfiehlt, in Venedig eine hochgeschlossene, feste Jacke gegen die Schläge der Muslime zu erwerben und mit dem Schiffsherrn einen Vertrag abzuschließen, der die Pilger gegen dessen Zumutungen und Ansprüche schützen sollte. Tzewers mußte es sogar erleben, daß seine Pilgergruppe im Hafen von Jaffa überfallen und zur Rückkehr nach Zypern genötigt wurde. Nur einem kleinen Teil von ihnen gelang schließlich im zweiten Anlauf und auf Umwegen die Vollendung der Wallfahrt. Tzewers ließ es aber nicht damit bewenden, von seinen persönlichen Erlebnissen zu erzählen, sondern fügte seinem Bericht von der Reise eine umfangreiche Beschreibung des Heiligen Landes und der heiligen Stätten hinzu. Sie konnte an frühere Darstellungen (Burchard de Monte Sion, Alessandro Ariosto, Rorgo Fretellus und Johannes von Würzburg, Ludolf von Sudheim, Hans und Peter Rot, Jakob von Vitry u. a. m.) anknüpfen, fügte aber auch persönliche Auskünfte und die Eindrücke des Verfassers hinzu. Zu Recht weist H. darauf hin, daß die Frage nach der Abhängigkeit der Heiliglandberichte von ihren Quellen wie auch untereinander die Forschung immer noch zu wenig beschäftigt, daß aber Aussagen über das Verhältnis von Tradition und Individualität nur möglich sind, wenn die jeweiligen Vorlagen bestimmt wurden. H.s Sachkommentar läßt erkennen, in welchem Maße Wilhelm Tzewers auf andere Texte zurückgriff, und macht darüber hinaus die topographischen Verhältnisse, lokalen Traditionen und deren historische Tiefe transparent. Stets kann der Benutzer darauf bauen, daß alle Angaben auf genauer Ortskenntnis beruhen. In der historischen Reiseforschung sollte dies selbstredend gelten, wird aber oft nicht beachtet. Die Edition selbst basiert auf drei Handschriften aus dem späten 15. Jh., von denen die mit der am besten dokumentierten Überlieferungsgeschichte (Zürich, Zentralbibl., Car. C 58) als Leithandschrift fungiert. H.

kommt zu dem Ergebnis, daß Wilhelm Tzewers wenig Aufmerksamkeit für die ihm fremden Völker und Religionen im Heiligen Land an den Tag legte, vielmehr polemisch über die Muslime urteilte und sich ganz mit der christlichen Kultur identifizierte. Insofern stellt sein Bericht ein zutiefst konservatives und in vieler Hinsicht typisches Beispiel für die Palästinaliteratur des späten Mittelalters dar. Die vorbildlich eingerichtete und mustergültig ausgestattete Edition könnte darüber hinaus dazu anregen, die schmale Gruppe der Gelehrten und akademisch Gebildeten unter den Jerusalempilgern des späten Mittelalters (neben Tzewers etwa Johannes Münsinger, Anselm von Eyb oder Sebastian von Rotenhan, vielleicht auch Pietro Casola) schärfer ins Auge zu fassen.

Folker Reichert

L'ambizione di essere città. Piccoli, grandi centri nell'Italia rinascimentale, a cura di Elena Svalduz, Istituto veneto di scienze, lettere ed arti, Memorie, Classe di scienze morali, lettere ed arti 107, Venezia (Istituto veneto) 2004, X, 402 S. mit zahlr. Abb., ISBN 88-88143-52-1, € 54. – Schon der Titel beleuchtet das Dilemma eines Fürsten, dessen Herrschaftsgebiet nur kleine Orte umschloss, nur „quasi-città" gemäß einem von Giorgio Chittolini geprägten Begriff, aber keine Stadt im traditionellen Wortsinn, die ihre Qualität meist schon seit der Antike besaß, sie jedenfalls im Mittelalter durch den Bischofssitz in ihren Mauern festigen konnte: Er musste mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln sich bemühen, irgendwie die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf seine Residenz zu lenken, sie also in das gehörige Licht setzen. Dieses Phänomen in vergleichendem Ansatz zu untersuchen ist das Anliegen der Beiträge des Bandes, dessen Inhalt anzusiedeln ist zwischen Kunstgeschichte, speziell Urbanistik, einerseits und verschiedenen historischen Einzeldisziplinen – der politischen wie der Sozial- und der Wirtschaftsgeschichte – andererseits. Die angedeutete Problematik behandelt nach einem einführenden Essay der Hg. gleich der Aufsatz von Marco Folin, Il principe architetto e la „quasi-città": spunti per un'indagine comparativa sulle strategie urbane nei piccoli Stati italiani del Rinascimento (S. 45–95), der vor allem in Erinnerung ruft, wie viele von diesen Kleinstaaten es im 15.–16. Jh. tatsächlich gegeben hat. Eine Übersicht über die kleinen Städte im Gebiet der Republik Venedig bietet sodann Anna Bellavitis, „Quasi-città" e terre murate in area veneta: un bilancio per l'età moderna (S. 97–119). Mit jeweils einzelnen Beispielen befassen sich anschließend Manuela Ghizzoni und Manuela Rossi (beide über Carpi), Gabriele Fabbrici (Correggio), Mario Bevilacqua (Senigallia, Loreto, Giulianova), Nicola Soldini (Guastalla), Francesco Ceccarelli (Brescello), Maria Cristina Basteri (Kastell der Rossi in San Secondo), Diego Cuoghi (Scandiano) und Giuseppe Bonaccorso (Cervia

Vecchia). Reiches Bildmaterial verhilft den einzelnen Darstellungen zur erforderlichen Anschaulichkeit. Bei der Übersicht über die Fülle der angesprochenen Aspekte und der behandelten oder nur erwähnten Orte hilft das Namenregister. Dieter Girgensohn

Giovanni Pizzorusso/Matteo Sanfilippo, Dagli indiani agli emigranti. L'attenzione della Chiesa romana al Nuovo Mondo, 1492–1908, Archivio storico dell'emigrazione italiana. Quaderni 1, Viterbo (Sette Città) 2005, 246 pp., ISBN 88-7853-048-4, € 25. – Perché, si chiedeva Giovan Battista de Luca, solo i vescovi destinati all'Italia e a poche altre aree limitrofe avevano l'obbligo d'essere esaminati dal papa e da altri cardinali ed esperti prima di assumere l'incarico, mentre i titolari di diocesi nominati dai sovrani erano considerati da subito atti al compito delicato cui erano chiamati? I vescovi italiani, si chiedeva il prelato giurista, erano dunque meno dotati degli altri? E i papi erano inferiori agli altri principi se la provvisione ad un vescovato espressa in un concistoro da loro presieduto andava verificata da una commissione? Non serve qui rievocare ulteriormente la riflessione di de Luca (presentata tra l'altro nel suo „Vescovo pratico"). Essa, però, contribuisce indirettamente a sottolineare il tema centrale del volume di Pizzorusso e Sanfilippo, dedicato agli sforzi continui della Santa Sede per avere una propria capacità d'influenza in quel continente americano che le potenze coloniali europee, con poche eccezioni, si dimostrarono sempre pochissimo disposte ad amministrare, anche sotto il profilo dell'organizzazione e della gestione ecclesiastiche, col concorso della Sede romana. La situazione americana si presentò da subito complessa. Il papato, concedendo già al tempo delle prime scoperte i diritti di patronato alle corone spagnola e portoghese (con lo „spagnolo" Alessandro VI ripreso poi da altri successori, e tra questi in particolare da Giulio II), limitò drasticamente la propria sfera d'azione, e i missionari furono di fatto sottoposti all'autorità civile più che a quella religiosa. La Santa Sede si trovò così in sostanza „esclusa dalla gestione e dal controllo di quello che sta[va] diventando un continente cattolico. Già nella seconda metà del Cinquecento, il sistema del patronato inizi[ò] ad apparire una delega eccessiva ai sovrani spagnoli" (p. 29). L'impotenza sostanziale della Chiesa corrispondeva tra l'altro alla radicale trasformazione della sua struttura e all'impegno delle congregazioni romane – e su tutte quella del S. Uffizio e, nel primo Seicento, di Propaganda Fide –, nonché dei nuovi ordini, in primo luogo quello Gesuita, attivissimo nelle Americhe. Innovazioni, queste, che sostanziarono continui tentativi di imporre una più forte presenza nelle Americhe, di esercitare un ruolo di controllo e di guida delle Chiese locali. Compito assai arduo, data la situazione, e pure condotto in modo spesso contrastante. Se Propaganda Fide

fu assai attiva nel contrastare il Patronato, la politica estera della Santa Sede fu invece improntata a maggior prudenza ed equilibrio, anche perché lo scenario generale mutava di continuo: ben presto nelle Americhe non vi furono più infatti solo indios da evangelizzare ma anche eretici da convertire o da sopprimere. Cresceva per di più la presenza ebraica, comparivano gli schiavi importati dall'Africa (che, con l'eccezione dei Cappuccini, furono sfruttati pure dagli ordini religiosi per coltivare i loro estesi possedimenti) ma anche si rafforzarono le presenze dei cattolici irlandesi – da proteggere – negli insediamenti inglesi o, al contrario, di ugonotti – da combattere – in quelli francesi. Tutto questo in un quadro in cui Roma si venne a trovare sempre ai margini della scena politica europea. Dall'altro fronte, la Spagna si oppose alla fondazione di Propaganda e poi tese a non accettarne la giurisdizione sui propri territori e non diversamente si comportò il Portogallo. Di qualche spazio in più godé Roma nelle Antille francesi e da qui anzi si tentò di contrastare i privilegi di cui le potenze iberiche godevano grazie al Patronato. Nelle colonie francesi del Nord del continente – ove erano assai attivi i Gesuiti, in perenne contrasto con Propaganda Fide, cui non intendevano dar conto della propria attività, pretendendo di dipendere direttamente dal papa – la Chiesa cattolica assunse il ruolo di „Chiesa missionaria", dedita alla conversione degli indiani, e di „Chiesa coloniale". Per quel che riguarda quest'ultima, indirizzata agli europei, è da sottolineare come la prima diocesi americana fuori dall'area del Patronato sia stata nel 1674 quella di Québec, in una fase tarda, dunque (a complicare le cose, va sottolineato come proprio in quel tempo le tensioni tra Luigi XIV e il papato toccarono e anzi oltrepassarono il livello di guardia). Nel secolo successivo, quando i Francesi persero il Nord America, gli sforzi romano per salvaguardare i diritti dei cattolici in quella regione furono costanti, ma a ciò si aggiunse, nel 1773, lo scioglimento della Compagnia di Gesù, e, nel 1798, ad opera dei Francesi, la soppressione di Propaganda Fide (che riprese le sue funzioni solo nel 1815). Non solo, è tra il 1810 e il 1825 che le colonie americane si ribellarono alla Spagna: con ciò venne abolito il Patronato spagnolo, ma fu contemporaneamente posta in crisi l'intera struttura ecclesiastica cattolica strettamente identificata, malgrado tutto, col potere soppresso. Ma ancora, a modificare ulteriormente il quadro, intervennero altri determinanti fattori: anzitutto i flussi migratori verso quei paesi che crearono nuove esigenze e nuove opportunità per Roma, ma soprattutto una dimensione multietnica che portò tra l'altro la Chiesa cattolica a favorire l'anglicizzazione della Chiesa canadese. Soprattutto dalla seconda metà dell'Ottocento la Santa Sede cercò di cogliere il fenomeno migratorio come opportunità da cogliere al balzo per favorire la propria „penetrazione nel subcontinente settentrionale" e per „piegare le resistenze dei governi del sub-

continente meridionale" (p. 223). Questo portò a caratterizzare lo sforzo missionario ormai quasi tutto rivolto, a Nord così come a Sud, all'immigrazione più che agli indigeni. Pizzorusso e Sanfilippo indagano questa realtà dinamica e complessa: di rilevante interesse appaiono i capitoli dedicati agli abiti e ai riti che i missionari dovevano adottare e al rapporto tra i missionari, gli indigeni e gli schiavi africani. Quasi metà volume è dedicato alla emigrazione italiana nel Nord America: emergono temi di straordinario interesse, quello ad esempio dei matrimoni, civili e/o religiosi, ove il clero cattolico si trovò ad operare una difficile mediazione tra una realtà giuridica propria degli Stati Uniti e concezioni ancora legate alla patria originaria. Tra gli immigrati italiani vi fu chi, pur dopo essersi sposato civilmente, ripudiò tale unione creando non poco scompiglio. In questi casi Propaganda Fide incoraggiò i cattolici italiani ad adeguarsi agli usi e a ritenere validi a tutti gli effetti i matrimoni civili. Nulla era stabile, nulla era scontato, nel Nuovo Mondo, e di tutto ciò danno conto Pizzorusso e Sanfilippo, da tempo impegnati su questo fronte, che con queste pagine forniscono un contributo estremamente chiaro, godibile, efficace. Antonio Ippolito Menniti

Matteo Sanfilippo, Problemi di storiografia dell'emigrazione italiana, Viterbo (Sette Città) 2002, 266 S., € 12; Matteo Sanfilippo, L'affermazione del cattolicesimo nel Nord America. Elite, emigranti e Chiesa cattolica negli Stati Uniti e in Canada, 1750–1920, Viterbo (Sette Città) 2003, 329 S., € 22. – Der in Viterbo lehrende Historiker legt hier zwei fundiert recherchierte Beiträge zur Erforschung der Emigrationsbewegungen von Italienern im wesentlichen seit dem 18. Jh. vor. „Problemi di storiografia dell'emigrazione italiana" gibt eine ausführlich kommentierte Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur über die Migrationsbewegungen aus und nach Italien während der Neuzeit. Sanfilippo bettet die italienische Situation eingangs in den gesamteuropäischen Kontext ein, bevor er den Forschungsstand zu einzelnen Themenkomplexen der italienischen Migrationsforschung akribisch referiert. Besonders wichtig ist ihm, herauszuarbeiten, daß sich die Geschichte der Migration aus und nach Italien nicht in der sogenannten „grande emigrazione" der Jahrzehnte nach der nationalen Einigung erschöpft (1870–1915); er plädiert für eine Gesamtgeschichte der italienischen Migration als Teil einer europäischen Migrationsgeschichte der Neuzeit, vom 16. bis zum Ende des 20. Jh. Außer der Debatte über die „grande emigrazione" widmet sich der Forschungsbericht der Emigration von Italienern in die Vereinigten Staaten und nach Kanada, den politischen und/oder wirtschaftlichen Motiven für Migration sowie der spezifischen Situation von Frauen und Minderjährigen in der Emigration. Wer sich in den Stand der Forschung zu migrationsgeschichtlichen Fragestel-

lungen in Italien einarbeiten will, kommt an diesem Literaturbericht nicht vorbei. In dem Band „L'affermazione del cattolicesimo nel Nord America" präsentiert Sanfilippo schließlich eigene aktuelle Arbeiten zur Emigration von Italienern zwischen 1750 und 1920 in die USA und nach Kanada. Dabei konnte er von dem umfangreichen Quellenmaterial profitieren, das sich zu dieser Thematik in den Vatikanischen Archiven vorfand, vor allem im Archiv der *Propaganda fide*, aber auch im Archiv der Kongregation für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten, im Archiv des Heiligen Offiziums und im Vatikanischen Geheimarchiv (Nuntiaturen, Staatssekretariat). Denn gerade die Kirche maß den katholischen italienischen Auswanderern besondere Bedeutung zu, nicht immer völlig selbstlos, wanderte hier doch eigene Klientel in Gebiete ab, die noch zu katholisieren waren. Ausgehend von einer emigrationsgeschichtlichen Fragestellung kommt Sanfilippo, mitbedingt durch den Reichtum seiner Quellen, bei einer Geschichte der vatikanischen Aktivitäten beim Auf- und Ausbau der kirchlichen Hierarchie auf dem nordamerikanischen Kontinent während des 19. Jh. an. Zusätzlich zu den Fragen der italienischen Emigration in die Vereinigten Staaten und nach Kanada sowie in diese Thematik verwoben, handelt er das Verhältnis des Heiligen Stuhls zu den Vereinigten Staaten in den 1860er Jahren ab, beleuchtet die nordamerikanische Reise des Delegaten Gaetano Bedini in den Jahren 1853/54 und die Rolle der apostolischen Delegatur in Washington den italienischen Emigranten gegenüber. Ein Kapitel widmet Sanfilippo den „nordamerikanischen Katholiken und der römischen Frage" (1848–1918). Ähnlich breit behandelt er die Situation in Kanada. Abschließend gilt sein Interesse, eher sozialhistorisch, dem keineswegs konfliktfreien Verhältnis von Emigranten und hohem und niederem Klerus sowie Sozialisten in den untersuchten Ländern. Das Buch ist etwas zwitterhaft, sprunghaft, gleichwohl aber anregend, weil es auf breiter Archivquellenbasis (zusätzlich zu den vatikanischen hat Sanfilippo staatliche italienische und amerikanische sowie diverse Ordensarchive konsultiert) die keineswegs auf den ersten Blick klaren, aber nichtsdestoweniger schließlich evidenten Zusammenhänge zwischen Emigration und vatikanischer Politik in Nordamerika aufzeigt. Die katholischen italienischen Emigranten wirkten, manchmal mehr, manchmal weniger willig, als ein römisches Hilfsvehikel für den Aufbau der römisch-katholischen Hierarchie jenseits des Atlantik.

Thomas Brechenmacher

Mario Rosa, Clero cattolico e società europea nell'età moderna, Biblioteca Essenziale Laterza 73, Bari–Roma (Laterza) 2006, XIII, 168 S., ISBN 88-420-7944-8, € 10. – Es kommt eher selten vor, dass Italiener historische Synthesen wagen; man überlässt dort diese Aufgabe gerne ausländischen Wissenschaft-

lern. Das vorliegende Werk ist eine Ausnahme, wie denn auch Mario Rosa in der Breite seiner Fragestellungen eine Ausnahme in der italienischen Forschungslandschaft darstellt. Das schmale Bändchen ist klar und übersichtlich aufgebaut. In drei jeweils nach Regionen untergliederten Durchgängen werden der hohe, der niedere und der Regularklerus des gesamten katholischen Europa behandelt. Damit wird gleich klar, dass Rosa nicht mehr den lange wirksamen Vorstellungen eines einheitlichen tridentinischen „Blocks" erliegt, sondern für die Frühneuzeit verschiedene Katholizismen unterscheidet, was in der Darstellung deutlich zum Ausdruck kommt. Dabei wird keineswegs schematisch vorgegangen. Das Hauptaugenmerk liegt, was einigermassen verständlich ist, auf den romanischen Ländern. Doch ist der deutschsprachige Raum – bei italienischen Autoren sonst nicht üblich – miteinbezogen. Ein deutschsprachiger Historiker würde hier, auf breiterer Literaturbasis, vielleicht etwas anders vorgehen, auch sind einige kleinere Fehler unterlaufen (S. 42 z. B. wurde Freiburg im Breisgau mit Freiburg im Üchtland=Fribourg verwechselt). Indessen stand der Verfasser bei diesem Teil vor nicht unerheblichen Schwierigkeiten. Nicht nur fehlt eine Synthese des Stoffes speziell zum deutschsprachigen Raum (im grossangelegten, auf rund 100 Bände geplanten Unternehmen der „Enzyklopädie deutscher Geschichte" sind zwar Bände zum Adel, den Bauern, dem Bürgertum, selbst den Randgruppen enthalten, aber keiner zum Klerus), sondern die sozialgeschichtliche Erforschung des geistlichen Standes selbst steckt dort in den Kinderschuhen; auch liebt man nicht sehr die quantitative Methode, die Rosa häufig benutzt. Er geht sogar auf ausserhalb der deutschen Grenzen kaum bekannte Phänomene ein wie die adligen Kanonissen. Mit Freude registriert der schweizerische Rezensent ferner, dass trotz des vorgegebenen knappen Umfangs neben Osteuropa auch kleinere Länder, wie eben die Schweiz oder die Niederlande, mitberücksichtigt wurden, sogar wenn dann die betreffenden Abschnitte ziemlich allgemein ausgefallen sind. Überzeugend auch die Darstellung der chronologischen Dimension in dem drei Jahrhunderte abdeckenden Werk: Die Bruchlinien zwischen Barock und der Aufklärung kommen bei Rosa gut zum Vorschein. Bisweilen hatte ich allerdings den Eindruck, dass er – vielleicht unter dem Druck zur knappen Aussage – gewisse historische Entwicklungen etwas zu geradlinig sieht (z. B. die Vorbereitung der Aufklärung oder die Realisierung der tridentinischen Forderungen, die m. E., wie gerade die italienische, vor allem die meridionale Forschung zeigt, recht unvollkommen blieb). Das Werk füllt eine Lücke, zumal auch in anderen Sprachen nichts Vergleichbares vorliegt. Wer des Italienischen mächtig ist, kann in dem Bändchen bequem viele Informationen holen, die er sonst mühsam zusammensuchen muss. Vielleicht wagt ein mutiger Verlag sogar eine deutsche Übersetzung? Peter Hersche

Massimo Zaggia, Tra Mantova e Sicilia nel Cinquecento, Biblioteca Mantovana 2, Firenze (Olschki) 2003, 3 voll., IX, 1205 pp., ISBN 88-222-5262-4, € 98. – Il titolo del volume, diviso in tre tomi, appare a prima vista fuorviante e riduttivo. Non solo di Mantova, né della sola Sicilia, né delle relazioni fra di esse tratta questo poderoso lavoro dello studioso di letteratura italiana Massimo Zaggia. Esso costituisce un vasto e ambizioso affresco, criticamente avvertito e storiograficamente aggiornato, della storia culturale e religiosa cinquecentesca italiana vista da un'angolatura assai peculiare: quello della Congregazione benedettina di Santa Giustina (sorta nel 1419), divenuta poi, in seguito all'adesione dell'importante monastero di Montecassino (1505), Congregazione Cassinese. Per comprendere il nesso delle relazioni culturali e religiose fra Sicilia e Mantova richiamate dal titolo occorre tener presente che la Congregazione Cassinese – a carattere socialmente elitario – era caratterizzata, oltre che dall'abolizione dell'istituto della commenda, da una sorta di governo centralizzato che vigilava sulla vita dei monasteri, soprattutto attraverso la consuetudine di spostare – anche con frequenza annuale – i religiosi da un monastero all'altro. Questa libera circolazione di uomini (nonché di idee, testi ecc.) all'interno della Congregazione Cassinese, al di là dei confini politici, rappresentò indubbiamente una delle cifre essenziali della sua specificità e della sua rilevanza culturale e religiosa. Altro punto fondamentale è la tradizione contemplativa propria dell'Ordine benedettino cui la Congregazione seppe ridare vigore orientandosi soprattutto verso gli studi biblici e patristici. Il primo tomo analizza la Sicilia durante il governo di Ferrante Gonzaga, fra il 1535 e il 1546 (ma in realtà i termini cronologici giungono alla seconda metà del Cinquecento). Attraverso lo studio delle vicende culturali e religiose e degli orizzonti politici, soprattutto mediterranei, l'Autore elabora un affresco di grande spessore e fascino. Non mancano ‚divagazioni' come l'analisi della letteratura encomiastica relativa al viaggio trionfale di Carlo V in Sicilia dopo la conquista di Tunisi (1535) e la sua risalita della Penisola fino all'ingresso trionfale a Roma (1536). La figura di Gonzaga e i suoi rapporti con la vita culturale e religiosa del tempo sono analizzati con grande finezza, sia mediante un'attenta rilettura della storiografia sia apportando nuovi documenti. Allo stesso modo ampio spazio l'Autore dedica alla ricostruzione delle principali figure della Chiesa e della cultura siciliana cinquecentesche (tra cui spiccano Tommaso Fazello e Francesco Maurolico). L'ultimo capitolo concerne invece l'immagine della Sicilia nella cultura storica e geografica del Quattro e Cinquecento, non senza divagazioni in tema di storia della stampa, della musica ecc. Il secondo tomo è dedicato interamente alle vicende della Congregazione Cassinese ed è certamente la parte più compatta dell'opera. Dopo avere ripercorso le vicende istituzionali della Congregazione, Zaggia

si sofferma sul coinvolgimento di numerosi esponenti cassinesi nei dibattiti religiosi e teologici dell'età della Riforma protestante e del Concilio di Trento. In particolare l'Autore sottolinea la contiguità del mondo cassinese con il cosiddetto „evangelismo" italiano (Contarini, Pole, Morone, Cortese, ecc.) e la sua ricerca di una ricomposizione dell'unità dei cristiani. Inoltre viene scandagliata, sulla base di nuovi documenti, la complessa vicenda della ‚setta' ereticale del monaco cassinese Giorgio Siculo (giustiziato nel 1551) nei suoi rapporti con i fermenti religiosi e culturali del tempo, nonché nei suoi legami con ambienti e illustri esponenti della Congregazione. Dopo una prima fiammata repressiva negli anni '50 del XVI secolo, nella quale le condanne dei monaci di idee eterodosse furono mitigate dai privilegi della Congregazione cui era conferita piena autonomia in tema giurisdizionale per le questioni di fede, sarà l'ascesa al soglio papale di Pio V a vedere un massiccio e deciso intervento dell'Inquisizione romana volta a regolare una volte per tutte il conto con seguaci e complici della ‚setta georgiana' annidati nella Congregazione. L'Autore conclude che la grande opera di normalizzazione inquisitoriale degli anni '70 del Cinquecento rappresenta, per molti versi, la chiusura di una stagione di grande fioritura culturale all'interno della Congregazione, caratterizzata da una relativa libertà di ricerca, e l'inizio della stagione controriformistica. Nel terzo tomo sono presenti due parti. La prima prende in esame le vicende biografiche di tre figure simbolo della Congregazione Cassinese (e soprattutto dell'importante monastero di San Benedetto Po, nel mantovano) in rapporto alla Sicilia: Benedetto Fontanini da Mantova, autore del noto trattatello eterodosso *Il beneficio di Cristo* (1543), Giorgio Siculo e il letterato Teofilo Folengo. La seconda parte contiene un'ampia raccolta di dati relativi alle abbazie siciliane della Congregazione cassinese nel Cinquecento, ricavati da un'approfondita ricognizione della bibliografia e da uno scavo documentario diretto. L'Autore fornisce così un repertorio critico delle fonti per lo studio dei monasteri cassinesi siciliani, nonché dei loro professi e abati. Il lavoro di Zaggia si segnala non solo per la vastità degli orizzonti, la novità dei risultati e la notevole capacità di elaborare criticamente una grande quantità di informazioni, ma anche per il solido impianto interdisciplinare. Tuttavia nei tre tomi sono assai frequenti le ripetizioni, le sovrapposizioni e i continui rimandi all'approfondimento di un medesimo tema in un diverso punto dell'opera. Ciò, unito alle numerose – ancorché preziose – digressioni e alla vastità dei temi abbracciati, fa sì che l'opera manchi talora di compattezza e si sfilacci in numerosi e affascinanti percorsi, finendo per rendere a tratti faticosa la lettura e non sempre agevole la comprensione dei numerosi fili del discorso. Assai utile è il corredo degli indici; manca però una bibliografia finale.

Massimo Carlo Giannini

The Pontificate of Clement VII: History, Politics, Culture, edited by Kenneth Gouwens and Sheyl E. Reiss, Aldershot (Ashgate) 2005, 437 S., 58 Abb., ISBN 0754606805, $ 99.95 – Man kann nicht sagen, daß der Medici-Papst Klemens VII. (1523–1534) bei seinen Zeitgenossen und in der Historiographie – wie es heute von Politikern heißt – „eine gute Presse" hatte. Kenneth Gouwens sieht in seiner Einleitung zu dem diesem Papst gewidmeten Sammelband die Zeit für eine Neubewertung gekommen. Die 19 interdisziplinär ausgerichteten Beiträge (mit einem Übergewicht der Literatur- und Kunsthistoriker) geben allerdings keinen vollständigen Überblick über den Pontifikat des Medici, unter dem die Reformation kräftig voranschritt und es zum Bruch Englands mit Rom kam. Sie gruppieren sich vielmehr um vier locker gefügte Blöcke: 1. um die Frage nach dem Charakter und die Familienbindungen des Papstes, 2. um den *Sacco di Roma*, 3. um die Kunstpatronage und 4. um den kulturellen und religiösen Umbruch in der Zeit seines Pontifikats. Es waren die Zeitgenossen, die Klemens VII. – nachdem sein Amtsantritt mit großen und freudigen Erwartungen begrüßt worden war – Schwäche, Unentschlossenheit und Geiz vorwarfen. Zu seinen schärfsten Kritikern gehörten Francesco Guicciardini und Paolo Giovio. T. C. Price Zimmermann zeigt aber, daß ihre Haltung dem Papst gegenüber, dem sie nahegestanden hatten (der eine als päpstlicher Generalleutnant, der andere als langjähriger Vertrauter), nicht unwesentlich von ihrem eigenen persönlichen Scheitern bestimmt war. Barbara McClung Hallman hinterfragt ebenfalls die Urteile der Zeitgenossen und sucht nach den politischen Prioritäten, die Klemens VII. – aus seiner Sicht – kohärent verfochten hat. Sie findet sie in seiner „Haus"politik (hier konnte er – trotz aller Rückschläge – seinen Neffen Alessandro und Ippolito de' Medici sowie seiner Nichte Caterina, der zukünftigen Königin von Frankreich, eine glänzende Zukunft sichern), in der Verteidigung des Kirchenstaats, in der Bewahrung der Integrität der Christenheit unter der Führung Roms und in der Verfechtung der Prärogativen des Papsttums. Natalie Tomas zeigt die große Bedeutung, die einige Frauen aus der Verwandtschaft des Papstes am päpstlichen Hof erringen konnten. Besonders erfolgreich waren Lucrezia Medici-Salviati und ihre Tochter Maria, die Mutter des späteren ersten Großherzogs der Toskana, Cosimo. Patricia J. Osmond kehrt in die Zeit zurück, als Kardinal Giulio de' Medici, der spätere Klemens VII., 1522 das Opfer einer Verschwörung wurde, zu der möglicherweise ein Kapitel von Machiavellis *Discorsi* angeregt hat. Nicht von ungefähr landete die Schrift 1559 prompt auf dem Index. Wie sehr die sich an antiken *exempla* orientierende republikanische Rhetorik verfing, zeigt sich auch darin, daß der Florentiner Historiker Benedetto Varchi (1503–1565) Klemens VII. mit Catilina verglich. Cecil H. Clough spürt der Verantwortung Francesco Maria Della Roveres für den

Sacco di Roma nach. Der Heerführer der Liga von Cognac war einst von Leo X. als Herzog von Urbino abgesetzt, aber von Hadrian VI. in seine Würden restituiert worden; Klemens VII. verweigerte ihm aber die Anerkennung, so daß es nie zu einer richtigen Aussöhnung kam. Ivana Ait stellt die bislang wenig beachteten *Ephemerides Historicae* des Flamen Cornelius de Fine vor. Die 1511 einsetzende Chronik gibt Einblicke in das Verhalten der Römer, die den Papst während der Belagerung von 1527 tapfer verteidigten, obwohl er sie mit neuen Steuern belastet hatte. Aus den römischen Notariatsprotokollen schöpfend, gehen Anna Esposito und Manuel Vaquero Piñeiro einigen Anzeichen dafür nach, daß die Wirkung des *Sacco di Roma* auf die demographische, ökonomische und soziale Lage Roms nicht so verheerend gewesen war, wie man bislang annahm. Man müsse vielmehr von längerfristigen Veränderungen ausgehen, die – wie beispielsweise die Bevölkerungsverluste durch die dauernden Pestwellen und die finanziellen Engpässe der päpstlichen und städtischen Kassen – der Stadt Rom auch schon vor der Besetzung durch die kaiserlichen Truppen zu schaffen machten. Anne Reynolds folgt Klemens VII. in das Exil nach Orvieto in den Jahren 1527–28 und spürt – gestützt u. a. auf die Berichte des Venezianers Marin Sanudos – den Konsequenzen für die umbrische Grenzstadt nach, die durch die Anwesenheit des päpstlichen Hofes finanziell stark belastet war. In seiner „Resynthesis" verortet Charles L. Stinger den Pontifikat Klemens' VII. in den weiteren Rahmen des Renaissance-Papsttums und stellt fest, daß der zweite Medici-Papst nicht mehr die Machtfülle seiner unmittelbaren Vorgänger erreichen konnte, daß aber der Rom-Mythos durchaus weiterbestand. Die folgenden Beiträge konzentrieren sich auf die Kunstpatronage des Medici-Papstes. William E. Wallace und Caroline Elam gehen in ihren Beiträgen der vielfach unterschätzten engen Beziehung zwischen Klemens VII. und Michelangelo nach, die sich seit ihrer Jugend kannten. Noch als Papst erkundigte sich der Medici penibel nach allen Details der Arbeiten an der Sakristei von S. Lorenzo in Florenz. Der Musikwissenschaftler Richard Sherr würdigt die Verdienste Klemens' VII. um den Ausbau der päpstlichen Kapelle, die nunmehr 24 Sänger umfaßte. Victor Anand Coelho stellt dagegen den Musiker und Lautinisten Francesco da Milano ‚Il Divino' (1497–1543) vor. Als Komponist schuf er Werke, die sich perfekt in die „Clementine aesthetic" einfügten. Linda Wolk-Simon verfolgt das Schicksal der Künstlerwerkstatt Raphaels nach dem Tod des Meisters im Jahre 1520. Selbst seine besten Schüler wie Giulio Romano und Gianfrancesco Penni konnten ihre Monopolstellung nicht retten. Das gewandelte kulturelle Klima führte dazu, daß viele Künstler Rom verließen. Julia Haig Gaisser stellt die Karrieren der beiden Humanisten Piero Valeriano und des „Sizilianers" Giulio Simone gegenüber. Während sich ersterer den literarischen Zirkeln Roms an-

zuschließen vermochte und von Klemens VII. in Florenz zum Hauslehrer von Alessandro und Ippolito de' Medici bestellt wurde, gelang es Simone trotz seiner panegyrischen Werke auf die Medici nicht, dauerhaft die päpstliche Gunst zu erringen. Die Folgen des *Sacco* stürzten aber auch Piero Valeriano ins Unglück. George L. Gorse analysiert anhand der auffälligen Präsenz eines augusteischen Reliefs mit Schiffsattributen auf dem von Sebastiano del Piombo gemalten Portrait des Genueser Admirals Andrea Doria das Kunstverständnis am Hofe Klemens' VII. Die große Begeisterung für antike Bezüge und Renaissance-Hieroglyphen wird dabei mit dem Selbstverständnis des Papstes als Erbe des römischen Imperiums in Verbindung gebracht. Sheryl E. Reiss untersucht den unterschiedlichen Zugang der beiden Päpste Hadrian VI. und Klemens VII. zur Kunst. Der Kontrast könnte nicht größer sein. Und trotzdem verschloß sich auch der viel geschmähte Flame nicht gänzlich der italienischen Kunst, auch wenn er die Werke seiner (in Italien geschulten!) Landsleute bevorzugte. W. David Myers analysiert die Hochachtung, die die altgläubigen Humanisten des Nordens – allen voran Erasmus mit seiner Schrift *Exomologesis sive modus confitendi* von 1524/30 – trotz aller Kritik an zweifelhaften Praktiken oberflächlicher Priester der Beichte zumaßen. Die Konstitutionen der Reformsynode von Köln von 1536 wurden zum Vorbild für die ähnlichen Bemühungen des Gian Matteo Giberti als Bischof von Verona. Alexander Nagel erkennt bereits Vorboten eines neuen Kunstverständnisses, die von einer gesteigerten Ernsthaftigkeit bei religiösen Sujets ausging. Es wäre interessant, nach Hinweisen zu suchen, inwieweit dies möglicherweise eine bewußte Reaktion auf die Reformation im Norden war, die bei einem Reformbischof wie Gian Matteo Giberti immerhin wahrscheinlich erscheint. Insgesamt fällt bei der Lektüre der anregenden Aufsätze auf, wie sehr Klemens VII. im Schatten seines Cousins Leos X. stand und noch heute steht. Denn schon die Zeitgenossen maßen ihn an der Freigiebigkeit und Kultiviertheit seines Verwandten, hinter der er zurückstehen mußte. Dabei waren es gerade die Exzesse in der Patronage Leos X., die seinen unmittelbaren Nachfolgern, die vor leeren Kassen standen, die Hände banden. Andreas Rehberg

Michael J. Levin, Agents of Empire. Spanish Ambassadors in Sixteenth-Century Italy, Ithaca-London (Cornell University Press) 2005, VIII, 228 S., 1 Karte, 4 Abb., ISBN 0-8014-4352-0, $ 39,95. – Nach Auffassung führender spanischer Staatsmänner und Diplomaten des 16. Jh. wie etwa Gattinara und Requeséns war Italien der Dreh- und Angelpunkt des spanischen Imperiums. Allerdings konnte die spanische Krone erst mit dem Frieden von Cateau-Cambrésis (1559) den entscheidenden Sieg bei der Sicherung ihrer Machtansprüche in Italien gegen Frankreich erzielen. Fernand Braudel spricht in sei-

nem Opus magnum „La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II" von dem Beginn einer unbestrittenen spanischen Hegemonie auf der Appeninhalbinsel, eine These, die jüngst auch von Th. Dandelet (Spanish Rome 1500–1700, New Haven 2001) vertreten wurde. Daß die spanische Position in Italien während der zweiten Hälfte des 16. Jh. keineswegs gesichert, vielmehr brüchig und ständig zu verteidigen war, und deshalb einer differenzierten Lesart bedarf, zeigt überzeugend M. L. Levin in seiner jetzt gedruckt vorliegenden Dissertation zum Wirken spanischer Diplomaten in Italien (vgl. u. a. S. 2f., 94). Die Arbeit bewegt sich zeitlich etwa zwischen 1530 und 1600 und behandelt die beiden wichtigsten italienischen Botschafterposten: Venedig und Rom. Dort mußte die spanische Politik trotz oder wegen ihrer starken Position immer wieder herbe Niederlagen einstecken, waren es nun die Separatverträge der Seerepublik mit den Türken 1540 und 1573 oder in Rom die Anerkennung der Präzedenzansprüche Frankreichs (durch Pius IV.), die Verleihung der Großherzogswürde an Cosimo de' Medici (durch Pius V.) oder die Absolution Heinrichs von Navarra (durch Clemens VIII.). Selbst am spektakulären Seesieg von Lepanto (1571) läßt sich ablesen, daß sich Spanien weitgehend italienischen Interessen unterordnen mußte (S. 9, 93ff.). Für die brüchigen Beziehungen zwischen Spanien und den italienischen Territorien macht der Vf. nicht zuletzt die Gesandten selbst verantwortlich, die durch ihr arrogantes und schroffes Auftreten ihren Anteil hatten an der Entstehung der *Leyenda Negra*, die zuerst in Italien aufkam (S. 201). Neben dem offiziellen politischen Geschäft hatten die Diplomaten weitere Aufgaben, die in Spezialkapiteln umrissen werden. So mußten in Rom zahlreiche finanzielle (Bewilligung von Steuern durch den Papst) und jurisdiktionelle (Stichwort: spanisches Patronatsrecht) Themen erörtert werden. Zudem engagierten sich die Diplomaten stark auf kulturellem Gebiet, organisierten Zusammentreffen von spanischen und italienischen Malern, tätigten Bücherkäufe für die Bibliothek des Escorial, schickten Musikinstrumente und Partituren an Don Juan d'Austria und versuchten die Leidenschaft Philipps II. für Reliquien (vor allem des hl. Laurentius!) zu befriedigen. Ausgewertet wurden hauptsächlich spanische, aber auch italienische Quellen sowie der *Fondo Nunziatura di Spagna* (*Segreteria di Stato*) im ASV. Leider wurden bei den gedruckten Quellen die für den Untersuchungszeitraum fast komplett vorliegenden und für das spanische Netzwerk in Europa ergiebigen Nuntiaturberichte aus Deutschland (Kaiserhof) sowie die Hauptinstruktion des Pontifikats Clemens VIII. (Kl. Jaitner) nicht einbezogen. Auch bei der Sekundärliteratur hätten weitere einschlägige Titel berücksichtigt werden können, u. a. die Arbeiten von A. Tallon zum Konzil von Trient im Zusammenhang mit dem französisch-spanischen Präzedenz-Konflikt (S. 73), V. Bibl (Archiv für österreichische Geschichte 103) zur De-

batte um den toskanischen Großherzogstitel (S. 89), N. Bazzano zu Marcantonio Colonna (S. 98, 199), R. Fangarezzi zur Genueser Revolte von 1575–77 (S. 108ff.), G. Rill (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarcivs 13; Horn 1975) zu den kaiserlichen Botschaftern in Rom Prospero und Scipione d'Arco (S. 90 und passim). Einige kleinere (terminologische) Fehler (etwa „Orsini, duke of Bracchiano", S. 130) haben sich in die Arbeit eingeschlichen: So sollte nicht Wien als Sitz des Kaiserhofes genannt (S. 44 Anm. 4, S. 81 Anm. 84, S. 149) und die Begriffe „Vatican court" (S. 74) und „papal secretary of state" (S. 110 Anm. 19) für das 16. Jh. vermieden werden. Wünschenswert wäre außerdem eine Übersicht über die in Italien tätigen spanischen Gesandten gewesen. Diese Anmerkungen schmälern den Wert dieser Studie allerdings keineswegs, denn sie gibt einen umfassenden Einblick in das Wirken der spanischen Botschafter in Italien während des 16. Jh. Die Lektüre bereitet zudem durch die mitunter geistreiche Diktion des Vf. ein sprachliches Vergnügen, wie z.B. bei der Beschreibung der vergeblichen Bemühungen des Botschafters Olivares, im Auftrag von Philipp II. bei Gregor XIII. die Heiligsprechung Diegos von Alcalá zu erreichen: „Olivares speculated that a popular superstition in Rome, which held that popes who declared saints died soon afterward, might be partly to blame. Two months after Olivares dispatched the letter, Gregory in fact died, but without having canonized Diego, perhaps disproving the theory" (S. 147). Alexander Koller

Carlos Alonso (a cura di), Bullarium Ordinis Sancti Augustini. Regesta, Fontes Historiae Ordinis Sancti Augustini. Tertia Series 5–9, Roma (Institutum Historicum Augustinianum) 2000–2004, 363; 375; 378; 381; 334 pp. – La storia degli Ordini religiosi in età moderna è stata a lungo trascurata dalla storiografia italiana – con la nota eccezione della Compagnia di Gesù – in quanto ritenuta materia poco significativa, al di là degli aspetti prettamente devozionali, ai fini della conoscenza della società europea d'antico regime. In questo modo, Ordini, come ad esempio quello agostiniano, che hanno esercitato sotto molteplici aspetti un ruolo fondamentale nella storia non solo religiosa, sono rimasti in Italia ai margini della ricerca storica. Lo studio degli Ordini è stato pertanto a lungo appannaggio quasi esclusivo delle rispettive storiografie ‚interne', cioè degli istituti e degli storici ufficiali, la cui consolidata tradizione ha senza dubbio uno dei suoi maggiori punti di forza nell'edizione di fonti. In questo contesto si inserisce la serie del *Bullarium Ordinis Sancti Augustini* curata, negli otto volumi relativi al periodo che va dalla seconda metà del Cinquecento alla metà del Settecento, da Carlos Alonso. Il termine „bollario" è in parte fuorviante, dal momento che sono – giustamente – presi in considerazione sia le bolle sia i brevi papali. Anche se non

mancano le omissioni relative a concessioni per l'ingresso di bambine da educare nei monasteri o perché le monache potessero avere domestiche al proprio servizio (vol. V, p. 8), nonché alle dispense per la concessione del presbiterato (vol. VIII, p. 8). Tale scelta è giustificata dal curatore con l'elevato numero di documenti e la loro ripetitività. L'ordinamento dei documenti è cronologico, sulla base di una suddivisione per pontificati. Di ogni documento, presentato sotto forma di sintetico, ma sempre esauriente regesto in lingua latina, sono indicati gli estremi cronologici, il destinatario o i destinatari, le collocazioni archivistiche e le eventuali edizioni a stampa. Ogni singolo volume è corredato da un indice dei nomi di persona e geografici, nonché delle cose notevoli, anch'esso in latino, il che non rende sempre agevole la ricerca. Così come la scelta di lasciare allo studioso che consulti i volumi il compito di chiarire alcuni lemmi: ad esempio „Quitensis ep." (vol. V, p. 355), „Neapolitanus archiep." (vol. VI, p. 360), „Rex catholicus" (vol. VII, p. 370), „Mexicanus archiep." (vol. VIII, p. 367), „Canariensis ep." (vol. IX, p. 306). Tali osservazioni non sminuiscono minimamente il grande valore dei regesti pubblicati, non solo ai fini della storia dell'Ordine agostiniano, ma, più in generale della storia della Chiesa cattolica in Europa, in America e in Asia e in ogni luogo raggiunto da monaci e monache appartenenti a una delle diverse famiglie e Congregazioni in cui l'Ordine si era andato dividendo nel corso dei secoli. In effetti bolle e brevi papali rappresentano una fonte che gli studiosi di storia medievale ben conoscono e utilizzano da sempre, mentre faticano a entrare nell'orizzonte degli studiosi dell'età moderna e a essere valorizzati per scopi diversi dagli studi biografici o prosopografici. Molte e preziose sono le notizie che questo genere di documento contiene e che, fatta naturalmente salva un'adeguata critica delle fonti, può fornire agli studiosi. A partire naturalmente dalle complesse vicende istituzionali delle diverse Congregazioni dell'Ordine e delle loro province (la cui fondazione richiedeva sempre un'autorizzazione papale), dalle convocazioni dei capitoli generali e provinciali alle nomine dei superiori, dalla scelta dei cardinali protettori dell'intero Ordine agostiniano alle più minute concessioni di dispense e privilegi a singoli monasteri o monaci (e si tratta del gruppo di documenti quantitativamente più folto). La lettura dei regesti del Bollario agostiniano non può che sorprendere per la vastità degli orizzonti – anche geografici – che è in grado di aprire. Infatti, oltre agli aspetti istituzionali, sono numerose le piste di ricerca che possono giovarsi di tali documenti: dalla storia dei singoli enti monastici a quella di singole figure appartenute all'Ordine agostiniano; dalla storia della cultura e degli studi a quella delle missioni. Massimo Carlo Giannini

Massimo Firpo/Dario Marcatto, I processi inquisitoriali di Pietro Carnesecchi (1557–1567). Edizione critica. Vol. II: I processi sotto Pio V (1566–1567), tomo 1 (giugno 1566–ottobre 1566), tomo 2 (novembre 1566–gennaio 1567), tomo 3 (gennaio 1567–agosto 1567), Collectanea Archivi Vaticani 48, Città del Vaticano (Archivio Segreto Vaticano) 2000, CLXXIX, 1453 pp., ISBN 88-85042-34-1, € 90. – In questo secondo volume, suddiviso in tre tomi, vengono pubblicati in un'esemplare edizione critica – sempre a cura di M. Firpo e D. Marcatto, autori di un'ampia ed esemplare introduzione (pp. V–CLXXIX) – i costituti e le *confessiones* del processo inquisitoriale cui il protonotario apostolico Pietro Carnesecchi venne sottoposto durante i primi anni del pontificato di Pio V (1566–67), conservato nell'Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede (Città del Vaticano). – Dopo essere stato assolto una prima volta nel 1561, non senza evidenti difficoltà derivanti dalla contrapposizione fra papa Pio IV e la maggioranza della Congregazione dell'Inquisizione guidata da Michele Ghislieri, il Carnesecchi ritenne di essere definitivamente al sicuro dalla spietata caccia data dal Sant'Ufficio a tutti gli appartenenti del variegato mondo degli ‚spirituali' e dei valdesiani. Tuttavia la morte di Pio IV e l'elezione proprio del Ghislieri al soglio papale segnarono un improvviso capovolgimento della situazione. Inoltre la scomparsa, nell'aprile 1566, di Giulia Gonzaga, antica discepola del Valdés, nonché amica e confidente di lunga data del Carnesecchi, diede modo all'Inquisizione di riprendere le indagini sul Carnesecchi e sui valdesiani sfuggiti alla condanna durante il precedente pontificato. Infatti il vicerè di Napoli, dietro richiesta di Pio V, fece sequestrare e inviare a Roma tutte le carte private della nobildonna. La corrispondenza con il Carnesecchi in esse contenuta dimostrò in maniera inequivocabile non solo le posizioni manifestamente ereticali del protonotario, ma anche come la sua precedente assoluzione fosse stata „il risultato di una clamorosa frode, resa possibile soltanto da intollerabili mistificazioni, corrosive condiscendenze, inconfessabili complicità" (p. XII). Nel giugno 1566 il duca di Firenze, Cosimo de' Medici, consegnò il Carnesecchi all'Inquisizione perché fosse tradotto a Roma. Tale fulminea decisione deve essere letta alla luce non tanto della successiva concessione pontificia del titolo granducale, quanto dell'esigenza di Cosimo di un prudente e realistico riallineamento alle posizioni più ortodosse, dopo che, nei decenni precedenti, egli aveva spregiudicatamente assunto – in chiave antipapale e filoimperiale – posizioni di aperto favore per le correnti valdesiane e spirituale. – Sin dall'avvio del nuovo procedimento inquisitoriale, fu chiaro che era intenzione di Pio V non solo punire il Carnesecchi – sfuggito per decenni alla ‚giusta' condanna grazie alle sue alte protezioni dentro e fuori la Curia romana – ma anche servirsi della sua testimonianza per raccogliere prove contro gli esponenti superstiti del mondo valde-

siano e, soprattutto, per inchiodare definitivamente alle loro responsabilità di capofila del partito ‚spirituale' colpevoli di cedimento all'eresia, figure come i cardinali Reginald Pole e Giovanni Morone. Da parte sua, il protonotario fiorentino, allorché comprese il gioco degli inquisitori, rifiutò di coinvolgere Giulia Gonzaga, il defunto Pole e il Morone (l'unico ancora in vita e contro cui il papa avrebbe voluto aprire un nuovo processo dopo essere stato a suo tempo costretto da Pio IV a sottoscriverne la sentenza di assoluzione). Tale scelta fu molto probabilmente alla base della tragica conclusione del processo che vide, per molti mesi, un costante e paziente lavoro degli inquisitori di demolizione della strategia difensiva del Carnesecchi, basata sull'affermazione di aver in anni lontani aderito alle idee valdesiane, senza cedimenti in senso protestante e sempre rimanendo fedele alla Chiesa romana. Gli atteggiamenti elusivi del Carnesecchi e la scoperta del tentativo di corrispondere dal carcere con alcuni suoi antichi protettori – uniti alla mole di prove documentarie – spinsero gli inquisitori a procedere alla tortura del protonotario nell'aprile 1567. Nei mesi successivi, nonostante i tardivi e vani interventi del duca Cosimo presso il papa e alcuni cardinali a favore del Carnesecchi, il processo si avviava ormai a conclusione: il 16 agosto venne letta all'imputato la sentenza di condanna a morte, che venne eseguita il 1 ottobre.

Massimo Carlo Giannini

Thomas V. Cohen, Love and Death in Renaissance Italy. Chicago (University Press) 2004, VIII, 320 S., ISBN 0-226-11258-6, $ 27,50. – Diesem Buch gerecht zu werden, ist nicht leicht. Der Autor, Professor an der York University im kanadischen Toronto, ist seit langem als Forscher bekannt, der sich der römischen Delinquenz des 16. Jh. und dem einschlägigen reichhaltigen Quellenmaterial aus mikrohistorischer Perspektive zu nähern versucht. Zusammen mit seiner Ehefrau Elizabeth legte er mit „Words and Deeds in Renaissance Rome" 1994 (vgl. QFIAB) und „Daily Life in Renaissance Italy" 2001 (vgl. QFIAB 82, S. 841–842) zwei mittlerweile auch in Europa recht bekannte Bücher vor, in denen beide diese Methode anwandten. Im vorliegenden Band hat er den mikrohistorischen Ansatz nun aber leider derartig ins Extrem getrieben, dass nach Ansicht des Rez. nur noch ein historiografischer Scherbenhaufen übriggeblieben ist. Cohen stellt hier sechs römische Kriminalfälle aus der Zeit zwischen 1557 und 1582 vor, die alle im weiteren Sinn mit *love and death*, besser vielleicht mit *sex and crime*, zu tun haben. Darunter sind der Doppelmord an der Ehefrau und ihrem Liebhaber durch den Ehemann, die Dauerbelästigung einer jungen Frau in der Obhut der Nonnen von S. Caterina della Rosa durch einen Liebhaber, das erzwungene Testament einer Sterbenden, die Defloration einer jungen Frau mit glücklichem Ausgang und ein ge-

planter Giftanschlag gegen die Ehefrau zugunsten der Geliebten des Mannes. Bedeutung über den Einzelfall hinaus auch ohne weitere Erläuterung haben die Zeugenaussagen im Prozess von 1557 gegen den ehemaligen römischen *governatore* und *procuratore fiscale* (Staatsanwalt) Alessandro Pallantieri, einen der bekanntesten und berüchtigtsten Funktionäre der päpstlichen Justizhierarchie dieser Zeit, hier der vierte „Fall". Problematisch sind Auswahl und Darstellung der anderen Fälle in mehrfacher Hinsicht. So stellt sich zuerst einmal die Quellenfrage. Cohen arbeitet seit Jahren und auch hier auf der Grundlage der sogenannten *processi* vom Tribunal des *governatore di Roma* im römischen Staatsarchiv. Diese *processi* sind aber trotz ihres verlockenden Namens keine Prozessberichte im modernen Sinn – man könnte an Reportagen aus dem Gerichtssaal denken – sondern Zusammenfassungen der Beweisaufnahme zu einem nicht näher bestimmbaren Zeitpunkt des Verfahrens und zu einem ebenfalls unklaren Zweck. Die sich daraus ergebenden historiografischen Probleme liegen auf der Hand. Den Autor ficht das nicht an, er übersetzt *processo* munter mit „trial" und wundert sich nur manchmal, dass alle diese „Prozesse" kein Ende haben. Der schwerwiegendste Vorwurf, der der mikrohistorischen Methode gemacht wird, ist der der Irrelevanz der von ihr behandelten historischen Vorfälle. Im vorliegenden Fall müsste man also erwarten, dass ein derartig mit der römischen Justiz- und Delinquenzlandschaft vertrauter Autor wie Cohen die Auswahl seiner Fälle aus den vielen tausend überlebenden *processi* so überzeugend wie nur irgend möglich begründet. Nichts dergleichen. Stattdessen finden sich Sätze wie „Why the particular stories in this book ? ... Mostly because they feel like good stories"; oder „These criteria are personal, a quirk of taste" (S. 9). Der Rezensent ist sich durchaus der Probleme bewusst, die der Mythos der objektivierbaren Wissenschaft besonders außerhalb der Naturwissenschaften mit sich bringt. Hier handelt es sich aber nicht um eine ernsthafte Diskussion dieses Problemfeldes und ebensowenig um das Manifest einer Neuen Historiografischen Beliebigkeit, sondern um die Einführung verwaschener pseudoliterarischer Kriterien zu Auswahl, Darbietung und sogar zur Interpretation historischer Kriminalfälle. „A story, then, can serve as a figura for the historian's crafty task: to take raw experience ... and force it into a plausible and pleasing shape. That, precisely, is what this book's stories do", heißt es da (S. 7). Oder auch: „Fiction can set the scene and lay the climax" (S. 11). Wer nun allerdings literarische Versuche oder wenigstens Geschichtchen nach Art der „historischen" Unterhaltungsliteratur erwartet, wird auch enttäuscht. Die einzelnen Fälle werden als Zwittergebilde aus Nacherzählungen des Autors und längeren, ins Englische übersetzten und zuweilen dramatisierten (!) Zitaten dargeboten. Kommentiert sind sie äußerst spärlich, der umfangreiche Anmerkungs-

apparat (S. 229–287) zählt die Sekundärliteratur eher auf als dass er sie ernsthaft verarbeitet. Trotz einer kursorischen Berufung auf Pierre Bourdieu weicht der Autor allzu deutlich einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der römischen Delinquenz generell und in ihren einzelnen Erscheinungsformen, wie er sie in seinen sechs Fällen zeigt, aus, allzu deutlich auch jeder echten Methodendiskussion. Dazu passt nur zu gut, dass er Begriffe wie Ehre, Liebe, Sozialkontrolle, Treue, Grausamkeit, Rache und viele andere mehr kritiklos benutzt anstatt ihre durchaus schwankende Bedeutung in ausgewählten Fällen überhaupt erst aufzuspüren und zu überprüfen. „A good trial [i. e. ein *processo*] is a little world; it draws the reader in" – das wird wohl so sein, aber haben „we historians", die Cohen so oft beschwört, weiter nichts mehr zu sagen? Peter Blastenbrei

Gigliola Fragnito, Proibito capire. La Chiesa e il volgare nella prima età moderna, Saggi 640, Bologna (il Mulino) 2005, 325 S., ISBN 88-15-10791-6, € 23. – Das Archiv der Kongregation für die Glaubenslehre enthält die Akten der beiden ehemaligen Kongregationen für die Inquisition und für den Index der verbotenen Bücher. Nach nunmehr acht Jahren hat sich die Aufregung um die Öffnung des Archivs etwas gelegt. Zahlreiche Einzelstudien auf der Grundlage des neu zugänglichen Materials sind erschienen, jedoch kennt sich kaum jemand gut genug in den Beständen aus, um eine übergreifende Darstellung liefern zu können: das Material ist durch Findbücher schlecht erschlossen und unübersichtlich. Gigliola Fragnito und Vittorio Frajese sind hier Ausnahmen. Diese ausgewiesenen Kenner der Bestände haben sich jetzt an größeren Interpretationen versucht. Frajese (Nascita dell'Indice, Brescia 2006) möchte die römische Bücherzensur neu deuten. Es habe sich weniger um Repression als um Reform gehandelt. Aus der Sichtweise der Kirche mag dies zutreffend gewesen sein; aus heutiger Sicht wirkt diese These durch die Begriffswahl entschuldigend. Fragnito nennt die Repression weiterhin beim Namen. Sie bringt umfangreiches Material zum Vorschein, das die Auswirkungen der Zensur auf die lesende Bevölkerung beleuchtet. Im besonderen wird das Augenmerk auf die Andachtsliteratur in der Volkssprache gerichtet. Der Fokus ist gut gewählt, denn unter den meist nur wenigen Büchern, die Leser im 16. und 17. Jh. besaßen, machten die spirituellen Texte oft den Kernbestand aus. Es handelte sich dabei zum Beispiel um das beliebte *Compendio historico del Vecchio e del Nuovo Testamento* des Bartolomeo Dionigi da Fano, die anonymen *Epistole et Evangelii*, *Ufficioli della Madonna*, *Fioretti della Bibbia* oder Nachdichtungen von Bibelthemen. F. weist darauf hin, daß diese Art Literatur, in der sich zuweilen Heiliges und Profanes, Wunderbares und Übernatürliches auf undefinierbare Weise mischten, bisher kaum erforscht ist

(S. 139, 303, 307). Gleichwohl kann man davon ausgehen, daß sie im spirituellen Leben zahlreicher Menschen eine prägende Rolle gespielt hat. Verzweifelte Bittschreiben erreichten die Indexkongregation von den Opfern der Zensur. Es konnte traumatisch sein, wenn einer Leserin das einzige Buch abgenommen wurde, das ihr „wie ein Amulett" von ihrer Mutter vererbt worden war (S. 277). Auch der des Lateins unkundige Klerus war häufig auf italienische Bibelliteratur angewiesen. Während die Protestanten Wert auf den unmittelbaren Zugang der Bevölkerung zu den Inhalten des Glaubens legten und Übersetzungen förderten, verbot die katholische Kirche die Lektüre der gesamten Bibel in der Volkssprache. Das Verbot wurde in Italien mit Hilfe von Inquisition und Index so erfolgreich durchgesetzt, daß Bibelübersetzungen seit 1567 völlig vom Markt verschwanden (vgl. Fragnito, La Bibbia al rogo, Bologna 1997). Bis 1758 blieb das Bibelverbot bestehen; die erste Messe auf italienisch feierte Paul VI. im Jahr 1965. Italienische Andachtsliteratur wurde seit dem ersten universalen Index verbotener Bücher (1558) in verschiedenen Etappen aus dem Verkehr gezogen und nur in komplizierten Einzelfällen wieder erlaubt. F. verfolgt die Rolle der Inquisition, die sich durch die Verbannung der Volkssprache aus dem religiösen Diskurs ihre eigene Interpretationshoheit und ihre Macht gegenüber Papst, Indexkongregation und Bischöfen vor Ort gesichert habe. Bei der Veröffentlichung des dritten römischen Index von 1596 konnte die Inquisition ihren Willen gegen Papst Clemens VIII. durchsetzen, der einen weniger scharfen Kurs favorisierte. Der Gebrauch des Italienischen wurde vornehmlich auf die Katechismen beschränkt, mit denen wenige Lehrsätze mechanisch eingepaukt wurden. F. schlägt eine beeindruckende Bresche in die verwirrende Welt der Bücherverbote. Ihre abschließenden Hypothesen sind anregend, müssen jedoch, wie sie selbst einräumt, durch weitere Forschungen verifiziert werden – die Auswirkungen der Verdammung des Italienischen aus der religiösen Sphäre sind komplex. Sicher hat das Verbot die Verinnerlichung des Glaubens behindert. Es könnte überdies den Alphabetisierungsgrad in der Bevölkerung begrenzt und die Ausbreitung der Nationalsprache verzögert haben (S. 290–95). Solche Überlegungen kann man neueren Tendenzen der Forschung entgegenhalten, die die Rolle der Kirche bei der Modernisierung und Einigung Italiens hervorkehren. Stefan Bauer

Alain Blondy, Hugues de Loubens de Verdalle (1531–1582–1595). Cardinal et Grand Maître de l'Ordre de Malte, Paris (Editions Bouchene) 2005, 212 S., ISBN 2-912946-96-4, € 30. – Dieses Buch überrascht im doppelten Sinn: es liefert den Beweis, dass es 100 Jahre nach Treitschke wieder ein lohnendes Unterfangen sein kann, die Geschichte eines „großen Mannes" zu schreiben, und das, obwohl Blondy seine Biographie auf Wunsch eines Nachfahren des

portraitierten Großmeisters der Johanniter schrieb. Dass Autor und Auftraggeber sich in der Ansicht trafen, die Geschichte habe Hugues de Loubens de Verdalle „vergessen" (S. 202), kann nur als glückliche Fügung angesehen werden, ganz wie die Tatsache, dass sich mit dem Sorbonne-Professor ein ausgewiesener Experte für die Ordensgeschichte der Frühen Neuzeit (der die Forschung bislang mit ebenso bescheiden dosiertem Interesse begegnet ist) des Vorhabens annahm. Minutiös wird der *cursus honorum* des Zweitgeborenen eines Adelsgeschlechts aus der Gascogne rekonstruiert, von seiner Ankunft auf Malta als 15-jähriger 1546 bis zu seiner Wahl zum Großmeister 1582. Als entscheidend für den Aufstieg Verdalles in der Ordenshierarchie erwies sich zunächst die Protektion des französischen Großmeisters Jean de la Cassière (1572–1581), der ihn als Botschafter nach Rom entsandte. Die dort erworbene Gunst Gregors XIII. zahlte sich aus, als de la Cassière 1581 aufgrund seines zunehmend autoritären Herrschaftsstils von der Rittern kurzerhand seines Amtes enthoben wurde und wenig später starb: Der Papst setzte sich über das wichtigste Ordensprivileg, den Großmeister unabhängig wählen zu dürfen, hinweg und bestimmte Verdalle zu seinem Nachfolger. Kein Großmeister war so sehr „päpstliche Kreatur" (S. 60), folgert Blondy. Anhand der aus Rom gesteuerten Wahl verdeutlicht er die Situation der Johanniter im ausgehenden 16. Jh.: Als geistlicher Ritterorden unterstanden sie dem Papst, auf Malta herrschten sie weitestgehend souverän über ein spanisches Lehen und unterhielten gleichzeitig traditionell gute Beziehungen zur französischen Krone. Diese Konstellation der wechselseitigen Abhängigkeiten erforderte vom Großmeister ein besonderes diplomatisches Geschick und vor allem das Wohlwollen Roms. Der bestechenden These Blondys, dass das Papsttum in dem Ordensstaat „eine Art Laboratorium der Gegenreformation" („une sorte de laboratoire de la Contre-Reforme"; S. 201) sah, ein Experimentierfeld, auf dem sich die Leitlinien der posttridentinischen Politik im geistlichen wie im säkularen Bereich durchspielen ließen, lässt sich zumindest im Falle Gregors XIII. und Sixtus' V. folgen: Beide Päpste stärkten die Position des Großmeisters erheblich, der sich damit endgültig von seiner Stellung als *primus inter pares* emanzipieren konnte. Kostete die Opposition der Ritter gegen diese „monarchisation" (S. 65) des Ordens de la Cassière noch sein Magistrat, so unterband Sixtus V. jeden Widerspruch, indem er Verdalle 1587 in einem beispiellosen symbolischen Akt zum Kardinal kreierte. Zwar hatte Rom den Großmeistern der Johanniter schon zuvor den Rang eines Kardinaldiakons zugestanden, Blondy verweist jedoch zu Recht darauf, dass den roten Hut bis zu diesem Punkt lediglich Pierre d'Aubusson 1489 verliehen bekommen hatte und dass keiner der Nachfolger Verdalles diese explizite Statuserhöhung erfuhr. Der 18. Dezember 1587 markiert somit den Höhepunkt einer exzeptionel-

len Ordenskarriere, die mit dem Tod Verdalles 1595 endete. Es ist mit das größte Verdienst des Buches, dass Blondy die politischen Rahmenbedingungen der Laufbahn des Ordensritters stets im Blick behält und den späteren Kardinal-Großmeister als einen „wichtigen, aber keinen unverzichtbaren" (S. 202) Akteur im Konzert der europäischen Mächte darstellt, der es dennoch verstand, die Positionierung seines Ordens als religiöses Fürstentum auf Augenhöhe Genuas (weniger Venedigs, wie es Jean Leclant in seinem Vorwort behauptet; vgl. S. 11) zu erreichen, der erst Napoleon 1798 ein Ende setzen sollte. Mit dem Vorbehalt, dass Gregor XIII. (1572–1585) keineswegs Paul V. (1605–1621) auf dem Stuhl Petri nachfolgte (S. 51, Anm. 3), und dass „Cardinal Ranucci" (S. 166) in Wirklichkeit Rusticucci hieß, sei Blondys Verdalle-Biographie mit Nachdruck empfohlen! Moritz Trebeljahr

Paolo Sarpi, Consulti. Vol. 1 (1606–1607) – vol. 2 (1607–1609), a cura di Corrado Pin, Istituto Italiano per gli Studi Filosofici, Pisa-Roma (Istituti Poligrafici Internazionali) 2002, 2 voll., IV, 520; X, 486 pp., ISBN 88-8147-248-1. – Da tempo le edizioni di fonti stentano a riprendere un posto significativo e riconoscibile fra le attività proprie della storiografia italiana sull'età moderna. È ben noto il notevole impegno scientifico e l'alto costo in termini finanziari richiesto dalle pubblicazioni di serie di fonti. L'assenza in Italia di seri piani di pubblicazione di documenti per la storia dell'età moderna (a differenza di quanto avviene per il Medioevo e la storia contemporanea) costituisce un limite evidente della modernistica. Negli ultimi anni, nonostante le difficoltà, si sono registrate lodevoli iniziative di edizioni. Fra queste spicca l'opera di Corrado Pin, che ha deciso di procedere all'edizione critica e integrale dei famosi „consulti" di Paolo Sarpi, ossia i pareri che il religioso dell'Ordine dei servi di Maria, in qualità di consultore *in iure* del governo della Repubblica di Venezia, redasse fra il gennaio 1606 e la morte, nel gennaio 1623. Paolo Sarpi rappresenta senza dubbio una delle figure più note a livello europeo della vita religiosa, culturale e politica dell'Italia seicentesca. Non può che essere accolta con plauso e attenzione la scelta di Pin di cimentarsi con l'edizione critica dei „consulti" sarpiani, la cui pubblicazione fornisce un prezioso e fondamentale tassello per la riconsiderazione che la storiografia va da tempo svolgendo della cosiddetta età barocca. La stessa ampia introduzione di Pin al primo volume di consulti (che copre gli anni 1606–1609) si configura come una vera e propria revisione critica della vita e della traiettoria intellettuale, religiosa e politica del Sarpi, alla luce di un attento vaglio della storiografia e delle fonti storiche. Forse sarebbe stato utile inserire una anche sintetica disamina delle principali tradizioni manoscritte e delle fortune postume dei „consulti". A ogni modo, le ricche pagine introduttive di Pin non mirano

a riproporre in forma aggiornata un monumento al Sarpi anticurialista, laico e/o criptoprotestante – caro a una certa tradizione otto e novecentesca – bensì a sottolineare „le molte irrisolte contraddizioni" della sua vita (p. 123). Particolarmente suggestive sono le pagine che Pin dedica alle complesse vicende dei manoscritti dei „consulti" dopo la morte di Sarpi: l'interesse della Santa Sede, per mezzo del suo nunzio a Venezia, del circolo dei suoi sodali serviti e dei suoi estimatori protestanti europei per le numerose scritture del defunto dovette cedere il passo di fronte alla decisione del governo della Serenissima di incamerarle. L'importanza di tali scritture e la loro utilità futura per le esigenze dello Stato veneziano furono quindi alla base del successivo decreto che stabiliva la copiatura delle minute dei preziosi „consulti" – una volta accantonato un primo progetto che ne prevedeva l'asportazione dalle serie dei documenti di stato cui erano allegate – che si trovavano in possesso dell'amanuense e collaboratore sarpiano fra Marco Fanzano. Da tale lavoro scaturirono otto volumi di copie che, però, non contenevano l'intero *corpus* della produzione sarpiana, ma solo 800 consulti contro i circa 1.100 sinora identificati dal medesimo Pin nel corso delle sue ricerche (p. 133). Con notevole acribia e grande semplicità, Pin riesce a elaborare significativi punti fermi nella ricostruzione della complessa questione filologica legata alla tradizione dei „consulti" sarpiani. Allo stesso modo risulta improntata al massimo scrupolo la scelta dei criteri di edizione dei testi, dando cioè la precedenza agli originali che sono stati reperiti presso i fondi archivistici delle diverse magistrature della Repubblica cui erano stati indirizzati, o in alcuni codici o variamente dispersi. Ampi ed esaurienti sono gli apparati critici. Nel primo tomo del volume sono raccolti i „consulti" sarpiani – alcuni dei quali assai famosi – riguardanti la contesa dell'Interdetto (1606–1607) e la difesa della giurisdizione della Serenissima contro il tentativo di papa Paolo V di ottenere l'abrogazione di leggi statali ritenute lesive delle prerogative e delle immunità della Chiesa cattolica. Nel secondo tomo (1607–1609) sono pubblicati „consulti" riguardanti una vasta gamma di questioni: dalle pratiche beneficiarie ai conflitti giurisdizionali, dai problemi riguardanti la vita e il funzionamento in terra veneta degli Ordini religiosi all'attività dell'Inquisizione, dalla censura sui libri ai rapporti fra Chiesa veneta e Santa Sede.

Massimo Carlo Giannini

Svědectví o ztrátě starého světa. Manželská korespondence Zdeňka Vojtěcha Popela z Lobkovic a Polyxeny Lobkovické z Pernštejna, a cura di Pavel Marek, Prameny k českým dějinám 16.–18. století/Documenta res gestas Bohemicas saeculorum XVI.–XVIII. illustrantia, Řada/Series B, Svazek/Volumen I, České Budějovice 2005, 713 pp., 3 registri, ISBN 80-7040-804-9. – Le

multiformi attività dell'istituto storico dell'università di České Budějovice, già promotore dell'originale rivista Opera Historica, si sono arricchite con il volume „Una testimonianza sulla scomparsa del vecchio mondo" di una nuova collana dedicata a fonti e documenti della storia boema dell'età moderna. La pubblicazione della poco nota corrispondenza tra il cancelleriere Zdenko Adalbert Popel von Lobkowitz (1568–1628) e la moglie Polyxena von Lobkowitz, nata von Pernstein, vedova Rosenberg (1566–1642), rappresenta un'iniziativa editoriale di estrema importanza, soprattutto perché il curatore, comparando le notizie riportate nelle missive con quelle comunicate a Roma dal nunzio Carlo Caraffa, è riuscito nella non facile opera di datare gran parte delle 175 lettere (alcune sono però poco più che frammenti), spesso prive di intestazione e data, che coprono i cruciali anni 1618–1627 (solo dieci lettere sono però precedenti al 1622). L'edizione è stata realizzata con cura ammirevole e gli originali spagnoli delle lettere sono accompagnati dalla traduzione in ceco dell'intera corrispondenza, dai regesti in spagnolo, tedesco e ceco di ogni lettera, da una ricca introduzione sui due protagonisti e sulla situazione politica (un riassunto è disponibile anche in spagnolo e tedesco) e da tre indici sia in ceco che in spagnolo (dei nomi, dei luoghi e tematico). Il curatore è inoltre riuscito a identificare quasi tutti i personaggi indicati tramite soprannomi: Khlesl è ad esempio sempre chiamato „Copilla", Slavata „Negrillo", Eggenberg „Principe enfermo", Liechtenstein „Piedra", Wallenstein „Rodomonte" e così via (sicuramente errata è però l'attribuzione di un secondo soprannome – „Moneda" – al futuro generalissimo). Come in poche altre fonti dell'epoca, la corrispondenza tra i due Lobkowitz permette di seguire (anche se, per la mancanza di molte missive, in modo piuttosto irregolare) la rapidissima e radicale trasformazione della società boema nei primi anni dopo la battaglia della Montagna bianca (1620). Le strategie finanziarie del cancelliere boemo (dal 1599), residente a Vienna, e della sua attivissima consorte, residente a Praga (dal 1622 stabilmente), offrono una prospettiva unica per studiare i reali meccanismi di funzionamento della monarchia asburgica nella fase nevralgica della sua costituzione. La stessa parabola di Lobkowitz, da principale esponente del fronte cattolico in Boemia a scomoda figura nostalgica dei tempi andati, rappresenta uno dei migliori simboli possibili di una fase storica in cui sono ormai quasi dimenticate le lotte dell'epoca rudolfina e in cui il „codice d'onore" cinquecentesco perde rapidamente significato di fronte all'ascesa di una nuova classe politica, giudicata in modo sempre più chiaro dai sempre meno influenti Lobkowitz arrivista e priva di scrupoli (rappresentata soprattutto da Wilhelm Slavata, Albrecht von Wallenstein e Jaroslav von Martinitz). La quantità di particolari che emergono in modo „non ufficiale" nelle impietose lettere dei Lobkowitz permettono di chiarire non pochi particolari

di un momento di convulse trasformazioni sociali, religiose e politiche e saranno di grande aiuto a tutti coloro che si occupano della storia della Boemia del Seicento. L'ironica e amara corrispondenza è piena di polemiche, rimpianti e invettive, che testimoniano una profonda nostalgia per l'evoluzione sempre meno comprensibile di una situazione nei confronti della quale, come constata un'ormai disillusa Polyxena, i Lobkowitz si sentono ormai del tutto impotenti: *el mundo esta agora de manera, que él que a visto otro no entiende a este* (p. 548). Se al curatore va riconosciuto il grande merito di aver identificato con grande precisione (e pochi errori) le centinaia di persone nominate, una riflessione merita la scelta di tradurre i testi in ceco, decisione che da un lato allarga notevolmente il bacino dei potenziali fruitori, ma dall'altro si rivela piena di insidie, data la quantità di accenni velati e allusioni ironiche di cui, con uno spiccato senso dell'ironia, i due protagonisti riempiono le loro lettere. Come nel caso di tutte le traduzioni moderne di testi seicenteschi il rischio è infatti che il senso del messaggio venga a volte distorto a tal punto da diventare fuorviante, come dimostra un caso emblematico tra i tanti possibili: dietro l'importante e sorprendente notizia che andrebbe lasciata all'arcivescovo la „riscossione delle tasse" (p. 491) si nascondono infatti delle più banali *coleturas* (p. 488), cioè le collature delle parrocchie di una specifica signoria. Il rischio che alcuni ricercatori in futuro si servano delle sole traduzioni merita quantomeno una riflessione approfondita sulle possibili conseguenze delle traduzioni di testi complessi e non facilmente decodificabili. Il problema non è del resto di facile soluzione in un'epoca in cui non soltanto il multilinguismo dei Lobkowitz sembra definitivamente scomparso, ma anche un certo codice d'onore, proprio così come a suo tempo intuiva anche Zdenko Adalbert von Lobkowitz poco prima della sua morte: *creedme, mi coraçon, que vendra tiempo que estimaran a la Prinçesa de Lobkovics y al Sdenco porque no hemos hecho vellaquerias y hemos quedado fieles a Dios e al Emperador Rodolfo, Matias, Ferdinando y hemos procurado servir a todos por Dios* (p. 545).

Alessandro Catalano

Lilian H. Zirpolo, Ave Papa Ave Papabile. The Sacchetti Family, Their Art Patronage, and Political Aspirations, Essays and Studies 6, Toronto (Centre for Reformation and Renaissance Studies) 2005, 252 pp., ISBN 0-7727-2028-2, $ 37. – All'inizio del pontificato di Urbano VIII si realizza la promozione sociale dei Sacchetti: nel 1623 la nomina di Marcello (1586–1629) a Depositario generale e Tesoriere segreto precede l'elevazione al cardinalato, nella terza promozione del 19 gennaio 1626, del fratello Giulio (1587–1663). È il risultato di un'accorta strategia famigliare e clientelare, inaugurata un cinquantennio prima dal padre Giovan Battista (1540–1620), giunto nell'Urbe dalla natia Fi-

renze, e proseguita dai figli nell'alveo della protezione Barberini. Essa, tuttavia, si frantuma allorquando Giulio fallisce, in ben due conclavi, nel sogno del pontificato. In questo contesto e arco cronologico, già accuratamente delineato dall'indagine storica (Irene Fosi, All'ombra dei Barberini: fedeltà e servizio nella Roma barocca, Roma 1997), si inserisce il libro di Z. dove, per l'appunto, le aspirazioni sociali dei Sacchetti diventano la chiave interpretativa privilegiata per l'analisi del loro *patronage* artistico. Articolato in cinque capitoli, nel primo, terzo e quarto, Z. prende in esame il programma decorativo dei luoghi prescelti dalla famiglia per costruire la propria immagine: rispettivamente, la cappella in San Giovanni dei Fiorentini, la galleria e cappella della villa Sacchetti (ora Chigi) a Castelfusano e la villa suburbana del Pigneto (distrutta), dove gli ultimi due cantieri sono occasione per ricordare la già investigata (Jörg Merz, Pietro da Cortona: der Aufstieg zum führenden Maler im barocken Rom, Tübingen 1991) protezione verso Pietro da Cortona. In particolare, Z. offre un'audace interpretazione del ciclo della Passione nella cappella di famiglia laddove suggerisce che l'inosservanza della sequenza cronologica del racconto biblico nella disposizione delle pitture di Giovanni Lanfranco (databili tra 1621 e 1624), al pari delle differenze stilistiche che l'autrice riscontra, alludono alla *vita activa* e alla *vita contemplativa*, esemplificate dalle biografie di Marcello e Giulio. Così come il programma decorativo degli affreschi di Castelfusano, realizzati tra 1628/29 da Cortona e aiuti su committenza di Marcello, e comunque coerente con la dislocazione extraurbana del sito, celebra il sopraggiunto *status* della famiglia, nonché la sua fedeltà ai Barberini, mentre il soffitto con *Storie di David* nella Villa del Pigneto – per il quale l'autrice ripropone, concordemente alle fonti, una datazione attorno al 1637 precedentemente respinta (J. Merz/A. F. Blunt, in Journal of the Society of Architectural Historians, 49 [1990], pp. 390–406) – è da porre contemporaneamente in relazione con le ambizioni pontificie di Giulio, con l'omaggio alla famiglia pontificia e con la celebrazione delle nozze nel 1637 tra Matteo Sacchetti (1593–1659), fratello del cardinale, e Cassandra Ricasoli Rucellai (?–1678). Il mecenatismo di Marcello Sacchetti è riassunto nel secondo capitolo: qui Z. sottolinea in particolare il suo ruolo di *talent-scout* verso virtuosi artisti non ancora affermati nell'Urbe (Pietro da Cortona, Andrea Sacchi, Nicolas Poussin, Simon Vouet) e la sua parte, peraltro già altrove ribadita, nell'introdurre i medesimi presso la corte barberiniana. Le differenze di „gusto" tra i due fratelli sono apprezzabili grazie alle pagine che, nel quarto capitolo, Z. dedica al collezionismo del cardinale Giulio che privilegia gli esponenti della scuola bolognese e/o emiliana (i contemporanei Reni, Guercino, così come Prospero Fontana, Denis Calvaert), le cui opere ottiene nel corso delle legazioni ferrarese (1627–1630) e bolognese (1637–1640). Il riflesso del de-

clino finanziario e la perdita di prestigio si avverte, infine, nel mecenatismo della seconda generazione dei Sacchetti, cui Z. si dedica brevemente nell'ultimo capitolo. Si tratta di un lavoro apprezzabile per l'intento metodologico che vede l'indagine sulla politica artistica della famiglia correttamente inserita nel contesto della strategia famigliare, pur nella sua natura di sintesi.

Maurizia Cicconi

Attilio Brilli, Il viaggio in Italia. Storia di una grande tradizione culturale, Biblioteca storica, Bologna (il Mulino), 2006, 473 pp., ill., € 25. – Non c'è dubbio che il tema del viaggio, e del viaggio in Italia in particolare, sia stato di recente al centro di numerosi studi. Esperienza di formazione per giovani nobili europei nel Seicento e nel Settecento, il viaggio si trasforma e si arricchisce nei secoli successivi, tracciando nuovi itinerari non solo sulla carta geografica, ma nella mente del viaggiatore che ne lascerà memoria nella sempre più copiosa letteratura apodemica, ma anche in diari, romanzi, lettere. In questo ricco e suggestivo panorama, il volume di A. Brilli si propone come una brillante sintesi su un tema analizzato soprattutto nella sua valenza culturale. Il libro si articola in 15 capitoli che spaziano dall'analisi dell'eredità dei pellegrini e mercanti medievali, che andavano „per lo mondo a cercar ventura", ai mutamenti otto e novecenteschi, non solo dei protagonisti del viaggio in Italia, ma anche dei mezzi di trasporto, dell'abbigliamento, dei luoghi dell'ospitalità e dell'accoglienza (capp. II–V). Affascinanti sono infatti le descrizioni degli aspetti materiali del viaggio, il loro mutare nel corso dei secoli, riflesso di esigenze nuove e di un'economia sempre più ricca. Il viaggio in Italia si snodava secondo percorsi rituali, lungo le tradizionali vie di comunicazione che conducevano dal Nord, da Torino a Genova e a Roma attraverso la Toscana. Anche i tempi erano scanditi secondo una ritualità che coniugava le soste nelle città con la partecipazione a feste, riti e cerimonie che facevano di tali luoghi l'emblema stesso del Grand Tour: il carnevale di Venezia, i riti della Settimana Santa a Roma. E dalla città del Papa, ammirata e al contempo guardata con diffidenza dal viaggiatore straniero di confessione riformata, si passa a Napoli: rari sono, almeno nel Settecento, i passaggi nel Sud della Penisola, in quelle terre della Magna Grecia ora inselvatichite, pericolose, infestate da banditi, una „quasi Africa", insomma. Questi itinerari ritualizzati, ma anche le significative deviazioni verso la scoperta di nuovi percorsi, come l'Abruzzo, così vicino a Roma e così selvaggio, appetibile inizialmente per pittori alla ricerca di nuovi paesaggi e di „incanti della natura" da immortalare, o le Puglie, sono analizzati da Brilli insieme alla continua sottolineatura di quella forte tradizione di stereotipi e luoghi comuni che hanno accompagnato il viaggio e il paese visitato (capp. VI–IX). Se infatti l'Italia incanta, seduce o

delude, i suoi abitanti sono percepiti sempre come un inutile ingombro, guardati con disprezzo come indegni epigoni dei gloriosi Romani o dei geni del Rinascimento. Italici difetti diventano *topoi* che entrano nella tradizione culturale europea, nella mentalità, nei giudizi e, inevitabilmente, nei pregiudizi di cui è ricca la letteratura di viaggio della quale si imbevono coloro che, per finalità le più diverse, continuano, nei secoli, a percorrere la Penisola. L'Autore conduce la sua affascinante analisi soprattutto, direi esclusivamente, su testi letterari di lingua inglese, in misura minore francese. Scarsi sono i testi tedeschi citati e soprattutto limitati ai più noti, come Goethe o Heine. Grande spazio è invece dedicato alla presenza femminile nel viaggio testimoniata da una letteratura, soprattutto di lingua inglese, che mostra la profonda, differente relazione di genere con tale esperienza. Se, dunque, sono ampiamente valutate le componenti culturali del viaggio, sia nelle motivazioni che nei risultati, non viene invece considerata la componente confessionale che trovava nel viaggio in Italia sia motivo di „conversione" sia di polemica verso la Chiesa cattolica, il papa e, di conseguenza, l'Italia stessa. L'affascinante percorso secolare dell'esperienza del viaggio si chiude in questo libro con un capitolo che ha il valore di una provocante proposta di recuperare quanto alcuni fra i numerosi viaggiatori del passato avevano già sperimentato: „In un'epoca in cui il paesaggio e la veduta vengono fruiti in maniera repentina, senza attese e prefigurazioni, il lungo sinuoso corteggiamento dei nostri viaggiatori nei confronti delle agognate città può apparire amabilmente desueto. Molti sono invece i segni che invitano a frugare con attenzione fra le pieghe di quelle geografie private per imparare a leggere un luogo, a immaginarlo, a pregustarne la fisionomia, a visitarlo con infinita cautela, in competizione con chi l'ha fatto prima di noi" (p. 420). Irene Fosi

Stefano Cavazza, Dimensione massa. Individui, folle, consumi 1830–1945, Saggi 634, Bologna (il Mulino) 2004, 347 S., ISBN 88-115-10305-8, € 24. – Durch den dichten Wald der Neuesten Geschichte sind außer durch chronologische Ansätze verschiedene Schneisen geschlagen worden, um mehr als nur die hoch aufragenden Kronen einer eingehenden Betrachtung zu erschließen. Mario Isnenghi etwa hat für Italien 1994 die *Piazza* als buchstäblich zentrales Deutungsmuster vorgeschlagen, Jens Petersen im Jahr 2000 das „Prinzip der Stadt als Erklärungsmodell der Nationalgeschichte". Für Eric Hobsbawm stellte schon 1994 das 20. Jh. insgesamt ein „Zeitalter der Extreme" dar. Stefano Cavazza wäre nun nicht Stefano Cavazza, wenn er nicht mit seinem neuen Buch eine interessante Perspektive hinzufügte. Er betrachtet die gut hundert Jahre zwischen der bürgerlichen Revolution 1830 und der europäischen Katastrophe 1945 unter dem Gesichtspunkt einer Wahrnehmungs-, Or-

ganisations- und Kulturgeschichte der Masse(n). Das Changieren zwischen Singular und Plural führt mitten in die Thematik, ebenso wie die Frage nach der Masse als Subjekt oder Objekt politischen Handelns. Cavazza beginnt mit einem Abriss der Entwicklung der modernen Arbeitermasse – einer Entwicklung, die von den meist bürgerlichen Beobachtern von Anfang an mit Misstrauen wahrgenommen wurde. Neben politischem Umstürzlertum stand vor allem die angebliche kriminelle Neigung der Massen im Zentrum der Aufmerksamkeit. Der zweite Teil des Buches widmet sich der Entwicklung des modernen Massenmarkts durch politische Emanzipation und zunehmende Freizeit. Die Entwicklung schlägt allerdings schnell um: Die freie Zeit wurde bald als Legitimationsreservoir entdeckt – von paternalistischen Wirtschaftsführern, die ganze Kosmen der Einbindung „ihrer" Arbeiter schufen, später von den Diktaturen des 20. Jh., die die Bürger auch nach Dienstschluss zu vereinnahmen trachteten. Cavazza betont klar die individuelle Dimension des Themas und schlägt vor, den Entwicklungsstand einer Gesellschaft am Grad der individuell-sozialen Verwirklichungsmöglichkeiten durch mehr Freizeit zu messen. Die Vorzüge des Werks sind zahlreich: Eine kulturgeschichtliche Betrachtungsweise erschließt die grundlegende Ambivalenz des Vermassungsprozesses, der zwischen modernistischer Begeisterung und reaktionärem Entsetzen alle möglichen Bewertungen provozierte. Zugleich stellt Cavazza klar, dass die faschistischen Diktaturen eindeutig eher auf der modernistischen, massenpolitischen Seite als in den Reihen der Reaktion zu verorten sind – das ist eine leider immer noch zu wenig verbreitete Erkenntnis. Ebenso erfreulich ist, dass der Italiener Cavazza die deutsche und deutschsprachige Literatur in breitem Maße zur Kenntnis nimmt; auch hier geht er entschlossen daran, Defizite der Historiographie zu beseitigen. Dass die einzelnen Kapitel, vor allem der erste Großteil zur Wahrnehmung der neuen Massen (I–III) und der zweite zu Konsum und Freizeit (IV–VI), etwas unmotiviert nebeneinander stehen und zwischen ihnen zunächst kaum ein verbindendes Element sichtbar wird, irritiert etwas. Erst im abschließenden, verbindenden Kapitel wird deutlich, dass die als gefährlich wahrgenommenen (Arbeiter-)Massen in den modernen Diktaturen zugleich Subjekt und Objekt politischer Gestaltung, Trägermasse der politischen Kulturen und Konsumenten totalitärer Deutungsstrategien waren. Dass hier das Massenzeitalter in einem unerhörten Kollektivismus seinen Höhepunkt erreichte, der von der Entwicklung der anderthalb Jahrhunderte zuvor nicht determiniert, aber doch vorgezeichnet worden war, erschließt sich mehr indirekt. Auch bezüglich der posttotalitären, individualistisch verankerten Massendemokratie hätte man sich etwas ausführlichere Bemerkungen gewünscht; so entsteht trotz Cavazzas gegenteiliger Äußerungen ein wenig der Eindruck einer demokratietheoretischen Teleologie, die die „klassische" Mas-

sengeschichte 1945 nur für die Vorgeschichte der heutigen Demokratie hält. Das schmälert aber kaum den Wert der Gesamtbetrachtung, mit der sich der Vf. einmal mehr als einer der innovativsten italienischen Historiker zu erkennen gegeben hat. Frank Vollmer

Johan Ickx, La Santa Sede tra Lamennais e San Tommaso d'Aquino. La condanna di Gerard Casimir Ubaghs e della dottrina dell'Università Cattolica di Lovanio (1834–1870), Collectanea Archivi Vaticani 56, Città del Vaticano (Archivio Segreto Vaticano) 2005, XXXIX, 619 S., € 40. – Eine der größten *causes célèbres* der römischen Buchzensur des 19. Jh., der *Affare di Lovanio*, kann mit dem hier vorzustellenden Werk von Johan Ickx als aufgearbeitet gelten. Die Studie, die 2000 als Dissertation an der *Gregoriana* angenommen wurde, ist äußerst sorgfältig gearbeitet und zeichnet sich durch eine faszinierende Quellendichte aus, die jedoch manchmal etwas zu stark auf die Darstellung durchschlägt. Nicht weniger als 25 Archive, darunter vor allem das Archiv der Kongregation für die Glaubenslehre, das die Archive des Hl. Offiziums und der Indexkongregation enthält, wurden konsultiert. Im Mittelpunkt der „Löwener Affäre" standen die Prozesse von Inquisition und Index gegen Gerard Casimir Ubaghs (1800–1875), der seit 1835 an der katholischen Universität in Löwen als Professor für Philosophie tätig war. Das erste Verfahren war von 1837–1846 bei der Indexkongregation anhängig und endete glimpflich ohne Indizierung mit einem milden Mahnbrief an den Autor. Von 1852–1861 wurde der Fall als *cause célèbre* wiederaufgenommen. Die Jesuiten Perrone und Kleutgen, die Ubaghs unbedingt verurteilten wollten, blieben jedoch in der Minderheit. Alle übrigen Konsultoren sprachen sich *favorevole* aus. Nachdem die „liberale" Indexkongregation unter ihrem Präfekten Kardinal d'Andrea nicht bereit war, die Löwener zu verdammen, setzte Pius IX. eine gemischte Kongregation aus Index und Inquisition ein, in der die „Falken" dominierten und schließlich nach weiteren fünf Jahren im Februar 1866 eine Verurteilung der Löwener Philosophie durchsetzten. Die ganzen kirchenpolitischen Intrigen und theologischen Kämpfe einer fast vier Jahrzehnte dauernden Kontroverse in Belgien und in der Kurie in all ihren Verästelungen kann man bei Ickx nachvollziehen. Obwohl Ubaghs und seine Kollegen in Löwen letztlich von Rom als „liberale" Lamennais-Anhänger verurteilt wurden, darf man sie nicht so einfach in die „Lamennais-Schule" und damit in die Welt der französischen Intellektuellen des 18. und 19. Jh. einordnen. Nach bislang unveröffentlichten Quellen über den Bildungsgang des jungen Ubaghs kommt Ickx zu dem wichtigen Ergebnis, dieser sei ein „Autodidakt" gewesen, der unter dem Einfluss von wenig bekannten Philosophen wie den Jesuiten Sigismund Storchenau und Johannes Baptist Horvath stand. Diese charakterisiert

der Vf. als „Erneuerer" von Grundideen der postrevolutionären Periode in Preußen und Österreich. Die römische Brille verzerrte offenbar hier die Wirklichkeit. Bevor Ickx in die Rekonstruktion des Falles selbst einsteigt, informiert er den Leser über die geschichtlichen Umstände der Gründung des belgischen Königreichs, die Bildung eines neuen Episkopats und die Wiedereröffnung der katholischen Universität in Löwen. Er legt so ein wichtiges Koordinatensystem an, denn die ganze Affäre ist nur auf dem Hintergrund historisch-geographisch-politischer und kirchenpolitisch-theologischer Prämissen zu verstehen. Der Vf. lehnt die bislang dominierende Forschungsposition kategorisch ab, die bei der Anklage gegen Ubaghs die Rolle der Jesuiten reduzieren oder sogar ganz negieren will. Auf der Basis der systematischen Präsentation des unveröffentlichten Archivmaterials dürfte es künftig in der Tat außerordentlich schwierig sein, diese Ansicht weiter aufrecht zu erhalten. Allerdings verfällt Ickx nicht in das andere Extrem antijesuitischer Polemik. Er gibt sich nicht mit einfachen historiographischen Kategorien zufrieden, nach denen jeder Theologe allzu leicht bei den „Liberalen" oder den „Ultramontanen" eingeordnet werden kann. Auch wenn Ickx wiederholt von „den Jesuiten" spricht, meint er alles andere als die Gesellschaft Jesu als solche und in toto, sondern lediglich eine bestimmte jesuitische Clique (vgl. S. 527f.). Der erste Index-Prozess gegen Ubaghs von 1837–1846 endete bezeichnenderweise exakt im Moment des Todes Gregors XVI., als Ubaghs aufgrund einer massiven Intervention Kardinal Sterckx in silentio freigesprochen wurde. Darf man hierin einen unerwarteten Beleg für die in der Forschung umstrittene „liberale" Frühpase Pius IX. erkennen? Für die Kirchengeschichte insgesamt bieten der zweite (1852–1861) und dritte (1861–1863) Teil einige neue Schlüssel zum Verständnis von entscheidenden Knotenpunkten des Pontifikats Pius' IX. Die verschiedenen Phasen des Prozesses vor Indexkongregation und Hl. Offizium bilden entscheidende Etappen in der Entwicklung des päpstlichen Lehramtes geradezu spiegelbildlich ab. Sehr wichtig sind in diesem Zusammenhang die neuen Einsichten im vierten Teil (1864–1866) des Verfahrens hinsichtlich der Entstehung des *Syllabus errorum* (1864). Einige Kuriale (Bernard Smith und Carlo Vercellone) beabsichtigten, Löwen eine wichtige Rolle bei der Vorbereitung des *Syllabus* zukommen zu lassen. Jedoch wurde dieser Plan, erdacht von einer Gruppe von Konsultoren des Index, zunichte gemacht. Andererseits demonstriert der Autor, dass auch die Gegner nicht untätig blieben. Die Verurteilung des „Ontologismus" durch das Hl. Offizium kann man nur in diesem Kontext wirklich verstehen. Diese beiden Schlüsselpassagen (*Syllabus* und Ontologismusdekret) zeigen eine Entmachtung der Indexkongregation und öffneten im Ubaghs-Prozess die Tür für das Hl. Offizium durch die Errichtung einer gemischten Kongregation. Schließlich mussten nach der Verurteilung

von Löwen alle Professoren den Akt der Unterwerfung des Hl. Offiziums unterschreiben. Nach rund 40 Jahren hatten die „Hardliner" an der Kurie endlich gesiegt, die „Liberalen" um Kardinal d'Andrea waren unterlegen. Jenseits der *cause célèbre* selbst bietet Ickx' Studie einen profunden Einblick in die Strömungen und Richtungen der Kurie des 19. Jh. Einen monolithischen Block stellten auch die Zensurkongregationen nicht dar. Es gab eben neben den „Falken" auch „Tauben". Sogar unter den „Ultramontanen" existierten „Liberale". Zumal die Indexkongregation unter Kardinal d'Andrea sich weigerte, Löwen einfach aufgrund politischer Vorgaben zu verketzern. Ickx' Arbeit stellt jedenfalls einen Meilenstein römischer Zensurforschung dar. Vielleicht ermutigt sie dazu, einen anderen großen Fall dieses Säkulums, nämlich Lamennais, der stets im Hintergrund des Ubaghs-Prozesses stand, in ähnlich profunder Weise anzugehen. Hubert Wolf

Floriana Colao, Avvocati del Risorgimento nella Toscana della Restaurazione, Storia dell'avvocatura in Italia, Bologna (il Mulino) 2006, 410 S., ISBN 88-15-10907-2, € 33. – In Anknüpfung an ein durch Piero Calamandrei in den 1930er Jahren beklagtes Forschungsdesiderat, dem allmählich neuere, auch international vergleichende Studien entgegenwirken, geht Floriana Colao (Universität Siena) dem beruflichen Selbstverständnis der liberalen Rechtsanwälte in der Toskana und im jungen italienischen Nationalstaat (1814–1885) nach. Anhand zahlreicher Dokumente aus der Gerichtspraxis und vor allem der rechtsgelehrten Publizistik lässt die Vf. am toskanischen Beispiel die „gemäßigte Professionalisierung von oben" (Hannes Siegrist) verständlich werden, der die Advokaten dort im Zuge einer intensiven Reformgesetzgebung im Rechtsbereich (1814, 1836–1839, 1847–1849) ausgesetzt waren. In fünf Kapiteln beschreibt sie die Entwicklung des Justiz- und Rechtssystems als fein austarierten Kompromiss zwischen der toskanischen Rechtstradition des *Ius commune* und der modernen Rechtsverwaltung französischen Ursprungs. Das sechste und letzte Kapitel bietet am Beispiel des Wirkens von Francesco Carrara einen Ausblick auf die Verhältnisse im liberalen Italien. Der Band wird durch ein nützliches Namensregister erschlossen, allerdings fehlt der Untersuchung, abgesehen von den knappen Ausführungen in der Einleitung (9–24), eine übersichtliche Explikation ihrer Resultate. Im Ergebnis vermag die Vf. jedoch plausibel darzustellen, wie die Rechtsanwälte mit der Übernahme der Öffentlichkeit der Strafprozesse aus der französischen Zeit und der allmählichen Durchsetzung der Mündlichkeit der Verhandlungen ein berufliches Selbstverständnis ausbildeten, das sie auf das Prinzip der Unabhängigkeit und Freiheit der Rechtsverteidigung gründeten. Es handelte sich um ein konstitutionell aufgeladenes Berufsverständnis, dem die Rechtsverteidigung nicht als

ein vom Staat legitimiertes und korporatives Privileg, sondern als eine naturrechtlich vorgegebene Funktion galt. Sie sollte daher nicht dem Einzelinteresse des Mandanten, sondern der Prozesserkenntnis und Wahrheit, der Verteidigung der Rechte und Freiheiten des Bürgers verpflichtet sein. Ihren zivilgesellschaftlichen Anspruch lösten die Advokaten nicht nur mit Hilfe öffentlichkeitswirksamer Redekunst im Gerichtssaal ein – wie es in einer Art Kaleidoskop der toskanischen *Cronaca nera* eindrucksvoll dokumentiert wird (Kap. 5) –, sondern auch als Protagonisten einer umfassenderen liberalen Öffentlichkeit, als Professoren und Journalisten, als politische Aktivisten (*Carboneria*, *Giovine Italia*, Revolutionsorgane von 1848/49) und schließlich als Regierungs- und Parlamentsmitglieder im Königreich Italien. Angesichts solchen „progressiven" Engagements stellt Colao die vorherrschende Kennzeichnung der liberalen toskanischen Führungsschicht als „moderat" in Frage. Gerade im liberalen Italien, betont die Vf. außerdem gegen manche Forschungsauffassungen, stießen die toskanischen Rechtsanwälte mit ihrem ausgeprägten Rechtsstaatsideal an die Grenzen der piemontesischen Gegebenheiten. Eine genauere Erfassung der ideologischen Ausdifferenzierung der toskanischen Rechtsanwaltschaft hätte aber zu einem besseren Verständnis jener „Öffentlichkeit" beigetragen, die in der Studie allzu sehr als idealtypische Einheit erscheint. Zumal eine solche Präzisierung gewiss auch die angedeutete Revision des *Moderatismo*-Konzepts noch plausibler machen könnte. Gleichwohl vermag Floriana Colao detailreich aufzuzeigen, in welchem Maße sich die toskanischen „Anwälte des Risorgimento" mit ihrem spezifischen zivilgesellschaftlichen Selbstverständnis und regionalen Traditionsbewusstsein am Aufbau einer nationalen Rechtskultur im liberalen Italien beteiligten. Und wie sehr sie dabei mit ihrem konstitutionellen, dem Freiheitsideal des Risorgimento verpflichteten Rechtsstaatsideal an den „prosaischen" Gegebenheiten in dem jungen Nationalstaat scheiterten. Werner Daum

Marina D'Amelia, La mamma, L'identità italiana 41, Bologna (il Mulino) 2005, 331 S., ISBN 88-15-10492-5, € 14,50. – Die italienische Mamma ist eine Erfindung des Risorgimento. Auf diese Formel kann man, überspitzt formuliert, die Hauptthese des neuesten Buches von Marina D'Amelia, Expertin für Frauen- und Familiengeschichte an der Römischen Universität *La Sapienza*, bringen. Der Leser erfährt Erstaunliches: Die so fürsorgliche, zugleich aber äußerst dominante italienische Mutter stellt den Erkenntnissen D'Amelias zufolge keine überzeitliche Größe dar, sondern ist als Produkt bestimmter historischer Konstellationen zu verstehen, als Konstrukt gar, das der nationalen Identitätsstiftung diente. D'Amelia weist bereits in ihrem einleitenden Kapitel überzeugend nach, dass die Vorstellungen von Mutterschaft von der An-

tike bis zum Ausgang des *Ancien Régime* in Italien in markantem Gegensatz zum heute geläufigen Bild der Mutter in der italienischen Gesellschaft stehen. Die innerfamiliären Beziehungen waren damals ganz eindeutig patriarchalisch geprägt: Es war der Mann, der in der Regel über familiäre Belange entschied. In höheren Gesellschaftsschichten ließ sich zudem eine relativ starke Indifferenz der Mutter gegenüber den eigenen Kindern beobachten. Für das Wohlergehen der Bambini waren zumeist Ammen verantwortlich. Das änderte sich D'Amelia zufolge erst im Verlauf der italienischen Befreiungskriege. Die Autorin kann anhand von Tagebüchern und der privaten Korrespondenz der damaligen Protagonisten wie Mazzini oder Cairoli eindrucksvoll belegen, dass sich zu dieser Zeit in bürgerlichen Kreisen eine ganz außergewöhnliche Intimität zwischen Müttern und Söhnen entwickelte. Die Mütter richteten die zumeist sehr jugendlichen „Helden" in schwierigen Momenten des Unabhängigkeitskampfs nicht nur immer wieder moralisch auf und unterstützten sie in ihrem Unterfangen auf jede erdenkliche Weise (einige Mütter waren etwa auf dem Schlachtfeld mit dabei). Mutter und Sohn besprachen darüber hinaus sogar Liebesangelegenheiten miteinander. Wie tief diese zumeist lebenslangen Bindungen waren, ermisst sich daran, dass viele Mütter davon sprachen, den Sohn zu „besitzen". Wenn D'Amelia in diesem Zusammenhang von der „Erfindung einer Tradition" im Sinne Eric Hobsbawms spricht, dann meint sie die bewusste Mythologisierung der italienischen Mutter in der Zeit nach der Reichseinheit durch die neue politische Klasse: Die „Ikone der aufopferungsvollen Mutter" diente ihrer Lesart zufolge als identitätsstiftendes Moment für das neue, sehr heterogene und durch einen Mangel an nationalen Symbolen gekennzeichnete Staatsgebilde. Der Faschismus, so D'Amelia, habe diesen Mutterkult dann auf die Spitze getrieben. Dagegen sei der Begriff des *mammismo* (das Wort wurde 1952 geprägt) nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges dazu gebraucht worden, um Kritik an der vermeintlichen Rückständigkeit der italienischen Gesellschaft zu üben: Während in modernen Staaten die Kinder mit einem Sinn für die Gemeinschaft erzogen würden, blieben italienische Kinder ihr Leben lang ganz auf eine Vertrauensperson fixiert – das zumindest macht die Autorin an einigen großen literarischen Werken der Zeit fest. Vor allem im Kapitel über die Nachkriegszeit werden die Schwächen dieses Buches sichtbar. So konzentriert sich die Autorin zum einen fast ausschließlich auf die gesellschaftlichen Eliten. Zum anderen verbleibt sie allzu sehr auf der diskursanalytischen Ebene. Nur ansatzweise scheint auf, wie dieses „Reden über die Mutter" die soziale Realität in Italien prägte. Wünschenswert für die Zeit nach 1945 wäre sowohl die Einbeziehung sozialstatistischer Daten als auch die Auswertung von Umfrageergebnissen der empirischen Soziologie gewesen. Untersuchungen, die seit den 1980er Jahren Aufschluss über den Zeit-

punkt des Auszuges junger Menschen aus dem Elternhaus geben, belegen etwa ganz eindeutig, dass Italien in dieser Hinsicht weltweit einen Spitzenplatz einnimmt: 80% der Jugendlichen zwischen 18 und 30 Jahren leben in Italien noch im „Hotel Mamma"; in den USA ist es dagegen nur die Hälfte. Wie neueste sozialwissenschaftliche Studien zudem zeigen können, begrüßen viele italienische Eltern die sich daraus ergebenden Abhängigkeitsverhältnisse sogar ausdrücklich, können sie doch so eine erhebliche Kontrolle über das Leben ihrer Kinder ausüben. Ungeachtet dieser Kritik stellt das Buch D'Amelias einen wichtigen ersten Beitrag zur bislang von der Zeitgeschichte kaum beachteten Geschichte der Familie dar, auf dem künftige Studien aufbauen können. Patrick Bernhard

Michele Ranchetti, Non c'è più religione. Istituzione e verità nel cattolicesimo italiano del Novecento, Saggi, Milano (Garzanti) 2003, 117 S., ISBN 88-11-60014-6, € 14. – Ranchetti, geboren 1925, lehrte in Florenz Kirchengeschichte. In der anzuzeigenden Sammlung von Artikeln vertritt der Vf. anhand verschiedener Beispiele die These, dass es seit dem 19. Jh. wegen der scharfen Trennung zwischen Priesterschaft und Laien zu einem radikalen Schwund religiösen Wissens gekommen sei. Seit Pius IX., der die Kirche in eine absolute Monarchie verwandelt habe, seien die Gläubigen entmündigt worden, weshalb sie auch das Interesse an Glaubensfragen verloren hätten. Die Kommunikation zwischen der Kirchenhierarchie und den Laien ebenso wie zwischen Kirche und Welt sei kein Dialog, sondern ein Monolog der Kirche. Die Entwicklung hin zum katholischen Absolutismus habe auch die Allianz mit dem Faschismus erleichtert. Die päpstlichen Bitten um Verzeihung im Anno Santo 2000 unterstreichen nach Ranchetti nur den Machtanspruch der Kirche, da sie mit keinerlei Selbstkritik verbunden sei. Aufgrund des institutionellen Defektes des amtlichen Katholizismus seien auch die Hoffnungen, die das Zweite Vatikanische Konzil begleiteten, umsonst gewesen. In einem längeren Artikel des schmalen Bändchens, der bereits 1996 im Band „La cultura italiana del Novecento" erschienen ist, entwirft der Vf. eine geistesgeschichtliche Skizze des italienischen Katholizismus im 20. Jh. Roter Faden dieses „Profils" des „italienischen Katholizismus" bilden die Auseinandersetzungen zwischen einzelnen Theologen, die für eine liberale Öffnung der Kirchenlehre plädieren, wie sie Ranchetti beispielhaft im „holländischen Katechismus" verwirklicht sieht, und der starren Haltung der Amtskirche, wie sie etwa der Katechismus von Gasparri darstellt, „in un certo modo il catechismo dell'era fascista". (S. 39) Dreh- und Angelpunkt der Betrachtungen und Bewertungen des Vf. ist die Haltung der Päpste zu Faschismus und Judenvernichtung. Ranchetti interpretiert die Entwicklung des italienischen Katholizismus, am Beispiel des

Umgangs mit liberalen Kritikern, als einen Weg, der das Verhalten des Vatikans während des Zweiten Weltkrieges vorbereitete, und der nach 1945 niemals zu einer wirklichen Auseinandersetzung mit diesem fähig war. Das Buch enthält interessante Analysen und Bekenntnisse zu einer wichtigen Strömung des italienischen Katholizismus, der toskanischen Priester um Balducci, Turoldo, Mazzolari, Milani. Es beruht allerdings auf einer Grundüberzeugung, die wenig Spielraum für Differenzierungen oder gar distanzierte Betrachtungen zuläßt. Árpád v. Klimó

Le relazioni tra l'Italia e la Germania. Numero speciale di „Il Veltro", Rivista della Civiltà italiana, del cinquantenario dell'accordo per l'emigrazione italiana in Germania del 1955, Roma (Il Veltro Ed.) 2005, 457 S., ISSN 0042-3254, € 70. – Im Dezember 2005 jährte sich der 50. Jahrestag des Anwerbeabkommens für „Gastarbeiter" zwischen der Bundesrepublik und Italien. Dieses Jubiläum war Anlass für die renommierte Kulturzeitschrift *Il Veltro*, eine Sondernummer zum Thema herauszubringen. Hierfür konnten die Hg. eine Reihe vorrangig jüngerer Forscher gewinnen, die allesamt durch einschlägige Veröffentlichungen ausgewiesen sind. Wie eine Zusammenschau der insgesamt knapp 50 Beiträge zeigt, eröffnet das Anwerbeabkommen vielfältige Perspektiven auf die Geschichte beider Länder und ihrer facettenreichen Beziehungen im 20. Jh. Zunächst einmal fügt sich das Abkommen in die lange Geschichte der Migration zwischen beiden Staaten ein. Diese begann schon im Mittelalter, wurde jedoch erst im 20. Jh. zu einem wirklichen Massenphänomen. Die erste große italienische Migrationswelle erreichte Deutschland um die Jahrhundertwende. Damals arbeiteten Italiener vor allem als saisonale Kräfte im Bauwesen, in der Landwirtschaft oder in Ziegeleien. Schon bald galten sie als tüchtige Arbeiter, die sich auch vor schweren körperlichen Tätigkeiten nicht scheuten. Die italienische Politik begrüßte vor allem die Abwanderung aus dem Süden Italiens. Dadurch wurden die Folgen der strukturellen Arbeitslosigkeit, die ein Dauerproblem des Landes darstellte, zumindest teilweise abgeschwächt. Erstmals staatlich gelenkt und geplant wurde die Migration jedoch erst durch die faschistische Diktatur, die 1938 mit dem deutschen Achsenpartner eine entsprechende Vereinbarung schloss. Auch das Abkommen von 1955 hatte zunächst zum Ziel, die Arbeitslosigkeit in Italien zu reduzieren. Zugleich verweist es aber auch auf größere politische, wirtschaftliche und sozialkulturelle Verflechtungen zwischen den beiden Ländern im 20. Jh. So ist die Gastarbeiterübereinkunft auch als Ergebnis eines ungleich größeren politischen Projekts zu verstehen: der Schaffung des „Freien Westens". Es war der amerikanische Marschallplan, fortgeschrieben in den Römischen Verträgen, der den freien Verkehr von Waren, Dienstleistungen und eben auch Menschen in West-

europa zum Ziel hatte. Die Region sollte wirtschaftlich gestärkt und damit politisch gegen den Kommunismus immunisiert werden. Damit ist die italienische Migration nach Deutschland in letzter Konsequenz auch ein Kind des Kalten Krieges. Das Abkommen von 1955 verweist zudem auf das sog. Wirtschaftswunder, das sowohl Deutschland als auch Italien in der zweiten Hälfte des 20. Jh. erlebten. Wenig ist bislang die Tatsache ins Bewusstsein der Deutschen gedrungen, dass sie den säkularen wirtschaftlichen Aufschwung der Bundesrepublik auch der Arbeit der fleißigen vier Millionen italienischen Gastarbeiter verdanken. Aber auch vielen Italienern dürfte es neu sein, dass das in Deutschland erarbeitete und gesparte Geld dem wirtschaftlichen Boom zu Hause zu gute kam. Damals schaffte Italien ja erst den Sprung von einem überwiegend agrarisch geprägten Land zum modernen Industriestaat. Um die negative Handelsbilanz Italiens auszugleichen, setzten beide Staaten aber nicht nur auf die Arbeit von Italienern in Deutschland, sondern auch auf den deutschen Tourismus, der viel Geld ins Land brachte. Tatsächlich strömten seit Ende der 50er Jahre Millionen deutsche Urlauber in das Bel Paese. Dieser massenhafte Austausch von Menschen trug schließlich in beiden Staaten zu erheblichen sozialkulturellen Veränderungen bei. Deutsche und Italiener lernten sich so etwas besser kennen, tauschten sich aus und bereicherten damit die jeweilige Nationalkultur. Noch in den 50er Jahren erlebte Deutschland in dieser Hinsicht eine starke Italienisierung, vor allem im Bereich der Konsumgüter. Aber auch die Italiener adaptierten deutsche Lebensgewohnheiten. So machten etwa aus Bayern zurückgekehrte Ziegeleiarbeiter im Friaul das Bier heimisch. Unerwünschter Nebeneffekt war allerdings die Ausbreitung des Alkoholismus. Wie dieses Beispiel bereits zeigt, besaß die zunehmende ökonomische, soziale und kulturelle Verflechtung auch seine Schattenseiten, traf auf Hindernisse und rief sogar massive Widerstände hervor. So befürchteten etwa die deutschen Gewerkschaften nicht nur eine zunehmende italienische Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt. Staatliche Repräsentanten hatten zudem Angst vor kommunistischer Unterwanderung durch die Gastarbeiter, in deren Heimatland die PCI damals sehr stark war. Die Autoren des Jubiläumsheftes haben darauf verzichtet, eine reine Erfolgsgeschichte der italienischen Zuwanderung zu schreiben. Herausgekommen ist vielmehr ein problemorientierter Sammelband, der nicht nur bisherige Forschungsergebnisse schön bündelt und sich deshalb gut als Einstieg in das Thema eignet. Die besondere Leistung des Buches besteht zudem darin, deutsche Forschungsergebnisse erstmals einem breiteren Leserkreis in Italien zugänglich gemacht zu haben.

Patrick Bernhard

Pierluca Azzaro, Deutsche Geschichtsdenker um die Jahrhundertwende und ihr Einfluß in Italien. Kurt Breysig, Walther Rathenau, Oswald Spengler, Convergences 31, Bern u. a. (Lang) 2005, 769 S., ISBN 3-03910-349-0, € 86. – Die länderübergreifende, rezeptionshistorische Studie ist aus einer Dissertation hervorgegangen, die im Wintersemester 2002/2003 von der Fakultät für Geschichts- und Kulturwissenschaften der Freien Universität Berlin angenommen wurde. Der erste der hier untersuchten Geschichtsdenker, Breysig, war ein anerkannter Fachhistoriker. Spengler hingegen profilierte sich als Privatgelehrter, der von der Fachwissenschaft heftig kritisiert wurde. Und Rathenau, der Sohn eines jüdischen Industriellen, war in der Weimarer Republik Mitglied der Reichsregierung (Kabinett Wirth), bevor er 1922 von zwei Mitgliedern der rechtsradikalen „Organisation Consul" in der Absicht erschossen wurde, die Demokratie zu destabilisieren. Ein Anknüpfungspunkt für ihre vergleichende ideengeschichtliche Untersuchung war die These, daß der schroffe Gegensatz zwischen Spengler, der vehement gegen die Weimarer Republik opponiert habe, und Rathenau, der als liberaler und der Demokratie zugeneigter Denker und Politiker hervorgetreten sei, grundlegende Gemeinsamkeiten zwischen beiden verdecke. Die offensichtlichen Ähnlichkeiten zwischen Breysigs und Spenglers Geschichtsdeutung und die Tatsache, daß alle drei Denker einander kannten und miteinander korrespondierten, rechtfertigen ebenfalls die komparative Analyse. – Die Untersuchung besteht aus drei Teilen. Im ersten Teil wird die „Stufen"lehre Breysigs, die „Seelen"theorie Rathenaus und die Kulturphilosophie Spenglers auf Gemeinsamkeiten hin untersucht. Alle drei Denker seien ideengeschichtlich in der Wende vom 19. auf das 20. Jh. verwurzelt. Gemeinsam sei ihnen die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Ausformungen des Modernisierungsprozesses, der Deutschland zu jener Zeit erfaßt habe. In der Wahrnehmung dieses Modernisierungsprozesses haben sich alle drei die „zentrale Frage nach dem ‚Wohin der Menschheitsgeschichte'" (S. 692) gestellt. Davon ausgehend entwickelten sie „gedankliche Versuche, einer jeweils als ‚menschen'- und ‚kulturfeindlich' erachteten Entwicklung der Menschheitsgeschichte entgegenzutreten" (S. 694). Dabei habe die „Kulturmorphologie" den Sinn einer „Menschheitsrettungsaktion" (S. 694) bekommen. Ausgehend von der großen Zäsur der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg analysiert Azzaro im zweiten Teil, „ob und wie nach 1918 die „Stufen"- und „Seelen"theoretiker, die „Kultur"philosophen der Vorkriegszeit in den Geschichtsdenkern der Nachkriegszeit weiterlebten" (S. 697f.). Wesentlich sei der allen drei Denkern gemeinsame Versuch gewesen, das Universale und das Partikulare gesellschaftlicher Organisation zu einer Art von „nationalem Sozialismus" (S. 698) zu verknüpfen, einen „dritten Weg" (S. 703) zwischen dem „englischen" Kapitalismus, der von ihnen als dem

Deutschen wesensfremd diagnostiziert worden sei, und dem marxistischen Sozialismus einzuschlagen. Im dritten Teil untersucht Azzaro schließlich den Einfluß dieser Denkansätze in Italien, wobei Breysig freilich nicht mehr behandelt wird. Der Beginn der Rezeption Rathenaus und Spenglers in Italien war dadurch gekennzeichnet, daß beide als typisch deutsche Denker abgestempelt wurden, jener als „Kathedersozialist", Spengler als „deutscher Pangermanist" (S. 705). Jedoch zeigte sich, daß Italien nach dem Ersten Weltkrieg mit ähnlichen Problemen wie Deutschland konfrontiert war. Daher wurden die Konzeptionen Rathenaus und Spenglers zunehmend im Horizont der Kapitalismus-, Modernisierungs- und Zivilisationskritik eines krisengeschüttelten europäischen Kontinents interpretiert. Wenn Mussolini schon 1917 eine künftige antidemokratische Elite als *trincerocrazia* (S. 707) charakterisierte, so sind die Parallelen dieser „Schützengrabenaristokratie" zu den (freilich nicht deckungsgleichen) Vorstellungen Rathenaus und Spenglers von einem „nationalen" bzw. „preußischen" Sozialismus evident. Die Wirkungsgeschichte Rathenaus in Italien wird insbesondere anhand der Schriften des nationalliberalen Anwalts und Senators Vittorio Scialoja, des Nationalisten Alfredo Rocco, des Kommunisten Antonio Gramsci, des katholischen Priesters und Christdemokraten Romolo Murri sowie Mussolinis dargestellt. Den Niederschlag, den Spengler in der italienischen Landschaft gefunden hat, erläutert Azzaro vor allem mit Bezug auf den kämpferischen Liberalen Benedetto Croce, den Philosophen und Krisentheoretiker Adriano Tilgher, den Autor der ersten italienischen Spengler-Monographie Vittorio Beonio-Brocchieri, den neapolitanischen Philosophen Lorenzo Giusso und den fundamentalen Kritiker der modernen Welt Julius Evola. Insgesamt hat Azzaro eine höchst interessante und lesenswerte Untersuchung vorgelegt. Der Wert der Arbeit liegt nicht zuletzt in vielen interessanten Einzelergebnissen, auch wenn der Rezensent nicht allen Aussagen zustimmen kann. Daß Spengler z. B. die Errichtung eines „starken Machtstaats Preußen-Deutschland mit totalitären Zügen" (S. 17) propagierte, ist im Lichte der Ergebnisse der Totalitarismus-Forschung zurückzuweisen. Und schließlich schätzt Azzaro die Quelle des Mussolini-Biographen Yvon De Begnac viel zu hoch ein, d. i. ein Fehler, den der Rezensent allerdings früher selbst gemacht hat. An Archivmaterial hat Azzaro die Nachlässe von Breysig (Staatsbibliothek preußischer Kulturbesitz), Rathenau (Bundesarchiv Koblenz) und Spengler (Bayerische Staatsbibliothek), sowie einschlägige Materialien aus dem Zentralen Staatsarchiv in Rom konsultiert. Michael Thöndl

Massimo Baioni, Risorgimento in camicia nera. Studi, istituzioni, musei nell'Italia fascista, Pubblicazioni del Comitato di Torino dell'Istituto per la Storia del Risorgimento Italiano. Nuova serie XXVII, Roma–Torino (Carocci-

Comitato di Torino dell'Istituto per la Storia del Risorgimento Italiano) 2006, 290 S., € 32,60, ISBN 88-430-757-9. – Das Verhältnis faschistischer Ideologen zum Risorgimento musste aufgrund der inneren Logik beider politischer Auffassungen grundsätzlich ambivalent bleiben. Einerseits gebärdete sich der Faschismus verbal und faktisch anti-liberal, entstand er ja aus der Ablehnung der *Italia liberale* und akzentuierte so einen historischen Bruch gegenüber der Vergangenheit; andererseits musste er als ethnozentrisch-nationalistische Ideologie die Kontinuität positiver Traditionen und Leistungen betonen, mithin das spätestens im Ersten Weltkrieg populär gewordene *Risorgimento* inkorporieren. Je nach eigener Entwicklungsphase gelang eine Inkorporierung in ein ja diffuses faschistisches Geschichtsbild punktuell, aber nicht in tragfähiger Weise. Diese ideologiegeschichtliche Struktur steckt den Rahmen von Baionis Studie ebenso ab wie das Bemühen Mussolinis und anderer um eine organisatorische Zentralisierung von wissenschaftlicher Geschichtsforschung und breitenorientierter Vermittlung und den persönlichen wissenschaftspolitischen, prosopographisch zu beschreibenden Aktionen von Protagonisten wie vor allem Cesare Maria De Vecchi nebst Giovanni Gentile, Gioacchino Volpe, Antonio Monti oder Alberto Maria Ghisalberti. Baioni stellt im wesentlichen chronologisch nord- und mittelitalienische Entwicklungen dar, die zu einer organisatorisch gelingenden, aber inhaltlich nicht erreichten und spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg im öffentlichen Raum brüchigen Zentralisierung führen sollten. Er geht aus von den Konflikten um Trient und Triest nach dem Ersten Weltkrieg und deren Wirkung als Ansatzpunkt einer nationalistischen Risorgimento-Belebung unter der Topik einer nationalen Neugeburt bei gleichzeitig wachsender Polemik gegen eine von deutschen Methodenstandards geprägte Historiographie. Er zeigt, wie sich die *Società per la Storia del Risorgimento* in den Statements ihrer Kongresse allmählich faschistischen Vorstellungen weiter annäherte und der schon 1906 artikulierte Zielkonflikt zwischen einem Selbstverständnis als „pretoriani della scienza" und als „vestali del mito" immer stärker zu einer Selektion nationalpatriotischer Topoi führte. Vor allem nach 1929 habe sich die Akzentuierung der sabaudisch-monarchischen Sicht zulasten der lokal gepflegten garibaldinisch-populären Tradition eher durchgesetzt. Die Reorganisation von außeruniversitärer, aber akademischer Geschichtswissenschaft in den *Istituti nazionali* und des historischen Vereinswesens in den 1930er Jahren entsprang der bekannten Zentralisierungspolitik des Regimes und diente dem in monarchischen, militärischen und katholischen Netzwerken gut integrierten Quadrumvirn De Vecchi zur institutionellen Platzierung seiner sabaudischen Risorgimento-Deutung, wobei Gentile sein Projekt eines *Istituto storico fascista per gli studi del Risorgimento* nicht durchsetzen konnte. In der Konkurrenz verschiedener na-

tionalistischer Geschichtsdeutungen gelang es, das neoguelfische Deutungsmuster auch nach 1929 im Hintergrund zu halten und – sichtbar in der katholischen Krypta innerhalb des *Museo del Risorgimento* im *Vittoriano* – in den „culto della patria" zu integrieren. Auch konnte sich auf den wissenschaftlichen Tagungen Volpe mit seiner Betonung eines Bruches im 18. Jh. nicht durchsetzen. In faschistischer Logik sollte eine organisatorische Zentralisierung eine schnellere und direktere Verbreitung von Vorgaben der Zentrale an die Peripherie, sprich an die provinzialen und regionalen Gruppen und Museen, bewirken. Hierbei kam dem Risorgimento-Museum in Turin, das seinerseits vom Erfolg der didaktisch-propagandistisch aufgemachten *Mostra della Rivoluzione Fascista* von 1932 beeinflusst war, eine Vorreiterrolle zu, der sich in concreto aber lokale Heroismen in kleinen Museen entgegenstellten. Im Zuge der neoimperialistischen Expansion und der Ausrufung des Impero 1935/36 nahm das Risorgimento-Interesse zugunsten der Topoi vom *Impero mediterraneo* ab. Dies setzte sich während des Zweiten Weltkrieges fort, ehe im Zuge der Bürgerkriegsauseinandersetzungen nach 1943 beide Lager ihr Handeln als „2° Risorgimento" überhöhten. Grundsätzlich liefert Baionis Detailstudie einen Befund, der das für andere Kulturbereiche erschlossen diffuse Gemisch aus lediglich durch einen undefinierten Ethnozentrismus flexibel selektierten und verkoppelten Ideologemen, aus wissenschafts- und karrierepolitisch bestimmten Intrigen und aus einer von Mussolini flexibel gehandhabten Zentralisierungspolitik auch für die Risorgimento-Rezeption konkret und anschaulich bestätigt. Friedemann Scriba

Vito Zagarrio, Cinema e fascismo. Film, modelli, immaginari, Saggi, Venezia (Marsilio) 2004, 316 S., ISBN 88-317-8063-8, 25 €. – Das italienische Kino der faschistischen Epoche ist ein breit gefächertes Untersuchungsfeld, das insbesondere in der jüngsten Forschung auf großes Interesse stößt, wie die Arbeiten von Ben-Ghiat, Ellena, Fanchi/Mosconi, Garofalo/Reich, Hay oder Landy zeigen. Während die These vom faschistischen Kino als einer regimetreuen „Konsensfabrik" (Cannistraro) die italienische Filmhistoriographie bis weit in die 90er Jahre hinein dominierte und damit Fragen der staatlichen Zentralisierung und Kontrolle des Filmsektors im Vordergrund standen, stellen neuere kulturhistorische Studien diese einseitige Manipulationsthese konsequent in Frage. Spielfilme werden hier nicht allein auf ihre ideologische Beeinflussung „von oben" hin befragt, sondern als Produkte einer komplexen medialen Bild- und Bedeutungskonstitution betrachtet, die ambivalente Lesarten beinhalten und immer mehr als das direkt Intendierte aussagen. Aus dieser Perspektive zeigt sich auch der italienische Tonfilm der 30er und frühen 40er Jahre als eine ergiebige Quelle zur Erforschung des bis dato nur unzurei-

chend aufgearbeiteten Zusammenhangs von Faschismus und Populärkultur. An diesen historiographischen Perspektivwechsel knüpft Vito Zagarrio in seiner 2004 im Marsilio Verlag erschienenen Gesamtdarstellung „Cinema e fascismo. Film, modelli, immaginari" an. Durch eine stärkere Integration der Filminhalte in die historische Betrachtung versucht der an der Universität *Roma Tre* am Institut für Kommunikationswissenschaft lehrende Filmhistoriker eine kritische Revision des Spielfilms im Faschismus (1930–1945), „ohne revisionistisch [im Sinne De Felices] zu sein" (S. 6), was ihm durchweg gelingt. Die als Einführungslektüre konzipierte Studie bietet zwar in filmhistorischer Hinsicht wenig Neues. Ihr Verdienst liegt jedoch darin, den kulturgeschichtlichen Blick auf das Kino zur Zeit des faschistischen Regimes und damit auf bisher nicht ausreichend beachtete Widersprüche, Polyvalenzen und Instabilitäten seiner Kulturproduktion zu schärfen. Nach einem forschungsgeschichtlichen Überblick im ersten Kapitel verortet der Autor den Spielfilm der 30er und frühen 40er Jahre im Kontext der faschistischen Kulturpolitik und erläutert die Vorbildfunktion der zeitgenössischen sowjetischen und U.S.-amerikanischen Produktion. Daneben untersucht er im zweiten Abschnitt die wesentlichen Themen und Topoi repräsentativer Filmtexte sowie deren genrespezifische und formalästhetische Charakteristika in einem international vergleichenden, interkulturellen Bezugssystem. Im dritten Kapitel beleuchtet er am Beispiel der wichtigsten Kulturzeitschriften die zeitgenössischen Debatten um die gesellschaftliche Funktion des Kinos und zeigt, wie hier modernistische und reaktionäre Tendenzen kollidierten. Inwiefern sich diese Ideen einer genuin faschistischen Filmkultur im Spielfilm niederschlugen, diskutiert Zagarrio im vierten Teil seiner Studie. Hier analysiert er das Werk einzelner Regisseure und stellt überzeugend dar, dass auch offensichtlich propagandistische Produktionen inhaltliche Ambivalenzen aufzeigen, die ihrer Funktionalität im Sinne des Regimes entgegen wirkten. Seinen Überblick ergänzt der Autor mit einem Oral-History-Teil, in dem er die Protagonisten des faschistischen Kinos selbst zu Wort kommen lässt, wie den Filmtheoretiker Cesare Zavattini, die Regisseure Alessandro Blasetti, Luigi Comencini, Giuseppe De Santis oder Carlo Lizzani. Eine ausführliche Bibliographie rundet die Studie ab. In der sonst sehr differenzierten Darstellung fehlt eine methodische Reflexion zur Verwendung von Bild- und Oral-History-Quellen, was umso bedauerlicher ist, da sich das Buch an ein vorwiegend studentisches Publikum richtet. Die wichtige Frage nach der Filmrezeption bleibt ebenso außen vor wie ein Blick auf die deutsch-italienischen Beziehungen im Filmsektor innerhalb der international vergleichenden Perspektive. Dennoch liegt mit Vito Zagarrios „Cinema e fascismo" eine facettenreiche Überblicksdarstellung vor, deren Verdienst es ist, die kultur- und alltagsgeschichtliche Dimension des Films aufzuzeigen –

eine Perspektive, die von der italienischen Filmhistoriographie lange vernachlässigt wurde. Die verschiedenen Interviews führte Zagarrio Anfang der 80er Jahre im Rahmen der Vorbereitungen für die TV-Dokumentation La generazione del cinema, die vom staatlichen Sender Rai2 ausgestrahlt wurde.

Antje Dechert

Nicola Tranfaglia, La Stampa del Regime 1932–43. Le Veline del Minculpop per orientare l'informazione, Saggi, Milano (Bompiani) 2005, 456 S., ISBN 88-452-3389-8, € 24. – „Il giornale è in realtà lo specchio del mondo" – so das Urteil von Benito Mussolini. Die Presse stellt für die Zeit des italienischen Faschismus einen wesentlichen Kommunikationskanal dar. Sie ist die Verbindung zwischen Führer und Bevölkerung, macht letztere mit den Ideen und Konzepten des Regimes vertraut und spielt für die Inszenierung desselben eine herausragende Bedeutung. Die Unterdrückung oppositioneller Zeitungen und die effiziente Kontrolle und Direktion des faschistischen Zeitungswesens bedeutete dementsprechend für Mussolini ein unerlässliches politisches Machtinstrument, dessen Erlangung er nach der Ermordung des Sozialisten Matteotti 1924 und der damit einhergehenden gesellschaftlichen Empörung mit Vehemenz verfolgte. Darüber hinaus finden sich in den Biographien fast aller führenden Faschisten Zeitabschnitte, in denen diese Journalisten waren – es bestand also auch aus diesem Grund eine enge Verbindung zwischen Politik und Presse. Tranfaglia legt eine Anthologie der Anweisungen an die Presse vor. Die Auflistung folgt thematischen Gesichtspunkten, die in sich wiederum chronologisch geordnet sind, was die Quellensammlung gut benutzbar macht. Verwendet werden einerseits Dokumente des Zentralen Staatsarchivs in Rom und andererseits die bereits 1945 von Claudio Matteini herausgegebenen „Ordini alla Stampa". Es handelt sich zwar nicht um eine vollständige Auflistung der Presseanweisungen, sondern um eine Auswahl, die jedoch in ihrer inhaltlichen und v. a. auch zeitlichen Bandbreite eine Neuheit darstellt. Nicola Tranfaglia stellt im einführenden Aufsatz die seiner Ansicht nach bedeutsame, bislang weitgehend vernachlässigte Frage: Wer raubte mit welchen Mitteln den Italienern die Freiheit? Da die italienische Bevölkerung willentlich einem Demagogen gefolgt und nicht von außen unterworfen worden sei, kommt der Lenkung der öffentlichen Meinung nach Tranfaglia eine wesentliche Bedeutung zu. Mit dem Gesetz vom 10. 7. 1924 erhielt die Exekutive durch die Einführung des Journalistenregisters und die Position des auch juristisch haftbaren Direktors weit reichenden Einfluss auf die im Pressewesen arbeitenden Personen. Neben der Unterdrückung der oppositionellen Presse stand die Errichtung eines in sich kohärenten, von Mussolini entworfenen Bildes des faschistischen Regimes nach innen und außen im Vordergrund der Presse-

gesetzgebung. Der der eigenständigen Arbeit von Journalisten und Redakteuren vorbehaltene Raum wurde zunehmend kleiner, die Anweisungen betrafen bald sowohl den Inhalt und als auch die Form der Zeitungen. Stichwortartig können folgende Schwerpunkte der Presselenkung genannt werden: Verbrechensmeldungen seien zu unterlassen; Italien werde von Mussolini und dem König im nationalen Interesse regiert (S. 22). Aus den Anweisungen geht des Weiteren hervor, dass sich die Presselenker v. a. mit zwei Problemen konfrontiert sahen: sie waren sich zum einen der Probleme von schlecht gemachter Propaganda bewusst; zum anderen war ihnen klar, dass die strikte Umsetzung der Anweisungen zu einer unerwünschten und problematischen Gleichförmigkeit der Presse führen mußte (S. 25). Es finden sich demgemäß entsprechende Versuche, dem entgegenzusteuern. Der dem Band beigefügte Aufsatz von Bruno Maida beschäftigt sich hingegen mit den strukturellen und personellen Umwandlungen vom Pressebüro zum Ministerium. Er gibt einerseits einen Einblick in die personelle Besetzung der Pressekontrolle, andererseits in die Funktionen und Zielsetzungen der Generaldirektion für Presse, die zwischen Koordination und Anweisungen, zwischen Kontrolle und Repression oszillierte. Das Pressebüro stellte den Nukleus des späteren Minculpop dar. Der Band verbindet in gelungener Weise grundlegende einführende Aufsätze mit einer umfangreichen Sammlung wichtiger Dokumente, die Material für eine große Bandbreite von kulturhistorischen Themen zum italienischen Faschismus bieten: v. a. für das vom Regime entworfene Selbstbild und die Versuche zur wirkungsmächtigen Inszenierung desselben in der Presse.

Wenke Nitz

H. James Burgwyn, Empire on the Adriatic. Mussolini's Conquest of Yugoslavia 1941–1943, New York (Enigma Books) 2005, 385 S., ISBN 1-929631-35-9, $ 21. – Zwei Jahre nach Davide Rodognos umfassender Studie über die Besatzungspolitik des faschistischen Italien in Europa (1940 bis 1943) legt nun H. James Burgwyn, ausgewiesener Kenner der italienischen Außenpolitik, eine Untersuchung vor, die sich speziell auf die italienische Okkupation Jugoslawiens im Zeitraum 1941 bis 1943 konzentriert. Im Zentrum der narrativ angelegten neun Kapitel stehen die institutionellen Konflikte, die diplomatischen Rivalitäten und die Beziehungen der italienischen Militärs zu den besetzten Völkern. Mit der gründlichen Rekonstruktion und Analyse der komplizierten Wechselwirkungen innerhalb des italienischen Machtapparates geht die Studie über ältere Darstellungen zum Thema eindeutig hinaus. Einen weiteren Schwerpunkt der Untersuchung bilden die Marionettenregierungen, ethnischen Säuberungen und Aufstände, welche die Invasion Jugoslawiens durch die Achsenpartner Italien und Deutschland nach sich zog: Dazu zählt

die Analyse der Entstehung, Zusammensetzung und Intentionen von Bewegungen wie der kroatischen Ustascha, der serbischen Tschetniks und der von Tito angeführten Partisanen ebenso wie die Betrachtung der Massaker und Kriegsverbrechen, die im betreffenden Zeitraum in Jugoslawien von italienischer wie von nicht-italienischer Seite verübt wurden. B. will damit nicht zuletzt „a deeper comprehension of the history behind the horrors" (S. XVII) des Balkankonfliktes der 1990er Jahre fördern. Beeindruckend ist die ausgewogene Urteilsfähigkeit des Vf. bei der Behandlung des sensiblen Themas. Die breite Materialbasis teils unveröffentlichter Quellen umfasst in der Hauptsache Dokumente aus dem Archiv des italienischen Außenministeriums, des *Archivio Centrale dello Stato* und des *Ufficio Storico dello Stato Maggiore.* Zudem konnte der Vf. italienische Militärakten konsultieren, die während des Krieges von Partisanen beschlagnahmt wurden und sich heute in Archiven in Belgrad und Laibach befinden. Wie bereits Rodogno, so macht auch B. umfassenden Gebrauch von den bislang unveröffentlichten Tagebüchern der 40er Jahre des Diplomaten Luca Pietromarchi, der als Leiter des *Gabinetto Armistizio e Pace* im italienischen Außenministerium die Verantwortung für die Verwaltung der italienischen Besatzungszonen u. a. in Slowenien, Kroatien, Dalmatien und Montenegro trug und somit auf die politische und wirtschaftliche Situation der betreffenden Gebiete entscheidenden Einfluss ausübte. Die *United Nations War Crimes Commission* stellte dem Vf. aufschlussreiche Unterlagen über die von der Regierung Titos nach dem Zweiten Weltkrieg deklarierten, aber nie geahndeten italienischen Kriegsverbrechen in Jugoslawien zur Verfügung. Auf dieser umfangreichen Quellengrundlage zeigt B., dass die Realisierung der faschistischen Vision eines adriatischen Imperiums keineswegs von einem konkreten Plan getragen wurde, sondern in einer „ad-hoc-Manier" vor sich ging: Inneritalienische Konkurrenzen, Rivalitäten innerhalb des Achsenbündnisses sowie der erbitterte Widerstand der Partisanen vereitelten eine geradlinige Verfolgung und Umsetzung der imperialen Ambitionen und führten schließlich zum Scheitern des faschistischen Projektes. Der von den politischen Kommissaren gestartete Versuch einer Italianisierung und Faschisierung Sloweniens, Dalmatiens und Montenegros, um die „kulturell unterlegenen" slawischen Völker zu „zivilisieren", beantworteten diese mit dem Aufstand gegen die italienischen Besatzer (Kap. IV). Die Folge waren skrupellose Unterdrückungsmaßnahmen des italienischen Militärs, die den Hass der slawischen Völker gegenüber den italienischen Invasoren noch zusätzlich schürten. Kritisch bleibt B. auch bei der Erläuterung und Beurteilung der Politik gegenüber den Juden im italienisch besetzten Teil Kroatiens, die in der älteren einschlägigen Literatur nahezu ausschließlich als humanitäre Aktion dargestellt worden ist. Zwar interpretiert der Autor die Weigerung der italieni-

schen Diplomatie und des Militärs, die Juden an die Deutschen zur Deportation auszuliefern, insgesamt als Rettungsmaßnahme, doch weist er ebenso auf Fälle der Abschiebung wie auf machtpolitische Beweggründe der italienischen Besatzer hin, die in der Politik gegenüber den Juden ihre Souveränität vor Deutschen und Kroaten offen zur Schau stellen konnten (Kap. VI). Die Brutalität, mit der die vermeintlich „guten Italiener" gegen aufständische ethnische Gruppen und insbesondere gegen die Partisanen vorgingen, wird dem Leser vor allem am Verhalten des Generals Mario Roatta eindrucksvoll vor Augen geführt (Kap. V, Kap. IX). B. verschweigt nicht die Gräueltaten, die während des erbitterten Guerillakrieges von Partisanen an Italienern verübt wurden, doch unterscheidet er entschieden zwischen Angreifer und Angegriffenem: „When all is said and done, partisan terror in Yugoslavia was reactive rather than initiatory – a weapon employed by the homeland defender against the foreign invader and his collaborators and allies." (S. 269) Aufgrund der gewonnenen Erkenntnisse kommt der Autor bei einer Analyse des etablierten Gegensatzpaares von *bravo italiano* und *cattivo tedesco* (S. 294ff.) zu dem Schluss, dass sich die italienische Armee in der Härte ihrer Repressionspolitik gegenüber den besetzten Völkern Jugoslawiens von der Wehrmacht kaum unterschied. Nur in ihrer Haltung gegenüber den Juden gelang es den Italienern, sich von der methodischen Vernichtungspolitik des deutschen Bündnispartners abzusetzen. Dementsprechend kritisch fällt B. abschließendes Fazit aus: „In pursuit of a Roman imperium that was tenaciously opposed by a spirited resistance, Fascist Italy's empire-builders ended up committing a wider variety of war crimes against both guerilla warriors and civilians [...] Their short-lived ‚Empire on the Adriatic' intended to bring a superior Italian civilization to the grateful conquered, instead revealed its basest side." (S. 314) Mit der flüssig geschriebenen Darstellung hat B. einen wichtigen Beitrag zur italienischen Besatzungspolitik in Europa geleistet, an der die künftige Forschung zum Thema nicht vorbeikommen wird. Ruth Nattermann

Carlo Chiavazza, Scritto sulla neve. Diario di un cappellano militare in Russia. Gennaio 1943, Chiari (Nordpress) 2006, 94 S., ISBN 88-88657-44-4, € 12,50. – Zeugnisse über den Einsatz der *Alpini* im Krieg gegen die Sowjetunion und ihren Rückzug vom Don im Winter 1942/43, der für Zehntausende Tod oder Kriegsgefangenschaft bedeutete, gibt es viele. Einige Bücher wie Nuto Revellis „Mai tardi. Diario di un alpino in Russia" oder Mario Rigoni Sterns „Il sergente nella neve. Ricordi della ritirata di Russia" zählen sogar zu den bekanntesten Werken über die Erlebnisse italienischer Soldaten in den Wirren des Zweiten Weltkriegs. Andere sind zwar nicht ganz so bekannt, aber dennoch seit ihrem erstmaligen Erscheinen in den fünfziger oder sechziger

Jahren immer wieder neu aufgelegt worden. Zu diesen Büchern zählt Don Carlo Chiavazzas auf Tagebuchaufzeichnungen basierender Erinnerungsbericht der von „Nordpress" neu herausgebracht worden ist, wobei der Verlag freilich darauf verzichtet hat, den Ausführungen Chiavazzas eine historisch-kritische Würdigung voranzustellen, die dringend nötig gewesen wäre, um die geschilderten Ereignisse in einen größeren Zusammenhang einordnen und bestimmte Interpretationsmuster in ihrer Zeitbedingtheit erfassen zu können. Carlo Chiavazza wurde 1914 in der Provinz Cuneo geboren und empfing 1937 die Priesterweihe. Nachdem Italien im Juni 1940 an der Seite des Deutschen Reiches in den Zweiten Weltkrieg eingetreten war, wurde Chiavazza als Militärseelsorger der Alpini-Division *Tridentina* zugeteilt, mit der er im Sommer 1942 an die Ostfront verlegt wurde. Doch davon erfährt der Leser nichts. Das Buch setzt erst mit dem Heraufziehen der Katastrophe Ende Dezember 1942 ein, schildert dann detailreich und wortgewandt – Chiavazza war nach dem Krieg in leitender Funktion im katholischen Pressewesen tätig – die Schrekken des Rückzugs in Eis und Schnee, beschreibt die Kämpfe mit dem Ausbruch der eingeschlossenen Verbände bei Nikolajewka als Höhepunkt und endet schließlich mit dem Transport in die Heimat. Chiavazza kümmert sich wenig um politische Zusammenhänge. Der Krieg erscheint als Naturereignis, für das niemand zur Verantwortung gezogen werden kann, oder – religiös gewendet – als Kreuzweg in der Nachfolge Jesu Christi. Die *Alpini* werden liebevoll als *bravi ragazzi* und unerschrockene Kämpfer mit dem sanften Gemüt einfacher Bergbauern geschildert, die Zivilbevölkerung als hilfsbereit und gastfreundlich, die Deutschen hingegen als automatenhaft grausam: *I tedeschi ammazzavano su ordinazione, per rappresaglia, gli alpini si perdevano in un commercio segreto, in un continuo scambio di merci clandestine.* (S. 74) Diese Darstellung entspricht in etwa dem Klischee über die *Campagna italiana di Russia*, wie es noch heute weit verbreitet ist. Bürstet man das Buch freilich gegen den Strich, so finden sich Stellen, die nicht so recht dazu passen mögen wie Hinweise auf den auch von den *Alpini* geführten Krieg gegen die Partisanen, rassistisch konnotierte Vorurteile gegen die slawische Bevölkerung der Ukraine oder die Grenzen der viel gerühmten Kameradschaft unter den *Alpini* während des desaströsen Marsches nach Westen. Die deutschen Waffenbrüder, ansonsten oft Protagonisten ungezählter Untaten, werden dagegen nur selten erwähnt; Chiavazza scheint nur selten direkt mit ihnen zu tun gehabt zu haben, und so bleibt ihr Bild zwiespältig und unscharf. Als disziplinierte, gut ausgerüstete und fähige, aber ausgesprochen egoistische und brutale Soldaten, bringen sie selbst in den Momenten den Tod, in denen sie aus Mitmenschlichkeit handeln: *Incontriamo a una svolta del bosco un soldato ungherese che piange, grida, allarga le braccia.* [...]

‚Uccidetemi – dice – abbiate pietà di me, uccidetemi'. La colonna procede in silenzio. Vedo un tedesco chinarsi, frugare nella slitta al proprio fianco. Tira fuori una pistola e a passi lenti si avvicina all'uomo implorante. Il tedesco dice qualche parola al soldato dal ginocchio rotto, gli stringe la mano e gli spara in fronte. (S. 39) Man kann Bücher wie Carlo Chiavazzas „Scritto sulla neve" um ihrer selbst willen lesen. Auf interpretative Konstrukte hin befragt und mit anderen Quellen konfrontiert sind sie jedoch auch ein Baustein für die Erforschung von Mussolinis Krieg gegen die Sowjetunion.

Thomas Schlemmer

Alessandra Lavagnino, Un inverno 1943–1944. Testimonianze e ricordi sulle operazioni per la salvaguardia delle opere d'arte italiane durante la Seconda Guerra Mondiale, Palermo (Sellerio) 2006, 128 S., ISBN 88-389-2107-5, € 9. – Alessandra Lavagnino, Tochter des römischen Kunstschutzbeamten Emilio Lavagnino erzählt ein weiteres Mal die Geschichte des Transportes wichtigster italienischer Kunstschätze sowohl aus der Frontlinie in Latium als auch aus den für die Auslagerung besonders wichtiger Kunstwerke gewählten Sicherheitsdepots der umliegenden Regionen nach Rom im Winter 1943 und Frühjahr 1944. Sie greift dabei vor allem auf das 1974 publizierte Tagebuch ihres Vaters, auf das 1999 publizierte Tagebuch des in den Marken tätigen Denkmalschutzbeamten Pasquale Rotondi und auf die im Jahr 2000 publizierten Erinnerungen des Paläographieprofessors und vatikanischen Archivexperten Giulio Battelli zu diesen brisanten Bergungsaktionen zurück. Die Aufzeichnungen von Emilio Lavagnino und Battelli überschneiden sich, ergänzen sich aber auch. Ein knappes Verzeichnis der handelnden Personen sowie der benutzten Literatur ergänzen das Bändchen, das in dem bekannten sizilianischen Verlag Sellerio erschienen ist und damit erstmals ein größeres Publikum ansprechen dürfte als die bisherigen Veröffentlichungen zu diesem Thema. Interessant auch die knappen Informationen über das Leben der Familie Lavagnino in Rom im Herbst 1943 aus der Sicht des Mädchens: Kälte, Hunger, Angst vor Auskämmungsaktionen der Deutschen, die dazu führten, daß die männlichen Schulkameraden im Versteck lebten. Emilio Lavagnino gewährte in seiner Wohnung in Monteverde gar einem alten jüdischen Ehepaar aus Rußland Aufenthalt, während aus seinem Tagebuch wie aus den Aufzeichnungen Battellis die Bedeutung deutscher Kunstschutzverantwortlicher (vor allem von Peter Scheibert und Hans-Gerhard Evers) deutlich wird, ohne deren aktive Mitwirkung die Verlagerungsmaßnahmen der Kunstwerke nach Rom kaum denkbar gewesen wären. Lutz Klinkhammer

Giovanna D'Amico, I siciliani deportati nei campi di concentramento e di sterminio nazisti 1943–1945, Palermo (Sellerio) 2006, 405 S., ISBN 88-389-2100-8, € 20. – Für die antifaschistische politische Kultur Italiens nach 1945 war neben dem Widerstand der Partisanen die Deportation in die nationalsozialistischen Konzentrations- bzw. Vernichtungslager von größter gesellschaftlicher Bedeutung. Ehemalige KZ-Deportierte haben die Nachkriegspolitik mitgestaltet. Primo Levi hat seine Überlebenserfahrung in eine literarische Form gegossen, die die westeuropäische Nachkriegsgesellschaft geprägt hat. Die Deportation aus Italien in die nationalsozialistischen Konzentrationslager ist jedoch nur in Ansätzen auch wissenschaftlich erforscht worden. Vor allem Regionalstudien (wie die einer Turiner Forschungsgruppe über die Deportation aus dem Piemont, die von B. Mantelli über die Provinz Alessandria, die von F. Fabbroni über Friaul/Julisch Venetien) haben wichtige Grundlagen geliefert. Nunmehr legt Giovanna D'Amico eine wissenschaftlich höchst präzise Studie über die Deportation von Sizilianern in die Konzentrationslager auf Reichsgebiet vor. Zum einen gelingt es der Vf., die Namen der Deportierten und deren Lagerschicksale – über die bereits bekannten hinaus – auf eine Gesamtzahl von 855 Personen zu bringen (die im prosopographischen Anhang einzeln regestiert sind), von denen 761 mit Sicherheit auf Sizilien geboren wurden, während der Ursprung von weiteren 94 nicht eindeutig zu ermitteln war. Diese Zahlen werden ferner analysiert nach Kriterien wie der NS-Klassifizierung der Häftlinge, nach ihrer Verteilung auf die verschiedenen Lager, nach Mortalität und Überlebenschancen. Fast die Hälfte der Deportierten war als „Politische" eingestuft worden, also Partisanen, „Saboteure", politische Aktivisten. Diese quantitative Analyseebene wird gekonnt mit einer qualitativen verbunden: 10 „lebensweltliche" Interviews hat die Vf. geführt, wobei die Auswahl der Interviewpartner aus den 67 Überlebenden des Jahres 1997 eher pragmatischen als repräsentativen Gründen verpflichtet war. Zwei der Befragten waren ehemalige Militärinternierte, die anderen Partisanen oder Soldaten, die nach dem 8. September in den Maquis gegangen waren. Teile der Befragungen sind im Anhang in Auswahl abgedruckt. Aus dieser Quellengattung deduziert die Vf. eine Beschreibung der einzelnen Etappen der Deportation: Entscheidung zum Widerstand, Verhaftung, Transport, Lageraufenthalt, KZ-Arbeit, Rückkehr und Formen der Erinnerung an die KZ-Erfahrung. So entsteht ein dichtes Geflecht von Zitaten aus den Aussagen der Zeitzeugen, die ergänzt werden um Hinweise auf den Stand der deutschen und internationalen Forschung zum Komplex der KZ-Deportation. Wie stark der Einfluß Primo Levis auf die Erinnerung selbst der biographisch Interviewten war, zeigt sich am Beispiel des (inzwischen verstorbenen) Francesco Zuccaro, der Jahrzehnte nach seiner Deportation Auschwitz für das KZ hält, welches Dachau

zeitlich vorausging und überrrascht ist, wenn die Vf. dies im Interview korrigiert. Die Auswahl der sizilianischen Deportierten erweist sich aber nicht nur als methodisch begründete Entscheidung, um ein Sample von Deportierten zu erhalten: gerade die Erinnerung an die Deportation war nach 1945 auf Sizilien, wo keine deutsche Okkupation vorgelegen hatte und sich der italienische Widerstand des Festlands im öffentlichen Bewußtsein kaum verankern ließ, noch viel stärker privatisiert und enthistorisiert als andernorts. Während für Nord- und Mittelitalien die Vereinigung der Ex-Deportierten (die ANED, mit ihren vielen lokalen Sektionen) einen maßgeblichen Anteil daran hatte, daß die KZ-Erfahrung auf politischer Ebene rezipiert und kommemoriert wurde, fiel diese Ebene auf Sizilien völlig aus – mit entsprechenden Folgen für das Geschichtsbewußtsein. Der Band besticht durch eine mustergültige Materialsammlung und liefert damit eine Grundlagenforschung, die hoffentlich analoge Studien für andere Regionen Italiens nach sich ziehen wird. Lutz Klinkhammer

Andrea Villa, Dai Lager alla terra promessa. La difficile reintegrazione nella „nuova Italia" e l'immigrazione verso il Medio Oriente (1945–1948), Milano (Fondazione ISEC, Guerini e associati) 2005, 282 S., ISBN 88-8335-606-3, € 25. – Die Anführungszeichen im Titel sind gewollt und drücken das Ergebnis dieser Dissertation aus: das Italien der unmittelbaren Nachkriegsjahre war noch massiv von Denkfiguren und Argumentationsstrukturen aus der Zeit des Faschismus geprägt. Tausende von italienischen Opfern der antisemitischen Verfolgung bemühten sich um die Rückkehr in ihre früheren Wohnungen, Wohnorte und Berufe, Tausende von ausländischen jüdischen „Displaced Persons" waren auf der Suche nach einer neuen Heimat. In dem Bemühen um Rückkehr kamen immer wieder unangenehme Erinnerungen an die Verfolgung zum Vorschein, so wenn der neue Vorsitzende der jüdischen Gemeinde in Ferrara, ein gerade aus dem Schweizer Exil zurückgekehrter Antifaschist, zufälligerweise in einem Schrank der Präfektur Teile der wertvollen Bücher entdeckte, die die Salò-Faschisten bei ihrer Brandschatzung der Ferrareser Synagoge 1944 weggeschleppt hatten. Oder der jüdische Partisan aus Turin, der in der Valle d'Aosta gekämpft hatte, und bei seiner Heimkehr seine Wohnung von der Witwe eines faschistischen Bonzen besetzt fand, die sich aus Angst vor Racheakten dort eingesperrt hatte, während ihr Mann untergetaucht war. Den Schreibtisch seines Vaters fand der jüdische Resistenza-Aktivist bei der Witwe eines erschossenen Salò-Milizionärs wieder. Diese Erfahrung der jüdischen Heimkehrer dürfte ein generelles Phänomen gewesen sein, das Villa an verschiedenen Beispielen illustriert, befanden sich doch allein in Mailand circa 150000 Flüchtlinge, deren „politische Zuordnung" nach Meinung der neuen antifaschistischen Führungsgruppen „äußerst zweifelhaft"

war und „die unter der Salò-Herrschaft eine Reihe von Vergünstigungen" erhalten hatten, unter anderem eine großzügige Zuweisung von Wohnraum. Ein düsteres Kapitel, voll alter Ressentiments und Verweigerungshaltungen von seiten der neuen Amtsinhaber, waren auch die Wiedereinstellungen der jüdischen Hochschullehrer. Während wichtige gesellschaftliche Gruppen in Italien die Rehabilitierung der Propagandisten des faschistischen Antisemitismus betrieben (bis hin zu der Verleihung eines Verdienstkreuzes 1963), war das Ausland keineswegs so geschichtsvergessen. Der Honorarkonsul von San Marino in Paris wollte die Rolle von Nicola Pende bei der Einführung der Rassengesetze nicht vergessen, als der Biowissenschaftler dort auftreten sollte. Und seine Vortragsreisen in Brasilien mußte Pende aufgrund der dortigen Proteste absagen. Emblematisch war auch das Schicksal der überlebenden jüdischen Flüchtlinge, darunter einige aus Auschwitz, die nach ihrer Befreiung in Italien erneut in ein Lager gesperrt wurden, nicht nur in Auffanglager wie in Chiari in der Provinz Brescia, sondern sogar in das ehemalige NS-Konzentrationslager Fossoli, in unmittelbarer Gesellschaft von inhaftierten Faschisten und Kriegsverbrechern. Krank und ohne ärztliche Versorgung, mit einer suppenähnlichen Verpflegung, fühlten sich viele Überlebende wie in einer falschen Welt. Während der örtliche Klerus im Raum Brescia vor den schädlichen Folgen einer Ansammlung von „Andersgläubigen" warnte, wurde im Innenministerium in Rom an den *Confino di Polizia* angeknüpft und überlegt, die jüdischen Flüchtlinge auf Ustica zu konzentrieren. Auch angesichts dieser innenpolitischen Lage bemühte sich Conte Zoppi im Außenministerium um eine Auswanderung der Überlebenden nach Palästina. Mit einem hochinteressanten Archivmaterial, aber auch unter Rückgriff auf zeitgenössische Publizistik und Memoiren zeichnet Villa ein komplexes Bild der innergesellschaftlichen Situation in einem (wenn auch geographisch etwas disparat repräsentierten) Nachkriegsitalien, das nicht nur von Ministern wie Scelba und Sforza geprägt wurde, sondern fast ebenso sehr von hohen Beamten, die nicht wirklich die Lehren aus dem Faschismus gezogen hatten. Lutz Klinkhammer

Marilisa Merolla, Italia 1961. I media celebrano il Centenario della nazione, introduzione di Simona Colarizi, Studi e ricerche dell'editoria, Milano (Franco Angeli) 2004, 240 S., Abb., ISBN 88-464-5902-4, € 23. – Die Studie von M. Merolla zur Rezeption des hundertjährigen Jubiläums der italienischen Staatsgründung 1961 widmet sich einem viel diskutierten, aber bisher im Detail wenig erforschten Thema: der nationalen Identität in Italien nach 1943. Dabei stellt die Autorin die Suche nach einem positiven Bild der Nation in den Mittelpunkt. Die verantwortlichen Politiker und Meinungsmacher – vorwiegend Christdemokraten – hätten sich in einer Zeit grundlegender sozialer

Veränderungen durch den wirtschaftlichen Boom um eine neue Identität bemüht, die sowohl im Rückblick auf die Tradition die Stabilität der Gesellschaft fördern als auch den Bedingungen einer demokratischen Industriegesellschaft an der Schwelle zum *centrosinistra* gerecht werden sollte. Die Autorin analysiert unterschiedliche Inszenierungsformen, die sich als Teil des „variegato universo mediatico" (Colarizi, S. 9) fassen lassen: Einbezogen werden das neue Medium Fernsehen, das Radio, *cinegiornali* und Dokumentarfilme sowie die Jubiläumsausstellungen in Turin. Den Anfang der Studie bilden zwei ergänzende Kapitel zu den Vorbereitungen der Jubiläumsfeierlichkeiten in Turin auf lokaler und nationaler Ebene. Sie gehen über eine reine Einleitung hinaus, da sie wichtige Motive und Positionen der Turiner Honoratioren und der nationalen Politiker verdeutlichen. Insgesamt habe – so die Autorin – bei der Darstellung von Vergangenheit und Gegenwart des italienischen Staates ein Bemühen um einen möglichst breiten Konsens vorgeherrscht. Indem die Meinungsmacher betonten, welche entscheidende Rolle das Volk im Risorgimento gespielt habe, hätten sie mit der monarchisch ausgerichteten Tradition gebrochen und ein Bild der Einigungsbewegung entworfen, das über Parteigrenzen hinaus konsensfähig gewesen sei. Die Neudeutung habe eine Einbindung der Resistenza in die nationale Geschichte möglich gemacht und damit zu einer Annäherung christdemokratischer und „linker" Positionen geführt. Auch bei der Darstellung des zeitgenössischen Italiens habe das Volk im Zentrum gestanden, indem die Beiträge die Verbesserung der Lebensverhältnisse breiter Bevölkerungsschichten hervorgehoben hätten. Die Inszenierung der politischen Erfolge der DC habe damit auf der Basis der Anerkennung der gesellschaftlichen Veränderungen und einer dezidiert fortschrittsorientierten Position stattgefunden. M. Merolla liefert eine detaillierte Analyse der unterschiedlichen Medien und damit eine wichtige Basis für weitere Untersuchungen. Dies gilt insbesondere für die Rezeption des Risorgimento, die bisher kaum erforscht worden ist. Über Einzelaspekte kann und muss dabei sicherlich noch diskutiert werden. So ist es beispielsweise fraglich, inwieweit das Ideal eines vom Volk getragenen Risorgimento im Zuge der „Nationalisierung der Massen" nicht schon Anfang des 20. Jh. verbreitet war. Nicht nur um diesen Punkt zu klären, wäre ein Vergleich mit den Feierlichkeiten von 1911 wünschenswert, zumal diese ebenfalls den Themenkomplex „Tradition und Moderne" behandelten. Wichtiger ist die Frage nach der übergreifenden Interpretation des Jubiläums von 1961 als Ausdruck der nationalen Identität. Bei M. Merolla entsteht trotz einiger kritischer Anmerkungen zur Vorherrschaft der DC das Bild einer Führungsschicht, die sich um Kompromisse und eine Anpassung ihrer Politik an gesellschaftliche Veränderungen bemüht. Damit entwirft die Autorin ein Gesamtbild, das sowohl zu negativen Darstellungen

einer reformunfähigen ersten Republik als auch zu dem weithin akzeptierten Bild eines durchgängig schwachen Nationalismus nach 1943 einen Gegenpol bildet. Implizit widerspricht sie z. B. der Interpretation Emilio Gentiles in seiner Studie „La grande Italia" (Mailand 1999), der das Jubiläum von 1961 als Zeichen für das Ende der „echten" nationalen Tradition interpretiert. Demzufolge sind weitere Forschungsergebnisse und eine breite Diskussion mit Spannung zu erwarten. Simone Steinmeier

Agostino Favale, Comunità nuove nella Chiesa, Padova (Ed. Messaggero) 2003, 375 S., ISBN 88-250-1215-2, € 20. – Der emeritierte Kirchenhistoriker der Salesianer-Universität legt einen äußerst nützlichen Überblick über neuere katholische Laiengemeinschaften, wie sie seit dem Zweiten Weltkrieg entstanden sind. In sechs Kapiteln, die von Kleingruppen wie etwa den Basisgemeinden oder den Focolari (Kapitel 1), über charismatische Gruppen (Kapitel 2), neue Ordensgemeinschaften (3), Bewegungen (4), Missionsgemeinschaften (5) zu offenen, sozialen Gruppen (6) reichen, beschreibt Favale knapp den jeweiligen Ursprung der Gemeinschaften, den historischen und internationalen Kontext ihrer Entstehung, die jeweils relevanten vatikanischen Stellungnahmen sowie den Aufbau und die Ziele der Gruppen. Auf diese Weise entsteht ein sehr buntes, detailreiches und doch sehr übersichtliches und vergleichbares Profil der unterschiedlichen religiösen Gruppen, die insgesamt von einer bemerkenswerten Blüte von Laienaktivitäten im Umkreis der Kirche zeugen. Viele der Gemeinschaften, nicht nur wie die bekannteren „Basisgruppen" und ihr übersprudelnder, meistens sozialer Aktivismus stießen häufig zunächst auf Unverständnis bei ihren Bischöfen. Dies gilt besonders für jene zahllosen Gruppen, die in der spannungsreichen Atmosphäre des „contesto cattolico", der auf das Zweite Vatikanische Konzil folgte, entstanden. In seinen abschließenden Überlegungen meint Favale, die zahlreichen im Buch vorgestellten Gruppen und Institutionen seien wie häufig in der Kirchengeschichte zugleich Ausdruck wie auch mögliche Lösung einer krisenhaften Entwicklung der Kirche. Sie trügen den Bedürfnissen vieler Gläubiger Rechnung, seien „comunità a misura d'uomo" und passten sich an ihren je spezifischen historischen, sozialen, kulturellen Kontext an. In ihrer Vielfalt und aufgrund ihrer Eigenheiten leisteten sie alle einen wichtigen Beitrag sowohl zur Erneuerung der katholischen Kirche wie auch zur Ökumene. Árpád v. Klimó

Stefano Cavazza/Emanuela Scarpellini (a cura di), Il secolo dei consumi. Dinamiche sociali nell'Europa del Novecento, Roma (Carocci) 2003, 246 S., ISBN 88-430-3616-5, € 17,10. – Der von Stefano Cavazza und Ema-

nuela Scarpellini herausgegebene Sammelband nimmt in längerer historischer Perspektive das gesamte 20. Jh. in Italien, Europa und Nordamerika in vergleichender Perspektive in den Blick. Das „Zeitalter des Konsums", so der Titel des Buches, beinhaltet insgesamt sieben Beiträge namhafter Forscherinnen und Forscher, die einzelne konsumhistorische Aspekte wie die Geschichte der Freizeit, des Marketings oder der Angestellten im Einzelhandel zumeist auf Basis der bereits bestehenden Literatur behandeln, ohne dass dabei allerdings eine gemeinsame Fragestellung verfolgt würde. Von besonderem Interesse ist der Aufsatz von E. Scarpellini zu den „Orten des Konsums". Die Autorin, Wirtschafts- und Sozialhistorikerin an der Universität Mailand, spannt darin einen weiten Bogen von den Tante-Emma-Läden des ausgehenden 19. Jh. hin zu den riesigen Shopping Malls heutiger Tage. Besonders gehaltvoll sind ihre Ausführungen zur Geschichte des Supermarkts, da sie vor ein paar Jahren eine hervorragende archivgestützte Studie hierüber vorgelegt hat. So kann Scarpellini etwa zeigen, dass diese in Europa neue Distributionsform zwar ein genuin amerikanischer Import war und als Inbegriff des modernen Lebens angepriesen wurde, das Konzept des Supermarkts jedoch in den westlichen Ländern jeweils an die dort herrschenden spezifischen Bedingungen angepasst wurde. Scarpellini spricht in diesem Zusammenhang von einer „Hybridisierung" der Konsumkulturen und liefert damit einen originellen Beitrag zum Problem von „Amerikanisierung" und „Westernisierung" der europäischen Gesellschaften nach 1945. Gegen die „amerikanischen" Supermärkte regte sich sowohl in Westdeutschland als auch in Italien anfangs dennoch erheblicher Widerstand von Seiten der Einzelhändler. Sie wurden aber auch von konservativen und linken Kreisen, die damit ihre Ablehnung der USA zum Ausdruck brachten, nicht befürwortet. Scarpellini bereichert damit unser Wissen um eine bislang unbekannte Facette des europäischen Antiamerikanismus nach 1945. Die massiven Proteste taten beim italienischen Staat schließlich ihre Wirkung: Zum Schutz kleiner Ladenbesitzer schränkte dieser zu Beginn der Siebzigerjahre die Vergabe von Genehmigungen für den Bau neuer Supermärkte stark ein. Beispielhaft machen Scarpellini und die anderen Autoren damit deutlich, dass Konsum keineswegs nur Privatsache ist, sondern Austragungsfeld gesellschaftspolitischer Konflikte, identitätsstiftendes Moment, Spiegel der bestehenden Geschlechterverhältnisse, Projektionsfläche von Sehnsüchten und Zukunftshoffnungen sowie schließlich zu einem guten Stück auch „harte" Politikgeschichte. Patrick Bernhard

Roberta Sassatelli, Consumo, cultura e società, Universale paperbacks Il Mulino 463, Bologna (il Mulino) 2004, 256 S., ISBN 88-15-09689-2, € 13. – Die aus den USA und Großbritannien herüberschwappende Welle der

historischen Konsumforschung hat nun auch Italien mit voller Wucht erfasst. Vor allem jüngere Forscher haben sich von der angloamerikanischen Literatur inspirieren lassen und in den letzten Jahren beachtliche Studien zur Geschichte des privaten Verbrauchs in Italien vorgelegt. Wer sich einen schnellen Überblick über das neue Forschungsfeld verschaffen möchte, dem sei Roberta Sassatellis Band empfohlen. Die Autorin, Soziologin für Konsumforschung und Mode an der Universität Bologna, referiert darin nicht nur profund die Entwicklung, die die italienische wie internationale Forschung seit den späten Siebzigerjahren genommen hat, als John Brewer und Neill McKendrick ihre bahnbrechenden Arbeiten über die „Konsumrevolution" des 18. Jh. vorlegten und damit diesen Forschungszweig letztlich erst begründeten. In einem eigenen Kapitel stellt sie zudem die gängigsten soziologischen Konsumtheorien vor. Darin geht die Autorin vor allem auf Pierre Bourdieus Buch „Der feine Unterschied" ein, das aus der neuen Kulturgeschichte ja mittlerweile schon fast nicht mehr wegzudenken ist. Sassattelli weist jedoch recht deutlich darauf hin, dass die von Bourdieu am Beispiel der stark hierarchisch geprägten französischen Gesellschaft entwickelte Theorie über die Abhängigkeit des Geschmacks von der jeweiligen sozialen Lage des Konsumenten von begrenzter Reichweite ist. Ihr grundlegender Einwand hiergegen ist, dass für den marxistisch inspirierten Soziologen Konsumentscheidungen (ob bewusst oder unbewusst) in letzter Konsequenz immer nur Ausdruck sozialer Hierarchien sind. Für Sassattelli grenzt das bereits an Determinismus. Sie führt empirische Forschungsarbeiten aus stärker egalitär ausgerichteten Ländern an, die klar beweisen, dass es immer auch schichtübergreifende Konsummuster gab und gibt.

Patrick Bernhard

Paolo Capuzzo/Federico Romero/Elisabetta Vezzosi (a cura di), Genere, generazione, consumi. L'Italia degli anni Sessanta, Annali Istituto Gramsci Annali XII, Roma (Carocci) 2003, 255 S., ISBN 88-430-2809-X, € 20,50. – Dass Bourdieus konsumtheoretische Überlegungen zumindest stark ergänzungsbedürftig sind, macht der von Paolo Capuzzo herausgegebene Sammelband mit dem Titel „Genere, generazione, consumi" deutlich, der 11 Beiträge vorrangig jüngerer Wissenschaftler zur Konsumgeschichte Italiens nach 1945 vereint. Wie die Autoren auf vergleichsweise breiter empirischer Grundlage zeigen können, spielen beim Konsum neben sozialem Status auch Geschlecht und Generation eine erhebliche Rolle. Männliche und weibliche Rollenverständnisse, das demonstrieren insbesondere die Beiträge von S. Bellassai und M. C. Liguori, werden ganz entscheidend durch vermeintlich so banale Tätigkeiten wie etwa den täglichen Einkauf geprägt. Wer allerdings glaubt, dass dadurch einfach nur die bisherigen Geschlechterverhält-

nisse bestätigt und fortgeschrieben wurden, der liegt falsch. Wie insbesondere Bellassai nachweist, brachte der sich auch in Italien im Zeichen des Wirtschaftswunders entwickelnde Massenkonsum der 1950er Jahre im Gegenteil die tradierte patriarchalische Geschlechterordnung gehörig ins Wanken. Es war vor allem das in Italien ausgesprochen beliebte amerikanische Unterhaltungskino, das nach Meinung vieler Zeitgenossen zu einer regelrechten Krise der traditionellen männlichen Identität führte, waren doch in etlichen US-Nachkriegsfilmen „harte", weil machtbewusste und emanzipierte Frauen ebenso zu sehen wie „weiche" Männer, die mit Schürze am häuslichen Herd standen. Entsprechend wurde damals von konservativer Seite massive Kritik an der vermeintlich drohenden Feminisierung der italienischen Nachkriegsjugend laut. Für diese besaß der Konsum eindeutig eine identitätsstiftende Funktion. Anders noch als ihre Väter und Mütter definierten sie sich nicht mehr primär über die Arbeit, sondern über bestimmte Gebrauchsgüter und sozialkulturelle Praktiken, die – medial vermittelt über die Werbung – lebensstilprägend wurden. A. Arvidson und M. Tolomelli erläutern in ihren inspirierenden Beiträgen zu den „68ern", dass hierzu das Tragen eines Parkas ebenso zählte wie der Besuch einer Diskothek. Damit glich sich Italien in seinem Konsumverhalten nicht nur allmählich an das Niveau anderer westeuropäischer Staaten an, wie die instruktiven statistischen Gegenüberstellungen von Hg. Capuzzo in dessen eigenem Beitrag deutlich machen. Die zunehmende Ausdifferenzierung der konsumbestimmten Jugendkultur trug schließlich auch erheblich zur gesellschaftlichen Pluralisierung des Landes bei. Sie brach sich vollständig erst in den „langen" Sechzigerjahren Bahn, wie jene Phase beschleunigten Wandels zwischen dem Abschluss der Wiederaufbauperiode am Ende der Fünfzigerjahre und dem Ölschock von 1973, dem Ende des „Goldenen Zeitalters" wirtschaftlicher Prosperität, inzwischen in der internationalen Forschung bezeichnet wird. Patrick Bernhard

Maura Palazzi/Ilaria Porciani (a cura di), Storiche di ieri e di oggi. Dalle autrici dell'Ottocento alle riviste di storia delle donne, I libri di Viella 44, Roma (Viella) 2004, 268 pp., ISBN 88-8334-138-4, € 24. – I saggi raccolti costituiscono un'interessante occasione per riflettere su uno dei nodi irrisolti della ricerca storica al femminile, ovvero la sua legittimazione culturale. Un primo dato che emerge dalla rassegna di ampio respiro internazionale presentata nel volume è infatti il problematico rapporto tra il mestiere di storica e la comunità accademica, che ha caratterizzato sin dai suoi esordi l'impegno delle donne nella ricerca storica. Ad esso si è accompagnato un riconoscimento solo parziale e contraddittorio da parte del grande pubblico, a partire dalle stesse donne, che pure hanno costituito nel tempo le destinatarie privile-

giate della produzione scientifica delle storiche. Le vicende delle storiche di ieri e quelle delle storiche di oggi confermano peraltro alcuni caratteri generali della storia delle donne: innanzitutto, al pari di quanto accaduto alle politiche e alle lavoratrici, non si è verificata nel caso delle storiche un'assenza delle donne dalla scena quanto piuttosto una loro esclusione dal discorso pubblico. Esemplare sotto quest'aspetto è la storia della *London School of Economics* ricostruita da G. Pomata. Trova riscontro nel volume anche lo stretto legame fra gli ambiti in cui le donne si specializzano e gli spazi lasciati loro liberi dagli uomini. La produzione storica delle italiane narrata da M. P. Casalena mostra infatti come il rivolgersi delle donne a determinati settori disciplinari o verso alcuni tipi di pubblicazioni era determinato dalla scarsa considerazione in cui questi erano tenuti dagli uomini, o comunque derivava da scelte fatte da maschi come nel caso dell'agiografia, campo aperto alle donne grazie alle scelte di politica culturale della Santa Sede. Insomma è ancora una volta il filo rosso del potere, dei rapporti di potere fra i sessi, che si dipana lungo queste pagine anche nei saggi, pur molto diversi per angolatura, di B. Smith, I. Ernot e N. Tikhonov e che affiora in maniera molto evidente nella seconda parte del volume, dedicata alle esperienze di alcune tra le più importanti riviste di storia delle donne e di genere. A. Rossi-Doria ha sottolineato più volte la necessità per le donne di costruire una propria tradizione culturale; le riviste di cui nel volume si ripercorre la storia mostrano tutto il lavoro compiuto in questa direzione sebbene non senza contraddizioni e difficoltà, a cominciare dal non sempre lineare rapporto con il femminismo. Ma sono altresì evidenti le minacce che gravano sul percorso intrapreso laddove la destra ha raggiunto il potere: smantellamento delle istituzioni e delle piattaforme per le azioni positive, diminuzione dei capitoli di bilancio destinati alle politiche di parità (Spagna); interruzione dei finanziamenti pubblici, abolizione del Ministero delle Donne (Austria). Si tratta di politiche tese a ripristinare la tradizionale gerarchia fra i sessi, perseguite, come sottolineano le curatrici nell'introduzione, anche dall'attuale governo italiano. Tiziana Noce

Libri consiliorum 1376–1379. Trascrizione e regesto degli Ordinati comunali di Maria Teresa Bonardi e Laura Gatto Monticone, Fonti 7, Torino (Archivio storico della città di Torino) 2003, XI, 368 S.; Id. 1380–1383 … di Maura Baima e M. T. Bonardi, Fonti 8, ebd. 2003, XI, 386 S.; Id. 1384–1386 … di M. Baima e Angela Onesti, Fonti 9, ebd. 2005, XI, 302 S., ISBN 88-86685-53-X, -59-9, -66-1, je € 25. – Elf weitere Jahrgänge, enthalten in insgesamt zehn Bänden, aus der Serie der Turiner Ratsbeschlüsse sind nun der von Stefano A. Benedetto geleiteten, erfreulich rasch wachsenden Editionsreihe hinzu-

gefügt worden; für das früher Erschienene vgl. die Anzeigen in QFIAB 81 (2001) S. 777–779 und 84 (2004) S. 677f. Der vom Stadtherrn eingesetzte Vikar und der ihm beigeordnete Richter wachten über die Beschlüsse der städtischen Räte, besonders des *plenum et generale conscilium maioris credencie*, indem sie diesem die zu behandelnden Materien vorgaben und dazu den „Rat" der Versammelten einholten. Das taten sie im Namen von Amedeo von Savoyen, Fürsten von Achaia, der gerade im ersten der hier behandelten Jahre aus der Vormundschaft des „grünen Grafen", Amedeos VI. von Savoyen, entlassen worden ist. In dessen Begleitung kam er auch im Herbst 1376 in das Piemont, um gleich Verhandlungen wegen eines von seinen Untertanen aufzubringenden *subsidium* aufzunehmen. Diese Aufwendungen vermehrten die häufig wiederkehrenden Lasten für die Verteidigung gegen Angriffe von außen. Hinzu kam die Sorge um den Rückgang der heimischen Tuchproduktion wegen wachsender Konkurrenz, auch galt es, die privilegierte Rolle Turins als Durchzugsort für Pilger und Kaufleute gegen die Angebote anderer Orte zu verteidigen, doch zeugt die vermehrte Verleihung des Bürgerrechts an Fremde andererseits für die Attraktivität der Stadt: Immerhin sah man sich veranlasst, die Lebensmittelpreise auf breiter Front zu regulieren (7 S. 317–319, 1379 Sept. 11). Nicht nur fürstliche Geldforderungen und notwendig werdende Verteidigungsanstrengungen, sondern auch Ausgaben für die Infrastruktur rund um die Stadt – für Bau oder Unterhaltung von Straßen, Brücken, Kanälen, für die Verstärkung der Mauern – belasteten die Finanzen, so dass die Stadtväter ein hohes Maß an Phantasie zur Erschließung von Geldquellen durch neue Steuern und Zölle, aber auch in Form von Zwangsanleihen entwickeln mussten. Turin wurde in den behandelten Jahren einmal sogar zur Bühne von internationaler Bedeutung, als Ort der Verhandlungen zwischen den des langen Chioggia-Krieges überdrüssigen Seemächten Genua und Venedig mitsamt den jeweiligen Verbündeten, die durch Vermittlung des Grafen Amedeo VI. am 8. August 1381 mit einem weit beachteten Friedensschluss endeten. Eigenartigerweise ist jedoch davon keinerlei Widerhall in den städtischen Ratsprotokollen zu finden, abgesehen von Maßnahmen zur Begrüßung des Fürsten und seines *nepos* Amedeo von Achaia bereits im April sowie zum Empfang der Gattin des Letztgenannten im Mai; „Genova" und „Venezia" fehlen im Namenregister vollkommen. Dieter Girgensohn

Alma felix universitas studii Taurinensis. Lo Studio generale dalle origini al primo Cinquecento, a cura di Irma Naso, Storia dell'Università di Torino 1, Torino (Comitato per le celebrazioni del sesto centenario dell'Università di Torino) 2004, X, 356 S. mit zahlr. Abb., nicht im Buchhandel. – Im Jahre 1404 bereitete Benedikt XIII., der zweite Papst der avignonesischen Obödienz

im so genannten großen abendländischen Schisma, ein umfangreiches Unternehmen vor, um nach Ligurien zu reisen und dann noch möglichst weit nach Italien hineinzustoßen; sein Fernziel war die gewaltsame Ausschaltung seines Gegners auf dem Heiligen Stuhl in Rom, Bonifaz' IX. beziehungsweise des Nachfolgers, Innozenz' VII. Dafür brauchte er mannigfache weltliche Unterstützung von den Fürsten, die ihm anhingen, darunter diejenige des Herzogs Amedeo VIII. von Savoyen, dessen Gebiet über die Alpen hinüber reichte, und Ludovicos von Savoyen, Fürsten von Achaia, zu dessen direkt beherrschtem Territorium Turin gehörte. Gewiss um sie sich gefällig zu machen, gewährte er dem Letztgenannten auf dessen Bitten die Einrichtung einer Universität. Das Gründungsprivileg wird ausführlich besprochen von I. Soffietti, der auch eine kritische Edition aus dem Original, dem Register Benedikts und lokalen Kopien bietet. Sodann berichtet Naso über die schwierigen Anfangsjahre der neuen Institution. C. Frova verfolgt die weitere Privilegierung durch Päpste: Johannes XXIII. ließ es sich nicht nehmen, die Maßnahme seines Gegners im Jahre 1412 zu bestätigen, da Savoyen sich inzwischen bei der Pisaner Obödienz befand, dem folgten Martin V. und – selbstverständlich – Felix V., der schon als Herzog Amedeo VIII. die Universität Turin gefördert hatte. Deren Verhältnis zu den Fürsten schildert E. Mongiano im Zusammenhang, wiederum Naso untersucht die nicht immer spannungsfreien Beziehungen zur Stadt Turin. Nach den Abschnitten „Gli esordi" und „Università e potere" wird der Blick auf „Insegnamenti e scuole", dann auf „Maestri, studenti, libri" gerichtet: Die Lehre in der theologischen, der juristischen und der medizinischen Fakultät behandeln E. Bellone, F. Aimerito und M. U. Dianzani. Die Anstellung von Professoren und die Verzeichnisse der Lehrenden mitsamt deren Grundeinkommen, festgehalten in den *rotuli*, ist Gegenstand einer Studie von P. Rosso. Zum Schluss geben A. Quazza und C. Segre Montel Auskunft über die Bücher, handschriftliche und gedruckte, die in Beziehung zur Universität Turin gebracht werden können, die für den Unterricht gedient haben oder die zu Privatbibliotheken gehörten. Bibliographie, Namenregister, Verzeichnis der zitierten Handschriften, Inkunabeln und Drucke des 16. Jh. ergänzen die Darstellungen. Das prächtig ausgestattete, reich bebilderte Buch vermittelt ein facettenreiches Bild vom ersten Jahrhundert der Turiner Universität, deshalb verdient es Beachtung bei allen an der Geschichte der Bildung Interessierten; doch in die deutschen öffentlichen Bibliotheken hat sich in den zwei Jahren nach dem Erscheinen (April 2004) gerade erst ein einziges Exemplar verirrt. Das ist kaum ein Zufall, denn anscheinend kann man seiner nur durch die freundliche Vermittlung von Turiner Kollegen habhaft werden. So ist zu wünschen, das herausgebende Komitee möge einen Weg finden, diesem ersten Band einer Geschichte der eigenen

Universität weitere Verbreitung zu verschaffen – und selbstverständlich auch den folgenden. Dieter Girgensohn

Carte di famiglia. Strategie, rappresentazione e memoria del gruppo familiare di Totone di Campione (721–877), a cura di Stefano Gasparri e Cristina La Rocca, Altomedioevo 5, Roma (Viella) 2005, 390 pp., ISBN 88-8334-166-X, € 30. – A dispetto del titolo, è la collaborazione interdisciplinare a caratterizzare il volume, costruito intorno a fonti scritte e materiali, con una pluralità di approcci di taglio storico, archeologico, numismatico. Rimane, comunque, certamente fondamentale il nucleo di pergamene, dapprima conservato dal gruppo famigliare del secolo VIII detto di Totone – dal nome del più noto tra i suoi esponenti – e poi confluito nell'archivio di Sant'Ambrogio di Milano, con una donazione della chiesa di famiglia di San Zeno di Campione, nel 777. Proprio dalla chiesa scaturiscono nuove informazioni sul gruppo famigliare, grazie a recenti indagini archeologiche ivi eseguite. A un'introduzione di S. Gasparri–C. La Rocca (pp. 7–12), fa seguito il contributo di R. Le Jan, Il gruppo familiare di Totone: identità e strategie patrimoniali (pp. 13–28); G. M. Varanini–A. Brugnoli dedicano la loro attenzione all'importanza degli olivi e dell'olio nel patrimonio della famiglia di Totone (pp. 141–156); S. Gasparri (pp. 157–178) riflette sul profilo del ceto di cui la famiglia di Totone è testimone, sull'importanza delle capacità mercantili e su quella del possesso della terra; L. Feller affronta il tema della libertà personale, analizzando la condizione dei dipendenti dei Totoni (pp.179–208); C. La Rocca studia i testamenti del gruppo (pp. 209–222), mentre C. Azzara nota le divaricazioni tra codice e prassi nell'Italia di diritto longobardo, partendo dal riesame del caso di un matrimonio documentato sempre dal ricco dossier totoniano (pp. 223–236) e già noto per gli studi della Rossetti. Ad un'analisi delle forme dei soli documenti privati si applica con meticolosa puntualità A. Bartoli Langeli (pp. 237–264) mentre i due saggi che chiudono il libro, rispettivamente di N. Giovè (pp. 265–283) e S. Baggio – G. Sanga (pp. 285–306), si concentrano il primo sulla base materiale delle pergamene totoniane, il secondo sulle loro peculiarità linguistiche. Il volume permette dunque un aggiornamento e un approfondimento delle conoscenze di tale dossier che, per la sua eccezionalità, è stato infatti oggetto di uno dei quattro incontri relativi al programma di ricerca su „Les transferts patrimoniaux en Europe occidentale VIIIe–Xe siècle" (cfr. pp. 722 s.), quello tenutosi a Venezia nel 2001. Le campagne di scavo a Campione d'Italia, nella ex chiesa di famiglia del gruppo in questione, San Zeno, si sono svolte nell'ambito di un progetto di restauro del monumento, destinato a divenire museo civico del territorio; vengono presentate dall'ampio pool composto da P. Blockley, R.

Caimi, D. Caporusso, C. Cattaneo, P. M. De Marchi, L. Miazzo, D. Porta e C. Ravedoni (pp. 29–80, più 60 immagini fuori testo), mentre G. P. Brogiolo (pp. 81–105) si sofferma a riflettere sulla sequenza stratigrafica della chiesa sulla base delle proposte avanzate da quanti hanno scavato la chiesa. La numismatica arricchisce ulteriormente il volume con due studi: quello di E. A. Arslan (pp. 107–115) si basa sulle fonti materiali, e cioè sulle monete rinvenute a San Zeno, mentre A. Rovelli, Economia monetaria e monete nel dossier di Campione (pp. 117–140) trova nell'analisi delle fonti scritte la materia fondativa. Un'edizione del dossier, agile (forse anche un po' troppo, non chiarendo i criteri adottati per cosa e come pubblicare; sono editi 18 documenti dei 22 del dossier; per il n. 18 si adotta una numerazione diversa da quella proposta nello stesso volume da Bartoli Langeli, per il quale il doc. n. 18 del dossier sarebbe un diploma di Lotario del 5 maggio 835, MGH DD Loth I 26) ma utile ai fini didattici in Italia, per la presenza di una traduzione, completa il volume, insieme agli indici dei nomi di persona e di luogo, curati – così come la traduzione dei documenti – da M. dalle Carbonare.

Mario Marrocchi

Renata Crotti/Piero Majocchi (a cura di), La rubrica degli atti di Albertolo Griffi notaio e cancelliere episcopale di Pavia (1372–1420), Materiali di storia ecclesiastica lombarda (secoli XIV–XVI), Milano (Unicopli) 2005, XIV, 329 S., ISBN 88-400-1003-3, € 20. – Diese spröde Quelle mit dem Charme eines wenig auskunftsfreudigen Inhaltsverzeichnisses macht es dem Rezensenten nicht leicht, in Begeisterung auszubrechen. Es liegt ein 106 Blatt umfassendes Papierheft vor, dessen Anfang und ein Blatt zu 1383 fehlen und das exakt 6446 Akte auflistet – Nr. 3615 ist nicht belegt –, die der bischöfliche Kanzler in Pavia während eines knappen halben Jahrhunderts in seine Notarsregister eingetragen hatte. Ergänzt wird die Edition dieser langen Liste durch weitere 233 Einträge, die in der Rubrica fehlen, für die aber noch Originale vorliegen. Weshalb die Rubrica unvollständig ist, wird nicht erörtert. Da mit Ausnahme von sieben Jahrgängen die Notarsregister noch existieren, wird diese mit einem Register der Personen-, Orts- und Institutionennamen angereicherte Edition fortan als archivarisches Findmittel ihren Zweck bestens erfüllen. Wer aber fern der beiden Paveser Archive ist, die Albertolos Register hüten, ist nach der Lektüre der Rubrica eher frustriert, weil man ihm viel Speck durch den Mund zog, ohne dass er je zubeißen konnte. Denn er erfährt aus den eine Druckzeile umfassenden Einträgen inhaltlich wenig Konkretes. Längst nicht alle Nummern sind so selbstredend wie das Decretum contra conoscentes carnaliter moniales (Nr. 4246), das übrigens gedruckt vorliegt, wie aus einer Anm. hervorgeht. Und beim Divortium illorum de Cilavegna

(Nr. 144) fragt man sich, ob der Notar tatsächlich den richtigen Begriff gebraucht hat. Zu den Geschäften des ersten bischöflichen Kanzlers in Pavia – die Übernahme dieses Titels im Jahre 1386 zeigt eine Professionalisierung nach visconteischem Vorbild; vorher gab es nur scribae episcopalis curiae – gehört zunächst alles, was direkt mit der geistlichen und weltlichen Verwaltung des Bistums zu tun hatte: also erste Tonsur, Weihen, Dispense (von der Residenz, vom Defectum natalium [Nr. 711, 3543, 4182], von Ehehindernissen etc.), Pfründensachen (Präsentation, Einsetzung, Resignation, Tausch), Errichtung von Kapellen, Kirchen und Hospitälern, Erlass und Bestätigung von Statuten, Wucherrestitution (Nr. 1534 u. ö.); dann vieles aus dem geistlichen Gericht (Kommissionen, Urteile, Appellationen, Schiedssprüche). Nur einmal wurde ein matrimonium festgehalten (Nr. 4884). Schließlich war der Bischof von Pavia auch für die 1361 gegründete Universität zuständig. Daher wurden seit 1374 zahlreiche Examina in den freien Künsten, den Rechtswissenschaften, der Medizin und seit 1395 auch in Theologie notiert. Viele dieser Texte, aber längst nicht alle, hat R. Maiocchi 1905/1913 in den ersten beiden Bänden des Codice diplomatico dell'Università di Pavia ediert, wie aus den entsprechenden Anm. hervorgeht. Dazu kommen Rechtsfälle, die Rom delegierte (als Processus apostolicus bezeichnet), oder Dispense, die aufgrund apostolischer Autorität (z. B. Nr. 6373) ausgeführt wurden, sowie Vollmachten nach Rom (Nr. 2747 u. ö.). Doch der exakte Bezug zur päpstlichen Kurie ist leider oft unklar. Was steckt denn hinter Liberatio Angeline et Roffini eius mariti a domino episcopo et domino colectore apostolico (Nr. 4577), Compositio prioris Sancti Marceli cum colectore apostolico (Nr. 4764), Locatio Ubertini de Lomello a camera apostolica (Nr. 5108), Vicariatus et subcolectoria domini Guillielmi de Aymis (Nr. 5115), Locatio camere apostolice ecclesie de Mayrano (Nr. 5228), Citatio abbatis Sancti Apolinaris pro domino cardinale de Branchis (Nr. 5887)? Hier wären Angaben, wie der Notar einen bestimmten Begriff verwendete, hilfreich gewesen. Dafür wäre in der Einleitung, die einen historischen Überblick über die bischöfliche Kanzlei, ihr Personal und Archiv bis zum 16. Jh. bringt, Platz gewesen. Auf diese Weise hätte die Quelle an Zugänglichkeit viel gewonnen. Andreas Meyer

I „registri litterarum" di Bergamo (1363–1410). Il carteggio dei signori di Bergamo, a cura di Patrizia Mainoni e Arveno Sala, Fonti e materiali di storia lombarda (secoli XIII–XVI) 1, Milano (Edizioni Unicopli) 2003, LXXIII, 493 S., ISBN 88-400-0826-8, € 22. – Auf den ersten Band einer neuen Reihe für die Publikation von Quellen zur Geschichte der Lombardei im späteren Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit ist hinzuweisen; sie erscheint unter der wissenschaftlichen Verantwortung von Giorgio Chittolini. Als Einstand

geboten wird die Edition einer Reihe von Registern, deren Inhalt nicht nur für Bergamo, sondern auch für den Mailänder Staat insgesamt von Belang ist. Bekanntlich gibt es fast keine direkte Überlieferung aus der Visconti-Kanzlei vor der ersten Hälfte des 15. Jh. Um diese Lücke zu füllen, lohnt sich die Suche nach dem, was sich an anderen Orten des Territoriums erhalten hat. Vorgelegt werden hier die Texte von fünf Bänden, die auf verschiedenen Wegen in die Civica Biblioteca e Archivi storici „Angelo Mai" zu Bergamo gelangt sind. An erster Stelle steht das *Memoriale* von Sozzone Suardi oder *Iohannes dictus Sozonus de Revollatis Suardorum*, wie er sich selbst nannte. Er beginnt 1363 mit einem Verzeichnis seines ausgedehnten Immobilienbesitzes, dann hat er sein Heft herumgedreht und Anweisungen von Carlo, Rodolfo und Bernabò Visconti an die lokalen Behörden in Bergamo aus den Jahren 1367–74 eingetragen, dazwischen allerlei Notizen über die Zeitereignisse bis 1377, danach finden sich in einem weiteren Abschnitt Schreiben des *Podestà* oder der städtischen Verwaltung an Rodolfo aus der ersten Jahreshälfte 1369. Das zweite Register enthält die Korrespondenz von Giorgio Chizola aus den Jahren 1368–71. Er war als *familiaris et referendarius* der Visconti entsandt worden, um zusammen mit dem *Podestà* und anderen lokalen Amtsträgern die öffentlichen Finanzen in Bergamo und im Umland zu beaufsichtigen. Es folgen die Texte aus zwei Bänden mit den Schreiben der herzoglichen Kanzlei an die Verwaltungsspitzen in Bergamo, viele ergänzt durch den Text der ihnen jeweils zugrunde liegenden Eingabe: zuerst von 1400 unter Gian Galeazzo Visconti, dann von 1407. Diese laufen neutral unter dem Titel *Dux Mediolani etc.*, das war zunächst Giovanni Maria Visconti, doch stammen die letzten Briefe aus dem November und Dezember von Giovanni Carlo Visconti, speziell genannt mit dem Titel des Herrn von Bergamo. Er selbst residierte dort, bis er sich in der Nacht vom 13. auf den 14. Dezember zum Rückzug gezwungen sah und das umgehend den *Anziani* aus Rivolta d'Adda mitteilte (S. 352f.). Damals konnte sich Pandolfo Malatesti die Herrschaft über Bergamo (und über Brescia) aus der Erbmasse Gian Galeazzos sichern. Seine Briefe aus dem Jahre 1410 füllen das letzte der hier edierten Register, auch diese häufig zusammen mit der Eingabe, welche die Reaktion des Herrschers ausgelöst hat. Ausführliche Register der Personen- und der Ortsnamen beschließen den Band. Dieter Girgensohn

Stefan Lechner, „Die Eroberung des Fremdstämmigen". Provinzfaschismus in Südtirol 1921–1926, Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 20, Innsbruck (Wagner) 2005, 523 S. ISBN 3-7030-9398-7, € 43. – Diese hervorragende Arbeit ist die geringfügig überarbeitete Fassung einer Dissertation, die im Jahr 2003 an der Universität Innsbruck approbiert wurde. Im

faschistischen Sprachgebrauch wurden die Südtiroler ebenso wie die Slawen in der *Venezia Giulia* als „Fremdstämmige" (*allogeni*) bezeichnet (S. 65), um den Betroffenen keine spezifische nationale Identität zuzugestehen, aus denen unter Umständen Minderheitenrechte abzuleiten gewesen wären. Bemerkenswert ist, daß der Provinzfaschismus trotz generell steigender Gewaltbereitschaft die Südtiroler besser behandelt hat als die Slawen. Das hatte drei Gründe: 1. fehlte in Südtirol im Unterschied zur *Venezia Giulia* der revolutionäre Sozialismus, in dem der Faschismus seinen Hauptfeind sah; 2. stand hinter den Südtirolern die deutsche Nation, die von den Faschisten trotz des verlorenen Ersten Weltkriegs immer noch für stark gehalten wurde, während die Slawen lediglich den schwachen SHS-Staat hinter sich hatten; 3. wurden die slawischen Minderheiten im Unterschied zu den Südtirolern als rassisch minderwertig eingestuft. Die Jahre 1921 bis 1926 markieren eine höchst interessante Zwischenphase, in der die Südtiroler noch über einen relativ großen Handlungsspielraum verfügten, der sich danach drastisch verengte: „Der Frühfaschismus bis 1926 bot den Südtirolern gegenüber den späteren Perioden ein vielfältigeres Optionsangebot. Es gab noch relativ reguläre Wahlen, die bürgerlichen Parteien wurden erst Ende 1926 verboten – die Sozialdemokraten de facto bereits 1923 –, die Südtiroler Presse war bis Mitte der 1920er-Jahre weitgehend unabhängig, ein politisierter Klerus erfuhr kaum Einschränkungen und die Verwaltung der Gemeinden erfolgte mit wenigen Ausnahmen bis 1926 durch Südtiroler Bürgermeister und Gemeinderäte. Zudem konzentrierten sich die zugewanderten Italiener vor allem auf die Städte, während die Unterstützung der Südtiroler Minderheit aus dem deutschsprachigen Ausland relativ stark war" (S. 18). Lechner stellt die Geschichte des Übergangs von der Habsburgermonarchie zur faschistischen Diktatur in Südtirol in vier Hauptteilen dar: Zunächst wird die Entwicklung vom Zusammenbruch und Rückzug der österreichisch-ungarischen Armee bis zum Konfrontationskurs der Nationalitäten im Jahr 1920 rekonstruiert. Die Südtiroler Politik weigerte sich anfangs, die politischen Realitäten zur Kenntnis zu nehmen und glaubte nicht an die dauerhafte Besetzung durch Italien. Das Verhältnis von Italienern und Südtirolern war zunächst durch gegenseitiges Mißtrauen und deutscherseits durch geringschätziges Ignorieren gekennzeichnet. Ein Mobilisierungsfaktor für die Südtiroler war die Erinnerung an Andreas Hofer. Dann wurde das Herz-Jesu-Fest von 1920 zu einer politischen Manifestation, in der ebenfalls eine Parallele zwischen der italienischen Besatzung und der napoleonischen Fremdherrschaft gezogen wurde. Dabei kam es zu erheblichen Auseinandersetzungen zwischen den Südtirolern und den nervösen, in der aufgeheizten Atmosphäre zu Überreaktionen neigenden italienischen Sicherheitskräften. Nach dem Herz-Jesu-Fest nahmen die beiden Nationalitäten einander

als massive Bedrohung wahr. Im zweiten Teil der Arbeit beschreibt Lechner den Beginn der italienischen Einwanderung nach Südtirol und den Aufbau der ersten *Fasci* in der *Venezia Tridentina* (wie das heutige Südtirol und das Trentino bezeichnet wurden) bis zum Jahr 1922. Der erste *Fascio* in Südtirol wurde am 16. Februar 1921 auf Initiative von Achille Starace gegründet, eines Bersaglieri-Hauptmanns der Reserve und späteren Generalsekretärs der Faschistischen Partei, den Mussolini 1920 mit dem Aufbau der *Fasci* in der *Venezia Tridentina* beauftragt hatte. Der dritte Teil „Squadrismus und Machtergreifung" verdeutlicht die Auseinandersetzungen der Südtiroler mit dem Faschismus bis zum „Marsch auf Rom". Der „Deutsche Verband", in dem die bürgerlichen und antiitalienischen Kräfte zusammengefaßt waren, hat den Faschismus in Südtirol lange Zeit nicht ernst genommen und aufgrund dieser Fehleinschätzung antifaschistische Koalitionen mit italienischen Parteien abgelehnt. Der „Marsch auf Rom" selbst hat in Südtirol nur durch Phrasen und Manöver an den Grenzübergängen ein Echo gefunden. Der vierte Teil ist dem „Faschismus an der Macht" gewidmet. Das wichtigste Propagandainstrument der Faschisten war die einmal, gegen Jahresende zweimal wöchentlich erscheinende Zeitung *Il Piccolo Posto*, die von 1922 bis 1926 sowohl in deutscher als auch in italienischer Sprache erschien. In dem merkwürdigen Übersetzungseifer dieser Zeitung wurde z. B. nicht nur aus einem Südtiroler Bürgermeister Hibler ein „Sindaco Ibler", sondern umgekehrt auch aus dem Vornamen des Faschistenführers Luigi Barbesini ein „Alois" (S. 360). Die Südtiroler nutzten relativ gern die Freizeiteinrichtung *Dopolavoro*, die ihnen einen preiswerten oder sogar kostenlosen Besuch oberitalienischer Städte ermöglichte. Zum Parteieintritt konnte der PNF im Frühfaschismus allerdings nur wenige Südtiroler veranlassen. Diese wurden in der Südtiroler Gesellschaft damals noch als Verräter betrachtet und sozial stigmatisiert. Rasch Eingang in die Städte und Dörfer fanden die faschistischen Feierrituale, und die Musikkapellen mußten neben der *Marcia Reale* auch die *Giovinezza*, die Siegeshymne des Faschismus, in ihr Repertoire aufnehmen. Insgesamt hat Lechner eine sehr detaillierte, mit 42 historischen Photos angereicherte, höchst interessante und empfehlenswerte Untersuchung vorgelegt, in der selbstverständlich auch das Wirken Ettore Tolomeis ausführlich dargestellt wird. Der Autor hat einschlägige Bestände im Zentralen Staatsarchiv in Rom, dem Südtiroler Landesarchiv in Bozen, dem Tiroler Landesarchiv in Innsbruck, dem Historischen Archiv des Regierungskommissariates in Bozen, sowie lokaler Archive ausgewertet. Michael Thöndl

Das Archiv der Stadtapotheke Peer in Brixen, bearb. von Hans Heiss, Oswald Peer und Christine Roilo, Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 13, Innsbruck [u. a.] (Studien-Verlag) 2005, 489 S., Abb., ISBN 3-7065-

1691-8, € 52,90. – Die 1602 begründete, im Zentrum Brixens gelegene Stadtapotheke befindet sich seit 1787 im Besitz der Familie Peer. Das 200-Jahr-Jubiläum des Familienbesitzes war 1987 der Anstoß zu dieser Publikation. Die Familie Peer hatte 1824 zusätzlich die Hofapotheke erworben, diese jedoch 1851 nach aufreibenden Auseinandersetzungen mit den Behörden, die die Monopolbildung im pharmazeutischen Bereich verhindern wollten, wieder verkaufen müssen. Neben der Hofapotheke war die Stadtapotheke nämlich bis 1983 die einzigen Offizin in Brixen. Das Archiv der Stadtapotheke besteht aus Unterlagen zum Haus, Wirtschaftsbüchern, Akten der Vorläufer und verschwägerten Familien der Peer, sowie, als Kernbestand, Unterlagen zu den vier überlieferten Apothekergenerationen der Familie Peer von 1787 bis 1932. Dieser Kernbestand erstreckt sich auf beinahe die Hälfte der Archivalien. Bemerkenswert sind auch Nachlaßsplitter zu Familien des niederen Adels und des Bürgertums in Brixen. Die Ordnung des Bestandes der Generationen der Familie Peer erfolgte nach sechs Kriterien: Ausbildung, Familie und Privates, Vermögen und Schulden, Haushalt und Geschäft (mit einer Sammlung von Rezepten zu Hausmitteln), Öffentlichkeit und schließlich Wissenschaft, wodurch dem Benutzer ein Vergleich zwischen den einzelnen Generationen ermöglicht wird. Der Gründer der Apothekerdynastie Johann Paul Peer (1758 – 1836) hatte seine Laufbahn als Apothekerlehrling in Kaltern begonnen und ein Jahr an der Universität Wien studiert. Nach dem Tod des Vorbesitzers der Stadtapotheke ergriff Johann Paul die Chance, die Offizin zu übernehmen. Er profilierte sich als „Apotheker neuen Typs", indem er „den pharmazeutischen und medizinischen Fortschritt seiner Zeit aufmerksam verfolgte" (S. 11). Im Zeitalter Napoleons führten Epidemien und Militärpräsenz bei der Stadtapotheke zu erheblichen Umsatz- und Gewinnsteigerungen. Von Johann Paul sind auch Rezepturen zu Hausmitteln für sämtliche Lebenslagen überliefert. Seine Aufzeichnungen verdeutlichen „die umfassenden Anforderungen an Apotheken und Apotheker in vorindustrieller Zeit. Als medizinische Instanz im Kampf gegen die Herausforderungen eines ungesicherten Lebens operierte die Profession zwischen Volksmedizin, Ökonomik, Handwerk und Wissenschaft. Johann Paul Peer beherrschte diese Bandbreite souverän und genoss allgemeines Vertrauen" (S. 12). Zusammen mit den Materialien zu den nachfolgenden Apothekergenerationen ermöglicht der Nachlaß nicht nur einen interessanten Einblick in die Entwicklung des pharmazeutischen Wissensstandes, sondern auch in die Stadtgeschichte, den politischen und ökonomischen Wandel, sowie dessen Rezeption durch eine Familie des Brixener Bürgertums. Die umfassende Darstellung ist angereichert durch eine Anzahl von Photos, sowie die Stammbäume der Familie Peer und zweier weiterer Brixener Familien.

Michael Thöndl

Hannes Obermair, Bozen Süd – Bolzano Nord. Schriftlichkeit und urkundliche Überlieferung der Stadt Bozen bis 1500. Scritturalità e documentazione archivistica della città di Bolzano fino al 1500, Bd. 1: Regesten der kommunalen Bestände 1210–1400. Regesti dei fondi comunali 1210–1400, Bozen (Stadt Bozen/Città di Bolzano) 2005, 472 S. mit einigen Abb., 46 Farbtaf., ISBN 88-901870-0-X, € 35. – Den Ankündigungen eines großen Editionsprojekts (s. QFIAB 85 [2005] S. 745f.) ist schnell eine imposante erste Frucht gefolgt: 905 Regesten von Urkunden aus den beiden frühesten Jahrhunderten dokumentierter Stadtgeschichte Bozens. Über „Die Bozner Archive des Mittelalters bis zum Jahr 1500" hat der Hg. seine 1986 approbierte Innsbrucker Dissertation angefertigt und zudem seine Vertrautheit mit dem Material seither durch eine Reihe von Einzelstudien unter Beweis gestellt. Seine Zugehörigkeit zum Stadtarchiv Bozen ist eine schöne Voraussetzung für die Veröffentlichung von Ergebnissen in großem Stil, die nun begonnen hat. Bearbeitet worden sind zunächst die Urkunden, die „aus kommunaler ... Provenienz" stammen. Ein weiterer Band wird den Rest dieser spezifischen Überlieferung bis zum Jahre 1500 darbieten, und künftig soll auch das Material aus „außerkommunaler" Provenienz in gleicher Form vorgelegt werden. Diese Aufteilung entspricht naheliegenden arbeitsökonomischen Erwägungen: Die erste Abteilung bringt alle Urkunden, von denen die Originale oder Kopien heute dem Bozener Stadtarchiv gehören, ferner solche, die einmal ebenfalls dort waren, inzwischen aber auf irgendeine Weise entfremdet worden sind; verzeichnet wird außerdem anderswo aufgefundene parallele Überlieferung zu den genannten Stücken. Im Einzelnen handelt es sich – beschränkt auf den Zeitraum bis 1400 – um die „Städtische Urkundenreihe", weiter um das 1472 angelegte, bis zum 16. Jh. geführte Stadtbuch mit Privilegien seit dem 14. Jh., endlich um den reichen Archivfonds des Heiliggeistspitals; dazu kommen vereinzelte Materialien aus dem Tiroler Landesarchiv und dem Museum Ferdinandeum in Innsbruck sowie dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien. Das Eigenartige der erfassten Urkunden hängt vor allem mit dem Charakteristikum des Entstehungsortes zusammen, vom Hg. als „die Kulturmischung, das gewissermaßen ‚Unscharfe', Prozesshafte und Performative" gekennzeichnet (S. 8). In der Tat liegt ein wesentlicher Reiz Bozens in seiner geographischen, vor allem aber kulturellen Position zwischen Nord und Süd, die im Titel des Gesamtprojekts zum Ausdruck gebracht wird. Für den Diplomatiker vermischen sich hier die Sphären, denn die eher nördliche Siegelurkunde steht wie selbstverständlich neben dem eher südlichen Notariatsinstrument. Wenn das Letztgenannte regelmäßig auf Lateinisch abgefasst worden ist, setzte sich für die Erste mehr und mehr das Deutsche durch. Welche Sprache jeweils benutzt wurde, erkennt man sofort am Datum, das stets im Wortlaut wiedergegeben wird. Die

Regesten sind auf Deutsch formuliert, Vorwort und Einleitung erscheinen auch in italienischer Übersetzung. Das unverzichtbare Namen- und Sachregister ist für den zweiten Teilbd. vorgesehen. Dass dieser dem jetzigen bald folgen möge, wünscht man dem Hg., damit wenigstens der zwar leichter zu erarbeitende, wohl aber umfangreichere erste Teil des Gesamtprojekts schnell seinen krönenden Abschluss finde. Dieter Girgensohn

Documenti trentini negli archivi di Innsbruck (1145–1284), a cura di Cristina Belloni, Archivi del Trentino: fonti, strumenti di ricerca e studi 9, Trento (Provincia autonoma di Trento, Soprintendenza per i beni librari e archivistici) 2004, LXXII, 390 S., 16 Taf., ISBN 88-7702-101-2, € 21. – Die Regesten von 363 Urkunden aus dem Tiroler Landesarchiv werden hier vorgelegt, dazu weitere 20 aus dem Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum. Die stets engen Verbindungen zwischen den Bischöfen von Trient und deren Herrschaftsgebiet mit dem benachbarten Tirol, deren Grafen die Vögte des Bistums waren und aus dieser Position heraus wiederholt mehr oder weniger erfolgreiche Eingriffsversuche starteten, dazu die Transporte des ganzen bischöflichen Archivs oder einzelner Teile zwischen dem Ursprungsort, Innsbruck und Wien – dann auch wieder zurück –, endlich sonstige Archivalienbewegungen haben dazu geführt, dass sich heute zahlreiche Urkunden mit Trienter Bezug in der Tiroler Landeshauptstadt befinden. Die Gründe für diese Präsenz erörtern die Hg. und E. Curzel in einem umfangreichen einleitenden Essay, in dessen Mittelpunkt Fragen der Überlieferungsgeschichte gestellt sind. Die meisten der jetzt vorgelegten Stücke – mit sehr unterschiedlichem Inhalt – sind in Trient selbst entstanden, manche in der Provinz, dazu kommen solche mit außerhalb gelegenen Ausstellungsorten, darunter einige aus Bozen (das ja zur Trienter Diözese gehörte). Sie sind durch die systematische Durchforschung der in Innsbruck vorhandenen Urkundenbestände zusammengetragen worden; insgesamt hat die Hg. die Durchsicht bis 1410 ausgedehnt, dem Jahre nach der Plünderung Trients durch Tiroler Truppen, die den 1407 von der Bürgerschaft begonnenen Aufstand gegen den Bischof endgültig unterdrückten. So wird man eine Fortsetzung dieser für die regionale Geschichte wichtigen Publikation erwarten dürfen; als zeitliche Grenze für den vorliegenden Band ist das Jahr des „Friedens“ von Bozen gewählt worden, als Graf Meinhard II. von Görz-Tirol das Bistum besetzte, woraufhin Bischof Egno von Eppan ihm dessen Verwaltung vertraglich auf vier Jahre überließ und sich mit einer jährlichen Rente zufrieden gab. Nützlich ist in den einleitenden technischen Hinweisen eine Liste spezifischer Ausdrücke der Urkundensprache mit Erläuterung (S. LXII–LXVI), die Benutzung erleichtert das umfangreiche Namenregister. Dieter Girgensohn

Statuti di Cavarzere del 1401–1402, a cura di Ornella Pittarello con saggi introduttivi di Alessandra Casamassima e Ermanno Orlando, Corpus statutario delle Venezie 18, Roma (Viella) 2005, 107 S., 4 Taf., ISBN 88-8334-180-5, € 25; Statuti di Cologna Veneta del 1432 con le aggiunte quattro-cinquecentesche e la ristampa anastatica dell'edizione del 1593, a cura di Bruno Chiappa con un saggio introduttivo di Gian Maria Varanini, ebenso 19, ebd. 2005, 466 S., 8 Taf., ISBN 88-8334-148-1, € 43. – Das kleine Cavarzere (*Caput Aggeris*) ist deshalb in offiziellen Texten der Republik Venedig so häufig erwähnt worden, weil es die äußerste südwestliche Spitze des alten Staatsgebietes, des eigentlichen *ducatus*, markierte, so wie Grado die entgegengesetzte. Seine Geschicke wurden von dem aus der Hauptstadt entsandten *Podestà* gelenkt. Aus nicht angegebenem Grund bestimmte dieser eine achtköpfige Kommission rechtskundiger Bürger, die wiederum vom städtischen Rat den förmlichen Auftrag erhielt, die am Ort geltenden, bislang verstreuten Rechtsbestimmungen zu einer geordneten Statutensammlung zusammenzustellen; erfasst wurden dabei sowohl allgemeinere Gesetze als auch solche mit speziell lokaler Reichweite. Das Ergebnis ihrer Arbeit, ein Prolog und 118 Paragraphen – vom Gehorsamseid der Bürger bis zum Verbot nächtlicher Jagd auf Vögel –, wurde im Oktober 1401 vom Rat und vom *Podestà* gebilligt, dann nebst fünf angehängten Beschlüssen aus jüngster Vergangenheit im darauffolgenden Februar auch von den Regierenden der Republik approbiert. Deren Prüfung wird nicht übermäßig schwierig gewesen sein, stellt sich bei genauerer Durchsicht doch heraus, dass mindestens ein Viertel der Bestimmungen direkt oder indirekt aus den Venezianer Statuten von 1242 (der letzten systematischen Sammlung, in Kraft bis zum Ende der Republik) übernommen worden ist. Diesen Umstand unterstreicht Orlando in seiner Einleitung, die sich im Übrigen auf die Charakterisierung der Verwaltung in einem peripheren Ort des Dukats und die Grundlagen der dortigen Rechtspflege konzentriert. Casamassima bietet die Beschreibung der einzigen bekannten mittelalterlichen Handschrift in der Bibliothek des Senats der Republik zu Rom, dort seit 1940 dank Kauf auf dem Antiquariatsmarkt, während der Pergamentcodex zu Beginn des vorigen Jahrhunderts noch zum Kommunalarchiv Carvazere gehört hatte. Ein lobenswert ausführliches Verzeichnis der Begriffe schließt den kleinen Band ab. Bei der Textherstellung durch Pittarello hätte mancher Eingriff das Verständnis wesentlich erleichtern können, zeigt es sich doch, dass der schreibende lokale Notar nicht nur einen lässigen Umgang mit der lateinischen Orthographie pflegte (regelmäßig: *volimus*), sondern überhaupt mit der Grammatik auf Kriegsfuß gestanden zu haben scheint; so wären Hinweise auf sinnentstellende Fehler wirklich hilfreich gewesen, zumal in denjenigen Passagen, deren Vorlage sich hat feststellen lassen (etwa S. 47f.: *suis propulsionibus* wurde

zu *suis propris visionibus*, *ipsis improbis* zu *ipsis temporibus*, ferner muss es heißen *ocurenti extranee questioni* statt *quoties* und *si penitus est diversum* statt *divisum*). – Das Städtchen Cologna Veneta mitsamt dem zugehörigen *capitaniatus* ist als damaliger Teil des Veroneser Staates 1405 im Krieg zwischen Venedig und Padua von der Republik erobert worden. Die Zuordnung war umstritten, die Bevölkerung selbst unternahm sofort Bemühungen, dem Territorium von Vicenza zugeschlagen zu werden; dieser Konflikt fand im folgenden Jahr dadurch seine Lösung, dass man das Gebiet unter direkte venezianische Verwaltung stellte, hinfort als *potestaria*. Deren Bewohner, *subiecti* des *ducale dominium*, empfanden Jahrzehnte später das Bedürfnis, über eine systematische Sammlung des lokalen Rechts zu verfügen, und ließen eine entsprechende Kompilation 1432 vom Venezianer Senat approbieren; allerdings wird in der Vorrede ausdrücklich festgehalten, dass für alle nicht geregelten Materien, wenn auch der örtliche Brauch nicht weiterhelfen sollte, die Statuten Venedigs und die Gewohnheiten der Hauptstadt maßgeblich zu sein hätten mit alleiniger Ausnahme der Immobiliengeschäfte (S. 87). Gegliedert sind diese Statuten in drei Bücher: zuerst Rechtsprechung, Vertrags- und Abgabenrecht, dann Erbrecht – bezeichnenderweise in einem sehr kurzen Abschnitt, da ja ausgiebig im römischen und im kirchlichen Recht geregelt –, endlich Strafrecht und öffentliche Ordnung. Die wichtigste Handschrift ist zu einem vorläufig nicht feststellbaren Zeitpunkt in die *Biblioteca Bertoliana* zu Vicenza gelangt. Sie enthält Zusätze von 1437 bis 1587. Diejenigen bis zum Jahre 1525 sind zusammen mit den Statuten selbst von einem einzigen Kopisten niedergeschrieben worden. Die beigegebenen Facsimilia offenbaren die erstaunliche Tatsache, dass dieser sich darauf kaprizierte, eine „gotische" Buchschrift, wie sie in der zweiten Hälfte des 14. Jh. üblich war, verblüffend ähnlich nachzuahmen: mit doppelstöckigem *a*, mit unzialem *d* neben dem geraden usw., nur *e* caudata verrät ihn. Andere erhaltene Abschriften der Statuten mit teilweise veränderter Anordnung bezeugen die immer wieder aufgenommene Beschäftigung mit der Kodifikation des lokalen Rechtes. Eine erste Druckausgabe von 1593 bietet das Ergebnis weiterer Überarbeitung, deren Wortlaut weniger Fehler aufweist als die Kopie von ca. 1530, so dass die Hg. sich entschlossen haben, sie facsimiliert in den Band aufzunehmen. Die ausführliche Einleitung von Varanini stellt die lokale Kodifikation und deren Fortentwicklung in den Rahmen der politischen Geschichte von Cologna Veneta, ferner wird Auskunft über die erhaltenen Handschriften und die Drucke (zuletzt 1762) mitsamt einer Konkordanz der einzelnen Kapitel geboten. Personen- und Ortsregister erschließen Einleitung und edierten Text, doch wäre auch ein Begriffsverzeichnis wünschbar gewesen. Insgesamt bilden die beiden neuen Bände eine erfreuliche Ergänzung zu dem von Gherardo Ortalli geleite-

ten Editionsunternehmen der Statuten aus dem Veneto und den Nachbargebieten. Dieter Girgensohn

Francesco Bottaro, Pesca di valle e commercio ittico a Padova nel Quattrocento, Confronta 8, Padova (CLEUP Editrice) 2004, 168 S. mit 3 Kt., ISBN 88-7178-228-3, € 15. – Gegenstand dieser Paduaner Dissertation ist der Fischfang in den Binnenseen, die sich südlich von Monselice unweit des Nordufers der Etsch erstreckten, bis sie in der Mitte des 16. Jh. durch Meliorationsarbeiten der Republik Venedig trockengelegt wurden. Ihre Materialgrundlage entstammt wesentlich dem Aktenbestand der Paduaner Familie Polcastro, der, soweit erhalten, heute teilweise im dortigen Staatsarchiv aufbewahrt wird und teilweise im *Museo civico etnico* des Örtchens Stanghella, gelegen mitten im untersuchten Gebiet. Deren Mitglieder hatten seit Beginn des 15. Jh. in der Gegend Landbesitz erworben, dann ihn nach und nach arrondieren können. Organisation und Technik des Fischfangs, der Handel mit dem Nahrungsmittel, dem als Fastenspeise ja hervorragende Bedeutung zukam, sind ebenso Gegenstand der eingehenden Untersuchung wie die soziale Lage der Fischer und ihr Zusammenschluss zu einer eigenen Bruderschaft in Padua. Die Edition von 17 einschlägigen Urkunden zwischen 1405 und 1497 illustriert die Darstellung. Hervorzuheben ist das – leider nicht immer selbstverständliche – Namenverzeichnis, das den Text erschließt. Dieter Girgensohn

Francesco Bianchi, La Ca' di Dio di Padova nel Quattrocento. Riforma e governo di un ospedale per l'infanzia abbandonata, Istituto veneto di scienze, lettere ed arti, Memorie, Classe di scienze morali, lettere ed arti 109, Venezia (Istituto veneto) 2005, XI, 265 S. mit 9 Grafiken und 23 Tabellen, ISBN 88-88143-51-3, € 25. – Die Paduaner *Domus Dei* war zunächst eins der im Mittelalter üblichen Hospitäler ohne Spezifizierung, offen für *pauperes, infirmi ac orphani* (so die Zweckbestimmung in den frühesten Statuten von 1275). Es geht zurück auf die Bewegung der Flagellanten (*disciplinati*): Schon bald nach deren Entstehung ist 1263 auch in Padua die Bruderschaft S. Maria dei Battuti bezeugt und nur zwei Jahre später das von ihr betriebene *hospitium*. Dessen Schicksale untersucht der Vf. beginnend mit der Zeit, in der dort wie anderswo eine Neuordnung des wuchernden Hospitalwesens als notwendig empfunden wurde und man zu Differenzierung und Konzentration schritt. So entwickelte sich die *Ca' di Dio* zum reinen Waisenhaus, immer noch geführt von der Bruderschaft, die sich inzwischen nach ihr nannte. Das geschah in einem längeren Prozess. Schon in den ersten Jahrzehnten des 15. Jh. scheint dieses Hospital als einziges in Padua Findlinge und sonstwie verlassene Kinder aufgenommen zu haben. Während deren Zahl gegen dessen Mitte mehr und mehr anstieg, nahm parallel dazu diejenige der erwachsenen

Bewohner ab, zuletzt wurde 1458 einer von diesen begraben. 1427 sind nur 7 Waisen aufgenommen worden, 1484 waren es nicht weniger als 102, und insgesamt wurden in diesem Jahr 290 Kinder betreut – eine enorme Zahl für eine Kleinstadt (nach heutigen Begriffen). Für die inneren Verhältnisse und die Tätigkeiten der Bruderschaft gibt es Protokolle über die Sitzungen von deren Kapitel, für die Verwaltung des Hospitals vor allem eine relativ dichte Reihe von Rechnungsbüchern, die der Vf. für das 15. Jh. mustergültig auswertet. Nach der Geschichte der Institution, besonders auch über ihre Beziehungen zur Bruderschaft, beschreibt er die Geschäftsführung des Hauses und führt die beteiligten Personen vor. Das Leitungsgremium wurde stets vom Kapitel der Bruderschaft auf Zeit bestellt: eine angesehene Persönlichkeit als Prior, der die Vertretung nach außen wahrnahm, für die korrekte Verwaltung verantwortlich war und zugleich die Vormundschaft über die Waisenkinder ausübte, weiter ein Verwalter für die wirtschaftlichen Angelegenheiten, ein Arzt, ein Kaplan, ein oder sogar zwei Rechtsvertreter, ein Notar für die Protokollführung. Zu dem sonstigen Personal gehörten vor allem die Ammen, immer nur ganz wenige von ihnen waren angestellt, während die ganz überwiegende Zahl auf Honorarbasis tätig wurde. Ein instruktives Kapitel ist sodann den Waisen selbst gewidmet: von einer Statistik der Kindesaussetzungen im Padua des 15. Jh. und einer Diskussion der dafür geltend gemachten Gründe über die Versorgung der Kinder mit Essen und Kleidung bis zu ihrer eventuellen Adoption. Viele Tabellen und einige Schaubilder im Text, mehr noch in einem Anhang vertiefen die aus dem reichen Material gewonnenen Ausführungen. Besonders hingewiesen sei auf die Zusammenstellungen der Gehälter des Waisenhauspersonals und der Vergütungen für sonstige Personen (S. 202f., 211–213) sowie die Listen der Paduaner Getreidepreise in 29 Jahren zwischen 1400 und 1484 (S. 219–223), sind sie doch auch für die allgemeine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte aufschlussreich. Dieter Girgensohn

Giovanni Silvano, A beneficio dei poveri. Il Monte di pietà di Padova tra pubblico e privato (1491–1600), Bologna (il Mulino) 2005, 501 S. mit zahlr. Tab. u. Graf., 23 Abb., ISBN 88-15-10728-2, € 36. – Der reiche Fonds des *Monte di pietà* im Staatsarchiv Padua hat dem Vf. das Material zu dieser eindringlichen Studie geliefert. Ihm geht es erklärtermaßen darum, die Zahlen zum Sprechen zu bringen, hinter den seriellen Quellen die Menschen sichtbar werden zu lassen. Doch zunächst war die äußere und die innere Entwicklung der Institution während des behandelten ersten Jahrhunderts darzustellen: Die Gründung des *Monte di pietà* zu Padua geht – nach einem misslungenen Versuch von 1469 – in das Jahr 1490 zurück. Damals beschloss der städtische Rat die Erhebung einer Sondersteuer zur Aufbringung des dafür notwendigen

Kapitals und approbierte wenige Monate später die Statuten der neuen Einrichtung, die im folgenden Jahr ihre Geschäftstätigkeit aufnahm. Das alles geschah rund drei Jahrzehnte nach der ersten Einführung dieser Art von Pfandleihanstalt (1462 in Perugia), deren Programm darauf zielte, die arme Bevölkerung aus dem Griff von Wucherern zu lösen. Bekanntlich gehörten dazu ebenso Christen wie Juden, doch ist bezeichnend für den Geist der Zeit, dass der Paduaner Rat kurz vorher ausdrücklich Bestimmungen gegen die lokalen jüdischen Geldleiher erlassen hatte. Charakteristisch war die doppelte Funktion der städtischen Anstalt. Nicht nur wurde von ihr Geld an Bedürftige ausgegeben, sondern sie genoss zunehmend auch Ansehen als Ort für die sichere Aufbewahrung von Kapital (allerdings ohne Verzinsung), zog also die Guthaben von Wohlhabenden an; damit besetzte sie einen eigenartigen Platz zwischen den Feldern von christlicher Liebestätigkeit und Profitorientierung. Von der Geschäftsführung der Institution haben sich Rechnungsbücher in großer Zahl erhalten. Deren Anlage und Führung beschreibt der Vf. zunächst, um dann die Resultate ihrer Untersuchung auszubreiten. Der *Monte* verfügte stets über einen separat geführten Kapitalstock, der aus Spenden und Legaten gespeist und nur in Ausnahmefällen angegriffen wurde, den *mons pietatis* im engeren Sinne. Seine früheste Geberliste führten der Paduaner Bischof Pietro Barozzi und der bei der Gründung maßgebliche Franziskaner Bernardino da Feltre an; dieser gründete außerdem sofort auch eine Bruderschaft des *Monte*, die hinfort in reger Sammeltätigkeit ebenfalls für Einnahmen sorgte. Daneben gab es Einlagen von Institutionen und von Privatleuten, die für die Ausgaben des eigentlichen Geschäftszwecks und für den Verwaltungsaufwand zur Verfügung standen. Der Leser erfährt detailliert, wer damals sein Geld dem *Monte* anvertraute, dann wird die Verwendung im Einzelnen geschildert: Darlehen und Überbrückungskredite an karitative Institutionen oder an bedürftige Personen, echte Almosen für die Armen. Die Darstellung mündet konsequenterweise in eine Übersicht über die jährlichen Bilanzen und Ergebnisse. Mit einer Fülle von Tabellen und Schaubildern versteht es der Vf., seiner Darstellung Anschaulichkeit zu verleihen. Dabei ist besonders hervorzuheben, dass neben den absoluten Beträgen inflationsbereinigte Zahlen geboten werden, fußend auf den Getreidepreisen; erst durch diese zusätzliche Mühe, durch die Zurückführung auf einen einheitlichen Geldwert gelingt es, ein zutreffendes Bild von der Entwicklung der Geschäftstätigkeit mitsamt den Schwankungen der Umsätze zu vermitteln, etwa auch in Abhängigkeit von außergewöhnlichen Ereignissen wie Krieg oder Epidemie. Zuletzt sei angemerkt, dass die Fondazione Cassa di Risparmio di Padova e Rovigo, deren Sitz das alte Gebäude des *Monte di pietà* aus dem 16. Jh. ist, die Veröffentlichung dieser Ergebnisse finanziert hat, denn als heutige Eignerin der kommunalen Sparkasse von Pa-

dua, die 1822 als Fortsetzung des *Monte* gegründet wurde, ist sie die „historische" Erbin der alten Institution, wie der Präsident Antonio Finotti in einer kurzen Einführung hervorhebt (S. 7f.) – das ist gewiss ein schönes Motiv, um sozial- und wirtschaftsgeschichtlich orientierte Forschung zu fördern.

Dieter Girgensohn

Giorgio Zordan, L'ordinamento giuridico veneziano. Seconda edizione riveduta, Padova (Imprimitur) 2005, X, 225 S., ISBN 88-87300-42-9, € 20. – Es war eine gute Idee, von dem zuerst 1980 erschienenen „griffigen didaktischen Hilfsmittel", das sich in der Tat als breit angelegte Einführung bestens bewährt hat, eine überarbeitete Neuauflage herauszubringen. In einem ersten Teil führt der Vf. den Staatsaufbau der Stadt und der Republik Venedig in seiner historischen Entwicklung vor, der zweite charakterisiert die Gesetzessammlungen und die legislativen Mechanismen. Ein dritter Teil enthielt eine ausführliche, thematisch gegliederte Bibliographie, aus ihm ist inzwischen das selbständige, gemeinsam mit Silvia Gasparini verfasste Repertorio di storiografia veneziana, Padova 1998, hervorgegangen (s. QFIAB 80 [2000] S. 821f.); das brauchte also nicht wieder aufgenommen zu werden, besonders da das neue Werk ständig ergänzt wird (www.giuri.unipd.it/prospero). Stattdessen verweisen Einzelanmerkungen zweckmäßig auf weiterführende Literatur. Es ist gewiss nichts dagegen einzuwenden, dass der Vf. dabei durchaus sparsam vorgegangen ist, doch sind Schwierigkeiten bei der Benutzung dadurch abzusehen, dass ein Verzeichnis der zitierten Darstellungen und Aufsätze oder aber ein Verfasserregister fehlt, während die entsprechenden Titel nach der ersten Nennung nur noch abgekürzt angeführt werden. So kann sich die Suche nach dem vollen Zitat einigermaßen mühevoll gestaltet, etwa wenn man von S. 172 bis S. 51 zurückblättern muss, um „Padovani, Curie e uffici" zum ersten Male wiederzufinden. Außerdem ist es irreführend – zumal für Anfänger –, ein Werk aus der Mitte des 19. Jh. allein mit der Jahreszahl 1975 zu nennen (S. 109 Anm. 124, 114 Anm. 129: Samuele Romanin, Storia documentata di Venezia); dagegen scheint „Foscarini, Della letteratura veneziana" (so S. 180 Anm. 237) überhaupt nirgends mit Bandzahl und Erscheinungsdatum aufzutauchen. Solche Schönheitsfehler beeinträchtigen jedoch die Brauchbarkeit dieser Einführung nicht wesentlich, vielmehr kann sie als schnelles Nachschlagemittel dienen und wird für ein gegebenes Problem aus dem Staats- und Rechtssystem Venedigs zuverlässig eine erste Information liefern. Dieter Girgensohn

I patti con l'impero latino di Costantinopoli 1205–1231, a cura di Marco Pozza, Pacta Veneta 10, Roma (Viella) 2004, 146 S., 4 Taf., ISBN 88-8334-122-8, € 22; I patti con Bologna 1227–1321, a cura di Pierpaolo Bonacini, ebenso 11,

ebd. 2005, 176 S., 4 Taf., ISBN 88-8334-141-4, € 24; I patti con il patriarcato di Aquileia 880–1255, a cura di Reinhard Härtel con la collaborazione di Ursula Kohl, ebenso 12, ebd. 2005, 207 S., 4 Taf., ISBN 88-8334-167-8, € 24. – Die von Gherardo Ortalli initiierte Edition der Verträge, welche die Republik Venedig mit größeren oder kleineren auswärtigen Partnern geschlossen hat, schreitet voran. Der erste der neuen Bände bietet vier Gruppen von Urkunden zu den vertraglichen Beziehungen zwischen der Republik und den lateinischen Kaisern von Konstantinopel; außer den eigentlichen Abkommen werden auch begleitende Akten aufgenommen, so dass insgesamt 14 Einzelstücke vorliegen. Erhalten sind solche Aufzeichnungen nur aus der ersten Hälfte der Existenz des Reiches, das während des 4. Kreuzzugs entstand und 1261 sein Ende fand. Staatsrechtlich sind diese Beziehungen singulär, da der Doge beziehungsweise der venezianische *Podestà* am Ort als Herr über ein Viertel und ein Achtel eben jenes Kaiserreiches fungierte. Die Serie beginnt mit der 1205 erfolgten Bestätigung des zwischen den Kreuzfahrern ein Jahr zuvor geschlossenen Teilungsvertrages und endet 1231 mit der eidlichen Bekräftigung des erwählten Kaisers Johannes von Brienne, der für seine Beförderung aus Italien auf venezianische Schiffe angewiesen war, er werde alle bisherigen Abkommen treulich erfüllen. Die Urkunden waren sämtlich gedruckt, alle bis auf eine sind sie sogar in der bekannten Sammlung von Tafel und Thomas (1856) zu finden, doch konnte nun in den meisten Fällen bessere Überlieferung der Textgestaltung zugrunde gelegt werden. – Bologna war schon im Hochmittelalter eine der wichtigsten Städte im Innern Italiens und stand deshalb gewiss früh im Blick der venezianischen Kaufleute, denen der Staat mit seiner Vertragspolitik die Wege zu ebnen pflegte. Abkommen liegen aus den Jahren 1227, 1229, 1273 und 1321 vor, um das dritte rankt sich eine Gruppe von weiteren vier Urkunden. Die insgesamt acht Stücke waren bisher nur an verstreuten Orten im Druck zugänglich, so dass die erneute Vorlage verlässlicher Texte die Benutzung dieser Zeugnisse für die venezianischen Handelsinteressen bedeutend erleichtert. – Der Patriarch von Aquileia gehörte zu den wichtigsten Nachbarn Venedigs, war er doch der weltliche Herrscher über das Friaul, bis die Republik 1420 dieses dem eigenen Territorium einverleibte, und sein Land war als Durchzugsgebiet für den venezianischen Handel von erstrangiger Bedeutung. So galt es stets, durch Verträge nicht nur für gutnachbarschaftliche Verhältnisse zu sorgen, sondern darüber hinaus die Patriarchen dazu zu bringen, dass sie selbst aktiv für die Abwehr äußerer Feinde und vor allem für Ruhe im Innern sorgten, damit die Reisen der Kaufleute und der Transport ihrer Waren ungefährdet und abgabenfrei erfolgen konnten. Es wird deshalb kein Überlieferungszufall sein, dass die erhaltenen Abkommen mit Aquileia außergewöhnlich früh beginnen. Bis zur Mitte des 13. Jh. gibt es acht,

zusammen mit den Beiakten werden jetzt zwölf Urkunden und ein Eid veröffentlicht, einige davon überhaupt zum ersten Male, andere als Ersatz des Abdrucks im *Codice diplomatico istriano* von Pietro Kandler mit notorisch unzuverlässigen Texten. Den Ertrag der von ihm neu bearbeiteten Abkommen hatte der Hg. bereits in einem deutschen Aufsatz zusammengefasst: R. Härtel, Bischöfliche Staatsverträge. Die älteren Pakten Venedigs mit dem Patriarchat Aquileia, in: Von sacerdotium und regnum. Geistliche und weltliche Gewalt im frühen und hohen Mittelalter. Festschrift für Egon Boshof zum 65. Geburtstag, hg. von Frank-Reiner Erkens, Hartmut Wolff, Passauer historische Forschungen 12, Köln usw. 2002, S. 589–626. – In allen drei Bänden besticht die sorgfältige historische Einbettung der edierten Texte: Einer allgemeinen Einleitung folgt die ausgiebige Erläuterung der jeweiligen Gruppe von Texten nach den Voraussetzungen und den politischem Umständen ihrer Entstehung, meist steht am Schluss noch eine „Conclusione" mit Ausblicken auf die weitere Entwicklung der Beziehungen zwischen den vertragschließenden Parteien; Literaturverzeichnisse und Namenregister erleichtern die Benutzung, wobei die Liste wesentlicher Begriffe aus den Verträgen mit Aquileia besondere Hervorhebung verdient. Dieter Girgensohn

Juergen Schulz, The new palaces of medieval Venice, University Park, Pennsylvania (The Pennsylvania State University Press) 2004, XXII, 263 S. mit 4 geneal. Taf., 219 Abb., ISBN 0-271-02351-1, $ 85. – Wohnhäuser werden von Menschen erdacht, Menschen leben in ihnen; so ziehen sie in gleichem Maße das Interesse von Kunsthistorikern wie von Historikern auf sich. Sie laden geradezu ein zu einer Herangehensweise, welche die herkömmlichen Grenzen der Fachdisziplinen überschreitet: ebenso zur direkten Untersuchung dessen, was von den Gebäuden vergangener Zeiten übrig geblieben ist, wie zur Erforschung des archivalischen Materials, das von ihren Bewohnern zeugt. Dieses gibt für weit zurückliegende Epochen selbstverständlich nicht Auskunft über die Aktivitäten der Erbauer, wohl aber – mit Glück – über bauliche Veränderungen in der Folgezeit, und damit kommt der Beobachter in die Lage, spätere Zutat besser zuordnen zu können und durch deren Subtraktion Rückschlüsse auf den ursprünglichen Zustand zu gewinnen. Der Vf. beschreibt im Einzelnen, was sich in Venedig an Profanbauten vor der eigentlichen gotischen Zeit erhalten hat, konzentriert sich also auf solche, die im ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jh. entstanden sind; einige von ihnen imponieren noch heute durch ihre eindrucksvollen alten Fassaden. Im Gegensatz zur vorherrschenden Meinung, dass in der venezianischen Architektur jener Zeit byzantinische Formen nachgeahmt worden seien, entwickelt er die These, dass es vielmehr west- und nordeuropäische Typen repräsentativer städtischer Häuser gewe-

sen sind, die als Vorbilder dienten. Eigene Kapitel behandeln das Verhältnis zwischen der Raumaufteilung im Inneren eines Hauses und den Funktionen der einzelnen Räume sowie den sozialen Hintergrund der Erbauer und Bewohner. In Appendices untersucht der Vf. speziell fünf private Paläste, alle am Rande des Canal Grande, der Hauptverkehrsader der Stadt, errichtet: die nur noch aus kärglichen Überresten erschließbare Ca' del Papa (das ist die ehemalige Residenz der Patriarchen von Grado bei der Kirche S. Silvestro, in der Alexander III. wohnte, als er 1177 in Venedig die Friedensverhandlungen mit Friedrich Barbarossa führte), die Ca' Barozzi (so genannt nach der frühesten ermittelbaren Besitzerfamilie, jetzt: der sehr stark veränderte Palazzo Treves dei Bonfili), den im 19. Jh. aus einer Ruine weitgehend (und wenig autentisch) rekonstruierten Fondaco dei Turchi (ursprünglich der Familie da Ca' da Pesaro gehörend) sowie die einander benachbarten Ca' Farsetti der Dandolo und Ca' Loredan der Corner-Piscopia. Es werden jeweils zuerst die archivalischen Quellen zur Besitz- und Baugeschichte (11.–19. Jh.) in Regestenform aufgezählt, darunter genaue Beschreibungen der Grundstücke und der Bauten aus Anlass von Teilungen oder Verkäufen. Dann folgt das Verzeichnis vorhandener historischer Abbildungen, es wird weiter die besitzende Familie vorgestellt (Deszendenztafeln der Barozzi, Pesaro und Corner werden auf S. 213–217 geboten, eine solche der Dandolo war einem Aufsatz von 1993 beigegeben worden), endlich der architekturgeschichtliche Befund zusammengefasst. Die Venezianer haben es schon immer verstanden, durch prächtige Bauten dem Beobachter zu imponieren. Das führt der umfangreiche Abbildungsteil anschaulich vor Augen. Er enthält – neben Vergleichsobjekten aus anderen Städten – vor allem die auffindbaren historischen Darstellungen, weiter Hausgrundrisse und Fotografien dessen, was heute noch von den privaten Gebäuden des 12.–13. Jh. zu besichtigen ist. Das dürfte das Umfassendste sein, was je über die weltliche Bautätigkeit der Venezianer in der genannten Periode erschienen ist. Dieter Girgensohn

Ermanno Orlando, „Ad profectum patrie". La proprietà ecclesiastica veneziana in Romània dopo la IV crociata, Nuovi studi storici 68, Roma (Istituto storico italiano per il Medio Evo) 2005, 231 S., ISBN 88-89190-13-2, € 40. – Die Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer im April 1204 oder besser: die im September förmlich besiegelte Aufteilung des Byzantinischen Reiches, von dem „ein Viertel und ein Achtel", wie es fortan im Dogentitel hieß, unter die formale Herrschaft Venedigs kam, hat den Grundstock gelegt für die beträchtliche Vermehrung des Besitzes, der einigen Venezianer kirchlichen Einrichtungen auf dem griechischen Festland und den Inseln gehörte. Die Aktivitäten zum Gedenken an jenes Ereignis haben auch zur Entste-

hung dieses Buches geführt. Sein tragendes Gerüst bilden die 135 Urkunden und sonstigen Aufzeichnungen zwischen 1201 und 1461, deren Regesten der Vf. in einem „Anhang" veröffentlicht. Viele waren schon ediert oder doch in der Literatur erwähnt, von allen – abgesehen von vier unauffindbaren Stücken – ist nun die handschriftliche Überlieferung systematisch aufgesucht, sind die Texte kontrolliert worden. Gemessen an der Zahl der in den einzelnen Archivfonds erhaltenen Urkunden, entfiel der bei weitem größte Anteil dieser überseeischen Besitzungen auf die Benediktiner-Abtei S. Giorgio Maggiore, es folgt das Patriarchat Grado, das 1451 den Titel Venedig erhielt; nennenswert sind ferner der städtische Konvent des Kreuzbrüder-Ordens und S. Niccolò di Lido sowie die weiter entfernt in der Lagune gelegenen Klöster San Felice di Ammiana und S. Tommaso dei Borgognoni in Torcello, das letztgenannte zum Zisterzienser-Orden gehörig, und außerdem gibt es Informationen für das Bistum Castello, bis es mit dem Patriarchat vereinigt wurde, weiter für die Benediktiner von S. Daniele in Venedig und die Zisterze Brondolo bei Chioggia. Der Vf. stellt den Ertrag aus der von ihm gesammelten urkundlichen Überlieferung vor den Hintergrund der Ausbreitung und Verfestigung der venezianischen Herrschaft in den neu erworbenen Territorien sowie der Intensivierung der Handelstätigkeit, die in ihnen und von ihnen ausgehend stattfand. Er schildert die Verteilung des überseeischen Besitzes der kirchlichen Institutionen Venedigs und der Lagune, dessen Verwaltung und die damit verbundene Seelsorge. In zwei getrennten Kapiteln behandelt er zunächst die kleineren Kolonien, denen eher der Charakter vorgeschobener Handelsniederlassungen eignete, in der Stadt Konstantinopel und in anderen Hafenstädten, in denen mit dem Untergang des lateinischen Kaiserreichs im Jahre 1261 die privilegierte Stellung der westlichen Kirchen verloren ging, während nur ganz wenige im Besitz Venedigs blieben, vor allem Methone, Korone und die Orte auf Euböia (Negroponte). Es folgt der Blick auf die großen Gebiete echter venezianischer Ansiedlung auf Kreta mit einer anderen Entwicklung in politischer, wirtschaftlicher, sozialer und eben auch kirchlicher Beziehung, denn die Insel blieb fest unter der Herrschaft der *Serenissima*, bis sie 1669 endgültig an die Türken fiel. Die Beziehungen zwischen der Zentrale und den entfernten Besitzungen bilden immer eine sperrige Materie, des geistlichen Aspekts hatte sich die Forschung bisher nicht angenommen, so dass hier ein wegweisender Beitrag gelungen ist. Register der Orts- und der Personennamen erschließen den materialreichen Inhalt des Bandes. Dieter Girgensohn

Irmgard Fees, Ricchezza e potenza nella Venezia medioevale. La famiglia Ziani, Roma (Il Veltro) 2005, 520 S., 1 geneal. Taf., 6 Tab., 12 Kt., 10 Taf., ISBN 88-85015-49-2, € 28. – Wenigstens einen kurzen Hinweis auch in einer

deutschen Zeitschrift verdient die italienische Ausgabe dieses eindrucksvollen, zuerst in der Reihe „Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom" 1988 erschienenen Buches (Reichtum und Macht im mittelalterlichen Venedig. Die Familie Ziani), denn für ein genaueres Studium des für die Darstellung verarbeiteten Materials lohnt es sich, Übersetzung und Original nebeneinander zu legen: Es gibt weniger und es gibt mehr – und gemeint sind damit keineswegs nur die 12 neuen Abbildungen. Das tragende Gerüst des Bandes bilden im Anhang 1 die 406 Regesten von Urkunden mit Bezug auf die Familie, 194 Seiten im Original, die nun auf 72 (kleinformatige) Seiten zusammengeschrumpft sind. Es fehlt nämlich die Inhaltswiedergabe der einzelnen Stücke, geblieben sind nur Datum und Angabe der Edition oder der Archivsignatur bei den unveröffentlichten. Dafür hat die Vf. sich entschlossen, das Testament des Dogen Pietro Ziani (1228 September) und dasjenige seines Sohnes Marco (1253 Juni 26) nun vollständig aufzunehmen, mit verbesertem Text gegenüber dem 1978 von Silvano Borsari veröffentlichten Abdruck (S. 418–432, 436–446 Nr. 278, 310). Übersetzt worden ist das Buch von Carla Vinci-Orlando. Schade, dass ein Druckfehler gleich die erste Zeile der Einleitung verunziert (S. 11): Die Jahreszahl 1253 ist zu 1235 geworden.

Dieter Girgensohn

Venezia – Senato, Deliberazioni miste, Registre XVIII (1339–1340) par François-Xavier Leduc, Venezia – Senato, Deliberazioni miste 5, Venise (Istituto veneto di scienze, lettere ed arti) 2005, XVIII, 435 S., 4 Taf.; Registre XIX (1340–1341) par F.-X. L., ebenso 6, ebd. 2004, XVI, 389 S., 4 Taf.; Registro XXIII (1345–1347), a cura di Francesca Girardi, ebenso 10, Venezia (ebd.) 2004, XII, 248 S., 4 Taf.; Registro XXV (1349–1350), a cura di F. G., ebenso 12, ebd. 2006, XIII, 397 S., ISBN 88-88143-60-2, -25-4, -58-0, 65-3, je € 60. – Seit der Anzeige des zuerst erschienen Bandes, des 7. mit dem Register XX aus den Jahren 1341–42 (s. QFIAB 84 [2004] S. 700f.), ist die Publikation dieser Reihe mit dem gewünschten Tempo vorangegangen. Man erinnere sich: Der Venezianer Senat, damals noch *consilium rogatorum* oder *Consiglio de' pregadi* genannt, wurde wohl schon im Verlaufe des 13. Jh. zum wichtigsten Beschlussorgan des Staates, zumal seit der sogenannten Schließung (*serrata*) des Großen Rates im Jahre 1297, einer grundlegenden Neuordnung, die aus dem bis dahin jährlich gewählten Gremium die Versammlung aller erwachsenen männlichen Adeligen machte, damit aber auch eine bedeutende Vergrößerung herbeiführte. Die bloße Zahl der Anwesenden zusammen mit der Fülle der stets sehr aufwändigen Personenwahlen machte diesen Rat zu unbeweglich, als dass auf aktuelle politische oder kommerzielle Anforderungen hätte in effizienter Weise reagiert werden können. Schlagkräftiger war im 14. Jh. der später

so gefürchtete Rat der Zehn, eingerichtet im Jahre 1310 als Reaktion auf eine niedergeschlagene Verschwörung, doch blieben seine Kompetenzen auf die inneren Angelegenheiten beschränkt. Was zu diplomatischen Kontakten, was zu Schifffahrt und Handelstätigkeiten zu entscheiden war, kam dagegen vor den Senat, der in der fraglichen Zeit die 60 gewählten Mitglieder und die vierzigköpfige Quarantia umfasste, wozu sich ex officio eine Reihe von Amtsträgern gesellte, an der Spitze der Doge als Vorsitzender. Die Ergebnisse der Verhandlungen dieses Gremiums wurden seit 1293 in eigenen Protokollbüchern festgehalten. Die ersten sind verloren, erhalten hat sich die Serie beginnend mit Band 15 und dem Jahre 1332. Die Überschrift etwa von Reg. 23 zeigt, was aufgenommen worden ist: *partes et consilia capte et capta in consilio rogatorum et de XL*^{ta} (10 S. 1), das heißt: die vorgelegten Anträge, oft zwei oder mehr gegeneinander stehende in derselben Sache, und die dann angenommenen Beschlüsse mit Gesetzeskraft. Das für die Veröffentlichung der so genannten *Misti* initiierte Projekt der Venezianer Akademie der Wissenschaften setzt vorläufig Reg. 36 und das Jahr 1381 als Endpunkt. Die editorische Vorbereitung der ersten fünf Bände ist ein gemeinsamer Beitrag von drei französischen Institutionen, des Centre de recherches historiques, der École des hautes études en sciences sociales und der Maison des sciences de l'homme, aber auch sie erscheinen unter der wissenschaftlichen Verantwortung des Istituto veneto, das gleichfalls für die Drucklegung aller Bände aufkommt. Was den Inhalt dieser Verhandlungen angeht, fällt für die beiden frühesten der jetzt publizierten Register (Bd. 5 und 6) die Beschäftigung mit der gerade erworbenen Stadt Treviso samt umliegendem Territorium auf: Wie waren die neuen Untertanen zu behandeln, welche venezianische Instanz sollte für die Anliegen einzelner Antragsteller zuständig sein? Vor allem musste die Zusage, das überkommene Recht und die Gewohnheiten unangetaste zu lassen, in irgendeinen praktikablen Zusammenhang mit dem bestehenden Rechtssystem Venedigs gebracht werden, spätestens wenn es um die Erledigung der Appellationen von der lokalen Gerichtsbarkeit an die Zentrale ging. Breiten Raum nimmt in allen Bänden die Vorbereitung der jährlichen Konvois der mit Bewaffneten bewehrten Handelsgaleeren nach Konstantinopel und in das Schwarze Meer, nach Zypern und weiter nach Beirut, nach Alexandrien oder Flandern ein. Neben die Handelsangelegenheiten treten die diplomatischen Kontakte: zu Nachbarn wie dem Patriarchen von Aquileia als weltlichem Herrn des Friaul und zu ferneren Mächten, mit denen etwa wegen des unbehinderten Aufenthalts venezianischer Kaufleute zu verhandeln war, ja zum Papst, an den nicht selten Bitten um die wohlwollende Gewährung von Pfründen gerichtet worden sind. Im Zeitraum der beiden späteren Bände (10 und 12) begann man freilich, die Senatsbeschlüsse, die in höherem Maße als geheimhaltungsbe-

dürftig galten, einer anderen Protokollreihe anzuvertrauen, heute *Secreti* genannt; davon ist leider viel verloren gegangen, doch haben sich die beiden ursprünglich mit A und B bezeichneten Register erhalten (1345–51). Die Edition ihrer Texte derjenigen der parallelen *Misti*-Bände beizugesellen bleibt ein dringendes, vorläufig allerdings nicht zu erfüllendes Desiderat. Die Beschlüsse beziehungsweise abgelehnten Anträge in allen Bänden werden jeweils durch ein Orts- und ein Personennamenregister erschlossen, dagegen ist auf – gewiss ebenfalls wünschbare – Verzeichnisse wesentlicher Materien und etwa der vorkommenden Ämter verzichtet worden, um aus zeitökonomischen Gründen die Editorenarbeit auf ihren wesentlichen Kern zu reduzieren: die Vorlage des überlieferten Textes für den interessierten Benutzer in einer von Lese- und Druckfehlern möglichst freien Form. Dieter Girgensohn

Cronaca „A latina". Cronaca veneziana del 1343, edizione critica di Caterina Negri di Montenegro, Quaderni della Rivista di bizantinistica 2, Spoleto (Fondazione Centro italiano di studi sull'alto Medioevo) 2004, VII, 166 S., ISBN 88-7988-141-8, € 32. – Chroniken, Geschichtswerke über die eigene Stadt waren im Venedig des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit überaus beliebt. Man verfasste und vererbte sie, schrieb sie ab und setzte sie fort, kombinierte aus vorhandenen Vorlagen neue Fassungen, addierend oder kürzend, übertrug sie aus dem Lateinischen in das lokale Volgare. Nur wenig von dieser lustvollen Schau auf die eigene – große – Vergangenheit lassen die gedruckten Exemplare erahnen, etwa die Werke von Andrea Dandolo oder Marino Sanudo, einzig wer sich in die Handschriftenabteilungen wagt, kann den Wildwuchs auf sich einwirken lassen. Es ist ein Verdienst von Antonio Carile, vor beinahe vier Jahrzehnten Schneisen in diesen Wald geschlagen und wesentliche Ansätze zu ordnender Übersicht geboten zu haben: La cronachistica veneziana (secoli XIII–XVI) di fronte alla spartizione della Romania nel 1204, Civiltà veneziana, Studi 25, Firenze 1969; andere sind ihm in der Mühe des Aufräumens gefolgt. Er hat damals eine von ihm so genannte Chronik „A latina" (woraus bald „A volgare" entstanden ist) an die Spitze seines Versuchs einer Gesamtschau gestellt; deren Text wird nun erstmals in kritischer Edition zugänglich gemacht. Das Werk ist streng gegliedert. Einem *Primordium* folgen die Lebensskizzen der einzelnen Dogen, von *Paulucius*, dem sagenhaften ersten gewählten Stadtoberhaupt, angeblich im Jahre 687 (*primus ad ducalem dignitatem nobilium et popularium unanimi voluntate in civitate Eracliana honorifice fuit promotus*), bis Bartolomeo Gradenigo (1339–42). So könnte das Werk bereits dieselbe Überschrift tragen, die anderthalb Jahrhunderte später Sanudo seiner monumentalen Ausarbeitung vorangestellt hat: *De origine urbis Venete et vita omnium ducum Venetorum.*

Es ist während der Regierungszeit des Nachfolgers Andrea Dandolo entstanden, also etwa 1350. Überliefert sind drei Abschriften. Die Hg. hat ausgiebige Listen von textlichen Differenzen und Übereinstimmungen zwischen den Kopien angefertigt, um die gegenseitige Abhängigkeit aufzuklären (S. 10–16). Die beiden älteren Überlieferungen, noch aus dem 14. Jh., stimmen in einer großen Zahl offenbarer Schreibfehler überein, so dass ein Codex des ausgehenden 16. Jh. für die Textherstellung wichtig wird – dass dieser so spät noch hergestellt worden ist, zeugt im Übrigen für venezianisches Geschichtsbewusstsein. Das Werk ist schon sehr bald nach seiner Entstehung verwendet worden, zunächst in der ersten, noch kurzen Fassung der Chronik Andrea Dandolos, dann in der bis 1357 reichenden *Venetiarum historia*, die früher Pietro Giustinian zugeschrieben worden war (erneut veröffentlicht 1962 von Roberto Cessi und Fanny Bennato). Diese Übernahmen werden von der Hg. in ausgiebigem Apparat nachgewiesen, der somit zugleich einen Beitrag zur Kenntnis der übrigen Chronistik des 14. Jh. bietet. Als wichtiges Beispiel für ein in Venedig so beliebtes genus litterarium verdient diese Chronik Beachtung, der Hg. gebührt Anerkennung für die kritische Edition. Ein Einwand sei gestattet: Unbegründet bleibt die Entscheidung (S. 9), das mit einem horizontalen Strich versehene *s* – für *ser* oder *sier* – stets mit *dominus* wiederzugeben, sogar ohne Vermerk im Variantenapparat; da sich in lateinischen Texten des späteren Mittelalters ja nicht selten Volgare-Wörter als Einsprengsel finden, gehört dergleichen zu den Sprachgepflogenheiten, und solche werden nur Beckmesser unterdrücken wollen. Dieter Girgensohn

Venezia e le Isole Ionie, a cura di Chryssa Maltezou e Gherardo Ortalli, Venezia (Istituto veneto di scienze, lettere ed arti) 2005, XII, 297 S. mit zahlr. Abb., 2 geneal. Taf. u. 1 Kt., ISBN 88-88143-47-5, € 38. – Korfu, die Venedig am nächsten gelegene Insel des Ionischen Archipels, stand mehr als vier Jahrhunderte lang unter der Herrschaft der Republik, von 1386 bis zu deren Ende 1797; das haben drei Institutionen, das Griechische Institut für byzantinischen und postbyzantinische Studien in Venedig, die Universität des Ionischen Meeres in Korfu und eben das Istituto veneto, zum Anlass genommen, auf der Insel selbst in einem Colloquium den Berührungspunkten in der Vergangenheit nachzuspüren. Von den 15 nun veröffentlichten Beiträgen sollen hier wenigstens einige vorgestellt werden, diejenigen, die eher der italienischen, also vorwiegend der venezianischen Geschichte zuzuordnen sind und weniger kunst-, literatur- oder lokalhistorischen Aspekten. Das immer wieder manifest werdende Interesse Venedigs an der genannten Insel, das sich bis in das ausgehende 11. Jh. zurückverfolgen lässt und nach jahrelangen intensiven Bemühungen tatsächlich zur Erwerbung führte, verfolgt G. Ravegnani (La conqui-

sta veneziana di Corfù, S. 101–112), und M. Costantini führt das dafür wichtigste Motiv vor Augen: den Nutzen als Zwischenstation für den Überseehandel (Le Isole Ionie nel sistema marittimo veneziano del Medioevo, S. 141–163). R. C. Mueller liefert einen materialreichen Beitrag zur Verwaltung von Korfu durch die entsandten Amtsträger (mit den Listen aller in den Jahren 1438–54 Gewählten) und konzentriert sich auf die Giustinian, die zu den vier am breitesten gefächerten Familien des venezianischen Adels gehörten und von denen einige Zweige ausgesprochenes Interesse an der Romania hatten – teils als Inhaber von Ämtern oder Lehen, teils als Handelsherren mit Geschäftsverbindungen dorthin und manchmal sogar in beiden Eigenschaften (Pubblico e privato nel dominio veneziano delle isole greche a metà Quattrocento: il caso dei Giustinian, S. 71–100). Den bedeutendsten italienischen Feudalherren auf der Inselgruppe und der benachbarten Peloponnes, den ursprünglich aus Benevent stammenden Tocco, die mannigfache Kontakte mit der Republik und mit einzelnen Venezianern verbanden, widmet sich W. Haberstumpf, I Tocco, duchi di Leucade, e il principato d'Accaia (secoli XIV–XVI) (S. 57–70). An Hand von Beispielen aus dem 15. Jh. beziehungsweise der frühen Neuzeit beleuchten zwei Referate den Spielraum, den die Zentrale für lokale Selbstverwaltung gelassen hat: N. E. Karapidakis, La formazione di un ceto di potere a Corfù nel XV secolo, und D. Vlassi, „Villici vestiti ingiustamente del carattere de' cittadini". Funzione e disfunzione del Consiglio di Cefalonia (S. 165–175, 177–191). Ein Nebeneffekt der Katastrophe von 1453 war, dass durch griechische Flüchtlinge aus Konstantinopel – von denen manche Korfu als Zwischenstation benutzt hatten – eine bessere Verbreitung ihrer Sprache und Literatur im Westen erfolgte; einige Beispiele bietet E. Yotopoulou-Sicilianou, Profughi bizantini da Corfù a Venezia (S. 43–55). Themen aus dem 18. Jh. behandeln A. Viggiano und P. Del Negro, der Erste die Ausübung der venezianischen Jurisdiktionsgewalt (Dai confini della Repubblica: costruzione, retorica ed uso dell'informazione politica nelle Isole Ionie del Settecento, S. 193–213), der Zweite die Ansichten eines Literaten, der als Seeoffizier und Verwaltungschef lange Jahre in den griechischen Besitzungen der *Serenissima* gedient hat (Il nazionalismo greco negli scritti di Giacomo Nani, S. 223–231). Zusammenfassungen auf Italienisch, Englisch und Griechisch folgen den Aufsätzen, deren vielfältiger Inhalt sich dem Benutzer durch das Namenverzeichnis leichter erschließt. Dieter Girgensohn

Carolin Wirtz, Köln und Venedig. Wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen im 15. und 16. Jahrhundert, Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 57, Köln–Weimar–Wien (Böhlau) 2006, 398 S., ISBN 3-412-18503-5, € 44,90. – Die vorliegende Arbeit behandelt die vielfältigen wirtschaftlichen Beziehun-

gen zwischen zwei prosperierenden und pulsierenden europäischen Handelsstädten des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit: Köln und Venedig. Als positiv ist zunächst hervorzuheben, daß der zeitliche Rahmen der Arbeit die in der deutschen Geschichtswissenschaft oft zu streng ausgelegte Epochengrenze von 1500 vernachlässigt, indem sie das 15. und 16. Jh. zusammenspannt, was gerade bei der Betrachtung von wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklungen und Prozessen sinnvoll ist. Als Quellen wurden vor allem Akten des *Archivio di Stato di Venezia* (Notariatsurkunden, v. a. Testamente) ausgewertet, daneben aber auch die Briefbücher des Historischen Archivs der Stadt Köln sowie kleinere Bestände der *Biblioteca del Museo Correr* (Venedig) und des Florentiner Staatsarchivs. Allerdings fehlten der Vf. wesentliche Archivalien für das von ihr behandelte Thema: So wird die Geschichte des *Fondaco dei Tedeschi* in den Quellen erst ab dem beginnenden 16. Jh. greifbar, da die alte Überlieferung des deutschen Kaufmannshauses in Venedig dem Brand von 1505 (nicht 1508, S. 14) zum Opfer fiel, während die nach Franken ausgelagerten Kapitularien der in Venedig tätigen deutschen Kaufmannschaft gegen Ende des Zweiten Weltkriegs zerstört wurden. Trotz dieser gewichtigen Verluste kann die Quellengrundlage für die interessierende Fragestellung als hinreichend bezeichnet werden. Das erste Kapitel behandelt knapp die Geschichte des *Fondaco dei Tedeschi* und die zuständigen venezianischen Beamten (*Consoli dei Mercanti*, *Savi alla Mercanzia*, *Sensali*) sowie den Beginn der Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Seerepublik und der rheinischen Reichsstadt. Das zweite Kapitel (15. Jh.) nimmt u. a. die „Venedische Gesellschaft", die den Warentransfer von und nach Venedig organisierte (importiert wurden etwa Pelze, exportiert Gewürze, Seide, Baumwolle, Reis, Feigen, Rosinen), einige Protagonisten des Kölner Venedighandels (Familie Rummel) sowie die rechtliche und soziale (*scuole*) Situation der deutschen Kolonie, immerhin wohl die größte ausländische Minderheit in Venedig, in den Blick. Dabei hätte die Situation der Deutschen in anderen italienischen Städten der Zeit, etwa im gut erforschten päpstlichen Rom (K. Schulz) zum Vergleich herangezogen werden können. Es folgen kurze Abschnitte zum 16. Jh. und zur Präsenz der Venezianer in Köln. Das umfangreiche fünfte Kapitel beschreibt wesentliche Aspekte des Kulturtransfers zwischen Venedig und Köln (Goldschmiedekunst; Buchdruck), wo deutsche und Venezianer äußerst fruchtbare Synergien entfalteten. Wie schon in Kapitel 2 kommt es hier zu einer etwas trockenen „Aneinanderreihung von Einzelpersonen" (S. 62) ohne Einbettung in größere Zusammenhänge. Es folgt eine Präsentation der Verkehrsverbindungen zwischen der Seerepublik und der rheinischen Metropole, v. a. des Alpentransits (bei „Igna" S. 233 dürfte es sich um Egna/Neumarkt, bei „Ospedale" S. 239 um Spittal a. d. Drau handeln), weitgehend ein Referat der Sekundärli-

teratur – wie auch das folgende Kapitel zu Pilgern und Unterkünften – mit punktuellen Quellenergänzungen. All das liest man besser in dem (hier nicht zitierten) wichtigen Aufsatz von A. Esch zum spätmittelalterlichen Paßverkehr in den Alpen (in: Alltag der Entscheidung, Bern 1998). Abschließend werden nochmals die die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Venedig und Köln bestimmenden Waren aufgegriffen, wobei man wenigstens an dieser Stelle etwas zu dem im Klappentext erwähnten Handel mit Musikinstrumenten erfahren hätte. Neben einigen sachlichen (der S. 120 genannte Kölner Bischof Johann Gebhard ist 1566 bereits vier Jahre tot; Tirol war – bis ins 20. Jh. – eine Grafschaft und kein Herzogtum, vgl. S. 209) und zahlreichen terminologischen Schwächen (u. a. „Carmelitaner" S. 78, „Kirche Spiritus Sanctus" S. 79, „San Giovanni Grisostomo S. 91 und 248) stört vor allem die inkonsequente Schreibung von Namen und Sachtermini (etwa Terraferma neben Terra Ferma, vgl. S. 31, 94, 223f.; allein sechs verschiedene Graphien für Kaspar von Dinslaken, S. 176f., drei für die Kirche San Bartolomeo, S. 244f., 247). Bedauerlicherweise enthält die stark prosopographisch ausgerichtete Arbeit keinen Index. Sicher hätten einige Ungereimtheiten und Fehler durch die Erstellung eines Registers ausgeräumt werden können. Völlig unerklärlich ist dem Rezensenten, wie die 45 im Anhang publizierten Texte mit dürftigen Regesten (ein „mercator margaritarum", S. 369, ist ein Perlenhändler) und ohne Sachkommentar in den Druck gelangen konnten. Denn Transkriptionsfehler und einfache Schreibversehen, vor allem aber unzählige Grammatikfehler, die auf unzureichende Kenntnisse des Lateinischen schließen lassen, sowie eine modernen Editionskriterien nicht entsprechende Textgestaltung (Interpunktion, Großschreibung) machen eine Benutzung unbrauchbar. Einige Beispiele: „plenissiam virtute", „sitpulantibus", „desiganre" (S. 277); „omni anni in festo Sancte Marie" (S. 278); „per terra quam per mare" (S. 282); „mutadum" (S. 286); „dimitto Clare uxor mea" (S. 290); „cum nostris successoris" (S. 319); „Serenissimi principi Domini Ducis Venetiarum", „In presentia mei notarii et testibus subscriptorum" (S. 323); „Residuum ... omnium bonorum ... presentium et futurotum" (S. 333); „Corpus meus volo sepelliri in ..." (S. 334); „Si quis ... meum testamentum meamque ultimam voluntatis infringere ... presumpserit" (S. 337); „ab incarnationem Domini Nostri" (S. 342); „Nobilis Dominis Aloysius Lauredanus" (S. 356); „Quos quidem ducatis 20 prefatus debitor solvere promisit ipsi domini creditoris et tribus annos festa Pascatis Resurectionis Domini futurum 1493 ..." (S. 357); „ipsis loci" (S. 359); „et dimitto notarius infrascriptus pro suo labore presentis testamentis ducatis tres" (S. 360f.). Fazit: ein materialreicher, aber in weiten Teilen unausgereifter Band. Zumindest „fähige Korrekturleser", deren Bedarf die Vf. bei der frühmodernen Buchherstellung konstatiert (S. 190), hätten diesem Buch zum Vorteil gereicht.

Alexander Koller

Lettere di Vincenzo Priuli capitano delle galee di Fiandra al doge di Venezia 1521–1523, a cura di Francesca Ortalli. Appendice ed indice a cura di Bianca Lanfranchi Strina, Fonti per la storia di Venezia, sez. I: archivi pubblici, Venezia (Comitato per la pubblicazione delle fonti relative alla storia di Venezia) 2005, 6 ungez., XLVIII, 135 S., 7 Taf., 1 Kt., 1 geneal. Taf., ISBN 978-88-88055-04-5, € 41. – Dieser Band der seit 1947 erscheinenden Editionsreihe könnte die Nr. 49 tragen: Die steht vor seinem Titel in deren ganz hinten abgedrucktem chronologischem Verzeichnis, und wenn dieses auch als inoffiziell gilt, so zeugt sie doch für die nicht nachlassenden Anstrengungen des herausgebenden Gremiums. Er bietet die hauptsächliche Quelle für außergewöhnliche Begebenheiten mitsamt deren umsichtiger Darstellung. Einer der regelmäßigen venezianischen Handelsschiffskonvois nach Nordwesteuropa – diesmal in Wirklichkeit nicht nach Flandern und nach England gerichtet wie in zurückliegender Zeit, sondern allein zur Insel – erlebte ein „Zusammentreffen mit der großen Geschichte“ (S. XXIV), und das hatte zur Folge, dass die Reise nicht wie üblich mit Überwintern am Zielort rund ein Jahr, sondern doppelt so lange dauerte, von Juli 1521 bis September 1523. Das war keineswegs von Anfang an abzusehen. Vincenzo di Lorenzo Priuli aus einer adeligen Bankiersfamilie, ein Bruder des *Diaria*-Schreibers Girolamo, hatte, als er im Dezember 1520 vom Großen Rat Venedigs zum Befehlshaber der drei Galeeren für die bevorstehende Fahrt nach „Flandern“ gewählt wurde, bereits 1503–06 in London die Handelsinteressen der Familienfirma vertreten und 1516 den jährlichen Konvoi nach Beirut geführt, schien also in doppelter Beziehung bestens geeignet für die Aufgabe. Aber ihm stellten sich unerwartete Hindernisse entgegen: Eine Kette widriger Umstände hielt die Schiffe so sehr auf, dass sie schon vor der spanischen Atlantikküste in die Winterstürme kamen. Eine der drei Galeeren musste sich in den Hafen von San Sebastián retten, wurde dort jedoch beschlagnahmt, um in den Auseinandersetzungen zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I. zur Verteidigung gegen die Franzosen zur Verfügung zu stehen, zeitweise war sie sogar für den Transport des am 9. Januar 1522 gewählten Papstes Hadrian VI. aus Spanien nach Rom vorgesehen. Intensive diplomatische Bemühungen führten aber zu ihrer Freilassung, mit großer Verspätung erreichte sie den Hauptteil des Konvois in Southampton. Dort aber wurden die Venezianer Kaufleute und Schiffsbesatzungen wiederum ein Opfer der kriegerischen Auseinandersetzungen in Europa. Bis zum Frühjahr 1523 hielt man sie als Geiseln fest, dann erst konnten sie mit den eingekauften Waren die Rückreise antreten. Der Kapitän Priuli hat seine Erlebnisse, Befürchtungen, Erwartungen und Vorschläge zur Lösung der aufgetauchten Probleme in 53 Berichten an den Dogen festgehalten und diese auch in einem Register aufzeichnen lassen. Der Band ist in das Privatarchiv Papadopoli ge-

langt, das jetzt im Staatsarchiv Venedig aufbewahrt wird; Auskunft darüber gibt ein kleiner Beitrag von G. Colasanti Migliardi, der Leiterin der Soprintendenza archivistica per il Veneto (S. XLV–XLVIII). Das Briefbuch legt die Hg. nun in mustergültiger Edition vor. In dem vorangestellten ausgiebigen Kommentar ergänzt sie die Informationen der Berichte Priulis aus anderen Quellen: viel aus den schier unerschöpflichen *Diaria* Marino Sanudos und vor allem aus den 37 Aktenstücken, die Lanfranchi Strina aus den Protokollen mehrerer Entscheidungsgremien der Republik veröffentlicht (S. 61–109). Am Schluss zeigt R. C. Mueller die familiäre Umgebung Vincenzo Priulis in einer Deszendenztafel, die vom Urgroßvater Lorenzo di Costantino di Lorenzo ausgeht. So präsentiert sich dieser informationsreiche Band als Ergebnis fruchtbarer Teamarbeit. Dieter Girgensohn

Alvise Foscari capitano in Golfo, Dispacci 1708–1711, a cura di Fausto Sartori, Venezia (La Malcontenta) 2006, XVI, 86 S. – Hinzuweisen ist auf einen neuen Band, nun schon den 18., in der seit 1980 erscheinenden, von Ferigo Foscari geleiteten Reihe, von der ein erheblicher Teil den Zeugnissen für die Staatstätigkeit einzelner Mitglieder der Familie in der Vergangenheit gewidmet ist. In der fraglichen Zeit fällt es gar nicht leicht, einen Alvise oder Luigi Foscari zu identifizieren, denn die Mitglieder eines Zweiges dieser Adelsfamilie hatten vier Generationen lang, bis er im Mannesstamm endete, die Angewohnheit, ihren Söhnen ohne Ausnahme denselben Vornamen zu geben, so dass diese sich nur durch eine Ordnungszahl und einen zweiten Vornamen unterscheiden lassen. Nach der Deszendenztafel in Littas „Famiglie celebri italiane“ handelt es sich um Alvise II. Marco (1675–1751), Sohn von Alvise I. Girolamo. Er fungierte – zwischen anderen Staatsämtern – von Mitte 1708 bis Anfang 1711 als Golfkapitän. Im Sprachgebrauch der Venezianer war *Golfo* seit alters die Bezeichnung für die Adria, der danach benannte *capitano* befehligte die Flotte, welche die Herrschaft der Republik über das Meer vor der eigenen Haustür zu garantieren hatte. Aber während in weiter zurückliegender Zeit die Galeeren und kleineren Schiffe unter seinem Kommando nicht nur dieses sicherten, sondern oft auch weit hinaus segelten, um in der gesamten östlichen Hälfte des Mittelmeers für die ungestörte Fahrt der venezianischen Handelsschiffe zu sorgen und die Angriffe äußerer Feinde großräumig abzufangen, blieb zu Beginn des 18. Jh., in einer Zeit, da das politische Ansehen Venedigs – zumal nach den erschöpfenden Anstrengungen im Kampf gegen die Osmanen – deutlich im Niedergang begriffen war, der Aktionsradius der staatlichen Wachflottille wirklich auf die Adria beschränkt. Ja noch mehr, während des spanischen Erbfolgekrieges entschied sich die Republik für strikte Neutralität, so dass die eigenen Galeeren den österreichischen Kriegs-

schiffen sorgsam ausweichen mussten. Es blieben zwei Aufgaben: Für die Entmutigung von Tendenzen zum Abfall galt es zum einen, vor den venezianischen Kolonien an den Adria-Küsten Flagge zu zeigen; das machte beständiges Hin- und Hersegeln von einem Hafen zum anderen notwendig. Und es waren die Piraten niederzuhalten, die lizenzierten Freibeuter oder die auf eigene Faust tätigen, auch gegen Schmuggler musste eingeschritten werden. Die Berichte Alvise Foscaris an die Regierung, die im Staatsarchiv Venedig liegen, entwerfen von seinem Wirken ein recht jammervolles Bild. Seine Schiffe befanden sich nicht im besten Zustand, die Mannschaften, darunter drei Viertel Ruderer, meist verurteilte Verbrecher oder Türken, wurden nur mangelhaft verpflegt. Informationen, etwa über das Auftauchen von Korsaren, gingen von den lokalen venezianischen Verwaltungen nicht etwa direkt an den Golfkapitän, sondern erreichten diesen nur auf dem Umweg über die Zentrale, das heißt: oft mit wochenlanger Verspätung, und damit verloren sie ihre Aktualität. Besondere Schwierigkeiten bereiteten die albanischen Seefahrer aus Ulcinj (Dulcigno) mit ihren kleineren, wendigen Schiffen, die nicht nur Piraterie betrieben, sondern je nach den Umständen flexibel auch auf Schmuggel oder sogar legalen Warentransport auswichen. So vermitteln diese insgesamt 50 Schreiben am ehesten ein drastisches Bild von der Unbill, der ein venezianischer Admiral in jener Zeit ausgesetzt war. Dieter Girgensohn

Maria Laura Lepschky Mueller, La famiglia di Daniele Manin, Istituto veneto di scienze, lettere ed arti, Memorie, Classe di scienze morali, lettere ed arti 110, Venezia (Istituto veneto) 2005, XI, 386 S., 49 Abb., ISBN 88-88143-45-9, € 40. – Es waren die Zeitläufte, die den Venezianer Advokaten und Patrioten Daniele Manin (1804–57) aus einem Bildungsbürger mit starker Zuwendung zu seiner Frau und seinen Kindern im unruhigen Jahr 1848 zum Revolutionär werden ließen und ihm später ein kärgliches Leben im Exil aufzwangen. Umfangreiche Materialien aus dem Nachlass von ihm selbst und einigen Nachkommen – mit Tagebuchaufzeichnungen, Erlebnisberichten, autobiographischen Notizen und vor allem mit zahllosen Briefen – erlauben es der Vf., seine private Geschichte und die der Personen seiner engsten Umgebung mitsamt den Verbindungen zum politischen Wirken vorzuführen und so „die Unauflöslichkeit der Verflechtung von Öffentlichem und Privatem“ in seinem Lebensablauf deutlich zu machen (S. 5). Diese Schau auf die großen Zeitereignisse aus der Sicht der Familie und zugleich auf die Entwicklung in deren Innerem ist ein Aspekt, der sich als ansehnliche Ergänzung zu einer kürzlichen Publikation des Istituto veneto über den Aufstand gegen die österreichische Herrschaft darbietet: 1848–49. Costituenti e costituzioni. Daniele Manin e la Repubblica di Venezia, a cura di Pier Luigi Ballini, Venezia 2002, beson-

ders zum Aufsatz von Angelo Ventura, L'opera politica di Daniele Manin per la democrazia e l'unità nazionale (dort S. 255–297). Daniele Manins väterliche Großeltern, Juden aus Verona, hatten sich als junges Ehepaar in Venedig taufen lassen, wobei der Großvater Vor- und Nachnamen seines Paten Ludovico Manin, des späteren Dogen, erhielt. Die Ausbildung des Enkels in Philosophie und Jurisprudenz begann auf Betreiben seines Vaters Pietro, eines Rechtsanwalts, derart früh, dass er bereits als 17-Jähriger in Padua mit einer Dissertation im römischen Recht promoviert wurde, doch konnte er wegen jugendlichen Alters das Anwaltsexamen erst 1830 ablegen. Schon als Jüngling hatte er in einem literarischen Salon die schriftstellerisch ambitionierte Teresa Perissinotti kennengelernt, die er 1824 heiratete. Politisch auffällig wurde Manin spätestens im Jahre 1847, als er mit einer Abhandlung über die Geschichte des venezianischen Rechtes dadurch das Missfallen der österreichischen Behörden erregte, dass er – nach anderen – die Notwendigkeit einer Reform des Zivil- und besonders des Strafprozessrechtes anklingen ließ: Die Verfahren seien in der Zeit der Republik durch Mündlichkeit mit Bekanntgabe der Anklage als Voraussetzung gezielter Verteidigung charakterisiert gewesen; das stimmt zwar keineswegs durchgängig mit der Realität überein, war aber geeignet, die Forderung nach Abschaffung des nun üblichen Inquisitionsverfahrens mit dessen geheimer Untersuchungspraxis zu unterstützen. Manin kam deswegen Anfang 1848 in Untersuchungshaft, wurde aber kurz vor dem Ausbruch des Aufstandes im März wieder freigelassen, so dass er an den Ereignissen aktiv Anteil nehmen konnte. Als im Mai 1849 die österreichischen Truppen die Kapitulation Venedigs erzwangen, musste er mit seiner Familie auf französischem Schiff fliehen. Unterwegs starb Teresa in Marseille an Cholera. Im Pariser Exil setzte sich Manin – trotz der Mühen, die ihm die Sorge um den Lebensunterhalt bereitete – weiterhin bis zum Tode im Jahre 1857 aktiv für die nationale Sache ein, die Einigung Italiens und speziell die Lösung seiner Heimat aus der österreichischen Herrschaft. So war es nur konsequent, dass im Krieg von 1859 sein Sohn Giorgio auf italienischer Seite kämpfte und im folgenden Jahr den Zug Garibaldis mitmachte, doch konnte er erst 1866 in das heimische Venedig zurückkehren. Die Familienmitglieder haben stets viel geschrieben. Aus den überlieferten Aufzeichnungen und Briefen komponiert die Vf. eine differenzierte Darstellung ihrer Schicksale, wirkungsvoll illustriert durch ausgiebige Auszüge aus der Korrespondenz. Sie schildert die intensiven Bemühungen der Eltern Manin um eine moderne Erziehung ihrer beiden Kinder. Besonderen Raum widmet sie der Sorge um die Krankheit der Tochter Emilia, die schon als Kleinkind unter einer schweren Form der Epilepsie litt, so dass sie nur 28 Jahre alt wurde: Der Vater informierte sich unablässig über mögliche Therapien und unternahm alles nur Erdenkliche auf der Suche nach

Heilung, so dass die breite Schilderung der ihm zugekommenen Informationen und der daraus abgeleiteten Maßnahmen sowie des Krankheitsverlaufs sich auch als ein Beitrag zur Medizingeschichte liest. Ausgesuchtes Bildmaterial illustriert den ansprechenden Band, als dessen Abschluss das umfangreiche Namen- und Sachregister die Vielfalt des Inhalts widerspiegelt.

Dieter Girgensohn

Giampaolo Cagnin, Cittadini e forestieri a Treviso nel Medioevo (secoli XIII–XIV), Studi e fonti di storia locale 7, Vicenza-Sommacampagna (Associazione veneta per la storia locale, Cierre) 2004, 555 S. mit 9 Abb., ISBN 88-8314-246-2, € 20. – Das allgemeine, heutzutage ja höchst aktuelle Thema der Migration, beobachtet aus der Perspektive der Vergangenheit und untersucht am Beispiel einer mittleren Stadt Oberitaliens, bildet den Schwerpunkt dieses materialreichen Buches, dazu gesellt sich eine Untersuchung von Heiraten und Ehen, die ja oft zwischen Einheimischen und Zugewanderten geschlossen worden sind. Das tragende Gerüst für die Darstellung bilden die 78 Urkunden aus den Jahren 1269–1411, die anhangsweise im vollen Wortlaut wiedergegeben werden, doch bietet der Vf. darüber hinaus eine dichte Folge einschlägiger Textauszüge in den Anmerkungen, gewonnen aus den Archiven und Bibliotheken Trevisos, aber auch das Staatsarchiv Venedig ist vertreten, gehörte die Stadt doch seit 1338 – allerdings mit einer Unterbrechung von 1381 bis 1388 – zum Territorium der Republik. Die kommentierenden Erläuterungen zum gesammelten Material haben sich gezielt in mehrere Komplexe gliedern lassen. Zunächst wird der Blick auf Zeugnisse rund um die Geburt gerichtet. So ließ ein aus Treviso stammender, in Venedig wohnender Vater durch Notariatsinstrument eigens festhalten, dass sein Sohn in der Lagunenstadt zur Welt gekommen war, damit dieser es künftig zum Beweise der den gebürtigen Venezianern zustehenden Vorrechte benutzen könne; der Vf. weist völlig zu Recht darauf hin, dass solche Geburtsurkunden aus dem 14. Jh. äußerst rar sind – vor der Zeit regelmäßig geführter Taufregister und als Teil einer Gattung von Texten, die mit dem Ableben des direkt Interessierten ihre Bedeutung verloren, womit auch jegliches Motiv für eine weitere Aufbewahrung abhanden kam. Andere Fälle betreffen die Legitimierung unehelich Geborener, singulär ist die notarielle Aufzeichnung über die Konversion und die Taufe eines marokkanischen Sklaven. Viel Material gibt Aufschluss über die Ansiedlung von Fremden, die als *habitatores* in den Quellen von den *cives* deutlich unterschieden werden: Ihre Arbeitskraft und ihr handwerkliches Geschick waren gesucht. Sie konnten das Bürgerrecht Trevisos erwerben, in der Regel dann, wenn sie lange genug dort gewohnt hatten und Besitz in ausreichender Menge ihr eigen nannten. Ein weiteres Kapitel fasst die Bestim-

mungen, die sich dafür in der Statutengesetzgebung finden lassen, für die einzelnen Perioden der spätmittelalterlichen Stadtgeschichte zusammen: Herrschaft der Herzöge von Österreich, der dalla Scala von Verona, der Venezianer, wiederum der Österreicher, dann des Herrn von Padua Francesco I. da Carrara und nochmals – diesen Teil der Untersuchung abschließend – der benachbarten Republik. Den Problemen rund um die Ehe ist das umfangreichste Kapitel gewidmet (Amore e matrimonio ...), der Anbahnung einer Heirat und der Rolle der jeweils beteiligten Personen, des Heiratsvertrages, der Notwendigkeit freien Konsenses für die Gültigkeit, der Mitgift und ihrer Behandlung während der Dauer der Verbindung und nach deren Ende, auch der Morgengabe nach germanischem Recht. Diese Aspekte werden stets untersucht in der Gegenüberstellung der Praxis, wie sie sich durch die urkundliche oder erzählende Überlieferung erschließen lässt, mit den normativen Quellen aus Treviso. Schon dank dem immerwährenden Blick auf die Einwanderer überschreitet diese Studie schnell den lokalen Rahmen, zu dem das aufgespürte Material gehört, und handelt von Zugezogenen, von Toskanern, von Deutschen (Uwe Israel, Fremde aus dem Norden, Tübingen 2005 – vgl. oben S. 810f. – wäre nun zum Vergleich heranzuziehen). Hinzu kommt der vergleichende Ansatz, der die Verhältnisse in Treviso immer wieder in Beziehung zur Immigration in anderen Städten stellt. Dieter Girgensohn

Nuovo Liruti. Dizionario biografico dei Friulani 1: Il Medioevo, a cura di Cesare Scalon, Udine (Forum, Editrice Universitaria Udinese) 2006, 2 Bde. (A–I, L–Z), 935 S. mit zahlreichen Abb., ISBN 88-8420-309-0, € 65. – Frucht einer grandiosen Anstrengung ist das neue biographische Lexikon der Friulaner, wie schon die Liste der unterstützenden Institutionen offenbart: Verantwortlich zeichnen das Institut für Geschichte und Hilfswissenschaften sowie das Zentrum für Erforschung der Sprache und der Kultur des Friaul an der Universität Udine und gleichfalls die Deputation für Friauler Geschichte, das Gelingen gefördert haben ferner acht Einrichtungen von der Region Friuli Venezia Giulia über die Provinzen Görz, Pordenone und Udine bis zur dortigen Akademie der Wissenschaften und Künste sowie dem der Kirchengeschichte verpflichteten *Istituto Pio Paschini*. Der Name erinnert an Gian-Giuseppe Liruti (1689–1780) und an dessen als Beispiel aufgeklärter Gelehrsamkeit angesehenes Werk „Notizie delle vite ed opere scritte da' letterati del Friuli", von dem 1760–62 die ersten beiden Bände erschienen und postum zwei weitere. Neben Scalon ist Claudio Griggio Hg. des Lexikons, das in drei Teile gegliedert wird (folgen sollen „L'età veneziana" und „L'età contemporanea"). Sie haben es verstanden, eine Fülle von Autoren zu gewinnen: In der nun erschienenen ersten Abteilung sind 39 vertreten, und zwar keineswegs nur

lokale Mitarbeiter, sondern ebenfalls solche aus Padua und Mailand, Bologna und Pisa, ja sogar aus Laibach, Graz, Heidelberg und Göttingen. Der behandelte Zeitraum reicht bis zum Ende der weltlichen Herrschaft der Patriarchen von Aquileia über das Friaul im Jahre 1420 mit dessen Übernahme durch die Republik Venedig. Die Biographien sind knapp gehalten, die Literaturangaben auf die ergiebigeren Titel beschränkt. Die Zahl der im vorliegenden Doppelband behandelten Personen dürfte die 300 überschreiten, doch hat man sich vor Augen zu halten, dass von vornherein eine Auswahl beabsichtigt war, beschränkt auf diejenigen „Persönlichkeiten, die auf der kulturellen Ebene einen nennenswerten Beitrag zur Entwicklung des Friaul" geleistet haben (1 S. 37). So ist selbstverständlich, dass Paulus diaconus mit seiner *Historia Langobardorum* nicht fehlen durfte. Diese grundsätzliche Entscheidung bedeutete aber keineswegs die Beschränkung auf Menschen, die als Autoren hervorgetreten sind; vielmehr werden etwa die Patriarchen ausgiebig behandelt, gleichgültig, ob sich Werke aus ihrer Feder erhalten haben oder nicht; wegen dieser – und anderer – Skizzen sollten zumal Kirchenhistoriker dem Mittelalter-Teil des Lexikons Beachtung schenken, hängt in jener Epoche die Kultur doch auf das Engste mit den geistlichen Institutionen zusammen. Auf der anderen Seite kann es nicht ausbleiben, dass der mehr an der politischen Geschichte als an den kulturellen Ausprägungen Interessierte manche in der Vergangenheit hervorgetretene Persönlichkeit vermisst. Schon ein Blick in das Namenregister des nächstliegenden Informationsmittels, der ebenfalls bis 1420 geführten „Storia del Friuli" von Pio Paschini, liefert als handelnde Personen in der regionalen Geschichte die Mitglieder zahlreicher bedeutender Familien, die im „Neuen Liruti" gar nicht auftauchen, beispielsweise Colloredo, Porcia, Savorgnan, Spilimbergo, Strassoldo, Valvason, während von den Boiani nur die selige Benvenuta, von den Castello allein Artico, Bischof von Concordia, von den Prata einzig der Kardinal Pileo in eigenen Artikeln gewürdigt werden. In Aussicht gestellt wird allerdings ein „Onomasticon", in dem künftig auch Informationen zu den jetzt übergangenen Personen gesammelt werden sollen (1 S. 11). Hervorzuheben sind endlich Einfallsreichtum und Sorgfalt bei der opulenten Illustration der beiden Bände: Die Hgg. haben dafür gesorgt, dass die einzelnen biographischen Skizzen von eindrucksvollem Bildmaterial begleitet werden; das ist umso eher anzuerkennen, als Historiker des Mittelalters wissen, wie schwierig es ist, solches für eine länger zurückliegende Zeit aufzuspüren, wenn es sich nicht gerade um kunsthistorische Aspekte handelt. Dieter Girgensohn

Statuti di Venzone. Edizione, introduzione e note di Marco Cavina; Statuti di Cividale. Edizione, introduzione e traduzione di Corrado Benatti, Statuti comunali della Patria del Friuli 1 u. 2, Udine (Forum, Editrice Universi-

taria Udinese) 2004 u. 2005, 142 u. 247 S., ISBN 88-8420-188-8 u. -245-0, € 18 und 24. – Cavina, Professor für italienische Rechtsgeschichte an der Universität Udine, trägt zugleich die Gesamtverantwortung für die neue Reihe, die von der Provinz Udine herausgegeben wird: in der richtigen Erkenntnis, dass die Statuten, die bis zum Ende des *Ancien Régime* das Rechtsleben in den Städten und kleineren Gemeinden, manchmal auch in größeren Gebieten der Appeninhalbinsel regelten, zwar zunächst normative Quellen sind, aber ebenfalls Auskunft über die Politik sowie das soziale und wirtschaftliche Leben in der Vergangenheit geben, wie Marzio Strassoldo, Präsident der Provinz, in seiner Einführung zum ersten Band hervorhebt. Das Unternehmen wendet sich an ein breites Publikum, deshalb soll stets der letzten überlieferten lateinischen Redaktion (mit Übersetzung) oder einer alten Fassung in Volgare, soweit auffindbar, der Vorzug gegeben werden. Insofern unterscheidet sich die Anlage von dem – räumlich benachbarten, ja überlappenden – Corpus statutario delle Venezie (s. S. 888–890), dem ebenfalls die Absicht zugrunde liegt, die einschlägige Überlieferung eines größeren Gebietes zu sammeln und in einheitlichen Ausgaben vorzulegen. – Venzone bezog seine Bedeutung durch die geographische Lage an der Handelsstraße von Südostdeutschland nach Süden und Südwesten, besonders nach Venedig; politisch gehörte es zum Staat des Patriarchen von Aquileia, bis es sich 1420 während des Krieges um die Herrschaft im Friaul unter die Fittiche der Republik des hl. Markus begab. Damals garantierte der Doge die Weitergeltung der hergebrachten Rechte und Gewohnheiten, also vor allem der Statuten. 1425 wurde eine Neufassung des lokalen Rechtes in 240 Kapiteln angefertigt, davon gibt es eine Übersetzung „in volgare toscano“ (S. 20) von 1568, die nun vorgelegt wird. Dem eigentlichen Text folgt ein altes alphabetisches Sachregister, der Hg. hat zusätzlich ein „Glossario“ mit der Erläuterung heute ungebräuchlicher Begriffe beigegeben und am Schluss ergänzende Bestimmungen abgedruckt, die auf Bitten der Bürgerschaft Venzones 1614 vom regierenden *Collegio* unter dem Dogen Antonio Memo erlassen worden sind. Der Blick auf die Zielgruppe der „öffentlichen Verwaltungen, Schulen und Bürgerschaft des Friaul“ (S. 10) in allen Ehren, doch hätte es dem Interesse eines noch breiteren Publikums entsprochen, wenn der Hg. die Gelegenheit genutzt hätte, auch den orginalen lateinischen Text zu veröffentlichen; ihn auf der Grundlage der vier bekannten Handschriften (S. 20 Anm. 42) herzustellen kann kaum eine unüberwindbare Mühe bedeuten. – Cividale del Friuli, *Civitas Austrie*, war einst die Hauptstadt des Friaul, bis ihr im Laufe des späteren Mittelalters das benachbarte Udine den Rang ablief, allen Anstrengungen der jahrhundertelangen Rivalin zum Trotz. 1378 verabschiedete der städtische Rat, augenscheinlich dazu ermächtigt durch den Patriarchen Marquard von Randeck, der im Proömium

gebührend erwähnt wird, die lokalen Statuten: 179 Kapitel, grob geordnet nach Materien (s. S. 29–31). Der Text war 1899 von Pier Silverio Leicht ediert worden, wie der damals noch junge Rechtshistoriker ihn in einer etwa gleichzeitigen Pergamenthandschrift vorfand, also ohne jeden Versuch einer Groß- und Kleinschreibung nach einheitlichem Prinzip oder einer dem Leser helfenden Interpunktion. Diese Ausgabe hat Benatti – leider – buchstabengetreu wiederholt und ihr eine italienische Übersetzung gegenüber gestellt. In seiner Einleitung skizziert er die Geschichte Cividales und erläutert das relativ späte Aufkommen eigener Statutengesetzgebung in den Städten des Friaul. Register fehlen, abgesehen vom (alten) Verzeichnis der Kapitelüberschriften.

Dieter Girgensohn

Reinhard Härtel, Die älteren Urkunden des Klosters S. Maria zu Aquileia (1036–1250). Texte unter Mitarbeit von Ursula Kohl, Register unter Mitarbeit von Franz Mittermüller, Bernhard Reismann und Johanna Goller, Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum in Rom, Abt. 2: Quellen, R. 6: Vorarbeiten zu einem Urkundenbuch des Patriarchats Aquileia 2, Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 2005, 381 S., ISBN 3-7001-3321-9, € 98. – Ursprünglicher Zweck des Unternehmens, dem sich der Hg. seit 1980 widmet, war die Herausgabe „eines Urkundenbuchs zur Geschichte der Patriarchen und des Patriarchats von Aquileia", und zwar bis 1365, bis zum Tode des Patriarchen Marquard von Randeck. Doch schon 1985, als ein erster Band mit „Vorarbeiten" erschien, zeichnete sich ab, dass wegen der Materialfülle des späteren Mittelalters das gesteckte Ziel allzu ehrgeizig gewesen war: Die zeitliche Grenze wurde auf das Jahr 1250 zurückgenommen; das „empfahl sich als das Todesjahr Kaiser Friedrichs II. und wegen des fast gleichzeitigen Endes der deutschen Patriarchen zu Aquileia" (Härtel, Die älteren Urkunden des Klosters Moggio, 1985, S. 7) – allerdings gelangten in Wirklichkeit zwischen 1350 und 1412 noch vier weitere Deutsche auf den Patriarchenstuhl. Nun hat sich dem Hg. zusätzlich die Einsicht aufgedrängt, dass die einmal vorgestellte vollständige territoriale Urkundensammlung „in dieser Form wahrscheinlich kaum verwirklicht werden wird" (S. 7), vielmehr plant er eine „Reihe von institutionellen Urkundenbüchern". Deren zweites gilt nun dem Beneditinerinnenkloster S. Maria in Aquileia, dessen Kirche heute das Museum frühchristlicher Kunst beherbergt. In das Licht der Überlieferung tritt es 1036 dank einer Urkunde des Patriarchen Poppo, in der die Besitzungen der bereits seit langem bestehenden Kirche aufgeführt werden; wohl erst damals richtete er bei ihr den Konvent ein. Dieser erfreute sich mannigfacher Privilegierung durch die Nachfolger Poppos, später auch durch die Päpste (große Bestätigungen der Vorrechte und Besit-

zungen gibt es von Alexander III. bis Alexander IV.), zudem beträchtlichen Wohlstandes: In einer 1247 aufgezeichneten Schätzung der jährlichen Einkünfte der kirchlichen Institutionen im Patriarchat nimmt S. Maria in Aquileia den vierten Platz unter den Klöstern ein (S. 242f. Nr. 162). 1428 erhielt der Konvent das aufgehobene Klarissenkloster in Cividale del Friuli als zweiten Sitz übertragen. Das Teilkloster in Aquileia, inzwischen zum österreichischen Gebiet des Friaul gehörend, fand ein Ende 1782 durch die Klosteraufhebungen Kaiser Josefs II., die Einrichtung in Cividale, venezianisch geblieben, durch diejenigen Napoleons vom Jahre 1810. Von dem einst reichen Urkundenbestand ist viel verloren gegangen. Bis 1250 hat der Hg. 170 Stücke ausfindig machen können, davon gut 40 Originale, heute fast sämtlich in der Kommunalbibliothek Udine, zusammengebunden zu einem Band, der zusätzlich alte Pergamentkopien aus dem Klosterarchiv enthält. Ihnen stehen – in runden Zahlen – 60 gegenüber, die in Form bloßer Erwähnungen oder Regesten des 18.-19. Jh., Frucht gelehrten Interesses für die regionale Vergangenheit, überliefert sind. Von den verbleibenden 110 Urkunden, deren Text vollständig oder gutenteils erhalten ist, waren bisher ebenfalls fast 60 unveröffentlicht, wozu selbstverständlich auch diejenigen zu rechnen sind (im Gegensatz zur Aufstellung des Hg. auf S. 39), von denen moderne Abschriften allein in ungedruckten Paduaner und Triester Dissertationen vorliegen, denn diese sind nun wirklich nicht *publici iuris*. Die schon von der Zahl her beachtliche editorische Leistung wird ergänzt durch eine ausführliche Einleitung, besonders mit Erläuterungen zur Geschichte des Klosters und zu dessen Überlieferung, sowie die sorgfältigen Register, von denen das ausgiebige Wortverzeichnis auf nicht weniger als 65 Folioseiten eigens hervorgehoben zu werden verdient. Diese gelungene Ausgabe macht freilich auch Appetit auf mehr, auf weitere Veröffentlichungen aus den in jahrzehntelanger Mühe angesammelten Materialien des Hg.: Wenn schon das einmal geplante große regionale Urkundenbuch nicht mehr zu erwarten ist, so müssen sich doch zweifellos attraktive Teilbestände zur separaten Veröffentlichung anbieten, denkt man etwa an die Domkapitel von Aquileia selbst und von Concordia, an das Kollegiatkapitel von Cividale, an die Abteien Rosazzo und Sesto al Reghena, die in der genannten Schätzung der Einkünfte aus dem Jahre 1247 die beiden ersten Plätze unter den monastischen Einrichtungen einnahmen. Dieter Girgensohn

Birgit Emich, Territoriale Integration in der Frühen Neuzeit. Ferrara und der Kirchenstaat, Köln–Weimar–Wien (Böhlau) 2005, XII, 1178 S., Abb., ISBN 3-412-12705-1, € 99,90. – In der Renaissance war der Hof der Este in Ferrara einer der glänzendsten von Italien. Aufgrund der dynastischen Krise des Herzogshauses, dem es nach dem Tod Alfonsos II. an einem vom päpstli-

chen Lehnsherrn als legitim anerkannten Nachfolger fehlte, fiel das Herzogtum gegen den anfänglichen Widerstand Cesare d'Estes, der sich schließlich mit der Herrschaft in den Reichslehen Modena und Reggio begnügen musste, 1598 jedoch an die Römische Kurie zurück. Mit der „devoluzione" Ferraras, die bei den Zeitgenossen in Italien und darüber hinaus große Aufmerksamkeit erregte, beschäftigt sich Birgit Emich in ihrer 2003 mit dem Akademiepreis der Heidelberger Akademie der Wissenschaften ausgezeichneten Freiburger Habilitationsschrift. Sie interessieren weniger die bis hart an die Grenze einer größeren militärischen Auseinandersetzung führenden diplomatischen Verwicklungen noch die lehnrechtlichen Implikationen des Konflikts (diese Aspekte werden gleichwohl im Rahmen der Vorgeschichte behandelt, 78–102), sondern, dem Titel der Arbeit entsprechend, vornehmlich die bislang von der Forschung wenig beachtete Frage, wie die Eingliederung des vormaligen Herzogtums in den Kirchenstaat gelang. Es kann nicht überraschen, dass die Schülerin von Wolfgang Reinhard, der die Römische Kurie schon aus ihrer Dissertation über „Bürokratie und Nepotismus unter Paul V. (1605–1621)" wohl vertraut ist, die Antwort auf diese Frage zumal in der Analyse der Mikropolitik sucht. Wie genau sie ihren Gegenstand unter die historische Lupe nimmt, erhellt schon daraus, dass sie sich nach der Darstellung der Rahmenbedingungen auf gut 900 Seiten fast ausschließlich der zweiten Hälfte des Pontifikats Clemens' VIII. (1592–1605) und der Zeit Pauls V. widmet, also einem Zeitraum von gut zwanzig Jahren. Die von ihr angestrebte „Mikrofundierung von Makroprozessen" (37) sucht E. durch die Untersuchung von drei Ebenen herauszuarbeiten: der politisch-institutionellen, am Beispiel des Wasserbaus (Kapitel III: „Flüsse, Schleusen und Behörden: Wie Politik funktioniert"), der finanziell-ökonomischen (Kapitel IV: „Steuern, Lasten, Privilegien: Die Verteilung der ökonomischen Gewinne in der Legation Ferrara") und der die Karrierechancen Einzelner verfolgenden Verflechtungsebene (Kapitel V: „Ämter, Wahlen, Karrieren: Ferrara im Netz der Verflechtung"). Gestützt in erster Linie auf ferraresische und römische ungedruckte Quellen, zeichnet sie einige ansprechende Miniaturen, so, wenn sie das „Martyrium" des Legaten Orazio Spinola schildert bzw. seine verzweifelten Bemühungen, im Kampf gegen Privilegien und Schmuggel die Getreideversorgung der ihm anvertrauten Ferrareser Untertanen zu sichern (688–704), oder den „Kampf" der führenden Ferrareser Familien „um den diplomatischen Apparat" (Kapitel V.3, S. 959–1020), sprich: um den Posten des Agenten in Rom, auf dem man nicht nur der *patria*, sondern auch den Freunden und zumal der eigenen Familie dienen konnte. Das Ergebnis ihrer Analyse ist für E. eindeutig: Von den untersuchten Ebenen spielte zweifelsohne die klientäre Verflechtung die wichtigste Rolle bei der Integration Ferraras in den Kirchenstaat. Dazu kam jedoch noch etwas

anderes, nämlich ein grundlegender Wandel der politischen Kultur der regionalen Eliten: E. konstatiert als wesentliches Ergebnis geradezu die „Überwindung der regionalen Gegenidentität durch die politische Kultur der Verflechtung" (1087). Dass es gelang, die früheren Höflinge der Este zu päpstlichen Klienten „umzupolen", war letztlich das Erfolgsrezept für die Integration Ferraras in den Kirchenstaat. Diejenigen, denen es nicht möglich war, klientäre Beziehungen nach Rom aufzubauen, hatten das Nachsehen: Sie hatten den „Preis der Integration" zu zahlen. Die mit einer Reihe von Karten und Tabellen versehene Studie wird durch ein Orts- sowie Personenregister erschlossen.

Matthias Schnettger

La legazione di Ferrara del cardinale Giulio Sacchetti (1627–1631), a cura di Irene Fosi con la collaborazione di Andrea Gardi, Collectanea Archivi Vaticani 58, 2 Bde., Città del Vaticano (Archivio Segreto Vaticano) 2006, LVI, 1341 S. mit CD-ROM, ISBN 88-85042-47-3, € 75. – Nachdem uns vor kurzem Birgit Emich gezeigt hat, wie um 1600 die päpstliche Herrschaft in Ferrara begründet wurde (vgl. oben S. 914ff.), gibt die vorliegende Edition am Beispiel der Ferrareser Legation von Giulio Sacchetti einen profunden Einblick in die Praxis und den Alltag der kurialen Provinzverwaltung an der nördlichen Peripherie des Kirchenstaats. Diese Publikation ist der erste Teil eines größeren Forschungsprojekts, das sich die Erschließung der Korrespondenz der päpstlichen Legaten in Ferrara mit dem römischen Staatssekretariat zum Ziel gesetzt hat, um den langen und konfliktreichen Weg der Integration des ehemaligen Este-Herzogtums in die Territorien des Hl. Stuhls zu dokumentieren. Der Inhaber der Mission von 1627–31, der aus einer Florentiner Familie stammende Sacchetti, hatte nach einem Studium der Jurisprudenz in Perugia und Pisa und dem Erwerb des Doktorgrades *utriusque iuris* unter Paul V. eine kirchliche Laufbahn an der römischen Kurie eingeschlagen. Entscheidend für seine weitere Karriere war 1623 die Übertragung der spanischen Nuntiatur durch Urban VIII. an den ehemaligen Aldobrandini- und späteren Barberini-Protégé. Seine vor dem Hintergrund des philofranzösischen Kurses des Barberini-Pontifikats als äußerst schwierig zu bezeichnende Tätigkeit am Madrider Hof brachte ihm zwar die Feindschaft Spaniens auf Lebenszeit ein, allerdings aber auch den mit der spanischen Nuntiatur fast automatisch verbundenen Kardinalspurpur. 1627 erhielt Sacchetti die Ferrareser Legation, die angesichts der Labilität der territorialen Verhältnisse in Norditalien (Veltlinkrise, Mantuanischer Erbfolgekrieg) hochgradig politisch besetzt war. Der Sacchetti-Briefwechsel mit Rom gibt ein beredtes Zeugnis über den Ausnahmezustand des Territoriums und das Krisenmanagement des Legaten in jenen Jahren bedingt nicht nur durch den militärischen Konflikt an den Landesgrenzen, sondern

auch durch die großen Überschwemmungen der Jahre 1627 (vgl. Briefe Nr. 76, 84, 107) und 1628 (Briefe Nr. 183f., 190, 205f.) und schließlich das Ausbrechen der Pest 1630. Der Lokaladel wurde unter Kontrolle gehalten. Zwischen Sacchetti und dem geistlichen Oberherrn der Stadt, dem Bischof (ab 1628 ein Schwager Urbans VIII., Kardinal Lorenzo Magalotti), kam es zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit. Die Legation ist quellenmäßig im ASV, im Familienarchiv der Sacchetti (Originale) und in der BAV (Abschriften) dicht überliefert, wie aus der von Sergio Pagano verfaßten Übersicht der Archivalien erhellt. Die Aktenpublikation enthält insgesamt 1531 Briefe, wobei die Korrespondenz zwischen dem Legaten und seinem Hauptansprechpartner, Kardinal Francesco Barberini, im Volltext, während der Briefwechsel mit den übrigen Barberini-Nepoten (Carlo, Taddeo und Antonio) nur in begründeten Fällen in extenso, ansonsten in Regestform wiedergegeben wurde. Hinzu kommen 214 Regesten der von Sacchetti erlassenen Verfügungen (*bandi*). Die einzelnen Stücke vermitteln die außenpolitische (vgl. etwa Brief Nr. 731 zur Belagerung von Mantua), aber auch administrative und kulturelle Themenvielfalt, z.B. Verfügungen gegen Schmuggel (*bando* 84), Maßnahmen gegen die Pest (*bando* 160), Frage der Wiederzulassung der Ferrareser Akademie oder der Präsenz von Juden (Briefe Nr. 327 und 329). Das Register verweist auf die in den Dokumenten genannten Personen und Orte. Einen erweiterten Zugriff, etwa für die Recherche nach Sachbetreffen (Karneval, Pest etc.), bietet die beiliegende CD-ROM, die neben dem kompletten Text der Briefe und den Regesten der *bandi* eine fototechnische Wiedergabe des Originals der *Memorie di quanto s'è fatto per preseverazione dalla Peste a Ferrara, Durante il Governo dell'Eminentissimo e Reverendissimo sig. Cardinale Sacchetti legato &c. Ne gli anni 1629. 1630. 1631* (Ferrara 1631) enthält. Diese Publikation zur Sacchetti-Legation in Ferrara darf als grundlegend bezeichnet werden für künftige Forschungen zur inneren Verwaltung des Kirchenstaats wie auch zur Ferrareser Landesgeschichte. Dem Gesamtunternehmen, das mit der bereits in Bearbeitung befindlichen Legation von Pietro Aldobrandini (1598–1605) fortgesetzt werden soll, ist der lange Atem zu wünschen, dessen vergleichbare wissenschaftliche Unternehmungen bedürfen. Alexander Koller

Lontano dalle città. Il Valdarno di Sopra nei secoli XII–XIII, a cura di Giuliano Pinto e Paolo Pirillo, Atti del Convegno di Montevarchi – Figline Valdarno (9–11 novembre 2001), Valdarno medievale studi e fonti 1, Roma (Viella) 2005, 394 pp., ISBN 88-8334-150-3, € 28. – La fortunata condizione storiografica, accademica e amministrativa della Toscana trova conferma con il presente volume, esordio di una nuova collana di storia territoriale per il medioevo in relazione al Valdarno, un'area ricca di tradizione, patrimonio

architettonico e fonti scritte. La cura di G. Pinto e P. Pirillo è stata assai accorta, ci pare, nella scelta del taglio del convegno e, dunque, del volume, che appare assai indovinato fin dalla spanna cronologica proposta, quale primo titolo di una serie dedicata ad una sub-regione. Esso tratta, infatti, di una fase chiave per la storia di questa terra, tra i secoli XII e XIII, che permette anche di gettare significativi sguardi indietro e in avanti. Si rivela efficace e ricca l'estrema articolazione del volume, diviso in quattro parti, con tre diversi contributi per ciascuna. Le piccole sbavature tecniche – l'assenza di indici e alcuni refusi redazionali – possono certo essere considerati lievi peccati di gioventù della nuova iniziativa scientifica territoriale, alla quale non si possono che formulare i migliori auguri. Area periferica eppure centralissima tra poteri cittadini e sovra-locali, il Valdarno era infatti terra di incontro tra le diocesi di Firenze, Fiesole e Arezzo ma, anche, di passaggio di importanti direttrici trans-appenniniche che rendevano la zona un'area di collegamento tra la Toscana tirrenica e il versante adriatico, come nota G. Pinto (p. 22) nell'accurato saggio di ampio respiro e vaste vedute che apre il volume. Così, pur nella lontananza dalle città, il Valdarno dei secoli XII–XIII fece sempre più i conti con le esigenze e l'invadenza dei centri urbani, Firenze in primo luogo, ben più di quello dei secoli precedenti, marginali nell'organizzazione del volume ma comunque evocati a più riprese, quanto meno come importanti prodromi del periodo messo al centro delle indagini raccolte nel libro. Ciò avviene soprattutto nella prima delle quattro parti in cui è diviso il volume, quella dedicata alle signorie: G. Francesconi presenta un puntuale studio con il quale mette a verifica ipotesi generali sui modelli di funzionamento della signoria monastica nella realtà locale del Valdarno soffermandosi, in particolare, sul caso del monastero di Santa Maria di Rosano. J.P. Delumeau analizza invece i rapporti con la nobiltà aretina, anch'egli retrocedendo alla metà del secolo XI come punto di partenza del suo studio. M. Bicchierai propone uno studio sui conti Guidi, famiglia che recentemente è stata a più riprese oggetto di studi prosopografici dello stesso autore e di altri. La seconda parte del libro, dedicata a strutture e risorse del territorio, è invece affrontata da M. E. Cortese, che studia gruppi aristocratici e assetti del potere nel Valdarno di Sopra con speciale riguardo alla occupazione del territorio; da F. Salvestrini, che analizza i modi di proprietà della terra e il dinamismo del mercato fondiario nel basso Valdarno superiore; da G. Papaccio, con uno studio su mulini e porti sull'Arno. La terza parte del volume si occupa invece dei quadri della religiosità: un primo contributo di M. Ronzani si occupa dell'organizzazione della cura d'anime e della nascita della pieve di Figline; C. M. de La Roncière analizza la presenza degli ordini mendicanti nel secolo XIII; I. Moretti, infine, presenta alcuni aspetti dell'architettura

religiosa dell'area. L'ultima parte del libro è invece dedicata ai borghi, ai centri e alle comunità dell'area. S. Taddeucci si occupa del *castrum* di Loro Ciuffenna, P. Pirillo della nascita, dello sviluppo e della rifondazione di Montevarchi e C. Wickham di nobili, *milites* e masnadieri a Figline.

Mario Marrocchi

Paola Ircani Menichini, Vita quotidiana e storia della SS. Annunziata di Firenze nella prima metà del Quattrocento, Biblioteca della Provincia Toscana dei Servi di Maria 8, Firenze (Convento della SS. Annunziata) 2004, 8 Abb., 273 S., ohne ISBN, € 15. – Der aus zwei Teilen bestehende Band wertet in Regestenform Serien des Florentiner Staatsarchivs, der Biblioteca Marucelliana und des Klosters SS. Annunziata aus, die dieses Institut betreffen. Der erste Teil schildert aus der Perspektive allgemeiner Ereignisse und des täglichen Lebens in sechs Kapiteln die Geschichte des Klosters von ca. 1400 bis 1441 (I. Storia della vita conventuale, S. 13–26; II. La piazza e la chiesa, S. 27–44; III. Liturgia e devozione, S. 45–58; IV. Convento. Ambienti e usanze, S. 59–81; V. Vita religiosa e amministrazione, S. 82–97; VI. Firenze, S. 98–102); der zweite Teil dokumentiert das im ersten Teil Dargelegte kapitelweise und thematisch geordnet mit einem Regestenanhang (S. 105–255). Beschlossen wird der Band, der ein Steinbruch für alle Details des täglichen Lebens eines solches Institut ist (vgl. etwa S. 184 zu Kap. IV: „17 luglio 1404, si concia la serratura del refettorio e degli armari"), mit einem Appendix von Eugenio M. Casalini, Il servita maestro Leale, S. 256–259, und einem Index der Personen- und Ortsnamen.

Thomas Szabó

Natale Rauty, Il Regno Longobardo e Pistoia (Biblioteca storica pistoiese XI), Pistoia (Società pistoiese di storia patria) 2005, 81 Abb., 346 S. – Das vorliegende Werk stammt aus der Feder des besten Kenners der mittelalterlichen Geschichte Pistoias, der hier auf ein von ihm schon früher behandeltes Thema zurückkommt und es, auf seine große Vertrautheit mit der Pistoieser Überlieferung gestützt, nochmals unter die Lupe nimmt. Hat er in seiner 1988 erschienenen „Storia di Pistoia I. Dall'alto medioevo all'età precomunale, 406–1105" (vgl. QFIAB 70 S. 764f.) die Langobardenzeit seiner Heimatstadt auf 90 S. behandelt, so schildert er hier im Teil I seines Buches die Geschichte der Langobarden von ihrem ersten Auftreten bis zum Untergang ihres Reiches im Jahre 774 (S. 3–68), um sich dann in einem zweiten Teil der langobardischen Gesetzgebung (S. 69–162) und im dritten Pistoia zuzuwenden (S. 163–292). Während der erste Teil, dem Bericht des Paulus Diaconus folgend, im wesentlichen eine Synthese des Forschungsstandes darstellt, werden im zweiten Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur der Langobarden im Spiegel ihrer Ge-

setzgebung beschrieben und mit Hilfe der zeitgenössischen Urkundenüberlieferung – vor allem aus Lucca und Pistoia, aber auch aus anderen mittel- und norditalienischen Städten – mit konkreten Beispielen aus der täglichen Praxis illustriert. Kritisch dazu sei lediglich vermerkt, daß die Feststellung einer „totale assenza del termine notarius nelle leggi dei Longobardi" (S. 154), die auf eine ähnliche Äußerung von N. Everett in den Studi Medievali 41, 2000, S. 46f. („the question of why notarius never appears in royal legislative acts") zurückgeht, strenggenommen nicht zutreffend ist (vgl. Roth. 388 und Liutpr. 6.). Der dritte Teil wendet sich Pistoia zu und behandelt die Geschichte der Stadt und ihres Territoriums, gestützt auf Toponomastik, Grabungsergebnisse, spärliche erzählende Berichte und vor allem auf die Urkundenüberlieferung, mit deren Hilfe der langobardische Verwaltungssprengel rekonstruiert, die Ansiedlung langobardischer Gruppen im Territorium nachgewiesen und kartiert, der erkennbare Baubestand der Stadt festgestellt und die Sedisvakanz des Bistums geschildert werden, weiter dessen Wiederbesetzung (700) und die Konflikte mit der Luccheser Kirche (716), die die Diözese in der bischofslosen Zeit betreut hat. Das große Verdienst R.s ist, daß er, auf seine exzellente Materialkenntnis gestützt, mit wachem Blick die kargen Mitteilungen der Quellen zu einem plausiblen Bild ordnet. Zum Schluß wirft der Vf. die Frage auf, was die zweihundertjährige Herrschaft der Langobarden in der historischen Perspektive für Italien bedeute. Seine Antwort lautet, daß es zum einen die Langobarden waren, die Italien aus dem Griff von Byzanz befreiten und damit Europa den Weg in eine unabhängige Entwicklung ermöglichten; zum anderen aber sei infolge der unabgeschlossenen Eroberung der Halbinsel und deren Zweiteilung – zunächst durch den byzantinischen Korridor von Rom bis Ravenna und dann durch den Kirchenstaat (bis zum Jahre 1860) – der italienische Süden vom Norden abgeschnitten gewesen und habe eine eigene Entwicklung genommen, deren Nachwehen bis heute spürbar seien. – Beschlossen wird der Band mit einem Literaturverzeichnis (S. 299–320) und einem Personen-, Orts- und Sachindex (S. 323–343). Thomas Szabó

Andreas Meyer, Ser Ciabattus. Imbreviature Lucchesi del Duecento. Regesti, vol. I, Anni 1222–1232, Istituto Storico Lucchese. Strumenti per la ricerca VII, Lucca (Istituto Storico Lucchese) 2005, 699 S., keine ISBN. – In der unvergleichlich reichen und früh einsetzenden Überlieferung italienischer Notarsregister hat Lucca eine hervorragende Rolle, und da wiederum ein Notar namens Ser Ciabatto, der mit 27 für die Jahre 1222 bis 1272 überlieferten Imbreviaturbüchern (insgesamt fast 3700 Blatt) vermutlich der damals bestdokumentierte italienische Notar überhaupt ist. Der Vf., der diese im Archiv des Domkapitels liegende, trotz ihres Reichtums unvollständige Überlieferung

intensiv erarbeitet hat und sie auch im weiteren Rahmen des italienischen Notariats zu sehen versteht (seine „Studien zum italienischen Notariat vom 7. bis zum 13. Jh." erschienen 2000 in der Reihe des DHI), legt mit diesem monumentalen Band des Istituto Storico Lucchese den ersten, von 1222 bis 1232 reichenden Teil einer Auswahl vor, die in Regestenform (lateinisch, den Inhalt der Stücke unter weitgehender Wahrung des Textes zusammenziehend) einen Eindruck von der Zusammensetzung dieser Imbreviaturen gibt: Kauf-, Miet-, Pacht-, Ernteverträge, vor allem aber Kreditgeschäfte; daneben Testamente, Schiedssprüche, Schenkungen, Übertragung von Ansprüchen usw.: unmittelbarer Einblick in das gesellschaftliche und geschäftliche Leben dieser damals auch als Handels- und Finanzzentrum wichtigen Stadt und ihrer näheren Umgebung; in die Welt der Familien, der Quartiere, der Berufe, kurz: in den Geschäftsalltag eines Notars, der mit seinem studio vor dem Dom und seinen Kunden aus angesehenen Familien eher den oberen Durchschnitt dargestellt haben dürfte. Die Edition wird eingeleitet durch eine ausführliche, alle einschlägigen Fragen kompetent behandelnde Einführung. Die überreiche italienische Überlieferung hat – nimmt man die frühesten Notarsimbreviaturen überhaupt, die genuesischen des 12. Jh., einmal aus – oft davon absehen lassen, diese Quellengattung mehr oder weniger geschlossen zu publizieren. In der hier vorgelegten Form kennerisch ausgewählter, gut regestierter Stücke kann das Unternehmen nur willkommen sein. Arnold Esch

Lucia Brunetti, Agnese e il suo ospedale. Siena, XIII–XV secolo, con prefazione di Anna Esposito, Collana del Dipartimento di Storia dell'Università di Siena, 2, Ospedaletto (Pacini) 2005, ISBN 88-7781-674-0, 223 S., € 15. – Nach dem ersten Band dieser Reihe (vgl. QFIAB 85, S. 769f.), von Gabriella Piccinni gründet und herausgegeben, erscheint mit der vorliegenden Studie ein weiterer Beitrag zur Erforschung der Sieneser Hospitäler. Wie Anna Esposito im Vorwort betont, sind einschlägige Untersuchungen zu von Frauen geführten bzw. dominierten mittelalterlichen Einrichtungen, die nicht monastischen und bruderschaftlichen Lebensformen zuzuordnen sind, eher rar. Ein solches, gut dokumentiertes Beispiel untersucht Lucia Brunetti in ihrer Studie über ein im 13. Jh. fundiertes Hospital für Arme und Kranke in Siena, das den Heiligen Nikolaus und Gregor geweiht war (*ospedale dei santi Niccolò e Gregorio in Sasso*). Nach der Gründerin und ersten Leiterin, einer quellenmäßig nur punktuell fassbaren Agnes, wird es in den Quellen meist *ospedale di Monna Agnese* genannt. Agnes leitete ihre Stiftung rund vierzig Jahre lang persönlich und erlangte sowohl Absicherung und Förderung durch die Kommune als auch Anerkennung und Privilegien von bischöflicher und päpstlicher Seite. Während im Verlaufe des 14. und 15. Jh. dem einflussreichen Hospital

Santa Maria della Scala, in vielem Vorbild für das kleinere *ospedale di Monna Agnese*, karitative Institutionen in Siena sowie im *Contado*, die dauerhaft nicht lebensfähig erschienen, eingegliedert wurden, bewahrte das Hospital der Agnes seine Eigenständigkeit. Im 13. und 14. Jh. erlangte die in unmittelbarer Nähe des Sieneser Doms und von Santa Maria della Scala gelegene Einrichtung infolge von Schenkungen und Arrondierungen eine beachtliche wirtschaftliche Fundierung. Dabei entwickelte sich die Gründung zu einer gemischten Gemeinschaft von Frauen, Männern und Ehepaaren, die freilich stets von Frauen geleitet wurde. Während die normativen Quellen das Hospital allgemein als eine Einrichtung für Arme und Kranke definieren, lassen vor allem die für das 14. und 15. Jh. erhaltenen Quellen erkennen, dass die Institution, die zunächst wohl vornehmlich bedürftigen Frauen zur Verfügung stehen sollte, von Hilfesuchenden beiderlei Geschlechts (u. a. von Schwangeren, Pilgern, Findelkindern, Waisen und Halbwaisen) aufgesucht wurde. Sie wurden vor allem von Oblaten betreut, von denen einige innerhalb des Hospitals andere aber auch außerhalb wohnten. Schon in den siebziger Jahren des 13. Jh. sollen mehr als vierzig Kranke und Arme versorgt worden sein. Die reiche Rechnungsüberlieferung bietet für das 15. Jh. aufschlussreiche Informationen über den Hospitalsalltag: medizinische Versorgung, Verpflegung, Aspekte des Gemeinschaftslebens, Hospitalsgebäude und Ausstattung, Verwaltung und Funktionsträger, gewerbliche Tätigkeiten, besonders im Textilsektor. Ingesamt erweist sich das *ospedale di Monna Agnese* wie so viele andere mittelalterliche Hospitäler als eine multifunktionale Einrichtung. Zumindest ansatzweise fungierte sie auch als Bank, wenngleich bei weitem nicht in solchen Dimensionen wie Santa Maria della Scala. Erst seit dem ausgehenden 15. Jh. kam es zu einer verordneten „Spezialisierung". Das Institut sollte jetzt – schließlich auch den Intentionen des Konzils von Trient entsprechend – ausschließlich Frauen und insbesondere Schwangere aufnehmen, Kontakte zwischen den Geschlechtern wurden strikt untersagt. In Rom besaß das Hospital im Übrigen seit 1370 über hundert Jahre lang im Zentrum der Urbs eine Niederlassung (*la casa delle povere dello spedale di monna Agniesa da Siena*), vgl. Lucia Brunetti, L'ospedale di Monna Agnese di Siena e la sua fondazione romana, in: Archivio della Società romana di Storia Patria 126, 2003, S. 37–67. Die Studie Brunettis bereichert einerseits unser Wissen über die Sieneser Hospitalslandschaft und bietet andererseits einen interessanten Baustein für eine noch zu schreibende komparatistische Studie über karitative Einrichtungen, die von Frauen geleitet bzw. dominiert wurden.

Michael Matheus

Michele Pellegrini, La comunità ospedaliera di Santa Maria della Scala e il suo più antico statuto (Siena 1305), prefazione di Attilio Bartoli Langeli, Ospedali medievali tra carità e servizio 3, Ospedaletto-Pisa (Pacini) 2005, 151 S., ISBN 88-7781-742-9, € 14. – Der schlanke, kleinformatige Band bietet die ältesten, schon von Luciano Banchi (1864) herausgegebenen Statuten des Sieneser Spitals nun in einer neuen, philologischen Edition, versehen mit einer lesenswerten Geschichte der Institution, die aus einem bescheidenen, vom Domkapitel gegründeten Xenodochium zum größten Hospital der Stadt und wohl auch zum größten kirchlichen Grundeigentümer Sienas aufstieg, um damit zu einem Prototyp der spätmittelalterlichen Großspitäler Italiens zu werden. – In seinem Vorwort weist A. Bartoli Langeli darauf hin, daß die Übersetzung dieser und auch anderer Statuten ins Volgare, die im Sienesischen seit 1219 zu beobachten ist, einer ‚demokratischen' Bestrebung der Zeit folgt, präzisiert jedoch, daß sich der volkssprachliche Text weiterhin an die Führungsschichten der Stadt richtete, die, des Lateinischen nicht mächtig, bisher bei der Konsultation des Textes auf die Vermittlung der Notare angewiesen waren. – M. Pellegrini skizziert die Geschichte des Hospitals von seinen greifbaren Anfängen am Ende des 11. Jh. bis zur Abfassung der von ihm hier edierten Statuten und zeichnet in eindrücklichen Linien die vielfache Verflechtung der städtischen Oberschicht mit dem Hospital nach, das den Bürgern, die sich ihm samt ihrem Besitze offerierten, Steuerfreiheit bot, selbst wenn sie ihr bürgerliches Leben außerhalb des Spitals fortsetzten, was im öffentlichen Leben naturgemäß zu Zweideutigkeiten führte. Die Konflikte, die daraus mit der Steuerbehörde der Stadt entsprangen, weiter der unklare Status der Laienbrüder und schließlich der Wunsch, dem Eingriff der Kommune in das Leben der Gemeinschaft zuvorzukommen, veranlaßten das Kapitel des Spitals zum Entwurf des vorliegenden Statuts. Der Text wurde lateinisch aufgesetzt und anschließend, mit kleinen Mängeln behaftet, ins Volgare übersetzt. Die lateinische Version ist aber bis zur Neuredaktion dieser Statuten (1318) die wohl maßgebliche Fassung gewesen, was sich am Umgang mit den beiden Texten in den nächsten dreizehn Jahren ablesen läßt. Denn der lateinische Text wird von den Notaren lege artis ergänzt, während die Nachträge und Ergänzungen der volkssprachlichen Version mangelnde Professionalität zeigen. Thomas Szabó

Maura Mordini, La comunità di Montorsaio e i suoi statuti. Sviluppi storico-istituzionali della signoria rurale all'inserimento nello Stato di Siena, Grosseto (Biblioteca Comunale Chelliana di Grosseto/Amministrazione degli Usi Civici di Montorsaio) 2004, 219 pp., ISBN 88-901868-5-2; richieste, specificando le ragioni di interesse, alla Biblioteca Comunale Chelliana, via Bulgaria

39, 58100 Grosseto, infobibl@comune.grosseto.it. – Gli statuti medievali sembrano essere causa di incomprensioni e polemiche tra gli storici del diritto: mentre alcuni li hanno fatti oggetto di progetti di ricerca ampi e articolati, altri non hanno mancato di sottolineare che „il loro contenuto giuridico è modesto" (P. Grossi, L'ordine giuridico medievale, Roma–Bari 1995, p. 231). Il presente volume, a nostro avviso, bene mostra quale possa essere un approccio equilibrato a queste fonti, tanto che pensiamo possa trovare positiva accoglienza anche tra chi tende a limitarne il valore. Maura Mordini aveva del resto già mostrato anni addietro come sia possibile da un „particolare" – in quel caso, lo Statuto del comune di Grosseto del 1421, Grosseto 1995 – risalire a temi e problemi „generali", attraverso due distinte operazioni. Una, l'approfondimento dello scavo interno alla fonte, utilizzando così le disposizioni in tema di gestione dell'apparato organizzativo del potere o quelle del diritto della vita quotidiana – per quanto ripetitive e confuse possano apparire – come chiavi di interpretazione della comunità cui lo Statuto si riferisce; l'altra, l'ampliamento spaziale e temporale su altre fonti, in modo da inserire la genesi dei due oggetti di studio – la fonte giuridica e la comunità, per la cui conoscenza ovviamente lo Statuto è già una „fonte non disprezzabile", come lo stesso Grossi scrive – in un contesto giuridico-territoriale più ampio; nel caso di Montorsaio, quello di Siena, anzi, dello Stato di Siena, come nello stesso sottotitolo dell'edizione è scritto. Ed è su questo Stato che pensiamo farebbe semmai piacere agli storici del diritto come Grossi qualche parola in più, visto che con tale termine oggi comunemente intendiamo, certo influenzati dall'eredità novecentesca, una costruzione giuridicamente definita e sovrana: che Stato era quello di Siena, in così fluida mutazione nella fase principalmente indagata dall'Autrice, i secoli XIII–XV? La Mordini, del resto, nelle pagine introduttive, pone acutamente un tale, pesante interrogativo – certo non dirimibile da noi qui – relativamente alla tesi autorevolmente rispolverata in tempi recenti da più antiche tradizioni erudite che vorrebbe l'esistenza di un'altra struttura giuridico-istituzionale, la contea aldobrandesca – anzi, un vero e proprio principato – che appare alla Studiosa, e anche a chi scrive, eccessivamente monolitica: quante altre porzioni del territorio maremmano sfuggivano ai conti – pardon, ai principi – come Grosseto e Montorsaio, per i quali gli argomenti della Mordini circa una non penetrazione degli Aldobrandeschi appaiono convincenti? Quanto i principi erano comunque dipendenti da altri poteri, quello pontificio e quello imperiale? Come si mossero tra le velleità delle piccole comunità e superiori pressioni? Questa della qualità degli ordinamenti istituzionali medievali ci sembra una questione di massimo interesse attuale, quando gli ordinamenti pubblici vacillano sotto il maglio delle ideologie privatistiche. Già solo per questo riteniamo che anche storici del

diritto volti a ridimensionare il valore giuridico delle fonti statutarie troveranno spunti di interesse nelle pagine della Mordini, nate, oltre tutto, da una bella iniziativa di taglio locale; del resto, la raccolta di Statuti del Senato della Repubblica italiana, una delle massime espressioni dello Stato otto-novecentesco, ci mostra come queste fonti siano state da tempo individuate come capaci di stimolare il raccordo tra particolari e generale, tra diritti locali e non; se le perplessità di Grossi circa l'effettiva universalità dello Stato contemporaneo quale garante di diritti sono in grado di raccogliere simpatie bipartisan, dalle più profonde istanze anarchiche alle sirene liberiste, fautrici dello scioglimento di lacci e lacciuoli della mano pubblica, certo non si è mai esaurita la ricerca di un sistema capace di non ingessare i dinamismi sociali pur garantendo una sempre più diffusa opportunità di accesso ad una speranza di crescita; ricerca di cui anche negli umili statuti maremmani potrà individuarsi un piccolo tassello, se letti con accorto senso del loro limite.

Mario Marrocchi

Bevagna e il suo statuto dell'anno 1500, edizione a cura di Claudio Regni, introduzione di Maria Grazia Nico Ottaviani, Statuti Comunali dell'Umbria, 3, Perugia (Deputazione di Storia Patria per l'Umbria) 2005, XC, 395 S., € 35. – Im dritten Band der von M. G. Nico Ottaviani geleiteten und von der Kommission für die Landesgeschichte Umbriens betrauten Reihe, die sich die Veröffentlichung der kommunalen Statuten dieser mittelitalienischen Region zum Ziel gesetzt hat, werden die normativen Bestimmungen publiziert, die das Leben eines der kleineren politisch untergeordneten Gemeinwesen regelten. Im nördlichen Grenzgebiet des ehemaligen Dukats von Spoleto gelegen, geriet Bevagna im 13. Jh. unter die Herrschaft der Grafen von Antignano und wurde ab der zweiten Hälfte des 14. Jh. von den Trinci in der Ausübung des päpstlichen Vikariats dominiert, um schließlich unter Eugen IV. in direkte Abhängigkeit des Kirchenstaates zu geraten. Die in einer Pergamenthandschrift von 1500 (und in einer zweiten Kopie aus dem 18. Jh.) überlieferten sich im Laufe der Zeit stratifizierten Rechtsnormen mit einem den *statuti popolari* eigenen Gepräge, von den jeweiligen von den Päpsten ernannten Statthaltern bestätigt und durch *additiones* den sich verändernden Verhältnissen angepaßt, lassen, wie im Vorwort hervorgehoben wird, auf wenigstens drei verschiedene mittelalterliche Redaktionen schließen und sind in ihrer Gesamtheit lateinisch abgefaßt. Daß noch in frühneuzeitlicher Epoche von dem Kodex eine Abschrift in solenner Form auf Pergament angefertigt wurde, erklärt sich mit der andauernden Gültigkeit der erhaltenen Normen, aber auch mit wichtigen im Jahr 1500 in Bevagna vorgenommenen institutionellen Reformen, die eine Neugestaltung des einheimischen Magistrats der Konsuln und

die Aufteilung des innerstädtischen Territoriums in vier präzis umschriebene Bezirke (*gaite*) vorsehen; eine Maßnahme zur Schaffung neuer Identitäten in der Bevölkerung, die Hand in Hand geht mit den Anstrengungen, gegen die durch eine in Welfen und Ghibellinen bipolarisierte Gesellschaft hervorgerufenen verhängnisvollen sozial-politischen Kontraste einzuschreiten. In der Tat wird der Gebrauch dieser beiden fatalen Denominationen streng untersagt. Die Normen verteilen sich auf fünf Bücher, wobei das dritte *super extraordinariis* betitelte mit 219 Kapiteln das umfangreichste und zugleich das inhaltlich am wenigsten homogene ist. Zahlreiche Kapitel beziehen sich auf die Präsenz von Fremden in der Kommune, mit Beschränkungen, Rechten und Pflichten. Interessant, weil außergewöhnlich detailliert, die Regulierung der Trauerfeierlichkeiten im vierten Buch (*super malificiis*), die tieferen Einblick in die herrschenden Ansichten über die bei Todesfällen zu beachtenden Verhaltensweisen geben als viele zeitgenössische *leggi suntuarie*. Mit zahlreichen Photographien und mit Karten sowie einem nützlichen Personen-, Orts- und Sachregister versehen, wäre es vielleicht wünschenswert gewesen, der Edition noch ein Glossar hinzuzufügen, mit dem Versuch, Worte zu deuten, die auch im Glossario des Sella fehlen. Hannelore Zug Tucci

Bernd Roeck/Andreas Tönnesmann, Die Nase Italiens. Federico da Montefeltro, Herzog von Urbino, Berlin (Wagenbach) 2005, 239 S., Abb., ISBN 3-8031-3616-4, € 24,50. – Die Kunst zum Ausgangs- und Mittelpunkt historischer Betrachtung zu machen, aber die historische Wirklichkeit nicht aus dem Auge zu verlieren: So könnte man in knappen Worten die Methode umschreiben, mit der sich Bernd Roeck und Andreas Tönnesmann dem herausragenden Condottiere des Quattrocento, Federico da Montefeltro, genähert haben. Denn allen postmodernistischen Bestrebungen zum Trotz bemühen sich die beiden Autoren darum, nicht nur den „künstlichen", sondern auch den „realen" Montefeltro zu ergründen. Sie begnügen sich nicht mit der Beschreibung des „irisierenden Phantasmas", der Rekonstruktion zeitgenössischer Selbststilisierung und historiographischer Panegyrik, sondern versuchen, mit Hilfe kritischer Quellenanalyse dem „Golem" kulturpolitischer Inszenierung gewissermaßen realhistorisch Leben einzuhauchen. Kein leichtes Unterfangen. Sind doch im 19. Jh. gleich zentnerweise Aktenkonvolute aus Urbino vernichtet worden. So redselig die noch erhaltenen Bildnisse des Herzogs von Federicos Ruhm künden, so leise wird es, wenn man nach aussagekräftigen Schriftquellen sucht. Umso größer ist das Verdienst des Geschichtswissenschaftlers und des Kunsthistorikers, aus den verfügbaren Quellen die realgeschichtlichen Konturen ihres facettenreichen Helden herauszuarbeiten, anstatt nur die strahlenden „Images" der selbst- und von anderen erschaffenen

„Kunstfigur" nachzubilden. Natürlich kommt dieses Buch nicht ohne Spekulationen und Mutmaßungen aus. Doch wird bei aller letztlich nicht aufzulösender Verschränkung von „künstlicher" und „historisch realer" Gestalt dem Leser im großen und ganzen plausibel und nachvollziehbar mal der Heerführer und Staatsmann, mal der Mäzen und Büchernarr quellennah und aus unterschiedlichen Perspektiven vorgestellt. Überwiegend politik- und kulturgeschichtlich angelegt, mit einer Prise Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, läßt das reich illustrierte Buch den FE DUX gewissermaßen aus jenem Bild heraustreten, das das Cover des Buches ziert und der Lektüre ständiger Begleiter ist. Piero della Francescas berühmtes Porträt lenkt den Blick des Betrachters unweigerlich auf die physiognomische Eigentümlichkeit des „Manns mit der Nase", ohne freilich die viel frappantere Besonderheit des „wahren Augenmenschen" zu zeigen. Was im Bild ebenso andeutungsweise wie unverhüllt gezeigt wird, verweist auf die Leidensgeschichte des gelehrten Heerführers: den unglücklichen Ausgang eines Turniers im Jahr 1451, bei dem der damals 28jährige Federico sein rechtes Auge und einen Großteil seiner Nasenwurzel verlor. Was indes folgte, war der schier unaufhaltsame Aufstieg eines Condottiere zu einem der wohlhabendsten Kulturförderer und bedeutendsten Staatsmänner der Renaissance, der eine der beeindruckendsten Fürstenresidenzen der frühen Neuzeit bauen ließ. Doch wie gesagt: Es werden nicht nur die mythographischen Clichés vom großherzigen, maßhaltenden und tapferen *princeps doctus* reproduziert, die man bei Vespasiano da Bisticci und Jacob Burckhardt findet, sondern auch die weniger ehrenwerten Seiten des Brudermörders (Caino!), Verschwörers (Pazzi!), Hasardeurs, Plünderers und „eitlen Emporkömmlings zweifelhaften Leumunds" beleuchtet. Und auch dessen Todfeind, der vermeintliche Erzschurke Sigismondo Malatesta, wird dem Leser in ähnlich differenzierter Weise präsentiert. Bernd Roeck und Andreas Tönnesmann ist also ein schönes Buch über eine faszinierende Gestalt des Quattrocento gelungen, das vielleicht hier und da mit Superlativen (Federicos Palazzo Ducale ein „Weltwunder" und „eines der schönsten Architekturgebilde aller Zeiten") und Anachronismen („Keine Experimente!") hätte sparsamer umgehen können, das aber insgesamt wunderbar geschrieben und reich an anregenden Beobachtungen und treffenden Urteilen ist. Ein Muß für jeden, der sich für diese Epoche oder überhaupt für italienische (Kunst-)Geschichte interessiert. Riccardo Bavaj

Daniela De Francesco, La proprietà fondiaria nel Lazio secoli IV–VIII, Storia e topografia, Roma (Quasar) 2004, 357 S., 146 Abb., ISBN 88-7140-266-9, € 84. – Die inzwischen so zahlreichen Forschungen zum – überwiegend kirchlichen – Grundbesitz im spätantiken und frühmittelalterlichen Latium

werden hier in einer systematischen Bestandsaufnahme unter Einschluß der archäologischen Forschung sorgfältig erfaßt und weitergeführt: ein Stück historischer Topographie, das sichtlich aus der Schule von Jean Coste hervorgegangen ist. Beobachtungszeitraum ist die entscheidende Übergangsphase zwischen konstantinischer und karolingischer Zeit: Jahrhunderte, in denen trotz allem Umbruch die Begrifflichkeit (*fundi*, *massae* usw.) doch im wesentlichen weiterdauert, bis dann das sogenannte *incastellamento* die Siedlungsstrukturen in Latium radikal ändert. Zugrunde liegt das ganze Spektrum verfügbarer Quellen: von den Symmachus-Briefen über den *Liber Pontificalis*, Briefregister Gregors d. Gr., die *collectio Canonum* des Deusdedit usw. (die Farfenser Quellen bleiben absichtlich ausgespart); die – wenigen, aber ganze Besitzstände erfassenden – epigraphischen Quellen; die Flur- und Besitznamen, mit möglichst genauer Lokalisierung (Carta geografica militare) all jener *fundi* und *massae*, bis hin zu den immer noch nicht sämtlich lokalisierten *domuscultae* (bei den Meilenstein-Angaben der Quellen bedenke man immer, daß sie einen großen Spielraum lassen, da nur ganze Zahlen angegeben werden, und im übrigen die Meilenangaben schon im VIII. Jh. von den antiken abweichen können). Dazu Beobachtungen über die räumliche Verteilung des Besitzes und über Indizien für eine gezielte Besitzpolitik, die unterschiedlichen Formen (und Motive) der Besitzübertragung; S. 293–298 ein Versuch, aus der überlieferten Rendite die mutmaßliche Ausdehnung von Grundbesitz grob zu ermitteln. Methodisch wichtig ist, daß auch bedacht wird, daß die (zunehmend) bessere Überlieferungs-Chance kirchlicher Quellen zur Verzerrung des Bildes führen muß, der nur durch besondere Beachtung der Quellen über nichtkirchlichen Besitz gegengesteuert werden kann (doch sollte man bei der sog. Valila-Schenkung, S. 96, nicht das aussagekräftige *et* – Flavius Valila qui *et* Theodovius – vergessen). Auf die zahlreichen Ergebnisse dieser Arbeit kann hier natürlich nicht eingegangen werden. Auffallend ist der geringe Anteil kirchlichen Grundbesitzes ausgerechnet im *Suburbium*; ganz anders weiter draußen, außer im Sektor der Via Aurelia. Einbezogen sind auch die Ergebnisse archäologischer Forschung, die gerade in letzter Zeit auch für (früher gar nicht beachtete) frühmittelalterliche Siedlungsreste längs der großen Straßen reiche Aufschlüsse gebracht und das bisher so düstere Bild totaler Verlassenheit im *Suburbium* aufgehellt hat. Arnold Esch

Alba Pagani, Viterbo nei secoli XI–XIII. Spazio urbano e aristocrazia cittadina, Manziana (Vecchiarelli) 2003, 435 S., Karten, keine ISBN, € 35. – Alba Pagani untersucht in einer materialreichen Studie die Komponenten des Viterbeser Adels im Hochmittelalter und verortet sie in der Stadttopographie. Einer mittlerweile von einem Großteil der italienischen Stadthistoriographie

geteilten Definition gemäß sieht sie im Begriff der Stadtaristokratie eher ein Synonym für „Führungsschicht" als Adel im engeren Sinne. Sichtbare Zeichen der Macht einer Familie waren die Türme, die auch das Stadtbild Viterbos bestimmten. Die Autorin kann für ihre detailreiche Prosopographie zumindest ab dem 12. Jh. auf ein umfangreiches, aber uneinheitliches (vorrangig Kirchenbesitz betreffendes) Archivmaterial aufbauen. Der erste Teil widmet sich der Stadttopographie. Die erstmalige Nennung von Konsuln im Jahre 1095 schon im Zusammenhang mit dem Bau einer Stadtmauer zeigt, daß das Gemeinwesen Fuß gefaßt hat, wobei der Status als *civitas* formell erst 100 Jahre später mit der Errichtung des Bischofssitzes im Jahre 1192 errungen wurde. Um den ältesten bewohnten Bereich, das *castrum* (dort steht heute der Dom), legten sich weitere Siedlungskerne (*burgi*, *vici*), die sich an neu gegründeten Kirchen und an ältere Wegen orientierten. Die Tafeln mit den Besitzwechseln zeigen die starke Bedeutung des vormaligen Kirchenbesitzes bei der Expansion der Stadt, die nun mit neuen Mauern und öffentlichen Bauten versehen war. Der zweite Teil lokalisiert die Wohnsitze des Viterbeser Adels und rekonstruiert die Familien. Herausgegriffen sei die Familie Maccabei, die ihren Aufstieg durch Geldverleih und Güterkauf sanktionierte. Im 13. Jh. brachten die Parteienkämpfe und die wachsenden Forderungen des Volkes nach Beteiligung an der Macht große Unruhe. Die *pars Imperii* und die *pars Ecclesie* wurden von den Tignosi bzw. den Gatti angeführt, die beide über wirtschaftliche und familiäre Verbindungen in das Umland verfügten (S. 169 ff.). Von den vielen in den Quellen nachweisbaren Geschlechtertürmen, die damals mitunter auch von *consortes* aus der engeren Verwandtschaft errichtet wurden, existieren heute nur noch ca. 18 (S. 219 Anm. 6). Insgesamt kann man feststellen, daß die Viterbeser Adelsfamilien hauptsächlich in den Pfarreien des Stadtzentrums und unweit des Marktplatzes residierten, also da, wo schon Norbert Kamp die Wohnsitze der Konsularsaristokratie lokalisierte (S. 237). Ein eigenes Kapitel widmet sich den kleineren Architekturformen wie Lauben und Portiken. Den Abschluß bilden genealogische Tafeln zu 24 besser belegten Familien und ein Anhang von 13 Dokumenten aus den Jahren 1118 bis 1311.

Andreas Rehberg

Neda Parmegiani/Alberto Pronti, S. Cecilia in Trastevere. Nuovi scavi e ricerche, Monumenti di Antichità Cristiana, II serie, 16, Città del Vaticano (Pontificio Istituto di Archeologia Cristiana) 2004, X u. 363 S., 232 Abb., ISBN 88-85991-35-1, $ 155. – Der *titulus S. Caeciliae* ist einer der ältesten römischen *tituli*; er konnte bisher allerdings nicht archäologisch nachgewiesen werden. Im Zuge einer Grabungskampagne unter der Basilika S. Cecilia in Trastevere in den Jahren 1987–1999 ist es N. Parmegiani und A. Pronti

jedoch gelungen, ein frühchristliches Baptisterium freizulegen, das sie auf den Anfang des 5. Jh. datieren. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen erlaubten ihnen nicht nur, die weitere Entwicklung dieses Teils des Gebäudekomplexes zu verfolgen, sondern dessen Geschichte insgesamt vom 2. Jh. v. Chr. bis Mitte des 20. Jh. noch einmal neu in den Blick zu nehmen. Der vorliegende Band ist damit kein Grabungsbericht im engeren Sinn, sondern geht weit darüber hinaus, was ihn für den Historiker besonders interessant macht. Zunächst werden die literarischen und epigraphischen Quellen zum *titulus* aus der Zeit vom 4. bis frühen 9. Jh. zusammengestellt und diskutiert, daran anschließend die Forschungsmeinungen zur *passio* der hl. Cäcilia und ihrem möglichen historischen Hintergrund. Es folgt ein kurzer Überblick über die Geschichte der archäologischen Grabungen und Untersuchungen, bevor die verschiedenen Bauphasen und die jeweils erhaltenen Überreste beschrieben werden: im wesentlichen eine *domus* aus republikanischer Zeit, eine *insula* aus dem 2. Jh. n. Chr., die Umbauten des 3. und 4. sowie des 4./5. Jh., der *titulus* und das zugehörige Baptisterium, die Eingriffe des 9. Jh. und die Basilika Paschalis' I., die Maßnahmen des 12. und 13. Jh., die Umbauten des 15. und 16. Jh. sowie die weitere neuzeitliche Entwicklung. Die Darstellung konzentriert sich dabei auf die Zeit vor dem 9. Jh. bzw. für die spätere Zeit auf die Maßnahmen im Bereich des frühchristlichen Baptisteriums, da die Autoren hier durch die jüngsten Ausgrabungen zu neuen Erkenntnissen gelangt sind. Erwähnt seien vor allem ihre Vermutung, es habe doch schon vor Paschalis I. eine Basilika gegeben, und ihr Vorschlag für eine Lokalisierung des Kultraums des *titulus* etwa im Bereich und auf der Ebene der Kirche des 9. Jh. (besonders S. 96 und 100) sowie ihre Überlegungen zu einem möglichen Aufbewahrungsort der Kopfreliquie Cäcilias unter Paschalis I. in einem Raum, der an das – weiter benutzte – Baptisterium angrenzte (S. 116f.). Alle Phasen werden auch durch Fotos und Zeichnungen illustriert. In einem umfangreichen Anhang (S. 163–355), der bis auf den Bericht der Autoren über die Ausgrabungen von 20 weiteren Wissenschaftlern verfaßt wurde, finden sich Einzelstudien zu Keramik, Knochen – mit Schlußfolgerungen für die Ernährungsgeschichte des 12. und 13. Jh. –, dem bronzenen „Samowar" der römischen Therme sowie den technischen Untersuchungsmethoden und eine kurze Darstellung des heutigen Zustandes des Komplexes. Insgesamt ist der Band nicht nur für die Geschichte der Gebäude im Bereich der heutigen Kirche S. Cecilia in Trastevere von Bedeutung, sondern wirft darüber hinaus ein Schlaglicht auf die Entwicklung des christlichen Rom in Spätantike und Frühmittelalter allgemein.

Gritje Hartmann

Bruno Galland, Les authentiques de reliques du *Sancta sanctorum*. Avant-propos de Jean Vezin, Studi e testi 421, Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2004, 170 S., zahlr. Abb., ISBN 88-210-9767-7, € 25. – Als Anfang des 20. Jh. der Reliquienschrein der Kapelle *Sancta Sanctorum*, der ehemaligen päpstlichen Privatkapelle im alten Lateranpalast, nach fast vier Jahrhunderten erstmals wieder geöffnet wurde, fand man darin außer Reliquien auch zahlreiche Authentiken, die diese identifizierten, und überführte sie in die Handschriftenabteilung der Vatikanischen Bibliothek. Rund 100 Jahre später liegt nun endlich ein vollständiger Katalog derselben vor, nachdem bisher nur ein Teil von ihnen von Philippe Lauer beschrieben bzw. in den *Chartae latinae antiquiores* veröffentlicht worden war. Ihre Anordnung bei Galland entspricht der Numerierung gemäß Vat. lat. 15294; es folgen die Authentiken, die sich unter den Signaturen Vat. lat. 10696 und Vat. lat. 14586 finden (zur wechselnden Zuordnung in der Vaticana und älteren Signaturen vgl. S. 41–43 in dem besprochenen Band). Der Katalog (S. 91–158) bietet jeweils eine Reproduktion der Authentik – in Originalgröße, soweit möglich –, Angaben zu den Maßen, zur Datierung und eine Transkription des Textes sowie gegebenenfalls Informationen zu Schrift, Schriftgruppe, der Nummer des Katalogs von 1906, der den Inhalt des Schreins verzeichnete, der Erwähnung in alten Reliquienlisten und bisherigen Editionen oder Beschreibungen. Ihm vorangestellt ist eine ausführliche Einleitung (S. 19–89), die, ausgehend vom Inhalt des Schreins, wie er 1903 bzw. 1905 vorgefunden wurde, einen Beitrag zur Geschichte der Entstehung und Entwicklung des bedeutenden Reliquienschatzes leisten möchte, und zwar anhand der Untersuchung der Authentiken. Nach einem knappen Blick auf die Gattung der Authentik wird die Sammlung der *Sancta Sanctorum* vorgestellt und paläographisch analysiert. Von den 119 Authentiken konnten 114 identifiziert werden; eine große Bedeutung dabei spielen die Christusreliquien, die mehr als ein Drittel der Stücke ausmachen. Datiert werden können die Texte auf die Zeit zwischen dem späten 7. und dem 13. Jh. Gallands Korrektur einiger Datierungen Lauers hat Auswirkungen auf die Geschichte der Gattung der Authentik insgesamt, da nun nicht mehr von ihrer Entstehung im 6. Jh. ausgegangen werden kann, sondern diese deutlich später anzusetzen ist. Die Mehrzahl der Authentiken der *Sancta Sanctorum* stammt dabei aus der Zeit zwischen Ende des 7. und Beginn des 9. Jh., im 10. und 11. Jh. kamen dagegen kaum neue hinzu, und erst für das 12. Jh. ist wieder ein stärkerer Zuwachs zu verzeichnen. Bei aller Vorsicht – die Datierung der in der Regel nur wenige Wörter umfassenden Authentiken ist schwierig, und zudem muß sie nicht mit dem Zeitpunkt der Ankunft der Reliquie im Schatz der *Sancta Sanctorum* übereinstimmen – vermutet Galland hier Parallelen zur Entwicklung des Schatzes: Leo III. hatte in dem von ihm

gestifteten Reliquienschrein die vorhandenen, aber wahrscheinlich auch viele weitere Reliquien zusammengefaßt, wie auch deren Anzahl wohl unter seinen unmittelbaren Nachfolgern vermehrt wurde, und möglicherweise hat im 12. Jh. Innozenz III. neben den bekannten Stiftungen auch Reliquien in die Kapelle überführen lassen. Besonders ausführlich setzt sich Galland dann mit der Entwicklung seit dem 12. Jh. auseinander, indem er die überlieferten Reliquienlisten detailliert mit den erhaltenen Authentiken vergleicht. Wichtigstes Zeugnis ist hier die Liste des Johannes Diaconus in der *Descriptio Lateranensis ecclesiae*. Dabei gelangt Galland zu interessanten Einzelergebnissen, insgesamt läßt das Material jedoch nicht viel mehr als Vermutungen über die genauere Entwicklung des Reliquienschatzes vor und nach dem 12. Jh. zu. Nichtsdestotrotz liegt mit diesen Studien und dem Katalog nun die Grundlage bereit, um die bedeutende Reliquien- und Authentikensammlung der *Sancta Sanctorum* auch in allgemeinere Untersuchungen zum Reliquienkult mit einzubeziehen. Bedauerlich ist nur, daß ein Anhang zwar die Reliquien verzeichnet, ein Register jedoch fehlt. Gritje Hartmann

Franz Alto Bauer, Das Bild der Stadt Rom im Frühmittelalter. Papststiftungen im Spiegel des Liber Pontificalis von Gregor dem Dritten bis zu Leo dem Dritten, Palilia 14, Wiesbaden (Dr. Ludwig Reichert) 2004, 256 S., 97 s/w Abb., ISBN 3-89500-437-5, € 29,80. – Bekanntermaßen stellt der *Liber pontificalis* eine zentrale Quelle für die Geschichte der römischen Kirchen im Frühmittelalter dar. In den Viten finden sich zahlreiche Angaben zur Bautätigkeit der Päpste in der Stadt, zu Neugründungen, Restaurierungsmaßnahmen und der Ausstattung von Kirchen. Eine rein kunst- oder architekturhistorische Auswertung kann jedoch Gefahr laufen, sich darauf zu beschränken, dem Text einzelne Informationen zu entnehmen, ohne ihren Kontext zu berücksichtigen. Eben dies will Franz Alto Bauer in seiner Habilitationsschrift vermeiden, wenn er „diese Quelle in ihrer Gesamtheit, Struktur und Aussageabsicht zu verstehen“ sucht und damit auch einen „Einblick in die Gedankenwelt des Frühmittelalters“ bieten möchte (S. 38). Dazu stellt er nach zwei einleitenden Kapiteln über spätantike und frühmittelalterliche Rombeschreibungen allgemein und den *Liber pontificalis* als kunsthistorische Quelle zunächst die Viten von Gregor III. bis Leo III. vor, um dann die dort beschriebenen Papststiftungen dieser Zeit unter fünf Aspekten zu behandeln: die Loslösung des Papsttums von Byzanz, das Verhältnis zu den Franken, die Rolle der Heiligenreliquien, Rom als Pilgerziel und die Wechselwirkung zwischen dem *Liber pontificalis* und der sichtbaren Wirklichkeit Roms. Mitunter gerät allerdings das Thema Papststiftungen im Spiegel des *Liber pontificalis* etwas aus dem Blickfeld, wenn letzterer teilweise schlicht als eine Quelle neben anderen her-

angezogen wird, ohne speziell dessen Perspektive systematisch herauszuarbeiten. Im resümierenden Kapitel wird denn auch gewissermaßen im nachhinein der Untersuchungsgegenstand ausgedehnt, wenn es heißt: „Intention dieses Buchs war es zu untersuchen, auf welche Weise die päpstlichen Stiftungen das Bild Roms im Frühmittelalter prägten" (S. 207). Mit dem Bild der Stadt Rom kann in diesem Buch also zum einen konkret das Stadtbild, zum anderen die Vorstellung von der Stadt gemeint sein, ohne daß diese Vieldeutigkeit jedoch thematisiert würde. Es fehlt zudem jede theoretisch-methodische Reflexion über Ansätze, Möglichkeiten und Grenzen einer Mentalitäts-, Wahrnehmungs- oder Vorstellungsgeschichte für das Frühmittelalter – und dies in einem Werk, als dessen „Aufgabe" definiert wird, „die Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen derjenigen zu rekonstruieren, die sich in dieser Stadt vor so langer Zeit aufhielten" (S. 25). Begrifflichkeit und Interpretation sind dem Untersuchungsgegenstand außerdem nicht immer angemessen. So ist von der päpstlichen Kanzlei die Rede, ohne die noch wenig institutionalisierte Verwaltung der Kurie des 8. Jh. zu berücksichtigen (S. 45), von einem päpstlichen „Anspruch auf politische Souveränität" (S. 105) oder dem Papst als „Territorialherrscher" (S. 119). Störender als solche begrifflichen Unschärfen sind Analysen wie die folgende der Reliquientranslationen, die von wenig Verständnis für Geschichtsdenken, Heiligen- und Reliquienkult, die Funktionen von Geschenken etc. im Frühmittelalter zeugen: „Obwohl man versuchte, die Erfahrung des Katakombenbesuchs in den Kirchen der Stadt zu imitieren, indem man unterirdische Krypten und Kapellen anlegte, verloren die Reliquien doch ihre Ortsbindung und damit ihre historische Authentizität. Folge war, daß sie als frei verfügbare Dispositionsmasse empfunden und zu einem Instrument päpstlicher Politik wurden, indem sie nach Gutdünken bewegt, geteilt und als Gegenleistung veräußert werden konnten. ... Nicht die Franken waren daher an dem Ausverkauf der römischen Heiligenreliquien schuld, sondern die Päpste selbst, indem sie selbst das Vorbild für die Dislozierung der Märtyrer gaben und sie politisch instrumentalisierten" (S. 147). Fraglich bleibt schließlich auch die Hauptthese des Buches, die Einordnung des *Liber pontificalis* als Rombeschreibung, die für das Ende des 8. Jh. die päpstliche Sicht auf eine in idealer Weise erneuerte Stadt wiedergebe (S. 212 f.) und zudem in ihrer Anlage deren Realität widerspiegele: „Die wesentlichen Eindrücke, die der Leser beim Lesen der frühmittelalterlichen Stiftungseinträge des Liber Pontificalis, vor allem der Viten Hadrians und Leos, erhielt, bestimmten auch seine visuelle Erfahrung des frühmittelalterlichen Rom: repetitive Gleichförmigkeit, konservativer Umgang mit dem Ererbten, Papstzentriertheit und eine Absenz komplexer theologischer Aussagen. Im Inhaltlichen mag der Liber Pontificalis durchaus Unterlassungen oder Übertreibungen aufweisen, auf struktureller

Ebene jedoch ist er ein verläßlicher Spiegel der Erfahrung der Stadt Rom, ihrer Bauten und Bilder und deren Intentionen" (S. 205). Ein „Einblick in die Gedankenwelt des Frühmittelalters" wird hier jedenfalls nur bedingt vermittelt. Gritje Hartmann

Andreas Rehberg/Anna Modigliani, Cola di Rienzo e il comune di Roma, RR inedita 33/1–2, Roma (Roma nel Rinascimento) 2004, 2 voll., pp. 212, 198, ISBN 88-85913-43-1. – In questo doppio volume si pubblicano due saggi scaturiti dall'elaborazione e dall'ampliamento di interventi presentati al Convegno Internazionale di Studi su „Cola di Rienzo" tenuto a Roma nel novembre 2000. L'obiettivo dichiarato nella prefazione è quello di „riportare l'operato di Cola fuori dal mito che lo avvolse durante la vita e dopo la morte (...) per contestualizzarlo nella società cittadina e nella vita istituzionale del comune di Roma". La sfida di gettare luce nuova su uno degli episodi più celebri del medioevo romano è portata avanti grazie allo studio delle clientele (Rehberg) e delle politiche popolari (Modigliani), due punti di vista largamente praticati nelle analisi delle altre città comunali, ma sinora non troppo sfruttati per comprendere i fatti del 1347. Ognuna di queste due prospettive viene dagli autori solidamente agganciata a una tipologia documentaria. Un cospicuo *corpus* di lettere papali che provvedevano benefici ecclesiastici in risposta a petizioni consente ad Andreas Rehberg un rilievo preciso delle reti clientelari che irradiavano dalle maggiori stirpi baronali nella prima metà del Trecento. Il puntuale confronto tra il resoconto dell'anonimo Romano relativo agli *ordinamenti dello buono stato* di Cola di Rienzo (1347) e le due redazioni statutarie successive (quella popolare del 1360 e quella papale del 1469) permette ad Anna Modigliani di cogliere affinità e divergenze tra i principi politici di Cola e quelli dei governi che si confrontarono con la società romana dopo di lui. Il primo saggio (Clientele e fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo) sceglie il concetto di clientela per scalzare una descrizione della società romana trecentesca basata sulla polarità sociale tra nobiltà e popolo. È quanto l'autore provvede a fare sulla scorta di alcuni lavori precedenti (soprattutto suoi e di Franca Allegrezza) mostrando come, dopo le tensioni interne all'aristocrazia del secondo Duecento, dalla fine del secolo vada affermandosi sempre più netta la polarizzazione tra Orsini e Colonna. Le fazioni che nel Trecento risultano costituite attorno a queste due famiglie sono prive di un'organizzazione istituzionale formalizzata, ma al tempo stesso si presentano longeve e capaci di egemonizzare la politica comunale anche mediante la prassi del doppio senatorato. L'analisi della documentazione pontificia e privata consente inoltre di precisare altre caratteristiche di queste fazioni in parte condivise da analoghe formazioni di altre realtà urbane: la multiformità, il carattere

gerarchico, l'importanza dei legami orizzontali, la trasversalità, la non esclusiva estensione territoriale. Una volta delineato il quadro generale, l'autore entra nel merito del peso delle clientele nella vicenda di Cola. Tracciando alcuni profili individuali di seguaci, sottolinea l'importanza della rete degli Orsini nel sostegno al tribuno e la complementare ostilità dei Colonna e dei loro alleati, gli Orsini di Marino. Queste conclusioni non impediscono a Rehberg di valutare il regime di Cola come un momento importante per la trasformazione delle reti clientelari del secondo Trecento, quando le precedenti fazioni baronali divennero reti più aperte e meno definite. Il secondo saggio (L'eredità di Cola di Rienzo. Gli statuti del Comune di popolo e la riforma di Paolo II) persegue lo stesso obiettivo, rivedere il giudizio di unicità dato alla vicenda romana del 1347, attraverso una strada diversa: la collocazione dei provvedimenti emanati da Cola nella tradizione popolare dei comuni italiani. L'autrice mostra le peculiarità del regime del tribuno rispetto all'idealtipo del regime di popolo: il pragmatismo politico che conduce all'alleanza con segmenti del ceto baronale, la ricerca di una legittimazione classica al governo del popolo romano mediante il recupero della *Lex regia*, l'iniziale alleanza con il papato. Ma tali peculiarità non le impediscono di ravvisare (anche sulla scorta di alcune conclusioni di Massimo Miglio) l'esplicito collegamento della politica del tribuno con una lunga tradizione precedente che affonda le radici nell'ascesa dei mercanti e banchieri romani di metà Duecento e che vede nel senatorato di Brancaleone Andalò il suo momento culminante. Dopo di lui, secondo la Modigliani, il peso delle organizzazioni popolari, specialmente quelle corporative, diminuì notevolmente e questa debolezza sostanziale del popolo romano spiega sia il fallimento del progetto di Cola, sia la necessità che egli ebbe di rivolgersi a forze esterne, prima fra tutte il papato. Ciò chiarito, l'autrice procede alla dettagliata analisi dei provvedimenti di Cola dimostrandone il carattere comune con le disposizioni emanate nei precedenti e coevi regimi di popolo dei comuni italiani. Essa dimostra la chiara ripresa di tale progetto politico da parte degli statutari del 1360 e il suo affossamento definitivo avvenuto in occasione della riforma statutaria promossa da Paolo II nel 1469. Complessivamente, l'obiettivo di connettere la straordinaria vicenda di Cola alla più ordinaria realtà politica e sociale tardocomunale in cui è inserita risulta felicemente raggiunto. Rimane aperto il problema di far interagire tra loro i due approcci più vivi e fertili con cui l'attuale storiografia osserva quella realtà: l'analisi delle famiglie e quella del linguaggio politico. Perché queste due strade, oggi in sostanza parallele, vengano prima o poi a incontrarsi occorrerà ripartire anche da studi come questi. Giuliano Milani

Roma. Le trasformazioni urbane nel Quattrocento, a cura di Giorgio Simoncini, L'Ambiente Storico: Studi di storia urbana e del territorio X–XI, Firenze (Olschki) 2004, 1.: Topografia e urbanistica da Bonifacio IX ad Alessandro VI, VIII u. 292 S., Bildtaf., Kt.; 2.: Funzioni urbane e tipologie edilizie, 398 S., Ill., Kt., ISBN 88-222-53647 (bzw. 655). – Die beiden anzuzeigenden Bände verstehen sich als Einheit, sind in ihrem Zuschnitt aber von unterschiedlicher Art. Der erste Band ist eine Monographie Giorgio Simoncinis, während sich der zweite Bd. als Werk von acht Autoren präsentiert. Besonders der erste Teil strebt einen geschlossenen Überblick über die urbanistische Entwicklung Roms von 1400 bis 1500 an. Dieser Zeitraum gehört zu den entscheidenden Wendepunkten der Stadtgeschichte, zumal als sich das Papsttum nach dem Ende des Schismas anschickte, die neu gewonnene Position in der Kirche und im Kirchenstaat auch nach außen, sprich in Bauten und im Stadtbild, sichtbar zu machen. Doch zeigt sich in der von Pontifikat zu Pontifikat schreitenden Analyse Simoncinis, daß nicht alle Päpste gleichermaßen dieser Zeit ihren Stempel aufdrückten. Noch dem sparsamen Martin V. und dem in das Exil getriebenen Eugen IV. waren die Hände weitgehend gebunden. Kalixt III. und Pius II. (letzterer konzentrierte seine Visionen einer Idealstadt auf seinen Geburtsort Pienza) waren von außenpolitischen Projekten, insbesondere für die Türkenabwehr, absorbiert. So waren es vor allem Nikolaus V. (wenigstens konzeptionell), Sixtus IV. und Alexander VI., die sich um den Ausbau der Stadt verdient gemacht haben. Der Autor bezieht aber auch die anderen Protagonisten in seinen Überblick ein: die städtischen Behörden (insbesondere die *magistri viarum et aedificiorum*), die Bürger sowie den Klerus, aus dem die reichen Kardinäle hervorragen. Besondere Aufmerksamkeit wird dem *Borgo* geschenkt, der durch die Rückkehr der Päpste eine neue Bedeutung gewann und wo die weniger dichte Bebauung noch größere Straßenbegradigungen ermöglichte. Der energische Sixtus IV. machte sich in seinen Straßen- und Brücken-Bauprojekten wiederholt kommunale Wünsche zu eigen und nutzte ihre Umsetzung zur eigenen Selbstdarstellung. Als Ergebnis streicht der Autor auch den pragmatischen Umgang der Päpste mit dem mittelalterlichen Erbe heraus. Man denke nur an die Anlehnung an alte, nur „verbesserte" Straßenzüge und die konservatorischen Bemühungen um Alt-Sankt-Peter (oder waren es die fehlenden finanziellen Ressourcen, die bremsend wirkten?). Erst den Päpsten der Hochrenaissance gelang die dauerhafte Neugestaltung der Stadt. Bei der ungemeinen Materialfülle, die Simoncini in seinem Band verarbeitet, seien dem Autor die Zitate aus zweiter Hand und aus überholten Editionen nachgesehen. Bedauerlicher ist, daß nicht immer die jüngste Literatur angegeben ist. Zu Beginn des zweiten Bandes untersuchen D. Strangio und M. Vaquero Piñeiro die Entwicklung des römischen Immobilienmarktes im Spie-

gel der *Gabella dei contratti*. Diese Abgabe wurde beim Verkauf von Häusern, Weingärten oder Grundstücken fällig und machte 4% des Verkaufswertes aus. Ihre Höhe gibt deshalb – trotz einiger Unwägbarkeiten – Aufschluß über Konjunkturschwankungen. Erst gegen Ende des 15. Jh. schlagen die Veränderungen im Kaufverhalten (man denke nur an den Bevölkerungsanstieg und die steigende Nachfrage nach Villen) auch auf die – steigenden – Preise durch. A. Modigliani stellt – nach einer prägnanten Einführung in die Besonderheiten der ökonomischen Lage der von Einfuhren abhängigen Stadt Rom – die Örtlichkeiten vor, an denen Lebensmittel gehandelt wurden. Zu nennen sind vor allem Campo dei Fiori und die beiden Tiberhäfen. Die Piazza Navona trat neben den Markt auf dem Kapitol. Außerdem gab es spezialisierte Märkte wie den Fischmarkt an S. Angelo in Pescheria. Auch der Name der Piazza Pollarola kündet noch heute von dem alten Warenangebot, da hier einst Hühner (*polli*) und Eier verkauft wurden. Die folgenden drei Beiträge sind mit Listen und Stadtplänen zu den von baulichen Eingriffen betroffenen Kirchen (R. Samperi), Kardinalsresidenzen (G. Aurigemma, S. Speridei) und Hospitälern (F. Colonna) versehen. Alle drei Sektoren hatten viel den Zuwanderern von jenseits der Alpen zu verdanken, seien diese nun Ordensleute, finanzstarke Kuriale oder Handwerker gewesen. Unbefriedigend, da nur alte Literatur aufarbeitend und lückenhaft, ist das Repertorium zu 58 im 15. Jh. nachgewiesenen römischen Hospitälern, die unsystematisch den Kategorien ON (*Ospedale Nazionale*), OP (*Ospedale Pubblico* [darunter fallen die Spitäler der Bruderschaften]), OA (*Ospedale delle Arti* [mit nur drei Nummern!]) zugeordnet werden. R. Meneghinis Beitrag zur Situation der Kaiserforen im 15. Jh. belegt die Bedeutung der Ergebnisse, die die Grabungskampagnen der letzten Jahre erbracht haben. Bis zur Schaffung des *Quartiere Alessandrino* durch den Kardinal Michele Bonelli am Ende des 16. Jh. war diese Gegend noch weitgehend durch die Präsenz von alten Kirchen und Klöstern sowie von neueren Handwerksbetrieben (Töpfereien) geprägt, die von Zuwanderern aus Norditalien betrieben wurden, die den sich verstärkenden Bevölkerungszuwachs belegen. D. Esposito geht den Weingärten und Gärten nach, die sich in den weiten unbebauten Arealen innerhalb der antiken Stadtmauern Roms ausdehnten. Es ist kein leichtes Unterfangen, die Grenze des *Abitato* vom *Disabitato* im 15. Jh. zu definieren. Der Wein, den man gewann, war im übrigen schlecht und erreichte nicht die (mäßige) Qualität der Weine aus den Colli Albani. Den Band beschließt eine umfangreiche Anthologie von Quellentexten, die meist ins Italienische übersetzt sind. Andreas Rehberg

Knut Schulz/Christiane Schuchard, Handwerker deutscher Herkunft und ihre Bruderschaften im Rom der Renaissance. Darstellung und ausge-

wählte Quellen, Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, 57. Supplementband, Rom–Freiburg–Wien (Herder) 2005, 712 Text- und 6 Tafelseiten, ISBN 3-451-26719-5, € 128. – Autorin und Autor, beide bestens ausgewiesene Romkenner und zugleich Experten im Bereich der Geschichte des vormodernen europäischen Handwerks, legen mit dem vorliegenden Band eine Auswahledition verschiedener Quellengattungen bis zur Mitte des 16. Jh. vor, die vor allem aus den reichen Beständen der Anima und des Campo Santo schöpft. Zentrale Bestände stellen zum ersten original und kopial erhaltene Urkunden dar, wobei in der Regel der Kerntext wiedergegeben wird und ferner alle genannten Personen erfasst werden. Neben der urkundlichen Überlieferung werden zum zweiten bisher nicht publizierte Quellen aus den Archiven der römischen Bäcker- und Schuhmacherbruderschaft zugänglich gemacht. Die erhaltenen Mitgliederverzeichnisse werden komplett zum Druck gebracht, während bei der Statutenüberlieferung eine Auswahl getroffen werden musste. Sinnvollerweise wird den ältesten überlieferten Statuten besonderer Raum eingeräumt. Die notarielle Überlieferung bietet zum dritten einen weiteren Komplex, wobei freilich auch hierbei ausgewählt wurde und „deutsche" Betreffe aus den Aufzeichnungen einiger Notare zum Druck gebracht werden. – Für welch vielfältige Themen und Fragestellungen das Material mit Gewinn herangezogen werden kann, sei stichwortartig angedeutet. Römische Kurie, „Fremdgruppen" in der *Urbs*, Handwerker und Gewerbetreibende deutscher Herkunft sowie deren Präsenz; Migrationsverhalten und Rückkoppelung an die Heimat; Selbstverständnis und Identitätsbewusstsein; Organisationsstruktur und Ausdrucksformen bruderschaftlicher Gemeinschaften; individuelles Verhalten im Bereich von Religiosität sowie Fragen nach Isolation und Integration; Informationen zur Gendergeschichte, wie die Verlobung und Verheiratung von Mädchen sowie die Lebensumstände von Frauen; vielfältige Aspekte gewerblicher Tätigkeit und Existenz; nicht zuletzt die Rolle gewerblicher Sonderbereiche. – Mehrere thematisch ausgerichtete einführende Kapitel sprechen zahlreiche sich aus den publizierten Quellen ergebende thematische Aspekte an: Bevölkerungsentwicklung und Fremdenanteil; Rolle und Stellung von Sattlern und Gastwirten, Barbieren und Badern, Bäckern und Schuhmachern; Handwerkerwanderungen etc. Die seit C. Maas (1981) wiederholt vertretene Auffassung, die deutsche Präsenz in Rom sei seit den 70er Jahren des 15. Jh. schwächer geworden, wird durch das nun vorgelegte Material nicht bestätigt. Erst im 16. Jh. treten demnach andere „Fremdgruppen", insbesondere Spanier und Franzosen stärker in Erscheinung. Es bleibt zu hoffen, dass solche und andere Ergebnisse dieser in deutscher Sprache formulierten Abschnitte auch entsprechend rezipiert werden. Künftigen Forschungen bietet der Band jedenfalls vielfältige

Anregungen und Anknüpfungspunkte. – Zu weiterführenden Studien regen nicht zuletzt die vorbildlichen, von Thomas Kern erstellten, computergestützten Register an: Personennamen, Orts- und Herkunftsangaben, Berufs- und Funktionsbezeichnungen, Römische Lokalitäten. – Die Autoren betonen selbst, dass der vorliegende Band eng – gleichsam als zweiter Teil – mit der bereits 2002 vorgelegten Publikation verzahnt ist und diese in vielfacher Hinsicht erweitert und ergänzt: „Confraternitas campi sancti de Urbe. Die ältesten Mitgliederverzeichnisse (1500/01–1536) und Statuten der Bruderschaft" (vgl. Quellen und Forschungen 83 [2003], S. 669f.). Mit beiden Bänden liegen wertvolle Arbeiten historischer Grundlagenforschung zur Geschichte Roms in der Zeit der Renaissance vor, von denen kulturhistorische Forschungen dauerhaft profitieren werden. Michael Matheus

Sergio Rossetti, Rome. A Bibliography from the Invention of Printing through 1899, vol. II: A–G, Biblioteca di bibliografia italiana 169, Firenze (Olschki) 2001, XIII, 508 S. ISBN 88-222-5039-7, € 74; vol. III: H-Z, Biblioteca di bibliografia italiana 180, Firenze (Olschki) 2004, VIII, 532 S. ISBN 88-222-5312-4, € 70; vol. IV: Indices, Biblioteca di bibliografia italiana 181, Firenze (Olschki) 2004, 237 S. ISBN 88-222-5039-7, € 35. – *Bibliografie complete non credo che ne siano: ci sono bibliografie povere e bibliografie ricche.* Diesen Gedanken formulierte Benedetto Croce 1889. Wie treffend diese Beobachtung auch heute noch ist, wird bei den vorliegenden Bänden deutlich. Historische Werke über Rom erfassen zu wollen, ist für einen Herausgeber, unterstützt von Mitarbeitern, ein wagemutiges Unternehmen. Die Ewige Stadt selbst ist einzigartig und ihre Geschichte nahezu unerschöpflich. Die Faszination und Strahlkraft Roms haben seit der Erfindung des Buchdrucks zu einer kaum mehr überschaubaren Flut von Reise- und Pilgerführern sowie zu unzähligen Stadtbeschreibungen geführt. Bereits im ausgehenden 18. Jh. kam es zur ersten Veröffentlichung einer Bibliographie von Luigi Ranghaiasci (Bibliografia storica delle città e luoghi dello Stato Pontifico, Roma 1792). Diese Tradition wurde im 19. und 20. Jh. fortgeführt, einige auch heute noch unverzichtbare Zusammenstellungen der Beschreibungen und Reiseführer über die Ewige Stadt wurden publiziert, etwa die immer noch als Standardwerk geltende Arbeit von Ludwig Schudt (Le Guide di Roma, Wien–Augsburg 1930). Dieses Werk war denn auch eine Grundlage für die vorliegenden vier Bände. Ergänzt wurden diese und andere gedruckte Bibliographien und Kataloge (z. B. National Union Catalogue, British Museum Catalogue) durch die Auswertung zentraler Bibliotheksverzeichnisse und Archivinventare in Rom und Italien (z. B. Biblioteca Apostolica Vaticana, Biblioteca Nazionale Centrale Vittorio Emanuele, Biblioteca Casanatense, Archivio Storico Capitolino). – Nun

liegt also eine neue Bibliographie über die Ewige Stadt vollständig vor, die die Romführer und Rombeschreibungen seit dem Beginn des Buchdrucks bis zum Jahre 1899 verzeichnet. Zu verweisen ist hier auch auf die Einleitung des 2000 erschienenen ersten Bandes (The Guidebooks), in der die der Bibliographie zugrunde liegende Systematik sowie die Auswahlkriterien erläutert werden (vgl. QFIAB 81 [2001] S. 838/4). Insgesamt wurden rund 12000 Titel zusammengetragen. Die Tatsache, dass bislang über die gängigen Rom-Bibliographien der Werke bis zum 19. Jh. nur rund 3000 Titel (Bd. I, S. XIX) erschlossen werden konnten, dokumentiert den Quantensprung, der mit diesem neuen Standardwerk erreicht wurde. Das Themenspektrum ist weit gesteckt, Hg. und Mitarbeiter setzten sich zum Ziel, eine Bibliographie zur Stadt Rom zu veröffentlichen, die auf der Grundlage einer *ricerca senza limiti di campo* fußt. (Bd. 1, XVII) Die Bearbeiter waren aber gleichzeitig mutig genug, klare Auswahlkriterien zugrunde zu legen, um sich nicht einer von vorneherein unlösbaren Aufgabe zu stellen. *Ciò nonostante siamo stati costretti ad escludere molto materiale per evitare di perderci in un labirinto senza speranza di uscita* (Bd. I, S. XIX). Ausgeklammert wurden beispielsweise Manuskripte, geographische Karten, Zeitungen aber auch die für die römische Geschichte so wichtigen *avvisi*, *bandi*, *bolle*, *brevi* oder *decreti*. Diese Einschränkung scheint vor dem Hintergrund der Fülle des Materials durchaus gerechtfertigt. – Während der erste Band die Romführer und -beschreibungen chronologisch auflistet, liegt Bd. II und III eine alphabetische Systematik zugrunde, die sich primär an den Autorennamen orientiert. Anonyme Publikationen, die nicht bereits in Bd. I veröffentlich sind, wurden zumeist den Kategorien ‚Academies' (z. B. Arcadia, S. Luca), Ephemeral (z. B. Konklaven, Jubiläen, Feste) oder Statutes (z. B. Statuten von Bruderschaften, Kongregationen Zünften, Hospitälern) zugeordnet und sind innerhalb dieser Gruppen ebenfalls chronologisch sortiert. Aufgrund des quantitativen Zuwachses, den der Buchmarkt im 19. Jh. erfuhr, mussten für diese Periode einige Einschränkungen bei der Titelaufnahme vorgenommen werden, etwa bei Nachdrucken oder enzyklopädischen Werken (Bd. II, S. V–VII). – Nicht nur thematisch wurde der Versuch unternommen, die verschiedensten Bereiche abzudecken, auch sprachlich wurden kaum Grenzen gesetzt. Aufgenommen wurden Drucke in lateinischer, italienischer, deutscher, englischer, französischer, spanischer und niederländischer Sprache, freilich stellen die italienischen Titel den mit Abstand größten Anteil. Die Bibliographie verzeichnet laufende Nummer, Autor (teils mit Lebensdaten), Titel, Druckort, Drucker, Druckjahr, Format, Seitenzahl und ggf. Anzahl der Abbildungen. Ergänzt werden diese durch bibliographische Angaben und /oder Besitznachweise einschlägiger Bibliotheken und Archive. – Das Werk erschließt sich freilich erst durch den ebenfalls 2004 er-

schienen Registerband (IV). Dieser indiziert nicht nur die Bände II und III, sondern verweist ebenfalls auf den ersten Band der Romführer. Das Register ist in fünf Bereiche unterteilt und gliedert sich nach 1. Titeln, 2. Sachen, 3. Mitherausgeber, Kommentatoren, Stecher, Mitautoren, Pseudonyme und Übersetzer, 4. Drucker und Druckort, 5. Druckort und Drucker. Zweifelsohne kommt dabei für eine systematische Themenerschließung dem Sachindex eine besondere Bedeutung zu, den Buchwissenschaftler werden freilich besonders die letzten beiden Indices interessieren. Der Indexband erschließt aber auch Fehler und unsystematisches Vorgehen der Bearbeiter. Zwar wird in Band II betont, die Einträge des ersten Bandes seien teilweise ergänzt bzw. verbessert worden, doch wäre es sicherlich hilfreich gewesen, wenn die Bände auch konsequent aufeinander abgestimmt worden wären. Während beispielsweise bei den von Giuseppe Vasi veröffentlichten Werken bei den Nummern 11232–11238 auf die jeweiligen Einträge im ersten Band verwiesen wird, fehlt dieser bei 11239, der jedoch G 1318 entspricht. Bei den Publikationen von Carlo Bartolomeo Piazza (8137–8154) erschließt sich eine Systematik ebenso wenig. Die meisten Titel sind sowohl in der chronologischen Übersicht als auch im alphabetischen Teil aufgeführt, ein Verweis aufeinander erfolgt aber nur in einem einzigen Fall. Leider mangelt es auch nicht an Fehlern – so soll wohl das Werk von Carl Sachse (9032) identisch sein mit G 1402, dies wird nicht zuletzt aufgrund von Formatangaben und bibliographischen Hinweisen deutlich. Doch einmal lautet der Titel „Beschreibung der Stadt Rom …“, ein anderes Mal „Versuch einer Beschreibung der Stadt Rom …“. Exakt müsste es heißen „Versuch einer kurzgefaßten historisch-topographischen Beschreibung der Stadt Rom …“. Stichproben des Sachindexes führen zu folgenden Ergebnissen: unter dem Eintrag *Campagna Romana* wird auf das Werk Nr. 1530 von Luigi Canina „Campagna romana esposto allo stato antico e moderno“ verwiesen. Wäre im gleichen Register nicht auch der Nachweis auf Nr. 1555a, zu erwarten? Der Titel der von demselben Autor herausgegeben Pläne lautet „Pianta topographica della campagna romana, esposto nello stato antico e moderno“ (diese erschließen sich übrigens unter dem Eintrag *topografia (Roma antica)*, nicht aber unter *topografia (Roma moderna)*). Ein weiteres Beispiel verdeutlicht, wie nachlässig gearbeitet wurde: Im Index der Coautoren findet sich unter Visconti, Filippto Aurelio der Hinweis auf G 1403. So erschließt man sich das Werk von Giuseppe Valadier (u. a.) „Raccolta delle più insigni fabbriche di Roma antica e sue adiacenze …“ (Bd. 1, S. 143). Auch in Bd. III, S. 492, ist das Opus von Valadier unter der laufenden Nummer 11142 verzeichnet, sogar mit weiteren Zusatzinformationen und Exemplarnachweisen sowie dem Hinweis auf G 1403. Doch ist nicht zu verstehen, warum der Index nicht auf 11142 verweist. Der Benutzer stellt

zudem fest, dass der Drucker Mariano de Romanis aus Rom zwar 11142 gedruckt hat, nicht aber G 1403. Solche Stichproben lassen das Vertrauen in das Register und die Möglichkeiten einer systematischen Verwendung schwinden. Noch störender sind jedoch die orthographischen und sprachlichen Fehler. Hier seien lediglich einige Beispiele bei deutschsprachigen Titeln genannt. So wird aus dem Verlag der Leo-Gesellschaft in Wien „Leo Befellfchaft" (11468). Was sich hinter Pietro Baldassaris „Geschichte der Wegthrung und Gefangenschaft Pius IV ..." (678) verbirgt ist die „Wegführung", dies erschließt sich allerdings aus der Bibliographie nicht. Derartige Fehler und Ungenauigkeiten sind leider keine Seltenheit. Vielmehr gewinnt man den Eindruck, dass kaum ein deutsches Werk korrekt zitiert ist. (Vgl. beispielsweise auch 5439, 5549, 6473, 7445, 8236, 9033, 9226, Titelregister zu 8670). Einige Fehler lassen den Benutzer erstaunen. Wurde im ersten Band der Romführer von Peter Paul Ausserer (G 2049) noch mit (fast!) korrekter Titelaufnahme verzeichnet (der Drucker heißt allerdings Kircheim, nicht Kirchleim), wurde das gleiche Werk in Bd. II gleich mit drei orthographischen Fehlern eingetragen (594). Auch die Art und Weise, wie längere Titel abgekürzt werden, ist nicht schlüssig. So findet sich die Publikation von Michael Wittmer (11481) „Rom, ein Wegweiser durch die ewige Stadt und die römische Campagna" in der Bibliographie wieder unter „Rom ... in die römische Campagna", und dies obwohl er in Band I richtig zitiert ist (G 1948). Mittels der Datenbanken, die im Internet zur Verfügung stehen, wäre eine Überprüfung leicht möglich gewesen. Hg. und Mitarbeiter waren sich der Worte Benedetto Croces offenbar bewusst als sie formulierten *è praticamente impossibile, impensabile elencare tutto ciò che è stato pubblicato* (Bd. I, S. XIX). Sicherlich ist die hier vorgelegte Zusammenstellung der Werke zur Ewigen Stadt eine der reicheren Bibliographien und dafür gebührt dem Herausgeber Dank. Wertvoll sind die Verweise auf jene Institutionen, in denen die teilweise sehr seltenen Exemplare eingesehen werden können. Die Bände sind mithin eine Fundgrube für künftige stadt-, kultur-, papst- und kirchengeschichtliche Forschungen. Mehr Sorgfalt hätte der Bibliographie aber zweifellos gut getan. Zu wünschen wäre eine gründlich überarbeitete Onlinefassung, die Suchoperationen gestattet und den unzuverlässigen Registerband überflüssig werden lässt. Ricarda Matheus

Marina Caffiero, Battesimi forzati. Storie di ebrei, cristiani e convertiti nella Roma dei papi, La corte dei papi 14, Roma (Viella) 2004, 352 S., € 22. – Marina Caffiero, durch zahlreiche Publikationen der vergangenen Jahre als eine der besten Kennerinnen des jüdischen Lebens im Rom der Frühen Neuzeit ausgewiesen, gibt in diesem Buch keine Geschichte (*storia*) der Juden Roms, sondern erzählt Geschichten (*storie*) aus dem facettenreichen Verhält-

nis zwischen päpstlicher Administration und römischen Juden zwischen dem 16. und dem 19. Jh. Im Zentrum dieser Geschichten steht der Glaubenswechsel, die Konversion vom Judentum zum Christentum, und hier, besonders umstritten, der erzwungene Glaubenswechsel durch die Spende des Taufsakraments ohne Einwilligung des Getauften oder dessen Stellvertreters – bei Minderjährigen, der Eltern. In der Affäre Mortara von 1858, die Caffiero allerdings nicht mehr ausführlich behandelt, stilisierte eine erregte liberale Öffentlichkeit eine derartige „Zwangstaufe" und ihre Folgen sogar zum Argument für die Forderung nach dem Ende der „unmenschlichen" weltlichen Herrschaft des Papstes. Nach herrschender theologischer Auffassung konnte das Sakrament der Taufe, besonders in Notlagen, etwa einer lebensgefährlichen Erkrankung, von jedermann gültig gespendet werden. Die formal korrekt erteilte Taufe machte den Getauften automatisch zum Christen und nahm die Kirche in die Pflicht, für dessen weitere christliche Erziehung Sorge zu tragen. Im päpstlichen Rom, in dem bis zum Ende des Kirchenstaates eine große jüdische Gemeinde ununterbrochen lebte, führte diese komplexe Problematik regelmäßig zu haarsträubenden Fällen, wenn etwa übereifrige Christen Juden bei den kirchenstaatlichen Behörden als taufwillig denunzierten, Judenkinder ins Katechumenenhaus entführten oder gar selbst „tauften", um ihnen ihr „Seelenheil" zu retten, wenn sich jüdische Mütter zur Konversion entschlossen, zur Taufvorbereitung mit ihren Kindern ins Konvertitinnenkloster zogen, dies aber vorzeitig wieder verließen, jedoch ihre Kinder zurücklassen sollten, weil diese zwischenzeitlich die Taufe bereits empfangen hatten. Die Taufe spaltete mitunter ganze jüdische Familien: getaufte Großeltern entrissen ihren beim jüdischen Glauben verbleibenden Kindern die Enkel, um diese wiederum taufen zu lassen. Wer dauerhaft und aus eigener Entscheidung Christ wurde, hatte in der Regel keine Möglichkeit mehr, seine alte Familie wiederzusehen. Nicht nur die Christen, sondern ebenso die Juden lehnten in solchen Fällen einen „Dialog" ab. Caffiero durchforstet dieses Dickicht aberwitziger Fälle anhand der Akten aus dem Archiv der Glaubenskongregation und vor allem der Bestände des Archivs des römischen Generalvikariats, dem das 1543 von Paul III. gegründete Katechumenenhaus unterstand. Einer knappen Einführung über die jurisdiktionelle Situation der Juden in Rom während der Frühen Neuzeit läßt sie eine sorgfältige Analyse der Lehrschreiben Papst Benedikts XIV. (1740–1758) zur Tauffrage folgen. Der rechtsgelehrte Papst Lambertini hatte die Dringlichkeit erkannt, dem wilden Taufwesen klar umschriebene Grenzen zu setzen, und hatte die Zulässigkeit der Taufe jüdischer Kinder auf zwei Fälle beschränkt: wenn das Kind sich entweder in Todesgefahr befinde oder von den Eltern ausgesetzt worden sei. Clemens XIII. stellte 1764 das „wilde" Taufen jüdischer Kinder unter schwere Strafe. In den folgenden

Kapiteln schildert Caffiero einzelne Fälle, beschreibt die Taufriten und versucht – was aufgrund der Quellenlage doch schwierig erscheint – das „gespaltene Ich" getaufter Jüdinnen und Juden zu erfassen. Ihr Buch vermittelt einen lebendigen, quellengesättigten Eindruck von einem Einzelaspekt jüdischen Lebens unter päpstlicher Herrschaft, der nicht für ein Bild des Ganzen genommen werden sollte. Denn tatsächlich entsprach das Taufen von Juden, gar als Ausdruck einer systematischen Konversionsstrategie, keineswegs dem Normalfall päpstlicher Politik den jüdischen Untertanen gegenüber. Zwischen 1614 und 1797 sind im Katechumenenhaus lediglich 1958 Taufen von Juden registriert, pro Jahr im Schnitt weniger als elf. Besonders die Zwangstaufen, so krass die Einzelfälle den Nachgeborenen zurecht erscheinen, waren also Ausnahme, nicht Regel. Thomas Brechenmacher

Marina Baldassari, Bande giovanili e „vizio nefando". Violenza e sessualità nella Roma barocca, La corte dei papi 15, Roma (Viella) 2005, 176 S., ISBN 88-8334-157-0, € 18. – Während in Venedig und Florenz Homosexualität schon seit längerem Thema der historischen Delinquenzforschung ist, hat Marina Baldassari mit ihrer Dissertation (Universität La Sapienza) für das Rom des 17. Jh. hier Pionierarbeit geleistet. Sie beschränkt sich allerdings nicht auf männliche Homosexualität, wie der Titel suggerieren könnte, sondern bearbeitet das, was *vizio nefando* damals im juristischen Sinn meinte, nämlich den Analverkehr beider Geschlechter. Die Quellen dafür fand sie beim Tribunal des *Governatore di Roma*, denn leider sind ja die Strafakten vom Gericht des *Vicario*, wo man die Verfolgung des *vizio nefando* nach der offiziellen Kompetenzverteilung erwarten müsste, vor 1801 nicht erhalten. Wenn man davon ausgeht, dass dem *Governatore*-Gericht zumindest über Anzeigen aus der Bevölkerung nicht weniger *vizio nefando*-Fälle zur Kenntnis kamen, so bleibt das Delikt mit 116 Fällen 1601–1666, davon etwa 40 Fällen männlicher Homosexualität, doch erstaunlich unterbelichtet, erstaunlich für das Jahrhundert der ausklingenden katholischen Reform. Baldassari analysiert nach diesen Quellen zuerst die Fälle männlicher Homosexualität oder exakter die gewalttätiger homosexueller Päderastie nach Situationen, Tatorten, Opfer–Täter-Verhältnis und Anzeigeverhalten. Typisch sind hier zwei Deliktformen, eine die sich gegen 10- bis 14jährige Jungen richtete, und eine andere, bei denen die betroffenen Kinder gerade etwa halb so alt waren. Ausgangspunkt in beiden Fällen war die Nachbarschaft, vor allem das zum Teil sehr beengte Zusammenleben verschiedener Familien, und mangelnde Beaufsichtigung durch die berufstätigen Eltern. Waren ältere Jungen die Opfer, so geschah es aber nicht selten in einem Ausbildungsverhältnis mit dem Lehrherrn als Täter; in einem bizarren Fall aus dem Jahr 1614 hatte sich um den schönen Lehrling

eines Handwerkers sogar ein Anbeterkreis erwachsener Homosexueller gebildet. Ältere Jungen wurden daneben auch in Gartenhütten des *desabitato* gelockt oder auf dem Schulweg belästigt. Die Autorin wendet hier, wie auch in den anderen Teilen des Buches, die kluge und übersichtliche Technik an, zuerst einen einzigen charakteristischen Fall im Detail vorzustellen, ihn dann zu analysieren und daraufhin in den Rahmen des vorhandenen Vergleichsmaterials zu stellen. Baldassari weitet ihr Thema zu Recht auch auf die römischen Jugendbanden aus, denn diese Banden hielten nicht zuletzt durch einen brutalen Eros zusammen, physische Zuneigung Gleichaltriger und Vergewaltigung Jüngerer durch die 16- bis 18jährigen Anführer. Diese Banden aus bitterarmen Waisenjungen, angesiedelt zwischen Gelegenheitsarbeit, Bettelei und offener Delinquenz, werden durch Baldassaris Erschließung der *vizio nefando*-Quellen für die Forschung überhaupt erst greifbar. Offenbar stellten sie die Strafverfolgungsbehörden vor eine schwierige Aufgabe, denn noch im 16. Jh. wurden diese Banden von der römischen Bevölkerung wohlwollend geduldet, als Vorkämpfer in Prügeleien zwischen den *rioni*, als beliebte Mitspieler beim Karneval und generell als furchtlose Verächter einer ungeliebten Ordnung. Am überraschendsten mag die Tatsache erscheinen, dass einige dieser Banden ihre homoerotischen Beziehungen in und um ihre Stammkneipen oft provozierend zur Schau stellten und sogar attraktive Bandenmitglieder prostituierten. Dieser unerwartete Befund, das sei am Rande erwähnt, gibt Montaignes oft angezweifelter Geschichte von einer homosexuellen Massenhochzeit mit blasphemischen Riten im Jahr 1578 zum ersten Mal eine brauchbare Erklärung. Abseits der geschilderten homosexuellen Päderastie und solcher Jugendbanden kann Baldassari eine Fülle von Details vor allem aus dem Bereich zufälliger homosexueller Begegnungen präsentieren. Der Rahmen ist dabei immer die Armutskultur der römischen Unterschichten, gemeinsames Nacktbaden, gemeinsames Übernachten in einem Bett in ärmlichen Herbergen und natürlich auch der von der Autorin leider nicht explizit thematisierte extreme Frauenmangel im frühneuzeitlichen Rom. Nicht dokumentierbar ist dagegen in den von ihr verarbeiteten Akten das friedliche Zusammenleben erwachsener Homosexueller. Damit scheint sich eine früher vom Rezensenten für das 16. Jh. geäußerte Vermutung zu bestätigen, dass die römische Bevölkerung außerhalb von Zeiten religiöser Spannung der praktizierten Homosexualität in der Nachbarschaft recht gleichgültig gegenüberstand und sie, solange keine Gewalt ins Spiel kam, kaum je anzeigte. Baldassari hat, wie erwähnt, ihrer Untersuchung den zeitgenössischen juristischen Begriff des *vizio nefando* zugrundegelegt. Das mag reizvoll erscheinen, bringt tatsächlich aber vielfältige Probleme mit sich, wie ähnliche Versuche für Venedig beweisen. Die Verfolgung des heterosexuellen Analverkehrs, der ja im Untersuchungszeitraum in

Rom quantitativ an erster Stelle rangierte, erschließt vollkommen andere Kategorien von Tätern, Opfern (üblicherweise Prostituierte) und Tatumständen, ist also mit den bisher dargestellten Befunden letztlich gar nicht zu vergleichen. Dies gilt insbesondere für den Analverkehr zur Empfängnisverhütung, wie er selbst innerhalb der Ehe angewandt wurde. Die Vf. hat ihre solide und sehr überzeugende Arbeit mit Kapiteln über die kirchliche und juristische Definition des *vizio nefando*, die Entwicklung der gesetzlichen Vorgaben, die Strafverfolgung im Vergleich der italienischen Staaten und das römische Justizsystem abgerundet. Hier macht es sich leider störend bemerkbar, dass Baldassari fast nur Literatur in italienischer Sprache, darunter auch deutlich überholte Literatur, benutzt hat, obwohl nun gerade zu diesen Themen auf deutsch und englisch, aber durchaus auch auf italienisch, in den letzten Jahren nicht wenig veröffentlicht wurde. Ein kleiner Hinweis zu der Formulierung *mi volevano dare*, die der Autorin Schwierigkeiten bereitet (S. 128): *dare* im römischen umgangssprachlichen Kontext des 16. und 17. Jh. bedeutet immer schlagen oder verprügeln. Peter Blastenbrei

Golo Maurer, Preußen am Tarpejischen Felsen. Chronik eines absehbaren Sturzes. Die Geschichte des Deutschen Kapitols 1817–1918, Regensburg (Schnell & Steiner) 2005, 320 S., 169 Abb., ISBN 3-7954-1728-7, € 39,90. – Die äußerst lesenswerte Darstellung, die schon ein breiteres Echo gefunden hat (s. FAZ 7. 1. 2006, S. 41), beschreibt anhand der preußischen Gesandtschaft, dann deutschen Botschaft im Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol die offizielle Präsenz Deutschlands in Rom. Der Untertitel – „Chronik eines absehbaren Sturzes" – gibt die Perspektive vor: der Weg der Deutschen hinauf aufs Kapitol und wieder hinab scheint wie ein Abbild des Weges, der die Deutschen im 19. Jh. auf die Höhen einer Großmacht und dann, im Ersten Weltkrieg, steil hinab in die Niederlage führte. Die *Anabasis* aufs Kapitol, die im Nachhinein wie Hybris wirkt, wird gut erklärt als persönliche Wahl eines künftigen Gesandten (Bunsen), der einen damals, 1817, noch wenig beachteten Standort als Wohnsitz wählt und die Gesandtschaft dann eben mit hinauf nimmt. Doch mit der italienischen Einigung von 1870 erhält das Kapitol einen anderen Stellenwert: die unterdes erfolgte Ausweitung des deutschen Anteils dort oben (Archäologisches Institut, Evangelisches Krankenhaus, Evangelische Gemeinde), an der sich die päpstliche Regierung meist desinteressiert gezeigt hatte, wird jetzt, mit nationalen Augen, als unangemessen und störend empfunden – seither rücken (ein vom Vf. weidlich ausgenutztes Bild) die Deutschen auf dem Kapitol immer näher an den Rand des Tarpejischen Felsens. All das wird – anhand der Akten im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, der Memoirenliteratur, der Wissenschaftsgeschichte – in all seinen Fa-

çetten weit über das Diplomatiegeschichtliche hinaus dargestellt: die archäologischen Aktivitäten im Rahmen der Gesandtschaft (Gründung des internationalen *Instituto di corrispondenza archeologica*, aus dem nach 1870 das angesehene Deutsche Archäologische Institut hervorgehen wird; Feststellung des zuvor unter S. Maria in Araceli lokalisierten Jupiter Capitolinus-Tempels unter dem Gesandtschaftsgebäude: nach 1920 ausgegraben und soeben, Dezember 2005, in voller Größe der Öffentlichkeit zugänglich gemacht); die Mittelpunktsfunktion der Gesandtschaft bzw. Botschaft in der Fürsorge für Wissenschaftler, Künstler, evangelischen Gottesdienst (der im päpstlichen Rom nur im Schutze des Völkerrechts, also in der Gesandtschaftskapelle möglich war); die völlige Änderung der Situation durch *Roma capitale* 1870. Seither wird der Sturz ein „absehbarer", mit der wachsenden Empfindlichkeit der italienischen, der wachsenden wilhelminischen Großtuerei der deutschen Seite. Das Kapitol wird zu einem Ort, an dem man „Geeintes Italien" inszenieren kann, etwa durch den Bau des monströsen *Vittoriano* sozusagen Rücken an Rücken mit der deutschen Botschaft, die anstelle des Ballsaals nun einen Thronsaal mit fest installiertem Kaiserthron bekam: und das war auf dem Kapitol vielleicht doch etwas anders als in der deutschen Botschaft in Paris (aber: „Wenn die Römer da oben einen schneidigen Palast sehen, schließen sie auf ein schneidiges Volk", meinte Wilhelm II., der dem kleinwüchsigen italienischen König absichtsvoll immer seine längsten Männer schickte). Forsches Auftreten deutscher Botschafter, Animositäten auch zwischen den Archäologen (doch sollte man, S. 156, nicht Margarita Guarduccis Polemik gegen Wolfgang Helbig zu den Spätfolgen rechnen: immerhin formulierte Frau Guarducci die Initiative für die Rückgabe der archäologischen Bibliothek an die Deutschen, *Petizione De Sanctis* gegen *Mozione Croce* 1950), wachsende italienische Überwältigungsängste gegenüber der ausgreifenden deutschen Wirtschaft: all das trieb die Entfremdung voran. Der Sturz vom Kapitol, das inzwischen zu einem Drittel (!) deutsch war, wurde immer absehbarer. So kam der Erste Weltkrieg. – All das wird mit großer Detailkenntnis und doch locker vorgetragen, ja bisweilen witzig, aber nicht auf Kosten wissenschaftlicher Erkenntnis (nur im Nachwort schäumt es etwas über). Einige Druck- und sonstige Fehler sind stehengeblieben (S. 36 Manzini statt Mazzini, 1552 statt 1852; S. 97 Liszt „Mönch" statt Abbé, S. 160 *fons Baudosiae* statt Horazens *Bandusiae*), halten sich aber in Grenzen. Stärker ins Gewicht fallen Irrtümer in der Beschriftung der Abbildungen: Abb. 2 zeigt nicht den „sog. Tarpejischen Felsen" (wie er auf dem Plan Abb. 1 eingetragen ist), sondern die Gegenseite unter dem Vorplatz des Palazzo Caffarelli; Abb. 4 nicht die Einfahrt des österreichischen Botschafters in den Vatikan, sondern seine Ausfahrt aus dem Palazzo Venezia (eben seiner Botschaft); Abb. 5 ist nicht der

junge Wilhelm von Humboldt, sondern der alte Alexander von Humboldt; Abb. 149 ist Bethmann Hollweg nicht richtig identifiziert. Doch ist der Abbildungsteil reich und gut gewählt. Arnold Esch

Julia Laura Rischbieter, Henriette Hertz. Mäzenin und Gründerin der Bibliotheca Hertziana in Rom; Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 14, Stuttgart (Steiner) 2004, 184 S., 16 Abb., ISBN 3-515-08581-5, € 38. – Henriette Hertz, bekannt eigentlich nur als namengebende Stifterin der Bibliotheca Hertziana in Rom, erhält hier erstmals eine Biographie, die sie in ganzer Figur hervortreten läßt. Wie statthaft die Gattung der historischen Biographie heute sei (so die Frage in „Einleitung" und „Vorüberlegung"), sollte die Vf. dabei nicht bekümmern: es muß nur etwas Gutes dabei herauskommen. Unter umfassender Auswertung der verfügbaren Quellen wird zunächst der Lebensweg verfolgt: von der kleinbürgerlichen jüdischen Herkunft in Köln nach England, die Nähe zur Familie Mond, deren wirtschaftlicher Erfolg (Sodaproduktion in England) das spätere Mäzenatentum erst möglich machte; die Zuwendung zum Italien der Renaissance, und endlich der Weg von England nach Rom. Anhand der Briefe, Tagebücher und Roman-Entwürfe macht die Vf. sichtbar, wie sich in H. H.'s Vorstellungen die Tradition deutscher und englischer Italienbilder niederschlägt, und mit welchen Beobachtungen und gefühlvollen Reflexionen sie Rom – und sich selbst in Rom – wahrnahm. Der gesellschaftliche Kreis von Rang, den sie im Palazzo Zuccari dann an sich zu ziehen wußte, wird möglichst vollständig erfaßt (doch war Wolfgang Helbig nicht „Leiter" des Archäologischen Instituts, S. 71/95/155, war zweiter nicht erster *Secretar*, und zog sich auch deswegen in die Villa Lante zurück), ihr wissenschaftliches Interesse („dilettantisch" in des Wortes doppelter Bedeutung) und ihr *collezionismo* gekennzeichnet, ihre gemeinnützige und nicht nur mäzenatische Tätigkeit (Malariabekämpfung, Kinderkrankenhorte usw.) beschrieben. Endlich die Gründung der Bibliotheca Hertziana mit ihrer schwierigen Vorgeschichte (das S. 120 zit. Gesuch von 1907 um Gründung eines kunsthistorischen Instituts und weitere Stücke zur Vorgeschichte sind veröffentlicht im Band zur Hundertjahrfeier des Deutschen Kunsthistorischen Instituts in Florenz: „Storia dell'arte e politica culturale intorno al 1900", a cura di M. Seidel, 1999, S. 239ff.), mit den bekannten Quertreibereien des mächtigen Paul Kehr, Direktor des Historischen Instituts. Daß Kehr sich damals nicht durchgesetzt hat, freut ja auch den Historiker; nur müssen wenigstens Kehrs Gründe wiedergegeben werden, und das ist hier geschehen. Die Gründung der Bibliotheca Hertziana sollte freilich stärker in den Rahmen der Gründungsgeschichte römischer Institute, überhaupt in den wissenschaftsgeschichtlichen Kontext gestellt werden: auf dem knappen

Raum dieses Buches ist das nicht zu machen. Aber zu einer Geschichte der Bibliotheca Hertziana, die man sich zum bevorstehenden Jubiläum doch erwarten darf, wird diese Biographie ein guter Baustein sein. Arnold Esch

Santa Maria di Grottaferrata e il cardinale Bessarione. Fonti e studi sulla prima commenda, a cura di Maria Teresa Caciorgna, La regione romana 3, Roma (Istituto Nazionale di Studi Romani) 2005, IX, 453 S., Abb., Kt., ISBN 88-7311-501-2, € 60. – Das Kloster S. Maria di Grottaferrata (heute meist unter dem Namen S. Nilo geläufig) spielte eine herausragende Rolle unter den zahlreichen griechischen Klöstern Italiens, auch wenn es als eines der wenigen griechischen Klöster außerhalb des *Regno* in der historischen Entwicklung zweifelsohne einen Sonderstatus einnahm. Trotz wechselhafter Geschichte konnte dieses Kloster bis heute die Kontinuität italo-griechischer Tradition wahren und verfügt über reiche Handschriften- und Archivbestände sowie über eine Spezialbibliothek zur Geschichte des griechischen Mönchtums in Italien. Die Feierlichkeiten zum 1000jährigen Gründungsjubiläum 2004 rückten das Kloster ins Blickfeld eines breiteren Publikums und boten finanzielle Mittel zu mehreren Veröffentlichungen. Eine dieser Veröffentlichungen behandelt die in der Klostergeschichte wichtige Phase der *commenda* des Kardinals Bessarion (1462–1472) und dokumentiert auf der Basis von bisher weitgehend unveröffentlichten Quellen den sehr umfangreichen Grundbesitz des Klosters in dieser Zeit, der in den bisherigen Studien meist nur am Rande oder punktuell in die Betrachtungen einfloss. Der besondere Verdienst vorliegender Arbeit ist – neben der Präsentation der Quellen – gerade in dieser Schwerpunktsetzung und in der Einbindung des Klosters in die Besitzgeschichte Roms und des südlichen römischen Umlands zu sehen. Das vorliegende Buch ist in drei Hauptabschnitte gegliedert. In einem ersten darstellenden Teil behandeln die Autorinnen M. T. Caciorgna, L. Pera und G. Falcone die Geschichte, die wirtschaftliche Entwicklung und die Verwaltungsstruktur des Klosters von der Gründung bis zum Ende der *commenda* Bessarions („Vicende, patrimoni, gestione", S. 1–105). Es folgen die Editionen des Besitzverzeichnisses, das Bessarion bei Antritt seiner Amtszeit 1462 anlegen ließ (*Regestum Bessarionis cardinalis abatis Cryptaeferratae*, oft auch als *platea Bessarionis* bezeichnet), sowie zahlreicher Notariatsinstrumente der Notare Stephanus Thegliatius, Nicolaus Iodoci und Iohannes de Heesboem, die während der *commenda* Bessarions urkundeten, ergänzt durch drei Urkunden von Notaren aus Velletri (S. 107–277). Im dritten Teil bietet A. Ruggeri (in Zusammenarbeit mit S. Passigli) eine detaillierte topographische Einordnung aller geographischen Namen, ergänzt durch durch sechs sehr nützliche Karten (S. 279–381). Das Werk wird durch ein Abkürzungsver-

zeichnis, eine umfassende Bibliographie und ein Orts- und Personenregister abgerundet. M. T. Caciorgna bietet in ihrem einführenden Beitrag „L'Abbazia di Grottaferrata: origini, patrimoni, diritti" (S. 3–34) einen Abriß der Klostergeschichte von der Gründung bis in die Mitte des 15. Jh. Entsprechend der Schwerpunktsetzung des Werkes werden kaum Vergleiche mit der Entwicklung anderer griechischer Klöster in Italien gezogen, die sicher reiches Material zu strukturellen Gemeinsamkeiten oder „Sonderwegen" bieten könnten, dafür stehen besitzrechtliche Aspekte, der Vergleich mit stadtrömischen Klöstern und die Konfrontation mit dem römischen Adel im Vordergrund. Für diese Aspekte liefert die Autorin aber sehr interessante und überzeugende Erkenntnisse, wie z. B. den starken Rückgang der Adelsschenkungen im 12. Jh., die durch päpstliche Privilegien ersetzt wurden, die Konflikte mit den Tuskulanern 1140, die u. a. durch die unterschiedliche Parteinahme im Schisma zwischen Innozenz II. und Anaklet II. begründet waren, die Folgen der Zerstörung von Tusculum 1191 oder das im 13. und 14. Jh. wachsende Konfliktpotential mit römischen Adelsfamilien, das das Kloster zum Ausbau weiter entfernter Besitzungen zwang. Zweifelsohne richtig und für die Beurteilung der *commenda* Bessarions entscheidend ist auch die Beobachtung, dass nach einer Phase extremer Rechtsunsicherheit während des abendländischen Schismas eine Konsolidierung bereits unter Martin V. einsetzte. L. Pera liefert in ihrem Beitrag „La Platea del Bessarione: un patrimonio ricomposto" (S. 35–77) zunächst zwei wichtige biographische Profile von Pietro Vitali, dem Vorgänger Bessarions von 1432 bis 1462, dessen Rolle in der Klostergeschichte sie in überzeugender Weise herausstreicht, und von Bessarion selbst. Sie zeichnet dabei ein sehr positives Bild der *commenda*, das für Bessarion wohl zutrifft, für das Gesamtsystem allerdings stärker hinterfragt werden sollte. Ferner bleibt zu fragen, ob man im 15. Jh. bereits von einem institutionalisierten „ordo Sancti Basilii" sprechen sollte, obwohl natürlich in der Praxis gerade unter Bessarion bereits wichtige Ordensstrukturen ausgebildet wurden. Sehr überzeugend sind ihre wirtschafts- und besitzgeschichtlichen Studien auf der Basis der „Platea" von 1462. G. Falcone („Amministrazione e gestione nel decennio del Bessarione attraverso gli atti notarili", S. 79–105) beleuchtet basierend auf fundierter Kenntnis der Quellenlage und der Überlieferungsgeschichte die Verwaltung der *commenda* unter Bessarion. Interessant ist die Einsetzung von Vikaren (Niccolò Perotti 1462/63, Simeone *de Pellinis* 1463/64), nach 1464 fungierte möglicherweise der Majordomus Tommaso de Vincenzi als Generalprokurator des Kardinals für das Kloster. Der Kern der Verwaltungstätigkeiten lag in der Wahrung besitzrechtlicher Ansprüche, dem Ausbau eines internen Prokuratorensystems, der verbesserten Nutzung wirtschaftlicher Ressourcen und in Bautätigkeiten. Der Editionsteil besticht durch

die informativen Einführungen zu den einzelnen Quellen mit ausführlicher Diskussion der Überlieferungslage und durch die übersichtlichen und mustergültig nach anerkannten formalen Kriterien erstellten Editionen. Die vorliegende Arbeit ist zweifelsohne von hohem Interesse für Studien zu einer wichtigen Phase der Klostergeschichte von S. Maria di Grottaferrata, darüber hinaus aber auch für die römische Regionalgeschichte und für die Wirtschaftsgeschichte der 2. Hälfte des 15. Jh. Besonders positiv anzumerken sind die signifikante Bereicherung der Quellenlage und die ausführlichen topographischen Studien. Leider sind einige formale Ungenauigkeiten anzumerken: Die zahlreichen orthographischen Fehler bei deutschen Autorennamen und Titeln hätten durch eine genaue redaktionelle Durchsicht leicht vermieden werden können. Die Einreihung der ungedruckten Quellen in der Bibliographie zwischen gedruckte Quellen und Sekundärliteratur ist zumindest ungewöhnlich, ferner fällt bei der Ordnung der Titel die unterschiedliche Behandlung der Artikel bei deutschen und italienischen Sachtiteln auf. Dies kann freilich den positiven Gesamteindruck nicht trüben; die Lektüre kann nur nachhaltig empfohlen werden. Thomas Hofmann

Laurent Feller/Agnès Gramain/Florence Weber, La fortune de Karol. Marché de la terre et liens personelles dans les Abruzzes au haut Moyen Âge, Collection de l'École française de Rome 347, Rome (École Française) 2005, 213 pp., ISBN 2-7283-0730-X, € 36. – Il volume presenta uno studio innovativo sul piano metodologico, condotto a sei mani da uno storico, un'economista e una sociologa sul tema della formazione del prezzo della terra nel Medioevo. Aveva la terra un valore di mercato, indipendente dalle relazioni personali tra i soggetti della transazione? Quale è la legittimità di un'analisi sulla formazione del prezzo della terra nell'alto Medioevo in termini di mercato? Quale il ruolo delle transazioni fondiarie nelle relazioni personali? Che informazioni si possono trarre sulle dinamiche sociali dalla documentazione analizzata? A tali domande gli autori hanno ritenuto di poter rispondere tramite un'indagine interdisciplinare, non molto estesa – ed è un pregio – e densa. La proposta metodologica sembra essere del massimo interesse: il triplice approccio ha sortito un puntiglioso uso dei documenti, tramite una capillare destrutturazione della fonte, applicando ad essa i metodi di ciascun ricercatore. Appaiono per certi aspetti sorprendenti i risultati dell'analisi economica sui modi di acquisto dell'abate Romano, attribuiti all'ampia dotazione finanziaria e da valutarsi nelle condizioni demografiche dell'area ma anche nelle finalità politiche imperiali che sembra evidente fossero sottese alle strategie di acquisto; tutto ciò avrebbe portato alle sensibili differenze sul valore attribuito alla terra nei diversi ambiti giurisdizionali. Per quanto concerne il Karolus al quale

rimanda il titolo del libro, si tratta del soggetto principale di un'ampia selezione di documenti – 97 atti – concentrati su Vico Teatino: un caso che è stato utilizzato con l'intento di porre a verifica il metodo interdisciplinare per il quale rimane da segnalare un'ulteriore riflessione, relativamente al rapporto con la fonte. È noto che i cartulari delle abbazie dell'Italia centro-meridionale sono fonti di eccezionale interesse che testimoniano di una fase di riorganizzazione culturale e gestionale delle fondazioni, intorno al secolo XII. Di ciò si è occupato a più riprese, in precedenza, anche lo stesso Laurent Feller ma si tratta di temi e problemi che, pur avendo conosciuto una pluralità di contributi, non sono ancora stati sistematizzati in un lavoro esaustivo, né per Casauria né per altri casi. È proprio su questo versante che, a nostro avviso, il libro risulta reticente, poiché sarebbe stato opportuno poter essere assolutamente sereni circa la liceità di un'analisi tanto minuziosa come quella condotta dagli autori sul secolo IX, laddove la fonte è stata redatta, nelle forme pervenuteci, nel XII. Al di là di ragioni per sospettare significative manipolazioni della base documentaria, scaturenti da selezioni degli atti nella redazione del *Chronicon* o da falsificazioni del dettato e dei dati, sarebbe stato corretto offrire ulteriori elementi rispetto a quelli esposti (pp. 13–19) circa il rapporto tra gli eventuali originali degli atti di San Clemente – dispersi pressoché nella totalità – e il cartulario. Per tutto ciò non sarebbe stato a nostro avviso fuori luogo mostrare preliminarmente l'opportunità di una così chirurgica operazione di lettura della fonte: il *Chronicon* è stato sezionato con un bisturi preciso di cui non si conosce, però, l'opportunità di utilizzo. Si deve certo aggiungere che un esauriente lavoro in questa direzione dovrebbe estendersi da una comparazione a dimensione europea su simili prodotti fino alla verifica specifica per Casauria; stiamo qui sollevando, allora, un problema anche precedente il saggio, quello della mancanza di uno studio critico sul *Chronicon*, sulla tessitura dei documenti tra loro e con i testi narrativi. Sarebbe un supporto prezioso e pre-condizione necessaria per un'indagine come quella che si presenta. Si pensi all'ampia appendice – quasi un quarto del volume – che gli autori dedicano, giustamente, all'edizione dei documenti utilizzati per lo studio; un'edizione, però, che appare anch'essa un tentativo generoso ma non in grado di supplire alla latitanza di un lavoro critico sull'intero *Chronicon*. Si spera, allora, che il libro possa essere un ulteriore contributo per giungere a lavori sui cartulari che possano offrire, poi, agli storici, materiale più convincentemente utilizzabile; il modello interpretativo sperimentato dall'audace équipe transalpina potrà così essere utilmente applicato su più solidi campioni documentari.

Mario Marrocchi

Jean-Marie Martin, Guerre, accords et frontières en Italie méridionale pendant le haut Moyen âge, Sources et documents d'histoire du moyen âge 7, Rome (École Française) 2005, 257 S., ISBN 2-7283-0674-5, € 31. – Die Arbeit, die nach Aussage des Autors im Zuge der Erstellung der Regesten der frühmittelalterlichen Urkunden Süditaliens von den langobardischen Eroberungen bis zum Ende des 9. Jh. entstanden ist, ediert und behandelt nicht nur sieben, recht unterschiedliche, Quellendokumente, die über einen Zeitraum vom Jahr 784 bis zum Jahr 1129 gestreut sind, sondern wertet die so aufbereiteten Quellen zusätzlich unter Einbeziehung der weiteren, insgesamt gesehen eher geringfügigen, Überlieferung für das frühe Mittelalter Süditaliens wissenschaftlich aus. Jean-Marie Martin, der sich auf seine langjährige Forschungsarbeit zum Süditalien des frühen Mittelalters stützen kann, gliedert seine Arbeit in drei Abschnitte. Der Autor verzichtet darauf, in einem Vorwort den Aufbau und die Zielstellung seiner Untersuchung darzulegen. In einem einleitenden Kapitel äußert er sich zunächst zur Überlieferung und Textkritik der edierten Dokumente. Daran schließt sich in vier Kapiteln eine vielschichtige, wissenschaftliche Untersuchung an. Diese Studie entwickelt eine Reihe von Thesen zu Entwicklungen im militärischen Bereich wie auch in den Beziehungen zwischen den süditalienischen Mächten im frühen Mittelalter, die angesichts der schwierigen Quellensituation nur begrenzt nachweisbar sind. Sie beginnt mit einer Analyse der militärischen Struktur des Herzogtums Neapel und des Herzogtums bzw. Fürstentums Benevent. Diese wird gefolgt von einem chronologischen Abriß vom Ende des 8. Jh. bis zur Mitte des 12. Jh. für den Herrschaftsbereich Neapel und seine Nachbarn. Es schließt sich eine Betrachtung zur militärischen Organisation der Grenzregionen Neapels an, bevor ein Kapitel zu grenzübergreifenden Beziehungen und vertraglichen Vereinbarungen zwischen den süditalienischen Herrschaftsbereichen diesen Teil der Arbeit beendet. Den Schluß der Abhandlung bildet die Quellenedition. Der Aufbau der Arbeit ist eher ungewöhnlich, was sowohl die Trennung von Textkritik und Edition durch die, vergleichsweise umfangreiche, wissenschaftliche Untersuchung, wie auch die Anordnung der eingeschobenen Kapitel untereinander, betrifft. Die vorliegende Studie ist insgesamt gesehen ein weiterer ergänzender Beitrag zur frühmittelalterlichen Geschichte Süditaliens, die neben der Edition wichtiger Dokumente der Epoche einige interessante Denkansätze liefert. Daniel Siegmund

Theo Broekmann, „Rigor iustitiae". Herrschaft, Recht und Terror im normannisch-staufischen Süden (1050–1250), Symbolische Kommunikation in der Vormoderne, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2005, VII, 437 S., ISBN 3-534-18060-7, € 74,90. – Ausgehend von den bisherigen Ergebnis-

sen der Konflikt- und Ritualforschung untersucht der Vf. in der vorliegenden Publikation auf Basis vor allem der erzählenden Quellen den Umgang der normannischen Könige im *Mezzogiorno* mit Rebellionen, die sich gegen die herrscherliche Majestät richteten. Zu den Eigenschaften eines gerechten Königs gehöre, so Ivo von Chartres, das richtige Augenmaß für *pietas* und *iustitia*. Um für Frieden und Gerechtigkeit in seinem Reich zu sorgen, müsse der mittelalterliche Herrscher sowohl den *rigor iustitiae* als auch die christliche Barmherzigkeit einsetzen. Zur Zügelung der herrscherlichen Strafgewalt und zur Wiederherstellung des Konsens konnten besondere Formen politischen Verhaltens (Versöhnungs- und Unterwerfungsrituale) dienen. Von dieser auf dem Gebiet des römisch-deutschen Reiches verbreiteten Methode der Konfliktbeilegung weicht jedoch die Auffassung des sogenannten Hugo Falcandus deutlich ab, der in der strengen Gerechtigkeit Rogers II. das einzige wirksame Mittel sah, „um Rebellen und Verräter in die Schranken zu weisen" (S. 119). Die Gültigkeit dieser Aussage im Hinblick auf die Konfliktkultur der normannischen Könige in Süditalien zu überprüfen, ist das Anliegen des Vf. im ersten Teil seiner Arbeit. Dabei kann er einen langsamen Wandlungsprozeß im Umgang mit politischen Gegnern herausarbeiten: Wo am Anfang der normannischen Landnahme in Süditalien zunächst die *aequalitas* der einzelnen Eroberer betont wurde und Konflikte in der Regel durch den Abschluß eines *amicitia*-Bündnisses beseitigt wurden, traten im Zuge der zunehmenden Herrschaftsverdichtung neue politische Instrumente (*iudicium*, *deditio*) als herzogliche Disziplinierungsmittel in Erscheinung. Da die tatsächliche Befehlsgewalt Graf Rogers I. gegenüber den anderen normannischen Eroberern anfangs eher gering war, setzte er zur Durchsetzung seiner Machtansprüche zunächst grenzenlosen *terror* gegenüber Rebellen ein, wie Broekmann anschaulich am Aufstand von 1083 aufzeigt. Der Verweis auf die legitime Strafgewalt eines Herrschers unter dem Schlagwort des *rigor iustitiae* wurde von Roger I. bzw. von seinem Chronisten Malaterra danach bewußt als legitimierende Formel für die Intensivierung seiner Machtposition benutzt. Zum festen Bestandteil der politischen Maßnahmen zur Durchsetzung der königlichen *auctoritas* wurde der *rigor iustitiae* unter Roger II., der im Jahre 1130 aus der Hand des schismatischen Papstes Anaklet II. die Königskrone erhalten hatte. Schien der Konsens innerhalb der normannischen Führungselite während der Inszenierung der Krönungszeremonie in Palermo nicht gefährdet, so sah sich Roger II. kurz darauf mit einem weit um sich greifenden Konflikt zur Verteidigung der adeligen *libertas* konfrontiert, in dem es seine neue königliche Autorität zu verteidigen galt. Als Sieger aus dieser Auseinandersetzung ging letztendlich die königliche Strafgewalt hervor. Das Legitimationsdefizit der normannischen Monarchie sollte die sizilische Konfliktkultur nachhaltig

prägen und Versöhnungsrituale sowie die Politik der Ehrerweisung aus der politischen Praxis verdrängen. Wie schnell sich der *rigor iustitiae* als Teil der *consuetudines terrae* etablieren konnte, verdeutlicht der Vf. am Beispiel der Verschwörung gegen den französischen Kanzler Stephan de Perche im Jahre 1167. Während dessen Vertraute zu einer Politik der Ehre und Milde gegenüber den Verschwörern tendierten, beriefen sich einheimische Große gemäß den sizilischen Bräuchen auf die bereits erprobte Wirksamkeit einer Politik der schonungslosen Härte, die auch Heinrich VI., obwohl er wie Stephan de Perche ein Landfremder war, gegenüber den Aufständischen von 1194 und 1196/97 anwandte. Grundsätzlich änderte sich mit der Politik des königlichen *rigor iustitiae* auch die Strategie der Verschwörer, was zu einer wechselseitigen Radikalisierung des Konfliktverhaltens führte. Hier wendet sich Broekmann von den süditalienischen Verhältnissen ab und überprüft seine im ersten Teil gefundenen Thesen am Beispiel der Auseinandersetzung Friedrichs II. und Heinrichs (VII.), die beide in verschiedenen Konfliktkulturen verwurzelt waren. Anhand der Gegenüberstellung der widersprüchlichen Standpunkte, wobei Heinrichs Handeln ganz auf die Wahrung seines königlichen *honor* ausgerichtet war, was mit dem Anspruch Friedrichs auf Wahrung seiner kaiserlichen Autorität und *patria potestas* kollidierte, verdeutlicht der Autor einerseits, daß die Ursachen für die Eskalation des Konfliktes zwischen Vater und Sohn nicht in inhaltlichen Differenzen, sondern vielmehr in einem Mißverhältnis von Ehrerweisung und Respekt zu suchen waren, und andererseits, welche Bedeutung Ritualen in der mittelalterlichen Politik zuzumessen war. Durch die gezielte Neuinterpretation der narrativen Quellen und die beobachtungsreiche Darstellung erhält der Leser einen anregenden Einblick in die Spannbreite mittelalterlicher Konfliktkultur. Zu kritisieren ist, daß der Vf. das urkundliche Quellenmaterial, das zahlreiche Beispiele zur gütlichen Beilegung von Konflikten liefern und damit zu einem komplexeren Resultat führen könnte, von der Analyse ausschließt. Kleinere Ungenauigkeiten bei den Jahresangaben haben sich auf S. 121 (1187 statt 1083) sowie auf S. 237 (1154/55 statt 1155/56) ergeben. Davon abgesehen gibt Broekmann mit dieser Arbeit jedoch der Konflikt- und Ritualforschung wichtige Impulse und stellt innovative Überlegungen über die Strukturen der normannischen Herrschaft im *Mezzogiorno* an. Julia Becker

Annkristin Schlichte, Der „gute" König. Wilhelm II. von Sizilien (1166–1189), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 110, Tübingen (Max Niemeyer) 2005, X, 395 S., ISBN 3-484-822110-8, € 58. – Als vorbildlich guten und gerechten Herrscher rühmt Dante in der *Divina Commedia* König Wilhelm II. von Sizilien (Dante, Divina Commedia 3, ed. G. A.

Scartazzini, Bologna 1965, XX, v. 61–66, S. 545f.). Die zeitgenössischen Quellen beurteilen die Regierungszeit des normannischen Königs gar als „Goldenes Zeitalter". Das Urteil der Quellen und der Forschung (vor allem La Lumia, Chalandon, Tramontana, Enzensberger) kritisch zu überprüfen und „ein Gesamtbild seiner Regierungszeit zu rekonstruieren" (S. 3), ist das selbstgesteckte Ziel der Vf., die uns damit ihre Dissertation in leicht überarbeiteter Form vorlegt. Zu diesem Zweck untersucht sie die verschiedenen Bereiche des politischen Handelns Wilhelms II. – Verwaltung und Gesetzgebung, Wirtschafts-, Städte- und Kirchenpolitik, Stellung der Griechen und Muslime, Herrschaftsrepräsentation, Außenpolitik – auf Kontinuitäten und Brüche gegenüber der politischen Linie seiner Vorgänger, seinen Handlungsspielraum bei Entscheidungen und Anteil an Wandlungsprozessen seiner Zeit. Bis heute umstrittene Aspekte seiner Herrschaft kann sie dadurch in einen größeren Zusammenhang einordnen und teils neubewerten. Dabei überzeugen ihre Argumente und Schlußfolgerungen, die auf einer plausiblen Interpretation der urkundlichen und erzählenden Quellen basieren. Von Roger II. und Wilhelm I. angestoßene strukturelle und institutionelle Veränderungen in der Verwaltung des *Regno* konnte Wilhelm II. weiterentwickeln (Einrichtung der *dohana baronum* für das Festland). Zu einer klaren Kompetenztrennung der Beamten und Zentralisierung der Verwaltungsstrukturen kam es jedoch unter seiner Herrschaft noch nicht. Der gräfliche Adel wurde über Ämter in der Finanzverwaltung und Rechtssprechung zunehmend in die königliche Verwaltung eingebunden. Durch die Anerkennung der Erbansprüche im Lehnsbesitz machte Wilhelm II. den gräflichen Familien weitere Zugeständnisse, ohne daß er jedoch grundsätzlich auf königliche Prärogativen verzichtete, wie das Einbehalten vakanter Grafschaften belegt. Abgesehen von der Garantie örtlicher *usus et consuetudines* ist eine besondere Privilegierung der Städte unter Wilhelm II. nicht nachzuweisen. Indirekt wirkten sich seine zentralen Anliegen – Unterbindung des Amtsmißbrauchs königlicher Beamter und Steigerung der Rechtssicherheit – positiv auf die wirtschaftliche Entwicklung der Städte und den Handel im *Regno* aus. Das Konkordat von Benevent 1156 hatte den Handlungsspielraum des Königs gegenüber den Kirchen und Klöstern festgelegt. Die Mitsprache Wilhelms II. bei Bischofs- und Abtswahlen in Sizilien und Kalabrien war deutlich größer als auf dem Festland, auch wenn er seinen Einfluß im Norden des *Regno* ausweiten konnte. Besitzerweiterungen erhielten die Klöster von Wilhelm II. kaum, sondern vor allem Bestätigungen ihrer Rechte und Privilegien, wobei sich keine besondere Affinität des Königs gegenüber einer bestimmten Ordensgemeinschaft feststellen läßt. Lediglich das von Wilhelm II. neugegründete und von Lucius III. 1183 zum Erzbistum erhobene Kloster Monreale wurde reich mit Besitz und Rechten ausgestattet. Die beson-

dere Bedeutung Monreales für das herrscherliche Selbstverständnis findet auch in seiner Architektur Ausdruck. Die abnehmende Privilegierung der griechischen Klöster ist nicht als Resultat einer gezielten griechenfeindlichen Politik Wilhelms II. zu verstehen, sondern die Folge der nachlassenden Vitalität des griechischen Mönchtums und der zunehmenden Latinisierung des *Regno*. Mit dem Papsttum stand der König über seine gesamte Regierungszeit in einem guten Verhältnis, zumal das *Regno* während der Auseinandersetzung mit Friedrich I. eine wichtige Stütze für die römische Kurie darstellte. Bei der Analyse der Stellung der Griechen und Muslime kommt die Vf. zum Schluß, daß deren Bedeutungsabnahme in der königlichen Verwaltung auf der fortschreitenden Latinisierung der Insel und nicht auf einer gezielten Strategie zum Ausschluß dieser beiden Bevölkerungsgruppen beruhte. Etwas unglücklich ist in diesem Kontext die Wahl der Begrifflichkeiten, da die Vf. mehrfach die umstrittenen Termini „Integration" (S. VII, 31, 198, 329), „bewußte Politik zur Integration" (S. 28) und „Integrationspolitik" (S. 210, 211) verwendet, ohne die aktuelle Forschungsdiskussion über die Vorteile des Begriffspaars Inklusion und Exklusion zu berücksichtigen (Luhmann N., Inklusion und Exklusion, in: ders., Soziologische Aufklärung 6, Opladen 1995, S. 237–264). Dem Vorwurf der Literatur, daß Wilhelm II. durch seine expansive Mittelmeerpolitik die Interessen seines Reiches vernachlässigt und durch die normannisch-staufische Heirat die Unabhängigkeit des *Regno* preisgegeben habe, stellt die Vf. entgegen, daß das normannische Königtum Wilhelm II. einen gewaltigen Prestigegewinn und die Anerkennung seiner Gleichrangigkeit durch die Mächte Europas verdanke. Insgesamt entsteht das Bild eines in seiner Herrschaftsrepräsentation prachtliebenden Königs, der grundsätzlich nicht mit der Politik seiner Vorgänger brach, die Kronrechte hartnäckig verteidigte und dem Königreich Sizilien eine zwanzigjährige Periode der Rechtssicherheit und des Friedens schenkte. Der Vf. gelingt es, ein überzeugendes Bild der politischen Leistungen und damit auch der Persönlichkeit Wilhelms II. zu zeichnen, und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung der normannisch-sizilischen Geschichte. Julia Becker

Dokumente zur Geschichte der Kastellbauten Kaiser Friedrichs II. und Karls I. von Anjou. Auf der Grundlage des von Eduard Sthamer gesammelten Materials bearbeitet von Hubert Houben, Band III: Abruzzen, Kampanien, Kalabrien und Sizilien, hg. vom DHI Rom, Tübingen (Max Niemeyer) 2006, XXIV, 221 S., ISBN-13: 978-3-484-70042-0, ISBN-10: 3-484-70042-4, € 66. – Hiermit werden die zwei schon seit langer Zeit vorliegenden Bände (I: Capitanata, 1912; II: Apulien und Basilicata, 1926, beide nachgedruckt 1997; vgl. QFIAB 78, 1998, S. 755f) ergänzt und damit ein Editionsvorhaben zu Ende geführt,

dessen von dramatischen Zäsuren gezeichnete Geschichte schon wiederholt erzählt worden ist (vgl. jetzt nochmals Houben in der Einleitung, S. XIII–XV). Als Nachzügler im Abstand von acht Jahrzehnten mußte der Schlußband, den Sthamer selber noch nicht als publikationsreif angesehen hatte, aus seinem Nachlass rekonstruiert werden, wobei der Bearbeiter auch noch auf die natürliche Ergänzungs- und Kontrollmöglichkeit anhand der Originale verzichten mußte, die 1943 verbrannt sind. Diese undankbare Aufgabe hat er bravourös gemeistert, indem er Sthamers Ordnungs- und Bearbeitungsprinzipien im wesentlichen beibehielt, mit der wichtigen Ausnahme, daß er die Texte nicht reduziert, wie es Sthamer selber getan, dann aber bereut hatte. Vielmehr werden die Dokumente, soweit die vorhandenen Abschriften es zulassen, im Volltext abgedruckt, wobei offenkundige Fehler der Abschreiber, Lücken, unleserliche Stellen usw. sorgfältig notiert werden. Nur wenige der Dokumente stammen noch aus staufischer Zeit, ganz überwiegend vielmehr aus den angiovinischen Registern, übrigens teilweise in französischer Sprache. Mit den vier Regionen Abruzzen, Kampanien, Kalabrien und Sizilien deckt das Material mehr als zwei Drittel des *Regno* ab, für die aber mit 712 Dokumenten nur wenig mehr als ein Drittel der gesamten Materialmasse zur Verfügung stehen, davon 400 alleine für Kampanien. Auch die einzelnen Kastelle sind sehr unterschiedlich dokumentiert: von einer bloßen Erwähnung oder einer einzigen fragmentarischen Notiz bis zu der ansehnlichen Zahl von 35 Stücken für das unter Karl von Anjou neu errichtete Castel Nuovo in Neapel. An diesem Punkt ist es vielleicht nicht überflüssig an Sthamers spezifische und deshalb begrenzte Absicht zu erinnern: er wollte nicht etwa sämtliche Kastelle der sizilischen Krone dokumentieren, sondern nur deren Baugeschichte. Daraus folgt einerseits, daß die vorliegenden Texte ganz überwiegend Bau-, Instandsetzungs- und Reparaturmaßnahmen dokumentieren, während die detailfreudigen Inventare der sizilischen Kastelle (Nr. 1811, 1812) seltene Ausnahmen bleiben. Andererseits wird man zahlreiche Kastelle, die in dem friderizianischen Reparaturstatut (ed. Sthamer, Verwaltung der Kastelle, S. 94–127) erscheinen, oder die sogar heute noch zu sehen sind wie etwa das imposante Kastell von Itri (vgl. Richard von S. Germano zu 1232: *turris ... ad opus imperatoris recepta est*) in diesem Zusammenhang vergeblich suchen, eben weil für sie keine Baumaßnahme bezeugt ist. Der ganze Wert der vorliegenden Dokumentation kann sich erst bei Verschränkung mit anderen Quellen, allen voran Sthamers Verwaltungsband erschließen. Unerläßliche Voraussetzung dafür ist ein abschließender Band mit einer Einführung in den historischen und quellenmäßigen Zusammenhang, möglichst mit kurzen Erläuterungen und Bibliographie für jedes einzelne Kastell (die italienischen *schede*), mit einer Übersichtskarte, die dem Benutzer nicht nur die Lage der einzelnen Kastelle

verraten, sondern auch ein geographisches Gesamtbild vermitteln sollte, sowie mit den notwendigen Registern (Orts- und Personennamen, Realien; auch ein Quellenregister würde gute Dienste leisten), ohne die eine Quellensammlung wie diese ein Torso ohne Arme und Beine bleibt. Martin Bertram

Formation intellectuelle et culture du clergé dans les territoires angevins (milieu du XIIIe–fin du XVe siècle), sous al direction de Marie-Madeleine de Cevins et Jean-Michel Matz, Collection de l'École Française de Rome 349, Rome (École Française) 2005, 382 S., ISBN 2-7283-0715-6, € 47.– Der Band beinhaltet die Kongreßakten einer vom 15.–16. November 2002 in Angers abgehaltenen Tagung, die sich mit Kultur und Bildung des Klerus in den angiovinischen Herrschaftsgebieten befaßte. Der Titel „Territoires angevins" ist leider etwas irreführend, da von den insgesamt 18 Beiträgen sich vier (P. Pegeot, S. 89–94; V. Tabbagh, S. 117–137; J.-M. Matz, S. 185–220 und H. Millet, S. 313–338) mit dem Klerus in den Herrschaftsgebieten des durch Ludwig I., einen Sohn König Johanns II. von Frankreich, begründeten Hauses der Herzöge von Anjou (1360–1482) beschäftigen, das von der angiovinischen Dynastie, die von 1266–1435 in Süditalien und von 1301–1387 in Ungarn herrschte, eindeutig zu unterscheiden ist. Von den restlichen 15 Aufsätzen befassen sich fünf mit der Ausbildung und der Rolle des Klerus als Kulturträger in Ungarn (S. Homonnai, S. 23–33; G. Sarbak, S. 35–46; M.-M. de Cevins, S. 47–78; K. Körmendy, S. 79–87; E. Madas, S. 221–230), fünf mit der Provence (T. Pécout, S. 95–116; N. Coulet, S. 161–171; D. Nebbiai-dalla Guarda, S. 173–184; M. Boriosi, S. 230–252; M. Barbu, S. 253–263) und lediglich vier mit Süditalien, während Griechenland – wie so häufig – offensichtlich aufgrund der schwierigen Quellenlage überhaupt nicht behandelt wird. F. Panarelli (S. 9–21) gibt einen knappen Überblick über die Kultur der Mönche in Süditalien im 13. und 14. Jh. Im Mittelpunkt der Ausführungen stehen eindeutig die Benediktiner, da die Überlieferungssituation für diesen Orden aufgrund der reichhaltigen Archive von Montecassino, Cava dei Tirreni und Montevergine sicherlich am besten ist. Es hat den Rezensenten freilich überrascht, daß die Dominikaner und Franziskaner nahezu vollständig übergangen werden, obwohl gerade die Mendikanten die Professuren für Theologie und kanonisches Recht an der Universität Neapel unter den Angiovinen nahezu monopolisieren konnten. Sicherlich tieferschürfender sind die Bemerkungen von I. Heullant-Donat (S. 139–159) über die Manuskripte, welche aus den Konventen Süditaliens aufgrund des *ius spolii* in die päpstliche Bibliothek in Avignon Eingang fanden und interessante Rückschlüsse auf Schwerpunkte des Studiums in den einzelnen Klöstern zulassen. In zwei Beiträgen steht hingegen Thomas von Aquin, ohne Zweifel der bedeutendste „In-

tellektuelle" aus Süditalien während des Mittelalters, im Mittelpunkt. A. Reltgen-Tallon (S. 265–275) widmet ihre Ausführungen der Tätigkeit Thomas' an der Universität Neapel 1272–1273, die aber der Bedeutung des Gelehrten für die weitere Entwicklung des Theologiestudiums im Schatten des Vesuv kaum gerecht werden. Sehr viel weiterführender ist hingegen der Beitrag von J.-P. Boyer (S. 277–312) über die Rolle des Aquinaten im Rahmen der Herrschaftsrepräsentation der Angiovinen. Vor allem Karl II. und sein Robert versuchten, Thomas zu einem „offiziellen" Heiligen des Königreiches zu machen und den Thomismus als Legitimation ihrer Herrschaft in den Dienst der Dynastie zu stellen. Zusammenfassungen der einzelnen Beiträge und ein Orts- und Personenregister runden den Band ab. Andreas Kiesewetter

Giancarlo Bova, Le pergamene sveve della Mater Ecclesia Capuana, Bd. 4 (1251–1258), Bd. 5 (1259–1265), Napoli (Edizioni Scientifiche Italiane) 2003, 2005, 500, 657 S., ISBN 88-495-0577-9, 88-495-1023-3. – Mit diesen beiden Bänden werden die vier schon früher angezeigten (QFIAB 81, 2001, S. 852–854) fortgesetzt, und damit der gesamte Bestand an Urkunden aus normannischer und staufischer Zeit erschlossen, der sich im Archivio Storico Arcivescovile in Capua befindet. Zu den insgesamt 74 Urkunden aus den Jahren 1251–1266 im Fondo Pergamene del Capitolo, kommen noch 61 Stücke des Fondo della Curia, mit denen die bis 1250 reichende Edition dieser Serie von Luigi Pescatore (Campania Sacra 2, 1971, S. 22–98; 4, 1973, S. 145–176; 6, 1975, S. 30–100; 10, 1979, S. 58–130) noch über die staufische Periode hinaus bis zum Jahr 1304 weitergeführt wird. Anhangsweise folgen noch einige Nachträge aus beiden Beständen und schließlich – wie schon in den früheren Bänden – die Regesten sowohl der edierten wie auch vieler verlorener Urkunden aus dem Inventar von Gabriele Ianelli (1825–1895). Auch in den beiden neuen Bänden haben wir ausschließlich sog. Privaturkunden vor uns, die lokale Rechtsgeschäfte regeln, darunter naturgemäß ein hoher Anteil von solchen, an denen das Kathedralkapitel aktiv oder passiv beteiligt ist, aber z. B. auch die Kollegiatkirche S. Pietro und in den Pergamene della Curia häufig das Nonnenkloster S. Giovanni mit seiner anscheinend sehr rührigen Äbtissin Rogasia (1250–1277). Unter den Kapitelsurkunden fallen wiederum einige durch ihre langen Serien von eigenhändigen Unterschriften auf (z. B. Band 4 Nr. 22 aus 1254, Nr. 39 aus 1258, Band 5 Nr. IV aus 1273, Nr. XXVII aus 1300), mit deren Hilfe man vermutlich den gesamten Kathedralklerus prosopographisch erfassen könnte. Die Datierungen spiegeln in der Angabe der Herrscherjahre die bewegten politischen Verhältnisse der spätstaufischen Periode, z. B. die in den Jahren 1254–1256 (nur in Urkunden kirchlicher Einrichtungen?) gebrauchte Formel *primo anno dominii domini nostri Innocencii*

(Alexandri) quarti sacroscancte ecclesie summi pontificis ac unici et universalis domini regni Sicilie (vgl. die tabellarischen Übersichten in Band 4, S. 79–83, 287–289, Band 5, S. 95–97). Unzureichend bleibt die Vermittlung der in kunstvollen Zierschriften gehaltenen Invokationen und Unterschriften sowie der Notarszeichen. Die zu jedem einzelnen Stück gebotenen verbalen Beschreibungen bleiben unanschaulich und kapitulieren häufig mit der Feststellung „di difficile interpretazione". Auch die wenigen Abbildungen, die man in Band 5 findet, sind gerade für diesen Zweck nicht sehr glücklich ausgewählt. Einen besseren Eindruck vermitteln die Abbildungen bei Pescatore (Campania Sacra 10, 1979, S. 64/6), die mich übrigens veranlassen, einen unberechtigten Einwand in der Anzeige der früheren Bände zurückzunehmen: die Abbildungen zeigen, daß der Editor die fragliche Kürzung in den Unterschriften der Richter richtig *Ego ut super iudex NN* aufgelöst hat, nicht *ut supra*, wie ich im Vertrauen auf Mazzoleni, Pergamene di Capua behauptet habe. Wie schon die früheren Bände werden auch die beiden neuen von Einleitungen begleitet, die in lockerer Anbindung an die edierten Urkunden Spaziergänge durch die gleichzeitige Stadtgeschichte bieten: Bauten, Einrichtungen, Personen und Episoden, u. a. Spuren des vormaligen Grundbesitzes von Petrus de Vinea (Bd. 5, S. 37–40). Nachdem in Band 4 ein schwertförmiges Notarszeichen auf den arturischen Excalibur zurückgeführt wurde, ist nun ein sternförmiges angeblich vom Erlebnis des Halleyschen Kometen inspiriert. Derlei Skurrilitäten ändern aber nichts an der Tatsache, daß hier nun der Urkundenbestand vollständig und in brauchbarer Form vorliegt, dem Norbert Kamp beim Start des Unternehmens vorausgesagt hatte: „Die Capuaner Urkunden ... werden es erlauben, eine neue Geschichte der Terra di Lavoro, der Stadt Capua und ihres Umlandes zu schreiben, aber auch der inneren Geschichte des Regno neue Seiten abzugewinnen" (Carte normanne, S. 13). Daß das Unternehmen nun binnen eines Jahrzehnts an sein Ziel gelangt ist, ist eine beachtliche Leistung und ein wissenschaftlicher Gewinn. Martin Bertram

Caroline Bruzelius, Le pietre di Napoli. L'architettura religiosa nell'Italia angioina, 1266–1343, I libri di Viella. Arte, Roma (Viella) 2005, XVII, 264 S., Abb., ISBN 88-8334-146-5, € 60. – Die hier zu besprechende Arbeit ist die ins Italienische übertragene Untersuchung aus dem Jahre 2004 (The stones of Naples: church building in Angevin Italy, 1266–1343, New Haven u. a. 2004), in der Caroline Bruzelius die Architektur religiöser Bauwerke in Neapel unter dem angiovinischen Königshaus analysiert. Bruzelius stellt im ersten Kapitel den Bau von Kirchen und Klöstern und deren architektonische Gestaltung unter Karl I. von Anjou in den Mittelpunkt: den Hospital- und Kirchenkomplex Sant'Eligio (S. 15–24), die beiden außerhalb der Stadt gelegenen Zisterzienser-

abteien Santa Maria della Vittoria und Santa Maria di Realvalle (S. 27–36) sowie den Ausbau von Kultstätten mit überregionaler Bedeutung, wie z. B. des in Süditalien wichtigen Wallfahrtsortes der Grotte des Erzengels Michael in Monte Sant'Angelo sul Gargano (S. 36–38). Grundlegende Veränderungen des Stadtbildes von Neapel erfolgten insbesondere durch die Umgestaltung von San Lorenzo Maggiore, der Bruzelius ein eigenes Kapitel widmet (S. 56–88). Das dritte Kapitel stellt die Architektur zur Zeit Karls II. und Marias von Ungarn vor (S. 90–149). Karl II. von Anjou konzentrierte sich intensiv auf den weiteren Ausbau Neapels, das nach dem Verlust von Palermo nun endgültig zum unangefochtenen politischen, administrativen, wirtschaftlichen aber auch religiösen Zentrum des Königreiches aufsteigen sollte. Mittelpunkt der baulichen Maßnahmen war die Kathedrale, die anhand mehrerer Abbildungen und Grundrisse detailliert beschrieben wird. Der Bau der Konventskirche San Domenico Maggiore (S. 110–118) sowie die Kirche Santa Maria Donnaregina, seit 1237 ein Klarissenkonvent, deren Rekonstruktion Maria von Ungarn 1298 veranlasste und in der sie auch begraben wurde, beweisen die nachhaltige Förderung der Bettelorden durch die Anjous. Die Capella Palatina im Castel Nuovo belegt die Absicht Karls II., die Frömmigkeit seiner Familie zu intensivieren (S. 118–120). In einem letzten Zugriff dieses Kapitels werden die außerhalb Neapels existierenden Spuren religiöser Bauwerke unter Karl II. vorgestellt. Sie lassen sich bei mehreren Kirchen in Lucera, L'Aquila, Rossano, Gerace, Manfredonia und Aversa (S. 120–140) finden. Dem Doppelkonvent Santa Chiara ist ein eigenes Kapitel gewidmet (S. 150–175). Dieses Bauwerk sollte im sizilianischen Königreich alle anderen Kirchen an Größe übertreffen und beweist, wie nahe König Robert, vor allem aber seine Gattin Sancia von Aragón den Franziskanern standen. Dabei hebt Bruzelius die Rolle Sancias als Gründerin dieses Konventes deutlich gegenüber Roberts Anteil hervor – bereits 1311 ermächtigte Papst Clemens V. Sancia zum Bau eines Klarissenkonventes für hundert Nonnen (S. 155). Darüber hinaus war Santa Chiara nicht nur königliche Grablege, sondern in den 1320er Jahren auch eines der Zentren der Franziskanerspiritualen, was die politischen Dimensionen dieses Bauwerkes aufzeigt (S. 164–168). Im letzten Kapitel wendet sich Bruzelius dem Mäzenatentum des Hofes und des städtischen Patriziats zu (S. 176–219). Der einflussreiche königliche Diplomat Bartolomeo di Capua (S. 180–185), dessen wichtigstes Zeugnis, das Portal von San Domenico Maggiore, noch heute erhalten ist, und Giovanni Pipino da Barletta (S. 185–193) stehen dabei im Mittelpunkt, bevor die weiteren architektonischen Spuren des städtischen Patriziats in und außerhalb Neapels untersucht werden. Genannt seien hier die Kirchen bzw. Klöster in Nocera Inferiore, Nola, Eboli, Montevergine und Altomonte (S. 193–216). Zahlreiche hochwertige Abbildungen, ein Bildanhang

sowie ein detailliertes Register erleichtern die Arbeit mit diesem Werk, das nicht nur für Kunsthistoriker, sondern zweifellos auch für den Historiker von großem Interesse ist, der nach den Etablierungsprozessen einer Dynastie und deren architektonischer Realisierung fragt. Jörg Voigt

Gastone Breccia, Nuovi contributi alla storia del Patir. Documenti del Vat. gr. 2605, Roma (Comitato Nazionale per le Celebrazioni del Millenario della Fonadzione dell'Abbazia di S. Nilo a Grottaferrata) 2005 [2006], 290 S., Kt., ISBN 88-89940-90-X, nicht im Buchhandel. – 1991 erschien in dieser Zeitschrift der maßgebliche Artikel des Autors zum Archiv des Basilianerordens, wie es von Pietro Menniti konzipiert wurde, ein Beitrag, der ein besseres Verständnis der Überlieferungslage der Urkunden italo-griechischer Klöster ermöglicht und die Benutzung des *Fondo Basiliani* des Archivio Segreto Vaticano bedeutend erleichtert. Nach mehreren Studien zu Urkundenbeständen einzelner griechischer Klöster legt der Vf. nun eine Monographie zu den Urkunden eines der bedeutendsten Klöster, S. Maria del Patir bei Rossano, vor, die neue Beiträge verspricht, in Wirklichkeit aber mehr als 100 Jahre nach dem Standardwerk von Pierre Batiffol eine neue Geschichte dieses Klosters darstellt. Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet der überlieferte Urkundenbestand von S. Maria del Patir. Ausgehend von der Edition einiger Urkunden (aus den Handschriften Chigi E. VI. 182 und Chigi E. VI. 187 der Biblioteca Apostolica Vaticana) durch Walther Holtzmann und den Studien von Léon-Robert Ménager und Alessandro Pratesi basiert die Arbeit von G. Breccia auf dem Cod. Vat. gr. 2605 der Biblioteca Apostolica Vaticana, einer Sammlung von Abschriften aus dem Urkundenbestand des Klosters um 1700. Ein erstes Kapitel (S. 21–109) bietet die Geschichte des Klosters unter Einarbeitung der aktuellen Forschungsliteratur und der Erkenntnisse aus den folgend edierten Urkunden. Es handelt sich dabei um eine überzeugende Darstellung, die bei schwieriger Quellenlage die Schlußfolgerungen in gebührender Weise zur Diskussion stellt. Besondere Schwerpunkte liegen auf der Gründungsgeschichte, den Beziehungen zwischen dem Gründer Bartholomaios da Simeri und dem *Amiratus* Christodoulos sowie auf der normannischen Kirchen- und Klosterpolitik. Hervorzuheben sind außerdem die demographischen Untersuchungen und die differenzierte Einschätzung der Rolle des Klostergründers. Die weitere Geschichte des Klosters von 1130 bis 1806 ist präzis in den wichtigsten Grundzügen, allerdings sehr kurz abgehandelt. Hier bestehen sicherlich noch Möglichkeiten für weitere Studien. Erfreulich viel Raum wird der überlieferungsgeschichtlichen und kodikologischen Einleitung zur Edition gewidmet (S. 111–132). Der Vat. gr. 2605 wird mit überzeugender Argumentation auf Rom um 1700 lokalisiert und datiert. Es folgt die Edition der 16 Dokumente

des Kodex in chronologischer Abfolge, jeweils mit Regest, ausführlicher Paraphrase und zweisprachigem, griechischem und lateinischem Text (S. 135–230), sowie einer Verpachtungsurkunde (Original) von 1359 aus dem Bestand von S. Maria del Patir, heute in der Bibliothek des Klosters von Grottaferrata (Appendice I, S. 231–238). An diesem Beispiel wird deutlich, in wie starkem Maß die Abschriften des Vat. gr. 2605 schon sprachlich überarbeitet und „verbessert" sind. Ein zweiter Anhang (S. 239–255) bietet in überaus nützlicher Weise einen Überblick über alle erhaltenen Urkunden von S. Maria del Patir im Zeitraum von 1105 bis 1510. Drei sehr sorgfältig erstellte Indizes (ein griechischer und ein allgemeiner Personennamen- und Ortsindex sowie ein Index der zitierten Handschriften und Archivalien) runden die Arbeit ab; die Trennung (und teilweise Doppelung) von Einträgen in einem griechischen und einem allgemeinen Index ist auf den ersten Blick überraschend, erweist sich aber bei intensiver Nutzung als sehr praktisch und zeitsparend. Eine ausführliche Bibliographie ist in Form von „abbreviazioni bibliografiche" dem Werk vorangestellt (S. 3–16). Vorliegende Arbeit bringt nicht nur „nuovi contributi", sondern wird für jeden, der sich mit der Geschichte des Klosters S. Maria del Patir und dem griechischen Mönchtum in Süditalien in normannischer Zeit beschäftigt, zur unerläßlichen Pflichtlektüre werden. Besonders hervorzuheben ist, dass sich in dieser Studie die Bedeutung guter hilfswissenschaftlicher Kenntnisse und Fähigkeiten für historische Erkenntnisse in bemerkenswerter Weise dokumentiert. Es bleibt dem Autor zu wünschen, dass er trotz großer räumlicher Distanz in Pavia/Cremona weiterhin Möglichkeiten findet, seine Studien zu italo-griechischen Klöstern fortzusetzen; vielleicht läßt sich auf diesem Weg die große Idee eines umfassenden *corpus* süditalienischer griechischer Urkunden, wie schon vor Jahrzehnten von André Guillou angedacht, realisieren. Ein Problem besteht allerdings in der Verbreitung der Arbeit: Die Finanzierung durch den *Comitato Nazionale per le Celebrazioni del Millenario della Fondazione dell'Abbazia di S. Nilo a Grottaferrata* bedingte das Erscheinen außerhalb des Buchhandels. Interessierten Leserinnen und Lesern kann nur geraten werden, sich direkt mit dem *Comitato* in Verbindung zu setzen (www.comitatonazionalesannnilo.it). Thomas Hofmann

La contabilità delle Case dell'Ordine Teutonico in Puglia e in Sicilia nel Quattrocento, a cura di Kristjan Toomaspoeg, presentazione di Hubert Houben, Acta Theutonica II, Galatina (Mario Congedo) 2005, CXLII u. 415 S. mit 47 Graphiken, ISBN 8880866303, € 35. – Wie der Deutsche Orden, von Kaisern und Päpsten wohlprivilegiert, auch auf lokaler Ebene in der Fremde Fuß zu fassen und seinen ansehnlichen Besitz in Süditalien zu nutzen verstand, wird hier anhand der Rechnungsführung seiner Balleien Apulien und

Sizilien vor Augen geführt. Diese Verwaltungsquellen sind dadurch überliefert, daß sie in die Akten der – regelmäßig von den Deutschmeistern angeordneten – Visitationen übernommen wurden (erhalten für die Jahre 1440 und 1448). Obwohl die zugrunde liegenden Visitationsakten vor kurzen bereits durch M. Biskup und seine Frau I. Janusz-Biskupowa in den „Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens" publiziert worden sind, ist die Wiederveröffentlichung voll gerechtfertigt, da die Quelle, hier mit zeilengetreuer italienischer Übersetzung neben dem oft schwer verständlichem Text in spätmittelalterlichem Deutsch, für die Wirtschaftsverhältnisse Süditaliens von großem Interesse ist und nun durch K. Toomaspoeg – neben H. Houben der beste Kenner des Deutschen Ordens in Süditalien – hier eine eingehende und kompetente Interpretation findet. Nach kurzer Einführung in die (lange Zeit eher unbefriedigende) Forschungsgeschichte zum Deutschen Orden in Süditalien werden die beiden Balleien in ihren historischen und räumlichen Zusammenhang gestellt, anhand dieser Buchführung ihre wirtschaftlichen Ressourcen untersucht, Einnahmen und Ausgaben (hoher Anteil von Löhnen, Bauunterhaltung, teure Krankheiten und Begräbnisse) analysiert, die Formen der Bewirtschaftung beurteilt (ob eigene Regie oder Verpachtung, jedenfalls lokal erprobte und nicht einfach aus dem Norden übernommene Formen, obwohl die genannten Ordensritter und Ordenspriester hier Deutsche waren), und die – nicht gerade dynamische – Nutzung des ausgedehnten Besitzes in seiner Entwicklung vom 13. bis zum 15. Jh. verfolgt. Unter den apulischen Produkten übrigens oft Zitrusfrüchte (z. B. 53 000 *Pomeranczen* verkauft; aber mehrmals auch *nichts ingenomen von krieges wegen, der da waz*). Die klare kenntnisreiche Darstellung wird durch Karten und zahlreiche Graphiken ergänzt. Arnold Esch

Daniela Santoro, Messina l'indomita. Strategie familiari del *patriziato* urbano tra XIV e XV secolo, Medioevo mediterraneo. Collana diretta da Salvatore Fodale 2, Caltanissetta–Roma (Salvatore Sciascia) 2003, 442 S., ISBN 88-8241-164-8, € 27. – Zu den glänzendsten Leistungen der internationalen Mediävistik der letzten Jahrzehnte gehört die Erforschung des spätmittelalterlichen italienischen Städtewesens unter den vielfältigsten Aspekten der politischen Geschichte, der Verfassungs-, Sozial-, Wirtschafts-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte, an der sich neben italienischen vor allem amerikanische, daneben französische und englische Historiker beteiligten, doch ist diese Tatsache in Deutschland zu den Vertretern der „modernen Mediävistik" (H. W. Goetz, 1999) und zur Verfasserin der letzten Gesamtdarstellung der „mittelalterlichen Stadt" für Studienzwecke (F. Schmieder 2005) noch nicht vorgedrungen, denn dort sucht man vergeblich nach einem entsprechenden Hinweis. Im

Zentrum dieser Forschungen stehen naturgemäß die durch den agonalen Geist kleinräumiger Existenz zur besonderen Blüte aufgestiegenen Städte Mittel- und Norditaliens, vor allem Florenz; das durch eine starke monarchische Gewalt in seiner Entwicklung gehemmte Städtewesen Süditaliens wird erst in jüngerer Zeit zunehmend Gegenstand der Forschung. Dazu gehört die vorliegende Arbeit über Messina im 14. und 15. Jh., die – das ist von vornherein ihr Vorzug – auf umfangreichem ungedrucktem archivalischen Material des 1679 nach Sevilla verschleppten Messineser Archivs und mehrerer sizilianischer Staats-, Kommunal- und Privatarchive beruht, das die Verfasserin als ausgebildete Archivarin sprachlich und paläographisch, anders als manche „innovative" heutige Historiker, ausgezeichnet beherrscht. Nach einer knappen Einleitung über die politischen Verhältnisse folgt ein Kapitel über die Topographie von Messina in dieser Zeit, die Straßen und über den wegen der schwierigen Wind- und Strömungsverhältnisse schwer anzulaufenden Hafen. Die durch das Gebirge in ihrer Ausdehnung stark gehemmte Stadt, die deshalb keinen *contado* und eigenständigen Wirtschaftsraum schaffen konnte, lebte vom Handel; die städtischen Führungsschichten hielten aus Eigeninteresse zur aragonesischen Krone. Die Gliederung des Werkes ist etwas eigenwillig: es folgen Ausführungen über die Kriminalität und die Strafgerichtsbarkeit, über das „Leben an den Rändern" („vite ai margini"), Arme, Juden (die 1492 wie in Spanien ausgewiesen wurden), Sklaven, um dann zu dem umfangreichen Kapitel über den quellenmäßig natürlich viel besser als die Unterschichten greifbaren „Patriziat" überzugehen. Die Terminologie ist hier problematisch; sowohl die Begriffe „Patriziat" als auch „Stadtadel" („nobiltà civica") sind bei der starken Fluktuation in Italien bekanntlich schwer zu definieren; besser ist es wohl, von „Oligarchie" und „städtischen Führungsschichten" zu sprechen. Hier und anderswo wäre ein Vergleich mit den Ergebnissen der Forschungen über Florenz und andere Städte der Toskana, Umbriens, der Marken, der Lombardei, des Veneto usw. erhellend gewesen, zumal auf Sizilien sich nur in Messina eine „bürgerliche" Führungsschicht entwickelte. Viel Raum ist den einzelnen großen Familien der Stadt gewidmet, von denen manche norditalienischer und griechischer Herkunft waren. Grundlage ihrer Führungsstellung war neben Wirtschaftskraft auch Bildung, wie im Falle der Juristenfamilie der Crisafi (*borghesia di toga*). Hier und in den folgenden Kapiteln über Erbschaftsangelegenheiten, die Verbindung der Oligarchie mit der Kirche als Versorgungsinstitut, die Fürsorge u. a. sind die Testamente die wichtigste Quelle. Aus ihnen bietet die Verfasserin mit ausführlichen Zitaten reiche Alltagsgeschichte. Gelegentlich hätte man sich etwas mehr Rechtsgeschichte (etwa bzgl. der Stellung der Juden) gewünscht. Nach vielen Arbeiten der letzten Jahre über Messina (besonders Pispisa) ist das Buch ein weiterer wichtiger Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Städte des *mezzogiorno*. Peter Herde

La Valle d'Agrò: un territorio, una storia, un destino. Convegno Internazionale di Studi, Hotel Baia Taormina – Marina d'Agrò (Messina), 20–22 febbraio 2004. I: L'età antica e medievale, a cura di Clara Biondi, Machina philosophorum: testi e studi dalle culture euromediterranee 11, Palermo (Officina di Studi Medievali) 2005, 270 S., Abb., Kt., ISBN 88-88615-53-9, € 35. – Ziel des internationalen Kongresses vom Februar 2004, dessen Bericht erfreulich schnell veröffentlicht wurde, war die wissenschaftliche Behandlung eines eng umschriebenen geographischen Raums, der Valle d'Agrò im nordöstlichen Sizilien, unter historischen, geographischen, wirtschaftlichen, religiösen und kunstgeschichtlichen Aspekten. Die Valle d'Agrò stellt einen sehr interessanten historisch-geographischen Raum dar, der in zeitlicher Abfolge im Schnittpunkt verschiedener Kulturen lag, in unmittelbarer Nähe des *stretto di Messina* eine hohe strategische Bedeutung hatte und das Spannungsfeld zwischen dem ländlichen Raum und dem urbanen Zentrum Messina dokumentiert. Der erste Band dieses Kongressberichts, der (am Rande) die Antike und vor allem das Mittelalter behandelt und hier angezeigt werden soll, ist in drei Hauptteile gegliedert: In drei Beiträgen werden die politischen und institutionellen Rahmenbedingungen behandelt („assetto politico e istituzionale" S. 19–74), die folgenden fünf Aufsätze widmen sich unter geohistorischen Gesichtspunkten dem Territorium und der Infrastruktur („territorio e infrastrutture" S. 75–168), es schließen sich weitere fünf Beiträge zur Kloster- und Kunstgeschichte an („religiosità e patrimonio artistico" S. 169–234), die Veröffentlichung wird durch eine ausführliche Zusammenfassung von H. Bresc und eine umfassende Bibliographie zum behandelten Thema abgerundet. Der Aufsatz von A. Nef (Les monts Péloritains et les Nébrodes orientales de la domination islamique à l'époque des Hauteville, S. 19–38) stellt die demographische Struktur dieses Gebiets in arabischer und normannischer Zeit in den Vordergrund der Betrachtung. Zum Grad der „Islamisierung" Nordostsizilien betont die Autorin zurecht, dass Aussagen zur administrativen und demographischen Abgrenzung aufgrund der sehr dürftigen Quellenlage nur mit größter Vorsicht getroffen werden können. Vieles deutet auf Analogien zu Kalabrien hin: eine überwiegend „griechische" Bevölkerung unter einer relativ lockeren arabischen Herrschaftsstruktur, die allerdings punktuell auch sehr repressiv werden konnte. Für die normannische Eroberung der Insel war das Hinterland von Messina von größter strategischer Bedeutung, der Ausbau der Zentralgewalt wurde gegenüber Feudalstrukturen betont. Parallel hierzu beleuchtet F. Martino (Messina e il suo distretto. Dalla „fidelitas" all'esercizio della giurisdizione, S. 39–56) die kommunalen Autonomiebestrebungen Messinas, die zwar Schwankungen unterlagen, für das *Regno* allerdings durchaus als bemerkenswert einzuschätzen sind. C. Biondi („... de Fortilicio Agro": due

documenti inediti del Tabulario del monastero di San Nicolò l'Arena di Catania, S. 57–74) bietet auf der Basis der Edition zweier Urkunden aus dem Bestand von S. Nicolò l'Arena von 1399 und 1468 einen Einblick in die Besitzverhältnisse und die Strukturierung der lokalen Führungsschicht. Nach einer Bestandsschilderung der Erkenntnisse zur Valle d'Agrò in römischer Zeit durch A. Pinzone (Indagine su una microarea: la Val d'Agrò in età romana, S. 77–95) geht L. Arcife der Verkehrs- und Siedlungsstruktur in byzantinischer und normannischer Zeit nach (Viabilità e insediamenti nel Val Demone. Da età bizantina a età normanna, S. 97–114). In dieser sehr überzeugenden Studie belegt die Autorin, dass ausgehend von spätrömischen Straßen in byzantinischer Zeit besonders Nord-Süd-Verbindungen aus militärischen Zwecken ausgebaut wurden, die alle wichtigeren griechischen Klöster in diesem Gebiet tangierten. Dieses Straßensystem wurde in normannischer Zeit fast unverändert übernommen und kaum modifiziert. Der Val Demone war – trotz topographischer Probleme – nicht nur verkehrsmäßig gut erschlossen, sondern bot auch durch die zahlreichen *fiumare* ausreichend Wasserressourcen, die die demographische und wirtschaftliche Entwicklung dieses Gebiets im Mittelalter entscheidend prägten (H. Penet, Le paysage des „fiumare" messinoises à la fin du Moyen âge, S. 115–132). Die wirtschaftliche Situation von Randazzo im 15. und 16. Jh. behandelt D. Ventura (Mondo rurale e Valdemone nel tardo medioevo, S. 133–152). Bemerkenswert ist der Aufstieg von einer kleinen Gebirgsgemeinde zu einem nicht unbedeutenden Mittelzentrum, das urbane Strukturen ausbilden konnte. M. Scarlata (Dalla percezione alla rappresentazione: il paesaggio storico della Valle d'Agrò fra Medioevo e Età moderna, S. 153–168) streicht die Bedeutung der kartographischen Zeichnungen von Camillo Camiliani (Ende 16. Jh.) für die historische Geographie, aber auch für die sizilianische Kultur- und Wissenschaftsgeschichte des 16. Jh. heraus. Im dritten Kapitel ediert V. von Falkenhausen (La fondazione del monastero dei SS. Pietro e Paolo d'Agrò nel contesto della politica monastica dei Normanni in Sicilia, S. 171–179), das Gründungsprivileg des Klosters von 1115 oder 1116, das nur in einer lateinischen Übersetzung von Costantino Lascaris (Ende 15. Jh.) überliefert ist, und ordnet die Klostergründung in die normannische Klosterpolitik ein. Zwei ebenfalls neu edierte Urkunden aus dem 13. Jh. (1236 und 1246) erweitern die Kenntnisse zur Kloster- und Besitzgeschichte dieses Zeitraums (N. Mirabella, Testimonianze inedite del secolo XIII riguardanti due monasteri del Val Demone, S. 181–196). H. Bresc streicht die Bedeutung der griechischen Klöster in diesem Gebiet für die Spiritualität der Bevölkerung im 14. und 15. Jh. heraus (Les territoires de la grâce. les Péloritaines, XIVe–XVe siècles, S. 197–209). D. Ciccarelli faßt die Informationen aus den staatlichen Visitationen des 16. Jh. zu den griechischen Klö-

stern SS. Pietro e Paolo d'Agrò, S. Maria di Mandanici, S. Salvatore de Placa und SS. Pietro e Paolo di Itala zusammen (La Valle d'Agrò nelle sacre regie visite (secolo XVI), S. 211–223). Den Abschluß bildet eine Zusammenfassung zur kunstgeschichtlichen Entwicklung des Val Demone in normannischer und staufischer Zeit durch C. Guastella mit reichem Bildmaterial (Aspetti della cultura artistica nel Valdemone in età normanna e sveva: note e riflessioni, S. 225–244). Vorliegende Veröffentlichung bietet auf der Basis regionalgeschichtlicher Untersuchungen reiches Material für weitergehende Studien und Vergleichsbetrachtungen mit anderen geographischen Räumen. Die disziplinäre Breite der einzelnen Beiträge kann zumindest in diesem Fall als gelungen betrachtet werden und in methodologischer Hinsicht als Beispiel für weitere Unternehmungen dienen. Die Lektüre dieser anspruchvollen und gleichzeitig abwechslungsreichen Publikation ist in jedem Fall äußerst lohnend.

Thomas Hofmann

Valentina Vigiano, L'esercizio della politica. La città di Palermo nel Cinquecento, premessa di Francesco Benigno, I libri di Viella 45, Roma (Viella) 2004, IX, 275 pp., ISBN 88-8334-154-6, € 25. – ‚Palermo città aperta': è questa l'*imago urbis* che emerge dallo studio di Valentina Vigiano il cui oggetto è la capitale cinquecentesca del Regno di Sicilia. L'A. inquadra, attraverso l'analisi dell'evoluzione demografica cittadina e delle trasformazioni che avevano interessato l'assetto urbano nel corso della prima età moderna, una realtà variopinta, *in progress*, alla quale è difficile attribuire un'etichetta dal significato univoco. Così, senza sacrificare la complessa molteplicità dei processi che regolavano l'esistenza di ciascuno dei protagonisti della vita cittadina, Vigiano evidenzia e svela la flessibilità di tale esempio urbano. In esso potevano esprimersi „differenti modelli aggregativi" a seconda dell'„orizzonte d'attesa" proprio di ogni singolo abitante di quella che era una città d'antico regime. A Palermo esisteva un sistema corporativo „fluido" nel quale la capacità professionale tendeva a prevalere sul requisito della cittadinanza considerato, invece, determinante nella maggior parte delle realtà civiche coeve. Tale criterio meritocratico riconosciuto dalle corporazioni aveva reso possibile, insieme alla garanzia della libera competizione per l'accesso alla *giurazia* – istituto fulcro della politica palermitana – e ad un atteggiamento aperto verso le immigrazioni, la nascita e il consolidamento di una classe dirigente mobile e variegata. La nascita di un ceto dirigente relativamente stabile, anche in contesto tanto oscillante e mutevole, contribuiva all'affermazione di una sorta di „ideologia civica" determinata dall'esigenza dell'*élite* cittadina di rivendicare per Palermo il ruolo di capitale del Regno e di rafforzare, così, la propria posizione. La stessa azione politica dei viceré inviati da Madrid per governare

l'isola non poteva sfuggire alla pressante dinamica della rivalità Palermo-Messina – l'A. si sofferma, in particolare, sul progetto politico del viceré Juan de Vega volto alla creazione di un regno bicefalo che assecondasse le pretese messinesi sul ruolo di *caput regni* – ed era orientata a sostenere o, piuttosto, a boicottare il blocco di potere che dominava Palermo. Avevano ubbidito alla medesima logica anche le modifiche dell'assetto urbano che avevano investito la città nel Cinquecento: se il passaggio dalla struttura urbana monoassiale quattrocentesca a quella quadripartita conferiva alla città l'aspetto di un centro burocratico, la decisione di edificare un nuovo molo era stata determinata dalla necessità di arginare le ambizioni della rivale Messina e le aspirazioni della classe dominante peloritana. Un approccio metodologico che coniuga gli strumenti tradizionali della storia politica con gli itinerari segnati dalla microstoria è, così, un efficace strumento per tratteggiare una realtà generale senza perdere di vista le peculiarità individuali. Rafaella Pilo

VERZEICHNIS DER REZENSENTEN

Thomas Bardelle
Giulia Barone
Stefan Bauer
Riccardo Bavaj
Julia Becker
Wolfram Benziger
Patrick Bernhard
Martin Bertram
Christian Blasberg
Peter Blastenbrei
Thomas Brechenmacher
Swen Holger Brunsch
Alessandro Catalano
Chiara Cesarini
Maurizia Cicconi
Mariarosa Cortesi
Werner Daum
Antje Dechert
Arnold Esch
Martin Faber
Andreas Fischer
Patrizio Foresta
Irene Fosi
Massimo Carlo Giannini
Dieter Girgensohn
Gritje Hartmann
Peter Herde
Peter Hersche
Thomas Hofmann
Uwe Israel
Jochen Johrendt
Andreas Kiesewetter
Árpád von Klimó
Lutz Klinkhammer
Alexander Koller
Ralf Lützelschwab
Mario Marrocchi
Michael Matheus
Ricarda Matheus
Antonio Menniti Ippolito
Andreas Meyer
Giuliano Milani
Ruth Nattermann
Wenke Nitz
Tiziana Noce
Rafaella Pilo
Andreas Rehberg
Folker Reichert
Volker Reinhardt
Thomas Schlemmer
Ludwig Schmugge
Matthias Schnettger
Christiane Schuchard
Friedemann Scriba
Daniel Siegmund
Simone Steinmeier
Thomas Szabó
Michael Thöndl
Moritz Trebeljahr
Alessandra Veronese
Jörg Voigt
Frank Vollmer
Hubert Wolf
Hannelore Zug Tucci

ALPHABETISCHES VERZEICHNIS DER AUTOREN DER IN DEN BESPRECHUNGEN ANGEZEIGTEN SCHRIFTEN

Aiello, L. 747
Aimerito, F. 878
Ait, I. 830
Alberigo, G. 743
Albertoni, G. 735
Alberzoni, M. P. 704, 727, 732, 733
Alfonso, I. 714
Alonso, C. 833
Althoff, G. 718
Ammannati, G. 786
Andenmatten, B. 735
Andenna, C. 729
Andenna, G. 727, 728, 733, 782
Andermann, K. 754
Arbizzoni, G. 802
Arcife, L. 968
Ardenna, G. 724
Arnaldi, G. 721
Arnold, D. 792
Arslan, A. 755
Arslan, E. A. 880
Arvidson, A. 875
Ascheri, M. 707, 738
Aurigemma, G. 937
Azzara, C. 879
Azzaro, P. 857

Baggio, S. 879
Baima, M. 876
Baioni, M. 858
Baldassari, M. 944
Baldassarri, A. 701
Baldini, M. G. 772
Ballini, P. L. 907
Barbero, A. 714
Barbier, J. 722
Barbieri, E. 728
Barbu, M. 959
Barcham, W. 746
Barlava, D. 787
Barone. G. 705
Barret, S. 730
Barthélemy, D. 714
Bartocci, A. 707
Bartoli Langeli, A. 879, 923
Basteri, M. C. 821
Bastianoni, C. 708
Bauer, F. A. 932
Behrmann, C. 744
Bellassai, S. 874
Bellavitis, A. 821
Bellomo, M. 708
Bellone, E. 878
Belloni, C. 887
Benedetti, M. 704
Benedetto, S. A. 876
Benfatti, C. 911
Benigno, F. 969
Benziger, W. 737
Berschin, W. 758
Bertram, M. 736
Bettotti, M. 735
Bevilacqua, M. 821
Bianca, C. 743
Bianchi, F. 890
Bicchierai, M. 918
Biondi, C. 967
Birocchi, I. 708
Biscaglia, C. 708
Blockley, P. 879
Blondy, A. 839
Blunt, A. F. 845
Boaga, E. 734
Boesch, S. 721
Böhmer, J. F. 789
Bolgiani, F. 756
Bonaccorso, G. 821
Bonacini, P. 893
Bonardi, M. T. 876
Borchardt, K. 738
Boriosi, M. 959
Boshof, E. 895
Bottari, G. 704
Bottaro, F. 890
Bougard, F. 714, 722
Bova, G. 959
Boyer, J.-P. 959
Brambilla, E. 747, 754
Brancoli Busdraghi, P. 714
Breccia, G. 963
Breitenstein, M. 724
Bresc, H. 967
Bricchetto, E. 755
Brilli, A. 846
Broekmann, T. 953
Brogiolo, G. P. 880
Brugnoli, A. 879
Brunetti, L. 921

Brunettin, G. 811
Brunsch, S. H. 722
Bruzelius, C. 961
Buc, P. 715
Büchel, D. 744
Bues, A. 750
Bührer-Thierry, G. 722
Bünz, E. 763
Burgwyn, H. J. 863
Burkard, D. 754

Caby, C. 716, 728, 731, 743
Caciorgna, M. T. 949
Caffiero, M. 942
Cagnin, G. 739, 909
Caimi, R. 880
Calame, C. 719
Cambria, A. 755
Cammarosano, P.
Cancian, P. 735
Caporosso, D. 880
Capuzzo, P. 874
Carbonetti Vendittelli, C. 706
Cariboni, G. 732
Carile, A. 900
Casamassima, A. 888
Cassandro, M. 708
Castelnuovo, G. 735
Cattana, V. 728
Cattaneo, C. 880
Cavalcanti, E. 721
Cavazza, S. 847, 872
Cavina, M. 911
Ceccarelli, F. 821
Cecchini, E. 802
Cesaretti, P. 785
Chaniotis, A. 719
Chiappa, B. 888
Chiavazza, C. 865
Ciappelli, G. 713
Ciccarelli, D. 968
Citeroni, R. 704
Citeroni, R. 734
Clough, C. H. 829
Coelho, V. A. 830
Cohen, T. V. 836
Colao, F. 851
Colarizi, S. 870
Colasanti Migliardi, G. 906
Colli, G. 707
Collodo, S. 704
Colonna, F. 937
Condorelli, O. 736
Conetti, M. 708
Coppola, G. 735
Corigliano, R. 781
Corsepius, K. 719
Cortese, M. E. 918
Cortonesi, A. 706
Cosma, R. 711
Costantini, M. 901
Coulet, N. 740, 959
Cracco Ruggini, L. 721
Cracco, G. 704, 720
Cremascoli, G. 721
Crotti, R. 880
Cuoghi, D. 821
Curzel, E. 887
Cusato, M. F. 727
Cygler, F. 731

D'Acunto, N. 704, 724, 731
D'Amelia, M. 852
D'Amico, G. 868
D'Angelis, A. 708
D'Esposito, F. 747
D'Ilario, G. 781
Dagens, C. 721
Dal Pino, F. A. 704, 728
Dalle Carbonare, M. 880
Dandelet, T. 832
Dannenberg, L.-A. 733
Dartmann, C. 718
Davies, W. 723
de Blaauw, S. 745
De Cevins, M.-M. 959
de Courcelles, D. 743
De Francesco, D. 927
De Frede, C. 708
De La Roncière, C. M. 918
De Leo, P. 732
De Marchi, P. M. 880
De Matteis, M. C. 781
De Robertis, R. 772
De Rubeis, F. 723
De Sandre Gasparini, G. 703
Debernardi, P. G. 724
Degrassi, D. 735
Del Monte, M. 700
Del Negro, P. 902
Del Torre, G. 754
Delacroix-Besnier, C. 743
Delcorno, C. 704
Dell'Omo, M. 724, 728
Dell'Oro, G. 754
Della Torre, G. 701
Delumeau, J. P. 918
Demo, E. 735
Denjean, C. 740
Depreux, P. 715, 723
Deramaix, M. 743
Déroche, V. 716
Dianzani, M. U. 878
Dolezalek, G. 737
Donati, C. 752, 753
Donghi, R. 728
Drendel, J. 740
Dubini, M. 747

Eibl, E.-M. 763
Elam, C. 830
Elm, K. 732
Emich, B. 744, 750, 914
Erben, D. 745
Erkens, F.-R. 895

Ernot, I. 876
Esch, A. 705, 708, 711, 904
Esposito, A. 703, 705, 830, 921
Esposito, D. 937
Everett, N. 920

Fabbrici, G. 821
Falcone, G. 949
Falkenhausen, V. von 968
Fallace, W. E. 830
Fassò, A. 759
Favale, A. 872
Fees, I. 897
Feller, L. 723, 879, 951
Felten, F. J. 726
Ferrary, J.-L. 708
Ferrone, V. 756
Finotti, A. 893
Firpo, M. 835
Fissore, G. G. 735
Flachenecker, H. 753
Flüeler, C. 813
Folin, M. 821
Fonseca, C. D. 727, 728, 730
Forbelli, M. L. 784
Fosi, I. 845, 916
Fowler-Magerl, L. 778
Fragnito, G. 838
Francescani, G. 918
Fratini, L. 772
Frenz, T. 765
Fried, J. 768
Friedländer, P. 785
Frioli, D. 704
Frova, C. 878
Fubini, R. 713, 743

Gaisser, J. H. 830
Galland, B. 931
Galli, P. 755
Garbellotti, M. 746
Garbini, P. 761
García y García, A. 738
Gardi, A. 916
Gasparri, S. 722, 879
Gatto Monticone, L. 876
Gatz, E. 754
Geary, P. 715
Gelting, M. H. 735
Ghetti, M. C. 708
Ghizzoni, M. 821
Giese, M. 795
Gilli, P. 742
Giordanengo, G. 708
Girardi, F. 898
Giuliani, C. 773
Godding, R. 720
Godet-Calogeras, J. F. 726
Godsey, W. D. 754
Goetz, H.-W. 722
Goez, E. 726
Golinelli, P. 701, 704
Goller, J. 913
Görich, K. 798
Gormans, A. 746
Gorse, G. L. 831
Gouwens, K. 829
Graber, R. 762
Gramain, A. 951
Grégoire, R. 728
Griggio, C. 910
Griguolo, P. 708
Grossi, P. 924
Gualdo Rosa, L. 770
Gualdo, G. 711
Gualin, J.-L. 739
Guastella, C. 969
Guazza, A. 878
Guglielmotti, P. 735
Guidi, R. L. 743
Guilleré, C. 740
Guyotjeannin, O. 739
Gvozdeva, K. 719
Haberstumpf, W. 902
Hageneder, O. 737
Hageneier, L. 790
Hankins, J. 770
Härtel, R. 735, 894, 913
Hartmann, G. 819
Hechelhammmer, B. 806
Heinz, A. 721
Heiss, H. 884
Held, H. G. 720
Herde, P. 737, 765
Heullant-Donat, I. 959
Heuser, P. A. 768
Holder-Egger, O. 788
Holtz, E. 763
Homonnai, S. 959
Hotz, B. 737
Houben, H. 726, 732, 957, 964
Hubert, É. 739
Hudson, J. 714

Ickx, J. 849
Imber, C. 720
Innocenti, P. 708
Ircani Manichini, P. 919
Isnenghi, M. 755
Israel, U. 810, 910

Jakovļeva, M. 752
Jamme, A. 741
Jenal, G. 721
Jöggi, C. 782
Jurlaro, R. 708

Kaiser, W. 776
Kamp, H. 715
Karapidakis, N. E. 902
Karsten, A. 744, 750
Kasten, B. 722
Kehnel, A. 725
Kent, F. W. 713
Klapisch-Zuber 717
Klueting, H. 754

Knaepen, A. 717
Knowles Frazier, A. 743
Kohl, U. 894, 913
Körmendy, K. 959
Kozur, W. 778
Kühme, W. 720
Kunde, H. 762

La Rocca, C. 722
La Rocca, C. 879
Labardi, A. 708
Lanaro, S. 755
Lanciotti, S. 802
Lanconelli, A. 706
Landau, P. 708, 736, 778
Landi, F. 747
Lanfranchi Strina, B. 905
Lavagnino, A. 867
Le Dantec, G. 740
Le Jan, R. 714, 722, 879
Le Pogam, P.-Y. 807
Leathers Kuntz, M. 743
Lechner, S. 882
Leduc, F.-X. 898
Lepschky Mueller, M. L. 907
Levin, M. J. 831
Licciardello, P. 796
Liguori, M. C. 874
Lind, Gunnar 753
Lindner, M. 762
Linehan, P. 708
Lobbedey, U. 782
Lomastro, F. 747
Lombardo, M. L. 706
Longo, O. 755
Loré, V. 722
Lori Sanfilippo, I. 706
Loschiavo, L. 708
Lucchesi, M. 708
Lucioni, A. 723, 730
Ludwig, T. 762
Luhmann, N. 750, 957
Lunardi, G. 730

Macino, F. 708
Madas, E. 959
Maffei, D. 707
Maffei, P. 707
Magnani, E. 723
Maida, B. 863
Mainoni, P. 735, 881
Malaguti, G. 699
Mallett, M. 713
Malocchi, P. 880
Maltezou, C. 901
Mangiano, E. 878
Marcato, D. 835
Marcelli, N. 708
Marek, P. 842
Margiotta Broglio, F. 756
Mariani Canova, G. 728
Markus, R. A. 722
Marsch, M. 817
Martellozzo Forin, E. 708
Martin, J.-M. 953
Martino, F. 967
Martinoli, L. 708
Mastrelli Anzilotti, G. 735
Mastruzzo, A. 786
Mattone, A. 708
Matz, J.-M. 959
Maurer, G. 946
Maurice, P. 740
Mazzone, U. 754
Mazzotti, M. 772
McClung Hallman, B. 829
Mecacci, E. 709
Melville, G. 718, 724, 729
Menant, F. 738
Meneghini, R. 937
Menozzi, D. 756
Merlo, G. G. 704
Merolla, M. 870
Merz, J. 845
Messa, P. 726

Meyer, A. 737, 920
Miazzo, L. 880
Miccoli, G. 757
Michler, A. 711
Middendorf, U. 719
Miethke, J. 813
Miglio, A. 723
Miglio, M. 935
Milani, G. 717
Milis, L. 715
Millet, H. 959
Mirabella, N. 968
Mittermüller, F. 913
Mocarelli, L. 752
Modigliani, A. 934
Moeglin, J. M. 715
Monfasani, J. 743
Montanari, D. 754
Montorzi, M. 709
Mordini, M. 923
Morenzoni, F. 735
Moretti, I. 918
Moro, R. 756
Mörschel, R. 752
Mosciatti, A. 817
Mouren, R. 743
Mueller, R. C. 902, 906
Müller, A. 726
Müller, H. 737
Murano, G. 764
Murgescu, B. 753
Muschiol, G. 782
Myers, W. D. 831

Nagel, A. 831
Nardozza, M. 709
Naso, I. 877
Nebbiai-dalla Guarda, D. 959
Nef, A. 967
Negri di Montenegro, C. 899
Neiske, F. 725
Nequirito, M. 754

Neri, V. 699
Newman, B. 782
Niccoli, O. 743
Nico Ottavini, M. G. 925
Nonni, G. 802
Norelli, E. 719
Nörr, K. W. 736
Notari, S. 709
Nuovo, A. 709

Obermair, H. 886
Oberste, J. 731
Oesterle, J. R. 720
Oliva, A. M. 709
Olivari, T. 708
Olivieri, A. 739
Onesta, A. 876
Orlando, E. 888, 896
Ortalli, F. 905
Ortalli, G. 704, 901
Osmond, P. J. 829
Osten, E. von der 720
Osterhammel, J. 701

Padoa-Schioppa, A. 757
Padovani, A. 709
Pagani, A. 928
Pagano, S. 917
Palazzi, M. 875
Palermo, L. 705
Panarelli, F. 725, 728, 731, 959
Pancer, N. 714
Paoli, U. 729
Papaccio, G. 918
Paravicini Bagliani, A. 704
Paravy, P. 743
Parmigiani, N. 929
Passatelli, R. 873
Passigli, S. 949
Pastore, A. 746
Pastori Bassetto, I. 747
Pécout, T. 959
Peer, O. 884
Pegeot, P. 959
Pejrani Baricco, L. 724
Pellegrini, L. 704, 728
Pellegrini, M. 923
Penco, G. 728
Penet, H. 968
Pera, L. 949
Petersson, N. P. 701
Petitmengin, P. 743
Petrucci, A. 786
Picasso, G. 727, 730
Pin C. 841
Pinto, G. 917
Pinzone, A. 968
Pirillo, P. 917
Pittarello, O. 888
Pizzorusso, G. 822
Platanis, G. 710
Plöger, K. 814
Poidomani, G. 747
Pomata, G. 876
Poncet, O. 741
Porcini, I. 875
Porta, D. 880
Porta, P. 700
Pozza, M. 893
Price Zimmermann, T. C. 829
Prinz, F. 722
Prinzivalli, E. 721
Prodi, P. 749, 754, 757, 774
Pronti, A. 929
Provero, L. 722

Quaglioni, D. 743

Ragg, S. 779
Rahner, K. 701
Ranchetti, M. 854
Ranghaiasci, L. 939
Rauty, N. 919
Ravedoni, C. 880
Ravegnani, G. 901
Redon, O. 738
Regni, C. 925
Rehberg, A. 934
Rehberg, K.-S. 725
Reinhard, W. 749, 751
Reinhardt, V. 744, 749
Reismann, B. 913
Reiss, S. E. 829
Reltgen-Tallon, A. 743, 959
Reyerson, K. 740
Reynolds, A. 830
Rhodes, D. E. 709
Ricciardi, A. 791
Rigon, A. 728
Rischbieter, J. L. 948
Rizzo, T. L. 709
Röcke, W. 719
Röckelein, H. 782
Roeck, B. 926
Rohmann, G. 745
Röhrkasten, J. 733
Roilo, C. 884
Romero, F. 874
Ronzani, M. 918
Ropa, G. 700
Rosa, M. 825
Roser, H. 746
Rossetti, S. 939
Rossi, M. 703, 709, 821
Rossi-Doria, A. 876
Rosso, P. 878
Rovelli, A. 880
Rubinstein, N. 713
Rudolph, H. 719
Ruggeri, A. 949
Rundle, D. 743
Rusconi, R. 726, 733
Rychterova, P. 727

Sala, A. 881
Salvestrini, F. 918
Sandri, L. 747

Sanfilippo, M. 710, 822, 824
Sanga, G. 879
Sansterre, J.-M. 715
Santangelo Cordani, A. 709
Santinelli, E. 723
Santoro, D. 965
Saperi, R. 937
Sarbak, G. 959
Sartori, F. 906
Sassi, M. G. 802
Saur, M. 719
Savelli, R. 709
Sbarbaro, M. 804
Scalon, C. 910
Scalpellini, E. 872
Scarcia, G. 739
Scarlata, M. 968
Scartazzini, G. A. 956
Schenk, G. J. 718
Schieffer, R. 762
Schimmelpfennig, B. 737
Schlichte, A. 955
Schmidt, T. 736
Schmugge, L. 737, 817
Schneider-Schmugge, H. 817
Schneidmüller, B. 719, 783
Schuchard, C. 937
Schudt, L. 939
Schulz, J. 895
Schulz, K. 903, 937
Schwarz, B. 737, 763
Scimè, G. 700
Segre Montel, C. 878
Seidel, M. 948
Serrai, A. 709
Sherr, R. 830
Silvano, G. 891
Simoncini, G. 936
Simonetti, M. 721
Smith, B. 876
Snyder, M. T. 747
Soffietti, I. 878
Soldini, N. 821
Speciale, L. 716
Speridei, S. 937
Špidlik, T. 701
Spinelli, G. 728
Stagni, E. 786
Steinführer, H. 763
Steinicke, M. 717
Stenhouse, W. 766
Sthamer, E. 957
Stinger, C. L. 830
Strangio, D. 936
Strassoldo, M. 912
Straw, C. 721
Studt, B. 816
Svalduz, E. 821

Tabbagh, V. 959
Taddeucci, S. 919
Tagliabue, M. 727
Tanner, K. 725
Taurino, A. 709
Tewes, G.-R. 737
Thompson, A. 800
Tikhonov, N. 876
Tishkin, G. A. 709
To Figueras, L. 723
Tolomelli, M. 875
Tomas, N. 829
Tönnesmann, A. 926
Tontini, A. 802
Toomaspoeg, K. 732, 964
Tóth, I. G. 710, 753
Trampedach, K. 720
Trampus, A. 754
Tranfaglia, N. 862
Troje, H. E. 709
Trolese, F. G. B. 728

Ullrich, B. 744

Van Uytfanghe, M. 722
Vanga, M. 709
Vaquero Piñeiro, M. 707, 830, 936
Varanini, G. M. 703, 734, 879, 888
Velten, H. R. 718
Venard, M. 743
Ventura, A. 908
Ventura, D. 968
Verdier, R. 715
Verger, J. 743
Vergine, P. I. 709
Vezin, J. 931
Vezzosi, E. 874
Viaggiano, A. 902
Vianello, A. 747
Vigiano, V. 969
Villa, A. 869
Vinci-Orlando, C. 898
Visceglia, M. A. 749
Viti, P. 771
Vlassi, D. 902
Vogtherr, T. 763
Voltolina, G. 781

Waley, D. 713
Wassilowsky, G. 748
Weber, F. 951
Weigand, R. 778
Weigel, P. 817
Weinfurter, S. 717, 797
Werner, M. 763
Wesjohann, A. 726
Wetzstein, T. 737
White, S. 714
Wickham, C. 919
Willich, T. 808
Wirtz, C. 902
Wolf, H. 748,
Wolff, H. 895
Wolk-Simon, L. 830

Yotopoulou-Sicilianou, E. 902

Zagarrio, V. 860
Zaggia, M. 827
Zamponi, S. 772
Zecchino, O. 709
Zerner, M. 739
Zielinski, H. 789
Zirpolo, L. H. 844
Zitzlsperger, Ph. 744
Zocca, E. 700
Zöllner, W. 763
Zordan, G. 893
Zorzoli, M. C. 709
Zunkel, J. 750

Eduard Sthamer

Dokumente zur Geschichte der Kastellbauten Kaiser Friedrichs II. und Karls I. von Anjou

Band I: Capitinata (Capitanata) (Reprint der Ausgabe 1912)
Band II: Apulien und Basilicata (Reprint der Ausgabe 1926)

2. Auflage 1997. X, V, 175 und VIII, 210 Seiten. Ln € 58.–.*
ISBN 978-3-484-70038-3

Das Sthamersche Werk ist die Darstellung und Dokumentation der Kastellbauten der Hohenstaufen und der Anjou in Süditalien sowie der damit verbundenen Verwaltungsorganisation im 13. Jahrhundert. Es handelt sich um einen unveränderten Nachdruck der vor und nach dem 1. Weltkrieg in kleiner Auflage publizierten und inzwischen schwer auffindbaren Originalausgabe einer mustergültigen mediävistischen Quellenpublikation. Sie ist grundlegend für die politische, die Verwaltungs- und die Landesgeschichte Süditaliens im 13. Jahrhundert sowie die Kunst- und Architekturgeschichte und die mittelalterliche Bautechnik.

Band III: Abruzzen, Kampanien, Kalabrien und Sizilien

Auf der Grundlage des von Eduard Sthamer gesammelten Materials bearbeitet von Hubert Houben
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut in Rom

2006. XXIV, 241 Seiten. Ln € 66.–.
ISBN 978-3-484-70042-0

Die Kastelle Friedrichs II. (1194–1250) im Königreich Sizilien haben seit jeher die Kunsthistoriker interessiert, der Verwaltungsapparat – von Karl I. von Anjou (1226–1285) weiter ausgebaut – dagegen die Historiker. Die Dokumente dazu im Staatsarchiv Neapel sind 1943 verbrannt, so dass das von Eduard Sthamer (†1938) gesammelte Material Quellenwert bekommen hat. Die Unterlagen für den dritten Band wurden erst 1993 wiederentdeckt und jetzt von Hubert Houben ediert. Die Urkunden sind wichtig für die Kunst- und Architekturgeschichte, die mittelalterliche Bautechnik, aber auch für die Verwaltungs- und Landesgeschichte Süditaliens im 13. Jahrhundert.

Päpste, Pilger, Pönitentiarie

Festschrift für Ludwig Schmugge zum 65. Geburtstag
Herausgegeben von Andreas Meyer, Constanze Rendtel und Maria Wittmer-Butsch

2004. XIV, 582, 2 Seiten. 8 Abb. Ln € 149.–. ISBN 978-3-484-80167-7*

Die Forschungsschwerpunkte von Ludwig Schmugge, seit 1979 Ordinarius für mittelalterliche Geschichte an der Universität Zürich und Herausgeber des »Repertorium Poenitentiariae Germanicum«, bilden den Rahmen dieser Festschrift, die ihm Schüler und Freunde zu seinem 65. Geburtstag widmen. Seinem Beispiel folgend, daß interessante Quellen es verdienen ediert zu werden, veröffentlichen zahlreiche Autoren in ihren Beiträgen bisher unbekannte einschlägige Quellen zur Geschichte des Papsttums, des mittelalterlichen Pilgerwesens und der päpstlichen Pönitentiarie.

Stagnation oder Fortbildung?

Aspekte des Kirchenrechts
im 14. und 15. Jahrhundert
Herausgegeben von Martin Bertram

2005. XV, 425 Seiten. 6 Abb. Ln € 62.–.
ISBN 978-3-484-82108-8
(Bibliothek des DHI in Rom. Band 108)

Mit diesem Band werden die Beiträge zu einer interdisziplinären Fachkonferenz vorgelegt, die im März 2003 am Deutschen Historischen Institut in Rom stattgefunden hat. Die spätmittelalterliche Periode des westlichen Kirchenrechts, die bisher gegenüber der sog. klassischen Zeit vernachlässigt wurde, wird sowohl von Historikern wie von Juristen beleuchtet. Ausgehend von einzelnen kirchlichen Institutionen und Rechtsmaterien versuchen alle Autoren, im Sinne der heuristisch gemeinten Leitfrage allgemeine Tendenzen des Kirchenrechts zu bestimmen. Der Schwerpunkt liegt auf den Institutionen der römischen Kurie und ihrer rechtsschöpferischen Praxis, wobei u. a. der bisher unterschätzte kanonistische Ertrag der langfristigen Quellenpublikationen (»Repertorium Germanicum«, »Repertorium Poenitentiariae Germanicum«) des DHI Rom hervorgehoben wird.

Thies Schulze

Dante Alighieri als nationales Symbol Italiens (1793–1915)

2005. VIII, 275 Seiten. 14 Abb. Ln € 42.–.
ISBN 978-3-484-82109-5
(Bibliothek des DHI in Rom. Band 109)

Im 19. Jahrhundert gehörte es zu den gängigen Vorstellungen italienischer Gelehrter, Dante (1265–1321) als Vorkämpfer der nationalen Einheit zu betrachten. Die Studie untersucht erstmals diesen Prozeß der nationalen Umdeutung von der Französischen Revolution bis zum Eintritt Italiens in den Ersten Weltkrieg und geht ausführlich auf akademische und politische Diskussionen, Dantefeste, Vereine, Denkmäler und den Schulunterricht ein. Sie zeigt, wie sich der nationale Dantekult bis 1861 in allen Regionen verbreiten konnte, nach der Gründung des italienischen Nationalstaates aber zunehmend auf Hindernisse stieß.

Annkristin Schlichte

Der »gute« König

Wilhelm II. von Sizilien (1166–1189)

2005. X, 395 Seiten. Ln € 58.–.
ISBN 978-3-484-82110-1
(Bibliothek des DHI in Rom. Band 110)

Die Regierungszeit Wilhelms II. von Sizilien (1166–1189) galt Zeitgenossen und Späteren als ›Goldenes Zeitalter‹ des Normannenreiches. Die Studie setzt sich das Ziel einer kritischen Bestandsaufnahme und Gesamtbilanz der Königsherrschaft Wilhelms II. Auf der Basis urkundlicher und erzählender Quellen werden die verschiedenen Bereiche königlichen Handelns – Verwaltung und Recht, Städte- und Kirchenpolitik, Wirtschaft und Handel, Stellung der Muslime und Griechen, Herrschaftsrepräsentation, Außenpolitik – untersucht. Dabei entsteht das Bild eines entschiedenen, aber auch prachtliebenden Königs.

Uwe Israel

Fremde aus dem Norden

Transalpine Zuwanderer im
spätmittelalterlichen Italien

2005. VIII, 380 Seiten. Ln € 54.–.
ISBN 978-3-484-82111-8
(Bibliothek des DHI in Rom. Band 111)

Diese Studie zeigt, daß Mobilität für die spätmittelalterliche Gesellschaft konstitutiv war. Gleichwohl fiel es den transalpinen Immigranten schwer, Kontakt zur alten Heimat zu halten, was ihre Akkulturation beförderte. Die anhand eines Tableaus italienischer Aufnahmestädte gefundenen Ergebnisse zu Zuwanderungsphasen, Migrantengruppen sowie Inklusions- und Exklusionsfaktoren werden in einer Mikrostudie am Beispiel der im Einzugsbereich Venedigs gelegenen Stadt Treviso vertieft. Es zeigt sich, daß die ›Fremden aus dem Norden‹ nicht ›fremder‹ waren als Zuziehende aus anderen Orten Italiens auch.

Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit

Herausgegeben von Michael Matheus

2006. Ix, 304 Seiten. Ln € 48.–.
ISBN 978-3-484-82112-5
(Bibliothek des DHI in Rom. Band 112)

Der Band versammelt im wesentlichen die Beiträge der gleichnamigen Tagung des Deutschen Historischen Instituts in Rom vom 29. bis 31. Oktober 2003. Darin werden sowohl die deutsch-italienischen Beziehungen der Nachkriegszeit, besonders unter dem Aspekt der Kulturpolitik, allgemein behandelt als auch die Geschicke der einzelnen Institute und Bibliotheken in Rom: das Deutsche Historische Institut, das Deutsche Archäologische Institut, das Römische Institut der Görres-Gesellschaft, die Villa Massimo, die Bibliotheca Hertziana, die Deutsche Bibliothek (das spätere Goethe-Institut) und die Deutsche Schule.

Jörg Erdmann

»Quod est in actis, non est in mundo«

Päpstliche Benefizialpolitik im ›sacrum imperium‹ des 14. Jahrhunderts

2007. IX, 340 Seiten. Ln € 48.–.
ISBN 978-3-484-82113-2
(Bibliothek des DHI in Rom. Band 113)

Der Einfluss der Päpste auf die Pfründenbesetzung im Mittelalter wird in der Forschung kontrovers diskutiert. Im Rahmen dieser EDV-gestützten Untersuchung soll für das 14. Jahrhundert ein genaueres Bild über den Einflusswillen und das Einflussvermögen der Kurie auf die Benefizienvergabe im *sacrum imperium* gewonnen werden. Eine Gegenüberstellung der in den päpstlichen Registern nachweisbaren Provisionen mit den tatsächlichen Pfründeninhabern vor Ort ergibt dabei für fast alle Benefiziengattungen im Reich den überraschenden Befund, dass der päpstliche Einfluss geringer war als vielfach vermutet.

Holger Berwinkel

Verwüsten und Belagern

Friedrich Barbarossas Krieg gegen Mailand (1158–1162)

2007. Ca. VIII, 330 Seiten. 15 Abb. Ln ca. € 46.–.
ISBN 978-3-484-82114-9
(Bibliothek des DHI in Rom. Band 114)

Um die Reichsherrschaft in Oberitalien führte Kaiser Friedrich I. Barbarossa von 1158 bis 1162 Krieg gegen die Kommune Mailand. Erstmals wird hier die militärische Geschichte dieser Jahre untersucht. Leitfragen sind die Beherrschbarkeit der hochmittelalterlichen Kriegführung als Mittel der Politik in der Hand Friedrichs I. und der Einsatz von Kriegstechnik für Belagerungen, die zusammen mit Verwüstungszügen die Hauptformen des Kriegs waren. Ergebnisse der neueren kriegsgeschichtlichen Mediävistik werden dabei auf lombardische Verhältnisse übertragen und überprüft.

Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. Borghese (1605–1621)

Herausgegeben von Alexander Koller

2007. Ca. 536 Seiten. Ln ca. € 76.–.
ISBN 978-3-484-82115-6
(Bibliothek des DHI in Rom. Band 115)

Der Sammelband enthält die Beiträge eines internationalen Kolloquiums des DHI Rom von 2005 zu den internationalen Beziehungen der römischen Kurie unter Paul V. Borghese auf der Grundlage der 2003 erschienenen dreibändigen Edition der päpstlichen Hauptinstruktionen dieses Pontifikats von Silvano Giordano. Neben allgemeinen Fragestellungen (Umsetzung der Reformen des Konzils von Trient, Jurisdiktion, Militärwesen, Verhältnis von Mikro- und Makropolitik) werden die (konfessions-)politischen Kontakte zwischen Rom und den wichtigsten Territorien des *orbis catholicus* (Legationen, Nuntiaturen) erörtert, wobei auch der außereuropäische Raum mit in die Betrachtung einbezogen wird.

Repertorium Poenitentiariae Germanicum

Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut in Rom

Der wissenschaftliche Beirat des Deutschen Historischen Instituts in Rom (DHI) hat im Jahr 1992 die Begründung einer parallelen Reihe zum »Repertorium Germanicum« beschlossen, das »Repertorium Poenitentiariae Germanicum«. Damit wird der Forschung ein weiteres wichtiges Quellenwerk aus dem Vatikanischen Archiv für die deutsche Geschichte des Spätmittelalters bereitgestellt. Alle Bände enthalten lateinische Regesten aus den Supplikenregistern der päpstlichen Pönitentiarie nebst diversen Indices. Die dort erstmals publizierten Texte enthalten unbekanntes Quellenmaterial für die Kirchen-, Sozial-, Landes- und Familiengeschichte des deutschsprachigen Raumes im Spätmittelalter.

Bereits erschienen:

Band I: Eugen IV. (1431–1447)

Bearbeitet von Ludwig Schmugge mit Paolo Ostinelli und Hans Braun

1998. XXVII, 166 Seiten. Geh. € 28.–.
ISBN 978-3-484-80150-9

Band II: Nikolaus V. (1447–1455)

Bearbeitet von Ludwig Schmugge unter Mitarbeit von Krystyna Bukowska und Alessandra Mosciatti

1999. XXXI, 364 Seiten. Geh. € 56.–.
ISBN 978-3-484-80155-4

Band III: Calixt III. (1455–1458)

Bearbeitet von Ludwig Schmugge und Wolfgang Müller

2001. XXIII, 354 Seiten. Geh. € 54.–.
ISBN 978-3-484-80156-1

Band IV: Pius II.

Bearbeitet von Ludwig Schmugge mit Patrick Hersperger und Béatrice Wiggenhauser

1996. XXXVI, 534 Seiten. Geh. € 79.–.
ISBN 978-3-484-80145-5

Band V: Paul II. (1464–1471)

Bearbeitet von Ludwig Schmugge unter Mitarbeit von Peter Clarke, Alessandra Mosciatti und Wolfgang Müller

2002. XXIX, 818 Seiten. Geh. € 122.–.
ISBN 978-3-484-80159-2

Band VI: Sixtus IV. (1471–1484)

Bearbeitet von Ludwig Schmugge unter Mitarbeit von Michael Marsch und Alessandra Mosciatti

2005. 2 Teile mit zus. XLIV, 1416 Seiten. Geh. € 198.–. ISBN 978-3-484-80160-8

In »Repertorium Poenitentiariae Germanicum VI« sind 7478 lateinische Regesten aus den Suppliken-Registern der Pönitentiarie, der obersten päpstlichen Bußbehörde, aus der Zeit Sixtus' IV. (1471–1484) ediert. Damit wird neben dem »Repertorium Germanicum« ein weiteres wichtiges Quellenwerk für die deutsche Geschichte unter dem bekannten Papst für die Forschung bereitgestellt.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22783 0624

5/07